Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

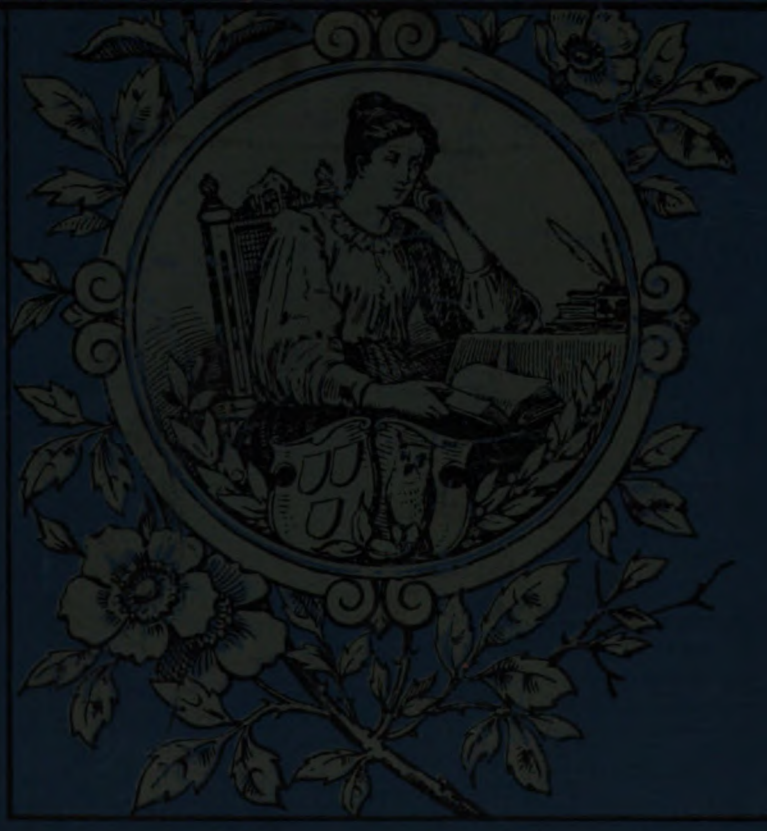
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

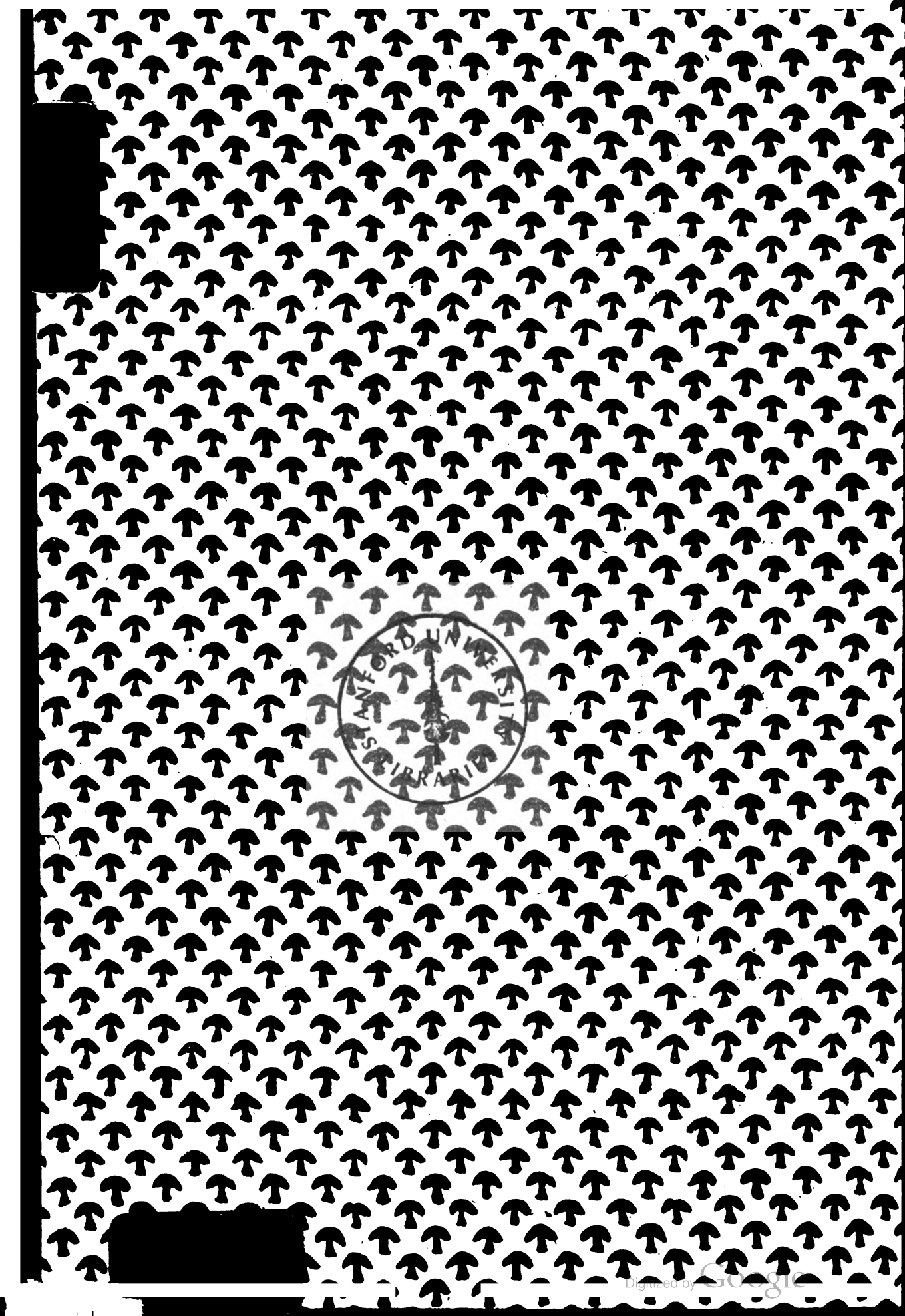
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

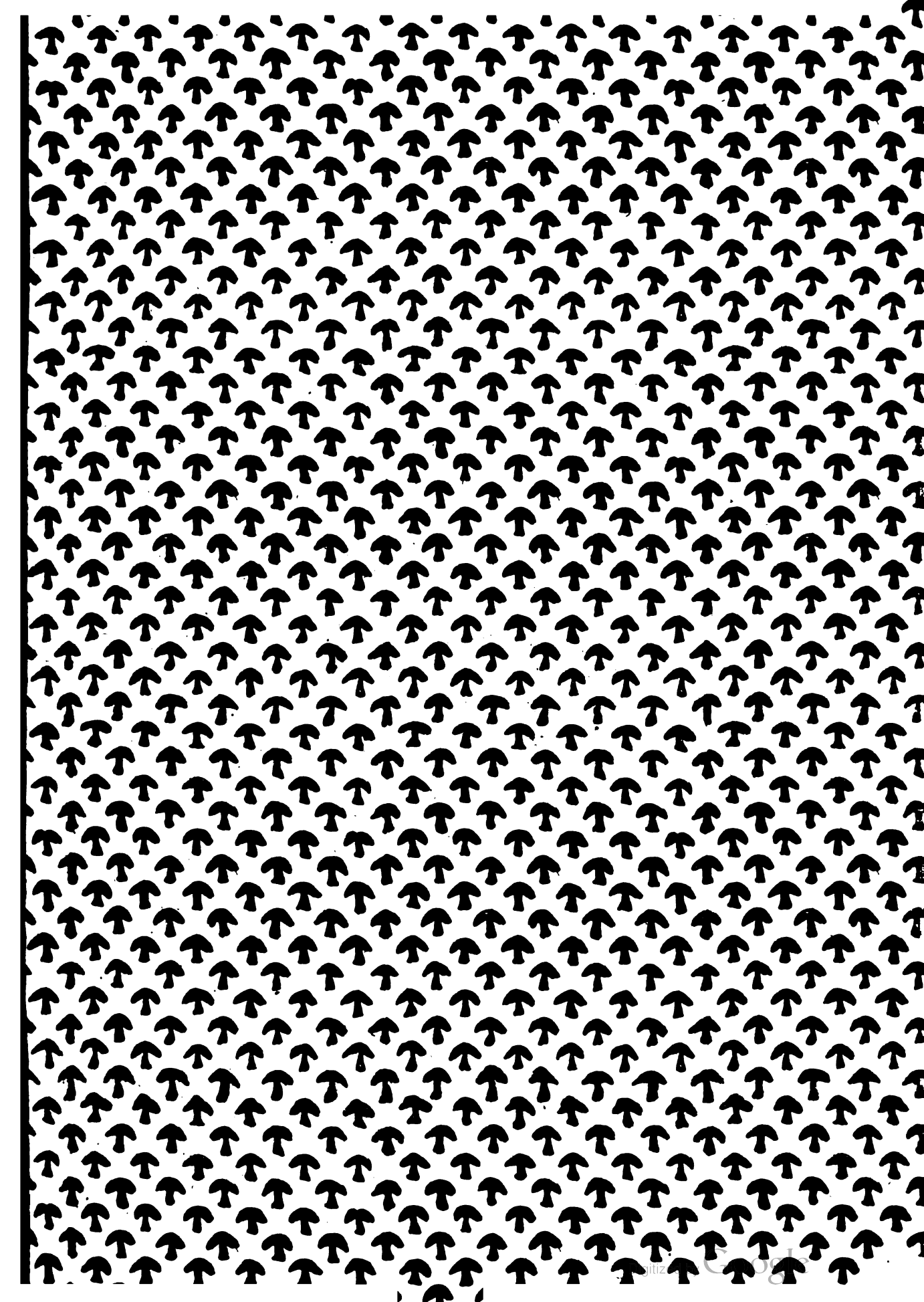
Die Frau

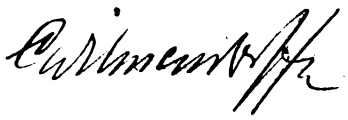
Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.



Digitized by Google


OXFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Zehnter Jahrgang. 1902—1903

Berlin

Verlag: W. Moeser Buchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

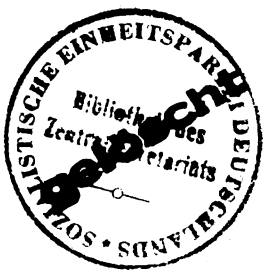
1903.

Digitized by Google

HQ11C3
F7
v.10
1902/03

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
NOV 21 1978

57679



Digitized by Google

Inhalt des zehnten Jahrganges.

Abhandlungen und Schilderungen.

Seite

Alice-Denkmal in Darmstadt, Die Enthüllung des 113
Altmann, S. P. Männliches und weibliches Denken 705
Bandmann, Tony. Tonbildung und Technik auf dem Klavier 406
Bäumer, Gertrud. Die Aussichten der Frau auf Zulassung zur lokalen Schulverwaltung 298
„ „ Der Tendenzcharakter des modernen Frauenromans 449
„ „ Vom bayerischen Frauentag 550
Beßmertny, M. Die russische Gesetzesreform zu gunsten der unehelichen Kinder . . . 48
„ „ Landwirtschaftlicher Unterricht für Frauen in Rußland 564
Bloch, Dr. Eduard. Die Zulassung der Frau zu den Gewerbegerichten 534
Brunnemann, Anna. Das Frauenschicksal in Max Klingers Radierungen 486
Bülow, Frieda Freiin von. Die Dichtung eines Fabrikarbeiters 530
„ „ „ „ Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas . . . 647
Clauß, Elisabeth. Frei zum Dienst 160
Eckart, Ilse. Die Frau und die Ehe im Licht der Naturwissenschaft 263
Gebauer, Alma. Altersheime oder Beihilfe zum Lebensunterhalt? 742
Goldmann, Dr. jur. Ernst. Ehestiftung als Gewerbe 129
Gottheiner, Dr. Elisabeth. Die wirtschaftliche Lage der gebildeten Arbeiterin . . . 413
„ „ „ Volkswirtschaftslehre als Unterrichtsgegenstand an der höheren Mädchenschule 662
Hasse, Else. Kunsterziehung 232
„ „ Ein Weltanschauungs-Roman (Offenbarungen des Wacholderbaums von Bruno Wille) 417
Hecht, Marie. Die Enthüllung des Grabdenkmals von Auguste Schmidt. (Mit Bild) 608
Herrmann, Agnes. Entwickelung und Organisation der weiblichen Handlungsgehilfen 326
Jahn, Hedwig. Die Einweihung des Asyls „Mariuccia" in Mailand durch Ada Negri. (Mit Bild) 321
Jahresanfang, Zum. Aus Marc Aurels Meditationen 193
Kroll, E. Gyges und sein Ring 349
„ „ Ein Stück Frauenarbeit im Fortbildungsschulwesen 456

Digitized by Google

		Seite
Lange, Helene.	Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit. (Mit Bild von Ellen Key)	1
„ „	Der Bund deutscher Frauenvereine in Wiesbaden	65
„ „	Zu dem Artikel: Der Schutz der deutschen Erzieherin in Sizilien	70
„ „	Der Letteverein im neuen Heim. (Mit Bildern von Frau E. Kaselowsky und Frau M. Stettiner)	71
„ „	Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern. (Selbstanzeige des Handbuchs der Frauenbewegung, Teil III)	115
„ „	Vom Tage	173
„ „	Wissen und sittliche Kultur	194
„ „	Streifzüge gegen den Dilettantismus. 2. Der Frauenfrage-Dilettantismus	293
„ „	Grundfragen der Mädchenschulreform	385
„ „	Vor der Reichstagswahl	513
„ „	Der Dresdener Lehrerinnentag	601
Meinradus, Else.	„Der arme Heinrich"	222
Meyer-Benfey, Heinrich.	Björnsons Erziehungsroman „Thomas Rendalen"	365
„ „	Ein Roman von der Arbeit	687
Michels, Dr. Robert.	Ein Kinderstreik	16
„ „	Die sozialistischen Frauen Italiens auf dem Kongreß zu Imola	152
„ „	Die Friedensbewegung in Italien	459
„ „	Die Frau als Streikende im Lohnkampf	752
Möhring, Elisabeth.	Die neue Frauentracht und ihre Voraussetzungen	170
Nemirowitsch Dantschenko, Wassil J.	Die russische Arbeiterin. Übersetzt von Roda-Roda	227
Netter, Dr. Oskar.	Die Bedeutung der Erziehung für die Bekämpfung der Kriminalität	476
Pappritz, Anna.	Neudeutsche Wirtschaftspolitik	140
„ „	Die Wohnungsnot und das preußische Wohnungsgesetz	641
Plehn, Ökonomierat.	Über Ernährung	353
„ **Anna L.**	Der moderne Wohnungsstil und die Frauen	75
„ „ „	Frauenkunst in den Berliner Ausstellungen im Sommer 1903	595
Poppenberg, Felix.	Aus Neapel und Florenz	5
Prévost, Marcel.	Über weibliche Geschworene. Übersetzt von Laura Feil	369
Regener, Edgar Alfred.	Deutsche Frauenlyrik der Gegenwart	553. 582
Salomon, Alice.	Die weibliche Gewerbeinspektion in Deutschland	94
„ „	Die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen	200
„ „	Die Jugendlichen in der Sozial- und Kriminalpolitik	430
Spitzer, Marie.	Zur bürgerlichen Rechtsstellung der Frau in Österreich	613
Strinz, Martha.	Der Mann in der modernen Frauenliteratur	103
„ „	Weihnachten auf einer südamerikanischen Estancia	137
Stritt, Marie.	Der internationale Frauenbund. (International council of women)	746
Tiburtius, Dr. med. Franziska.	Finnland als Sommerfrische	270
Wilbrandt, Dr. Robert.	Zur Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin	14
„ „	Frauen im Staatsdienst	257. 342
„ „	Kinderschutz und Heimarbeit	577

Digitized by Google

Biographien und Charakteristiken.

Seite

Bäumer, Gertrud. Der Dichter des „Jörn Uhl". (Mit Bild) 39
Beßmertny, M. Franziska Ellmenreich. (Mit Bild) 163
Düsterhoff, Klara. Miß Nancy Bailey 238
Lange, Helene. Ein Feldzug gegen den Alkohol. (Mit Bild von Mrs. Mary H. Hunt) 737
Märten, Lu. Käthe Kollwitz. (Mit Bild) 290
Poppenberg, Felix. Millet-Reflexe 330
„ „ Ein altspanisches Porträt 714
Raffow, Maria. Selma Lagerlöf und ihr Roman Jerusalem. (Mit Bild) 396
Strinz, Martha. Bettinens Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. (Mit Bild) . . 673
Widman, Herta. Malvida von Meysenbug † 516

Romane, Novellen und Skizzen.

Auerswald, A. von. Primiz 145
Bang, Hermann. Ihre Hoheit. Übersetzt aus dem Dänischen von E. E. Luis . . 20. 80
Buysse, Cyriel. Der Einsame. Übersetzt aus dem Holländischen von Rhea Sternberg 336
Ernst, Anna. Die Maikowski 518. 617
Ewald, Karl. Hedda. Übersetzt aus dem Dänischen von O. Reventlow 723
Hildrich, Else. Die Kath 547
Michaelis, Karin. Eine Nacht. Übersetzt aus dem Dänischen von M. Back 588
Rex, Ina. Vom Stamm gerissen 358
„ „ Nach der goldenen Hochzeit 605
Schanz, Frida. Der Beste 749
Siewert, Elisabeth. Frühe Kindheit II. 167
„ „ Der Größere 421. 464
Tolstoi, L. Vierzig Jahre. Übersetzt von R. Speyer 402
Bely, E. Bettchen Brennecke 206. 279
Wahlenberg, Anna. Bettys Promenade. Übersetzt aus dem Schwedischen von A. Stine 684
Westkirch, Luise. Die Gerechten 651
Wilber Tompkins, Juliet. Einer von Dreien. Übersetzt von A. Veith 491

Gedichte ꝛc.

Frei, Leonore. Wer sterben will 672
Herrmann, Helene. Meinem Dämon 306
Lüdemann, Luise. Nacht 581
Nonne, Else. Hochsommer 683
Tyrol, Marie. Märzenschnee 352
Von Frauen und über Frauen 38. 116

Digitized by Google

Erwerbstätigkeit.

Seite

Gesangunterricht, Ansichten von Laien über. Von Fr. Dr. Theile 627
Haushaltungsschulen, Zur Frage der, und der Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen 156
Kunststickerin, Die. Von L. Hagen 434
Schaufenster-Dekoration als Frauenerwerb. Von Hildegard Jacobi 691
Taubstummenanstalten, Lehrerinnen an. Von Hildegard Jacobi 49
Wegweiser für die Berufswahl. Besprochen von Dr. Ernst Goldmann 498
Zeichnerin, Die kunstgewerbliche. Von L. Hagen 240. 307

Zur Frauenbewegung.

Seite 51. 117. 184. 245. 310. 373. 437. 499. 566. 629. 692. 759.

Versammlungen und Vereine.

Seite 54. 120. 187. 243. 309. 371. 440. 502. 568. 631. 696. 762.

Bücherschau.

Seite 58. 122. 175. 247. 314. 376. 442. 505. 570. 633. 698. 763.

Kleine Mitteilungen.

Seite 60. 187. 188. 251. 253. 317. 378. 637.

Anzeigen.

Seite 59—64. 124—128. 187—192. 251—256. 316—320. 378—384. 444—448. 509—512. 572—576. 636—640. 700—704. 765—768.

W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Digitized by Google

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 1 Oktober 1902

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Das ungeborne Geschlecht und die Frauenarbeit.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Ein neuer Band Essays von Ellen Key, in Schweden schon 1900 herausgegeben, ist unter dem Titel „Das Jahrhundert des Kindes“ auch in deutscher Sprache erschienen.[1]) Es ist ein echter Key, voll eigenartiger Gedanken neben geistreichen Paradoxen und über das Ziel hinausschießenden Behauptungen. Wer Ellen Key zu lesen versteht, freut sich auch an diesen, wie man Wahrheiten in der Karikatur oft doppelt genießt; wer keinen Humor hat oder die zu Grunde liegenden Wahrheiten nicht zu sehen vermag, ärgert sich. Und es ärgern sich viele an Ellen Key. Bedenklich wirkt die geistvolle Schriftstellerin nur auf eine dritte Gruppe, die die oft grotesken Zeichnungen für Realitäten nimmt und auf die Worte des Meisters schwört. Für diese Wortgläubigen zunächst eine kleine Vorbemerkung.

Wie in ihren früheren Büchern, so redet Ellen Key auch hier einem ausgeprägten Individualismus das Wort, stärker als es sich mit den von ihr an andrer Stelle ebenso nachdrücklich betonten sozialen Theorieen verträgt. Aber diesmal handelt es sich nicht um die individualistische Ausgestaltung des eigenen Daseins, sondern um die Persönlichkeitsansprüche der werdenden Generation, um die Rechte des Kindes. Es finden sich überaus feine und zutreffende pädagogische Gedanken und Beobachtungen in den Aufsätzen über Kindererziehung, die den Hauptteil des Buches bilden,[2]) und es ist mehr daraus zu lernen, als aus mancher systematischen Pädagogik. Andrerseits

[1]) Ellen Key. Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Autorisierte Übersetzung von Francis Maro. Berlin 1902. S. Fischer, Verlag.

[2]) „Erziehung“, „Die Seelenmorde in den Schulen“, „Die Schule der Zukunft“ u. a.

Digitized by Google

sind darin aber auch Forderungen aufgestellt, deren Unerfüllbarkeit dem praktisch erfahrenen Erzieher so ohne weiteres einleuchtet, daß die Frage nach dem Grund so auffallender Fehlgriffe bei einer so durchgebildeten, bedeutenden Persönlichkeit zum Nachdenken reizt.

Ich glaube diesen Grund in der eigentümlichen Weise zu finden, wie Ellen Key den Begriff „Individualismus" auf die Erziehung anwendet. Ob bewußt oder nicht, sie kommt doch ungefähr auf die Forderung hinaus, jedes Kind so zu behandeln, wie es behandelt zu werden wünscht. Und doch kann Individualismus in der Erziehung, als formales Prinzip gesetzt, nichts weiter bedeuten, als dies: Erziehe jedes Kind so, wie es seine Persönlichkeit erfordert. Und da wird die Zahl der Kinder sehr gering sein, deren Wünsche als unmittelbare Winke der Natur zu deuten sind, deren Seelenregungen nur belauscht und bestärkt zu werden brauchen, auf die der Ausspruch in Schillers „Genius" anwendbar wäre: „was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz." Der Individualität der meisten Kinder wird „der eherne Stab, der den Sträubenden lenket" in viel höherem Maße angemessen sein, als Ellen Key voraussetzt. Und es giebt Naturen genug, denen gerade unter diesem Gesichtspunkt betrachtet selbst die Zwangsmomente in der Massenerziehung, in der Erziehung durch Fremde, zur Entwicklung ihrer feineren Fähigkeiten dienen.

Ganz sicher ist zuzugeben, daß bis in unsre Zeit hinein der Erforschung der Kindesseele im allgemeinen wie des einzelnen Kindes in der Familie viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt ist, daß Vergewaltigungen von der feinsten bis zur gröbsten Art stattgefunden haben und alle Tage stattfinden. Die Methode Ellen Keys aber in Familie und Schule zur Anwendung bringen, hieße die in unseren Tagen schon nicht seltene Vergewaltigung der Erwachsenen durch das Kind zum Prinzip erheben. Es darf doch auch nicht verkannt werden, daß die unbekümmerte Erziehungsweise unserer Vorväter, die ihr Dutzend Buben und Mädel über einen Kamm schoren, erziehliche Momente in sich barg, die bei der modernen pädagogischen Hyperästhesie ganz abhanden zu kommen drohen.

Wenn aber auf dem Erziehungsgebiet eine Einschränkung der individualistischen Forderungen Ellen Keys geboten erscheint, so darf man ihr um so eher zustimmen, wo sie über die großen Fragen der Differenziertheit der Geschlechter und der sich daraus ergebenden sozialen Aufgaben das Wort nimmt. Der Aufsatz „Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit" wird, einige kleine Abzüge vorbehalten, auf viel Zustimmung rechnen können.

Zwar werden sich auch an diesem Aufsatz viele ärgern, da er bittere Wahrheiten enthält. Sein Grundthema ist in nachstehenden Ausführungen gegeben.

„Die große, tief ernste Frauenemanzipation hat im Laufe der Zeiten einen neuen Namen bekommen, die Frauensache. Die Änderung des Sprachgebrauchs schließt auch eine Änderung des Gedankenganges in sich. Von einer wirklichen Emanzipationsbewegung, d. h. einer Befreiung der gebundenen Kräfte der Frau, ihrer gehemmten Persönlichkeit — ist die Bewegung eine „Sache" geworden, d. h. eine Gesellschaftseinrichtung mit ihren Beamtinnen, eine Kirchenlehre mit ihren Dogmen! Gewiß hört man in Rede und Schrift noch immer, daß die Frauensache im Hinblick auf das Glück und die Entwicklung der ganzen Menschheit betrieben wird. Aber in Wirklichkeit ist die Frauenfrage, seit sie zur „Sache" wurde, ein Selbstzweck gewesen, und ihre Verfechter haben mehr und mehr den Blick für ihren Zusammenhang mit andern großen Zeitfragen verloren. Die bürgerlichen Rechte und die Arbeitsgebiete der Frau zu erweitern — in beiden Fällen hatte man eigentlich die Frau der oberen Klassen im Auge — dies ist das an und für sich berechtigte Ziel gewesen. Aber in dem Streben nach diesem haben sich die Strebenden immer

Digitized by Google

abweisender dem ersten und höchsten aller Rechte gegenübergestellt, dem Rechte der weiblichen Persönlichkeit, ihre eigenen Gedanken zu denken, ihre eigenen Wege zu verfolgen, auch wenn diese Gedanken und diese Wege andere Bahnen einschlagen, als die der Frauenrechtlerinnen. Während diese einerseits weit davon entfernt sind, der einzelnen Frau ihre berechtigte Freiheit zuzugestehen, sind sie andrerseits blind gegen die Folgen der Selbstbehauptung des ganzen weiblichen Geschlechts in einer immer mehr nach außen

Ellen Key.

(Nach einer Aufnahme aus dem Hofatelier Elvira, München.)

gekehrten Arbeit gewesen; blind gegen deren tief eingreifende Wirkungen auf die gegenwärtigen Arbeitsbedingungen, auf das Dasein des Mannes und der Familie, auf die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit."

Fraglos wird hier eins übersehen. Wenn die Selbstbehauptung des weiblichen Geschlechts heute noch hauptsächlich in einer immer mehr nach außen gekehrten Arbeit zu Tage tritt, so ist das nicht auf ein Dogma der Frauenrechtlerinnen, sondern ganz einfach auf eine wirtschaftliche Zwangslage zurückzuführen. Bleibt der Frau nur die

Digitized by Google

Wahl zwischen Hunger und für sie ungeeigneter Arbeit, so wählt sie unzweifelhaft die letztere. In dieser Lage befinden sich aber heute Millionen, und kein Dogma der „Frauenrechtelei" könnte daran etwas ändern. Und daß man unter solchen Verhältnissen die Erschließung eines neuen Berufs, selbst wenn dieser der Frauenanlage und Neigung nicht ganz entsprechen sollte, freudig begrüßt, ist doch nur zu erklärlich. Einmal erweitert sich dadurch auch für die gegen ihre Neigung in einen Beruf gedrängte Frau wenigstens die Möglichkeit individueller Wahl, und dann ist der Frau doch immerhin eine größere Gewähr für die Behauptung ihrer Persönlichkeit gegeben, wenn sie wirtschaftlich selbständig sein kann, als wenn sie gezwungen ist, sich in der einen oder anderen Form zu verkaufen.

Aber andrerseits ist vollkommen zuzugeben, daß diese wirtschaftliche Zwangslage durchaus nicht immer wünschenswerte Verhältnisse gezeitigt hat, Verhältnisse, deren Umgestaltung einer Zeit vorbehalten bleibt, die eine höhere Wertung und Verwertung der Frauenkraft zu ihren grundlegenden wirtschaftlichen Prinzipien rechnen wird. Und der Protest gegen kurzsichtige „Frauenrechtlerinnen", die aus der Not eine Tugend machen, aus dem „Ist" ein „Soll", aus der Zwangslage ein Dogma schaffen wollen, ist unbedingt berechtigt. Zu ihrem krassesten Ausdruck ist die blöde Gleichmacherei, welche die Differenziertheit der Geschlechter und die sich daraus ergebende Verschiedenheit ihrer sozialen Aufgabe leugnen möchte, in der Frage der Arbeiterinnenschutzgesetzgebung gekommen.

Und hier wird Ellen Key beredt. Sie weist auf die bekannten seltsamen Erfahrungen auf dem Londoner Frauenkongreß von 1899 hin, wo mit geringen Ausnahmen, unter diesen allerdings Mrs. Sidney Webb, die wohlsituierten Frauen der dort vertretenen Nationen darin wetteiferten, der Arbeiterin „eines der vornehmsten Prinzipien unserer Zeit, die Selbstbestimmung des Individuums zu sichern." „Es kommt," meint Ellen Key mit Recht, „den dogmatischen Frauenrechtlerinnen nicht in den Sinn, daß ihre Reden von der ‚individuellen Freiheit' der Frau, sich selbst zu schützen, ihre Behauptung, daß ihrer Selbstbestimmung kein Eintrag zu geschehen brauche, aus dem Grunde, weil sie verheiratet oder Mutter sei — die empörendste Mißhandlung nicht nur der Kinder, sondern auch der Frauen selbst bedeutet. Denn jede Forderung der Gleichheit, wo die Natur Ungleichheit geschaffen, wird zur Mißhandlung des schwächeren Teils! Gleichheit ist nicht Gerechtigkeit — sie ist im Gegenteil nicht selten die blutigste Ungerechtigkeit!"

Bei dieser Gleichmacherei, die der arbeitenden Mutter das unbeschränkte Recht auf gesundheitlichen Ruin zugesteht, wird eins völlig vergessen: das Recht des Kindes, des ungeborenen Geschlechts. Die Sicherheit zu gewähren, daß die Frau ihre Pflichten gegen das kommende Geschlecht erfüllen kann, das nennt Ellen Key die große Frauenbefreiungsarbeit. „Dadurch, daß sie das nicht einsehen, werden die gegenwärtigen Repräsentanten der Frauensache reaktionär gegen die Entwicklung; während sie selbst mit diesem Wort alle diejenigen bezeichnen, die betonen: daß der einzige Weg, auf dem die Frauenfrage in ihrer Gesamtheit gelöst werden kann, die soziale Umgestaltung ist, in der die Schutzgesetzgebung ein mitwirkendes Moment bildet!"

In der That dürfte dies „Dogma" nicht leicht umzustoßen sein. Denn es beruht auf der Natur, und aus ihm allein ergiebt sich als Konsequenz die Erfüllung aller Forderungen, die die große Idee der Frauenbefreiung umschließt. Wenn Frauen in

Digitized by Google

Gemeinde- und Staatsdienst eintreten, auf Verwaltung und Gesetzgebung mitbestimmend einwirken, ihren vollen Anteil an der ganzen Kulturarbeit erlangen wollen und sollen, so können sie ihren Anspruch darauf nur aus ihrer spezifisch weiblichen Natur herleiten. Daß mancherlei unbequeme, vorläufig aus der Richtung führende Seitenwege einzuschlagen sind, ehe dies Dogma ein Bestandteil der öffentlichen Meinung wird, darf die Frauen selbst nicht in den heute nur zu verbreiteten Irrtum verfallen lassen, daß das Heil in einer radikalen Gleichmacherei in Bezug auf die wirtschaftlichen und sozialen Funktionen der Geschlechter läge. Daß gerade die Vertreterinnen solcher Gleichmacherei sich als die Fortgeschritteneren zu betrachten pflegen, das muß mit Humor ertragen werden.

Ellen Key hat ihrem Mißbehagen über die Entwicklung der Frauenbefreiung zur „Frauensache" dadurch Ausdruck gegeben, daß sie sich ganz von ihr abgewandt hat. Das erscheint mir als eine unrichtige und bedauerliche Folgerung. Muß sie doch wissen, daß jeder tiefeingreifenden Veränderung in organischen Gebilden Entwicklungskämpfe und unter Umständen schwere funktionelle Störungen parallel gehen. Es ist gewiß begreiflich, wenn dem Banausentum in der Frauenbewegung gegenüber einen manchmal der Unmut packt und man die Hände rein davon halten möchte, aber Ellen Key sollte bedenken: auch hier gilt es die Rechte des ungeborenen Geschlechts. Und Arbeiterinnen wie sie dürfen nicht feiern, wenn es heißt, das alte Dogma von der Eigenart der Frau aus der Familie in die Welt zu tragen und dort in seiner ganzen Tragweite geltend zu machen.

Aus Neapel und Florenz.

Farben und Umrisse.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Die Ziegen lagern mit strotzenden Eutern auf den Pflastersteinen der schmalen Trottoirs, die Esel brüllen in langgezogenen Gurgeltönen, ähnlich dem heulenden Tuten der Dampfschiffe; Kreischen und Feilschen, Brüllen und Keifen schwirrt durch die Luft, die Kutscher knallen, ein Jahrmarktsjohlen tobt um die Ecken, eine Menschenmenagerie, ohren- und nasenbetäubend, das ist Neapel . . .

In den schmutzigen, holprig berganketternden Gäßchen, wo sich die Wäsche flatternd von einer Seite zur andern spannt, speien die windschiefen, klapperfensterigen Häuser ihr Innenleben auf die Straße. Die dicke Geldwechslerin mit baumelndem Ohrgehenk, die Finger dick mit Ringen besteckt, wie ein fettes, starres Götzenbild, läßt sich vor der Thür das ölglänzende Haar strählen; schläfrig hocken Frauen in wabernder Körperfülle auf den strohgeflochtenen Sitzen der Holzstühle, halten Treibjagd auf den Köpfen ihrer Bambini und stellen unbewußt eine groteske Parodie des Motivs

Digitized by Google

„Mutter mit dem Kinde" dar. In den offnen Gewölben hämmern die Schuster, zupfen mit monotonem Gesang die Fellsortierer das schmutziggelbe Vließ, und der dumpfe, ekle Fellgeruch mischt sich mit den brandigen Düften der Hexenküche nebenan, wo auf offnem Herde grauenvolle Speiseopfer ihren Rauch entsenden. Vor den Füßen kribbelt's und wibbelt's, in Blocksbergwolken schreitet man. Lärmen und Gerüche verklingen zu einer höllischen Symphonie. Das ist Neapel . . . das Neapel der Tiefe. Über dem Neapel der Tiefe aber schwebt in blauer Höhe eine Lichtstadt. Über Wust und Qualm, aus dem Meer des Elends steigt auf ein Inselrücken, und von ihm sieht man alle Länder der Verheißung, die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

Der Posilipp schwebt erstrahlend über Neapel, wie Walhall über dem Dunkelland der Nibelungen. Souveräner hat die Natur nie Kontraste geschaffen. Dreifach steigert sich's zum Paradiesesblick: Das Schauen vom Posilipp, von der Villenstraße auf die Wellenlinien des Golfs voll schimmernder Unendlichkeit; die überragende Sicht auf dem Steinbalkon von San Martino, zu dem das Lärmen Neapels wie fernes Meeresbrausen auftönt, von dem aus alles Ekle und Häßliche neapolitanischer Nähe in der weiten, klingenden Landschaftseinheit aufgeht, und endlich die Erfüllung im Bergesgarten von Camaldoli, da alle Wunder Wahrheit werden.

Durch eine Schlucht voll Blumen und Felsen steigt der Weg, gelber Ginster überwuchert die Abhänge, an einer Biegung öffnen sich die Wände zur Lichtung, und aus dem Meer taucht sonnengebadet die Insel Nisida. Aber nur ein Vorspiel ist's der Phantasie, die kommen soll. Durch graues Thorgemäuer leitet der Pfad zur Klosterpforte. Die Glocke schallt, und wie im Albanergebirge öffnet der weiße Mönch und läßt uns über die Schwelle. Abgeschieden, still und grün liegt da der Klostergarten, doch jenseits seiner Brüstung leuchtet das Paradies. Ein irdisches Paradies. Tief drunten perlmutterfarben die Inseln der Seligen auf unendlichem Meer, verschwimmende Fernen in blauem Dämmer wie Verheißungssterne; gleich einem Fabeltier in olympischer Landschaft der goldigstrahlende Rücken des Posilipp; Capris Geklüft wie eine Wolkenvision, und der rauchende Vesuv wie ein violettes Phantom; Gold, Glanz und Duft, und Himmel und Meer in wogender Einheit . . .

Und dieser Stimmung Fülle, scheinbar an der Grenze menschlicher Möglichkeiten, wächst noch einmal zu einem Akkord voll überschauernder Gewalt beim höchsten Blick vom Krater des Vesuvs.

Der Cookreisende auf dem Massentransport, der um fünf Uhr nachmittags schon sorglich am Fuß der Drahtseilstation abgesetzt wird, darf freilich solch Erlebnis nicht erwarten. Ich stieg erst auf, als die Karawanen herabkamen. In den Sonnenuntergang stieg ich mit schwerem Fuß durch träge Lavawüste, die den Tritten tückisch weicht, daß jeder Schritt dreifach erkauft werden muß. Gelbgraue Öde unter den Füßen, aber ringsum Farbenmärchen . . . Über den Wolken war's, durch die Schleier glühte der riesige Ball der Sonne und wandelte sie in rote Flöre. Und aus den Flören strömten purpurn und orange unendliche Lichtfluten auf die Stadt dort unten und die Inseln. Alles klein Geographische der Aussichtsbestimmung schwindet — Weltall-, Planetenstimmung fühlt man. Dann verlöscht die Glut, grauweiß verschwimmen, verfließen die Küsten, die Stadt, das Meer und die Vorgebirge.

Und in dieser Dämmerung der düstere letzte Weg zum Krater. Finster war es geworden, als ich am Rande anlangte, die Ahnung ungeheurer, purpurdunkler Tiefe lag vor mir, Unheilsbrodeln, stampfendes Dröhnen grollte herauf, Schwefelblitze zuckten

Digitized by Google

und zerrissen das gähnende Grauen, glühende Steine fuhren wie Raketen empor, zischten nieder und bohrten sich flammend in den Boden.

Allergrößte Augenblicke in dieser Einsamkeit am Rande der Unterwelt.

Gegenwart, Bewußtsein irdischer Alltäglichkeit lag weit. Mythen- und Chaosstimmung voll urweltlich elementarer Gewalt sang ihre Schicksalslieder, der Brunhildenfelsen im Feuermeer ward Wirklichkeit, und die glühende Wunderwelt ferner Sterne unglaubliche Nähe.

Und nun aus dieser kosmischen Phantasie der allermerkwürdigste Abstieg zur Erde.

Die Lava, die dem Aufsteigenden den Halt versagt, wird dem Absteigenden beflügelnde Kraft. Wie auf Riesenschwingen fährt er in die Tiefe. Unwirklich wie das letzte Erleben wird das Scheiden. Keine Körperschwere fühle ich, kein Tasten der Füße, wie einen Schatten sehe ich mich selbst, wie ich schnell herniedergleite, knietief durch die Lava, die gleich Wasserwellen links und rechts von mir abfließt. Und da unten in der Tiefe scheinen neue Wunder zu winken. Eine Triumphstadt breitet sich aus im Meer der Lichter; die Stadt und der Golf haben neue phantastische Körper angenommen mit ihren Lichtkonturen. Wie eine Weltausstellungsimpression, wie eine Festillusion schwimmt es fern und unbegrenzt.

Ist aber der Zeit und Raum überwindende Flug zu Ende, dann werden die Lichter trübe und erlöschen, die Wunderstadt versinkt in Dunkel, und als ich von Resina im klapprigen Wagen in Neapel einfahre auf holprigem Pflaster, vorbei an den Hafengassen mit ihren schmierigen Gewölben, den gähnenden Fensterhöhlen, mit Lumpen verhangen, da scheint mir alles ein Traum . . .

* * *

Wer auf seinen Reisen in den Städten nach dekorativer Kunst sucht, wird selten so wenig finden, als in Neapel. Die Stadt, die in ihrem Museum aus der Vergangenheit in Mosaiken und Bronzen, in pompejanischen Lampen und Schalen die zierlichste Kleinkunst hat, zeigt in ihrer Gegenwart vollkommene Ahnungslosigkeit in den Schmuckbestrebungen, die bei allen andern Kulturen jetzt so blühen.

Es giebt in Neapel kein modernes Kunstgewerbemuseum. Es giebt aber in Neapel ein Aquarium, und in ihm sind, mehr als sonst in solchen Sammlungen, dekorative Anregungen zu finden. Haeckels Kunstformen der Natur, in denen ein Naturforscher zeigt, welch ornamentale Vorbilder die Tiefe des Meeres birgt, sind hier lebendig zu schauen.

In einem Glasbassin schlängeln sich in unbeschreiblich graziösen Wellenlinien Muränen durch Scherben von Thonröhren hindurch. Sammtbändern gleichen diese Fische, mattgrau mit schwarzem Dekor ist ihre Haut, an die Zeichnung und die Farben der holländischen Battiks erinnern sie.

Erlesenen Reiz bieten die Medusen. Die Illusion der schönsten Tiffanygläser erwecken sie: eine milchig und grün irisierende Opalglocke schwebt im Wasser, und ihr feingezackter Rand geht in ein ganz zartes Violett über.

Die Vorstellung japanischer Grotesken geben die riesigen Polypen, die mit ihren Schlangenbeinen die seltsamsten Clownerien vollführen, sie bald hängen lassen, wie monströse Euter, bald sie nach allen Himmelsrichtungen entsenden, daß die gefräßig zuckenden Saugnäpfe im Wasser mit zahllosen Augen blinken.

Digitized by Google

Und die blühende Welt der Gärten des Meeres mit Muscheln und Blumen und Sternengräsern, hier hat sie ein kleines Abbild gefunden und bezaubert mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Formen und Farben.

* * *

Mehr Kuriositätseindruck als Stimmung gab mir Pompeji.

Als Archäologenminiature wirkt diese saubere Rekonstruktion, fast als Spielzeug mit ihren zierlichen Puppenstubenverhältnissen. Ruinenpoesie und Schicksalsgrauen will nicht aufkommen, heiter wandelt's sich durch den Garteneingang, über dem panoramenmäßig steht: „Entrata de Pompei". Man fühlt nicht die Schauer der Todeswege, beinahe künstlich, eine antike Illusion scheint dieses Städtchen.

Die schmalen Straßen mit ihren Schreitsteinen in der Mitte, die Gassenecken mit ihren Brunnentrögen haben etwas Liliputmäßiges, und die Patrizierhäuser, die Bäder und Villen mit ihren Diminutivproportionen haben gegenüber den epischen Kolossaleindrücken römischer Ruinen etwas von Gemmenpoesie.

An Anakreontik und die Zierlichkeit der geschnittenen Steine denkt man in diesen Peristylen und Atrien mit ihren schlanken Säulchen, den schmalen Brunnenbeckchen in der Mitte, den Grazien und Amoretten auf den Wänden. Blumen hat man hier neu gepflanzt und die Abgüsse von Statuen hineingestellt, und die dünnen Strahlen kleiner Fontänen aus dem Mund der Fische und der Vögel springen wie einst.

Vor allem im neu erschlossenen Haus der Vettier mit seinem blühenden Peristyl hat die Rekonstruktion solche lebendig-idyllische Wirkung betont.

Doch so graziös das alles ist — sogar die kleine Gräberstraße ist graziös —, man kommt nicht recht über das Gefühl der Sehenswürdigkeit hinweg.

Wie anders, mit Riesenwucht, packt die Ewigkeitsstimmung in Paestum. Auf ödem, todesstarrem Campagnagelände, in grauer Einsamkeit drei Göttertempel und vor ihnen unabsehbar weit das Meer. Sie stehen wie in der Unendlichkeit. Die kurzstämmigen Säulenordnungen des Neptuntempels mit seinen flachgepreßten Kapitälen ragen wurzelstark und ehern, wie Schicksalsnotwendigkeit. Durch die Nebelluft schwirrt über sie, wie zu den Zeiten ihrer Götter, schwarzer Vogelflug. Um die geborstenen Steine rankt sich blühendes Schlinggewächs, und durch die Ritzen schlüpfen Lacerten.

In der Sumpfwildnis bewegen sich träge die schweren Körper der Büffel, bleiern liegt das Gebirge. In unergründlicher Traurigkeit stockt das Leben. Die tiefste Elegie Italiens schwingt hier in tönender Stille.

* * *

Von Cava begann die strahlende Frühlingsfahrt um den Golf. Ein altes Herrenhaus, eine Villa des achtzehnten Jahrhunderts, mit geheimnisvollen Korridoren und Festsälen voll Mahagonikommoden, Servanten, geschweiften Spiegeln und Recamiersofas hatte mich beherbergt. Verwunschen wie der grüne Heinrich oder Wilhelm Meister fühlte ich mich, und draußen rann unaufhörlich der Regen und verhängte die Thäler und Berge mit grauen Schleiern. Eines Morgens war aber das Grau wie weggewischt, tauleuchtend lag die Welt, und im breiten Steinthor vor dem Cour d'honneur trat schmunzelnd der Kutscher auf mich zu: Jo sono il cocchiere Raffaele, und mit Rosen auf der Wagendecke ging es durch die dichte Ulmenallee in den Morgen hinein.

Digitized by Google

Am Anfang noch ein Memento mori, der Tod von Cava war's. Am Wege saß er auf einem Stein, den Kopf weiß eingehüllt wie in ein Leichentuch, flackernde Augen sahen daraus hervor und die Schwären eines halbzerfressenen Gesichts, und die bettelnde Hand war nicht demütig, sondern unheimlich drohend aufgereckt. Die Lazarusklapper glaubte ich zu hören . . .

Doch die Pferde griffen munter aus, il cocchiere Raffaele knallte mit der Peitsche, der Tod blieb hinter mir, und vor den Augen lag strahlend blaudämmernde Ferne.

Wie auf der unvergeßlichen Cornichetour von Nizza nach Mentone geht's, auf der einen Seite das Meer, auf der andern das Gebirge. Aber wechselnder, größer als an der Riviera in ihren Formationen ist hier die Landschaft. In Terrassen klettern die Abhänge schwindelnd hoch, ein Blumen- und Fruchtstilleben ist eine jede voll Citronenlauben, Kastanien, Orangen, Oliven, und aus den Fruchtwäldern wachsen wie zierlich weißes Spielzeug Dörfer mit ihren Kirchen heraus.

In Schleifen mit immer neuen Wendungen schlängelt sich der Bergpfad, tief drunten in Felsen eingesprengt liegen verlassene Piratennester, und das Meer wühlt sich einen Weg hinein. Und links die Farbensymphonien der Marinen, die Wolkenspiegelungen im Meer und lichtüberflutet, von weißem Gischt bekränzt, zackige Felsenriffe.

* * *

Vor Amalfi fuhr ich hinauf zur alten Sarazenenburg Ravello. In steilen Windungen leitet die Bergstraße zur Höhe über Thäler mit Mühlen hinweg und Weingärten. Flache Dächer und Kuppelwölbung reden schon in den Zeichen des Orients. Oben aber umfängt uns eine maurische Legende. Der Palazzo Ruffoli liegt wie ein Reliquienschrein in verwilderter Gartenpracht. Durch Laubengänge von Wein und Rosen blickt man auf eine Mauer mit zierlichstem Steinfiligran, eine Juwelierarbeit aus Marmormaßwerk, mit Durchbruch, fein wie Venetianerspitzen, und graziösen Säulchen mit Hufeisenbögen, und alles umschlungen und bekränzt von grünem Gerank. Vom Altan blickt man weit über das Meer, und man fühlt Richard Wagners Wort, das er hier eingezeichnet: „Klingsors Zaubergärten gefunden . . . "

Weiß auf vorspringender Felsenküste liegt Amalfi. Eine schmale Steintreppe klettert empor zum Kapuzinerkloster, das nun Fremdenherberge geworden ist, dessen Zellen als Schlafzimmer und dessen Refektorium als Speisesaal dienen. Seltsamer Mummenschanz, diese Mischung aus Kloster- und Hoteltypus. Aber einzig die Pergola, der Laubenweg am Hang des Berges mit seinen Meer- und Inselblicken, schwimmend in grünblauen Lüften und Düften.

Von Amalfi an wird der Weg sarazenisch. Schildkrötendächer, flach gewölbt über viereckigen Grundmauern, mohamedanische Kuppeln tauchen im bunten Schachtelgewirr verstreuter Ortschaften auf; durch Felsthore, unter überhängenden Steinblöcken rasselt der Wagen, in der Tiefe ist die Küste von Buchten zerrissen, und wieder sieht man auf verlassene uralte Orte mit zerfallenen Häusern und versteinten, verschütteten Häfen mit Wracks zertrümmerter Boote. Die Berghänge aber strotzen von Mispeln und Citronen, grüngrau leuchtend und goldgelb. Abbiegt der Weg vom Meer, und aus der grandiosen Felswildnis der Uferstraße fahren wir ein in gesegnete Gefilde, da Milch und Honig fließt: Sorrent. Die Gärten Edens locken links und rechts;

Digitized by Google

Orangenwälder, schwer und voll, schwimmen im Licht des Sonnenuntergangs, wie Riesenbäume, mit zahllosen goldigen Lampions behängt, wie fabelhaft illuminierte Parks liegen sie da.

Und Coucumella, das alte Kloster mit seinen engheimlichen Zellen und seinen tiefen Fensterſitzen wird das Nachtquartier. Geheimnisvolle Blicke über Dächer auf Riesenpalmen, auf irrende Lichter drunten am Meer . . . und drüben liegt Capri.

* * *

Ein Morgenabstieg aus der Klosterzelle, abenteuerlich und romantisch. Durch Grottengänge, felseingesprengte Schluchten geht's herab, wie in ein unterirdisches Höhlenreich, ein Seeräuberweg über ungefüg in das Urgestein gehauene Stufen, vorbei an wasserglitzerndem feuchtschwarzen Steingemäuer. Eine Sindbadgrotte schien's voll Halbdunkel — und plötzlich strahlende Helle, der Fels öffnet sich zur Pforte, und vor uns liegt das Meer und schaukelnde Boote, die uns zum Capridampfer bringen. Und jetzt sieht man vom Meer aus zum ersten Mal Sorrent, wie es wirklich ist. Auf trotzig ragenden hohen Felsenmauern berghoch getürmt liegt die Stadt, vom Meer aus ein Castell, vom Land aus ein blühender Garten.

* * *

Capri . . . Es giebt nicht den reinsten Eindruck der Reise, dies Eiland. Es umschmeichelt mit unvergleichlichen Reizen und stößt durch Banalitäten auf Schritt und Tritt ab. Für den feiner Empfindenden ist der Kirmesstil dieser Insel, die allzu bereit für die Fremden sich als eine Filiale Münchener und sächsischer Gemütlichkeit frisiert, unerträglich; auf den Plätzen, in den Cafés herrscht Schützenfeststimmung, die Kapelle spekuliert in Nationalhymnen. Die Osterien gleichen den künstlich hergerichteten Schenken auf italienischen Ausstellungen.

Und doch ist es nicht zu überwinden. Man ißt schlecht bei Pagano, und der Vino compreso hat etwas Lächerliches, und doch kann man es nicht vergessen, das malerische Gewirr dieses Paganohauses: ein Miniaturgebirge weißer Häuschen ist's; Vogelbauern mit flachen Dächern, unregelmäßig aufgehängt über schmalen grünen Gartenhöfen, gleichen sie, von außen steigen Treppchen hinan und ihre Wangen schmücken wie ein Ornament die Wand. Schmale Brückenstege spannen sich zwischen den einzelnen Inseln dieses sonderbaren Reiches.

An eine Riesenvolière mit Sprossen, Leitern und Einzelgehäusen muß man denken; Gekletter und Geschwirr geht treppauf, treppab. Nach innen öffnet's sich amphitheatralisch, aus Gärten- und Mauergewirr mit Palmen und Agaven steigt das Gelände bergan, und aus ihm wächst mit Kuppeln eine Kirche, die einer Moschee gleicht, und darüber ragt das Gebirge.

Orientträume lassen sich hier spinnen. Gitterbalkone, Muscharabie-Fenster, Stalaktitenbögen, arabische Dächer, weiße Villen mit blauen und hellgrünen syrischen Fliesen ausgelegt, weben morgenländische Illusionen. Und geht man nach Anacapri, dem schmalen Saumpfad am Gebirge mit seinen kühnen Biegungen, so bleibt auch das Jahrmarktsmäßige des Fremden-Capri weit zurück, und groß und frei schweift der Blick über die Weite.

* * *

Digitized by Google

Nach all dem Prickelnden, Bunten, Exotischen sollte die Ruhe und geweihte Stille von Florenz beschaulichen Ausklang geben. Doch die Siesta von Florenz wurde das tiefste Erlebnis der Reise. Modernes künstlerisches Fühlen entdeckt hier seine heimlichste Heimat, und kein Aufhören giebt es, wollte man seine Schönheit ausschöpfen. Auf Straßen und Plätzen wandelt man hier in künstlerischem Erleben. Was man sonst in Museen sorglich klassifiziert, besorgt und aufgehoben findet, Statuen, Reliefs, das grüßt hier in verschwenderischer Fülle mitten aus dem Leben des Alltags heraus.

Die Rusticapaläste in wundervollem Ebenmaß, gebändigter Ordnung auf einem Gebirge felsiger Urquadern ruhend, mit eisernen Fackelhaltern und Bannerklammern und edelem Gebälk; die Florentiner Straßen in ihren geschweiften Linien mit den weit vorspringenden Dächern über der offenen Loggia, die Gassenecken, von denen Madonnen herniederblicken und die Wappen von Geschlechtern, deren Namen wie Dichtung klingt; der Ponte Vecchio, der mit seinen buntgewürfelten Verdecken einer altertümlichen Galeere gleicht, seinen Säulenlauben mit dem Durchblick auf den gelben Arno, den blumigen Hängen mit Villen in Blumen und Bäumen gebettet und St. Miniato auf der Höhe mit dem ragenden David.

Der David dort oben aus Bronze, er ist nur eine Kopie des marmornen Urbildes in der Akademie, und moderne Mißbildung hat ihm einen üblen Sockel untergeschoben; aber unbezwinglich in herrlicher Freiheit steht er hier zwischen Himmel und Erde, und die riesigen Glieder spielen leicht in der blauen Luft. Bewegter, lebendiger regt sich hier alles an ihm, als in der knappen Nische des Museums.

Auf dem Domplatz fliegen die Tauben um das farbige Spielwerk von Santa Maria del Fiore und um den Campanile aus Filigran, am Baptisterium erzählen die ehernen Thüren Diesseits- und Jenseitswunder, und die Loggia del Bigallo gleicht einem Schmuckschrein.

Was unser dekorativer Sinn so liebt, die einfach lieblichen Reliefs aus gebranntem Thon, gelb und blau, mit Fruchtgehängen um Madonna und Kind, die wir an die Namen der Robbia knüpfen, sie begegnen auf Schritt und Tritt. Das Findelhaus mit seinen Arkaden schmückt sich schalkhaft und rührend zugleich mit solchen Rundplatten, die in dem drollig-reizenden Ungeschick der Wickelkinder dekorative Motive finden.

Die Florentiner Höfe, der Hof des Bargello, der Hof des Palazzo Vecchio, mit ihren stolzen Triumphtreppen, ihren Säulen, ihren Wappen und Schildereien, ihren Brunnen, sie wirken wie Prunkdekorationen zu Königsdramen. Und befremdlich, fast spukhaft ist's, wenn man aus ihnen wieder heraus in das uniforme Alltagstreiben der Straße tritt. Doch auch hier, mitten in den Zeichen der neuen Zeit, kann sich Visionäres begeben. Über die Straße huscht gespensterhaft ein Zug schwarz verhüllter Gestalten, Larven verbergen die Gesichter, im Nebel qualmen die Fackeln, ein Sarg schwankt über ihnen. Es ist die Misericordia-Brüderschaft, ein Andenken mittelalterlicher Pestzeiten, da die Vornehmsten in freiwilliger Demut Erniedrigung auf sich nahmen. Und noch heut kann man in diesem Trionfo della morte an seiner Länge den letzten Strozzi erkennen.

Florentiner Kunst- und Stimmungseinkehr, . . . im Kloster San Marco läßt sich wundersam Einfalt und Frieden trinken. Die Stätte des frommen Fra Angelico umfängt dich hier mit mildem Licht. Auf Goldgrund spielen die Engel die Harfen Zions, Hannele-Visionen von der Seligkeit, die eine wunderschöne Stadt, breiten sich

Digitized by Google

aus. Und wie im Hannele die goldnen Farben des Traumes sich auf die kahlen Wände des Armenhauses malen, so zaubert hier die holde Phantasie des lieben Meisters sein Kinderparadies in die kärglich engen Zellen der Brüder unter dem Dachgebälk mit den verbleiten Fensterchen. Und unten liegt im Grunde der stille Kreuzgang mit dem großen Weihnachtsbaum.

Die Vormittage in den Kirchen, in Trinità, Novella, Lorenzo, in den Uffizien, im Pitti, im Bargello, wie waren sie voll Überfluß, und nicht ein Moment blieb tot. Aus der Fülle der Gesichte tauchen auf die schreitenden Frauen des Ghirlandajo. In königlichen Stoffen wandeln sie, wunderbar adlig. Die Photographie hat sie uns neu geschenkt; weihrauchumwölkt sind sie an den Wänden der Kirche fast erloschen, vom Gedränge der andern Fresken erdrückt. Eine Andersonsche Photographie rettet sie aus dem Nebelmeer, löst sie aus ihrer Begleitung, und erlesene Portraits von Florentiner Patrizierinnen grüßen uns nun aus mattgoldenem Rahmen.

Die Singknaben des Luca della Robbia, aus den Steinen der Cantoria herauswachsend, sie strotzen von Leben, es klingt um sie.

Die Portraitplastik des Quattrocento mit ihren Lebensausschnitten, diesen Frauen-, Männer- und Kinderköpfen, sie ist so bannend in der Frische des Moments, und gleichzeitig, ohne daß etwas dazu gethan ist, wirken diese Büsten so dekorativ, wie sie, in Brusthöhe abgeschnitten, ruhig und sicher dastehen und uns anblicken.

Nur mit dem Gefühl kann man davon sprechen, die Kennerschaft ist schwierig und schwankend dazu; die Freude an diesen Werken ist größer als das positive Wissen um ihre nähere Bestimmung. Die Lieblingsmotive der Zeit, die Madonnenreliefs, Christus als Putto, die Frauenköpfe, die bald dem Desiderio, bald dem Laurana zugeschrieben werden, sie wechseln in der Meinung der Kunstgelehrten alljährlich ihren Urheber. Die letzte große Revision hat eben Wilhelm Bode vorgenommen. Doch ob wir die beiden Knabenköpfe, den lachenden und den ernsten mit der schmollenden Unterlippe, nun nicht mehr auf Donatello, sondern auf Desiderio taufen, unsere Freude an ihnen bleibt dieselbe. Vielleicht verstärkt das Bewußtsein, daß die Wissenschaft ihnen gegenüber im Dunkel tappt, den rein künstlerischen Genuß.

Und von diesen Bildwerken in Stein, Marmor und Thon zieht's zu den gemalten Portraits, zu den düsteren Köpfen des Bronzino, zu der Frau des Mantegna mit dem Stirnreif und dem Zeichen des Krebses, zu dem Herzogspaar von Urbino, wie es Piero della Francesca gebannt, als hätte er, ein Hexenmeister, sie im Moment in Starrheit verzaubert und sie nun mit Raffinement ausgeschmückt, zu der schönen Simonetta, zur Maria Sforza des Pollajuolo in grünsilbernem Liliengewand und zu den Botticellis: dem Cosimoportrait mit der Medaille in der Hand, dem Frühling mit der besternten Aue und seiner Sirenettapoesie, die aus dem wilden Waldwunder im blumenüberstreuten Libertygewande singt, zu den aparten kleinen Tafeln, die an Limoges-Email erinnern, dem toten Holofernes und der durch die Landschaft schwebenden Judith.

* * *

Auf dem Viale dei colli steigt man nach San Miniato al monte; ein grüner Parkweg ist's, hoch über den Dächern und den bunten Türmen von Florenz. Die Erinnerung an d'Annunzios Gioconda, deren Fenster hier herauf schauten, wird lebendig.

Digitized by Google

Auf einer Berginsel, hoch emporgetragen, überschwebend wie eine Assunta, liegt nun die Kirche. Ihr Inneres birgt seltsame Mischung aus Primitivität und starrem Pomp: Rot, blau und weiße Farbenwirkung, steife romanische Wappenvögel, ein ethnographisch wirkendes Dekor aus bunten Strichen, Kreisen und Quadraten, an die rustikalen Motive der bemalten zweirädrigen Karren und der buntstaffierten Pferdegeschirre erinnernd. Dem eint sich aber höchstes Raffinement. Die Fensterfüllungen des Chors sind von ganz zartem transparenten Alabaster, und das Licht spielt in den gelben und rosa Adern, den grauroten Wellen des Steins berauschendere Farbensymphonien als in den schönsten Tiffanyfenstern.

Edelste Kunst blüht in den Seitenkapellen. Hier findet man den unvergeßlichsten Rossellino: über dem Grabmal des jugendlichen Kardinals Jacob von Portugal hängt das Relief der Madonna mit dem Kinde; unsagbar zart und edel ist die Hand der Mutter mit den langen feingliedrigen Fingern, und der Bambino ist ein strotzend frischer Bub, ein lachendes Kind des Lebens, eines der schönsten Beispiele, wie frei und heiter, ohne Gedankenblässe die Quattrocentobildner ihre Götter aus dem Diesseits nahmen. Strahlende Anmut des Sonntagskindes liegt darüber, es sind die gleichen Züge, die der Laurentius des Donatello in der Sakristei von San Lorenzo zeigt. So muß er, in dessen offenes, stilles Jünglingsgesicht sich hier schon leis sinnende Nachdenklichkeit schleicht, als Kind ausgesehen haben.

* * *

Die Stimmung fürstlicher Gartenfeste wird wach in den Giardini Boboli mit ihren Terrassen, Laubengängen, grotesken Wasserspeiern, ihren Grotten, ihrer herrisch kommandierten Landschaft, die so gefügig der bildenden Hand sich anpaßt, daß Kunst und Natur eins geworden, und fast noch stärker ist der Eindruck ihres sicher souveränen Stils als in den römischen Parks.

Doch aller Krone bleibt Fiesole. In klingender zeitloser Ruhe liegt die Idylle auf ihrem Bergeshang in Wein- und Olivenwäldern. Um die alte Kirche schart sich wie eine Herde das Gewimmel kleiner Häuschen. Weit hinein in gesegnete Trauben- und Fruchtgefilde versinkt lange der Blick; ungefüge Quadern eines Pflasters der Urzeit führen zu verlassenen Barockvillen mit geborstenem, epheuüberwuchertem Wappengestein. Im düsteren Schwarz der Cypressen schimmert das silbrige Grau der Oliven.

Die Stätte der tiefsten Stille ist die Badia, ein Landhaus, voll heiterer Muße zugleich und doch voll der Atmosphäre innerer Einkehr. Umfriedet wird die Seele hier beim Wandeln durch die hellen Gänge über den Säulenhof mit dem Ziehbrunnen, ohne Prunk voll Zierlichkeit und Anmut.

Und dann öffnet sich ein Pförtchen, es führt zu dem Garten und zu der Loggia, wo Cosimo so gerne weilte. Hier schwingt die reinste Luft. Über allen Wipfeln ziehen die Träume, unten liegt im Abenddämmern Florenz mit klingenden Glocken, und hier schweigen alle Wünsche, lächelnd eingelullt wie Kinder — anima in pace . . .

Digitized by Google

Zur Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin.

Von

Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

Eins der noch am wenigsten erforschten, zugleich eins der schwierigsten und dornigsten Gebiete der Frauenbewegung ist die Dienstbotenfrage. Heftige Anklagen auf beiden Seiten, zwischen den beiden Parteien oft eine abgrundtiefe Kluft des Unterschiedes der Bildung, die bestehenden Zustände durch ihre Verschiedenartigkeit je nach der einzelnen Familie schwer allgemein erkennbar, die öffentliche Meinung noch völlig ungeklärt — gewiß ein Gebiet, auf dem jeder Beitrag zur Erkenntnis der Wirklichkeit willkommen ist.

Der erste größere Versuch in Deutschland, in das Dunkel der einzelnen Haushaltungen einzudringen, die soziale Lage der Dienstmädchen zu erforschen, ist von Dr. Stillich, Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin, unternommen worden.[1]) Nachdem in den letzten Jahren die Berliner Dienstbotenbewegung durch ihre in öffentlichen Versammlungen erhobenen Beschwerden und Wünsche die Aufmerksamkeit auf die „Dienstbotennot" nicht im Sinne der Hausfrauen, sondern im Sinne der Dienstboten gelenkt hatte, entschloß sich Dr. Stillich, durch Fragebogen, die er zu Tausenden an Berliner Dienstboten und Dienstherrschaften sandte, zur wissenschaftlichen Untersuchung eine Grundlage zu schaffen. Von vornherein stand dem der Zweifel entgegen, ob dadurch zuverlässige und wertvolle Angaben zu Tage gefördert werden würden. Auch von unparteiischer, ja von sozialreformerischer Seite wurde das Unternehmen mit lächelndem Spott begrüßt. Die Hausfrauen, die Dienstherrschaften überhaupt, sahen darin zumeist nichts als ein Wühlen und Hetzen, das den häuslichen Frieden, die soziale Ordnung u. s. w. untergrabe, und traten sowohl in ihren Organen, in der bürgerlichen Presse, wie auch in der eignen Herrschaftssphäre, dem Dienstmädchen gegenüber, dem Fragebogen des Dr. Stillich aufs feindlichste, oft auch aufs kleinlichste und niedrigste entgegen. Nur die Dienstmädchen selbst freuten sich, daß einer kam, für sie zu sprechen, ihre Klagen in der Öffentlichkeit laut werden zu lassen. Doch ist unter dem Druck der Herrschaften, die ihre Mädchen am Beantworten des Fragebogens großenteils hinderten, kaum ein halbes Tausend Antworten von Dienstmädchen eingelaufen; von Herrschaften haben noch nicht zweihundert brauchbare Angaben geliefert.

Die Allgemeingiltigkeit der Ergebnisse, die aus den Antworten zu ziehen waren, hat unter dieser ungenügenden Beantwortung stark gelitten. Und leider ist Dr. Stillich, vielleicht gerade durch die Verhöhnungen und Beschimpfungen der Hausfrauen und der ihren Klassenstandpunkt vertretenden bürgerlichen Presse, bei seiner Arbeit nicht nüchterner, nur die Wahrheit suchender Forscher geblieben, sondern als leidenschaftlicher Tribun der Dienstmädchen und fanatischer Feind der „tüchtigen Hausfrauen" an die Öffentlichkeit getreten. Leider, denn der wissenschaftliche Wert des Buches hat dadurch verloren. Aber es hat auch sein Gutes, einmal einen einseitigen, nur den Standpunkt der einen Partei vertretenden Anwalt zu hören; die Richter, die Wissenschaft und die öffentliche Meinung, werden dadurch dazu gebracht, sich einmal in die Seelen der so parteiisch vertretenen Personen hineinzuversetzen, und das ist hier um so wertvoller, als es sich um Personen handelt, die dem Denken und Fühlen der Herren Gelehrten und Zeitungsschreiber, also der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung, fernstehen und dem Klasseninteresse dieser nicht ganz parteilosen Richter entgegengesetzte Interessen haben. Und während bisher die leitenden Köpfe, die Autoritäten, in ihrer Auffassung der Dienstbotenfrage wohl meist von der Autorität der Frau Gemahlin geleitet waren, wird ihnen hier einmal die Sache vom Dienstbotenstandpunkt aus gezeigt.

[1]) Dr. Oscar Stillich, Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin, Berlin-Bern 1902.

Digitized by Google

Dies ist der Wert des Stillichschen Buchs. Es wird auch trotz alles Widerspruchs, den man notwendig oft erhebt, auf die meisten Leser wohl kaum seinen Eindruck verfehlen: mehr als vorher vom Denken und Fühlen der Dienstmädchen mitzuerleben, zu verstehen, was die Dienenden drückt, warum sie so zahlreich den Dienst mit anderen, schlechter gelohnten Arbeiten vertauschen. Besonders die wörtlich wiedergegebenen Äußerungen der Dienstmädchen sind dafür wichtig. Sind es auch nur einige Hundert Dienstmädchen einer bestimmten Großstadt, die hier sprechen, so kommt damit doch wohl diejenige Gruppe zu Wort, nach deren seelischem Zustand hin auch die übrigen Dienstmädchen sich entwickeln.

Wertvoll ist auch die einseitige, aber um so greller in die „gute alte Zeit" des patriarchalischen Verhältnisses hineinleuchtende Darstellung der Geschichte des Gesindewesens. Nur liegt dem allen eine sozialistisch-positivistische Philosophie zu Grunde, der gegenüber man sich erstaunt fragt, ob denn für Dr. Stillich Kants große Kritik unsrer seelischen Kräfte gar nicht geschrieben ist.

Das betrifft jedoch nur die Grundauffassung; die in Zahlen erfaßbare Wirklichkeit könnte uns von Dr. Stillich trotzdem getreulich mitgeteilt werden. Hier aber fehlt's; hier wird die Stärke des Buchs, die Parteilichkeit für die Dienstboten, zu seiner größten Schwäche: denn in dem Eifer, das Los seiner Dienstmädchen in jeder Hinsicht als ein trauriges darzustellen, verfällt Dr. Stillich in Fehler über Fehler. Die unbegrenzte tägliche Arbeitszeit des Dienstmädchens, ein thatsächliches Übel, verführt ihn zu folgender Begriffsverwirrung: Zuerst, S. 116, charakterisiert er die Arbeitszeit im häuslichen Dienst als Arbeitsbereitschaft und erhält so für die Hälfte der Mädchen, die Angaben gemacht haben, eine tägliche „Arbeitszeit" von mehr als 16 Stunden; S. 121 schiebt er diese Wortbedeutung auch in das Wort „arbeiten" hinein und sagt, sie arbeiten über 16 Stunden; S. 160 setzt er diese „Arbeit" des Dienstmädchens, die er als Arbeitsbereitschaft von der Fabrikarbeit unterschieden hat, jeder andern Arbeit gleich, berechnet den Lohn des auf diese Weise 16 Stunden täglich „arbeitenden" Dienstmädchens nach der Stunde und vergleicht dann den Stundenlohn des Dienstmädchens mit dem anderer Arbeiter! Während in Wirklichkeit der Lohn des Dienstmädchens höher ist als der der meisten übrigen Proletarierinnen, erscheint er bei Dr. Stillich auf diese Weise als ein äußerst niedriger. Aber noch mehr! Er berechnet ihn nach dem Geldlohn allein (S. 160 f.) und erhält so einen Dienstmädchenlohn von 60—70 Pfennig täglich für 14—18stündige Arbeitszeit; er erwähnt dabei nicht, daß der tägliche Lohn dieser Mädchen, Verpflegung mitgerechnet, fast 1,90 Mark beträgt. Und statt den Dienstmädchenlohn mit dem der Industriearbeiterinnen zu vergleichen, denen die nach Dr. Stillich (S. 110) „den untersten Schichten der Gesellschaft" entstammenden Dienstmädchen nach Herkunft und Bildungsgrad gleichstehn, in deren Reihen sie später überzutreten pflegen, greift Dr. Stillich zur Vergleichung (S. 159) aus dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin statt der zahlreichen dort zusammengestellten Arbeiterinnenlöhne den Jahreslohn eines Berliner Ladenmädchens heraus. Endlich entnimmt er mit Triumph dem Statistischen Jahrbuch die Angabe, daß ein Ladenmädchen in Berlin jährlich 806 Mark erhält; während ein Blick in die auf breitester Grundlage errichtete Lohnstatistik von Dr. Silbermann (in Schmollers Jahrbuch 1899) ihm gezeigt haben würde, daß die große Masse der Berliner Ladenmädchen nicht einmal 600 Mark jährlich erreicht, also weniger als die Dienstmädchen, deren Jahreslohn Dr. Stillich S. 159 auf mehr als 600 Mark berechnet.

Solcher Fehler finden sich noch manche. Auf die wichtigsten von ihnen bin ich im IV. Teil des Handbuchs der Frauenbewegung in dem Abschnitt „Häusliche Dienste" näher eingegangen; sie hier noch einzeln vorzuführen, halte ich nicht für nötig.

Es ist zu bedauern, daß der warm zu begrüßende Versuch, die soziale Lage der Dienstmädchen wissenschaftlich darzustellen, nicht ganz wissenschaftlich ausgefallen ist. Dennoch gebührt dem nur halb gelungenen Unternehmen, das viel Wertvolles gebracht hat, dankbare Anerkennung. Möge von privater oder besser noch von amtlicher Stelle aus der Versuch wiederholt werden.

Digitized by Google

Ein Kinderstreik.

Von

Dr. Robert Michels.

Nachdruck verboten.

Vor wenig Wochen erlebte die Stadt Mailand einen sozialökonomischen Kampf, der trotz mancher unreifen Ideen, die in ihm — und das lag ja in diesem Falle in der Natur der Sache — zum Ausdruck kamen, dennoch für das Fortschreiten der sozialen Reife weitester Volkskreise ein geradezu glänzend zu nennendes Zeugnis ablegte.

Am 23. Juni sah die Polizei der Stadt ein Phänomen, das ihr bei Ausübung ihres Dienstes noch niemals vorgekommen war. Die hinter dem Duomo gelegene Piazza camposanto war dicht gedrängt besetzt von lebhaft diskutierenden kleinen Mädchen. Heftige Worte fielen hin und her, ein wildes Reden durcheinander, und dann sahen die sehr erstaunten Zuschauer dieses improvisierten Meetings, wie in die Masse der Kinder endlich eine gewisse Ordnung hineinkam und einige von ihnen die übrigen zu einer Kolonne organisierten. Endlich zog die vielköpfige Kinderschar — es waren etwa 200 an Zahl — erhobenen Kopfes in langem Zuge durch die Straßen.

Diese mutigen und selbständigen Kinder waren die Schneider- und Modisten-Lehrmädchen, zumeist im Alter von 9 bis 14 Jahren stehend, im Volksmunde meist mit dem lombardischen Dialektausdruck einfach „le piscinine", „die Kleinchen", benannt.

Endlich machte die stolze Schar der Kinder Halt. Sie war vor dem Hause der proletarischen Centralorganisation der Stadt, der in dem Crocefisso Nr. 15 gelegenen Camera del Lavoro di Milano (Mailänder Arbeitskammer) angelangt und begehrte Einlaß. Was wollt ihr denn? frug man sie. Man war hier ebenso erstaunt und überrascht, als es vorher die Polizei gewesen war. Was wollt ihr hier?

„Siamo qua per far sciopero!" (wir sind hier, um einen Streik zu veranstalten) antwortete eine Kinderstimme. Sie waren mit ihren Meisterinnen aus mehr als einem Grunde unzufrieden, verlangten eine in mehr als einer Beziehung menschenwürdige Behandlung, und deshalb hatten sie eines schönen Tages auf Anregung einiger besonders Kühnen einfach beschlossen, sich zur Wehr zu setzen. Eine vor allen war die Rädelsführerin. „Auf einem meiner Wege", erzählte sie später selber, „war ich müde geworden und ruhte mich im Dome auf einer Bank aus. Dabei kamen mir so allerhand Gedanken. Ich fühlte plötzlich die Ungerechtigkeit unserer Lage, das viele Umherlaufen und Umhergestoßenwerden und die schlechte Bezahlung für all diese Mühe. Und da beschloß ich bei mir selbst: das muß anders werden." Diese eine piscinina fand bald eine zweite und eine dritte und, da der Grund der Unzufriedenheit vorher kollektivistisch vorhanden war, so waren sie bald schon eine ganze Schar. Es wurde nun von ihnen gleich für den nächsten Tag eine Zusammenkunft auf der Piazza camposanto verabredet und in den wenigen dazwischen liegenden Stunden eine außergewöhnlich rührige Agitation entfaltet, um möglichst viele Genossinnen zu überreden, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen . . . ed eccoci qua per far sciopero, caspita!

Einen Augenblick war man wohl im Zweifel, ob man den piscinine ihren Wunsch erfüllen und ihnen den Sitzungssaal zu ihren Beratungen sowie Rat und That zur Hilfe zur Verfügung stellen sollte. Aber waren diese Kinder nicht ebenso Arbeiterinnen wie alle Erwachsenen auch? Und hat die Camera del Lavoro nicht den ausdrücklichst

Digitized by Google

ausgesprochenen Daseinszweck, alle sozial und ökonomisch bedrückten, seien es nun Volksschullehrer und -Lehrerinnen oder Maurer, Kellner oder Angestellte der elektrischen Bahnen, thatkräftigst, und wenn es sein muß, mit allen Opfern zu unterstützen? Man öffnete also den piscinine die Thore. So nahm der stolze und ernste Saal der Mailänder Arbeiterschaft, dessen vier Wände Zeuge so mancher von ihren Vätern und auch von ihren Müttern gegen die dräuende Macht des Kapitals ausgefochtenen Kämpfe gewesen waren, nun auch die Kinder auf, die — ein untrügerisches Zeichen von der Schnelligkeit, mit der eine neue Weltanschauung sich Bahn zu brechen weiß! — nun ihren ersten Lohnkampf in einem Alter zu unternehmen gedachten, in welchem ihre Schwestern aus begüterten Kreisen noch mit ihren Puppen zu spielen pflegen. —

Mit der größten Gewandtheit und Sicherheit bewegten sich diese Kinder nun in dem ernsten Saale herum. Zunächst wurden die Thatsachen festgestellt, die sie zum Streik veranlaßt hatten. Die Kinder antworteten klar und deutlich; aber während die erwachsenen Damen der Arbeitskammer, die rühmlichst bekannte Protagonistin der sozialistischen Frauenbewegung in Italien, Maria Cabrini, sowie die Republikanerin Rebecca Calderini und der sympathische Sekretär der Arbeitskammer Giuseppe Scaramuccia die Aussagen zu Papier brachten, konnten die Kinder sich doch nicht enthalten, ihre Jugend zu verraten. Zwischen je zwei Antworten turnten viele von ihnen an den Stühlen herum, andre tummelten sich auf der Treppe. Als es aber daran ging, daß sie ihre Forderungen aufstellen sollten, da nahm die ganze Versammlung ein andres Gesicht an. Die Kinder wurden plötzlich wieder sehr ernst und beteiligten sich mit der größten Heftigkeit an der Diskussion.

Es waren traurige Dinge, die da zum Vorschein kamen.[1]) Der Tagesverdienst der piscinine schwankt zwischen 20 und 40 Centesimi, der Arbeitstag zwischen 10 und 14 Stunden. Dabei werden sie in den Geschäften, in denen sie Einkäufe für ihre Meisterinnen zu machen haben, nicht einmal gern gesehen, da sie stets ein Muster von bestimmter Farbennuance nötig haben und somit den Geschäftsinhabern mehr Mühe als Verdienst verursachen, und sind sie bei den Kunden den größten sittlichen Gefahren ausgesetzt! Einen Begriff von der Kärglichkeit des Verdienstes dieser armen Kinder zu geben, möge folgende Statistik dienen:

Von 75 piscinine verdienten täglich

5	. . .	20	Centesimi,	2	. . .	33	Centesimi,
19	. . .	25	„	11	. . .	35	„
1	. . .	29	„	9	. . .	40	„
18	. . .	30	„	2	. . .	45	„
5	. . .	32	„	1	. . .	60	„

2 . . . ? Centesimi.[2])

Dazu war noch die Behandlung meist eine recht schlechte. Die sogenannten maestre (Meisterinnen) der Konfektionsbranche waren nur zu sehr geneigt, bei den geringsten Verstößen ihrer „Kleinchen" sogleich zu Thätlichkeiten überzugehen. Was aber — zu ihrer Ehre sei es besonders hervorgehoben! — diese jungen Gemüter am meisten bewegte und erregte, das war, daß sie meinten, bei ihren Lehrerinnen nichts lernen zu können. Statt sie schneidern zu lehren, verwandte man sie zu ganz andern Dingen. Bitter beklagten sie sich, daß sie zu Laufmädchen degradiert seien, ja, daß ihre ganze Thätigkeit sich in die Worte zusammenfassen lasse: far le servette (Dienstmädchen spielen). Daß, zumal bei den Plätterinnen-piscinine, späte Nachtstunden sowie Sonntagsarbeit als unbezahlte Zugabe betrachtet wurden, soll noch nicht einmal des Näheren ausgeführt werden.

Damit müsse aber ein Ende gemacht werden! Sie hätten keine Lust mehr, ewig die Schachtel — im Mailänder Jargon heißt es el telegrama — zu tragen, noch

[1]) Näheres über die Mailand eigentümliche Profession der piscinine s. im Leitartikel der Unione Femminile I, 3—4, Maggio 1901.

[2]) S. Ersilia Majno-Bronzini: „Lo Sciopero delle piscinine" in der Monatsschrift: Unione Femminile II, 13—14. Milano, Luglio-Agosto 1902.

Digitized by Google

viel weniger, für ihre Lehrmeisterinnen den postillon d'amour zu machen und bei vornehmen Herren Liebesbriefchen abzugeben. Auch verlangten sie die Festsetzung eines täglichen Minimallohns von 50 Centesimi.

Die Erregung der Kleinen nahm zu. Nur mit Mühe gelang es den Frauen, sie rednerisch im Zaum zu halten. Und dabei war es wahrhaft komisch anzusehen ... waren doch einzelne der jungen Rednerinnen noch so klein, daß man sie auf einen Stuhl heben mußte, damit sie überhaupt sichtbar wurden. Die Nachricht dieses Kinderstreiks hatte sich lauffeuerartig durch die Stadt verbreitet, und so kam eine große Menge Neugieriger und Interessierter in die Camera del Lavoro geströmt, um zuzuhören. Aber selbst der Spott mancher Zuschauer vermochte es nicht, diese Kleinchen aus dem Konzept zu bringen. Mit der größten Seelenruhe erzählten die piscinine tausend Unbekannten von den bei ihrem Laufmädeldienst erfahrenen sittlichen Angriffen und Anfechtungen, und die Worte cocottes und puttane (Dirnen) kamen — man möchte fast sagen schmerzlich natürlich — über ihre Lippen.

Die Camera del Lavoro hatte sich der armen Mädchen angenommen und an alle Mailänder Schneiderinnen und Modistinnen ein Memoriale gesandt, in welchem eine entschiedene Aufbesserung der Arbeitsbedingungen für die Lehrmädchen gefordert wurde. Eine große Anzahl derselben ging auf die Bedingungen der piscinine auch sofort ein, und somit nahm eine bedeutende Zahl derselben ihren Dienst auch sofort wieder auf. Inzwischen hatte der Ausstand der piscinine aber dennoch sehr an Ausdehnung zugenommen. Am dritten Tag nach Erklärung des „sciopero" waren aus den ursprünglichen 200 Mädchen bereits gegen 350 geworden. Jeden Morgen um 8 Uhr umlagerten sie die Camera del Lavoro, eine Antwort ihrer Meisterinnen erwartend. Am dritten Tage wurde den armen Kindern eine große Freude zu teil. Die Signora Calderini rief sie hinein und traktierte sie mit einem Frühstück. Da wurden die kleinen Kämpferinnen im Daseinskampfe wieder Kinder!![1])

Als der Ausstand aber immer weiter um sich griff und bereits über 500 Kinder streikten, als sowohl die Lebewelt als auch die großen und kleinen Schneidergeschäfte die Folgen desselben zu spüren begannen, da kamen beide Teile zu Verhandlungen, die zu einem einigermaßen befriedigenden Resultat führten, indem die Kinder, wenigstens die meisten von ihnen, eine kleine Lohnerhöhung zugesagt erhielten. Nur ein Rest von 75 piscinine fand zunächst keine Beschäftigung. Da aber, trotz des besten Willens des ob seiner väterlichen Fürsorge für die armen Kinder von diesen „Vater" genannten Arbeitskammersekretärs Giuseppe Scaramuccia in der Camera del Lavoro auf die Dauer ihres Bleibens nicht war, weil diese zwar allen Arbeitern Beistand gewährt, aber ihren Statuten gemäß nur solche über 16 Jahre als organisierte Mitglieder aufnehmen kann, so siedelten die Kleinen unter allgemeiner Zustimmung in das großartige Institut der Unione Femminile über, wo sie unter der trefflichen Leitung der geistig und körperlich gleich schönen und herzenswarmen Idealistin Ersilia Majno-Bronzini sowie ihrer Freundinnen Elisa Boschetti und Bice Cammeo organisiert, während der erzwungen müßigen Tage durch Vorträge und Handarbeit beschäftigt und ihnen endlich neue Stellen verschafft wurden. Seitdem bilden die piscinine eine neue Sektion in der alle Frauenbefreiungsarbeit umfassenden Unione Femminile.

Bei diesem Kampfe der Kinder um ihr bißchen Leben ist nun eine Reihe von Thatsachen zu Tage getreten, die auf das Dasein und in die Seele eines modern empfindenden Großstadtkindes ein grelles Licht werfen und zur genaueren Untersuchung reizen.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß wir es hier mit einem Streik zu thun haben, den das Proletariat — gegen das Proletariat kämpft. Die Brotherrinnen der piscinine gehören, zum großen Teile wenigstens, selber dem Proletariat an und

[1]) Außer an einen Privatbrief sowie persönliche Mitteilungen meiner Freundin Ersilia Majno-Bronzini und Elisa Boschetti sowie meines Freundes Giuseppe Scaramuccia lehne ich mich hier an eine Korrespondenz des „Avanti!" aus Mailand, gezeichnet T. G. (Dr. Tullio Giumelli) („Avanti" Nr. 1995), an.

Digitized by Google

müssen sich kümmerlich genug ernähren. Es kämpft also hier eine Schicht des vierten Standes gegen die andre. Aber wenn man näher hinsieht, so wird es klar, daß in Wahrheit der Kampf doch zwischen Arbeit und Kapital spielt. Abgesehen davon, daß eben ein Teil der Schneiderinnen und Modistinnen entschiedene Kapitalistinnen in des Wortes verwegenster Bedeutung sind, so ist fast der ganze Rest der selbst zum Proletariat gehörigen Meisterinnen von großen Konfektionsgeschäften abhängig, für welche sie arbeiten und die ihre Ware so schlecht bezahlen, daß sie selber ihren Hilfskräften nur ganz minderwertige Löhne zu zahlen im stande sind.

Fast interessanter noch sind aber die psychologischen Enthüllungen über den Kollektivcharakter der kindlichen Großstadtbevölkerung, die wir durch diesen Streik gewinnen.

Der Kinderstreik hat uns im ganzen eine tiefe und furchtbare Korruption enthüllt, eine Korruption, die dem ganzen Stande der Streikenden eigentümlich ist und von der diese Kleinen, deren Beruf es zu erfordern scheint, daß sie den ganzen Tag auf dem Pflaster herumtrotten, nicht haben verschont werden können. Halb Laufmädels — trottins nennt sie bekanntlich der Franzose — halb Hausindustriearbeiterinnen wie sie sind, war die Wahrscheinlichkeit physischer und psychischer Demoralisation für sie doppelt gegeben. Diese Kinder von 10 Jahren sprachen es kaltlächelnd aus, daß sie keine Lust mehr hätten, für ihre erwachsenen Berufsgenossinnen und deren signorini die Kupplerinnen zu spielen, und ließen dennoch zu einem wahrhaft erschreckend großen Teile eben durch ihr kaltes Lächeln und das Fehlen jeder moralischen Entrüstung erraten, wie sehr sie es ersehnten, selber schon die puttana zu sein, zu deren servetta sie sich nicht erniedrigen wollten, ja, eine sprach es ohne jegliches Schamgefühl ruhig aus, daß sie ganz gut stände, da sie ihre Kunden „so gut" behandele, daß sie täglich zwischen 1,20 Lire und 1,50 Lire verdiene. Daher auch waren ihre Folgerungen voll von Unklarheiten und Zweideutigkeiten. Ihr Verlangen, zu arbeiten und mehr zu verdienen, entsprach sehr oft nur dem Wunsche, den Reichtum und das Wohlleben zu erlangen, das sie bei den vielen Kundinnen ihrer Meisterinnen tagtäglich gesehen hatten.

Aber neben diesen traurigen Einblicken in die Kinderseelen des Mailänder Proletariats muß der Kinderstreik doch auch wieder ein erhebendes Gefühl erwecken. Die nicht aufzuhaltende Impulsivität, die geradezu großartig zu nennende Widerstandskraft und das wirklich musterhafte Solidaritätsgefühl, die bei dieser Gelegenheit in fast verblüffender Weise zu Tage getreten sind, zeigen deutlich, wie weit das soziale Gewissen dieser Kinder bereits erwacht ist. Wenn das Kindergehirn schon reif genug dazu ist, sich überlegen zu können, daß nicht stürmisches Begehren allein zur Erreichung des gesetzten Zieles führt, sondern daß es dazu des Zusammenhaltens und der Einigkeit aller bedarf, so ist an der Thatsache kein Zweifel mehr möglich, daß das gesunde Erfassen wirtschaftlicher Fragen in einem beträchtlichen Teile des norditalienischen Proletariats weniger selten anzutreffen ist, als es soziale Pessimisten bisweilen anzunehmen scheinen. Es handelt sich also, bei den piscinine wenigstens, nicht mehr darum, das Klassenbewußtsein wachzurufen, als vielmehr es noch fester zu organisieren und sowohl dieses als zumal das Geschlechtsbewußtsein auf gesunde Bahnen zu lenken.

Sicherlich werden viele der jetzt streikenden Kinder den Verführungen eines winkenden kurzen aber glänzenden Prasserlebens unterliegen, die Mehrzahl von ihnen wird aber doch zu braven und ehrsamen Arbeiterinnen werden, und ihr Leben wird fraglos desto braver und ehrsamer sein, als sie für immer und immer das tiefe Bewußtsein von der Schmach ihrer Lage und der Möglichkeit, sie kräftig zu bessern, in sich tragen werden, welche sie schon als Kinder in den Lohnkämpfen des Juni 1902 einsehen lernten.

Digitized by Google

Ihre Hoheit.

Von

Herman Bang.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von E. E. Luis.

Nachdruck verboten.

I.

Ihre Durchlaucht entfernte sich, lächelte noch einmal gnädig und steckte die Nase in das Kamelienbouquet. Das Geburtstagskomitee verbeugte sich im Kreis und ging knixend rückwärts zur Thür hinaus.

„Puh — das machte heiß," sagte Frau Hofapotheker. Sie war von der Gemütsbewegung und einem zu engen Korsett so rot wie ein Kupferkessel.

Die Geheimrätin schwankte noch ein letztes Mal wie ein Licht vor der Thürspalte über den Boden.

„Mon amie," sagte die Stadträtin zur Geheimrätin — sie zogen sich im Vorgemach die Galoschen an — „diese Frau . . . ."

„Hoheit hat Ihren Willen bekommen," sagte die Geheimrätin und warf einen Blick nach der Apothekersfrau hinüber, die ihnen den Rücken zudrehte und sich hinten in der Ecke ein paar Knöpfe an ihrer Taille aufmachte. — Die Geheimrätin schnitt eine Grimasse, als röche sie etwas Übles.

Sie gingen die Treppe hinunter. Frau Hofapotheker steckte dem Portier einen Thaler in die Hand. Dem Heiducken hatte sie ein Zehnmarkstück gegeben. Das Geburtstagskomitee trabte mit aufgerafften Röcken und Galoschen durch die Allee nach Hause. Frau Apotheker schnaufte atemlos.

„Ja," sagte sie, „das war das Geld wert." Sie hatte das Bouquet allein bezahlt.

Die Röcke der Geheimrätin flogen indigniert in die Höhe, so daß man die dünnen Beine sehen konnte bis dahin, wo die Anatomie sich eine Wade denkt.

— — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit blieb einen Augenblick stehen. Dann ließ sie das Bouquet so herzlich müde niedersinken. Als sie sich umdrehte, fiel ihr Blick auf die Hofdame, und Ihre Hoheit lächelte von neuem — der Anblick von gewissen Gegenständen rief bei Ihrer Hoheit stets ein gnädiges Lächeln hervor, das aber nie bis zu den Augen hindrang, die blieben immer müde und grau — und verabschiedete sie mit einer Handbewegung. Prinzessin Maria Karolina ging allein durch die Gemächer.

Das war eine lange Reihe von Zimmern. Alle Thüren standen offen, weiße Vorhänge waren vor die Fenster gezogen, und die Luft in dem Halbdunkel war so dumpf wie in einem Museum.

Prinzessin Maria Karolina blieb in den Galazimmern stehen.

Die Galamöbel standen mit den weißen Überzügen steif aufgereiht an den Wänden. Rund umher auf den Konsolen und Tischen prangten große, schlecht abgestaubte Prachtvasen und alte Konsoluhren, die nicht mehr gingen. Still und tot standen sie da. Oben am Plafond lächelten korpulente Rokoko-Damen in roten Gewändern zwischen blauen Wolken.

Selbst im Halbdunkel war diese Pracht sonderbar verschossen und pauvre. Die vergoldeten Leisten in den Feldern der Wand waren verblichen und überall abgestoßen. Fleckig und verschrammt hingen große Spiegel in den Louis Quinze-Rahmen.

Prinzessin Maria Karolina trat dicht an einen der Spiegel heran; sie hatte es früher nie bemerkt, daß dessen Fläche aus drei Glasstücken zusammengesetzt war. Sie besah ihn sich lange; das herzogliche Wappen saß in allen Ecken;

Digitized by Google

der Spiegel war eine Brautgabe von den Beamten der Residenz an einen ihrer Vorfahren; sie wurde auf das Bild darin aufmerksam. Man konnte durch die Thüren in alle Säle hineinsehen. Drei Kronleuchter hingen in weißer Umhüllung wie schlaffe, halbgeleerte Ballons an der Decke.

Auf den Konsolen standen Sèvres-Vasen. Sie waren an der dem Spiegel zugekehrten Seite gekittet. In dem nächsten Saal hingen ein halbes Dutzend von Prinzessin Maria Karolinas Vorfahren, die regierenden Herzöge. Zuweilen bat der Schloßkaplan Sonntags Ihre Hoheit um die spezielle Erlaubnis, die Bilder einigen Besuchern zeigen zu dürfen. Es waren meist Bauern oder Schulkinder unter der Führung ihres Lehrers. Sie schlichen leise durch die Säle und wagten es nicht laut zu sprechen; sie flüsterten ganz leise und rissen die Augen auf und drängten sich dicht aneinander. Ehrfurchtsvoll starrten sie auf die Bilder und nannten die Namen mit einer eigenen Betonung, wie die der Heiligen in den Gebeten.

Prinzessin Maria Karolina ging in den Saal hinein und betrachtete ihre Ahnen. Sie waren in Hoftracht, in großartigen Attitüden gemalt, die Hand auf den juwelenbesetzten Degengriff gestützt. Einige hatten an ihrer Seite einen Tisch stehen, auf dem eine Krone auf einem roten Sammetkissen lag. Einer hielt in der vorgestreckten Hand eine Papierrolle, die an einen Kommandostab erinnerte.

Prinzessin Maria Karolina zog einen Vorhang zurück und betrachtete lange Zeit die Bilder. Sie waren kürzlich aufgefrischt worden, und die grellen Farben leuchteten. Sie sah die Gesichter an. Sie hatten alle denselben Ausdruck. Mit leerer Parademiene standen diese Gestalten, in Sammet gekleidet, steif und leblos da.

Ihre Hoheit seufzte. Es waren keine Meister gewesen, die ihre Vorfahren gemalt hatten.

Als Ihre Hoheit ihr eigenes Gemach betrat, riß sie schnell, als bedürfe sie der Luft, das große Fenster auf. Die Frühjahrsluft schlug ihr sonnenwarm entgegen. Sie setzte sich und sah, das Haupt auf die Hand gestützt, ins Freie hinaus.

Nach vielen Regenschauern war der Frühling plötzlich gekommen. Frisch breitete sich das feine Grün auf dem Rasen, und die Knospen an den Bäumen waren halb aufgesprungen. Man spürte den ersten zarten Duft der Kastanien und den frischen, kräftigen Erdgeruch.

Ihrer Hoheit war es, als hätte sie niemals alles so jung und licht gesehen. Der Himmel war so klar, so unendlich hoch. Es schien Maria Karolina, als glänzte alles, die Büsche und der sprießende, grüne Rasen und die Bäume und der Horizont . . . .

Die Sperlinge hatten ihr Heim zwischen den Ulmen. Und wenn man atmete, sog man den würzigen Duft der Johannisbeerblüten ein.

Prinzessin Maria Karolina schloß geblendet die Augen, und ohne daß sie es wollte, brach sie in ein nervöses Weinen aus, und die Thränen liefen ihr die Backen hinunter.

Sie fühlte diesem Licht und Leben gegenüber ein Unbehagen, fast so stark wie ein physischer Schmerz. Es war, als ob das Frühjahr da draußen sie plötzlich überwältigte. Schwindelig sah sie durch ihre Thränen in die flimmernde Luft, und die blauen Linien der entfernten Höhen wogten ihr vor den Augen.

Die Prinzessin erhob sich und öffnete das Fenster. Sie zog die langen Stores zusammen und setzte sich in die halbdunkle Stube. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie noch weiter weinte. Sonst weinte Ihre Hoheit nur Sonntags in der Kirche.

Unablässig hatte sie ein und dasselbe Bild vor Augen — sie wußte nicht, weshalb und woher es kam. Seit Jahr und Tag hatte sie mit keinem Gedanken an ihren Onkel, den Prinzen Otto Georg, gedacht — seit Jahr und Tag nicht. Und jetzt sah sie ihn und sich, als wäre es gestern, wie sie als Kind so oft neugierig auf den Zehenspitzen hinter seinen Stuhl geschlichen war und in Onkel Otto Georgs Feuer hineingestarrt hatte. Onkel Otto Georg legte Holzscheite im Ofen zurecht, und dann schlug er vorsichtig mit seinem kleinen Feuerzeug Feuer und steckte das Reisig unter den großen Stücken an. Die Flammen leckten und die Flammen bohrten. Onkel Otto Georg starrte, das Kinn in die Hände vergraben, mit den erloschenen, toten Augen hinein.

Digitized by Google

Maria Karolina getraute sich nicht, ihren Onkel anzureden. Sie kniete schweigend an der Seite seines Stuhls und sah in das Feuer des Ofens. Mitunter bemerkte der stille Prinz, daß das Kind da lag; und Maria Karolina fühlte Onkel Otto Georgs weiche Hand ganz leise über ihr Haar gleiten. Es war ein so weiches und behutsames Gleiten, hin und zurück — lange Zeit. Manchmal schlummerte Maria Karolina, den Kopf gegen Onkels Stuhllehne gestützt, ein; und manchmal fing sie an zu weinen.

Onkel Otto Georg nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und sagte mit seiner seltsam müden Stimme, die immer denselben Tonfall hatte:

„Oui — mon enfant . . . mon pauvre enfant . . .“

Er behielt ihren Kopf in seinen Händen und sah sie mit seinen toten Augen an, und murmelte im selben Ton immer wieder:

„Oui — mon enfant . . . mon pauvre enfant.“

Dann erhob sich Onkel Otto Georg lautlos, schüttelte seinen schönen Kopf mit dem weichen, lichten Bart und schlich über den Boden hin ins nächste Zimmer hinein.

Und zündete dort, vorsichtig wie ein Dieb, mit seinem kleinen Feuerzeug das Feuer im Ofen an, und beobachtete die Flammen mit seinen leeren Augen.

Im Sommer war Onkel Otto Georg den ganzen Tag unten im Garten bei seinen Blumen. Wie liebte er seine Rosen! Er hielt die Kelche in der hohlen Hand und besah sie stundenlang und lächelte.

Maria Karolina kam mit ihrer Gouvernante vorüber . . . Onkel Otto Georg bemerkte es nicht. Er stand mit nickendem Kopf über seine Rosen gebeugt und lächelte.

Die Gouvernante hielt in ihrem ewigen Examinieren inne, sie knixte drei Mal hinter Prinz Otto Georgs Rücken und machte einen kleinen Bogen auf dem Weg.

Mlle. Leterrier ängstigte sich immer vor Onkel Otto Georg — und Maria Karolina schlich sich still vorbei . . . Sie gingen die Terrasse hinauf . . .

Mlle. Leterrier gab häufig Maria Karolina auf der Terrasse Unterricht. Man sah von dort oben die ganze Residenz mit ihren Schornsteinen, den roten Dächern, dem Kirchturm, dem kleinen Fluß mit den beiden Brücken und der roten Kaserne; die war das größte Haus in der ganzen Stadt.

Das Panorama unterstützte Mlle. Leterrier in ihrer Methode.

Sie hatte die Vokabeln rund um sich her. Bäume, Häuser, rote Dächer und der Rauch der Schornsteine, der in die blaue Luft stieg, und die Linden und die Blumen zwischen den Stämmen und Baumstümpfen, die mit grünem Moos bedeckt waren, und die Vögel, die in den Bosketten sangen, und die Mücken, die summten — das waren alles nur Vokabeln für Mlle. Leterrier.

Ein Sperling plumpste von einem Zweig auf die Erde und badete sich im Staub der Terrasse.

Mlle. Leterrier blieb stehen und besah den Sperling, als wäre er eins der sieben Wunder: „Ah! — le petit oiseau . . . Comme il est beau — le petit oiseau . . .“

Mlle. Leterrier war neugierig zu erfahren, was es wohl für ein „petit oiseau“ sein mochte . . .

Maria stand gebückt; sie sah stumpfsinnig auf Mlle. Leterriers piependes Wunder.

„Ach — es ist eine Goldammer — Hoheit wissen es wohl — (Ihre Hoheit wußte alles) — eine Goldammer.“

„Hoheit,“ sagte Mlle. Leterrier, wenn Maria Karolina eine von Lafontaines Fabeln vor Ihrer Hoheit der Herzogin heruntergeleiert hatte und Ihre Hoheit in schleppendem Französisch ihre Zufriedenheit ausdrückte — „Hoheit, die Kunst, des Unterrichtens ist die Kunst zu interessieren.“

Mlle. Leterrier hatte bei feierlichen Gelegenheiten Schlagwörter, die sie Citate von Jean Jacques Rousseau nannte.

— — — — — — — — — — — —

Mlle. Leterrier und Maria Karolina gingen weiter auf der Terrasse. Mlle. Leterrier war bei der Botanik angelangt . . . . . Sie sprach von dem Bau der Blätter.

„Hoheit wissen, daß die Zellen . . .“

Mlle. Leterrier vertiefte sich in alles, was Ihre Hoheit über die Zellen wußte.

Maria Korolina ging still neben der Gouvernante. Sie sagte selten etwas andres

Digitized by Google

als „Ja" und „Nein". Und auch das sagte sie nicht besonders lebhaft. Ihre Hoheit verriet nicht, wie viel sie von den Zellen wußte.

Inzwischen ging sie einmal an den Rand der Terrasse. Das starke Läuten einer Glocke war zu ihnen heraufgedrungen. Es war die Freistundenglocke im herzoglichen Waisenhaus.

Wenn Maria Karolina sich etwas über die Brüstung beugte, konnte sie den Spielplatz des Waisenhauses sehen.

Die kleinen Dinger tummelten sich da unten in ihren Leinwandkitteln, sie lachten und kreischten und spielten „Letzten abschlagen". — Es klang wie ein Jubel.

Maria Karolina stand lange über das Geländer gelehnt und sah ihrem Spiele zu.

Mlle. Leterrier fand einen neuen Ausgangspunkt.

Müde ließ Maria Karolina das Geländer los und folgte der Gouvernante.

Unten sangen sie. Maria Karolina kannte das Lied. Es war ein Kreisspiel, zu dem es gesungen wurde — eine stand im Kreis und breitete ihre Schürze aus und kniete auf dem Boden, und dann kniete eine andre, und darauf tanzten die beiden im Kreis und die andern, an den Händen angefaßt, um sie herum.

„Der Mönch geht auf der Wiese"

sangen alle Kinderstimmen im Chor.

„Hoheit wollen fragen," sagte Mlle. Leterrier — sie verweilte noch immer bei der Botanik. Mlle. Leterrier sagte häufig: „Hoheit wollen fragen . . ."

Das war eine façon de parler.

Maria Karolina fragte nicht. Sie war so müde von den Ausgangspunkten. Mlle. Leterrier fragte für sie. Es interessierte sie so wenig. Artig ging sie mit ihrem eigentümlich grauen, altklugen Gesicht mit den matten Augen neben der Gouvernante her und wiederholte ihr „Ja" und „Nein".

Mlle. Leterrier bekam falsche „Ja" und „Nein". Sie wurde ärgerlich.

„Hoheit haben keinen rechten Sinn für die Natur," sagte sie.

Sie sangen da unten — wie sangen sie! Ja, das war das, wonach sie tanzten — was sie jetzt sangen.

„Ei! wie lustig wir tanzen, ich und du —
Als hätten verloren wir beide Strümpfe und Schuh,
— Als hätten verloren wir beide Strümpfe und Schuh."

Mlle. Leterrier hatte einen Ameisenhaufen entdeckt.

Im Nu war Mlle. Leterrier in „Sanssouci". Es war eine alte Gewohnheit von Mlle. Leterrier, sich mit Sanssouci zu beschäftigen. Ihre frühere Elevin war aus dem Hause Hohenzollern gewesen. Mlle. Leterrier hatte ihren Unterricht um Friedrich den Großen gruppiert. Jetzt war sie in ihrem Fahrwasser: Mlle. Leterrier landete mit all ihren Ausgangspunkten bei „Sanssouci". Das war ihre alte Gewohnheit. Aber Mlle. Leterrier hatte Geistesgegenwart: die Herzogin war aus dem Hause Habsburg. Mit einer geschickten Wendung ging sie nach Schönbrunn über und schloß mit Maria Theresia. Wenn Mlle. Leterrier bei Maria Theresia angelangt war, machte sie eine Pause. Schweigend gingen Gouvernante und Schülerin nebeneinander her.

Das höchste war, daß eine einsame Vokabel die Stille belebte.

Maria Karolina wiederholte die Vokabel mit ihrer müden Stimme.

„La pelouse — Votre Altesse le sait . . ."

„Oui — mademoiselle — la pelouse."

Die Freistunde da unten war vorüber. Die Glocke läutete, und der Kinderlärm verhallte in einem geschäftigen Summen.

Mlle. Leterrier und Maria Karolina hatten das Ende der Terrasse erreicht. Das Waisenhaus da unten lag gerade gegenüber. Maria Karolina sah zwei kleine Trödelliesen ängstlich über den Hof und in die Thür hineinlaufen — durch die geöffneten Fenster hörte man eben aus der Schulstube die Stimme der Lehrerin und die der Kinder, die im Chor buchstabierten.

Maria Karolina stand gebückt, während sie hinüberhorchte.

„Hoheit müssen sich gerade halten —"

Maria Karolina fuhr zusammen und richtete sich auf — „Hoheit halten sich schrecklich — Hoheit müssen wieder eine Bandage haben — —"

Digitized by Google

Maria Karolina wurde jedes halbe Jahr ein paar Monate ihrer Haltung wegen in ein Stahlkorsett eingeschnürt.

Mlle. Leterrier war müde. Sie setzten sich auf eine Bank zwischen den Bäumen.

Die kleinsten Mädchen des Waisenhauses kamen an ihnen vorüber. Sie kamen mit der Pflegemutter in langem Zuge schnatternd wie eine Schar kleiner Entlein in ihren gelben Kitteln daher; die weißen Kapuzen fest um die roten, runden Gesichter gebunden, liefen sie der Pflegemutter nach.

Maria Karolina sah sie kommen, zwei und zwei, die Arme ineinander geschlungen, plaudernd und kreischend liefen sie hierhin und dahin. — Wenn sie an der Bank vorüberkamen, wurden sie still und grüßten mit kleinen gravitätischen Knixen und faßten die Kleider an beiden Seiten an und starrten mit ihren großen, runden Augen Maria Karolina an.

Und einige von den allerkleinsten fielen hin, als sie knixten, und lagen weinend auf der Erde und krabbelten eilig wieder in die Höhe und knixten wieder, während ihnen die Thränen an den Backen hinunterliefen.

Maria Karolina saß mit rotem Kopf geniert auf der Bank und nickte ihnen dankend zu.

Die kleinen Dinger waren vorüber. Lange noch hörte man ihre Stimmen hinten in der Allee, sie klangen wie ein Singen.

Mlle. Leterrier sah nach der Uhr. Es war Zeit: Ihre Hoheit hatte jetzt ihren Tanz- und Anstandsunterricht.

Maria Karolina erhob sich und ging mit der Gouvernante fort. Im Rosengarten bastelte Prinz Otto in der Sonne an seinen Rosen herum. Maria Karolina und Mademoiselle gingen an ihm vorüber. Ihre Hoheit hatte in dem kleinen Ballsaal Tanzstunde. Ihre Hoheit die Herzogin waren selbst bei Prinzessin Maria Karolinas Tanz- und Anstandsunterricht zugegen. Der alte Lehrer war ein ausrangiertes Balletbein mit vielen auswärtsen Balletverbeugungen und Vatermördern. Prinzessin Maria Karolina tanzte Quadrille mit drei Stühlen. Der Auswärtse schwitzte, die „Quadrille à la cour“ auf seiner dünnen Violine fidelnd. Ihre Hoheit war verzweifelt: Prinzessin Maria Karolina besaß auch gar keine Grazie!

„— En arrière — en avant — un, deux, trois, compliment. — Aber man sieht seinen Herrn dabei an. Der — der Herr à gauche. Prinzessin Maria Karolina arbeitete sich verzweifelt durch ihre drei Stühle hindurch.

Der Ballettänzer spielte und schlug mit dem ganzen Körper den Takt dazu.

„Dort — dort — trois, Ihre Hoheit ... die Herren à droite — das rote Band, der Herr à droite (das rote und blaue Band um die Stühle unterstützten Maria Karolinas Begriffsvermögen) ... deux, trois, compliment.“

Die Balletantiquität sprang wie ein Harlekin in der Pantomime, während er auf der Violine kratzte.

„Gut, — gut, — un, deux, trois, der Herr à droite ...“

Maria Karolina verbeugte sich wieder vor dem roten Band ...

„Nein — nein — un, deux, trois, der Herr à droite.“

„Die Handgelenke,“ rief Ihre Hoheit, „Herr Pestalozzi — diese eckigen Bewegungen! Oh, was für ein Kompliment — dieses Kompliment!“ Ihre Hoheit die Herzogin sprang auf.

„Noch einmal ...“

Prinzessin Maria Karolina verbeugte sich mit rundem Rücken.

„Diese Haltung! — der Rücken doch!! — Noch einmal ...“

Ihre Hoheit sang mit.

Prinzessin Maria Karolina verbeugte sich mit starren Augen vor den drei Stühlen.

„Ein gräßliches Kompliment — gräßlich!“

Ihre Hoheit war außer sich: „Die Prinzessin geht so krumm wie eine Wasserträgerin.“

Herr Pestalozzi trocknet sich mit einem Taschentuch, das so rein wie ein alter Schminkelappen ist, das Gesicht; es rieselt gleichsam von Herrn Pestalozzi herab.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina bewegte sich wie eine Maschine.

„Wenn Mlle. Leterrier sich gestatten dürfte es zu sagen“ — Mlle. Leterrier häkelt Zwischensätze in einer Ecke, Mlle. Leterrier häkelt stets Zwischensätze für ihre jungfräulichen Negligées — „Prinzessin Ernestine wurde nachts im Bett festgebunden, so daß sie sich nicht rühren konnte ... Ihre Hoheit die Prinzessin lag

Digitized by Google

ganz gerade ausgestreckt . . . das hatte Ihrer Hoheit erstaunlich geholfen. Die Arme waren es, die festgebunden wurden . . ."

Ihre Hoheit die Herzogin fand das etwas stark.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina könnte versuchen, ein paar Stunden mit einem Lineal zu gehen. Ihre Hoheit die Herzogin war selbst — in ihrer Kindheit — vier Stunden am Tage mit einem Lineal gegangen.

Die Balletantiquität spielte wieder auf.

Prinzessin Maria Karolina tanzte mit einem roten Taburett Walzer.

Ihre Hoheit die Herzogin erhob sich, um fortzugehen. Sie wollte ihre Malstunde nehmen. Ihre Hoheit die Herzogin malte. Es war immer etwas Weißes in vielem Blau. Ihre Hoheit verschenkte dieses Weiße und Blaue als Bazargeschenke. Im Verzeichnis wurden diese Geschenke folgendermaßen spezifiziert: Ihre Hoheit die Herzogin, eine Malerei: „Enten auf dem Wasser schwimmend."

Alle Wohnstuben in der Residenz hatten „Enten im Wasser".

Außerdem war Ihre Hoheit die Herzogin hungrig. Ihre Hoheit die Herzogin genoß regelmäßig alle zwei Stunden etwas.

Prinzessin Maria Karolina machte ihrer Mama ein Kompliment.

— — — — — — — — — — — —

Die Tage gingen — einer wie der andre. Ihre Hoheit hatte Unterricht — und Ihre Hoheit hatte Freistunde und ging mit Mademoiselle spazieren. Ihre Hoheit war schrecklich ungeschickt und hatte große, rote Hände.

In den Konversationsstunden ging Ihre Hoheit mit einem Lineal.

Nach der Tafel fuhr Ihre Hoheit die Herzogin aus.

Prinzessin Maria Karolina saß auf dem Rücksitz und nickte den Leuten zu.

Sie fuhren immer denselben Weg, durch die große Straße der Residenz nach dem „Italienischen Schloß" hinaus.

Die Hofdame unterhielt Ihre Hoheit die Herzogin; die Hofdame wußte von jedem Menschen, dem sie begegneten, eine Geschichte.

In dem „Italienischen Schloß" trank die Herzogin Schokolade. Dann kehrten sie nach Hause zurück.

Prinzessin Maria Karolina war sehr müde, wenn sie abends in ihr Bett kam, und Mlle. Leterrier ihr um die Handgelenke — mit den roten Händen — die Handschuhe festgebunden hatte. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Mlle. Leterrier begeisterte sich nicht für die Sommerhitze. Sie nickte immer etwas ein, wenn sie — via Sanssouci — bis cette illustre impératrice gelangt war.

Maria Karolina rückte ein Stückchen weg auf der Bank, ganz leise, aus Furcht, sie zu wecken. Das war Maria Karolinas beste Zeit, wenn Mlle. Leterrier eingeschlummert war.

Es war so still — kein Laut im Garten zu spüren.

Still lagen die grünen Bäume, das Schloß und die Stadt in der Sonne.

Eine Biene kam summend in den Schatten der Terrasse geflogen und surrte wieder hinaus in die helle Sonne.

Es war so herrlich, hier in Frieden zu sitzen, fast als ob sie allein säße.

Sie warf bei jedem Geräusch ängstlich einen verstohlenen Blick zu Mlle. Leterrier hinüber, die Waisenkinder kamen vorüber und knixten; weiter hin auf der Terrasse — Ihre Hoheit hatte ihnen allergnädigst an ihrem Namenstage hier oben einen Spielplatz mit Schaukel und Wippe geschenkt — lachten und lärmten sie.

Mlle. Leterrier schlief weiter.

Maria Karolina stand leise von der Bank auf und schlich sich hinten nach der Terrasse. Wenn die Kinder laut riefen, fuhr sie zusammen und drehte sich um.

Hinter einem Baum versteckt sah Maria Karolina zu, wie sie spielten.

Sie standen, zwei und zwei, in einer langen Reihe, mit den Rücken ihr zugewandt . . . Ja — sie spielten „Witwe".

Maria Karolina kannte alle ihre Spiele: „der Mönch" und „Zauberer" und „Letzten abschlagen" und „Prinzessin im Käfig".

Wie sie kreischend um die Schaukel liefen. „Aber so krieg' sie doch — so krieg' sie doch" ach, die dicke Martha war die Witwe.

Rund umher schrieen die Kleinen. Sie spielten „Verstecken" und stellten sich mit den Gesichtern gegen einen Baum und schrieen,

Digitized by Google

wenn sie gefunden wurden, und liefen eilig davon; einige von ihnen purzelten zu Boden und zappelten, so daß man ihre runden hellroten Beinchen unter den Röcken sehen konnte.

Die Älteren waren müde. Sie setzten sich in langen Reihen auf die Bänke und hielten sich umschlungen und wiegten sich hin und her. Einige fingen an zu singen.

Die andern stimmten mit ein, während sie auch den Körper hin und her bewegten.

Die Kleinen sangen mit ihren hellen, kreischenden Stimmen den ersten Vers mit. Ein kleines, goldlockiges Ding war hingefallen und saß weinend am Boden. Sie sang noch immer mit und schmierte dabei das Gesicht mit Erde ein, auf die ihre Thränen hintropften.

Maria Karolina ging wieder still zu ihrer Gouvernante zurück.

Eines Tages waren die kleinen Mädchen allein.

Sie spielten alle die Spiele der größeren, und konnten sich nicht recht darauf besinnen, und lagen sich scheltend wie kleine Hähnchen in den Haaren und maulten und waren beleidigt.

Maria Karolina stahl sich hinter ihrem Baum hervor.

Sie beugte sich über einen kleinen Knirps, der schluchzte und sich die Augen rieb. „Soll ich helfen?“ sagte sie.

Die Kleine stand auf und starrte sie an. Dann riß sie sich los und lief davon. — Die andern sahen jetzt auch Maria Karolina und knixten und faßten sich an den Schürzen an und drückten sich puffend hinter die Bäume.

Maria Karolina stand allein mitten auf dem Platz. „Wollt ihr spielen?“ sagte sie wieder und ging einen Schritt auf sie zu.

Die Kinder antworteten nicht. Sie drängten sich mit den Fingern im Munde zusammen. Einige fuhren fort zu knixen.

„Wollen wir nicht spielen?“ sagte Maria Karolina wieder, aber leiser.

Sie bekam keine Antwort, sie hörte nur ein leises Grunzen.

„Wir wollen ‚der Mönch‘ spielen,“ sagte Maria Karolina und trat dichter zu ihnen heran.

„Kommt.“

Sie nahm ein kleines Mädchen bei der Hand: „Du mußt mich halten“ sagte sie.

Die Kleine versuchte sich los zu machen und fing an zu weinen. Sie drückte sich in den Kreis der andern, die Maria Karolina anschielten und ängstlich dastanden — es sah aus, als wollten sie alle gleich losheulen.

„Aber — wir wollen ja Mönch spielen,“ sagte Maria Karolina.

Sie faßte eine andre am Arm; die Kleine schrie, als säße ihr das Messer an der Kehle.

Maria Karolina ließ sie los. Sie blickte noch einen Augenblick nach den andern Kleinen, die scheu in einem Kreis zusammen standen, hinüber und ging fort.

Mlle. Leterrier wachte auf. Sie kehrten ins Schloß zurück.

Signor Pestalozzi wußte nicht, was Ihrer Hoheit in der Tanz- und Anstandsstunde fehlte; Ihre Hoheit brach plötzlich mitten in der Quadrille zwischen den drei Stühlen in Thränen aus, und das Weinen hörte nicht wieder auf.

Maria Karolina preßte die Lippen aufeinander und machte ihre pas zu Signor Pestalozzis Violine, während ihr die Thränen über die Backen rannen.

Abends, als Mlle. Leterrier ihr die Handschuhe um die Handgelenke gebunden hatte und hinausgegangen war und die Thür zugemacht hatte und ihr Schritt über den Korridor verhallte, stand Maria Karolina wieder auf und kniete mit emporgestreckten Händen am Boden und weinte, und weinte und weinte.

Sie betete, mit dem Kopf auf dem Teppich, zum lieben Gott, und sie wußte selbst nicht, weshalb, aber sie kam sich so grenzenlos, so furchtbar unglücklich vor. Damals war Maria Karolina ungefähr vierzehn Jahre alt. — —

Ihre Hoheit die Herzogin wählte zwei Freundinnen für Maria Karolina aus.

Es waren ein paar Geheimratstöchter mit hellrotem Haar und Sommersprossen, die bis an den Hals hinuntergingen.

Sie saßen auf dem Rand der Stühle und hatten immer feuchtkalte Hände; sie sagten „Ja“ und „Nein“ und aßen wie Raben bei den Mahlzeiten.

Abends wurde unter Mlle. Leterriers Aufsicht vorgelesen. — Es waren Bücher aus der Sammlung „pour les jeunes filles“. Sie

Digitized by Google

wechselten mit dem Lesen ab. Die zwei Sommersprossigen verstanden kein Wort. Wenn die Reihe an sie kam, rappelten sie atemlos die Sätze herunter, so daß ihre Backen glühten.

Keiner verstand ein Wort.

Mademoiselle häkelte Zwischensätze und sagte jedes Mal, wenn sie außer Atem kamen: „sehr hübsch!" Wenn sie Karten spielten, ließen die Freundinnen stets Ihre Hoheit gewinnen, nachher bekamen sie aber die Näschereien geschenkt.

Maria Karolina behandelte sie mit einer zerstreuten Freundlichkeit. Am meisten interessierte es sie, wieviel die beiden wohl in ihren Taschen bergen konnten. Sie glaubte, daß ihre Taschen Platz für alles hätten. —

So verging die Zeit.

In den Ferien kam der Erbprinz von der Kadettenschule nach Haus.

Seine Hoheit der Erbprinz Ernst Georg war ein aufgeschossener Bursche, der bei der Tafel Maria Karolina in den Arm kniff, daß sie grün und gelbe Stellen bekam. Sonntags saß er in der Kirche hinter ihr und puffte sie während der Predigt mit der geballten Faust in den Nacken. Maria Karolina wäre für ihn durchs Feuer gegangen.

Sie liebte ihn blind. Sie war ihm gegenüber immer so steif wie ein Stock und sprach immer mit ihm, als wäre sie beleidigt.

Der Erbprinz Ernst Georg neckte sie, indem er sie abküßte. Sie wurde dunkelrot und war dem Weinen nahe. Hinterher saß sie in einem Winkel und bewunderte ihn.

„Sperr das Maul nicht auf," rief Ernst Georg. Maria Karolina hatte die Gewohnheit, mit offenem Munde zu sitzen, wenn sie bewunderte.

Maria Karolina war sehr ungeschickt und wußte nie, wo sie mit ihren Armen bleiben sollte, die sehr lang waren und sehr rote Handgelenke hatten. Sie schlenkerte damit, als hingen sie lose.

„Die Arme, Hoheit, die Arme," sagte Mademoiselle Leterrier.

Ihre Hoheit fuhr zusammen und versuchte krampfhaft die Arme ruhig zu halten; die Ellenbogen waren so spitz wie Pfrieme.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war beklagenswert ungraziös.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina vollendete ihr sechszehntes Lebensjahr.

— — — — — — — — — — — — —

Sie bekam einen eigenen Hofstaat. Der bestand aus einer Hofdame, Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein; das füllte gut in dem herzoglichen Staatskalender. Sie war dreimal angeführt: Hofstaat Ihrer Hoheit der Herzogin: Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein, erste Ehrendame. Hofstaat Ihrer Hoheit Prinzessin Maria Karolina: Ehrendame Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein, Hofdame. Hofstaat zur Disposition für fremde Fürstinnen: Ehrendame Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein, Hofdame bei Ihrer Hoheit Prinzessin Maria Karolina.

Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein war verwachsen und kleidete sich vorzugsweise in kraß Crême. Selbst wenn sie eine neue Toilette anzog, sah es immer aus, als wäre es eine aufgefrischte.

Sie verließ Prinzessin Maria Karolina keinen Augenblick und sagte stets: „Hoheit meinen . . ."

Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein wußte alles, was Ihre Hoheit meinte.

Prinzessin Maria Karolina mangelte jeder Reiz; sie kleidete sich ewig in Hellrosa. So herzlich gleichgiltig ließ sie alles an sich vorübergehen.

— — — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit die Herzogin wollte sie zerstreuen: Prinzessin Maria Karolina bekam Unterricht im Aquarellmalen.

„Ihre Hoheit ist im hohen Grade bleichsüchtig," sagte der Leibarzt, „Ihre Hoheit muß sich Bewegung machen."

Ihre Reitstunden wurden verdoppelt. Maria Karolina hatte einen Freund. Das war ihr Pferd. Wenn sie bei ihren Reittouren im Walde vom Pferde stieg, um spazieren zu gehen, konnte sie Viertelstunde auf Viertelstunde bei „Ajax" stehen bleiben, ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Sie sprach nicht zu dem Tier, gab ihm keine Schmeichelnamen und liebkoste es nicht. Sie stand nur lange und lehnte still und unbeweglich ihren Kopf an den Hals des Tieres. Und wenn sie ins

Digitized by Google

Schloß zurückgekehrt war und der Stallknecht Ajax fortführte, blieb sie stehen, bis das Pferd in der Thür verschwand, und blickte ihm nach.

Onkel Otto Georg sah sie jetzt seltener. Er war in den letzten Jahren kränker geworden. Er saß meist still und nickte mit dem Kopf. Er sprach niemals, er stieß nur ab und zu einige wunderliche, unartikulierte Laute aus, die an Eulengeschrei erinnerten. Zur Sommerzeit kam er wohl ein einzelnes Mal zu seinen Rosen herunter. Maria Karolina ging mit ihm und stützte ihn. Er schwankte zwischen den Büschen dahin und lallte und lachte wie ein Kind.

Er wurde immer schwächer und schwächer und war so dünn wie ein Faden.

Maria Karolina weinte sehr, als er tot war.

Die Jahre gingen hin, und auch Ihre Hoheit die Herzogin starb. Maria Karolina mußte ein großes Ceremoniell durchmachen und bekam nicht viel Zeit zu trauern. Sie hatte ihre Mutter ja auch so wenig gekannt.

II.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina hatte schon viele Jahre bei Hofe repräsentiert.

Es waren jedes Jahr dieselben Feste: der Ball am Neujahrstag, wo Seine Hoheit der Herzog die Polonaise mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Maria Karolina anführte.

Ihre Hoheit die Prinzessin gefiel sich darin, zu den Quadrillen immer dieselben Offiziere aufzufordern.

Die drei Wintertafeln, und die kleine intime Hoffestlichkeit an dem Geburtstage Ihrer Hoheit mit Feuerwerk und Ihrem Namenszug M. K. in den Landesfarben grün und gelb. Und die sechs kleinen Sonnabendthees in den Privatgemächern Ihrer Hoheit, wo das Dutzend Offiziere der Garnison mit den jungen Damen aus den Hofkreisen tanzte und Signor Pestalozzi die Quadrille einübte, die zum Geburtstag Seiner Hoheit des Herzogs in Kostüm getanzt wurde . . .

Der jährliche Bazar „im Bürgerverein", wo Ihre Hoheit am Fuße der Rathaustreppe mit einem Bouquet empfangen und von dem ersten Komiteemitglied durch den Saal geschleppt wurde (Ihre Hoheit konnte niemals mit den Komiteemitgliedern des „Bürgervereins" Schritt halten), und auf der mit den Landesfarben geschmückten Tribüne Platz nahm, während der Hofschauspieler Herr von Pöllnitz in freundlicher Bereitwilligkeit „Die Glocke" deklamierte.

Herr von Pöllnitz war der einzige im Saal, der nicht ganz sicher in der Glocke war. Er besaß viel Pathos und hob sich beim Schluß jedes Verses auf die Zehenspitzen. Herr von Pöllnitz füllte die Lücken seines Gedächtnisses damit aus, daß er einige lang ausgedehnte Laute hervorrollte, die an ein entferntes Donnern erinnerten; dabei fuhren seine Arme in der Luft herum wie die Flügel einer Windmühle.

Wenn Herr von Pöllnitz fertig war — es dauerte mit jedem Jahre länger, bis Herr von Pöllnitz mit der Glocke fertig wurde — sagte Ihre Hoheit: „Es freut mich . . . ." Sie hätte so gern mehr gesagt, fand aber nichts und, durch ihre Arme geniert (Ihre Hoheit stand immer, als wollte sie ihre Arme verbergen, wenn sie etwas sagen sollte), sagte sie wieder:

„Es freut mich. — Es hat mich wie gewöhnlich sehr erfreut . ."

Herr von Pöllnitz verbeugte sich und schnaubte wie ein Walfisch. Es wurde Herrn von Pöllnitz von Jahr zu Jahr schwerer, die Glocke zu deklamieren, und das Donnern kam immer häufiger.

Nach jedem Bazar hoffte Herr von Pöllnitz Ritter des Hausordens zu werden. Herr von Pöllnitz besaß die Medaille für Kunst: Ihre Hoheit die Herzogin hatte Herrn von Pöllnitz zu seinem fünfundzwanzigsten Jubiläum die Medaille gnädigst verliehen. Herr von Pöllnitz hatte bei seinem fünfundzwanzigsten Jubiläum den Romeo gespielt.

Ihre Hoheit ging durch den Saal und kaufte in jeder Bude etwas.

Bei der Frau Oberbürgermeister kaufte sie Pfefferkuchen, die Frau Oberbürgermeister hatte sie selbst gebacken.

„Ich esse Ihre Pfefferkuchen so besonders gern," sagte Ihre Hoheit.

Ihre Hoheit aß jedes Jahr die Pfefferkuchen der Oberbürgermeisterin so besonders gern. Alle Hausfrauen der Residenz liehen sich das Rezept von „Ihrer Hoheit Pfefferkuchen".

Digitized by Google

Wenn Ihre Hoheit die Buden besucht hatte, besah sie die Schaustellungen. Da war eine Menagerie. Ein junger Oberlehrer vom Gymnasium führte „ein gelehrtes Schwein" vor. Das sagte „öf — öf", wenn man es auf den Leib kitzelte.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina lachte, daß Komtesse von Hartenstein zu husten anfing.

Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein begriff überhaupt nicht, weshalb Ihre Hoheit mitunter — „und bei den unpassendsten Gelegenheiten, meine Beste", sagte sie zu Mademoiselle Leterrier, die hinten im Schloßflügel Leinenverwalterin war — sich erlauben konnte, solche Lachanfälle zu bekommen — „Explosionen, meine Beste" —, daß sie fast vor Lachen erstickte.

„Ach, Sie wissen es ja, meine Beste," sagte Fräulein von Hartenstein: „Das ist ja der Kummer, Grazie hat sie niemals besessen ... Und wenn sie so lacht ..." Fräulein von Hartenstein wollte ihr Bedauern nicht ausdrücken.

Die Hofdame, Komtesse von Hartenstein, lachte immer diskret, hinter ihrem Taschentuch.

„Nicht jeder hat l'air du trône" sagte Mademoiselle Leterrier. Sie war, milde ausgedrückt, nicht zufrieden, als Leinenverwalterin ohne Rang dasitzen zu müssen.

Fräulein von Hartenstein warf einen verzweifelten Blick in die Luft: „Man thut am besten, meine Gute, über illustre Persönlichkeiten zu schweigen."

Ihre Hoheit hatte den ganzen Bazar gesehen. Bei der Ausgangsthür hielt der Oberbürgermeister die Rede. Der Körperteil, der am höchsten ist, wenn man Holz hackt, bewegte sich bei dem Oberbürgermeister, wenn er eine Rede hielt, unablässig.

Wenn die Rede zu Ende war, blieb Ihre Hoheit eine Weile stehen und besann sich auf eine passende Antwort. Dann sagte sie:

„Ich danke Ihnen ... Es hat mich gefreut ..." Und ging, während die andern wartend stehen blieben, daß sie noch etwas mehr sagen würde.

Ihrer Hoheit wurde es nicht leicht, etwas zu sagen. — — —

Es kam auch vor, daß Ihre Hoheit den Saum zu einer Schützenfahne einschlug und einen Grundstein legte.

Sonst verlief ein Tag wie der andre. Es gab keine Veränderung. Es blieb alles immer beim alten.

Manchmal, wenn Ihre Hoheit einen Spaziergang auf der Terrasse machte und hinüberblickte nach dem stillosen, tristen, grünen Schloß mit den vielen kleinen Scheiben und den alten Kanonen, die hinaufgebracht waren und verrostet vor der hohen Treppe standen und der Schildwache, — dem einzigen männlichen Wesen, das sich da herumtrieb, und ewig auf und nieder ging — überkam sie eine Beklemmung, als ob der ganze grüne Schloßkasten sich für einen Augenblick auf ihre Brust legte.

Sie sah die Komtesse von Hartenstein, die zierlich wie eine Tänzerin auf ihren Füßen dahintrippelte, von der Seite an. Und Ihre Hoheit beschleunigte ihre Schritte, irritiert durch dies ewige Zusammengehen.

Aber Komtesse von Hartenstein wußte mit Ihrer Hoheit Schritt zu halten.

Nach diesem Spaziergang kehrte Prinzessin Maria Karolina zu ihren Wasserfarben oder zu ihrer Stickerei zurück.

Komtesse von Hartenstein las ihr aus der Revue des deux Mondes vor.

Abends saß Ihre Hoheit im Hoftheater in ihrer Loge. Junge Anfängerinnen oder ausgediente Heldenväter leierten Schillersche Verse herunter.

Ihre Hoheit hörte sie halbschlafend, wie durchs Telephon.

Ihre Hoheit berührte ab und zu mit dem Rand des Fächers ihre Nase. Die Spitze der Nase bewegte sich, wenn Ihre Hoheit ein Gähnen verbarg.

So ging die Zeit hin, und so verlief ein Tag nach dem andern. Und es konnte geschehen, daß Ihre Hoheit, plötzlich überrascht, gewahr wurde, daß die Felder und die Wiesen längs des Hauses grün wurden und die Büsche am Wege große Knospen hatten.

„Haben wir wirklich schon Frühjahr?" sagte sie.

„Heute in vierzehn Tagen ist der Geburtstag von Seiner Hoheit, dem Herzog," sagte Fräulein von Hartenstein.

Digitized by Google

„Ja, das ist ja wahr," sagte Ihre Hoheit und blickte über die grünen Felder.

III.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war heiratsfähig.

Verschiedene Jahre waren Abgesandte von fremden Höfen auf das Schloß zum Besuch gekommen. Drei, vier Prinzen kamen selbst.

Maria Karolina wurde bei der Tafel von den fremden Hoheiten zu Tisch geführt. Sie saßen beide geniert zwischen den diskreten Excellenzen der verschiedenen Höfe und sagten sich mit aufmunternden Gesichtern die gleichgiltigsten Dinge von der Welt.

Aber mitten im Besten hielten sie plötzlich inne und wußten nichts mehr zu sagen, sondern lächelten nur, und beugten sich zueinander hin, wie Menschen, die sich gern etwas erzählen möchten und auf nichts kommen können.

Die Damen und Herren vom Hofe wurden in ihren flüsternden Erzählungen durch das Schweigen angesteckt und saßen, wie die Hoheiten, lächelnd da, und beugten die interessierten Gesichter zueinander hin und sagten nichts, sie spielten nur mit den Messern und sahen sich an.

Ihre Hoheit entfernte sich jedes Mal sehr laut. Die jungen Hoheiten verblieben in derselben Stellung, sie lächelten sich an wie Puppen in einem Wachsfigurenkabinett.

„Der Mund, wenn sie den Mund doch zumachen wollte."

Komtesse von Hartenstein war so nervös, als wäre sie es selbst, die unter die Haube gebracht werden sollte.

Nach der Tafel trank man im gelben Saal Kaffee.

Der Herzog ging zum Tarock, und die Damen und Herren des Hofes fanden sich in den Ecken zusammen.

Komtesse von Hartenstein fuhr mit einer Nadel durch ein Stück Kanevas und bildete sich ein, sie stickte.

Maria Karolina wurde sehr lebhaft. Sie redete unausgesetzt, und ließ die Excellenzen Kurth und Quenda nicht los.

Es war eine Frage über das Forstwesen, das Ihre Hoheit interessierte ... Ihre Hoheit konnte nicht verstehen ...

Die beiden Excellenzen standen trippelnd unter dem Kronleuchter. Ihre Hoheit verstand kein Sterbenswort von dem, was sie sagten, aber sie fuhr mit Fragen fort und sprach immer lauter und bewegte dabei den aufgeklappten Fächer hin und her. Die fremde Durchlaucht zwirbelte an ihrem Schnurrbart und betrachtete ihre Stiefel.

„Wie ich schon sagte, verehrte Excellenz ..."

Die verehrte Excellenz stand wie auf Kohlen. Er war der letzte, Excellenz von Kurth war bei einer Pause mit drei Reverenzen entschlüpft.

Excellenz von Quenda faßte einen Entschluß: er brach mitten in einem Satz ab und entfernte sich rücklings.

„Ja, ganz gewiß," sagte er. „Hoheit, ganz gewiß."

Rund um die Hoheiten herum entstand ein großer leerer Raum.

Sie setzten sich an einen Tisch und besahen einige Photographien.

Am nächsten Vormittag wurde ein Ausflug arrangiert.

Die Herrschaften nahmen das Frühstück auf dem Bergschloß ein und gingen nachher im Walde spazieren.

Das Gefolge war nicht mitgekommen. Die beiden jungen Hoheiten blieben allein. Maria Karolina tastete krampfhaft an dem Griff ihres Sonnenschirms herum und sagte ab und zu atemlos einige Worte; die fremde Durchlaucht machte beim Gehen mit dem Stock eine Schnörkellinie in die weiche Erde.

Schließlich gingen sie schweigend etwas voneinander entfernt. Die fremde Durchlaucht sah von der Seite zu Prinzessin Maria hin. Sie sah im Profil nicht vorteilhaft aus.

Plötzlich gewahrten sie bei der Biegung der Allee die Komtesse von Hartenstein. Ihre Durchlaucht beugte sich hastig über einen Baumstumpf und wühlte mit ihrem Stock daran herum. — „Nein — das waren Ameisen — Ameisen in einem Baumstumpf."

„Ja." Ihre Hoheit glaubte wirklich auch, daß es eine Ameisenkolonie im Baumstumpf wäre ... „Wie merkwürdig mit den Tieren ...."

Digitized by Google

Sie blieben beide stehen und betrachteten den Baumstumpf. Ihre Hoheit fing an zu lachen. Sie mußte unwillkürlich an Mlle. Leterriers Anekdoten denken. An eine von Sanssouci.

Sie erzählte sie. Die fremde Durchlaucht lachte und fing an von ihrem Gouverneur zu erzählen. Jetzt war er Professor des „Altpersischen".

Sie lachten beide über das Wort „Altpersisch".

„Und dann hatte er einen schiefen Mund," sagte Seine Durchlaucht.

Die jungen Hoheiten lachten noch immer, während sie zu Komtesse von Hartenstein hingingen.

„Wie zwei Kinder — meine Güte," sagte Komtesse von Hartenstein zu Mlle. Leterrier.

„Sie waren so glücklich wie zwei Kinder, als ich sie überraschte."

Am nächsten Tage reiste die fremde Durchlaucht ab.

Wenn Ihre Hoheit sich enttäuscht fühlte, so quälte sie jedenfalls niemanden mit ihrer Enttäuschung. Sie wurde wieder von Seiner Hoheit dem Herzog in dem kleineren Saal bei der täglichen Tafel zu Tisch geführt; und nach dem Diner stickte sie — während Komtesse von Hartenstein vorlas — an einem Ofenschirm mit Perlen für den Bürgervereins-Bazar.

Ihre Hoheit saß gebeugt unter der Lampe und zog Silberperlen auf eine feine Nadel. Das Licht fiel auf ihr rotes Handgelenk und auf das Gesicht; die Backenknochen Ihrer Hoheit traten im Schein der Lampe scharf hervor. Ihre Hoheit fing an spitz zu werden.

Eines Abends, als der Erbprinz auf Besuch zu Hause war, sagte er, als er von seinem Platz beobachtet hatte, wie mager und reizlos sie dasaß:

„Maria Karolina, glaubst du, es steht dir, dort zu sitzen und Perlen aufzuziehen?"

Er hatte das ganz plötzlich gesagt. Es gab einen Ruck in Maria Karolina.

„Dich können wir direkt nach Eisenstein schicken," sagte der Erbprinz und drehte sich auf seinen Absätzen herum.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina beugte sich tiefer über den Tisch. Bald darauf sammelte sie still ihre Perlen zusammen und steckte die Stickerei langsam in ein Stück Papier.

Ihre Hoheit zog sich zeitig zurück; sie hatte etwas Kopfschmerzen, sie sah bleich aus.

Sie ging mit ihrem Packet in der Hand an des Herzogs Tarocktisch. Er spielte mit dem Erbprinzen.

Seine Hoheit der Herzog küßte sie zwischen zwei Stichen auf die Stirn.

„Gute Nacht, kleine Schwester," sagte der Erbprinz.

„Gute Nacht."

Der Erbprinz sah seine Schwester an. Sie sah bleich aus.

„Ist dir nicht gut, Mis?," fragte er — das war ein Kosename aus der Kinderzeit — und er strich ihr zärtlich über die Wange. „Gute Besserung, Kindchen."

Ihre Hoheit war sehr nervös. Es fielen Thränen auf das Packet mit dem Bürgervereins-Ofenschirm, während sie hastig durch den Saal ging.

Am nächsten Morgen hatte Ihre Hoheit rote Augen, als sie mit ihrem Bruder, dem Erbprinzen, ausritt. Sie waren auf die alte Art gute Freunde. Er neckte sie, und sie war scheu und oft schroff. Aber manchmal, wenn er sie nach der Tafel mit einem „Gesegnete Mahlzeit, Mis!" auf die Backe küßte, konnte Ihre Hoheit sich plötzlich krampfhaft zitternd an die Schulter des Bruders drücken, und der Erbprinz sah ihr nach, wie sie durch das Zimmer ging und still Kaffee in eine Tasse schenkte und ihn zu Seiner Hoheit dem Herzog hinüberbrachte.

„Na," der Erbprinz streckte die schönen Beine in den Husarentrikots von sich — „das ist auch, weiß Gott, nicht gerade interessant." — Er fuhr fort, die Schwester zu beobachten, die neben der Komtesse von Hartenstein stehend den Kaffee einschenkte.

„Na — a, man kann das, weiß Gott, nicht gerade interessant nennen."

Seine Hoheit der Erbprinz blieb niemals länger als drei Tage hintereinander in der Residenz. Er stand bei einem Regiment in Potsdam.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina machte ihre Reittouren wieder allein. Sie ließ den neuen Ajax langsam auf dem Waldweg

Digitized by Google

geben. Der alte Ajax war totgeschossen worden; er bekam so steife Beine und fing an, etwas blind zu werden. Deshalb hatte der Erbprinz ihn totgeschossen; und Maria Karolina hatte das alte Tier am Rand einer Lichtung im Walde unter einer Eiche begraben lassen. Das war ihr Lieblingsplatz im Walde. Im übrigen kannte sie jede Aussicht und jeden Weg im Walde. Hier hatte sie ja die glücklichste Zeit ihres Lebens verbracht.

Die Kinder des Waldhüters spielten beim Zaun. Ihre Hoheit hielt Ajax an und hörte dem Spielen zu.

Ihre Hoheit liebte Kinder so sehr. Sie stieg vom Pferd herunter und setzte sich auf den Rand des Grabens zwischen die kleinen Dinger, und sie rissen Ranken ab und jubelten und lachten mit, setzten sich ihren hohen Reithut auf, der ihnen bis über die Ohren ging. Maria Karolina konnte am besten mit Kindern sprechen. Sie wollte es ja so gern mit allen — aber sie wußte nie, was sie all den fremden Menschen sagen sollte.

Die sprachen auch so häufig über Sachen, von denen sie nichts wußte und die sie nicht kannte.

Und sie verstand sie niemals richtig und stand ihnen so fremd gegenüber, und lächelte nur und blieb scheu und geniert.

Aber mit Kindern war es etwas andres. Mit denen plauderte sie und lachte. Halbe Stunden lang konnte sie am Zaun mitten in der kleinen Schar sitzen — sie drängten sich an ihre Brust und setzten sich ihr auf den Schoß und bewarfen ihr Reitkleid mit Kletten, und die allerkleinsten hob sie auf die Schultern und ließ sie zum Waldweg hinreiten. Der Stallknecht hielt ehrerbietig wie eine Schildwache zwischen den Bäumen das Pferd von Ihrer Hoheit.

Wenn Maria Karolina nach Hause ritt, hielt sie bei der Waldmühle an, und des Müllers Tochter, Anna Liese, brachte ihr ein Glas Milch hinaus.

Die alte Müllerin mit dem runden, roten Gesicht kam vor die Thür und knixte, und Ihre Hoheit trank die Milch.

„Na, wird es was?" fragte Ihre Hoheit.

„Ach," und die Müllerin knixte von neuem, „das hat ja noch gute Weile, Hoheit."

„Sie wissen, für die Aussteuer sorge ich," sagte Ihre Hoheit, „vielen Dank für die Milch."

Anna Liese bekam das Glas zurück und knixte.

„Wohl bekomm's, Hoheit."

„Ja, Gott segne Sie," sagte die Alte und knixte wieder.

„Danke."

„Adieu!" Ihre Hoheit ritt davon, das Mühlrad klapperte durch den Wald. In der Ferne sangen die Vögel auf den Bäumen. Ihre Hoheit hielt Ajax an und horchte: ein Specht hämmerte geschäftig auf dem nächsten Stamm.

Am Ende des Weges sah man die Pforte des Schloßparks mit ihren beiden zerbrochenen Vasen.

Ihre Hoheit ritt Schritt.

— — — — — — — — — — — —

Der Erbprinz sollte eine Reise nach dem Orient machen. Seine Hoheit der Herzog verkaufte seine Pferde um zu sparen. Maria Karolina ging mit aufgefrischten Kleidern. Es waren die Gala-Roben ihrer Tante aus Wien.

IV.

Der Hof war zum ersten Mal vom Lande in die Stadt gefahren, um ins Theater zu gehen.

Ihre Hoheit sah durchs Glas nach bekannten Gesichtern. Sie hatte es sich auf ihrem alten Platz in der Loge bequem gemacht; so recht gemütlich und halb verborgen saß sie hinter dem Sammetvorhang. Alle Abonnenten saßen auf ihren alten Plätzen im Balkon; — jetzt konnte man das sehen bei dem neuen Kronleuchter, der während des Sommers aufgehängt worden war.

Ihre Hoheit hörte kein Wort von „Don Carlos". Wenn sie einmal zwischendurch einen Blick auf die Bühne warf, sah sie Herrn von Pöllnitz auf den Zehen stehen, die Hände gegen die Brust gedrückt . . . Herr von Pöllnitz war Marquis Posa . . . Herr von Pöllnitz war in den Ferien wieder etwas stärker geworden . . . Oben in der Hofdamenloge schlummerte Fräulein von Hartenstein, so steif wie ein Zinnsoldat auf ihrem Stuhl sitzend.

Digitized by Google

Ihre Hoheit blickte mit dem Glas vor den Augen auf die Bühne oder hielt den halb aufgeklappten Fächer im Schoß — und sah und hörte nichts. Sie wußte nicht einmal, an was sie dachte; sie empfand nur, wie behaglich sie hier in ihrem Winkel saß, während die andern da unten spielten. Wenn applaudiert wurde, hob sie die Hände über die Logenbrüstung und führte mechanisch die behandschuhten Handflächen ein paar Mal lautlos gegeneinander. Sie wußte kaum, daß sie es that.

Es war eine „Sortie" des Herrn von Pöllnitz. Er schwitzte wie ein Lastträger. Herr von Pöllnitz schwitzte immer, wenn er große Gestalten wiedergeben sollte.

Im Foyer besah sich Herr von Pöllnitz im Spiegel. Herr von Pöllnitz bespiegelte sich gern, wenn er in Trikots war. Er stand in Positur, so daß man die beiden Rundungen seiner Beine sehen konnte, und blickte mit seinem Hoflächeln in den Spiegel.

So ließ Herr von Pöllnitz Bolingbroke die Lady Marlborough anlächeln.

Herr von Pöllnitz war versunken in den Anblick seiner Beine.

Prinzessin Eboli näherte sich dem Spiegel. Herr von Pöllnitz fuhr zusammen.

„Liebe Freundin —" man glaubte stets, Herr von Pöllnitz hätte mindestens die Sterne gezählt und wollte das Resultat mitteilen, wenn er „liebe Freundin" sagte — „Haben Sie gesehen, wie Ihre Hoheit sich am Applaudieren beteiligte?"

Der Regisseur rief nach Marquis Posa.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina saß unbeweglich in ihrer Ecke. Seine Hoheit der Herzog hatte hinter ihr Platz genommen. Er fuhr sich unabläßig mit den fünf ausgespreizten Fingern durch den langen Bart, bis er sanft einschlummerte. Er erwachte regelmäßig bei dem Geräusch des fallenden Vorhangs. Dann setzte er sich ins Licht vor die Logenbrüstung und beugte sich zu der Prinzessin hinüber. Er hatte, wenn er vorn in der Loge saß, die Gewohnheit, die Lippen zu bewegen, als spräche er in einem fort. Er sagte aber niemals eine Silbe.

Ihre Hoheit sah in die Hofdamenloge hinüber. Fräulein von Hartenstein war mitten im Akt aufgewacht. Sie saß mit aufgerissenen Augen und starrte auf die Bühne. Die Komtesse von Hartenstein sah wie eine aufgeschreckte Henne aus.

Im selben Moment wurde sie durch den besonderen Klang einer Stimme frappiert — sie klang roh, fast tierisch zu ihr hinauf. Ihre Hoheit fuhr unwillkürlich zusammen. Es war Don Carlos, der zu der Königin sprach.

Er war häßlich und dumm — mit einem nichtssagenden Gesicht — er hatte nur ein Paar große, flammende Augen — — — Wie schlug er doch mit den Händen um sich!

„Sie waren mein — im Angesicht der Welt
Mir zugesprochen von zwei großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt."

Ihre Hoheit beugte sich über den Theaterzettel und las: Don Carlos — Josef Kaim. Und trotzdem sie es eigentlich nicht wollte, verfolgte sie, leicht über die Brüstung gelehnt, ohne Opernglas, mit erstaunten Blicken jede seiner Mienen. Sie hörte kaum die Worte, sie horchte nur auf die Stimme. Und neugierig und halb geängstigt, als beugte sie sich über ein sonderbares Getier, das an ihr auf dem Weg vorüberkröche, blickte sie wie gebannt zu ihm hinunter.

Er sprach und schürzte die Lippen, daß man alle seine Zähne sehen konnte, und er beugte sich mit geballten Fäusten, als risse er, wie ein Gefesselter, wütend an unsichtbaren Ketten.

„Kretin," sagte Seine Hoheit der Herzog hinter ihr. Er war auch aufgewacht.

Excellenz von Kurth wurde im Zwischenakt in die herzogliche Loge befohlen.

Maria Karolina grüßte und reichte ihm die Hand.

„Eine aufrührerische Persönlichkeit, unser neuer Liebhaber, Hoheit," sagte die Excellenz und verbeugte sich.

Es war Ihrer Hoheit, als hätte sie nach diesem Wort gesucht. „Ja," sagte sie und sah wieder auf die Bühne, — wie er da vor der Königin stand! . . . . „Ja."

„Unser Hoftheater ist keine Menagerie," sagte Seine Hoheit.

Excellenz von Kurth stand verblüfft: „Ja," sagte er, „Ihre Hoheit haben recht, der junge

Digitized by Google

Mann ist etwas heftig . . ." Der Vorhang wurde heruntergelassen und wieder in die Höhe gezogen. Das Stück war aus.

„Wir gehen wohl nach Hause," sagte Seine Hoheit.

„Ja." Maria Karolina legte ihren Arm in seinen. Sie gingen durch das Vorgemach die Treppe hinunter.

Excellenz von Kurth und der Intendant standen im Vestibül. Der Intendant kratzte mit jämmerlicher Miene aus, die rechte Schulter in die Höhe ziehend, als fürchte er einen Schlag in's Gesicht zu bekommen.

„Ja, ja," sagte Seine Hoheit, „wie von Kurth sagte, eine aufrührerische Persönlichkeit." Ihre Hoheit lächelte bloß. Sie waren unten bei der Treppe angelangt und standen vor dem Theater. Es hatte geregnet, und es fielen noch einzelne große Tropfen auf die Steine.

Eine frische Kühle schlug ihnen von den Bäumen des Parks entgegen.

„Ach, es hat geregnet," sagte Maria Karolina. Sie fühlte unter dem freien Himmel ein Wohlbehagen über sich kommen.

„Machen Sie den Wagen auf," sagte sie, „es regnet ja nicht mehr."

Der Herzog fuhr mit seinem Kavalier fort. Maria Karolina blieb auf der Treppe stehen, bis der Wagen aufgemacht war. Sie streckte die Hand vor, um einen Tropfen aufzufangen.

„Es regnet ja noch," sagte Komtesse von Hartenstein. „Wir bekommen gleich wieder einen Schauer . . ." Fräulein von Hartenstein hatte ihren Hut mit den echten Federn auf.

„Ach — es tropft nur von den Bäumen . . ."

Sie fuhren ab und rollten im schnellen Trab durch die Allee auf den Landweg hinaus durchs Thal. Das Unwetter hatte aufgehört. Die dunklen Wolken hingen wie schwarze Lappen über die Anhöhen. Der Himmel war tiefblau und voller Sterne.

Der Weg schlängelte sich längs des Flusses. Leichte Nebel entstiegen dem Strom.

Sie sahen das dunkle Wasser zwischen den schwankenden Weiden.

„Fahren Sie langsamer," sagte Maria Karolina.

Sie fuhren ganz langsam. Die Pferde zerrten an ihrem Geschirr, ungeduldig, nach Hause zu kommen. Dann gingen sie wieder ganz ruhig im Schritt.

Die Gräser und Bäume dufteten wie im Frühling. Es war so still, daß man das Fallen der Tropfen, die von den Blättern der Weiden in den Fluß niederglitten, hören konnte.

„Wie schön ist die Nacht!"

Ihre Hoheit atmete tief. Sie saß, den Kopf zurückgelehnt, und blickte in die Nacht hinaus.

Ein Vers kam ihr ins Gedächtnis zurück und noch einer und noch einer. Sie wußte nicht, woher er kam, aber sie wußte sie plötzlich auswendig — alle diese herrlichen Worte.

„Wie schön ist die Nacht!" sagte sie wieder.

Sie hatten den Fluß hinter sich gelassen und fuhren die Anhöhe hinauf. Ab und zu sahen sie am Horizont ein fernes Licht aufblicken. Die Tannen und Birken dufteten auf den Böschungen. Im Wald fuhr ein Hund bei einem Wärterhaus auf und bellte laut.

— — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit saß vor ihrem Toilettenspiegel. Die Kammerjungfer flocht ihr das Haar.

Die Fenster hinter den langen Stores standen offen. Einige Insekten flogen um die Lichter.

Sie flogen hin und her, hinein in die Flammen und versengten sich; hin und her — Ihre Hoheit schlug nach ihnen.

„Ach — diese Tiere," sagte sie.

Es fiel ihr ein, wem dieser Mensch ähnlich sähe . . .

„Ja."

Auf dem Bild in der Wohnstube des Herzogs, auf dem Marie Antoinette ins Gefängnis geführt wurde, da stand ein junger Mann mit geballten Fäusten und leicht vorgebeugtem Kopf . . . ganz vorne, rechts . . .

Der war es, dem er ähnlich sah.

Die Insekten surrten ins Licht hinein und fielen tot hin.

„Ach, machen Sie doch das Fenster zu," sagte Maria Karolina, „es fliegt so viel Getier herein." —

Der Hof hatte während eines Monats in der Residenz gewohnt. Die Tage gingen im

Digitized by Google

gewöhnlichen Geleise. Ihre Hoheit malte Aquarell; sie hielt an einigen Tagen Cour; sie ging eine Stunde mit Fräulein von Hartenstein auf der Terrasse spazieren.

Ihre Hoheit begegnete manchmal dem Hofschauspieler Kaim — man konnte es nicht leugnen, er war häßlich. Dieses nichtssagende Gesicht mit dem citronengelben Teint. Er grüßte auch sehr ungeschickt mit seinem hohen Hut.

Es war mitten im November, an einem Vormittage, wo das volle Licht auf das buntfarbige Laub im Parke fiel; die Bäume wurden schon kahl, und die abgefallenen Blätter lagen wie ein gelber Teppich auf den Wegen und dem Rasen. Ihre Hoheit hatte oben im Gartenhaus mit einigen Damen Kaffee getrunken. Sie waren gerade im Begriff aufzustehen, um fortzugehen, als Herr Josef Kaim an der Veranda vorüberkam.

Ihre Hoheit ging mit ein paar Damen die Treppe hinunter. Herr Kaim grüßte.

Ihre Hoheit blieb auf der untersten Stufe stehen.

„Herr Kaim," sagte sie. „Hier oben auf der Plattform ist die Aussicht sehr schön. Wollen Sie sich die nicht einmal ansehen? — Heute ist hier oben gerade offen!"

Herr Kaim blieb mit dem Hut in der Hand wie angewurzelt stehen:

„Ich danke — ich danke, Hoheit."

„Steindl" — Ihre Hoheit wandte sich zu dem Bedienten — „führen Sie Herrn Hofschauspieler Kaim auf die Plattform . . . die Aussicht ist wirklich sehr schön . . ."

„Ich — habe es gehört . . . Hoheit . . ."

Ihre Hoheit grüßte und ging weiter mit den Damen.

Die Geheimrätin fuhr fort, von der Königin von Rumänien zu sprechen.

„Eine Majestät, die Verse macht," sagte sie.

„Und Liebesgeschichten veröffentlicht . . ."

„Horrible," sagte Mlle. Leterrier.

„Ja" — das war dieselbe Stimme, kurz und ärgerlich, wie die eines Menschen, der sich beständig gekränkt fühlt.

Ihre Hoheit war stehen geblieben. Sie blickte einen Augenblick über den sonnenbeschienenen Garten.

„Ja", sagte sie — „die Königin Elisabeth schreibt schöne Gedichte."

Alle Damen klappten bums den Mund zu.

Mlle. Leterrier nahm die tête: „Mais oui" — sagte sie — „votre Altesse — des vers étonnants . . ."

Und im selben Tone, wie vor fünf Jahren, wenn sie bei dem Ausgangspunkt des Unterrichts angelangt war, sagte sie zu Ihrer Hoheit:

„Oui — voilà une madame de Staël sur le trône."

Die andern Damen schwiegen und ließen Frau von Staël auf ihrem Thron sitzen. Sie kehrten ins Schloß zurück.

Nachmittags fuhr Ihre Hoheit mit Komtesse von Hartenstein nach dem italienischen Schloß. Nach der Tafel, wenn sie Seiner Hoheit dem Herzog den Kaffee eingeschenkt hatte — Seine Hoheit der Herzog wurde diesen Winter sehr von Gicht geplagt; Seiner Hoheit Spieltisch war ganz nahe ans Feuer gerückt — fuhr sie ins Theater, oder sie saß zu Hause in ihrer Ecke im gelben Saal.

Ihre Hoheit ließ sich diesen Winter nicht vorlesen. Sie las die Schillerschen Werke für sich.

Sie saß gebeugt, mit dem Buch auf dem Schoß. Sie hörte häufig auf und blickte, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich hin.

Im Saal hörte man nur das Niederfallen der Karten, wenn gespielt wurde, und die Hustenanfälle des Hofmarschalls, die er unter einem unterdrückten diskreten Lachen zu verbergen suchte.

Ihre Hoheit ließ die Hände sinken und sah im Saal umher. Sie sah den gebeugten Rücken Seiner Hoheit des Herzogs und des Hofmarschalls Profil — er wackelte etwas mit dem Kopf.

Komtesse von Hartenstein saß einige Schritte von ihr entfernt. Die schwarze Perücke stach grell von der Stirn ab, deren Runzeln voll poudre de riz saßen . . .

Und Ihre Hoheit beugte sich wieder über das Buch und begann zu lesen.

„Maria Karolina," rief Seine Hoheit.

Maria Karolina erhob sich und klappte das Buch zu.

„Wir sind fertig," sagte Seine Hoheit.

Digitized by Google

Maria Karolina begab sich still an den Spieltisch und setzte sich hin.

Die hohen Herrschaften spielten, ehe sie sich zur Ruhe begaben, eine Partie Piquet.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Komitee des Bürgervereins hatte die Absicht, Herrn Hofschauspieler Josef Kaim um seine gefällige Mitwirkung bei einer Deklamationsnummer zu erbitten. Der Oberbürgermeister war es gewesen, der eines Abends, nachdem er bei den hohen Herrschaften getafelt hatte, in einer Komiteeversammlung auf die Idee gekommen war. In der Damenkomiteeversammlung auf dem Schlosse fragte man Ihre Hoheit, die Protektorin, um die Erlaubnis, Herrn Kaim um seine Mitwirkung beim Bazar bitten zu dürfen — „es wäre vielleicht eine Abwechslung."

Ihre Hoheit meinte, daß Herr Kaim wohl schon ein großes Publikum hätte.

Herr Hofschauspieler Kaim versprach freundlichst, der Aufforderung nachzukommen.

Herr Hofschauspieler von Pöllnitz mußte gestehen, daß er das Komitee nicht verstände.

Herr von Pöllnitz war in diesen Tagen fortwährend auf der Straße. Setzte man nur den Fuß auf die Straße, so konnte man sicher sein, über Herrn von Pöllnitz zu fallen.

„Lieber Freund," sagte er — „können Sie es begreifen?" Kein Knopfloch war ihm heilig. „Seit zwanzig Jahren — lieber Freund — seit zwanzig Jahren — habe ich ihnen die Freundlichkeit erwiesen."

„Ja — bester Herr von Pöllnitz . . . ich muß leider dahin . . ."

„Seit zwanzig Jahren" — Herr von Pöllnitz griff sich an die Stirn und blieb einen Augenblick mit gespreizten Fingern und starren Augen stehen — „Lieber Freund . . . Na — Sie wollen dahin? — ich gehe mit . . ."

Herr von Pöllnitz lief die Straßen auf und ab.

„Aber es muß ja ein Grund dafür da sein," sagte er. „Man schuldet mir doch eine Erklärung — man muß mir doch einen Grund angeben."

Abends, wenn die Gaststube im „Herzog" geschlossen wurde, faßte Herr von Pöllnitz einen Herrn unter den Arm. Herr von Pöllnitz gab ihn erst spät wieder frei.

„Lieber Freund," — Herr von Pöllnitz blieb stehen und sah ihm ins Gesicht — „die Sache ist, daß man doch nicht dazu schweigen kann — es existieren doch Verhaltungsmaßregeln — man muß doch wissen . . ."

Herr von Pöllnitz kam um zwei oder drei Uhr des Nachts nach Hause.

Wenn Herr von Pöllnitz zu Hause war, saß er still auf seinem Stuhl mit den Händen auf den Schenkeln. Manchmal hob er langsam die Arme und legte schmerzlich die Hand auf sein Toupet.

„Das ist es ja, — Marianne," sagte Herr von Pöllnitz — „wenn man es nur begriffe."

— — — — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit die Prinzessin Maria Karoline hatte niemals so gut ausgesehen. Ihre Hoheit war in ein vornehmes, glattes Grau gekleidet; es stand ihr ganz ausgezeichnet; Ihre Hoheit war fast hübsch zu nennen, als sie am Arm des Bürgermeisters den Bazar betrat.

Ihre Hoheit ging die Treppe zur Tribüne hinauf und setzte sich. Die Sänger fingen an zu singen.

Herr von Pöllnitz hatte sich angeboten, bei der Tombola zu stehen.

„Lieber Pöllnitz," sagte Frau von Pöllnitz, „wenn du meinen Rat befolgen willst —"

Herr von Pöllnitz folgte stets dem Rate seiner Frau; Herr von Pöllnitz stand mit einem Bonvivantslächeln bei der Tombola.

„Wie ist es doch amüsant, mal einen andern zu hören" — sagte Herr von Pöllnitz zu allen. Er trippelte vor lauter Unruhe hin und her.

„Lieber Freund," sagte er, „man ist frei . . ." Herr von Pöllnitz war glücklich.

Ihre Hoheit die Prinzessin Maria Karolina verfuhr etwas unbarmherzig mit dem Bürgervereins-Bouquet; es fiel während des Bürgervereins-Gesanges ein Blättchen nach dem andern unter ihren Stuhl.

Herr von Pöllnitz stand mit gekreuzten Armen bei seiner Tombola. Herr Hofschauspieler Josef Kaim trat im Frack und weißer Binde vor die Rampe.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina grüßte, indem sie sich über das Bürgervereins-Bouquet beugte.

Digitized by Google

Herr Josef Kaim deklamierte „Des Sängers Fluch“. Seine Schultern hingen in dem nagelneuen Frack. Bei der Anstrengung verschob sich das Hemd und trat etwas aus der Weste heraus. Herr Kaim zupfte zwischen jedem Vers daran. Herr Kaim deklamierte nicht besser und nicht schlechter als jeder andre.

Frau von Pöllnitz saß auf einem reservierten Platz. Sie hatte den Nasenklemmer auf und blickte unablässig zu der Prinzessin hinüber. Ihre Hoheit blieb mit gebeugtem Kopfe sitzen. Sie sah auf Herrn Kaims Füße, ungeheuer große Füße in ein Paar Lackschuhen mit hohen Absätzen. Eine Breite von Füßen! . . .

Ihre Hoheit war nervös; das arme Bouquet des Bürgervereins!

Frau von Pöllnitz war überzeugt, bald wäre das ganze Band zerknüllt.

Er stand genau so wie Herr von Pöllnitz. Die rechte Hand gegen die Brust gepreßt — eine dicke, in einen weißen Handschuh gezwängte Hand — und streckte den Hals vor — und wie war er warm! —

Ihre Hoheit sah wieder steif auf die großen Füße hinunter. Es war zu Ende, und Herr Josef Kaim verbeugte sich. Es wurde lebhaft im Saal applaudiert, und Herr von Pöllnitz reckte die Arme beinahe bis an den Kopf und klatschte heftig.

Ihre Hoheit, die Protektorin, erhob sich schnell. Die Sänger hatten gerade mit der Schlußnummer eingesetzt, aber sie brachen ab, und die Töne verhallten quiekend. Der Dirigent, der dem Saal den Rücken zudrehte, blieb mit der erhobenen Hand stehen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war schon unten bei der Tribünentreppe angelangt.

Die Damen flogen in ihre Buden und zogen die Tücher weg, die sie schützend über die Sachen ausgebreitet hatten . . . Fräulein von Hartenstein konnte Ihre Hoheit kaum einholen.

Die Hoheit ging lächelnd hastig durch die Budenreihe. In Bude Nr. 2 stand Frau Oberbürgermeister strahlend bei ihrem Haufen „Prinzessinnen-Pfefferkuchen“.

Ihre Hoheit lächelte kaum in die Bude hinein und ging vorüber. Frau Oberbürgermeister hatte hinter dem Pfefferkuchen geknixt und blieb in ihrer Verbeugung stecken; Ihre Hoheit kaufte in Frau Hofzahnarzts Baracke.

Ihre Hoheit war niemals so lebhaft gewesen. Sie unterhielt sich lange Zeit in jeder Bude und ging ganz bis unten in den Saal.

Als Ihre Hoheit fort wollte, riß Herr von Pöllnitz das „Hoch“ auf Ihre Hoheit dem Oberbürgermeister vom Munde weg.

Herr von Pöllnitz war in Ekstase.

„Lieber Freund,“ Herr von Pöllnitz umarmte Herrn Kaim — „ein Organ — ein Vortrag — Ich muß ‚Des Sängers Fluch‘ in mein Repertoire aufnehmen.“

Abends verkaufte Frau Oberbürgermeister die Pfefferkuchen unter der Hand am Buffet.

— — — — — — — — — — — — —

Herr und Frau von Pöllnitz gingen nach Hause. Herr von Pöllnitz räusperte sich; Frau von Pöllnitz hörte es nicht. Schließlich sagte Herr von Pöllnitz, sich unter dem Kinn kratzend — Herr von Pöllnitz kratzte sich im vertraulichen Gespräch unters Kinn und stieß dabei einen grunzenden Laut aus —

„Hm, Mutter Pöllnitz“ — „Mutter Pöllnitz“ war ein Kosename — „na, was sagst du dazu?“

„Wozu — David?“

„Wozu?“ sagte Herr von Pöllnitz. „Als wenn es ein . . . wozu — gäbe!“

„Meinst du den jungen Mann? der war ja sehr nett.“

„Liebe Mari . . .“ Herr von Pöllnitz kam nicht weiter.

„Wenn man bedenkt, daß der junge Mann gar keine Übung hat;“ Frau von Pöllnitz sagte das freundlich.

Herr von Pöllnitz erwiderte nichts. Er war sehr heiß.

„Pöllnitz, du solltest dich etwas mehr an Herrn Kaim anschließen.“

„Anschließen — mein Kind?“ Herr von Pöllnitz blieb stehen.

„Ja — er macht wirklich einen angenehmen Eindruck — so bescheiden und noch etwas verlegen —“

Sie waren zu Hause.

Herr von Pöllnitz saß lange, die Hände an den Lenden, auf seinem Stuhl.

Später lag er stundenlang wach im Bett. Er seufzte und hustete und schielte zu seiner Frau hinüber. Die that, als schliefe sie.

Digitized by Google

Herr von Pöllnitz drehte und wendete sich um und schlug sich an den Kopf, daß seine Nachtmütze von rechts nach links flog; Herr von Pöllnitz schlief immer mit einer Nachtmütze.

Am nächsten Morgen nahm Herr von Pöllnitz „Englisches Salz". Sein Magen konnte keine starken Gemütsbewegungen vertragen.

— — — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina kleidete sich um, als sie nach Hause kam und ging in den gelben Saal hinunter.

Komtesse von Hartenstein las laut aus der „Revue des deux mondes" vor. Es war eine Abhandlung über den europäischen Einfluß in China.

Als Ihre Hoheit sich zur Ruhe begeben wollte und die Kammerjungfer ihr das Haar flocht, fuhr Ihre Hoheit sie fortwährend an, daß sie sie an den Haaren reiße.

„Herr Gott," Ihre Hoheit war sehr sensibel — „Sie thun mir weh."

„Aber Hoheit."

„Schon wieder."

„Hoheit" —

„Ach lassen Sie, ich will mir wohl selbst helfen."

Ihre Hoheit kämmte sich das Haar und fing an zu flechten. Und nach zwei Minuten hörte sie wieder auf. Die Kammerjungfer begriff Ihre Hoheit nicht. Still flocht sie das Haar und band es behutsam in die Höhe.

— — — — — — — — — — — — —

Die Gicht von Seiner Hoheit war sehr schlimm. Einige Wochen lang besuchte Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina nicht das Theater.

Herr von Pöllnitz war sehr geschäftig; er wirkte für einen gesellschaftlichen Verkehr unter den Mitgliedern des Hoftheaters.

„Lieber Freund," sagte Herr von Pöllnitz, „man sieht sich so selten."

„Bester Freund, wir sind doch Kameraden und stehen uns so fremd gegenüber."

„Lieber Freund, man muß doch ab und an zueinander kommen."

Am kommenden Sonnabend war Mittagsgesellschaft bei Herrn von Pöllnitz. Herr Hofschauspieler Kaim führte Frau von Pöllnitz zu Tisch. (Schluß folgt.)

Von Frauen und über Frauen.

Das Liebes- und Geschlechtsleben der Menschen wird erst dann in der Gesamtheit der Lebenspflichten und -Interessen seine richtige Stellung einnehmen und seine wahre Schönheit entfalten, wenn wir aufhören, demselben eine übermäßige Bedeutung beizulegen, indem wir es allzusehr zum Zielpunkte individueller und sozialer Entwickelung erheben. Geben wir dem Leben der einzelnen Frau ebenso wie demjenigen des einzelnen Mannes höhere und allgemeinere Zielpunkte und Glückesbestimmungen, welche die Seele stärken und von dem Leiblichen unabhängiger machen, dann wird die leibliche Verbindung der Geschlechter und die Entstehung einer Familie nur in denjenigen Fällen und in denjenigen Entwickelungsstadien jedes Einzellebens stattfinden, in denen sie ihre höchste Berechtigung hat, und sie wird zum Heile aller in denjenigen Fällen unterbleiben, in denen ihre idealen Voraussetzungen nicht hinreichend erfüllt sind.

Tiefere physiologische und anthropologische Erkenntnis, in energischer Bekämpfung bisheriger einseitig materialistischer Ansichten und unreifer Verallgemeinerungen, lehrt uns, daß der Organismus, nicht bloß der Frau, sondern auch des Mannes, keinen tieferen und dauernden Schaden dadurch zu erleiden braucht, daß jene Seiten der Lebensentwickelung gänzlich unerfüllt bleiben. Im Gegenteil giebt es Höhen der Geistes- und Willensentwickelung, welche dann erst recht zur Vollendung kommen, natürlich nur dann, wenn jene Resignation aus feinster Selbstbestimmung oder aus edelster Klärung der Lebensentwickelung im Hinblick auf die Gesamtheit der Aufgaben der Menschheit hervorgeht.

Professor Wilhelm Förster.

Lebensfragen und Lebensbilder.

(Dr. John Edelheim Verlag. Berlin 1902. S. 183 f.)

Digitized by Google

Der Dichter des „Jörn Uhl“.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und lauschen
Vom Strand herüber dringt ein Möwenschrei.
Das ist die Flut! Das ist des Meeres Rauschen.
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.
— — — — — — — — — — — — — — —
Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

„Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!“ — ein Holsteiner hat es einst, bittres Abschiedweh im Herz, scheidend über die Heimaterde hingerufen, ein Mann, dem in schwerem Sinnen mancher Kinderglaube, mancher Kinderwert versunken war, der sich an keinen Wahn und an keine Phrase klammerte, der nur festhielt, was das Leben seinem unbeirrbaren Wahrheitsgefühl unzweifelhaft als Kraft gezeigt hatte.

Für dieses tiefe, heilige Heimatgefühl, das „wie ein Pulsschlag“ durch das Leben und Dichten des Holsteiners Theodor Storm gegangen, ist jüngst unter den Söhnen der Marsch ein neuer Zeuge aufgestanden — dem träumerischen Sänger der Heide ebenbürtig, ja, wohl größer als er.

„Die deine Meere nicht sahen“, so hat er gesagt, „Heimat, kennen dich nicht. Sie kennen deine Größe nicht. Wer durch deine Wälder und Heide wandert und in deine Seen blickt, liegt an deiner Brust; er sieht deiner Augen Leuchten, deines Leibes Pracht, dein Atmen. Aber da draußen auf den Wellen, vom frischen Winde umweht, da sah ich dich ganz, von den weißen Füßen bis zum dunkeln Scheitel, in deinem schwarzen Mantel von schillernden, rieselnden, rauschenden Wellen, mit den weißen Borden der Brandung. Da war es, wo du sagtest: Singe ein Lied von mir!“ — —

In dem Manne, zu dem die Heimat so sprach, ist „Heimatkunst“, echte alte Volksdichtkraft, erwacht und singt im alten Ton kräftige und zarte Lieder, und schafft Gestalten, einfach und tief, wie die Sagen der heimischen Vorzeit — und doch voll von dem Ringen und dem Kampf der Gegenwart. „Etwas Ernstes“ sollte es werden, das er schuf, „das man mit Händen anfassen kann, ohne daß es zerbricht. Von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit.“

Er hat hart gerungen um sein Werk. Erst suchte er Größe und Tiefe in dem Bunten und Wunderbaren, dann lernte er „langsamer schreiten und deutlicher sehen“ und schrieb den „Jörn Uhl“.[1])

[1]) Verlag von G. Grote, Berlin. „Die Sandgräfin“, „Die drei Getreuen“ in demselben Verlag.

Digitized by Google

Er könnte dem Namen seines Titels hinzufügen: „Die Geschichte eines Deutschen", denn es ist eine tiefe, innere Wesensverwandtschaft zwischen diesem Jörn Uhl und all den Helden, in denen die größesten Dichter unseres Volkes verkörpert haben, was ihre Liebe und ihre Hoffnung war, und worin sie den Sinn ihres Lebens suchten: nüchtern und wortkarg, eigenwillig und schwerfällig nach außen, aber innerlich tief und stark und beharrlich, so sind auch die Leute von Jörn Uhls Schlag. „Es giebt nichts Wunderlicheres und Abgrundtieferes als einen Marschbauern."

Wenig von dem Leben, das ihre Seele lebt, vermögen sie in Wort und That auszusprechen. Vieles bleibt still wirkend im Grunde verborgen, ihnen selbst oft nur dunkel bewußt. Da giebt es manches Rätsel, manches Unvermittelte und Widerspruchsvolle in dem, wie sie sprechen und handeln.

So scheint das Leben Jörn Uhls äußerlich nichts als harte Arbeit um irdisch Gut, um Haus und Hof — und ist im Grunde doch von Kindheit auf ein Parzivalweg, ein Gottsucherweg. Er erfüllt, was die alte Großmagd auf der Uhl, die Freundin seiner Kindheit, ihm sagt: „Es liegt hinter unserm Leben ein Geheimnis. Wir leben nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt."

Und die Wahrheit, die sein einfaches, stilles Schicksal erzählenswert macht, ist enthalten in dem Wort des ersten gewaltigen Umwerters der Werte, den die Menschheit gehabt: Selig sind, die arm sind. „Nur denen, die tief forschen, viel und ernst fragen, nur denen, die bewundern, staunen und demütig verehren, nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein. Zu den Weiten und Tiefen des Menschendaseins, den wunderbaren, schönen, gelangen nur die Nichtwissenden."

* * *

Jörn Uhl ist aus einem stolzen, leichtsinnigen Bauerngeschlecht der Marsch der letzte Abkömmling. Als der Vater und die Brüder durch gemeines, wüstes Leben den stolzen Uhlenbesitz schon auf den Weg gebracht, von dem es kein Aufwärts mehr giebt, wird er geboren. Neben dem unaufhaltsamen Verfall seines Hauses wächst er auf — vorn in den prächtigen Staatszimmern der Uhlen lärmende Gelage, hinten in der Kammer die Kinder, denen die alte Wieten Penn von den stillen, tiefen Sagen der Heimat erzählt. Der kleine Jörn Uhl legt dabei Eisenbahnschienen mit Stricknadeln oder baut sich Brücken von einer Schere und Garnknäueln und läßt nicht ab, bis sie tragen.

Niemand kümmert sich um seine Gedanken und sein Streben. Er soll Landvogt werden nach des Vaters stolzem Plan. Aber als er aufwacht aus Kinderträumen und um sich blickt, da sieht er die Uhl im Sterben liegen, und läßt alles im Stich, um seine Pflicht an ihr zu thun. Die aber erforderte seine ganze Seele, in jeder Stunde jeden Gedanken und alle Kraft.

„So wurde seine Seele schon früh auf ein Großes gerichtet, und das war Gewinn fürs ganze Leben." Gewinn gewiß — aber er wurde nicht reich und froh und weich davon. Arbeiten und nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften, darüber hinaus gab es für ihn kein Ziel und keine Werte, darüber hinaus war die Welt, die sichtbare und die unsichtbare, für ihn leer und unverständlich. „Er hatte die Brauen seiner Augen zu tief zusammengezogen, da sah er die großen Wunder nicht, und er trug die Nase zu hoch, da achtete er nicht der großen Schönheit."

Digitized by Google

Und wie er so, scheu und verschlossen gegen die, deren Arbeit er that, Lebensweisheit tauschend mit alten verständigen Leuten, die es zu etwas gebracht hatten, unmerklich zum Mann reift, da kommt wuchtig, mit unwiderstehlicher, heißer Gewalt, die erste Liebesleidenschaft über ihn. Drei oder vier Nächte harrt er trotzig vor der Thür der Sanddeern, die sein Blut unwissentlich entflammt hat und doch nicht befriedigen kann. Nach diesem Erlebnis wird er noch stiller und wortkarger. „Wer ihm aber in diesen Jahren begegnete und ein kluger und feiner Mensch war, und hat nur einen einzigen Blick in diese scheuen, tiefliegenden, bitterernsten Augen gethan, der hat wie in eine alte Bauernkirche hineingesehen, in Dämmer und Dunkel, goldene Sonnenstrahlen schräg durch hohe Fenster, und ganz hinten hat er auf dem gold-

Gustav Frenssen.

glänzenden Altar hohe stille Lichter brennen sehen.“ Wovor sich Jörn Uhl, ihm selbst unbewußt, an diesem Altar neigte, das hat der Dichter in einem feinen, kleinen Zug angedeutet.

„Und eines Tages,“ erzählt er, „als er eine Ladung Korn nach der Stadt gebracht hatte und zur Wohnung des Maklers durch die Straße ging, sah er da im Papierladen ein handgroßes Bild mit zwei jungen Frauen, die links und rechts an einem marmornen Brunnen saßen. Sie waren hoch und kräftig gebaut, und selbst die, welche fast nackend war, hatte ein feines und freundliches Gesicht. Sie hatten etwas Vornehmes und Adliges an sich, und er konnte nicht verstehen, wie sie dazu gekommen waren, sich so abbilden zu lassen. Darunter stand in lateinischen Buchstaben: Himmlische und irdische Liebe von Tizian. Er stand lange davor und sah es an, und plötzlich gab er sich einen Ruck und ging in den Laden und wurde sehr verlegen, als er darin eine junge Frau fand, die nach seinem Begehr fragte. Er machte ein hochmütig nachlässiges

Digitized by Google

Gesicht und zeigte mit dem Peitschenstiel auf das Bild und erstand es für einige Mark. Er verbarg es als einen großen Schatz sorgfältig zwischen Rock und Weste und brachte es nach Haus und versteckte es zu unterst in der Lade, und Sonntagnachmittags, wenn er rauchend und sinnend in seiner Kammer saß, nahm er es heraus und stellte es auf die Lade, seinem Sitz gegenüber, und betrachtete es lange, und war immer in großer Sorge, daß jemand das Geheimnis dieses Bildes entdecken könnte." Das alles lag aber, ängstlich behütet, in der geheimsten Tiefe seiner Seele.

Es kamen aber Geschehnisse, die ihn auch in andrer Hinsicht weicher und aufgeschlossener machten. — Es ist immer ein Lieblingsstück aus der Geschichte der Helden, von denen das Volk erzählt, wie der stille, wortkarge Jüngling, den bisher niemand beachtete, bei irgend einer Gelegenheit als Retter auftritt, Mut und Entschlossenheit zeigt und ungeahnte Kraft. So wird in der alten nordischen Sage vom blinden König der junge Sohn, der bis dahin stumm und träge gewesen war, unerwartet zum Befreier der Schwester, so zerbricht Jörn Uhl dem wilden Hunde die Knochen, um die kleinen Arbeiterkinder zu retten. Und es ist wieder ein feiner Zug, durch den das Neue, das in sein Wesen kommt durch die erste opfermütige That in seinem Leben, bezeichnet wird. „Er gewann eine stille, wortkarge Zuneigung zu etlichen Arbeiterkindern vom Kamp, und saß zuweilen am Sonntagnachmittag mit ihnen am Ufer der Au und schnitzte ihnen Flöten aus Weidenzweig und half den Kleinsten, welche mit ungeschickten Händen aus den Stengeln des Löwenzahns Ketten machten. Im Winter aber bewahrte er Äpfel zu unterst in der Lade im Stroh und lachte, wenn die Kleinen auf ihrem Schulwege am Hof vorbeikamen und husteten oder laut redeten und sich auf jede Weise bemerkbar machten; denn sie wagten nicht, ihn geradewegs mit einer Bitte anzusprechen, dazu war er ihnen zu ernst und zu lang."

Während er so heute pflügt und morgen säet, immer der erste ist, der morgens die Arme ausstreckt, und der letzte, der abends müde und stumpf sich schlafen legt, lebt doch still in ihm fort der Wissensdrang, der den kleinen Knaben einst zu allerlei Experimenten mit Wietens Schere und Garnknäuel getrieben. Aus dem einzigen Buch, das er besitzt, „Littrow, Wunder des Himmels", schöpft er dann und wann einmal Nahrung. Aber wenn er merkt, daß die Lust daran ihn überwältigt und weiter jagen will, als seine Pflicht an der Uhl erlauben kann, dann erschrickt er, und sieht es lange Zeit nicht an.

So steht er neben dem wüsten Treiben in seinem Hause „wie ein Arbeiter im Kleigraben mitten im Felde die wilden Wagen auf der Straße vorüberfahren sieht und sich wieder über seinen Spaten bückt". Und als er nach den Dienstjahren, an Erfahrung gewachsen, wieder nach Hause zurückkommt, da wird es ihm immer klarer, daß sein Weg ein andrer ist und bleiben muß, als der seiner Umgebung. Aber wenn er begehrte, seinem Leben einen edleren Inhalt zu geben, als seine Standesgenossen, dann war niemand, der ihm zeigte, wie er es anfangen sollte. So bleibt immer wieder die Uhl, in der er alle Sehnsucht und alle Kraft seiner Seele verankert mit festen Ketten.

Der Uhl verschreibt er sein Leben von neuem, als er aus dem großen Kriege mit Frankreich zurückkehrt, wo er in „Feuer und Frost gehärtet wurde", und lernte, „den Wert der Dinge zu unterscheiden". Der Uhl opfert sich sein junges Weib — sie sind beide unachtsam mit ihren Kräften und denken an nichts, als wie sie die Arbeit bewältigen und die Uhl in die Höhe bringen.

Digitized by Google

Und als sie tot ist, ist es ein Kampf ohne Freude. „Der Herr des Hofes ist ein grüblerischer, finsterer Mann, dem die Lippen trotz seiner Jugend scharf aufeinanderliegen, wie zusammengewachsen. Er geht nicht ins Dorf, weiß auch nicht, was darin geschieht, hat auch kein Interesse daran. Er geht nicht in die Kirche. Seine Gedanken gehen nicht weiter als rund um den Hof, soweit die Felder der Uhl gehen. Und dann laufen sie noch an drei Stellen über die Uhl hinaus, nach dem Grabe Lena Tarns, und nach der Kirchspielschreiberei, wo die Abgaben bezahlt werden, und nach dem schönen, neuen Haus des Weißkopfs unweit der Kirche in Schenefeld", seines Hauptgläubigers. Vor den Gefahren, sich mit müder Seele in schwerem Grübeln zu verlieren, seinen Sinn hart zu verschließen gegen allen Reichtum und alle Schönheit des Lebens, bewahrte ihn seine Astronomie, und eine große neue Arbeit, eine Entwässerung der Gemarkung, die die Gemeinde dem gelehrten jungen Bauern übertrug, und freundliche Menschen.

Aber den Bann, den die Uhl um seine Seele gelegt hat, konnte das alles doch nicht lösen. Der mußte mit gewaltiger Hand zerbrochen werden.

Da kam das schlechte Weizenjahr, als Jörn Uhl es gewagt und einen großen Teil seines Landes mit Weizen besät hatte. Da war die Frucht seiner ganzen Arbeit von Kind auf mit einem Schlage vernichtet, so, als wenn sein Leben vergeblich gewesen wäre. Bis dahin war er ein Gottsucher gewesen, in dieser Nacht wurde er ein Gotteskämpfer. Und die Muttertreue seiner alten Dienerin und seine eigene starke Seele errangen in diesem Kampfe den Sieg „Zutrauen haben, daß alles einen inwendigen Zweck und Sinn hat, an das Gute glauben, es möge laufen, wie es wolle", mit dem Entschluß faßt er das Leben wieder an.'

Der letzte Ring aber sollte auch noch zerbrochen werden. In die Uhl fährt der Blitz, und sie brennt nieder bis auf den Grund. Jörn Uhl ist wieder ein freier Mann. „Ich lasse die Uhl nun fahren, samt allen ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch . . . ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt; ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Narr gewesen. . . . Aber nun, wahrhaftig, nun will ich wirklich versuchen, was du gestern sagtest: ich will sehen, daß ich meine Seele wiederbekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat. Her mit meiner Seele! Her mit meiner Seele! Die gehört mir!"

Jörn Uhl ist ein freier Mann geworden, mag auch seine Jugend verloren sein und mag es ihm auch gehen, wie dem, der hundert Jahre bei den Erdmännern war: als er wieder herauskam, war er alt. Aber Jörn Uhl ist nicht so alt, um nicht noch mit starken Händen und zähem Willen sich ein neues Leben schaffen zu können über dem alten, ein Leben aus der Wissenschaft, zu der er eine stille, schuldbewußte Liebe gehabt all die Jahre hindurch, aus der Liebe zu dem Mädchen, dem seine Seele, die sich ihres Werktagkleides schämte, scheu und ehrerbietig von weitem nachgegangen ist all die Jahre hindurch, und aus aller Erkenntnis und Erfahrung, die er verstaut und verschlossen hatte in seinem Innern all die Jahre hindurch, und die er nun erst aufgraben mag wie einen Schatz.

So bilden all die einfachen und alltäglichen äußeren Ereignisse in Jörn Uhls Leben zugleich eine unsichtbare Kette, in der sich Glied an Glied reiht zur Geschichte einer Menschenseele, die den Weg aus der Sorge zur Festigkeit, aus dem Dunkel zur Klarheit fand.

* * *

Digitized by Google

Wer ist der, der dem deutschen Volk sein Wesen in dieser prächtigen Gestalt gedeutet hat?

Gustav Frenssen ist der Sohn eines Tischlermeisters zu Barlt in Süderdithmarschen. „Die Heimat ist Marschland", sagt er in dem Vorwort zur neuen Auflage seines ersten Buchs, „fruchtbar wie ein Treibbeet und eben wie eine Schiefertafel. Die Geschichte hat nicht viel darauf geschrieben, und die Menschen gehen schwerfällig darüber hin, wie die Hand eines siebenjährigen Kindes. . . . Eine Stunde Wegs entfernt war nach Westen das Meer, das immer unruhige. Zu Osten aber stieg steil das alte Land auf, das trug Dörfer und Hügel, Heide und Wald bunt durcheinander. Dahin floh die hungrige Seele. Über das wüste Meer und über die öde Heide sah der Knabe Menschen ziehen, die viel Großes und Hartes erlebten . . ." Handwerker oder Arbeiter waren seine Vorfahren, ein altes friesisches Geschlecht. Auch auf der Kanzel haben einige von den Frenssens schon gestanden. Gustav hat die Dorfschule besucht und dann das Gymnasium von Meldorf und Husum, der Stadt am Meer, der Stadt des Theodor Storm.

Und dann wurde er Theologe. Zuerst in Tübingen. Ob er dort auch noch so tief geträumt hat wie Heim Heiderieter, der da Philologie studieren wollte und nach neun Semestern nichts im Kopfe hatte als Uhlands Gedichte? Heim Heiderieter wußte, daß nur die Heimat das Gute und Starke in ihm lebendig machen konnte. Darum ging er von Tübingen fort nach Hause, und nicht lange, so war er ein Dichter. So leicht kann es der Tischlerssohn von Barlt sich nicht machen. Er ist noch in Berlin und Kiel gewesen und hat seine theologischen Examen bestanden und wurde Pfarrer zu Hemme, dicht an der Nordsee, nicht weit von Wesselburen und Heide, der Heimat von Friedrich Hebbel und Claus Groth. Da in dem Jahrhunderte alten, niedrigen Pfarrhaus ist Frenssens erstes Buch entstanden: „Die Sandgräfin". Er war schon in der Mitte der Dreißiger, als er ein Schriftsteller wurde. „Wir hier oben reifen langsam" hat er einmal zu einem Besucher gesagt.[1]) Aber als seine Dichtung die ersten grünen Sprossen trieb, da ist Wachswetter gekommen, denn daß zwischen der „Sandgräfin" und „Jörn Uhl" nur fünf Jahre der Entwicklung liegen, würde niemand denken.

Die „Sandgräfin" erschien 1896. Der Dichter, der seinen ersten großen Roman wagte, ging noch nicht eigene Wege. Er sucht das Erzählenswerte noch in der Seltsamkeit und der wunderlichen Verkettung der Ereignisse, er denkt sich die Menschen noch aus, statt ihre Wirklichkeit zu suchen und zu gestalten. Und es geht alles noch so etwas ausgerechnet her: gerade im rechten Moment geschehen die rechten Dinge, so seltsam auch die Zufälle sind, die das zuwege bringen. Auch die psychologische Konstruktion seiner Menschen ist noch etwas schematisch und oft zu romanhaft klipp und klar, vor allem die Sandgräfin selber ist etwas feenhaft in der nie getrübten Harmonie ihres Wesens und der überall unfehlbaren Macht ihres Wirkens. So ist eine rechte romantische Schloß-am-Meer-Geschichte herausgekommen mit geheimnisvollen verlorenen Urkunden, einem stürzenden alten Turm, einer Ahnfrau mit goldenem Stirnreif und Möwenflügeln, verschollenen Menschen, die dann plötzlich als Retter in der Not wieder erscheinen, und noch vielerlei bunten und merkwürdigen Requisiten.

---

[1]) Vergl. Gustav Frenssen, der Dichter des „Jörn Uhl". Biographisches und Litterarisches von Theodor Rehtwisch. Berlin, Alexander Duncker. 1902.

Digitized by Google

Aber wo sich der Dichter Zeit genommen, in breiter Schilderung Eindrücke zu geben, die die Wirklichkeit seiner Seele einprägte, wo er die Marsch oder das Meer schildert, oder den Westwind, da findet er schon wunderbar treffende Bilder und schwere, wuchtige, sinnliche Worte. Und wenn er in weit ausspinnender Erzählung die Sagen der Heimat wiederzugeben versucht, da findet er zarte, weiche und doch mächtige und zwingende Stimmungsklänge. Und hier und da wagt er einen kühnen, kräftigen Strich, einen leuchtenden Farbenton auch in der Charakteristik; vor allem die lustige, wilde Frauke hat davon abbekommen. Und nirgend wird der Faden der Erzählung dünn. Eine Fülle von Bildern, von Gedanken und Geschehnissen schüttet er vor uns aus, so daß man ahnt, der nimmt von einem unerschöpflichen goldenen Schatz.

* * *

„Man müßte etwas andres schreiben als das da! . . . Ganz was andres. Aber ich weiß nicht, wie ich das machen muß. Zuweilen sehe ich es, wie ein Segel, das erscheint und wieder verschwindet; wie wenn ein Möwenzug sich wendet und die weißen Flügel auf einen Augenblick in der Sonne blinken“ — so bekennt Heim Heiderieter von seinen ersten schriftstellerischen Versuchen. Und es gelang ihm nach seinem Willen, etwas zu schaffen, das stark und fröhlich und gesund war, etwas, danach „der Leser aufatmete als im Westwind: das war frisch und schön!“ Und es gelang Gustav Frenssen ein zweites Buch: „Die drei Getreuen.“ Das kann man neben „Jörn Uhl“ stellen, und daraus kann man Gustav Frenssen, den Dichter, erkennen.

„Etwas Mutiges und Ernstes“ will er schaffen — es ist nicht bloße Lust am Fabulieren, die ihm die Feder in die Hand drückt, es ist etwas Tieferes. Es ist die Liebe zur Heimat, zu allen den Mächten, die sein Volk stark und gesund und zukunftfreudig erhalten. Denen will er zum Zeugen, zum Verkünder werden. Er hat vor sich eine Gemeinde, zu der er spricht, die er überzeugen will. Und daß er die alten, großen, einfachen Ideale, die so vielen schon verblaßt und matt erschienen sind, als tiefsten und lebendigsten Kern in der Seele ganz individueller, ganz wirklicher, ganz moderner Menschen zu zeigen verstanden hat — darin liegt die große erzieherische Aufgabe, die er an dem deutschen Volk erfüllt.

Das bestimmt nun auch seine Stellung als Künstler zu seinen Gestalten. Er steht nicht rein objektiv, mit rein ästhetischem Interesse ihrer Menschlichkeit gegenüber, er wird ihr Freund und Führer, er will seine Wahrheiten in ihrem Schicksal und ihrem Wesen erkennen, er will ihr Gutes zum Sieg kommen sehen, er bedauert, wenn sie fallen, er freut sich, wenn sie vorwärts schreiten, er urteilt über sie und schilt sie. Ungern läßt er sie ziehen, wenn seine Erzählung sich von ihnen wegwenden muß. Dann sagt er noch zum Abschied, was schließlich aus ihnen geworden ist, als meine er, auch der Leser müsse sie lieb gewonnen haben und wissen wollen, wo ihr Schifflein landet.

So kommt eine Menge Episodisches in seine Geschichten. Je reifer er wird, je tiefer sein Blick und je inniger sein Interesse an allerlei Menschlichem wird, um so mehr. In „Jörn Uhl“ vom rein kunsttechnischen Gesichtspunkte aus vielleicht etwas zu viel. Und doch möchte man nichts davon missen, nicht die Vorgeschichte der Sanddeern, oder das von der starken Bäuerin, die vom Gericht die Unmündigkeitserklärung ihres Mannes verlangt und sie nicht erreicht und dem Amtsrichter, „der

Digitized by Google

schon neben manchem Weibe gestanden aber noch keinem gegenüber, erklärt, das Recht im Vaterlande sei so schwerfällig, wie 'ne alte Kuh und so weiberfeindlich, wie ein alter verbissener Junggesell"; auch nicht das von der geizigen Bauersfrau, der die Tagelöhner die 72 in schlechtem Fett gebackenen Pfannkuchen an das Scheunenthor nageln, und so vieles andre. Sie haben alle ihren stillen, heimlichen Sinn, und jede zeichnet eine eigene, zarte Linie, fügt eine besondere Farbe in das leuchtende Bild des Ganzen.

Auch in andrer Hinsicht hat Frenssen aus diesem Verhältnis zu seinen Figuren eine eigene Erzähltechnik herausgebildet. Er giebt nie die Voraussetzung auf, daß er als Erzähler das ganze Lebensschicksal seines Helden vor sich liegen hat, und greift so gern einmal der chronologischen Entwicklung voraus, um einen inneren Zusammenhang von vornherein anzudeuten oder eine Kontrastwirkung zu erreichen.

Auf dem Wege von der Sandgräfin bis auf Jörn Uhl hat Frenssen gelernt, individuell zu charakterisieren. Er geht in der Charakteristik nicht den Weg des modernen Naturalismus; er wird niemals subtil in der Wiedergabe von Eigenheiten, die für das Innere eines Menschen unwesentlich sind, und die der Moderne nur ausmalt, um seiner Schilderung größere Realistik zu geben. Er charakterisiert seine Menschen von innen heraus und dann mit ein paar einfachen, großen Strichen — noch in „Die drei Getreuen" fährt er dabei über manches Einzelne und Sprechende weg und läßt seine Gestalten zuweilen als Typen stehen; aber in „Jörn Uhl" weiß er dies Sprechende zu finden. Von Lena Tarn sagt Wieten Penn, „sie ist bloß so singig und so geradeaus mit dem Mund" — da haben wir Lena Tarn, und ebenso „haben" wir gleich im ersten Kapitel Klaus Uhl, den großen Marschbesitzer, mit dem immer wohlwollend lächelnden Antlitz, und Thieß Thiessen, den wunderlichen, freundlichen, philosophischen Torfbauern mit dem kleinen, mageren Webergesicht und den funkelnden Äuglein — ein ganzes Buch wäre zu schreiben über den prächtigen Thieß Thiessen, und so wäre die ganze lange bunte Reihe der Jörn Uhl-Figuren zu nennen bis zu denen der Episoden, die, ein wenig abgetönt, mehr im Hintergrund stehen.

Auch die Mittel der Charakteristik sind reicher geworden. In „Die drei Getreuen" wird oft charakterisiert, wie in Wagnerschen Opern, gewissermaßen durch Motive, durch symbolische Situationen, die, in immer veränderter Form auftauchend, ein künftiges Ereignis andeuten. Das Maria Landt-Motiv rauschen die Wasser des Wehl, flüstern die Weiden des Wehl immer, wo die Erzählung wieder zu ihr kommt; was es mit den drei Getreuen auf sich hat, das wird in einem Kindererlebnis am Anfang des Buchs vorgezeichnet. Auch sonst ist in den drei Getreuen zu allermeist Stimmungscharakteristik; die Menschen wirken auf uns, ohne daß wir sie ganz plastisch vor uns sehen, schon durch die besondere Tönung der Umgebung, in die der Dichter sie stellt. In „Jörn Uhl" greift er kühner die Besonderheiten seiner Gestalten auf und hält sie daran fest, ohne doch ihre Einheitlichkeit aufzugeben und in die unruhige, harte Realistik zu verfallen, in die der Naturalismus zuweilen ausartet.

Eine Eigentümlichkeit, die wieder mit dem tiefsten Gehalt der Frenssenschen Dichtung im Zusammenhang steht, haben aber auch noch die Jörn Uhl-Gestalten. Wo er sie auf eine gewisse Höhe des Erlebens geführt hat, da reden sie alle die gleiche Sprache, da zeigen sie alle die gleiche tiefe Einsicht in den geheimen Zusammenhang der Dinge, werden sie mit einem Wort alle zu Verkündern der Weisheit, die der Dichter in ihrem Schicksal zeigen will. Der Weltmann Franz Strandiger redet wie

Digitized by Google

Maria Landt oder wie Pastor Frisius — und Wieten Penn, die Großmagd auf der Uhl, spricht jenes tiefe Wort, das oben schon wiedergegeben wurde. Es hieße den großen ästhetischen Streit um den künstlerischen Realismus aufrollen, wollte man entscheiden, ob das, litterarkritisch betrachtet, eine Stärke oder eine Schwäche in Frenssens Dichtung ist. Hier aber soll von dem Reichtum seines Schaffens die Rede sein, nicht von Theorien.

Wo dieser Reichtum am glänzendsten und überraschendsten sich zeigt, das ist in der Bilderfülle seiner Geschichten. Wie kann er schildern! Das Große und das Kleine, das Schaurige und das Zarte, Helles und Düsteres! Das Viehaustreiben auf der Uhl, und den Sturm auf dem Watt, und die sechs Wittschen Kinder um den großen Mehlbeutel, und die Auswanderer am Tage der Abreise in der Dorfkirche, und die Schlacht von Gravelotte — eine leuchtende, schier unerschöpfliche Fülle. — Wundervolle, stimmungsschwere Bilder findet er für die Natur der Heimat, für Heide und Meer, Wind und Sonne, Nacht und Gewitter: Da steigt der Westwind, der müde Wattläufer, mit schweren Wasserstiefeln aus dem Meer und zieht, leise vor sich hinsingend, die schweren Nebelnetze ans Land. — Im März stürzt er sich vom Meer her über den Winter im Land und schlägt mit seiner nassen Faust an den Giebel. — Im blauen Mantel, unzählige Sterne hineingewirkt, steht die Nacht über Meer und Land. Fern hin über dem Horizont bewegt sie zuweilen den Saum, als wollte sie ihn heben; dann giebt es raschen, hellen Schein wie Wetterleuchten. — Dann wieder „steht die Nacht mit großen, bangen feuchten Augen im Garten unter den Ulmen". — Und die Wellen: „Auf schwarzen Pferden kamen sie an, schräge, in langen geschlossenen Reihen, Reiter in weißen, wehenden Mänteln, mit blinkenden Helmen, in dröhnendem, sausendem Galopp, immer nebeneinander, in Reih und Glied, und keiner wich zurück und kein Pferd stürzte. So jagen sie schräg heran, drei, vier, sechs Reihen aus dem Dunkel der Nacht und alle gleich hoch und stolz, auf springenden Pferden, mit schneeweißen Angesichtern . . . aber wenn sie nahe kommen, vorne am Strand, stürzen die Pferde in die Kniee, die weißen Gesichter und die blanken Helme fliegen in den Sand, und die langen Mäntel liegen am Boden und, von Mondlicht beleuchtet, rinnt der Schaum über den Sand". —

Es ist schwer, abzubrechen, da noch auf so viel Schönes und Gewaltiges in dem Buch hinzuweisen wäre. Aber Frenssen als Dichter umfassend, erschöpfend zu würdigen, kann noch nicht unsere Aufgabe sein. Wir wollen ihn nur begrüßen.

Froh und dankbar wollen wir ihn begrüßen. Denn er hat die Sehnsucht vieler erfüllt, die aus der „Heimatkunst" schon ein litterarisches Programm gemacht hatten — vermutlich, weil zu wenig davon da war. Aber er hat mehr gethan als das.

Ihm ist gelungen, was Ingeborg Landt von Heim Heiderieter verlangt: Er hat etwas geschrieben für das ganze große Volk, und in dem, was er geschrieben hat, ist alles lebendig und stark und schönheit-verklärt, was gesund und mutig macht. Das ist nicht nur eine litterarische, das ist eine nationale, eine geschichtliche That.

Digitized by Google

Die russische Gesetzesreform zu gunsten der unehelichen Kinder.

(Nach dem Kaiserlichen Ukas vom 3. Juni 1902.)

Von

M. Beßmertny.

Nachdruck verboten.

Kurz vor seinem allzufrühen Tode hielt der unvergeßliche M. von Egidy in Hamburg einen Vortrag über die Bedeutung der damals grade vom russischen Kaiser einberufenen Haager Friedenskonferenz. Er kennzeichnete sie als eine moralische That der russischen Regierung, die, selbst unabhängig von den Erfolgen, einen Lichtpunkt in der Geschichte der Menschheit darstellen müsse.

Auch gegenwärtig kommt solch ein Lichtstrahl von Osten in Gestalt einer Reform, die bestimmend für das Leben und das Schicksal unzähliger Kinder und Frauen sein muß.

Laut einer am 3. Juni vom Kaiser bestätigten Verfügung sollen die unehelichen Kinder den ehelichen in Bezug auf verschiedene wichtige soziale und private Rechte gleichgestellt sein.

Nach dieser Reform ist nun die rechtliche Lage der unehelichen Kinder durch folgende Hauptbestimmungen bezeichnet:

Die elterliche Gewalt über das uneheliche Kind übt in ganzem Umfange die Mutter. (§ 132[1]). Dann ist die Schmach der Namenlosigkeit von den unglücklichen unehelichen Kindern entfernt und ihnen die Berechtigung zugestanden, genau wie die ehelichen Kinder den Familiennamen des Vaters zu tragen. § 132[3] lautet: Das uneheliche Kind trägt den Namen des Vaters. Es kann aber auch mit der Einwilligung der Mutter und ihres Vaters, wenn er noch lebt, den Geburtsnamen der Mutter bekommen.

Das Erbrecht der unehelichen Kinder wird durch den § 132[12] folgendermaßen reguliert: Die unehelichen Kinder und ihre ehelichen Nachkommen erben nach dem Gesetz mit an dem selbst erworbenen Vermögen der Mutter und zwar so, daß das vererbte Vermögen der Mutter, falls sie keine ehelichen Söhne, sondern nur eheliche Töchter hat, auf diese und die unehelichen Kinder zu gleichen Teilen verteilt wird. Gesetzlich ausgeschlossen sind die unehelichen Kinder von der Erbschaft an dem Vermögen des Vaters und seiner Verwandten, ebenso an dem Vermögen der Verwandten der Mutter, und an dem „Familiengut" der Mutter.[1])

Ferner ist nach dem neuen Gesetze jeder Vater verpflichtet, für sein uneheliches Kind nach Maßgabe seiner materiellen Mittel und der sozialen Lage der Mutter bis zur Volljährigkeit und bei Töchtern bis zu ihrer Verheiratung zu sorgen. (In diesem Fall ist dem Vater ein gewisser Anteil an der elterlichen Gewalt eingeräumt § 132[10]).

---

[1]) Wir citieren diesen Paragraphen im Wortlaut, da sein Inhalt in der Presse verschiedentlich (vgl. die betreffende Notiz, unter „Der Kampf der Frau" im „Tag" vom 3. September) in genau dem entgegengesetzten Sinn wiedergegeben, nämlich die seltsame Behauptung aufgestellt ist, uneheliche Kinder erhielten durch dies Gesetz das gleiche Erbrecht wie die ehelichen. Es scheint sich um eine Verwechslung der Bestimmungen über die unehelichen Kinder mit denen über die Kinder aus für ungültig erklärten Ehen zu handeln. D. Red.

Digitized by Google

Diese Bestimmung sowie die sich daran anschließende, die den Mann gesetzlich verpflichtet, für die Mutter seines unehelichen Kindes bis zur Genesung vom Wochenbette sowie auch später zu sorgen, sofern die Aufsicht über das Kind sie am Selbsterwerbe hindert, ist ein bedeutsamer Fortschritt in der russischen Gesetzgebung, in der hinsichtlich dieser Punkte eine große Verwirrung bisher geherrscht hat.

Auch der Schutz der Frauen ist durch das neue Gesetz des Reichsrats dahin erweitert, daß jede Verführung durch falsche Vorspiegelungen oder Gewalt dem Manne die Verpflichtung auferlegt, das Mädchen wirtschaftlich zu versorgen. (Vgl. Art. 663 und 666 des Civilgesetzes.)

Der Hauptinhalt des ganzen Gesetzes gilt aber der humanen Aufgabe, die schuldlosen unehelichen Kinder in ihre bisher verkümmerten Daseinsrechte wieder einzusetzen. An ihnen soll wieder gut gemacht werden, was die verkehrten Anschauungen und die unbegründeten Vorurteile der Menschen verbrochen haben. Uneheliche Kinder sollen daher in Zukunft keinen Hindernissen auf dem Wege zu Staatsämtern begegnen, falls sie den erforderlichen Bildungsgang zurückgelegt haben. Sodann wird den Eltern unehelicher Kinder durch das Gesetz anheimgegeben, durch die Eheschließung diese Kinder ohne weiteres zu legitimieren und jeden Makel ihrer Geburt dadurch zu verwischen.

Jedenfalls kann früher oder später der erzieherische und ethische Einfluß dieser tiefgreifenden Gesetzesreform nicht ausbleiben. Durch sie wird das Bild der sozialen und sittlichen Not frisch vor den Augen der Menschen aufgerollt. Durch sie wird auch die geschlossene Masse der Gleichgiltigen zu der Erkenntnis der schreienden Ungerechtigkeit geführt, unschuldige Geschöpfe von vornherein zu Parias der Gesellschaft zu verdammen. Angesichts dieses neuen Gesetzes gewinnt Tolstois grenzenloser Glaube an die Kraft und Zukunft seines Vaterlandes auch bei andern unwillkürlich mehr Boden.

Vielleicht ist hier, nach dem ewigen Gesetze von Ursachen und Wirkungen, eins jener Saatkörner aufgegangen, die der große und ernste Säemann von Jasnaja Poljana in die Seele der Menschheit zu streuen bemüht ist!

Erwerbsthätigkeit.

Nachdruck verboten.

Lehrerinnen in Taubstummenanstalten.

Von Hildegard Jacobi.

Wie die Blindenanstalten, so stellen auch die Taubstummenanstalten in Preußen geprüfte Lehrerinnen an, wenn diese sich für den Taubstummenunterricht speziell vorbereitet und eine Fachprüfung abgelegt haben. Dieser Kursus erfordert volle zwei Jahre. Er beginnt zu Ostern. Der Eintritt kann alljährlich geschehen und der Kursus findet in der Königlichen Taubstummenanstalt in Berlin statt. Es werden hier Lehrer und Lehrerinnen zusammen ausgebildet. Bedürftigen gewährt der Staat eine Beihilfe von 100 Mark monatlich.

Der Taubstummenunterricht ist ungleich schwieriger als der an Blindenanstalten und erfordert in noch größerem Maße unermüdliche Geduld und Ausdauer. Schon die rein technische Seite der Ausbildung, die Beherrschung der verschiedenen Verständigungsmittel: der natürlichen und künstlichen Zeichen- oder Geberdensprache, der Fingersprache, stellt in dieser Hinsicht hohe Anforderungen. Die Methodik des Taubstummenunterrichts bietet gleichfalls ihre besonderen Schwierigkeiten. Die Besoldung der Lehrerinnen an Taubstummenanstalten schwankt zwischen 900 bis 2400 Mark. Die Taubstummenlehrerinnen haben aber auch Aussicht auf Privatunterricht. Vermögende Eltern pflegen ihre taubstummen Kinder nur ungern Anstalten zu übergeben, und bei der bis jetzt sehr kleinen Zahl der Kräfte herrscht auf diesem Gebiete viel mehr Nachfrage als Angebot.

An vielen Taubstummen- und Blindenanstalten finden wir auch besondere Abteilungen für Taubstummen-Blindenunterricht, für den man also auch doppelt geschulter Lehrkräfte dringend bedarf.

Digitized by Google

Vorbereitung zum Universitätsstudium.

Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin eröffnen am 7. Oktober einen neuen Jahrgang. Sie werden von Michaelis d. Js. an in Realgymnasialkurse umgestaltet werden, und zwar so, daß zu dem genannten Termine zunächst der Unterkursus nach dem veränderten Lehrplan unterrichtet werden wird. Das Kuratorium der Kurse hat, als es diese Veränderung beschloß, zugleich den weiteren Beschluß gefaßt, die Möglichkeit zur Vorbereitung auf das humanistische Examen weiter zu gewähren für den Fall, daß sich dazu eine genügende Anzahl von jungen Mädchen melden. Dies ist aber nicht geschehen; obwohl die Zahl der Anmeldungen für den neuen Kursus so hoch ist, daß nicht alle berücksichtigt werden konnten, so befand sich doch unter diesen nur eine für den Weg der humanistischen Vorbildung, und so wird, wenigstens in diesem Jahre, der Unterricht lediglich auf das Examen am Realgymnasium vorbereiten.

Die Gymnasialkurse hatten bis Ostern 1902 36 Abiturientinnen entlassen. Zum Michaelistermin haben sich sämtliche Schülerinnen der Prima zum Examen gestellt. Die Kurse werden in der Königlichen Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16—19, abgehalten. Da die Leiterin der Kurse, Frl. Helene Lange, eines Augenleidens wegen für längere Zeit beurlaubt ist, so werden alle Anfragen und geschäftlichen Angelegenheiten bis auf weiteres durch den stellvertretenden Leiter, Herrn Professor Dr. Wychgram, erledigt werden. (Sprechstunde 12—1 im Schulhause.)

Die kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsanstalt für die weibliche Jugend

(Berlin, Alte Jakobstr. 127) hat am 27. September dieses Jahres ihr 20. Semester beschlossen. Das Kuratorium versendet einen Bericht über die Entwickelung und die Wirksamkeit der Anstalt in den zehn Jahren ihres Bestehens, der von einem erfreulichen Aufschwunge der Anstalt Zeugnis ablegt. Eröffnet am 9. Oktober 1892 mit rund 300 Schülerinnen in 20 Kursen, ist sie jetzt auf 790 Köpfe angewachsen, die in 56 Kursen und 156 Wochenstunden unterrichtet werden. Wie die beigegebenen Lehrpläne in Verbindung mit dem Stundenplane ergeben, hat die Anstalt eine völlig ausgebildete Handelsschule und eine bis ins einzelne gegliederte Gewerbeschule und in jeder wiederum Tages- und Abendkurse in aufsteigender Gliederung eingerichtet, so daß die weibliche Jugend aller Gesellschafts- und Bildungsklassen an dem ihrer Vorbildung entsprechenden Platze eingereiht werden kann. Unterrichtet wird in allen kaufmännischen Haupt- und Nebenfächern, wie auch in allen Fächern des gewerblichen Lebens, mit Ausnahme des speziellen Haushaltungsunterrichtes und des Kochens.

Das Winter-Semester beginnt am 9. Oktober. Anmeldungen nimmt der Leiter der Anstalt von morgens 9 bis abends 9 Uhr entgegen.

Frauenarbeit in der Herstellung von Verbandstoffen.

Eine wertvolle Anregung giebt Prof. Dr. George Meyer in Nr. 16 der Deutschen Krankenpflege-Zeitung. In einem längeren Aufsatz „Die Krankenpflege als Grundlage der weiblichen Erziehung", dem freilich nicht in allen Punkten zugestimmt werden kann, macht er den Vorschlag, in der fabrikmäßigen Herstellung von Verbandstoffen besonders geschulte Frauen sowohl als Aufseherinnen, wie als gelernte Arbeiterinnen zu beschäftigen.

Er giebt zu seinem Vorschlag die nachstehenden Ausführungen:

Jeder Fabrikant und jeder Arzt weiß, in welcher Weise diese Herstellung in den Fabriken von teils männlichen, teils weiblichen Personen ausgeübt wird, welche zum Teil wenig oder gar nicht mit all den Regeln vertraut sind oder sein können, welche heute ärztlich unter dem Namen der Antisepsis und Asepsis zusammengefaßt werden. Wenn nun in den Fabriken geschulte Pflegerinnen als Aufseherinnen des ganzen Betriebes wirken, oder auch solche jungen Mädchen, welche ihr Freiwilligenjahr in der Krankenpflege durchgemacht haben, so sind diese sehr wohl in der Lage, eine ständige Überwachung dieser Betriebe auszuüben, vorausgesetzt, daß sie in genügender Zahl daselbst vorhanden sind, um jeder Zeit auf die Wichtigkeit aller der peinlichen Vorsorgen hinzuweisen, welche für diesen Zweig der Fabrikation erforderlich sind. Aber nicht nur die Beaufsichtigung, sondern die Erzeugung der Verbandmaterialien selbst sollte in den Händen von in der Pflege vorgebildeten Kräften ruhen. — Die Herstellung der Verbandstoffe, sowohl der keimfreien (aseptischen) als der antiseptischen, kann auf diese Weise gleichfalls nur gewinnen, wenn alle Personen, welche bei dieser Herstellung beschäftigt sind, genau wissen, was sie mit den einzelnen Stücken zu thun haben und aus welchem Grunde sie überhaupt die einzelnen Handhabungen, sowohl mit den Verbandstoffen selbst als mit den Maschinen, mit welchen diese in Berührung kommen, vornehmen. — —

Selbst angenommen, man würde den heutigen Arbeiterinnen nur diese technischen Handgriffe für die anti- oder aseptische Behandlung der betreffenden Verbandstücke beibringen, so würde trotzdem hiermit nicht sehr viel erreicht werden, da ja die betreffenden die Anwendung dieser Sachen und daher die Notwendigkeit aller dieser Vorsichtsmaßregeln, sowie die trefflichen Erfolge, welche durch dieselben bei der Krankenbehandlung erzielt werden, nicht aus eigener Anschauung kennen. Und gerade der Hinblick auf diesen idealen Zweck, den eine Person, die mit der Krankenpflege sich beschäftigt, genau kennt, ist im stande stets zu bewirken, daß alle die Maßregeln, die erforderlich sind, aus Überzeugung und mit Bewußtsein von der Wichtigkeit ausgeführt werden. So dürfte die Herstellung keimfreier Verbandstoffe in großen Mengen auf diese Weise in viel sicherer Art geschehen, als sie bisher vorgenommen werden kann.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* Zu dem Artikel **„Der Schutz der deutschen Erzieherin in Sizilien"** sind uns eine große Zahl von Zuschriften von allen Seiten zugegangen. Wir entnehmen aus ihnen, daß der Zweck der Veröffentlichung dieser für eine unmittelbare gerichtliche Verfolgung vielleicht zu weit zurückliegenden Vorkommnisse, nämlich eine eindringliche und weithin vernommene Warnung für alle im Ausland stellensuchenden deutschen Mädchen zu werden, überall erreicht ist.

Als eine Ergänzung zu den vom Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein erlassenen Mitteilungen von Adressen veröffentlichen wir auf einen uns ausgesprochenen Wunsch der Präsidentin des italienischen Zweigvereins der Freundinnen junger Mädchen gern die nachstehende

Warnung.

Im Namen des italienischen Zweigvereins der „Freundinnen junger Mädchen" fühle ich mich veranlaßt, zu dem Artikel „Der Schutz der deutschen Erzieherin in Sizilien" die Bemerkung zu machen, daß es allerdings manchen jungen Deutschen in Sizilien — in Italien überhaupt — schlecht ergeht, daß aber der Grund meistens darin liegt, daß weder Eltern, noch Vormünder, noch die jungen Mädchen selbst es für nötig erachten, Erkundigungen über die angebotenen Stellen einzuziehen, oder im Lande selbst die erste beste „verlockende" Stelle annehmen. Wenn selbst im Heimatlande kaum noch eine Stelle angenommen wird ohne vorausgegangene Erkundigung, — wieviel mehr ist diese Vorsicht für ein fremdes Land geboten, besonders in der jetzigen Zeit, wo die Zeitungen selbst die Harmlosesten unter uns auf den Mädchenhandel und seine Greuel aufmerksam machen.

Die Erfahrungen der „italienischen Freundinnen" gehen übereinstimmend dahin, daß gerade deutsche junge Mädchen aufs „Geratewohl" nach Italien kommen und auf die Frage: „Wie kommen Sie denn stellenlos und der Sprache unkundig hierher?" leichthin antworten: „Ich wollte auch einmal das schöne Italien kennen lernen."

Der italienische Verein der Freundinnen hat vor circa 2 Jahren schon in mehr als 30 deutschen Zeitungen Warnrufe gegen Sizilien erlassen, er hat nun auch Bahnhofagentinnen in Mailand, Turin und Genua angestellt; er giebt ferner ein sehr empfehlenswertes kleines Büchlein in deutscher und französischer Sprache: Ratgeber für Italien mit Heim-, Plazierungsbureau- und Freundinnen-Adressen heraus, und stellt dieses jedem Heim, den Bahnhofagentinnen, jungen reisenden Mädchen zur Verfügung. Man wende sich an untenstehende Adresse.

Wer kann aber zuverlässigere, genauere Auskunft geben als derjenige, der an dem betreffenden Orte selbst lebt? Deshalb bitte ich dringend im Namen meines Vereins, sich in gegebenen Fällen vertrauensvoll an folgende Freundinnen zu wenden.

Catania: Frau Privitera geb. Schmidt, Piazza Bellini, Palazzo Beneventano.

Messina: Frl. Mad. von Gonzenbach, Piazza Vittoria 14.

Palermo: Frau Bertha Hirzel, Via Emerico Amari 77 (Schweizer Konsulat.)

Vittoria: Signora Laura Rostagno, Chiesa Valdese.

Sollten die Erkundigungen auf einen andern Ort Siziliens Bezug haben, so wende man sich in jedem Fall an Frl. von Gonzenbach in Messina, sie wird es ermöglichen, die nötigen Erkundigungen einzuziehen.

Sonstige allgemeine Auskünfte über den italienischen Verein der „Freundinnen" erteilt die unterzeichnete Präsidentin:

Frau Bertha Turin,
Via San Martino 4. Rom.

* **Zur Errichtung eines Auguste Schmidt-Hauses** hat sich in Leipzig aus den Vertreterinnen

Digitized by Google

verschiedener Frauenvereine und einigen angesehenen Bürgern der Stadt ein Komitee gebildet. Das Haus soll der Erinnerung an die teure Verstorbene, die Ehrenpräsidentin des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins und des Bundes deutscher Frauenvereine, Auguste Schmidt, geweiht sein. Es soll zu einem Mittelpunkt für die Arbeit der deutschen Frauenbewegung werden. Es soll die Versammlungen aller verwandten deutschen Frauenvereine, die in Leipzig tagen wollen, aufnehmen und den Leipziger Vereinen eine Stätte für gemeinnützige Wirksamkeit bieten.

Einen Baustein zu dem Hause soll der Erlös einer Broschüre liefern. Dieselbe ist mit dem Bilde der Verewigten geschmückt und enthält die beiden Ansprachen, die Rosalie Büttner und Dr. Käthe Windscheid bei Gelegenheit der am 13. Juli in Leipzig veranstalteten öffentlichen Trauerfeier gehalten haben. Erstere schildert Auguste Schmidt als Lehrerin, letztere als Führerin der Frauenbewegung.

Zu beziehen ist die Schrift durch den Frauen-Gewerbeverein in Leipzig, Universitätsstr. 4. Preis ohne Porto 50 Pf, 50 Exemplare 20 Mark.

* **Die Einführung des Haushaltungsunterrichtes** an sämtlichen Gemeindemädchenschulen von Charlottenburg ist für Ostern 1903 beschlossen. Ein wenig seltsam berührt an der Notiz, die über diese erfreuliche Thatsache berichtet, freilich die Hinzufügung „unter Oberaufsicht des Rektors Lüneburg". Sobald es sich um Aufsicht und Leitung handelt, taucht auf dem „eigensten Gebiet der Frau" befremdlicher Weise immer wieder der Mann als der eo ipso Sachverständige auf.

* **Über das geplante Mädchen-Realgymnasium** wurde am 2. September in der Schöneberger Stadtverordnetenversammlung verhandelt. Es fanden sich eine erhebliche Anzahl von Gegnern des Plans, teils solchen, die prinzipiell der höheren Frauenbildung abgeneigt sind, teils solchen, die ein Vorgehen der Stadt Schöneberg in der Sache aus anderen Gründen nicht für opportun hielten. Die Vorlage wurde nach fast dreistündiger, sehr lebhafter Debatte einstimmig einer Kommission von 11 Mitgliedern zur Vorberatung und Prüfung überwiesen.

* **Die Zahl der Aufsichtsdamen im städtischen Haltekinderwesen** zu Berlin ist um vier vermehrt worden, da die polizeiliche Aufsicht nunmehr auch auf Kinder von 4—6 Jahren ausgedehnt ist.

* **Das Wahlrecht für die Handelskammern** ist den Frauen vom hessischen Landtag einstimmig bewilligt worden.

* **Über die Frauenarbeit in der französischen, belgischen und deutschen Industrie** bringt das französische Bulletin de l'Office du Travail einige Zusammenstellungen, die den Gewerbezählungen von 1895 für Deutschland und 1896 für Frankreich und Belgien entnommen, also durchweg von den gegenwärtigen Thatbeständen längst überholt, aber immerhin, infolge der vergleichenden Gegenüberstellung, nicht ohne Interesse sind. Es kommen darnach in der Gesamtindustrie auf je 100 beschäftigte Männer in Deutschland 25, in Belgien 33 und in Frankreich 51 Frauen Die starke Beteiligung der Frauenarbeit in Frankreich wird vor allem herbeigeführt durch die Textil- und Bekleidungsindustrie. In diesen Gruppen entfallen in Frankreich auf je 100 Männer 256 Frauen, in Belgien hingegen nur 194, in Deutschland gar nur 114. Vergleichen wir aber die absoluten Zahlen, so stellt sich heraus, daß in Deutschland doch in den meisten Industrien viel größere Massen von Frauen beschäftigt sind. So arbeiten z. B. in der deutschen Bergwerksindustrie 16 702 Frauen, während in der belgischen nur 10 395 und in der französischen nur 8204 Frauen beschäftigt sind. Der Vorsprung Frankreichs beruht, wie schon oben bemerkt, fast lediglich auf der Textil-, Konfektions-, Bekleidungs- und Wäscheindustrie; hier sind die Zahlen wie folgt: Deutschland 1 054 613 (Männer 928 325), Belgien 213 059 (Männer 109 651), Frankreich 1 578 333 (Männer 615 946). (Soziale Praxis.)

* **Um den Arbeiterinnenschutz** ist wieder ein Kampf entbrannt in Holland. Es handelt sich um einen von der Regierung eingebrachten Abänderungsvorschlag zu der seit 1889 geltenden Bestimmung, daß Frauen in Fabriken und Werkstätten während der Nacht, d. h. zwischen 10 Uhr abends und fünf Uhr morgens, nicht beschäftigt werden dürfen. Diese Bestimmung soll nun in einzelnen Gemeinden durchbrochen werden durch die Erlaubnis, Frauen nachts beim Spießen von Heringen zu beschäftigen. Im Anschluß an diesen Regierungsantrag ist die alte prinzipielle Debatte über den besonderen Arbeiterinnenschutz in Holland mit aller Lebhaftigkeit wieder erwacht. Bekanntlich sind die holländischen Frauenrechtlerinnen gegen besonderen Arbeiterinnenschutz. Ob sie auch in diesem Fall, wo der Regierungsantrag ganz ausgesprochener Maßen ein Unternehmerinteresse vertritt — man bekommt für die Arbeit keine Männer — denselben Standpunkt einnehmen werden? Eine Entscheidung in der Sache ist bis jetzt noch nicht gefallen. Übrigens stehen in auffallendem Gegensatz zu diesem Kampf gegen den Schutz der Frauenarbeit im Fischereigewerbe die Bestrebungen der englischen Fabrikinspektorin, einen solchen Schutz in

Digitized by Google

demselben Gewerbe zu erreichen. Sie bestreitet entschieden, daß die Verhältnisse des Gewerbes, wie man in Holland behauptet, Nachtarbeit erforderten. (Women's Trade's Union Review, July 1902.)

* **An der Universität Groningen** waren im abgelaufenen Jahre 34 weibliche Studenten eingetragen und zwar: für die juristische Fakultät eine, die medizinische 2, die philosophische 2, die philologische 11 Damen, die übrigen 18 sind Hörerinnen. In Utrecht beträgt die Zahl der Studentinnen 48; 34 von ihnen hören die Vorlesungen der philosophischen und der medizinischen Fakultät. Der scheidende Rector magnificus Prof. Dr. A. A. W. Hubrecht äußert sich über die weiblichen Studierenden ungefähr wie folgt: Im allgemeinen rechtfertigen sie durch ihren Eifer die Vermutung, daß sie, weil sie weniger Zerstreuung suchen, sich besser auf die Examina vorbereiten können. Durch größere Begabung zeichnet sich der weibliche Teil der Studenten nicht aus. Im Anfang, als das Frauenstudium noch Ausnahme war, mag dies wohl der Fall gewesen sein. Nun aber der Strom wächst, kommt auch Spreu mit unter dem Weizen vor, und es stellt sich heraus, daß beide Geschlechter auf intellektuellem Gebiet den Kampf mit gleichen Waffen führen,

* **Eine Resolution zu Gunsten des Frauenstimmrechts** war dem 35. Jahreskongreß der englischen Trade Unions, der am 1. September in London tagte, unterbreitet worden. „Die Annahme dieser Resolution steht außer Zweifel," heißt es in der „Gleichheit". Die Resolution ist aber mit 110 gegen 113 Stimmen ohne Diskussion abgelehnt worden, eine Thatsache, die man wohl aus irgend welchen zufälligen oder Opportunitätsgründen, nicht aus einer prinzipiellen Gegnerschaft dem Frauenstimmrecht gegenüber zu erklären hat.

* **Das Stimmrecht** wird den Frauen von Neu-Süd-Wales voraussichtlich in allernächster Zeit gewährt werden. Die Verhandlungen darüber waren schon vor einem Jahre so weit gediehen, daß im September 1901 die englischen Zeitungen die Gewährung des Stimmrechts als eine Thatsache berichteten, weil bereits die Frauenstimmrechtsvorlage alle drei Lesungen im Unterhaus und zwei Lesungen im Oberhaus passiert hatte. Es stand also nur noch die dritte Lesung im Oberhaus aus. Dabei war aber, wie später berichtet wurde, die Vorlage mit 5 Stimmen Majorität gefallen. Auch in letzter Zeit ging die Nachricht, daß es nunmehr angenommen sei, wieder durch die Presse. Die Lage des Frauenstimmrechts in Australien ist demnach folgende: Die Frauen besitzen das volle politische Stimmrecht für das Förderationsparlament, in Neu-Seeland, Süd- und West-Australien, sie besitzen es noch nicht in Neu-Süd-Wales, Queensland, Victoria und Tasmania. In Neu-Süd-Wales, Victoria und Tasmania scheiterte die Annahme der Bill nur an dem, in den beiden ersten Staaten freilich nur noch geringen Widerstand des Oberhauses. Queensland ist noch am weitesten zurück in Bezug auf diese Frage. Über die Wirkung des Frauenstimmrechts in Neu-Seeland, wo es seit 1893 besteht, äußerte sich kürzlich Mr. Seddon, der Premierminister von Neu-Seeland, in Dublin (nach einer Notiz im Hamburgischen Korrespondenten) folgendermaßen:

Die Frauen von Neu-Seeland hätten gezeigt, daß sie die hohe Verantwortung, die sie mit der Ausübung des Stimmrechts auf sich nehmen, voll zu schätzen wüßten und daß sie zu gleicher Zeit ihren häuslichen Pflichten aufs Beste nachkommen könnten. Seiner Meinung nach habe die Erteilung des Stimmrechts an die Frauen einen das gesamte Leben der Nation erhöhenden Einfluß gehabt. In Neu-Seeland seien die Frauen zu offiziellen Besucherinnen von Gefängnissen und Arbeitshäusern gemacht worden und sie hätten sofort Mißstände der Verwaltung bemerkt und Einrichtungen beantragt, die für den Gesundheitszustand der Bewohner von der größten Wichtigkeit gewesen seien. Durch den Einfluß der Frauen wären besondere Schutzgesetze für alte invalide Leute und für Kinder durchgesetzt worden.

Auch die öffentlichen Fragen, die zur Verhandlung kommen, hätten die Frauen mit viel Verständnis behandelt. Ihr Einfluß auf das gesamte öffentliche Leben sei ein durchaus bessernder gewesen. Mit Genugthuung könne er berichten, daß in dem Repräsentantenhause von Neu-Seeland Szenen wie im englischen Unterhause nicht vorkommen würden. Ganz besonders wählten die Frauen auch nur solche Männer zu Volksvertretern, deren Privatleben unantastbar ist. Es seien ebenso wenig die Befürchtungen bezüglich der Vorgänge bei den Wahlen eingetroffen. Mit großer Ruhe gingen Mann, Frau und Töchter zu dem Wahllokale, als ob sie zur Kirche gingen. Welche Zweifel auch bei dem Erlaß des Gesetzes bestanden hätten, so wären sie alle durch die Praxis zerstreut worden. Heute wäre es allgemein zugestanden, daß Neu-Seeland der glücklichste und am besten gedeihende Teil des britischen Reiches sei, und den Frauen gebühre ein großer Anteil, daß das Land zu diesen erfreulichen Zuständen gelangt sei.

Digitized by Google

Die fünfte Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine vom 4—7. Oktober 1902.

Alle näheren Mitteilungen, sowie auch Angaben des Lokalkomitees über Wohnungen 2c. sind in dem Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine (Verlag H. Jenne, Koepenick-Berlin) vom 15. September einzusehen.

Plenarsitzungen:

Sonnabend, den 4. Oktober, 9—1 Uhr.

Eröffnung durch die Vorsitzende, Geschäftsbericht, Kassenbericht, Berichte der Erziehungskommission und der Kommission für Kinderschutz.

Anträge des Allgemeinen deutschen Frauenvereins und seiner Hamburger Ortsgruppe betreffend Reform des Krankenpflegerinnenwesens, des Berliner Frauenvereins betreffend Aufnahme von Frauen in die sozialstatistische Abteilung des Kaiserlich-Statistischen Amtes und des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes betreffend die Gründung von Propagandacentralen.

Sonntag, den 5. Oktober, 11—2 Uhr.

Anträge, betreffend Statuten-, Geschäftsordnungsänderungen und Einrichtung der Kommissionen.

Montag, den 6. Oktober, 9—1 Uhr.

Berichte der Kommissionen für Hebung der Sittlichkeit, zur Bekämpfung des Alkoholismus und für Arbeiterinnenschutz.

Anträge des Vorstandes betreffend Fürsorgeerziehung, des Vereins Frauenfürsorge Düsseldorf betreffend Landwirtschaftliche Hochschulen und Gartenbau-Unterricht in der Volksschule, des Zweigvereins der Internationalen Föderation Dresden betreffend Kampf gegen die staatlich reglementierte Prostitution, der Abteilung Frankfurt des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium betreffend Propaganda für Zulassung von Mädchen in die höheren Unterrichtsanstalten, der Abteilung Mannheim desselben Vereins betreffend Zuziehung von Frauen zu den Schulaufsichtsbehörden und betreffend Mutterschaftskassen. Interpellation des Vereins Frauenwohl-Berlin betreffend die Frage des Frauenstimmrechts.

Dienstag, den 7. Oktober, 9—1 Uhr.

Vorstandswahl.

Berichte der Rechtskommission, der Kommission für weibliche Handelsangestellte. Bericht über die Auskunftstelle. Vorbereitung des Internationalen Kongresses in Berlin 1904.

*

Kommissionssitzungen:

Sonnabend von 3—6 Uhr.

a) Erziehungskommission (3—½5 Uhr). „Belehrung über die geschlechtlichen Verhältnisse in Schule und Haus." — Ref. Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.
b) Kommission für Kinderschutz (von ½5 bis 6 Uhr).

Montag von 3—6 Uhr.

a) Kommission für Hebung der Sittlichkeit (3—½5 Uhr).
b) Kommission für Arbeiterinnenschutz (von ½5—6 Uhr). „Schutz der Konfektionsarbeiterinnen." — Ref. Frl. Clara Elben-Stuttgart.

Dienstag von 3—6 Uhr.

a) Rechtskommission (von 3—½5 Uhr).
b) Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus (von ½5—6 Uhr). „Der Erlaß des preußischen Kultusministers betreffend Schule und Alkoholismus." — Ref. Frl. Adelheid Tinzmann-Striegau.

Die Sitzungen der Generalversammlung und der Kommissionen finden im großen Saal des Kasino, Friedrichstraße 22, statt und sind mit Ausnahme der Plenarsitzung Sonntag, den 5. Oktober, jedermann zugänglich.

*

Öffentliche Versammlungen

im großen Saale des Hotel Viktoria, Wilhelmstraße.

Sonnabend, den 4. Oktober, abends 8 Uhr.

1. Wissen und sittliche Kultur. Ref. Frl. Helene Lange-Berlin.
2. Die Reform der höheren Mädchenschule. Ref. noch unbestimmt. Diskussion.

Montag, den 6. Oktober, abends 8 Uhr.

1. Die wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution. Ref. Frl. Anna Pappritz-Berlin. Diskussion.
2. Die Gefährdung der Jugend und das Fürsorgeerziehungs-Gesetz. Ref. Frau Hanna Bieber-Boehm-Berlin. Diskussion.

Dienstag, den 7. Oktober, abends 8 Uhr.

1. Das Vereins- und Versammlungsrecht. Ref. Frl. Alice Salomon-Berlin. Diskussion.
2. Die Politik und die Frauen. Ref. Frau Marie Stritt-Dresden. Diskussion.

— —

Digitized by Google

Die Konferenz der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands,

die im Anschluß an den diesjährigen Parteitag zu München am 13. und 14. September stattfand, war von ca. 25 Delegierten beschickt. In dem Thätigkeitsbericht der Zentralvertrauensperson, Frl. Ottilie Baader, wird hervorgehoben, daß die Einführung und Ausgestaltung des Systems der Vertrauenspersonen befriedigend fortgeschritten sei. Es wirken nunmehr in der Partei 54 weibliche Vertrauenspersonen. Die Erfolge ihrer Agitationsthätigkeit machen sich, so große Schwierigkeiten auch zu überwinden sind, doch in einer Ausbreitung der Arbeiterinnenbewegung deutlich bemerkbar. — Ein Antrag auf Anstellung einer bezahlten Sekretärin zur Leitung der Agitation wurde abgelehnt. Die Erörterung über das Thema: Wie bilden wir Agitatorinnen heran? gab ein lebendiges Bild von der energischen und zielbewußten Arbeit, die von den wenigen zur Verfügung stehenden Frauen in der mühsamen Propaganda geleistet wird. Es kam dabei auch wieder zu einer entschiedenen Ablehnung der Beteiligung bürgerlicher Frauen an der Organisation der Arbeiterinnen.

Sozialpolitisch am bedeutsamsten waren die Resolutionen zum 3. Punkt der Tagesordnung: „Gesetzlicher Schutz der Frauen-, Kinder- und Heimarbeit". Zum Arbeiterinnenschutz wurden folgende Forderungen aufgestellt:

Für alle erwachsenen Arbeiterinnen die schrittweise gesetzliche Einführung des Achtstundentags;

für die jugendlichen Arbeiterinnen die Herabsetzung der täglichen Maximalarbeitszeit auf 4 bezw. 6 Stunden, Erhöhung der Altersgrenze auf 18 Jahre und Einführung eines obligatorischen Fortbildungsunterrichts;

Verbot der Beschäftigung von Frauen acht Wochen nach der Niederkunft, wenn das Kind lebt, sechs Wochen nach der Niederkunft bei Tot- und Fehlgeburten oder im Falle des Ablebens des Kindes. — Recht der Schwangeren auf kündigungslose Einstellung der Arbeit 4 Wochen vor der Niederkunft. — Verlängerung der Schutzfrist für Schwangere und Wöchnerinnen auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses. — Beseitigung der Ausnahmebewilligungen, welche auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses die Wiederaufnahme der Arbeit vor Ablauf der festgelegten Schutzfrist gestatten.

Ausgestaltung der Schwangeren- und Wöchnerinnenfürsorge seitens der Krankenkassen durch:

Zubilligung eines Pflegegeldes an Schwangere und Wöchnerinnen für die Dauer der Schutzfrist und in der vollen Höhe des durchschnittlichen Tagesverdienstes. Obligatorische Ausdehnung der betreffenden Bestimmungen auf die Frauen der Kassenmitglieder.

Errichtung von Entbindungs-Anstalten, Schwangeren- und Wöchnerinnenheimen, Beschäftigungsanstalten für stillende Mütter, Organisation der Wöchnerinnen-Hauspflege durch die Gemeinde.

Ferner forderte die Konferenz die Einrichtung von Beschwerdekommissionen als Vermittlungsorganen zwischen den Arbeiterinnen und der Gewerbeinspektion und legte in mehreren Resolutionen die Gestaltung dieser Kommissionen eingehend klar. Zum Kinderschutz wurden folgende Forderungen erhoben:

Verbot jeglicher Erwerbsthätigkeit schulpflichtiger Kinder im Gewerbe, der Land- und Forstwirtschaft, bei häuslicher Arbeit und im Gesindedienst.

Ausdehnung der Schulpflicht auf das vollendete 14. Lebensjahr.

Herabsetzung der täglichen Maximalarbeitszeit für jugendliche Arbeiter von 14 bis 16 Jahren auf 4, von 16 bis 18 Jahren auf 6 Stunden und Einführung eines obligatorischen Fortbildungsunterrichts.

In Bezug auf die gesetzliche Regelung der Heimarbeit schloß sich die Konferenz den Beschlüssen des IV. Gewerkschaftskongresses an und machte außerdem den Parteigenossinnen die Mitarbeit an der Durchführung dieser Beschlusse durch Beteiligung an dem bevorstehenden Heimarbeit-Kongreß zur Pflicht. Versuche zur Organisation der Heimarbeiterinnen im Anschluß an die Gewerkschaftsverbände sollen aller Schwierigkeiten ungeachtet gemacht werden.

Die Sitzung am Sonntag verhandelte im Anschluß an ein Referat von Frau Clara Zetkin über „die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts, insbesondere auf dem Gebiet des Vereins- und Versammlungsrechts". Zu dem Punkt „Frauenwahlrecht" wird folgende Resolution angenommen:

„In Erwägung, daß die Forderung der politischen Gleichberechtigung der Geschlechter durch die Grundsätze und das Programm der Sozialisten bedingt ist, und daß ihre Verwirklichung die Möglichkeit schafft für die unbeschränkte Beteiligung der Proletarierinnen am Befreiungskampfe ihrer Klasse;

in weiterer Erwägung jedoch, daß gerade mit Rücksicht auf die soziale Befreiung des gesamten weiblichen Geschlechts das Klasseninteresse des Proletariats dem Sonderinteresse der Frau vorangestellt werden muß,

erklärt die Konferenz:

Bei den Kämpfen, welche das Proletariat für die Eroberung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Staat und Gemeinde führt, muß das Frauenwahlrecht gefordert und in der Agitation grundsätzlich festgehalten und mit allem Nachdruck vertreten werden.

Die Forderung kann jedoch nur als ausschlaggebender Punkt des jeweiligen Aktionsprogramms in diesen Kämpfen mit in den Vordergrund gestellt werden, wenn dadurch die Erweiterung und Sicherung des politischen Rechts der Arbeiterklasse nicht gefährdet wird."

Die Resolution zum Vereinsrecht fordert ein einheitliches, freiheitliches Reichs-Vereinsgesetz, das Männer und Frauen in jeder Hinsicht gleichstellt.

Zweiter Kongreß zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels in Frankfurt a. M.

Dienstag, den 7. Oktober, vormittags 9 Uhr, (im Saalbau) findet eine deutsch-nationale Vorkonferenz statt mit folgendem Programm: 1. Bericht des deutschen Nationalkomitees (Geschichte und gegenwärtiger Stand der Bewegung in Deutschland). 2. Stellungnahme der Nationalkonferenz zu den für den Kongreß gestellten Anträgen. 3. Das National-

Digitized by Google

komitee, die Zweigkomitees und Vertrauenspersonen in ihren Aufgaben und ihrer gegenseitigen Beziehung. Referent: Pfarrer Burckhardt. 4. Stand und Handhabung der deutschen Gesetzgebung. Referent: Privatdozent Dr. jur. Burchard.

Mittwoch, den 8. Oktober: Erste Sitzung vormittags 9 Uhr im Saalbau. Eröffnung des Kongresses durch den Vorsitzenden des deutschen Nationalkomitees. Thätigkeitsbericht des Internationalen Büreaus in London und der einzelnen Nationalkomitees. Zweite Sitzung: Nachmittags 3 Uhr in demselben Saal. Die Aufgaben der Regierungen bei Bekämpfung des Mädchenhandels. (Legislative und administrative Maßnahmen.) Referent: M. Bérenger, Senateur, Paris.

Donnerstag, den 9. Oktober: Erste Sitzung vormittags 9 Uhr. Die Aufgaben der Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Referent: Pfarrer Burckhardt, Berlin. Zweite Sitzung nachmittags 2 Uhr. Maßnahmen zur wirksamen Fortführung des Kampfes und Organisation desselben. (Insbesondere: Wie ist das Interesse der Polizei und Justiz dauernd auf den Mädchenhandel zu lenken?) Referent: Ein vom Niederländischen Nationalkomitee zu ernennender Delegierter.

Die Verhandlungen sind nicht öffentlich, jedoch wird die Teilnahme an der deutsch-nationalen Vorkonferenz sowie an dem internationalen Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels den an der Sache interessierten Kreisen auf besondere diesbezügliche Anmeldung beim Büreau, Berlin N. 31, Bernauerstr. 4, gestattet.

Die zweite Internationale Konferenz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten

tagte vom 1.—6. September in Brüssel und vereinigte Autoritäten auf dem Gebiete der Hygiene und Venereologie aus allen Kulturstaaten. In den ersten beiden Tagen, wo die öffentliche Prophylaxe zur Erörterung gestellt war, kam es zu lebhaften prinzipiellen Debatten zwischen Reglementaristen und Abolitionisten, bei denen, wie in der Natur der Sache lag, eine Einigung nicht erzielt wurde. Dieselben prinzipiellen Gegensätze kamen zur Sprache, als es sich um die strafrechtliche Behandlung der syphilitischen Ansteckung handelte. Einstimmig aber war die Versammlung in Bezug auf die Frage der individuellen Prophylaxe, sowohl in Bezug auf die Bedeutung, die man geeigneten erziehlichen und sozialen Vorbeugungsmaßnahmen beilegt, als auch in Bezug auf diese selbst. Man forderte Aufklärung der Jugend in allen Schulen und Erziehungsanstalten über geschlechtliche Dinge; Hinweis der männlichen Jugend darauf, daß Keuschheit nicht schädlich, sondern vom medizinischen Standpunkt sogar empfehlenswert sei; Belehrung der Soldaten über die Gefahren der venerischen Krankheiten; unentgeltliche Behandlung der Geschlechtskranken und schließlich eine sorgfältige in allen Ländern auf derselben Basis zu führende Statistik der Krankheitsfälle. Wir fügen hinzu, daß die konstituierende Versammlung des deutschen Vereins zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten am 19. Oktober, Vormittags 1/2 12 Uhr, im Berliner Rathaussaal stattfinden wird.

Die internationale Konferenz gegen den Mädchenhandel in Paris

hat vorläufig zu folgenden Resultaten geführt: Das Schlußprotokoll setzt sich aus zwei Teilen zusammen, aus einem Entwurf einer internationalen Konvention und aus einem Entwurf vorläufiger administrativer Verhaltungsmaßregeln, der so lange in Kraft bleiben soll, bis die Konvention von den beteiligten Staaten angenommen ist. Sobald die Parlamente überall ihre Zustimmung zu der vorgeschlagenen internationalen Regulierung des „weißen Sklavenhandels" gegeben haben, soll der Vertrag in Paris von den Botschaftern und Gesandten der Mächte unterzeichnet werden. Die internationale Regulierung soll vor allem die Verfolgung, Auslieferung und Bestrafung der Mädchenhändler in den verschiedenen Ländern einheitlich gestalten. Bevor die internationale Konvention Rechtskraft erlangt, wird den Staaten empfohlen, Behörden zu bezeichnen oder einzusetzen, die sich speziell mit dem Mädchenhandel zu beschäftigen haben. Auch eine Verständigung über die prompte Rückkehr der Verschleppten in ihre Heimat soll angestrebt werden.

Der Gewerkverein der deutschen Frauen (H.-D.)

hat bereits Ortsvereine in den folgenden Städten: Berlin, Charlottenburg, Fürstenwalde a. d. Spree, Fürth in Bayern, Halle a. S., Ansbach, Krefeld bei Köln (Rhein), Liegnitz, Hamburg-Altona, Düsseldorf, Posen, Stolp (Pommern), Remscheid, Hermsdorf i. Schl., Graudenz, Linden vor Hannover.

Der Frankfurter Frauenbildungsverein

(Vorsitzende: Frau Rosalie Teblee) hielt kürzlich seine 25. ordentliche Mitgliederversammlung ab.

Das letzte Vereinsjahr konnte als ein befriedigendes bezeichnet werden.

Die Kaufmännische Fortbildungs- und Gewerbeschule war von 413 Schülerinnen besucht, welche 1150 Kurse belegten. Wir lassen dieselben nachstehend folgen:

Buchführung	94
Rechnen	84
Schönschreiben	85
Handelskorrespondenz	62
Handelsgeographie	55
Wechsellehre (neu eingeführt)	9
Stenographie	55
Schreiben auf der Maschine	29
Deutsch	81
Französisch	88
Englisch	89
Italienisch	11
Zeichnen	15
Prüfung für Handarbeitslehrerinnen	10
Kunststicken	45
Schneidern	85
Weißnähen	79
Maschinennähen, Wäschezuschneiden	87
Putzmachen	51
Bügeln	31
Kunstwaschen	5
	1150

Digitized by Google

Die Schülerinnen, die ein volles Jahr die sämtlichen Fächer der Kaufmännischen Fortbildungsschule besucht haben, erhalten ein Abgangszeugnis, und sind befähigt, eine berufliche Stellung zu übernehmen. Durch die Vermittlung des Vereins erhielten, soweit zu seiner Kenntnis gelangte, 82 Schülerinnen in den verschiedenen Berufen Stellung. Eine größere Anzahl verwertet das Erlernte im Geschäft oder im Hause der eigenen Familie. Eine namhafte Preisermäßigung wurde 6 Schülerinnen zu teil.

Die Kochschule war von 91 Schülerinnen besucht. Im Restaurationsbetrieb wurden 15 000 Portionen verabreicht. Nicht inbegriffen ist in dieser Zahl der Mittag- und Abendtisch für das Pensionat und die zum Haushalt gehörigen Personen. Neu eingeführt wurde die Abhaltung von Kochkursen für Ärzte in Zubereitung von Krankenkost. Der 1. Kursus fand in den Monaten November und Dezember statt. An demselben beteiligten sich 8 Ärzte; der 2. Kursus, der Anfang Januar begann, war von 6 Herren belegt.

Der Bildungsanstalt für „Fröbel'sche Kindergärtnerinnen" ist seit Oktober die Bezeichnung Seminar gegeben worden, da sie hinsichtlich des Unterrichts und der praktischen Ausbildung nichts vermissen läßt, was die Anstalten mit dem Namen Seminar auszeichnet. Zu dem 1½ jährigen Kursus ist jetzt noch versuchsweise ein 4. Halbjahr hinzugekommen.

Sowohl die städtischen Behörden, als die polytechnische Gesellschaft gewährten auch im abgelaufenen Jahre dem Verein einen beträchtlichen Zuschuß.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung

hat ihre Ziele in einem Aufruf dargelegt, aus dem wir folgendes mitteilen:

Fast täglich lesen wir in den Zeitungen von der Enthüllung neuer Denkmäler. Kaiser und Fürsten, Feldherren und Staatsmänner, Dichter und Künstler erhalten Standbilder, die das Andenken der Nachwelt an ihre Verdienste in eine besonders wirksame Form kleiden und für alle Zeiten befestigen sollen.

Gewiß ist das an sich ein lobenswertes Thun; aber daneben muß doch auch dafür gesorgt werden, daß dem äußeren Bild ein inneres Gedenken entspricht — daß nicht nur bei einigen wenigen Kundigen, sondern in den weitesten Kreisen des Volkes Verständnis dafür vorhanden ist, was der Gefeierte für sein Volk geleistet hat. Ganz besonders aber müssen unsere großen Dichter in der Seele ihres ganzen Volkes weiterleben, sollen ihre Standbilder nicht ein leerer Prunk bleiben.

In jüngster Zeit ist dieser Gedanke u. a. in ansprechendster Form von Rosegger verfochten worden: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin, gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken .... Wenn das Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich Hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig verteilt werden möchten — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergleichliches Denkmal!"

Ist dieser Gedanke nicht so erhebend und von einer so mächtig werbenden Kraft, daß er in die That umgesetzt werden muß? — — —

Sicherlich wird deshalb die Begründung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit Freuden begrüßt werden. Sie will unseren großen Dichtern das unvergänglichste Denkmal dadurch setzen, daß sie Jahr für Jahr unsere Volksbibliotheken (insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meisterwerken der Litteratur versorgt und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter billiger Ausgaben, soweit solche noch nicht vorhanden sind, fördert.

Allerdings: die Mittel, die zusammenkommen müssen, um die Stiftung auf eine der Bedeutung der deutschen Litteratur würdige Summe zu bringen, sind sehr erhebliche; solange jährlich weniger als 10 000 Mark (denen ein Kapital von etwa 300 000 Mark entsprechen würde) an Zinsen zur Verfügung stehen, kann ihre Thätigkeit dem vorhandenen Bedürfnis nur ungenügend Rechnung tragen. Aber wir vertrauen auf den idealen Sinn des Volkes der Dichter und Denker, das ja Jahr für Jahr ein Mehrfaches dieses Betrages für seine Dichterdenkmäler zusammenbringt!

Die Stiftung soll sich, wie erwähnt, nicht auf das Deutsche Reich beschränken: so weit die deutsche Zunge klingt, soll sie ihre Wirksamkeit — und ihr Werben — entfalten. Alles, was zu der großen Einheit des deutschen Kulturkreises gehört, soll teilhaben an ihren Segnungen und beitragen können, sie zur Blüte und Kraft zu bringen: unseren großen Dichtern zum unvergänglichen Denkmal!

Wir erbitten einmalige wie auch jährliche Beiträge; letztere sollen nicht zum Kapital geschlagen, sondern fortlaufend mit den Kapitalzinsen ausgegeben werden.

Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank, Berlin, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen, der k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859 112, der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen, dem Kassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schultze, Hamburg.

Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden an den genannten Herrn oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg" erbeten.

Dr. Hans Hoffmann, Wernigerode, 1. Vorsitzender. Privatdozent Dr. Emil Reich, Wien (Grillparzer-Gesellschaft), 2. Vorsitzender. Otto Ernst, Hamburg (Litterarische Gesellschaft). Dr. J. Loewenberg, Hamburg (Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung). Dr. Ernst Schultze, Hamburg, als engerer Vorstand.

Digitized by Google

Multatuli: „Liebesbriefe". Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Zweite Auflage. (Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns Verlag. 1902.) Daß von dem Buch kurze Zeit nach der ersten Veröffentlichung schon eine zweite Auflage erscheint, ist ein ehrendes Zeichen — nicht für das Buch selbst, denn das hat dieses Zeugnis nicht nötig — aber für das deutsche Publikum. In den Liebesbriefen haben wir die Eigenart des Multatuli in prägnantester Form: Seine glänzende Satire und sein rücksichtsloses Wahrheitsgefühl, sein tiefes leidenschaftliches Mitleid mit den Unterdrückten und die Feinheit und Vornehmheit seines persönlichen Empfindens. Die Übersetzung ist so ausgezeichnet und die kommentierenden Notizen des Herausgebers so umsichtig, daß es sich liest wie ein deutsches Buch und Beziehungen lokaler Natur dem Leser ohne weiteres deutlich werden.

Gleichzeitig und im gleichen Verlage erschien in zweiter Auflage **„Multatuli, Auswahl aus seinen Werken"**, in Übersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage (Preis brosch. Mark 4,50, geb. Mark 5,50). Dieser Band der Multatuli-Ausgabe ist für ein tieferes Verständnis seiner übrigen Werke unentbehrlich. Da eine Besprechung desselben schon an dieser Stelle (Februar 1902) gebracht ist, genüge es, auf das Erscheinen der zweiten Auflage hinzuweisen.

Ein solches tieferes Verständnis des seltsamen Mannes, ein Sicheinleben in seine Eigenart erfordern seine **„Millionenstudien"** (erschienen 1900. Preis brosch. Mark 4,50, geb. Mark 5,50). Die bunte Gestaltenfülle eines deutschen Bade- und — wir sind im Anfang der siebziger Jahre — Spielortes, Wiesbaden, bietet ihm hier die Ausgangspunkte für seine satirisch-psychologischen Studien. Die staunenswerte, im ersten Moment verwirrende, bei näherem Studium so unendlich reizvolle Universalität seiner Gedankenwelt ist hier besonders in die Augen fallend. Wer seinem Geiste auch dahin zu folgen den Mut hat, wo er mit ihm zu ringen hat, den wird Multatuli auch in diesem seltsamsten seiner Bücher segnen.

„Lebensfragen und Lebensbilder". Sozialethische Betrachtungen von Dr. Wilhelm Foerster, Geh. Regierungsrat und Professor an der Universität Berlin. 1902. (Dr. John Edelheim Verlag, Berlin W.) Der Band enthält eine Reihe von Vorträgen und Essays des bekannten Führers der deutschen ethischen Bewegung, die im Laufe der letzten Jahre schon vereinzelt in Zeitschriften veröffentlicht waren. Sie knüpfen fast durchgehend an Tagesfragen und Tagesereignisse an, um eben diese konkreten Erlebnisse in das Licht einer reineren, abgeklärteren Anschauung der Dinge zu stellen, als sie der Interessenkampf des Tages aufkommen läßt. Und so zeigen sie uns die Geistesrichtung des Verfassers in zwiefacher Beziehung. Sie zeigen, daß seine Weltanschauung den Mut hat, zu jeder konkreten Erscheinung des politischen, sozialen und geistigen Lebens in Beziehung zu treten, sich ehrlich und konsequent mit ihr auseinander zu setzen, und zugleich die Kraft, den tiefen Gehalt alles menschlichen Strebens und Ringens in eine reine, edle Form zu fassen. In diesem Geiste durchdacht und verwirklicht, wird der Gedanke der „ethischen Kultur" sich als eine eminente Kraft für den sittlichen Fortschritt auf allen Lebensgebieten erweisen. Auch der Frauenbewegung ist er schon lange zum geistigen Bundesgenossen geworden. Die beiden Aufsätze: „Das neue Denken in der Frauenfrage" (zuerst veröffentlicht in Nr. 1 des 1. Jahrgangs der „Frau") und „Über die Befähigung des weiblichen Geschlechts zum wissenschaftlichen Studium und Beruf" bestätigen das wieder. Auf sie sei deshalb an dieser Stelle noch einmal besonders hingewiesen.

„Was Jesus in Östersund erlebte". Viktor Hugo Wickström. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Friedrich von Känel. (Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1902.) Der Verfasser läßt in der Weise wie Olive Schreiner im Peter Halket, oder etwa wie in der bildenden Kunst Uhde und andre, den Heiland in die Gegenwart eintreten er führt ihn zusammen mit den Menschen des Städtchens Östersund, läßt ihn unter ihnen wirken, predigen und leiden. Er gewinnt so stofflich packende und fesselnde Beziehungen und Situationen, er kann scharfe Schlaglichter auf das menschliche Thun und Treiben der Gegenwart in Gemeinde, Kirche und Haus werfen. Aber künstlerisch ist die Behandlung seines Motivs verfehlt. Was in Olive Schreiners Darstellung wie eine Vision, wie die dichterische Verkörperung eines inneren Erlebnisses gegeben, was in der bildenden Kunst nur als ein schönes ergreifendes Symbol gefaßt ist, das ist hier als eine handgreifliche Wirklichkeit in eine andre handgreifliche Wirklichkeit hineingestellt, ohne doch mit ihr zu verschmelzen. Da giebt es auf Schritt und Tritt sich aufdrängende Widersprüche und Unwahrheiten, die es dem Leser unmöglich machen, sich der künstlerischen Absicht des Dichters hinzugeben. — Die Übersetzung ist gewandt und trifft den Charakter des Ganzen sicher und glücklich.

Digitized by Google

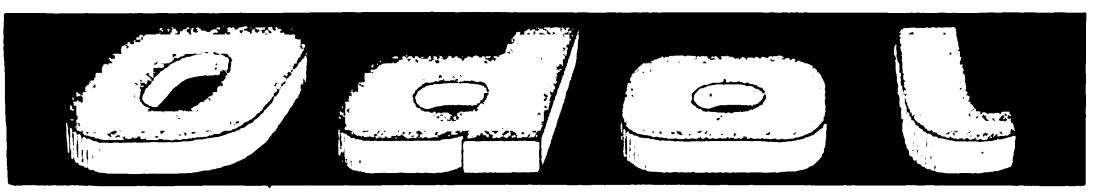
„Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe" von Reinhold Steig. (Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 1901.) Reinhold Steig bietet in dem umfangreichen Buch ein Quellenwerk zur Geschichte der Berlinisch-märkischen Romantik in den letzten Lebensjahren Heinrich von Kleists. Er folgt dabei zwei Gesichtspunkten: einem kulturgeschichtlichen und einem biographischen. Er will die politische Zeitgeschichte ergänzen durch ein hell und scharf gezeichnetes Bild der geistig-litterarischen Tendenzen, die ihr als stark wirkende Faktoren mit zu Grunde lagen, und er will Heinrich von Kleist aus der bloß-litterarischen Atmosphäre, in die die bisherige Forschung ihn eingehüllt, herausstellen auf den weltgeschichtlichen Schauplatz, auf dem er als christlich-deutscher Patriot seine Kräfte mit Leidenschaft und Energie eingesetzt. So fallen durch seine außerordentlich gründliche, an Material fast überreiche Arbeit neue charakterisierende Schlaglichter auf ein Stück Berliner Leben zugleich und auf Kleists Persönlichkeit. Durch die sehr erschöpfende Heranziehung des Organs jener Kleistschen Partei, der „Berliner Abendblätter", bietet das Buch auch einen interessanten Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus.

„Die Schlangendame". Von Otto Julius Bierbaum. III. Aufl. (Schuster und Loeffler, Berlin u. Leipzig 1901). Ein Brettl-Lied über das alte Motiv von dem Ewig-Weiblichen, das hinanzieht. Herr Ewald Brock macht mit zweiundzwanzig Jahren sein Abiturium, nach zehn und mehr Semestern das Physicum, und dann ist er im Begriff, sich zu einem regelrechten, heiter genießenden Lebemann auszuleben, als er im Stadtgarten die „Schlangendame" kennen lernt. Die Schlangendame führt ihn mit sanfter Gewalt auf den Pfad der Tugend und des Kollegbesuches, dessen Ziel das Staatsexamen und eine Landarztpraxis in Mecklenburg ist mit der „Schlangendame" als bescheidene kleine Doktorsfrau. — Abgesehen von den vielen Jargonwitzen, die nur dem Spaß machen können, der sie nicht oft zu hören braucht, und gelegentlichen Banalitäten, ohne die es die leichte Muse nun einmal nicht thut, ist dem Bierbaum'schen Humoreskenstil eine gewisse Grazie nicht abzusprechen. Wem die Gutmütigkeit und das am Ende Ausschlag gebende Ehrgefühl, durch das Bierbaum seine Helden dem „Jenseits von Gut und Böse" entrückt und menschlich liebenswürdig zu machen weiß, kein Aequivalent für die im eigentlichen Sinn dieser ganzen Dichtungsart liegende Frivolität ist, der thut besser, sie ihr Eintagsfliegendasein ruhig ausleben zu lassen, anstatt sich an ihr zu ärgern. Auf mehr als ein Eintagsfliegendasein erhebt sie keinen Anspruch.

Salin Kaliske. Novellen von Helene Böhlau. II. Auflage. (Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.) Der in II. Auflage erscheinende Band enthält die drei Novellen: Salin Kaliske — Maleen — Im Banne des Todes. Von eigenartiger Prägung und von jener schwer ganz zu definierenden Stimmung erfüllt, die immer als das eigentlich dichterische Element berührt, bieten diese Erstlingsarbeiten von Helene Böhlau des Schönen genug, um an sich lesens- und genießenswert zu sein. Wer in ihnen die Persönlichkeit der Dichterin vor allem sucht, dem wird es reizvoll sein, in so vielen kleinen, noch kaum mit bewußter Technik gegebenen Zügen die Wege angedeutet zu finden, die Helene Böhlau in ihren großen Romanen der späteren Zeit beschritten hat.

„Dietrich Lanken". Aus einem stillen Leben. Roman von Sophie Hoechstetter. (Berlin. Verlag von Gebr. Paetel 1902.) Dem neuen Roman von Sophie Hoechstetter haften, bei manchen Feinheiten der Erfindung und der Stimmung, immer noch Jugendmängel an. Die Komposition leidet unter langen, unorganisch eingefügten Partieen, deren notwendige Beziehungen zum Ganzen nicht recht einleuchten. In der Charakteristik waltet mehr Phantasie als Beobachtung. Die Hauptgestalt des Buches, Dietrich Lanken, wird in etwas naiv-romantischer Weise — ich denke an die fabelhafte Stuart-Descendenz — ausgestattet. Die Verfasserin macht ihn gewissermaßen zu ihrem eigenen Helden. Sie benutzt die andern Figuren des Buchs nur als seine Folie, und tönt sie stark und absichtsvoll ins Allzumenschliche ab, um seine Feinheit und Vornehmheit ins Licht zu setzen. Der Roman besteht darin, daß alle diese Menschen zu dem Helden hingeführt werden, nur um ihn zu bewundern, ihm Gelegenheit zu geben, die stille Macht seiner Persönlichkeit über sie walten zu lassen, sie großartig zu behandeln — dann verschwinden sie. Er selbst bleibt durch das ganze Buch hindurch derselbe. Was dem Roman trotz dieser Fehler einen Reiz giebt, ist die Feinheit der Stimmung, für die häufig auch ein knapper und doch schwerer, weicher Ausdruck gefunden wird. Es scheint, daß eine sehr starke Subjektivität Sophie Hochstetter in der Abrundung und Vertiefung ihrer Charaktere hemmt und ihr nicht unbedeutendes Talent nicht zur Reife kommen läßt.

„Der kleine Staatsbürger." Ein Wegweiser durch's öffentliche Leben für das deutsche Volk. Von Max Haushofer. Dritte, vollständig neubearbeitete Auflage. (Berlin. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft. S. Simon 1902.) Das Büchlein hat durch seine geschickte und übersichtliche Anordnung, die Reichhaltigkeit seines Inhalts und die Einfachheit und Verständlichkeit seiner Form seinen Weg ins deutsche Volk schon gefunden. Die neue Auflage bietet diese Vorzüge in erhöhtem Maße.



Digitized by Google

Kaiser-Borax

Der chemisch reine **„Kaiser-Borax"** ist das natürlichste, mildeste und gesündeste **Verschönerungsmittel für die Haut** und eignet sich daher besonders **zum täglichen Gebrauch im Waschwasser,** sowie als Zusatz **zum warmen Bad.** Unübertrefflich zum Reinigen von **Mund** und **Zähnen,** sowie als antisept. **Heilmittel** in der **Krankenpflege.** Nur echt in **roten** Cartons zu **10, 20** und **50** Pfg.
Kaiser-Borax-Seife mit Veilchen-Duft (in Stücken zu **50** Pfg.).
Beste und wirksamste Toiletteseife **zur Hautpflege.**

für Toilette und Bad.

Nur echt, wenn mit nebiger Schutzmarke u. ausführlicher Anleitung.

Specialität der Firma Heinrich Mack in Ulm a. D.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten 2c. Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.
Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.
Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Kleine Mitteilungen.

Auf ein im Entstehen begriffenes **Damenheim** in Berlin-Schöneberg, Akazienstraße 5, das sowohl in seiner geschäftlichen Fundierung, als in der äußeren Ausstattung einem neuzeitlichen Bedürfnis entgegenkommt und neuzeitlichen Anforderungen vollkommen entspricht, möchten wir unsere Leserinnen aufmerksam machen. Es handelt sich um ein genossenschaftliches Unternehmen, das jeder Beteiligten eine behagliche Wohnung, Bedienung und geselliges Zusammenleben, sowie den in der Großstadt notwendigen Schutz gewährt. Bei der großen Schwierigkeit, für alleinstehende Frauen in Berlin Wohnungen zu finden, die ihnen wirklich das Gefühl des Zuhause geben, und in denen beruflich thätigen die Sorge für Kost, Bedienung 2c. abgenommen wird, wird dies neue Unternehmen gewiß Anklang finden. Alle näheren Angaben über Eintrittsbedingungen 2c., sowie Näheres über die Einrichtung des Ganzen ergeben die Prospekte, die man sich erbitten wolle unter der Adresse „Damenheim" Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 20a.

Kunstgewerbe-Schule für Frauen.

Unterricht im Zeichnen und Entwerfen.

Praktische Anleitung für textiles Kunsthandwerk in eigenen Werkstätten.

* * **Ziselier-Werkstatt,** * *
Goldschmiede-Werkstatt u. a.
stehen für praktische Anleitung zur Verfügung.

Eintritt jederzeit.* * *Näheres Prospekt.

Kunstgewerbl. Abt. d. Vereins Frauenwohl Nürnberg,
Weinmarkt 14.
Leiterin Else Oppler.

Lehrerinnen-Kurse
der
Victoria-Fortbildungs-Schule zu Berlin.
S.W., Tempelhofer Ufer 2.
— 5. Jahrgang. —

Allgemeine Fortbildung: Pädagogik der Fortbildungsschule, Psychologie, Volkswirtschaftslehre, Einführung in die soziale Gesetzgebung.
Kaufmännische Ausbildung: Buchführung, Rechnen, Stenographie, kaufmännisches Schreiben, Maschinenschreiben, englische und französische Correspondenz u. s. w.
Gewerbliche Ausbildung: Schneidern, Putzmachen, Wäschenähen, Kunsthandarbeit, gewerbliches Zeichnen.
Dauer des Kursus: 1/2 Jahr; Nachmittags-Unterricht.
Beginn: Montag, den 13. Oktober.
Teilnahme an Einzelkursen gestattet. Rechtzeitige Anmeldung erbeten.
Sprechstunde: Mittwoch 5—6 Uhr, Tempelhofer Ufer 2, III. Schriftliche Anfragen zu richten an Frl. **Margarete Henschke,** W. Derfflingerstraße 16.
Der Vorstand.

Digitized by Google

Damen, in besserer Lebenslage,

denen daran gelegen, dauernd eine preiswerte, sichere unkündbare Wohnung für nicht steigerbare Miete in standesgemässer Umgebung, zwanglos und mit geselligem Verkehr zu besitzen, wo es möglich, nach Wunsch Verpflegung und Bedienung sich selbst zu halten oder durch die Hauswirtschaft besorgen zu lassen, wollen Prospekte gratis und franko vom **„Damenheim" Berlin-Schöneberg,** Hauptstrasse 20a, verlangen.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt:

Der Kunstwart
(Verlag Georg D. W. Callwey, München)

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Schriftstellerin sucht Stellung als **Gesellschafterin, Vorleserin** oder **Reisebegleiterin.** Ref. Fräulein Helene Lange, Halensee, Bornimerstr. 9III. Angebote unter **E. S. 153** an die Exped. der „Frau".

Erzieherin gesucht

für 2 Mädchen und 1 Knaben, 5, 6 und 7 Jahre, **nach Warschau,** in bürgerl., reichsdeutscher, evangelischer Familie eines Fabrikdirektors. Selbstgeschriebener Brief, getreue Angabe der Fähigkeiten und gewünschtem Gegenwert erbeten unter **A. V. 249** an die Exped. dieses Blattes.

Privat-Mädchenschule mit kleinem Pensionat

in norddeutsch. herrl. geleg. kleiner Stadt, subventioniert u. sehr einträgl., soll Ost. künft. Jahres mit Haus unter günst. Beding. **verkauft** werden. Angebote unter **W. 231** d. Exp. d. Bl.

Frankreich. **Amiens, 21. rue Dufour.** Mlle **Mattmann,** professeur agrégée de l'Université, offre pour cet hiver (1er oct. à Pâques), pension de famille et leçons à deux institutrices désirant faire des études sérieuses. Prix exceptionnellement très modéré.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Fehrenstraße 60/61,** Leiterin **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 34 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

Künstlerinnen-Verein München (Damen-Akademie).

Wintersemester 1. Okt.—31. März. * Sommersemester 1. April—31. Juli.

Zeichnen- u. Malklassen (Kopf u. Akt) nach leb. Modell, die Herren: Angelo Jank, Heinr. Knirr, Christ. Landenberger. — **Landschaft u. Stilleben:** 1. Nov.—15. Mai im Hause, 15. Mai—31. Juli auf d. Lande: Fräulein L. Kempter. — **Abend-Akt:** die Herren: Max Feldbauer, H. Knirr, Chr. Landenberger. — **Zeichnen nach der bekleideten Figur, Aquarellieren:** 1. April—30. Juni Herr Fritz Hegenbart. — **Illustrieren u. Radieren** nur bei genügender Schülerinnenzahl Herr F. Hegenbart. — **Anatomie:** Herr Bildhauer Bermann. — **Perspektive:** Fräulein v. Welschbrum.

Anfragen zu adressieren an das **Sekretariat des Künstlerinnen-Vereins.** **Inskription:** 1. Oktober, 9—12 Uhr ebendaselbst, **Barerstraß. 21,** 2. Gartenhaus.

Höhere Mädchenschule, wahlfreie Kurse und Lehrerinnen-Seminar

von Frau **Klara Hetzling, Berlin SW.,** Dessauerstr. 24 (dicht am Anhalter und Potsdamer Bahnhofe).

Anmeldungen täglich von 1—2, Freitags von 1—4 Uhr.

Berliner Bambus- u. Luxus-Möbelfabrik
Berger & Co., Inhaber: **H. C. Freimüller**
Berlin SO., Köpnickerstrasse 112, part.

Paravants, Ofenschirme und **Bänke, Gondeln, Damenschreibtische, Säulen, Brillantstühle** etc. **Veranda-Möbel, Luxus-Boudoir-, Erker-** und **Veranda-Einrichtungen** aus Theestaude, Congoeiche und Bambus zu Fabrikpreisen.

Illustr. Kataloge franco gegen freie Rücksendung.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zu **Berlin,** Potsdamerstraße 40IV.

nimmt Lehrerinnen u. Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.

Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. — Ganze Pension pro Tag 2,75 M.
— Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. —

Ausländer, die das **Certificat d'Études françaises** an der Sorbonne erwerben wollen, finden gründliche Vorbereitung im Institut St. Germain des Herrn **Villemin,** officier de l'Instruction publique, **60 rue des Ecoles, Paris.**

Wer an einer Krankheit leidet

oder sich vor Krankheit schützen will, abonniere auf d. **Aerztlichen Ratgeber,** popul. Organ d. wissenschaftl. Medizin. Unt. Mitarb. hervorrag. Univ.-Profess., Spezialärzte u. prkt. Aerzte herausg. v. Dr. med. Höckendorf. Best. b. Buchh. u. Postanst. (Ztgsl. No. 36) f. 60 Pf. viertelj. Man verl. Proben grat. v. **Verl. d. Aerztl. Ratgebers (A. Juch) in Friedenau-Berlin.**

Digitized by Google

Originalrezept. — Kalbskoteletten au four: Hübsch dressierte Kalbskoteletten brät man in Butter saftig und braun und richtet sie mit folgendem vorbereiteten Ragout an: Eine große Kalbsmilch sowie einige Champignons kocht man in ½ Liter Fleischbrühe (bereitet aus Maggi's Bouillonkapseln) mit Gewürz und einer Zwiebel. Hierauf schneidet man die Kalbsmilch und Champignons in Würfel, verdickt die Brühe mit Buttermehl, würzt sie mit Citronensaft und etwas Muskatblüte, thut die Würfel hinein, läßt sie darin warm werden und richtet das Ragout über den Koteletten auf einer Schüssel an, übersiebt sie dick mit Parmesankäse, beträufelt sie mit zerlassener Krebsbutter, stellt die Schüssel auf ein Gefäß mit kochendem Wasser, stellt sie in die heiße Röhre und überbäckt sie braun. E. v. W.

Auszug aus dem Stellenvermittelungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: **Berlin W., Culmstr. 5.**

Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine Familienschule in der Mark wird zum 1. Oktober eine tüchtige, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin, die auch in Handarbeit und Zeichnen unterrichten kann, gesucht. 12 Mädchen in 2 Abteilungen. Gehalt 1200 Mark.

2. Für eine höhere Privatschule in der Mark wird zum 1. Oktober eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für den Unterricht in Naturkunde und Geographie auf allen Stufen gesucht. Gehalt 1000—1200 Mark.

3. Für eine höhere Privatschule in Posen wird zum Oktober eine erfahrene, katholische Lehrerin für Französisch, Handarbeit und Turnen gesucht. Gehalt 1000 Mark.

4. Für eine Bürgerschule in kleiner Stadt Mitteldeutschlands wird zum Oktober eine junge, evangelische Volksschullehrerin zur Vertretung bis 1. April 1903 gesucht. Feste Anstellung nicht ausgeschlossen, aber nicht versprochen. Gehalt 1000 Mark p. a.

5 Für eine städtische Schule in kleiner Stadt Schlesiens wird zum Oktober eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zur Vertretung bis 1. April 1903 gesucht. 80 Mark monatliches Gehalt, 25 Stunden wöchentlich.

Offene Stellen in Familien:

1. Eine Familie in größerer Stadt Norddeutschlands sucht zum Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein 14jähriges Mädchen. Auslandssprachen, etwas Musik Bedingung. Gehalt 1000 Mark.

2. Eine adlige Familie auf dem Lande in Pommern sucht zum Oktober eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für 2 Mädchen von 12 und 14 Jahren, 1 Mädchen von 8 Jahren. Gute Sprachen und Musik verlangt. Gehalt 1000 Mark.

Damenpensionat.
Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Familien-Pension L. Langes
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

8 goldene Medaillen.
Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Andernach a. Rhein.
Prospekte gratis und franko.

The Study of English in Oxford.
Mrs. Burch opens on September 4th, a Hall of Residence. Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors throughout the year. Apply Mrs. Burch,
20 Museum Road, Oxford.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu **gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Adelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange,** Berlin-Halensee, Bornimer Straße 9.

„Lungenheilanstalt Neudorf"
bei Friedland-Görbersdorf.
Gewissenhafte Behandlung durch eigenen Anstaltsarzt. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise. Sommer- und Winterkur. Für junge Mädchen Familienanschluß. Für Angehörige des Beamten- und Lehrerstandes sowie deren Familienmitglieder **bedeutende Ermäßigung.** Prospekte gratis durch **die Anstaltsverwaltung.**

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen
in Posen W. III.
Haushaltungsschule und Pensionat.
Seminar für Handarbeits-, Gewerbeschul- und Koch- und hauswirtschaftliche Lehrerinnen.
Ausbildung in allen praktischen Fächern für **Beruf** und **Haus.**
Kurse für Handelswissenschaften, einschl. fremder Sprachen, Stenographie und Schreibmaschine.
Beginn des Wintersemesters am 8. Oktober.
Programme und nähere Auskunft durch die Vorsteherin **Hermine Ridder.**

Digitized by Google

3. Eine Familie in kleinerer Stadt Posens sucht zum Oktober eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein 13jähriges Mädchen, einen 8jährigen Knaben. Etwas Musik Bedingung. Gehalt 6—800 Mark.

4. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum 6. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 9½ Jahren, einen Knaben von 8 Jahren. Letzteren nur in einigen Fächern unterrichten. Musik erwünscht. Gehalt 800 Mark.

5. Eine Familie in kleiner Stadt bei Berlin sucht für sofort eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 11 und 8 Jahren, 1 Knaben von 9 Jahren. Letzterer kommt bald in Pension. Gehalt 7—800 Mark.

Meldungen sind zu richten an die Zentralleitung der Stellenvermittelung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, Adresse: **Berlin W., Culmstraße 5.**

Geld, Zeit und Arbeit

spart jede Hausfrau, welche die alt bewährte, vielfach preisgekrönte **Maggi-Würze** verwendet. In Fläschchen von 35 Pfg. an.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin W., Leipzigerstr. 92. * Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau **L. Himmelheber, Karlsruhe i. B.,** Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko

Neue Einbanddecke!

Vorrätig für alle Jahrgänge.

Wir haben uns auf wiederholte Anregung hin entschlossen, eine unserer neuen Umschlagzeichnung entsprechende Einbanddecke herstellen zu lassen. Dieselbe besteht ganz aus Leinen, und wir haben speziell Wert darauf gelegt, dass die Decke allen Anforderungen der Dauerhaftigkeit und des Geschmackes entspricht.

Die **bisherige** reich mit Gold-Pressung versehene **blaue** Einbanddecke ist **auch fernerhin** zu beziehen.

Wir bitten um **möglichst baldige Bestellung,** da wir im Interesse der umgehenden Lieferung ersehen müssen, wieviele Abonnenten sich zum Bezug der neuen Decke entschlossen haben.

Berlin S. 14,
Stallschreiber-Strasse 34. 35.

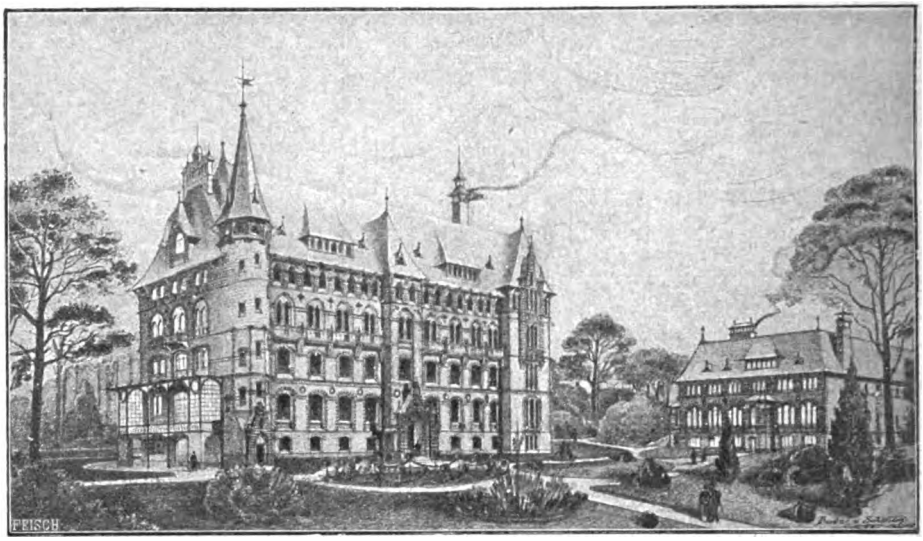
W. Moeser Buchhandlung,
Expedition der „Frau".

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehun

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besich… der An… jeden D… für Ha… von 10–… für Ha… von 11–…

Berlin W. 30, Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30. Barbarossa-Strasse

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprosp…

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und **Haushaltungsschule:**

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse in allen Zweigen d… Küche u. Hausha… für **Töchter** höherer Stän… für **Bürgertöchter**

Kochcurse für Schulkinder

Ausbildung zur Stütze der Fa… und Dienstmädch…

Auskunft über Ha… erteilt Frl. D. Mart…

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Qua… und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutsch… 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu rich…

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berl…

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 2 November 1902

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Der Bund deutscher Frauenvereine in Wiesbaden.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Seit es eine deutsche Frauenbewegung giebt, hat sie mit vollem Bewußtsein die Beseitigung der Hindernisse ins Auge gefaßt, die der Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben, im Dienst der Gesamtheit, entgegenstehen. Das heißt mit andern Worten: sie hat sich gegen die Ausnahmestellung gewendet, welche die Frau von der Verwirklichung eines vollen freien Menschentums ausschloß. Diese Hindernisse liegen in erster Linie in ihrer ganz unzureichenden Bildung, und der besseren Bildung galt und gilt daher noch heute der lebhafteste Kampf. Wenn hier schon manches erreicht ist, ist auf dem Gebiet der rechtlichen Stellung der Frau noch fast alles in Frage, was schon seit Jahrzehnten gefordert und erstrebt wurde. Schon Ende der sechziger Jahre erhebt sich der erste Protest gegen die vereinsgesetzliche Beschränkung der Frau, und seit zwanzig Jahren schon hat der Kampf gegen die doppelte Moral begonnen. Heute noch stehen wir in dieser Hinsicht auf demselben Standpunkt, und so ist es erklärlich, daß die Brennpunkte der Frauenversammlungen noch heute auf diesen Gebieten liegen.

Unter diesem Zeichen stand auch die Wiesbadener Tagung. Zu der Reform der Mädchenerziehung lagen der Generalversammlung zwei Anträge vor: der Bund wolle für die Mitarbeit der Frauen in der städtischen Schulverwaltung eintreten, und er wolle bei den Regierungen dahin wirken, daß die Zulassung der Mädchen zu den höheren Unterrichtsanstalten der Knaben gestattet werde. Mit der Annahme des ersten Antrags nimmt der Bund eine Frage in Angriff, die augenblicklich für die deutsche Frauenbewegung besonders aktuell ist. Auch der Allgemeine deutsche

Digitized by Google

Lehrerinnenverein hat sie als Verbandsthema für die laufende Geschäftsperiode aufgestellt. In Bezug auf Preußen im besonderen scheint der Zeitpunkt, mit den Forderungen der Frauen hervorzutreten, jetzt der gebotene, da bereits in mehreren Ministerialerlassen der letzten Jahre eine allgemeine Neuregelung der Verfassung und der Kompetenzen der städtischen Schuldeputationen in Aussicht gestellt ist. Es wird sich für die Frauen darum handeln, einen Paragraphen der alten Ministerial-Instruktion von 1811, der freilich niemals verwirklicht worden ist, zu behaupten und modernen Verhältnissen entsprechend umzugestalten. Er fordert, daß man zur Beaufsichtigung der Töchterschulen in den Städten erfahrene und für das Erziehungswesen interessierte Frauen heranziehen und ihnen wesentlichen Anteil an den Schulvisitationen sowie an sonstigen Aufgaben der städtischen Schulverwaltung gewähren solle. Daß diese Instruktion, die Preußen der genialen ständischen Reform des Freiherrn von Stein verdankt, ein ganzes Jahrhundert lang auf dem Papier stand, liefert wieder einmal einen Beweis dafür, daß der bloße formelle Besitz von Rechten an sich noch gar keine Bedeutung hat, wenn die Kräfte nicht da sind, sie geltend zu machen und auszunutzen.

Der zweite Antrag soll auch in den übrigen Bundesstaaten den Mädchen eine Bildungsmöglichkeit geben, die sie in Baden und zum Teil in Württemberg bereits besitzen. Eine Erhebung des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium hat festgestellt, daß in einer ganzen Anzahl von badischen und württembergischen Mittelschulen Mädchen der Zutritt gestattet ist, und übereinstimmend geht das Zeugnis von Lehrern und Schulvorstehern dahin, daß sich der gemeinsame Unterricht in diesen Anstalten durchaus bewährt habe. Auch wer dem Prinzip der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter nicht unbedingt zustimmt, wird einsehen müssen, daß insbesondere in kleinen Städten durch solche Einrichtung für die Mädchen ungleich besser gesorgt wäre, als durch kümmerliche kleine „Familienschulen", in denen womöglich 4 oder 5 Jahrgänge gleichzeitig beschäftigt werden müssen.

Eine sehr schwierige Frage regte das Referat von Frau Henriette Fürth an über die Aufklärung der Kinder über geschlechtliche Verhältnisse. Wer bedenkt, wie viele Töchter des Volks unmittelbar nach der Schulentlassung für sich selbst einzustehen haben, wer ferner bedenkt, wie viele junge Männer durch Unkenntnis der Gefahren eines unkeuschen Lebens einem dauernden Siechtum anheimfallen, der kann nicht zweifelhaft darüber sein, daß es Pflicht ist, sowohl von naturwissenschaftlichem und hygienischem, als von sittlichem Standpunkt aus mit der heranwachsenden Jugend diese Verhältnisse zu besprechen. Es giebt Staaten, wo das bereits in Anknüpfung an die Gesundheitslehre vor der Schulentlassung geschieht. Daß dabei mit Takt und Maß verfahren werden muß, um nicht eine gegenteilige Wirkung hervorzubringen, ist selbstverständlich. Aus diesem Grunde muß der in der Diskussion vorgebrachte Vorschlag, die geschlechtlichen Funktionen wie jede andre Lebensfunktion an Abbildungen zu demonstrieren, als durchaus unpädagogisch verworfen werden. Andrerseits aber heißt es wohl, den furchtbaren Ernst unserer heutigen Verhältnisse verkennen, wenn man wie Herr Harry Schmitt[1]) die ganzen Bestrebungen, unsere Jugend mit genügender Kenntnis der ihnen drohenden Gefahren in das Leben zu entlassen, als thörichte Aufklärerei verurteilt.

Dem großen Publikum wurde in zwei Abendvorträgen (Wissen und sittliche Kultur: Helene Lange; die Reform der höheren Mädchenschule: Mathilde Plank) der Zusammenhang zwischen Frauenbildung und Frauenfrage nahegelegt.

---

[1]) Frauenbewegung und Mädchenschulreform. Berlin 1902.

Digitized by Google

Auf dem Gebiet der Sittlichkeitsbewegung muß der Bund bekanntlich mit der Thatsache rechnen, daß die beiden Richtungen, der Föderation und des Vereins Jugendschutz, in ihm vertreten sind. Die Gegensätze dieser beiden Parteien sind in Bezug auf gewisse Punkte so entschiedene und prinzipielle, daß an einen Ausgleich durch Debatten gar nicht zu denken ist und die Bundesarbeit sich nur an die immerhin doch vorhandenen gemeinsamen Bestrebungen anschließen kann. Es widerspricht der Bundesidee durchaus und würde die Arbeit nur in unfruchtbarer Weise erschweren, wollte man die Generalversammlungen der Propaganda für die eine oder andre Richtung erschließen oder zum Kampfplatz für beide hergeben. Ein solcher Kampf gehört in die Fachpresse und in die Fachvereine. Überdies sollte die deutsche Frauenbewegung doch mit dem Dilettantismus aufräumen, der meint, durch ein paar Schlagworte, wie sie in der Diskussion hingeworfen werden, Überzeugungen pflanzen oder brechen zu können, wie sie nur ein eingehendes wissenschaftliches Studium begründet. So ist es fraglos eine Aufgabe der Bundesleitung, das unfruchtbare, zeitraubende und zersplitternde Abirren der Debatte auf diese allbekannten, unüberbrückbaren Gegensätze abzuschneiden. Auch diesmal wieder wurde eine Aufnahme dieser aussichtslosen Debatte versucht, — und zwar nicht von den kompetenten Vertreterinnen der beiden Richtungen, sondern von einer weniger orientierten, übereifrigen Nachfolgerschaft.

Der Antrag, an den diese Diskussion anschloß, war von vornherein der Majorität sicher. Es handelte sich um die Forderung des Zweigvereins Dresden der Internationalen Föderation, der Bund wolle den Kampf gegen die staatlich reglementierte Prostitution als Programmpunkt nachdrücklicher als bisher betonen. In erster Linie gilt es dabei, gegen den bekannten § 361/VI Front zu machen, der jede Frau der diskretionären Willkür der Polizei ausliefert, einer Willkür, gegen die in zahllosen „Mißgriffen" ein nachgerade erdrückendes Beweismaterial vorliegt.

Einen mächtigen Erfolg der Sittlichkeitsbewegung bedeutete die zweite Abendversammlung, in der Frl. Anna Pappritz über die „wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution" und Frau Hanna Bieber-Böhm über die „Gefährdung der Jugend und das Fürsorgeerziehungsgesetz" sprach. Wenn besonders der erste Vortrag eine Reihe von erkennbar oppositionell gesinnten Hörern herangelockt hatte, so ließ die warme, vornehme Art und die strenge Sachlichkeit, mit der die Rednerin ihren Gegenstand zu behandeln wußte, nicht nur jeden Wunsch nach lärmendem Widerspruch verstummen, sondern sie hat zweifellos der Sache auch positiv Boden gewonnen.

Die Verhandlung der öffentlich-rechtlichen Stellung der Frau war vor allem in die Abendversammlungen verlegt. Herrscht doch über die einschlägigen Fragen — der Vereins- und Versammlungsfreiheit, wie des Stimmrechts — keinerlei Meinungsverschiedenheit innerhalb der deutschen Frauenbewegung. Hier kam es nur auf die öffentliche Propaganda an. Sie war Frl. Alice Salomon und Frau Marie Stritt übertragen worden. Frl. Salomon beleuchtete die neue Phase der Vereinsrechtspraxis, „die Frauen im Segment", durch zahlreiche Anekdoten, die wohl den Humor herausfordern können; sie legte aber das Hauptgewicht auf die Wirkung dieser Praxis für die Arbeiterinnen, denen damit ein wichtiges Mittel ihres wirtschaftlichen Existenzkampfes, die Organisation, entzogen oder doch mindestens stark beschränkt ist. Die Versammlung gab ihrer Stellung zu der Frage in folgender Resolution Ausdruck:

Digitized by Google

Die am 7. Oktober in Wiesbaden bei Gelegenheit der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine stattfindende öffentliche Versammlung erklärt das in verschiedenen deutschen Staaten geltende Vereinsrecht, das die Frauen von politischen Vereinen und deren Versammlungen ausschließt, und sie den Schülern, Lehrlingen und Unmündigen gleichstellt, für eine veraltete, ungerechte und unwürdige Beschränkung. Die Versammlung protestiert gegen diese Gesetze, die den Frauen die Vertretung ihrer Berufsinteressen erschweren oder unmöglich machen, die sie verhindern, für soziale Reformen ihre Kraft einzusetzen, die sie von der Teilnahme an den inneren und äußeren Angelegenheiten des Staatslebens ausschließen und sie an der Wahrnehmung ihrer Interessen im öffentlichen Leben hindern, während sie ebenso wie die Männer an den gesellschaftlichen und staatlichen Lasten zu tragen haben. Die Versammlung macht es den Frauenvereinen zur Pflicht, gegen diese veralteten Bestimmungen anzukämpfen und auf Grund des Artikels 4 der Reichsverfassung ein unbeschränktes reichsgesetzlich gewährleistetes Vereins- und Versammlungsrecht zu fordern, das Männer und Frauen in wirtschaftlicher und politischer Beziehung gleichstellt.

Die konsequente Weiterführung der in dieser Resolution enthaltenen Forderungen gab der Vortrag der Vorsitzenden des Bundes, Frau Marie Stritt, über die Frauen und die Politik. In ihrer klaren und schlagenden Weise wies sie die Einwände zurück, die, theoretisch und im Auslande auch schon praktisch hundertmal widerlegt, immer wieder von neuem gegen das Frauenstimmrecht ins Feld geführt werden. Und gewiß wird es ihr gelungen sein, auch für diese weitesten Forderungen unsrer Bewegung, wo nicht Zustimmung, so doch wenigstens Aufmerksamkeit zu erwecken. Daß die deutsche Frauenbewegung in ihrer Gesamtheit erst in der Gewährung der politischen Rechte den vollen Sieg ihres Prinzips erkennt, ist bekannt. Die Behandlung einer Interpellation des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine: „Welche Verpflichtungen erwachsen den Bundesvereinen nach § 2 der Satzungen in Bezug auf die Frage des Frauenstimmrechts?“ bewies aber auch — was für den Augenblick sicherlich von großer Wichtigkeit für uns ist —, wie das Verständnis für die Bundesidee und für die Grundbedingungen einer Centralisation der gesamten deutschen Frauenbewegung bei der Majorität der Delegierten gereift ist. Will der Bund wirklich der gesamten deutschen Frauenbewegung zum Mittelpunkt werden — und seine Entwicklung hat uns gezeigt, daß ein solcher Mittelpunkt von höchstem Wert für unsre Fortschritte ist — so muß er vor allem streng an der Grundlage festhalten, die er seiner Arbeit nach dem Vorbild der so viel erfahreneren Amerikanerinnen gegeben hat: er muß es seinen Zweigvereinen vollkommen überlassen, in welcher Form sie für die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Hebung der Frau kämpfen wollen und ihren lokalen Verhältnissen entsprechend kämpfen können. Er darf sie nicht auf die Agitation auf irgend eine bestimmte Forderung, möge sie auch noch so bedeutungsvoll und vielumfassend sein, verpflichten. Es ist ein erfreulicher Beweis für die formale und taktische Schulung der Delegierten, daß sie diese notwendige Grundlage der Bundesverfassung gegenüber der Interpellation streng festhielten, obwohl sie der in ihr enthaltenen Forderung einstimmig beipflichteten. Das wurde dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die Interpellation mit der Berufung auf die Satzungen abgelehnt, daß aber zugleich eine Resolution folgenden Inhalts gefaßt wurde: Es ist dringend zu wünschen, daß die Bundesvereine das Verständnis für den Gedanken des Frauenstimmrechts nach Kräften fördern, weil alle Bestrebungen des Bundes erst durch das Frauenstimmrecht des dauernden Erfolges sicher sind.

Nun noch ein Wort über die Kommissionen. In ihrer Entwicklung liegt vielleicht der zuverlässigste Prüfstein dafür, ob unsere Bewegung vorwärtsgeschritten ist, denn in ihnen vollzieht sich ja eigentlich die Arbeit des Bundes. Es ist verhältnismäßig einfach, Pro-

Digitized by Google

grammpunkte aufzustellen und sie in parlamentarischer Form in Anträgen, Resolutionen, Debatten zu verfechten. Aber wo es gilt, diese Programmpunkte auf die Mannigfaltigkeit der realen Verhältnisse anzuwenden, wo es gilt, die allgemeinen, weiten, theoretischen Forderungen in die hundertfach begrenzte und bedingte Wirklichkeit hinüberzuführen, da kann es sich erst zeigen, ob die Frauenbewegung Kräfte entwickelt hat, die ihren Aufgaben gewachsen sind. Daß sie solcher Kräfte in noch viel größerer Zahl bedarf, Frauen mit Fachkenntnissen für die einzelnen Arbeitsgebiete, das haben die Kommissionssitzungen bei tüchtigen Leistungen im einzelnen doch wieder klar gezeigt, und zwar sowohl durch das, was in der Diskussion gesagt wurde, als durch das, was nicht gesagt wurde. Hätte z. B. in der Sitzung der Arbeiterinnenschutz-Kommission das Plenum über mehr Spezialkenntnisse verfügt, so wäre gewiß nicht in die Forderungen für den Schutz der Heimarbeit an Stelle der gesetzlichen Mindestlöhne einfach die gewerkschaftliche Organisation mit Hilfe der bürgerlichen Frauenbewegung eingestellt (also nicht Zwangsorganisation, die in der Diskussion mehrfach gefordert wurde und ja den gesetzlichen Mindestlöhnen mit einigem Recht gegenüber gestellt werden könnte). Angesichts der ungeheuren, bis jetzt noch unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Heimarbeit zu organisieren, und der noch sehr zweifelhaften Aussicht, daß eine solche Organisation auf die Löhne von Einfluß sein könnte, sollte man doch mit der Aufstellung solcher Thesen und vor allem mit der Einschätzung der Leistungen bürgerlicher Frauen auf diesem Gebiet etwas vorsichtiger und zurückhaltender sein.

Auch die Diskussion über die gesetzliche Dienstbotenreform in der Sitzung der Rechtskommission stand nicht auf der Höhe. Daß der Gegenstand nicht ausdrücklich auf die Tagesordnung gesetzt worden war, ist wohl nur zum Teil eine Entschuldigung dafür, daß viele aus der Versammlung nicht genügend orientiert waren. Einer so aktuellen und vielbesprochenen Frage gegenüber müßte man eine ausreichende Sachkenntnis innerhalb der Frauenbewegung voraussetzen können.

Eine Entschuldigung für diesen Mangel an Spezialkenntnissen auf Einzelgebieten liegt aber meines Erachtens darin, daß dem Bund von seinen Vereinen zu viel verschiedene Aufgaben aufgedrängt werden. Die Gegenstände, die diesmal auf der Tagesordnung standen, alle genügend zu beherrschen, um ein Urteil über sie abgeben zu können, war fast unmöglich. So kam es, daß z. B. Anträge von solcher Tragweite, wie der des Vereins „Frauenfürsorge"-Düsseldorf: Der Staat wolle für landwirtschaftliche Schulen für Frauen sorgen, — debattelos angenommen wurde. Daß der Staat Mittel für landwirtschaftliche Schulen hergiebt, solange er für die gewerbliche Fortbildung der Mädchen noch fast nichts thut, kann eigentlich nur ein waschechter Agrarier fordern, und solche wird es im Bund deutscher Frauenvereine nicht allzuviele geben. Vorläufig wird man die Pflicht, für solche Anstalten zu sorgen, nur den Landwirtschaftskammern, bzw. den landwirtschaftlichen Centralvereinen zuweisen können. — Eine gute fachliche Vertretung war dagegen für die Verhandlung der Krankenpflegerinnenreform herangezogen, die durch einen Antrag des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, begründet von Frau Elsbeth Krukenberg, auf die Tagesordnung gestellt war, so daß die Beschlußfassung über diesen Antrag wirklich den Bedürfnissen der Nächstbeteiligten entsprach. Die Versammlung einigte sich auf folgende Forderungen:

Der Bund wolle eine Eingabe an die zuständigen Behörden richten, dahin lautend: Der Staat möge: 1. Allen Pflegerinnen die Möglichkeit geben, nach einer vorzuschreibenden dreijährigen Ausbildung eine Prüfung abzulegen, nach deren Bestehen ein staatliches Zeugnis und die Berechtigung, ein staatlich

Digitized by Google

geschütztes Abzeichen zu tragen, erteilt wird, das die Aufsichtsbehörde gegebenen Falles wieder entziehen kann. 2. Nur solche Krankenhäuser konzessionieren, welche die Gewähr ausreichender Fürsorge für ihr Pflegepersonal durch Einschränkung der Arbeitszeit auf nicht mehr als 11 Stunden und genügende Sicherstellung für das Alter und im Fall der Invalidität bieten. 3. In seinen eigenen Krankenhäusern eine mustergiltige Krankenpflege-Organisation schaffen, die ein zweckmäßiges Ineinandergreifen von Verwaltung, ärztlichem und Pflegedienst, wie dem männlichen und weiblichen Pflegepersonal ideelle und materielle Sicherstellung verbürgt.

Sache der Vereine wird es künftig sein müssen, ihre Anträge soweit zu beschränken, daß eine gründlichere Vorbereitung und Besprechung der Materien überhaupt möglich ist.

Daß die ungeheure Aufgabe, die lange Tagesordnung zu erledigen, überhaupt gelöst werden konnte, ist nicht zum geringsten Teil der vorzüglichen Leitung durch die Vorsitzende des Bundes, Frau Marie Stritt, zu danken. Aber auch die Delegierten — das darf man im Hinblick auf die Dresdener Tagung vor zwei Jahren feststellen — haben an parlamentarischer Schulung und sachlicher Einsicht gewonnen, und man darf am Schluß der Wiesbadener Tage der Zuversicht sein, daß der Bund der großen Aufgabe, die er sich gestellt hat, von Jahr zu Jahr mehr gewachsen sein wird.

Nachdruck erlaubt.

Zu dem Artikel: Der Schutz der deutschen Erzieherin in Sizilien

geht uns von gut unterrichteter Seite folgende Mitteilung zu:

„In dem Septemberheft der Monatsschrift ‚Die Frau' sind in einem ‚der Schutz der deutschen Erzieherin in Sizilien' überschriebenen und von der Herausgeberin verfaßten Artikel Vorgänge zur Sprache gebracht worden, bei denen deutsche Erzieherinnen das Opfer ihrer Sorglosigkeit und der gewissenlosen Ausbeutung ihrer Dienstherren geworden sind. Es wird darin ein besonders krasser Fall aus dem Jahre 1897 besprochen, bei dem eine deutsche Erzieherin in dem Hause eines Sizilianers unter seltsamen Umständen verstarb. Dieser Fall hatte damals nicht nur großes Aufsehen in Sizilien selbst erregt, sondern auch die Kaiserliche Botschaft in Rom, welche durch Mitteilungen zweier dem Verein der amies de la jeune fille angehörigen Damen auf den Vorgang aufmerksam gemacht worden war, veranlaßt, sich amtlich mit der Sache zu befassen. Infolge besonderen Auftrags des damaligen Botschafters, jetzigen Reichskanzlers Grafen von Bülow hatte der zuständige Kaiserliche Konsul sich thunlichste Aufklärung des Sachverhalts angelegen sein lassen und sich zu diesem Zweck auch mit den zuständigen italienischen Behörden und dem damaligen Pfarrer der deutschen Gemeinde in Verbindung gesetzt. Die eingehenden und mit anerkennenswertem Eifer betriebenen Ermittelungen haben aber weitere Verdachtsmomente für ein an der Erzieherin begangenes Verbrechen, die zur Begründung bei der italienischen Regierung amtlich zu stellender Anträge ausgereicht hätten, nicht ergeben. Nachdem insbesondere die drei Ärzte, die die Verstorbene behandelt hatten, den Tod übereinstimmend auf natürliche Ursache zurückgeführt haben, hat die Kaiserliche Botschaft keine Möglichkeit zu einer weiteren Verfolgung der Sache in dieser Richtung gesehen.

Nachdem derselbe Vorgang in Verbindung mit andern Fällen, in denen deutsche Erzieherinnen in Sizilien Angriffen auf ihre weibliche Ehre ausgesetzt wurden, von der Herausgeberin der Monatsschrift ‚Die Frau' im April d. Js. beim Auswärtigen

Digitized by Google

Amt zur Sprache gebracht wurden, sind die Kaiserliche Botschaft und der Kaiserliche Konsul erneut mit der Angelegenheit befaßt worden. Auch die bei dieser Gelegenheit angestellten eingehenden Untersuchungen haben bis auf einen Fall, bei dem das Ergebnis der Ermittelungen noch aussteht, dem Auswärtigen Amt kein Material an die Hand gegeben, auf Grund dessen amtliche Anträge bei der italienischen Regierung oder den zuständigen Lokalbehörden zu stellen gewesen wären. Das Verhalten des Kaiserlichen Konsuls hat sich dabei als durchaus korrekt herausgestellt.

Nichtsdestoweniger werden die von der Herausgeberin der Monatsschrift ‚Die Frau' und dem Verein der amies de la jeune fille zur Sprache gebrachten Mißstände in der Behandlung deutscher Erzieherinnen in Sizilien auch fernerhin der Gegenstand sorgfältiger Aufmerksamkeit der Kaiserlichen Behörden bleiben, denen der Schutz der Reichsangehörigen im Auslande besonders anvertraut ist. Es darf bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß der in Rede stehende Kaiserliche Konsul schon lange vor dem tragischen Ende jener deutschen Erzieherin alle Anfragen wegen ihres Dienstherrn mit eindringlicher Warnung beantwortet hat. Auch sonst hat sich der Konsul, soweit es nur in seiner Macht lag, die Fürsorge für diejenigen angelegen sein lassen, die seinen Beistand erbeten hatten. Leider hatte das unglückliche junge Mädchen, dessen Tod die Teilnahme weiter Kreise so tief erregt und damit die Aufmerksamkeit auf die Lage der deutschen Erzieherinnen in Sizilien gelenkt hatte, dies nie gethan.

Dieser Fall dürfte für alle deutschen jungen Mädchen, die als Erzieherinnen, Kinderfräulein 2c. nach Sizilien gehen, eine eindringliche Warnung sein, sich vor Übernahme derartiger Stellungen durch Nachfrage bei den in Betracht kommenden Kaiserlichen Behörden dessen zu vergewissern, daß sie sich der Obhut der Familien, in die sie sich begeben, mit Ruhe anvertrauen können. Eine entsprechende Mahnung ist auch für die Eltern, Vormünder und Angehörigen am Platze."

Aus vorstehenden Mitteilungen entnehmen wir mit großer Befriedigung, daß die Kaiserlichen Behörden sich der Angelegenheit mit Eifer angenommen haben, und auch in Zukunft deutschen Mädchen im Auslande schützend zur Seite stehen werden. Wir nehmen daraus Veranlassung, deutsche Mädchen und Frauen, die im Auslande ihrem Beruf nachgehen wollen, eindringlichst auf diesen Schutz hinzuweisen.

Der Letteverein im neuen Heim.

Nachdruck verboten.

Am 18. Oktober feierte der Letteverein ein Fest, das eine jahrzehntelange, unermüdliche, tüchtige Arbeit krönte, die Einweihung seines neuen Heims, Berlin W., Viktoria Luiseplatz. Dieser Umzug bedeutet für ihn mehr als die Wahl einer neuen, zweckmäßigeren Arbeitsstätte, er bedeutet den Sieg der Bestrebungen, die mit ihm einst ins Leben traten, er bedeutet zugleich, daß der Verein in kräftiger, lebendiger Anpassungsfähigkeit seine Aufgaben den Forderungen der Zeit entsprechend zu erweitern und zu vertiefen vermochte.

Und die Arbeit, die dieser Tag krönte, ist vor allem Frauenarbeit. Wohl trägt der Letteverein den Namen eines Mannes, seines verdienstvollen Begründers; aber was er geworden, das dankt er den Leistungen der Frauen, mit deren Lebenswerk seine Entwicklung identisch ist.

Seine Geschichte weist zurück über sechsunddreißig Jahre zu den Anfängen der deutschen Frauenbewegung überhaupt. Aus der Erkenntnis des dringenden Bedürfnisses,

Digitized by Google

die Frau des Mittelstandes in viel weiterem Maße als bisher erwerbsfähig zu machen, ist er geschaffen. Seine Entwicklung führte ihn zu immer vollständigerer Konzentration auf die Aufgabe, in der Reichshauptstadt praktische Veranstaltungen zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu gründen und zu erhalten. Und in dieser Konzentration sind

Frau Elisabeth Kaselowsky,
Vorsitzende des Lettevereins.

seine Anstalten etwas Tüchtiges und Ganzes geworden, etwas Vorbildliches. Sie haben nicht nur durch die Hunderte und Tausende von Schülerinnen, die sie für den Daseinskampf ausrüsteten, der Frauenbewegung gedient, sie haben auch eine nicht hoch genug zu würdigende ideelle Bedeutung gehabt, indem sie der Öffentlichkeit bewiesen, was Frauen an Initiative, an Organisationsfähigkeit, an Ausdauer und Konsequenz einzusetzen vermochten, wo es galt, ihrem Geschlecht den Weg der Selbsthilfe zu zeigen.

Digitized by Google

Hat ſich doch in der Entwicklung des Lettevereins ſelbſt dieſe Frauenleiſtung erſt durchgeſetzt und zur Geltung gebracht. Nach wenigen Jahren, während derer ſtatutenmäßig die geſchäftliche Leitung einem Komitee von Männern oblag, übertrug man den Vorſitz ſchon einer Frau, Anna Schepeler-Lette, und mehr und mehr

Frau Mathilde Stettiner,

Schriftführerin des Lettevereins.

wurde der Verein im Laufe der Jahre ein Frauenwerk. Wie er als ein ſolches ſich entfaltete, wie er Schritt um Schritt ſein Arbeitsfeld erweiterte, das iſt ſchon in einer früheren Nummer dieſer Zeitſchrift gezeigt (I. Jahrgang, Heft III). Hier, wo wir ihn am Ausgangspunkt einer neuen Entwicklungsphaſe begrüßen, ſei nur mit einem Worte der Frauen gedacht, die ihn im eigentlichſten Sinne an die Grenze dieſes neuen Lebensabſchnitts geführt haben, deren Perſönlichkeit dafür bürgt, daß der

Digitized by Google

neuen Umgebung, den glänzenderen äußeren Möglichkeiten auch eine um so viel höhere Summe von Leistungen entsprechen wird. Das ist vor allem die erste Vorsitzende des Vereins, Frau Elisabeth Kaselowsky, und seine Schriftführerin, Frau Mathilde Stettiner. Sie haben in der freigewählten Thätigkeit nicht nur geleistet, was „von Amtswegen" von ihnen gefordert wurde — sie haben ihre volle Persönlichkeit eingesetzt und so Erfolge zeitigen helfen, die Mietlinge niemals erzielen.

Es muß besonders für sie ein tief ergreifender Augenblick gewesen sein, als die Festgäste in das nach so langen und schweren Sorgen — an denen der Schatzmeister, Herr Julius Model, sein redlich Teil mitgetragen hatte — glücklich erstandene Heim einzogen. War es doch für alle, die in der Frauensache arbeiten, ein erhebender Gedanke, daß dieses Riesengebäude, in dessen Anlage und Ausstattung Professor Messel ästhetischen und praktischen Anforderungen in gleicher Weise Rechnung zu tragen gewußt hatte, in freier Vereinsthätigkeit für die modernen Bedürfnisse und Ansprüche der Frauen geschaffen, daß der mächtige Komplex der Unterrichtsanstalten die es aufnehmen sollte, der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau dienen würde. Besonders lebendig wurde einem dieser Gedanke beim Anblick der Hunderte von Schülerinnen des Lettehauses, die in festlichen weißen Kleidern auf dem Hofe die Ankunft der hohen Protektorin des Vereins, der Kaiserin Auguste Viktoria, erwarteten. Sie übernimmt nun die Aufgabe, die an dem Verein in den schweren, sorgenvollen Zeiten seiner Entstehung, in den Jahren seiner langsamen Entwicklung, die Kaiserin Friedrich, die Beschützerin aller Bestrebungen zur Erziehung und Ausbildung der Frauen, erfüllt hatte.

Unter den Festgästen waren manche, die in diese ersten sorgenvollen Zeiten, ja bis in die Anfänge des Vereins zurückblicken konnten, die, wie Frau Dr. Rosenstein, Frau Marie Gubitz u. a. als Mitglieder des Ausschusses seine ganze Entwicklung mit durchlebt und gefördert hatten. Daß diese Entwicklung in steigendem Maße Schritt halten wird mit den vermehrten Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit der Frau und mit den Fortschritten der Technik, davon überzeugte die Gäste die nähere Besichtigung der Räumlichkeiten, die alte und neue Anstalten in sich aufnehmen sollen. Besonders glänzend und zweckentsprechend ist die Ausstattung der photographischen Lehranstalt, die sich schon im alten Heim durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit der Ausbildung, die sie gewährte, einen guten Ruf erworben hatte. Ein neues Institut, das hinzukommt, wird die Buchbinderlehranstalt sein, die unter die Leitung der ersten deutschen Buchbindermeisterin, Fräulein Lühr, gestellt werden wird, welche nach gründlicher Vorbildung in Deutschland und England kürzlich in Hamburg ihre Prüfung abgelegt hat.

Möge das neue, frische Leben, das sich nun in der Anstalt entfaltet, der deutschen Frauenwelt weiter reichliche Früchte zeitigen!

Digitized by Google

Der moderne Wohnungsstil und die Frauen.

Von

Anna L. Plehn.

Nachdruck verboten.

Davon, wie die Frauen sich zu dem modernen Wohnungsstil verhalten, wird es abhängen, wie schnell und günstig sich seine Entwicklung vollzieht. Denn heute sind es die Frauen, bei denen diese Entscheidung liegt. In früheren Zeiten war das nicht in so ausgesprochener Weise der Fall. Da war es meist der Hausherr, der in Fragen der Anschaffungen für die Häuslichkeit entschied. Heute fehlt den meisten die Zeit dazu, und ganz allgemein ist es die Mutter, welche die Ausstattung der Tochter auswählt. Diese selbst erhebt dabei in mehr oder minder entschiedener Weise ihre Stimme. Außerdem hat es schwerlich je eine Zeit gegeben, in der sich auf einmal so verschiedenartige Typen des Hausrates gegenüberstanden wie gerade jetzt. Also es heißt: auswählen, und die Frau ist diejenige, welche die Wahl zu treffen hat. Darum ist sie es auch, die man für den Charakter unserer Wohnungen verantwortlich machen wird, und die jetzt leben, werden noch nach ihrem Tode von künftigen Generationen für die Richtung ihres Geschmackes gelobt oder getadelt werden. Was die Feder des Kulturhistorikers von den Sünden der Gegenwart verschweigt, das wird der Griffel des Zeichners festhalten. Aus den Blättern unserer illustrierten Zeitschriften werden die Zeugen für dieses Gerichtsverfahren aufgerufen werden. Es ist ja Sitte geworden, die Tagesberühmtheiten inmitten ihrer Häuslichkeit durch die Unbestechlichkeit des photographischen Apparates vor die öffentliche Neugierde zu bringen. Nach einigen Jahrzehnten wird in den meisten Fällen das Milieu interessanter sein als sein vorgeblicher Mittelpunkt. Und da es eine Frau zu sein pflegt, die dem berühmten Mann seine Möbel ins Haus brachte, so wird man die Erfüllung ihrer Aufgabe billigen oder belächeln, je nachdem sie dem Heim, in dem sie waltete, so oder so Physiognomie gab. Es wird danach entschieden, ob sie die werdende Kultur gefördert hat oder ob sie sich ihr mit Widerstreben entgegenstellte.

Grade von den Frauen, die ihrem Leben einen vermehrten Inhalt zu geben bemüht sind, neigen heute manche dazu, die Beschäftigung mit Fragen der Wohnungsdekoration von sich abzuweisen, in der Meinung, daß sie wichtigere Dinge zu thun hätten. Frauen dieser Kategorie pflegen, wenn sie trotzdem einmal eine Wohnung einzurichten haben, gewissen Möbeln einer eigentlich schon vergangenen Geschmacksperiode den Vorzug zu geben. Sie wählen in der Regel Anlehnungen an Renaissanceformen — oder das, was sich dafür ausgiebt. Gegen das entschieden Moderne pflegen diese Naturen eine ausgesprochene Abneigung zu hegen. Denn sie hörten die Phrase vom Jugendstil — die, wenn auch unzutreffend gewählt, doch dem Übereinkommen nach eine ganz bestimmte Erscheinung des betreffenden Gebiets bezeichnet — und sie sahen hinter den Schaufenstern und in manchen Wohnungen ihrer Bekannten Geräte, die mit auffallenden Unsinnigkeiten überladen sind und die einen

Digitized by Google

unangemessenen Realismus im Ornament durch die Größe des Maßstabes und durch die Vereinzelung des Ornaments auf vielfach leer und glatt dastehenden Flächen den Augen recht geflissentlich deutlich machen. Und da das Aufdringliche immer eher bemerkt wird als das, was sich bescheiden zurückhält, so konnte bei vielen die Meinung entstehen, eben diese übertriebene Ornamentik und die verblüffende Linienführung in der Konstruktion seien das Entscheidende am modernen Stil, ja diese Eigenschaften stellten allein das Moderne dar.

Auf hundert Beobachter, die diesen Erscheinungen in jeder Straße begegneten, kam vielleicht einer, der die wirklichen Vertreter der modernen Bewegung kennen lernte.

Wenn die Hundert recht hätten, so könnte man es niemand verdenken, wenn er sich lieber als an die Ausgelassenheiten, die das Nebensächliche als spezielles Augenmerk hinstellen, an möglichst anspruchslose Wiederholungen irgend eines der älteren Stile hielte, bei denen doch wenigstens keine ganz so arge Willkür getrieben werden kann.

Wenn es keine „neue Schönheit" giebt, so mochte gesagt werden, dann sollen wir uns mit der alten begnügen oder im schlimmsten Fall doch wenigstens Dinge um uns versammeln, die durch Unauffälligkeit mit ihrer Existenz versöhnen. Und so lange sie verlangt werden, müssen Möbel nach alten Stilen natürlich auch gemacht werden, nur daß die hervorragenderen Kräfte sich von solchen Aufgaben mehr und mehr zurückziehen.

Denn sie haben es nun eingesehen, daß den Ansprüchen des heutigen Lebens innerhalb der alten Formen nicht vollständig entsprochen werden kann, und daß es überdies eine Unmöglichkeit ist, dem Geist einer früheren Zeit wirklich gleich zu kommen. Die Parole der Stilechtheit, nach der die letzte Generation des vorigen Jahrhunderts strebte, ist als eine Utopie aufgegeben worden. Niemals ist in früheren Zeiten ein solches Ziel, wenn es wirklich jemals bestanden hat, auch thatsächlich erreicht worden. Nicht einmal die eigentliche Kopie bleibt frei von Umformung durch den Geist des Zeitalters, in dem sie entsteht. Dasselbe Werk, in verschiedenen Zeiten nachgebildet, stellt sich in eben so vielen abweichenden Auffassungen dar. Es hängt nicht von unserem Belieben ab, der Weiterentwicklung Halt zu gebieten. Und wenn es also auch unvermeidlich ist, etwas von den zeitlichen Entstehungsbedingungen und den Zweckanforderungen des Tages in die vermeinte Wiederholung eines überlieferten Schemas einzufügen, so erscheint es doch sehr viel ersprießlicher, beide Vorbedingungen von vornherein ausdrücklich als maßgebend ins Auge zu fassen. Sie stellen dann die Grenzen vor, zwischen denen der Verlauf der Aufgabenlösung vor sich geht. Die Linien des Geräts bauen sich dabei nach den Gesetzen der Zweckmäßigkeit auf, und die Stoffe, mit denen die Arbeit es zu thun hat, sowie die verfügbaren materiellen Mittel bestimmen über das Maß des anzuwendenden Zierats, der sich aber niemals in die erste Linie stellen wird.

Man möchte die Feder in besonders schwarze Tinte tauchen, um es zu bekräftigen: der „Jugendstil" ist in Wahrheit gar nicht die moderne Bewegung in der Nutzkunst. Er ist vielmehr nur ihre Karikatur, die anspruchsvoll neben der eigentlichen Entwicklung einhergeht. Unglücklicherweise ist bei uns die Karikatur früher allgemein bekannt geworden, als die Sache selbst. Den „englischen Stil", die „belgische Linie" und die Dekorationen des Japanismus haben wir mehr nach Entstellungen beurteilt als nach den authentischen Vertretern. Auch die mit Kunstausstellungen verbundenen Übersichten fremdartiger Kunst haben zuweilen irre geführt. Auch da ist manchmal nur

Digitized by Google

ein Gethue, das mit kleinen Einzelheiten Wohnungsstimmung zu erreichen sucht, statt ernsthaft für einfache Lebensbedürfnisse zu sorgen. Speziell Berlin hat keine Sammelstelle, wo die Richtung auf den kommenden Stil klar erkennbar wäre. Mit vereinzeltem Guten wird vielfach Entstelltes gezeigt.

Aber wer die internationalen Wettbewerbe der letzten Jahre und die Gruppenausstellungen einzelner Künstlervereinigungen gesehen hat, dem muß es erkennbar geworden sein, daß sich immer entschiedener das Suchen nach dem einfachen Möbel herausstellt, dessen Gefälligkeit in ausdrucksvoller Zweckmäßigkeit statt im angeklebten Zierat besteht. Man mag bei Engländern, Dänen, Holländern oder bei Deutschen und Österreichern nachschauen, dieser Charakter gewinnt immer mehr die Oberhand.

Sollte er der Frau, die nach dem Ernsten und Gediegenen strebt, nicht sympathisch sein?

Die Einfachheit der Möbellinie befreit zugleich das Zimmer von dem Ballast des sonst hergebrachten Kleinkrams, der auf allen Tischen und Bordbrettern umherstand. Eine schlechte Sitte, die zugleich der Mittelmäßigkeit bequemen Eingang verschaffte. Die Menge der aufgespeicherten Besitztümer machte die Augen milder gegen die Eigenschaften der Einzelstücke. Das biblot von zweifelhaftem Wert wurde zugelassen, wenn es sich darum handelte, eine Lücke zu füllen, und seine Mängel wurden leicht übersehen, weil sich ein Stück gegen das andre lehnte, und weil die ermüdete Aufmerksamkeit über die Gesamtheit hinglitt, ohne gefesselt zu werden. Es ging mit dem beweglichen Schmuck, wie mit dem unbeweglichen, der Schnitzerei oder Einlage am Möbel: der Eindrücke waren zu viele, um den einzelnen mit Strenge behandeln zu können. Aber so lange nicht eine Summe von Minus ein Plus ausmacht, so lange wird auch nicht eine Ansammlung des Minderwertigen etwas Löbliches heißen dürfen. Mit den grundlosen Etagèren, Panelen und Konsolen müssen auch die Zwecklosigkeiten verschwinden, die nur den beklagenswerten Erfolg hatten, unsre Augen an eine Anhäufung gleichgiltiger Form zu gewöhnen. Die Macht der Gewohnheit hat die meisten noch so im Bann, daß sie sich nicht mit einem Schlage an eine Raumanordnung gewöhnen können, welche ruhigen Linien die Möglichkeit giebt, sich auszuleben. Der Geschmack verlangt es bisher, beständig in Atem gehalten zu werden. Und doch ist es klar, daß in den Grundverhältnissen jedes Dinges seine eigentümliche Schönheit liegt und daß niemand in diese Bedingungen Einblick gewinnen kann, wenn sie durch unendliches Hin und Her versteckt werden. Die Richtungsgegensätze und die Farbengegenüberstellungen an einer Erscheinung deutlich durch die Beweglichkeit alles Details durchschimmern zu lassen, war das Gesetz der guten Kunst aller Zeiten. Die moderne Kunst ist im Begriff, diesen Grundsatz zurückzuerobern. Sie hat ihn gegen mancherlei Widerstände des entarteten Vergangenen durchzusetzen. Der Geschmack der vielen setzt sich ihr eigensinnig entgegen. Und doch gewahrt man überall deutlich das siegreiche Vordringen glatterer Flächen, schlichterer Linien, klarerer Verhältnisse. Architektur und Malerei, ja in einzelnen Fällen selbst die Plastik sind die Zeugen dafür und werden sich immer mehr so gestalten.

Im Wohnraum müssen die einfacheren Formen die Wirkung haben, daß das einzelne Bild, die am Lieblingsplatz aufgestellte Vase, größere Bedeutung erlangen. Man wird in diesem Punkt anspruchsvoller werden. Dem Dilettantismus kann man etwas strenger auf die Finger sehen, und die Streifzüge in die Markbazare dürften die Bedeutung im Leben der Frau verlieren. Ihre zur Kritik gewöhnten Augen werden

Digitized by Google

das Unechte jeder Art aus ihrer Umgebung verbannen, und kein reichverzierter Gegenstand hat Aussicht auf Würdigung, wenn er nicht in jeder Beziehung tadellos ausgeführt ist. Der scheinbare Reichtum sehr vieler moderner Wohnungen war nur eine unter dem Vielerlei versteckte Armseligkeit. Oberflächliche Arbeit feierte in sicherem Versteck ihre Triumphe.

So wenig bescheidene Mittel ausreichten, gediegene Bildhauerarbeit an dem Kredenzschrank zu bezahlen — es mußte zu Surrogaten seine Zuflucht nehmen, wer nicht auf den Schein verzichten wollte — ebensowenig sind die neuen Kunstverglasungen in Schrankthüren und Schirmwänden bei tadelloser Ausführung um ein Billiges käuflich. Der wohlfeile Luxus am pseudomodernen Möbel ist aber noch um so viel unerfreulicher, wie er sich wichtiger macht als derjenige an seinem Vorgänger. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb die Handwerkskünstler zur Einfachheit ihre Zuflucht nehmen mußten, sobald sie sich mit ihren Bestrebungen an weitere Kreise wendeten. Wenn also die Frau, die den inneren Wert statt des glänzenden Äußeren schätzt, sich dem neuen Stil seiner Einfachheit wegen zuwendet, dann wird jede, die Stolz besitzt, ihn doppelt anerkennen, weil er ihr nicht zumutet, mit erlogenem Reichtum zu prahlen.

Nun sind bisher freilich die Preise der ernsthaft künstlerischen Möbel deren weiterer Verbreitung hinderlich gewesen. Es können nicht viele für die Ausstattung jedes Zimmers mehrere Tausend Mark ausgeben. Aber die Tischlereien, welche den Massenbedarf decken, haben schon jetzt den Versuch gemacht, die Ideen anerkannter Künstler in ihrer Weise nachzuahmen. Dabei sind allerdings vielfach böse Mißverständnisse zu Tage gekommen. Es fehlt die Kontrolle durch den Geschmack des Publikums. Wenn die Käuferinnen die Richtung angeben würden, in der sich die Produktion zu bewegen hätte, dann könnte man weiter kommen. Wollten die Frauen sich weigern, das Überladene, Unklare, Launenhafte zu kaufen, würden sie jeden schlecht ausgeführten Zierat, jeden falschen Schein konsequent zurückweisen, dann müßten sie ihren Willen durchsetzen. Sie würden damit der Kulturentwicklung einen Dienst erweisen.

Freilich wird sich nicht jede Frau ohne weiteres kompetent fühlen, diesen Einfluß auszuüben, wenn sie sich einmal über die Verantwortung klar ist, unter der sie handeln soll. So lange sie niemand als sich selbst Rechenschaft schuldig zu sein glaubte, machte sie jede Bestellung fröhlichen Mutes in der Meinung, ihres Geschmackes ein für allemal sicher zu sein. Wer glaubt sich nicht zum Richter über schön und häßlich berufen! Nachträglich wurde freilich öfter klar, daß das erste Urteil anfechtbar gewesen war. Es gab manches zu bedauern, was sich nun doch nicht mehr ändern ließ. Wie viel schlimmer, wenn die Sache so liegt, daß jeder Ankauf eines ästhetisch nicht zu billigenden Stückes nicht nur eine Schädigung des persönlichen Interesses, sondern auch eine Bestärkung der allgemeinen Unkultur bedeutet, während die Erwerbung der gesunden Neuerung einen Antrieb zum Fortschritt des Kunsthandwerks darstellt. Dann wird die Bedeutung jeder einzelnen Auswahl wesentlich gesteigert.

Die Einsicht in die Zusammenhänge der einzelnen Entscheidung mit der allgemeinen Entwicklung legt Verpflichtungen auf. Aber woher die Maßstäbe zur Beurteilung so ungefestigter Werte nehmen? Die Bewegungen des Kunsthandwerks als eines Kultursymptoms sind aufmerksam zu verfolgen. Dazu braucht man noch nicht

Digitized by Google

gerade Kunstreisen zu machen. Es existieren gute Zeitschriften,[1]) die über das betreffende Gebiet orientieren, und zu der Anschaulichkeit des Bildes theoretische Erläuterungen hinzufügen. Jede Familie, die durch einen Journalzirkel allwöchentlich einen Haufen abgerissener Romanfetzen ins Haus kommen läßt, könnte auf demselben Wege Kenntnis von der fortschreitenden Ausbildung der dekorativen Ideen nehmen, welche den werdenden modernen Stil heranbilden. Es wird niemand solche fortgesetzte Beobachtung ohne Nutzen anstellen. Auch wenn es keine Neueinrichtung zu machen giebt, kann manche Anregung zu ästhetisch befriedigenderer Gestaltung des eigenen Heims gewonnen werden. Handelt es sich aber um neue Anschaffungen, dann wird solche gesicherte Kenntnis die Tyrannei des Möbelhändlers besiegen. Wo bestimmte Ansprüche mit Sicherheit vertreten werden, da unterwirft sich die Tischlerei dem von vielen gleichzeitig geäußerten Willen. Schon haben hier und da einzelne Betriebe Künstler dafür gewonnen, Pläne für ihre Werkstätten zu entwerfen. Zunächst geschah die Ausführung meistens als Einzelarbeit. Solche Objekte konnten natürlich nur wenige erwerben. Wohlfeil können nun einmal nur die für Massenkonsum in Fabrikbetrieb hergestellten Dinge sein. Aus denselben Gründen sind die verschiedenen Künstlervereinigungen, welche Handwerkskunst treiben, bisher noch nicht zu dem breiten Absatzgebiet gelangt, welches ihre Thätigkeit erst nach der vollen Möglichkeit ersprießlich machen könnte. Aber wenn die Auftraggeberinnen in Masse zu ihnen kämen, dann würden sich ihre Preise so gestalten lassen, daß die vielen sie ihren pekuniären Verhältnissen angemessen fänden. Denn Stuhl und Tisch brauchen nicht unerschwinglich teuer zu sein, weil ihre Formen klar und schön sind.

Niemand bleibt immer innerhalb der eigenen vier Wände. Wohin er auch kommt, er genießt den Anblick fremder Wohnungen, oder er leidet darunter, je nach dem, was seinen Augen begegnet. Mache jeder sein Gebiet zu einem Schauplatz der Geschmackserziehung für alle, die es betreten.

Die Beispiele vornehmer Einfachheit, die in Deutschland von Künstlerhand aufgestellt wurden, sind nicht mehr gering an Zahl. In München, Dresden, Nürnberg und Stuttgart giebt es Werkstätten, die in diesem Sinne arbeiten. In Breslau wird grade jetzt eine ähnliche Gründung geplant. Wenn Möbel, wie sie Behrens in Darmstadt, Riemerschmid und Paul in München, die beiden Kleinhempel und Nikolai in Dresden, Anton Huber und Körnig in Berlin entworfen haben und wie sie außer den Genannten noch manche andern Künster machten, eine weite Verbreitung fänden, es würde praktischer, vornehmer und schöner in unseren Häusern aussehen. Es ist Sache der Frauen, dieses Ziel zu erreichen.

---

[1]) Dekorative Kunst, Bruckmann, München. Deutsche Kunst und Dekoration, Koch, Darmstadt. Kunstgewerbeblatt, E. A. Seemann, Berlin und Leipzig.

Digitized by Google

Ihre Hoheit.

Von

Herman Bang.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von E. E. Luis.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 38.)

V.

Der Frühling kam mit ermattender Hitze, und die Sonne trieb alles jäh in die Höhe. Ihre Hoheit war nervös. Die Frühjahrsunruhe griff Ihre Hoheit an.

„Ihre Hoheit hat Einfälle," sagte Komtesse von Hartenstein, „meine Gute — unberechenbare — —"

Komtesse von Hartenstein verbrachte die meisten Nachmittage bei Mademoiselle Leterrier. Ihre Hoheit zog sich in der letzten Zeit häufig nachmittags zurück. Sie wollte sich ausruhen.

Ihre Hoheit schloß die Thür ab, so daß die Kammerjungfer klopfen mußte, wenn es Zeit war, sich zur Tafel anzukleiden.

Komtesse von Hartenstein saß drüben bei Mademoiselle Leterrier.

„Meine Gute," sagte sie, „das sind die Nerven. — Aber wie man leidet, meine Gute, — man spricht ja nicht darüber — aber Hoheit hat Einfälle! Gestern gingen wir zu Fuß vom Theater nach Hause —"

„Gingen?"

„Ja, meine Gute, wir gingen; Hoheit schickte den Wagen fort. — Na, ich habe jedenfalls mein Vergnügen weg von dieser Rennerei — —"

Komtesse von Hartenstein sagte nicht, was sie litt. Aber sie hatte die rechte Art, über ihre Leiden zu schweigen.

„Meine Gute, ich muß mich ja fügen," sagte sie und sah dabei aus, als ob sie wenigstens jeden Tag geschlachtet würde.

Mademoiselle Leterrier nickte verständnisvoll.

„Mais oui," sagte sie — „c'est l'âge orageux."

„Ja," sagte Komtesse von Hartenstein, sie verstand nicht, was Mademoiselle meinte; Komtesse von Hartenstein hatte niemals „l'âge orageux" kennen gelernt.

„Mais oui — c'est ça," wiederholte Mademoiselle. Sie kannte das. Mademoiselle Leterrier hatte einen „neveu", einen langen Pomadenjüngling von einem Referendar, der sie zwei Mal im Jahr besuchte und regelmäßig ihr Sparkassenbuch plünderte. „C'est ça," sagte Mademoiselle Leterrier.

Es klingelte. Das war Frau von Pöllnitz. Frau von Pöllnitz nahm im Winter französische Stunden bei Mlle. Leterrier.

Die drei sprechen vom Wetter; es ist so unbeständig und ungünstig für Seiner Hoheit des Herzogs Gicht.

— — — — — — — — — — — — —

Seine Hoheit der Herzog wurde sehr von Gicht geplagt. Er hatte sich in den letzten zwei Monaten nicht einmal wohl genug gefühlt, um ins Theater gehen zu können.

Ihre Hoheit die Prinzessin Maria Karolina setzte sich im Dunkel auf ihren Platz. Das Licht der Rampen genierte sie. Ihre Hoheit saß lieber da, etwas versteckt; Ihre Hoheit war jetzt wirklich manchmal ganz scheu im Theater.

„Hat er sie nicht alle zu Rebellen gemacht?" sagte Excellenz Kurth. „Das ist eine Verrücktheit, die ansteckend wirkt."

Komtesse von Hartenstein meinte, der große Devrient müsse sich in seinem Grabe umdrehen.

Ihre Hoheit saß verschüchtert da.

Josef Kaim riß die Jungen auf der Scene mit sich fort.

Digitized by Google

Es war keine große Kunst. Aber feurige Jugend durchglühte die Meisterwerke mit allen Leidenschaften. Haß war Wildheit und Liebe Raserei. Das Leben wurde zu lodernder Zügellosigkeit.

Die guten Bürger der Residenz waren so benommen, als gingen sie im Sturm über den Rathausplatz.

Maria Karolina drückte sich in ihre Logenecke. Sie fühlte ein scheues Erstaunen, einen beklemmenden Widerwillen, und sie wußte nicht, gegen wen sie ihn wenden sollte. Und sie blieb sitzen wie eine Taube, die sich alle Mühe giebt zu hören, und starrte diesen Menschen an.

Josef Kains Stimme übertönte alle andern.

Manchmal klang sie schmelzend weich und schmeichelnd süß wie Musik — so wie jetzt, wo Don Carlos zur Königin spricht.

Und neugierig blickte Ihre Hoheit zu Don Carlos hinunter, der vor seiner Geliebten kniete — auf sein Antlitz, das sich strahlend ihr zuwandte, auf die Lippen, die sich unter leisen Worten bewegten, auf den Kopf, der sich niederbeugte, wenn er ihre Hand küßte. Und lange, mit einer eigenen Freude, hielt Ihre Hoheit sein Bild mit geschlossenen Augen fest.

Aber das Spiel ging weiter. Und wild kämpfte die Eboli um Carlos, und Carl verfluchte seinen Vater und schwur ihm Feindschaft, und Posa ging in den Tod, Posa der Gerechte.

Ihre Hoheit verstand kaum die Worte. Aber sie hörte die aufrührerischen Stimmen wie in einem großen Chor, und fühlte eine beklemmende Angst, als ob ihre Atemzüge zurückgehalten, der Herzschlag in ihrer Brust gehemmt würde.

Als der Vorhang gefallen und das Stück aus war, blieb sie auf ihrem Platz sitzen und starrte wie geistesabwesend auf den Vorhang, der plötzlich dunkel wurde, und auf das Eisengitter, das sich langsam, wie eine schwarze Wand, herniedersenkte und schwer auf den Boden fiel.

Ihre Hoheit erhob sich und blieb noch über den Logenrand gebeugt stehen und sah im Halbdunkel in den leeren Raum mit den in die Höhe geschlagenen Sitzen.

Frau von Pöllnitz hatte im Winter ihren Platz im ersten Rang, gegenüber der herzoglichen Loge. Sie zog sich den Abendmantel in der offenen Logenthür an. Frau von Pöllnitz behielt den Klemmer unter dem Schleier auf der Nase.

Der Lakai schob die Portiere der kleinen Loge zur Seite. Die Prinzessin drehte sich um und ging an ihm vorbei. Sie fuhr nach Hause.

Seine Hoheit der Herzog hatte auf Ihre Hoheit zum Piquet gewartet. Er saß und trommelte mit den Knöcheln auf dem Spieltisch und sah jede halbe Minute nach der Uhr.

„Die Uhr ist elf," sagte Seine Hoheit. Er hielt die Karten schon in der Hand.

„Ja, Hoheit." Maria Karolina setzte sich, und Seine Hoheit gab die Karten. Sie spielten, ohne ein Wort zu sprechen; gaben, nahmen die Karten auf und stachen.

Ein Lakai schlich sich mit dem Theeservice durchs Zimmer. Komtesse von Hartensteins Stricknadeln rasselten leise. Ihre Hoheiten hörten mit Spielen auf.

Wenn das Spiel aus war, sammelte Seine Hoheit die Karten zusammen.

„Es ist spät geworden," sagte er.

„Die Uhr ist halb zwölf," sagte Ihre Hoheit. Sie stand auf und ging in eine Fensternische. Sie stützte einen Augenblick ihren schweren Kopf gegen den Fensterrahmen.

„Hoheit, der Thee," sagte Komtesse von Hartenstein.

„Danke — ja, ich komme."

Die Herrschaften tranken schweigend ihren Thee.

— — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit wollte sich aus des Herzogs Wohnstube ein Buch holen, ehe sie sich zur Ruhe begab. Ein Lakai ging mit einem Armleuchter voran.

Ihre Hoheit ging an das kleine Regal und zog sich mechanisch ein Buch aus der Bibliothek Seiner Hoheit des Herzogs. Sie legte es auf den Tisch, und, während der Lakai mit dem hochgehaltenen Kandelaber wartend dastand, betrachtete sie „Maria Antoinette, die ins Gefängnis geführt wird".

Sie betrachtete die Gesichter und die Gestalten mit den geballten Händen.

Digitized by Google

Sie sah von den Rebellen auf das Gesicht der Königin. Wie vornehm und königlich schritt sie zwischen dem Pöbel! Das Angesicht strahlte fast in seiner unantastbaren Ruhe.

Maria Karolina wandte ihre Augen von dem Bilde fort und sah sich in dem Privatgemach Seiner Hoheit des Herzogs um. — Es war, als blicke ihre Mutter sie aus jeder Ecke an.

Sie sah sie dort auf dem hochlehnigen Sofa aus der Zeit des ersten Kaiserreiches sitzen, gerade und hübsch und ruhig — die Hände mit den beringten Fingern lagen gefaltet im Schoß — während sie, ein kleines Mädchen, vor ihrer Mutter, der Herzogin, stand, und eine von Lafontaines Fabeln flüsterte — und Mademoiselle dahinten auf ihrem Stuhl die Lippen zu den Fabelworten bewegte, als wolle sie ihr soufflieren.

Und wenn die Fabel zu Ende war, beugte sich Ihre Hoheit die Herzogin etwas vor, und sagte:

„Gut, sehr gut."

Und Maria Karolina verbeugte sich, während die Herzogin, ihre Mutter, leise mit den Lippen ihre Stirn berührte.

Maria Karolina zog sich zurück. Und die Herzogin streckte Mlle. Leterrier die Hand zum Kusse hin und wiederholte:

„Es ging ja sehr gut, Mademoiselle."

Ihre Hoheit hörte die klare und stets ruhige Stimme der Herzogin, ihrer Mutter, und sah die geraden und steifen Möbel mit den Vasen, und die goldenen Guirlanden, und die Bilder, die symmetrisch in den Wandfeldern hingen.

Maria Karolina holte tief Atem, als würfe sie eine schwere Bürde von sich, und wandte sich zurück, um das Buch vom Tische zu nehmen. Ihr Blick fiel wieder auf Maria Antoinette. Und sie fühlte plötzlich Widerwillen und Zorn gegen dieses Volk mit seinem Geschrei.

Ihre Hoheit verließ „die Wohnstube Seiner Hoheit des Herzogs" und verabschiedete, ohne ein Wort, die Hofdame von Hartenstein, die in dem gelben Saal wartete.

Aber während die Kammerjungfer Ihrer Hoheit vor dem Spiegel das Haar flocht, kam die quälende Unruhe wieder über sie. Sie hieß die Kammerjungfer gehen und legte sich ins Bett. Aber unruhig warf sie sich hin und her und konnte nicht einschlafen. Sie hörte beständig diese leidenschaftlichen Stimmen, als schrieen sie sie an, und all ihre Pulse schlugen.

Sie nahm „Don Carlos" von dem kleinen Tisch und fing an zu lesen.

Sie las immer dasselbe; was sie auch aufschlug.

Es waren ewig dieselben Worte: „Liebe" — „Menschheit" — „Freiheit", von derselben Stimme gesagt.

Sie hörte mit Lesen auf, und das Buch fiel auf die Decke.

Ihr Kopf war so schwer von ohnmächtigen Gedanken.

Sie konnte sich in all diesen fremden Dingen nicht zurechtfinden. Sie fühlte das klopfende Blut wie eine Angst.

Sie fing wieder an zu lesen, und plötzlich hielt sie inne.

Sie hatte sich aufrecht im Bette hingesetzt, und das Buch lag auf ihren Knieen: Immer wieder las sie die Worte des Herzogs an die Königin.

Ich bin
Der Meinung, Ihre Majestät, daß es
So Sitte war, den einen Monat hier,
Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Residenz, so lange
Es Könige in Spanien gegeben — — —

Ihre Hoheit ließ das Buch fallen. Sie sah keine Buchstaben mehr; Thränen blendeten ihr die Augen.

Sie fühlte einen tief müden, einen ohnmächtigen Schmerz — einen unheilbaren Schmerz.

Sie weinte lange und trocknete sich endlich die Thränen; matt streckte sie die Hand nach einem andern Buche aus. Die Kammerjungfer hatte verschiedene Bücher auf den Tisch neben ihrem Bette gelegt.

Sie schlug eines derselben auf. Es war der Stammbaum der Habsburger.

Sie las Seite auf Seite und schlug Blatt auf Blatt um.

Es waren dieselben Namen und dieselben Titel in unendlicher Reihenfolge . . .

Digitized by Google

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina schlief, über den Stammbaum der Habsburger gebeugt, tief ein.

— — — — — — — — — — — —

Seine Hoheit der Erbprinz erhielt seitenlange, sentimentale Briefe von seiner Schwester.

Er bekam sie morgens und sah sich die Seitenzahl an, während er seine erste Cigarre genoß.

Seine Hoheit stieß unter seinem Knebelbart die blauen Rauchwolken in Ringen heraus.

„Pauvre enfant."

Und mit einem Seufzer streckte der Erbprinz seine Reiterbeine von sich und schlürfte den letzten Schluck Kaffee.

„Pauvre enfant."

— — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war wirklich krank. Der Leibarzt konnte nicht genug Bewegung anraten.

Ihre Hoheit machte weite Reittouren in der frischen Frühjahrsluft.

Ihre Hoheit ritt so ungleich, daß der Lakai ewig aufpassen mußte: bald war es Carriere und dann wieder Schritt.

Sie ritt nach der Mühle. Anna Lise brachte ihr Milch.

Ihre Hoheit leerte das Glas und verweilte vor der Thür. Gedankenlos sah sie auf das schäumende Rad.

Sie fuhr leicht zusammen und reichte Anna Lise das Glas zurück.

„Wie blaß Sie aussehen," sagte sie. „Sind Sie nicht wohl?"

Es fiel ihr auf, wie bleich und mager Anna Lise geworden war.

Sie hörte nicht auf Anna Lisens Antwort. Sie sah wieder auf das schäumende Wasser des Rades.

„Das macht das Frühjahr," sagte Ihre Hoheit.

Anna Lise knixte vor Ihrer Hoheit, die ihr zum Abschied zunickte.

Ihre Hoheit ritt über die Brücke. Bei der Biegung wendete sie sich noch einmal um. Anna Lise stand auf der Steintreppe und sah ihr, die Augen mit der Hand geschützt, nach.

— — — — — — — — — — — —

Es war Wochentafel. Die Herrschaften und ihre Gäste tranken im gelben Saale Kaffee.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina sprach mit dem Oberförster in einer Fensternische über einige Bäume, die wegen einer Aussicht gefällt werden sollten.

„Ja — keiner kennt den Wald so gut wie Hoheit," sagte der Oberförster.

„Ich bin ja seit meiner Kindheit jeden Tag darin umher geritten."

Ihre Hoheit blickte in den Garten hinaus. Hofschauspieler Kaim kam mit zwei Damen den Weg herauf.

„Wie milde ist die Luft," sagte Ihre Hoheit. Sie hatte das Fenster geöffnet. „Wie im Juni."

Sie beugte sich aus dem Fenster. Man hörte die Stimmen von der Terrasse deutlich heraufklingen.

„Bei der Waldmühle ist es doch am hübschsten," sagte sie wieder und drehte sich halb zum Oberförster hin.

„Ich weiß, daß Hoheit das finden," sagte er.

Sie schwiegen eine Weile. Prinzessin Maria Karolina fuhr fort, in den Garten hinunterzusehen.

„Sie haben Trauer in der Waldmühle," sagte der Oberförster.

Ihre Hoheit antwortete nicht gleich. „Trauer?" fragte sie, als hätte das Wort eines langen Weges bedurft, um zu ihr hinzudringen.

„Haben Hoheit nicht gehört, daß Anna Lise — das junge Mädchen, das die Ehre hatte —"

„Anna Lise — was ist mit ihr?"

„Sie ist gefunden worden — gestern Morgen — Hoheit — ja, es ist traurig — im Mühlbach."

Ihre Hoheit wandte sich um. „Im Bach, sagen Sie?"

Wie die da unten nur lachten.

„Ja, Hoheit, gestern."

„Aber ich sah sie ja noch vorgestern, — auf meiner Reittour."

„Es geschah abends — vorgestern Abend."

„Abends," sagte Ihre Hoheit nur. Sie sah Anna Lise so bleich und hohläugig vor ihrem Pferde stehen.

Digitized by Google

„Aus welchem Grunde?“ fragte sie.

„Wenn ein neunzehnjähriges Blut ins Wasser geht, Hoheit, so pflegt unglückliche Liebe im Spiele zu sein.“

Ihre Hoheit wurde ganz blaß. Unausgesetzt sah sie Anna Lise vor sich, so mager und vergrämt. Und sie dachte plötzlich daran, wie sie auf das schäumende Mühlrad hingesehen und gedankenlos gesagt hatte: „Das ist wohl das Frühjahr.“

Und nervös — die ganze Zeit hatte sie dieses Lachen und Josef Kaims Stimme gehört — drehte sie sich wieder zum Fenster hin.

„Wie die lachen,“ sagte sie.

„Die Arme!“

Maria Karolina war es, als sähe sie weder Bäume, noch die Terrasse, noch den Himmel.

„Die Arme!“ sagte sie wieder.

Ihre Hoheit verabschiedete den Oberförster, indem sie den Kopf neigte.

Am nächsten Morgen ritt Prinzessin Maria Karolina hinüber nach der Waldmühle. Das große, hölzerne Rad stand still; die Haus- und die Hofpforte waren geschlossen. Maria Karolina stieg vom Pferd und ging die Treppe hinauf.

Sie öffnete die Thür und ging hinein. Die Thür nach dem Flur stand offen. Maria Karolina trat etwas vor und blieb stehen. Die beiden Alten saßen auf der Schlagbank zwischen den Fenstern. Sie saßen still nebeneinander.

Der alte Müller hatte den Kopf an die Wand gelehnt und seufzte.

„Ja, Johannes, — ja —“ sagte die Frau, als beruhige sie ein Kind. „Ja, ja.“

Und dann schwiegen sie wieder, dicht nebeneinander rückend. Die Mutter wischte sich mit der Rückseite der Hand die Thränen fort.

Maria Karolina wandte sich leise ab und öffnete die Thür nach der Treppe.

Ihre Hoheit ritt von der stillen Mühle fort und über die Brücke.

Die Ufer des Baches waren grün. Der Grund des ruhigen Wassers glänzte in der Sonne. Da war Anna Lise gestorben. Ihre Hoheit sprengte mit ihrem Lakai durch den Wald.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war der Tag nach der Aufführung von „Romeo und Julia“.

Frau von Pöllnitz hatte Stunde bei Mademoiselle Leterrier. Komtesse von Hartenstein war auch gekommen. Sie mußte „mit einem Menschen sprechen, — meine Gute —“

„Ich sah es ja,“ sagte Frau von Pöllnitz. „Ihre Hoheit erhob sich gleich nach der Balkonscene.“

„Und ging allein — mit einem Lakaien“

„Nach Hause?“ fragte Mademoiselle Leterrier.

„Im Schloß sah man Ihre Hoheit um elf Uhr, meine Gute.“

„Um elf Uhr?“ Mlle. Leterrier zog die Worte aus, als wolle sie alle Verbrechen, die man von der Balkonscene bis elf Uhr begehen konnte, hineinzwängen.

„Wie sah Ihre Hoheit aus?“ sagte Mademoiselle wieder.

„Ich sah sie nicht —“ Komtesse von Hartenstein war geradezu geknickt — „Ihre Hoheit waren ohne Hut . . .“

„Es ist immer Herr Kaim,“ sagte Frau von Pöllnitz, „der die Nerven Ihrer Hoheit attackiert.“

Sie hatte den Klemmer abgenommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit war sehr bleich gewesen, als sie nach der Balkonscene aus ihrer Loge kam.

Der Lakai, der im Vorgemach der Loge saß, war aufgewacht.

„Kommen Sie,“ sagte Ihre Hoheit.

Ihre Hoheit ging die Treppe hinunter und durch das Vestibül hinaus. Sie hatte nur einen Schleier um den Kopf und einen Mantel um die Schultern geworfen.

Sie ging durch den Theaterpark über die Allee in den Schloßpark. Sie öffnete die Pforte zu Onkel Otto Georgs Rosengarten — die Büsche waren kahl — ohne Laub — und stieg die Terrasse hinauf.

Sie ging eilig, der Lakai folgte Ihrer Hoheit in einem Abstand von zehn Schritten, er ging in strammer Haltung und mit demselben Gesicht, womit er bei der Tafel servierte.

Ihre Hoheit ging und ging. Sie mußte gehen. Es war ihr, als zerträte sie bei jedem Schritt etwas mit ihrem Absatz.

Manchmal stemmte sie die Hand gegen die Brust, als würde es ihr schwer zu atmen. Und sie fing mit gebeugtem Kopf und zu

Digitized by Google

Boden gesenkten Augen an, langsamer zu gehen, ganz langsam.

Die Stirn Ihrer Hoheit brannte. Das Denken war Maria Karolina so ungewohnt; es war ihr wie ein großer Schmerz. Sie stieg die Treppe hinauf, bis auf die oberste Terrasse.

Sie ging einige Schritte und blieb stehen. Der Mond war halb von Wolken verhüllt. Unter ihr lag der Garten wie eine undeutliche Schlucht, von dem Riesenkoloß, dem Schloß, begrenzt. Scharf zeichnete sich das lange gleichmäßige Dach von dem Himmel und den Wolken ab. Ihre Hoheit stand unbeweglich und sah auf das herzogliche Schloß hinunter.

Der Lakai stand in einem Abstand von zehn Schritten. Er stand wie eine Schildwache, die das Gewehr präsentiert.

Alle Gedanken schwanden Ihrer Hoheit. Die Worte — die flammenden Worte, es war, als drängten sie auf sie ein. Der Schmerz — wüßte sie, was für ein Schmerz es war — hatte sie wie ein plötzlicher Stich durchzuckt.

Ihre Hoheit sah nur die langen, grünen Linien des Schlosses, das zu ihren Füßen lag.

Und mit einem Mal, während sie auf dies Grün hinstarrte, sah sie Onkel Otto Georgs Bild vor sich. Sie sah ihn im blauen Saal vor dem Feuer sitzen, das magere, spitze Gesicht in die Hände gestützt; bleich starrte er mit seinen erloschenen Augen in die Flammen.

Und sie fühlte Onkel Otto Georgs Hand sanft durch ihr Haar gleiten, und sie hörte ihn, wie er sich lächelnd zu ihr niederbeugte, leise, fast murmelnd sagen:

„Pauvre enfant — pauvre enfant."

Der Lakai trat wartend von einem Bein auf das andre.

Ihre Hoheit wandte sich um und ging auf die Terrasse zurück. Die große Uhr des Schlosses schlug viele Schläge in die stille Nacht hinaus.

Sie fühlte sich plötzlich so müde, als sie die Treppe hinunterstieg.

Der Mond war aus dem Gewölk hervorgetreten, und die Wege in Onkel Otto Georgs Rosengarten schimmerten hell.

Ihr Kopf brannte — ihr war es, als könnten die Füße sie nicht mehr tragen.

Sie sah plötzlich den Lakaien, er ging an ihr vorüber, um die Pforte zu öffnen — sie hatte ihn ganz vergessen. Er stand im Licht, das Profil ihr zugewandt, mit dem Hut in der Hand, schlank und jung. Es gab einen Ruck in Maria Karolina, so daß sie einen Moment stehen blieb.

Der Lakai drehte sich um und hob ein wenig den Blick.

„Schließen Sie zu," sagte Ihre Hoheit die Prinzessin Maria Karolina und ging an ihm vorüber durch die Pforte.

Der Lakai schloß die Pforte.

Ihre Hoheit befahl der Kammerjungfer, die Kandelaber auf dem Kamin anzustecken.

Sie ließ Seiner Hoheit dem Herzog bestellen, daß sie sich nicht ganz wohl befinde.

„Sie können gehen, ich brauche Sie nicht."

Der Lakai trieb sich auf dem Korridor herum.

„Wo waren Sie nur," sagte die Kammerjungfer.

„Auf der Terrasse, Fräulein."

„So? Franz — Sie sind unausstehlich. — Was wollte Ihre Hoheit da?"

„Wir gingen," sagte der Lakai.

„Gingen?"

„Ja — und standen wie Statuen" —

„Und schwärmten den Mond an — Was?"

„Ich habe keinen Mond gesehen — Fräulein."

Der Lakai fing sich auf dem dunkeln Korridor die Kammerjungfer zu einem Kuß und noch zu einigen mehr.

„Idiot," sagte sie und lief ihm davon.

Die Kammerjungfer ging in die Gemächer Ihrer Hoheit der Prinzessin Maria Karolina zurück. Sie glaubte bestimmt, Ihre Hoheit da drinnen weinen zu hören.

— — — — — — — — — — — —

Der Intendant des Hoftheaters war zur Tafel geladen.

Der Intendant sprach von der kommenden Saison und der Veränderung des Personals.

„Herr Josef Kaim hatte eine Aufforderung nach Dresden erhalten," sagte der Intendant. Er saß Ihrer Hoheit vis-à-vis.

Digitized by Google

„Dann geht er wohl," sagte Seine Hoheit der Herzog.

„Er stellt große Forderungen," sagte der Intendant.

Seine Hoheit der Herzog nahm sich Karpfen.

„Sehr große . . . ."

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina betrachtete interessiert ein kleines Stück Eis, das in ihrem Weißwein herumschwamm.

„Ja, Herr Kaim ist ein . . . . Zukunftsstern," sagte der Intendant.

„Wenn die Zukunft kommt" — Seine Hoheit lachte — „wird er sich ja doch aus dem Staube machen — lassen Sie ihn nur jetzt schon laufen — mir brüllt er zu laut . . ."

Der Intendant schwieg und sah von seinem Teller zu Ihrer Hoheit hinüber.

„Ja," sagte sie „Herr Kaim ist gewiß ein großes Talent."

Ihre Hoheit fuhr fort, sich mit dem kleinen Stück Eis in dem Weißweinglase zu beschäftigen . . . „Er wird gewiß eine große Zukunft haben."

„Sicherlich . . ." Jetzt kam die Reihe, blauen Karpfen zu nehmen, an den Intendanten. „Das glaube ich sicherlich . . ."

„Hm," sagte Seine Hoheit der Herzog — „von der Art giebt es genug."

An demselben Abend wurde Herrn Hofschauspieler Josef Kaim sein Abschiedsgesuch vom herzoglichen Hoftheater bewilligt.

Herr David von Pöllnitz vergaß seine Galoschen anzuziehen, in solcher Eile jagte er vom Theater nach Hause.

Erst aß Herr von Pöllnitz. Herr von Pöllnitz hatte stets sehr starken Appetit, und trank jeden Abend drei Bowlen Thee. Herr von Pöllnitz wagte wegen der drohenden körperlichen Ungeeignetheit für Heldenrollen kein Bier zu trinken.

„Lieber Freund," sagte Herr von Pöllnitz, „Bier — ist ja mein Lieblingsgetränk — — — Lieber Freund, aber was thut man nicht für die Kunst."

Herr von Pöllnitz hatte die zweite Bowle getrunken. Er fing an sich wohler zu fühlen.

Er legte die Arme auf den Tisch und sah Frau von Pöllnitz starr an.

„Marianne," sagte er „weißt du, was passiert ist?"

Wer Herrn von Pöllnitz nicht kannte, hätte sich etwas Welterschütterndes gedacht.

Frau von Pöllnitz sagte trocken: „Nein, David."

„Liebe Marianne" — Herr von Pöllnitz sah mit aufgerissenen Augen in die Luft — „was ist vorauszusehen?"

Herr von Pöllnitz machte eine Pause und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Es ist nichts vorauszusehen, Marianne," sagte er.

Herr von Pöllnitz fiel auf den Stuhl zurück. „Nein, — man sieht nichts voraus," wiederholte er.

„Weshalb fragst du mich nicht, was ich damit meine?"

„Was du damit meinst?" Die Frau wurde nervös.

„Herr Kaim hat seinen Abschied bekommen."

Herr von Pöllnitz faltete über dem Teller die Hände.

„Das Vieh," sagte Frau von Pöllnitz.

„Vieh?"

„Ich sage: das Vieh," sagte Frau von Pöllnitz.

Frau von Pöllnitz bediente sich bei solchen Gelegenheiten sehr krasser Ausdrücke.

„Bist du fertig, David," fragte Frau von Pöllnitz.

„Ja," Herr von Pöllnitz erhob sich ruhig und rückte den Stuhl unter den Tisch. „Gesegnete Mahlzeit, mein Kind."

Herr von Pöllnitz saß in der Wohnstube im Lehnstuhl, die Hände auf den Lenden.

Er klappte sich schweigend auf den Körperteil, wo die meisten Menschen ein Gehirn sitzen haben.

— — — — — — — — — — — —

Es war der vierzehnte Mai, der Tag, an dem die Saison des Hoftheaters abschloß.

Ihre Hoheit war nach der Tafel in die Berge nach dem Jagdschloß gefahren. Komtesse von Hartenstein war unpäßlich. Ihre Hoheit war allein. Sie saß im Eckſaal vor dem Erkerfenster.

Das war von Kindheit an Ihrer Hoheit Lieblingsplatz gewesen.

Die Höhen fielen ganz allmählich ab; die frischen Blätter der Linde glänzten hell zwischen

Digitized by Google

den Fichten und Tannen. Unten sah man das Thal mit seinen zerstreut liegenden Bauernhäusern und Feldern, die die Hecken wie dunkle Linien durchschnitten. Hier und dort einen einsamen Baum — und den Fluß in blauer Ferne. Eine Wolke von leichtem Nebel entstieg abends seinem Lauf.

Die gegenüber liegenden Höhen schimmerten noch in der Sonne. Es war, als lägen sie ganz nahe — weißgekalkte Bauernhöfe mit hohen Pappeln vor der Thür warfen Riesenschatten über die Berge, Felder und die Böschungen der Wälder; alles lag im rötlichen Licht der Sonne.

Die Höhen und das Thal waren das ganze herzogliche Land.

Es wurde an der großen Glocke der Schloßpforte geläutet, und Ihre Hoheit hörte die Schritte des Kastellans, der über den Schloßhof ging.

Sie hörte, wie die Pforte geöffnet wurde, und hörte Stimmen heraufdringen.

Der Kastellan kam über den Hof zurück.

„Wer ist da?" fragte Maria Karolina.

„Es ist eine Gesellschaft, Hoheit, die gern das Schloß besehen möchte. — Ich sagte, ich wollte Hoheit um Erlaubnis fragen."

„Natürlich können sie das Schloß besehen," sagte Maria Karolina.

Sie blieb vor dem Erkerfenster stehen, als der Kastellan nach der Pforte zurück ging.

Ihre Hoheit trat ein paar Schritte zurück, als sie Josef Kaim erblickte. Sie stand einen Augenblick neben dem Eichtisch, dann ging sie eilig nach der Thür.

Die Gesellschaft war schon auf der Treppe. Ihre Hoheit stieg ein paar Stufen hinunter, dann blieb sie stehen.

Es waren sechs bis acht Menschen — Leute vom Theater.

Die Damen knixten, und die Herren blieben sich verbeugend stehen.

Ihre Hoheit hielt sich am Geländer fest.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen das Schloß zu zeigen," sagte sie.

Die Gesellschaft blieb etwas geniert stehen. Eine der Damen faßte sich zuerst und sprach ihren Dank aus.

„Wollen Sie, bitte, die Treppe heraufkommen," sagte Ihre Hoheit.

Sie betraten den Speisesaal. Ihre Hoheit kannte jeden einzelnen vom Theater her mit seinem Namen.

Wenn die Schauspieler antworteten, flüsterten sie ehrerbietig. Allmählich fanden sie sich in die Situation, aber sie machten etwas zu zierliche Verbeugungen und drückten mit den aufgerissenen Augen etwas zu großes Interesse aus.

Die Damen stießen vor jedem Gegenstand kurze, verschieden betonte „Ah's" aus. Josef Kaim blieb hinter den andern zurück. — Er verweilte vor den Fenstern und blieb dann im Erker stehen.

Er antwortete nur mit „Ja" und „Nein" auf ein paar Fragen, die Ihre Hoheit an ihn richtete.

Ihre Hoheit erzählte von der durchschossenen Fahne, die unter der Zimmerdecke hing. Es war eine Trophäe aus dem dreißigjährigen Krieg.

Die andern gingen weiter. Josef Kaim stand mit den Händen in den Jackentaschen und betrachtete die Fahne.

Ihre Hoheit erzählte von den Gemälden im Bildersaal. Die ganze Gesellschaft drängte sich vor einem Gemälde von Maria Stuart zusammen.

„Sie sieht so ‚dürftig' aus," entfuhr es dem kahlköpfigen Komiker.

„Ja, sie war keine Schönheit," sagte Ihre Hoheit.

Es wurde Wein in den Speisesaal hinauf gebracht, Rheinwein in großen Kühlern.

Ihre Hoheit bat sie, ein Glas auf einen frohen Sommer zu leeren. — Die Gesellschaft fühlte sich sehr geehrt und trippelte im Gänsemarsch in den Speisesaal zurück. Es wurde eingeschenkt. Ihre Hoheit stieß mit jedem an. Die Damen lasen flüsternd die Inschriften auf den altdeutschen Gläsern, und die Herren nahmen kleine Schlucke von dem Wein und blickten sich, mit der Zunge vor Entzücken schnalzend, von der Seite an.

Es war ein ganz gewöhnlicher Tischwein.

Es fing an zu dämmern. Neue Flaschen kamen in Kühlern, und die Herren und Damen standen plaudernd umher. Der Glatzen-Komiker machte halblaute Witze, in der Hoffnung, von Ihrer Hoheit gehört zu werden,

Digitized by Google

und vollführte „seine Bewegung", eine Drehung mit der ausgespreizten Hand in der Luft, die mit einem klatschenden Schlag auf seinen Kugelbauch endete. Die Gallerie wälzte sich vor Lachen, wenn er „seine Bewegung" machte.

Ihre Hoheit hatte niemals rechten Sinn für Komik gehabt. Sie ging mit dem Glas in der Hand an dem Erker vorbei und in die Turmstube hinein; die Thür zum Speisesaal stand offen.

Ihre Hoheit fuhr leicht zusammen: „Sie hier —" sagte sie, „Herr Kaim — Sie stehen hier allein."

„Ich — sah mir etwas an," sagte Herr Kaim. Die kurzen Sätze kamen immer so eigentümlich stoßweise heraus. „Hoheit" vergaß er fast bei jeder Gelegenheit zu sagen.

„Sie haben gewiß nie unsere Schätze gesehen, Herr Kaim?" sagte Ihre Hoheit. Sie hatten beide eine Weile geschwiegen, und er war im Begriff fortzugehen.

„Schätze — Hoheit?"

Ihre Hoheit nahm ein Schlüsselbund aus einem Kasten und öffnete einen kleinen Wandschrank. „Er will nicht aufgehen," sagte sie. Endlich gelang es ihr. „Ja, das hier ist unser Museum."

Herr Kaim stand mit gebeugtem Kopfe vier bis fünf Schritte von ihr entfernt.

Ihre Hoheit nahm ein kleines Schreibzeug aus dem Schrank. „Das hat Napoleon gehört," sagte sie und reichte es ihm hin.

Er nahm es und besah es. „Ja — so . . ." Er blieb geniert in derselben Entfernung von Ihrer Hoheit stehen und drehte das Tintenfaß zwischen den Händen.

Ihre Hoheit betrachtete ihn von der Seite, als er auf den Museumsgegenstand in seinen großen Händen hinsah.

„Ja, so," sagte er wieder und setzte das Schreibzeug auf den Tisch.

Maria Karolina lächelte wider Willen, als sie Napoleons Tintenfaß in den Schrank zurücksetzte. Und während sie lächelte, fühlte sie den tiefsten Schmerz ihres ganzen Lebens.

„Ja," sagte sie, „er führte ja mit Rußland Krieg." Sie wußte nicht, daß sie gesprochen hatte, ehe sie den Laut der Worte hörte, der gleichsam wie aus weiter Ferne zu ihr drang.

Ihre Hoheit nahm einen kleinen goldenen Stab aus dem Schrank.

Josef Kaim befühlte die Steine, die in einem Kranz rund um den Stab saßen.

„Das ist ein Szepter," sagte Maria Karolina. „Es hat Maria Stuart gehört."

Es gab einen Ruck in Josef Kaim. „Maria Stuart," sagte er. Er ging mit dem Szepter in der Hand ans Fenster.

Es war fast dunkel, sodaß sie, obgleich sie dicht beieinander vor dem Fenster standen, kaum ihre Gesichter sehen konnten.

Josef Kaim hielt das kleine Szepter etwas von sich und fuhr fort, es zu betrachten.

Drinnen im Speisesaal hatte der Komiker wieder „etwas gesagt". Die andern lachten laut auf.

„Sie verlassen uns, Herr Kaim," sagte Ihre Hoheit leiser, wie man im Dunkeln spricht.

„Ja," sagte er, „ich gehe nach Dresden."

Er blieb mit dem Szepter in der Hand stehen.

„Ja," sagte er noch einmal.

Was half es ihr? Er sprach tiefer, mit der eigenartig dunklen Klangfarbe.

Ihre Hoheit fuhr zusammen.

„Nein," sagte sie leise.

Josef Kaim reichte Ihrer Hoheit das Szepter hin.

„Danke," sagte er, „hm — sie — es ist was Eigenes um solch alte Sachen."

Ihre Hoheit zitterte, als sie das kalte Gold des Scepters berührte. Ihr Gesicht war so bleich im Dunkel.

Sie schwiegen beide. Drinnen hatte der Komiker gewiß wieder seine Bewegung gemacht.

„Ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück, Herr Kaim," sagte Ihre Hoheit; sie ging einen Schritt vor.

Josef Kaim sah auf. Er hatte früher niemals gehört, daß die Stimme Ihrer Hoheit einen solchen Wohlklang hatte.

„Ich schulde Ihnen —" der Ton klang wieder so milde — „vielen Dank für den Winter — — vielen —"

Ihre Hoheit streckte die Hand aus. Aber Herr Kaim sah es im Halbdunkel nicht. Er

Digitized by Google

verneigte sich nur, als Maria Karolina den Kopf beugte.

— — — — — — — — — — — — —

Maria Karolina lehnte sich einen Augenblick gegen die Wand, ehe sie im Speisesaal ein letztes Glas mit ihren Gästen trank.

Die Gesellschaft verabschiedete sich.

Vom Bergabhang unten hörte man ihr Lachen und Singen.

„Sie ist garstig," sagte Josef Kaim. „Aber eine schöne Stimme hat sie — ein merkwürdig weiches Organ — so voll klingt es . . ."

Maria Karolina stand im Erker. Sie hatte das Fenster aufgestoßen.

Über den Höhen und dem Thal dunkelte es. Es war, als strahle die ganze Natur Frische und Wohlgeruch aus, Wald und Erde.

Maria Karolina beugte sich weit aus dem Erkerfenster. Der Kastellan war noch etwas vor der Pforte stehen geblieben; jetzt schlug er sie zu und kehrte über den Hof zurück. Maria Karolina hörte auf den Gesang da unten.

Er wurde leiser und verhallte.

Es wurde ganz stille in der Dunkelheit.

— — — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit wandte sich erschreckt um. Ihr war, als käme jemand hinter ihr in die Stube.

Es war nur die Fahne aus dem dreißigjährigen Kriege, die im Zug hin- und herwehte und gegen die Wand schlug.

Ihre Hoheit fuhr durch den Wald nach Hause. — —

— — — — — — — — — — — — —

Herr von Pöllnitz hatte bei seinen Theebowlen eine neue Begebenheit zu melden.

„Denke dir bloß, Marianne — Hoheit führte sie selbst herum . . ."

„Weshalb warst du nicht mit?" fragte Frau von Pöllnitz.

„Liebe Freundin — wer konnte das wohl wissen? — —"

„Du weißt niemals was, David," sagte Frau von Pöllnitz ein wenig scharf. „Gieb mir deine Tasse."

Herr von Pöllnitz bekam die dritte Tasse.

„Marianne," es kam wie ein Ausruf, mit über den Tisch gestreckten Händen, und Herr von Pöllnitz machte eine seiner großen Kunstpausen. „Marianne," sagte er, „es geht etwas vor . . ."

„Was?" fragte Frau von Pöllnitz.

„Ja —" sagte Herr von Pöllnitz und pausierte wieder — „wenn man es wüßte."

Frau von Pöllnitz sah zu ihrem Mann hinüber. Sein „Toupet" saß schief.

— — — — — — — — — — — — —

Den fünfzehnten Mai war Schluß der Saison im Hoftheater. Es wurde „des Meeres und der Liebe Wellen" gegeben. Herr Josef Kaim spielte den Leander.

Der Bericht im Residenztageblatt schloß so: „Ihre Hoheit die Prinzessin Maria Karolina blieb bis zum Schluß der Vorstellung zugegen. Nach dem dritten Akt ließ Ihre Hoheit dem scheidenden jugendlichen Helden und ersten Liebhaber unseres Hoftheaters, Herrn Josef Kaim, einen prachtvollen Lorbeerkranz überreichen."

Am nächsten Tage ging der herzogliche Hof nach seiner Sommerresidenz in das italienische Schloß.

Der Sommer verging.

VI.

Ein Fest nach dem andern wurde in diesem Herbst gefeiert.

Seine Hoheit der Erbprinz Ernst Georg verlobte sich mit seiner Cousine, der Erzherzogin Elisabeth und heiratete im Oktober. Die Vermählung fand in Wien statt.

Seine Hoheit der Herzog und Ihre Hoheit die Prinzessin reisten einen Tag vor der Hochzeit nach Wien.

Die Erzherzogin Elisabeth war blond und dünn wie eine Bohnenstange. Sie hatte eine rosenrote Toilette an. Sie ließ sich von Seiner Hoheit dem Herzog zweimal auf den Mund küssen und von Prinzessin Maria Karolina auf beide Wangen.

Sie lächelte unablässig, sagte ihre französischen Phrasen her, als ob sie sie aus einem „Parleur" auswendig gelernt hätte, und schob stets die Oberlippe vor, um ein paar zu große Zähne zu verbergen.

Nach der Familientafel bei Ihren kaiserlichen Hoheiten, den erzherzoglichen Eltern, saß man in dem täglichen Gemach.

Digitized by Google

Seine Hoheit der Erbprinz Ernst Georg unterbrach seine Braut, die über ihre Stickerei gebeugt am Tische saß.

Prinzessin Maria Karolina besah eine Aquarellmappe.

Sie litt bei der Unterhaltung der Verlobten, die so verbindlich und inhaltlos klang und so häufig durch Pausen unterbrochen wurde.

Maria Karolina sah die Aquarelle wie durch einen Schleier.

Ihr Herz war so voll und so beklommen.

Beim Kaffee hatte die Erzherzogin Elisabeth einen Augenblick in einer Fensternische gestanden. Maria Karolina war zu ihr gegangen.

Erzherzogin Elisabeth lächelte, und sie standen beide eine Weile nebeneinander und zupften an den Blättern einer großen Pflanze.

Endlich nahm Maria Karolina die Hand der Erzherzogin in die ihre und sagte.

„Glauben Sie" — sie sagte es atemlos und bewegt auf deutsch — „daß Sie glücklich sein werden?"

Die Erzherzogin fuhr ganz erschreckt zusammen und löste ihre Hand aus der Maria Karolinas.

„Mais oui — cousine — je suis heureuse," sagte sie.

Prinzessin Maria Karolina trat einen Schritt zur Seite, und einige Augenblicke standen sie schweigend nebeneinander und sahen in den Palaisgarten hinaus.

Um 10 Uhr zogen sich die Herrschaften in ihre Gemächer zurück.

Seine Hoheit der Erbprinz sagte oben in Seiner Hoheit des Herzogs Appartement „Gute Nacht".

Seine Hoheit hatte dem Herzog „Gute Nacht" gesagt und wandte sich zu Prinzessin Maria Karolina.

„Gute Nacht — Mis," sagte er.

„Gute Nacht."

Prinzessin Maria Karolina legte ihre Hand auf seinen Arm: „Ernst Georg," sagte sie. Es klang wie in Angst.

Der Erbprinz nahm die Hand seiner Schwester; sie sahen sich einen Augenblick still an.

„Gute Nacht, Maria Karolina," sagte er.

Prinzessin Maria Karolina wandte sich um. Sie hörte seinen Säbel über den Teppich klirren, als er fort ging.

Seine Hoheit der Herzog ließ die Karten laut auf den Tisch fallen.

Seine Hoheit wartete auf seine Partie Piquet vorm Zubettegehen.

„Maria Karolina," rief Seine Hoheit.

Prinzessin Maria Karolina setzte sich, und Seine Hoheit mischte die Karten.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage fand die Trauung in der Hofburgkapelle statt.

Ihre kaiserliche Hoheit die Erzherzogin Elisabeth zeigte während des ganzen Ceremoniells ein glückliches Lächeln.

Nach dem Hochzeitsfrühstück nahm das junge Paar Abschied. Die hohe Braut trug ein zart lichtgrünes Reisekostüm und einen Kapotthut mit Rosenknospen.

Sie wurde von allen Herrschaften auf die Wangen geküßt.

Ihre Hoheit die Prinzessin Maria Karolina stand am Fenster und sah in den Hof des Palais, als sie fortfahren sollten.

Der Erbprinz führte seine Braut an den Wagen. Die Erzherzogin grüßte lächelnd die Lakaien, die aufgereiht vor dem Ausgang standen.

Dann fuhren ein Paar große Windspiele über den Hof und sprangen an der Braut hinauf.

Sie löste den Arm aus dem des Erbprinzen und umarmte die Hunde. Sie bellten und legten die Vorderpfoten auf ihre Brust. Die Erzherzogin lehnte ihren Kopf an den Hals der Hunde und blieb mit den großen Tieren auf dem Hofe stehen.

Als die hohe Braut den Wagen bestieg, weinte sie, das Gesicht in das feine Spitzentaschentuch drückend. Die Pferde stampften, und das Schloßthor wurde auf und wieder zu gemacht. Das hohe Paar war fort.

— — — — — — — — — — — —

Nach einem Monat geruhten Seine Hoheit der Herzog Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina gnädigst zur Äbtissin des adeligen Klosters Eisenstein zu ernennen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina hielt ihren Einzug ins Kloster nach alter Sitte.

Digitized by Google

Junge Mädchen streuten auf dem Bahnhof mit vor Kälte blauroten Armen Blumen. Die Feuerwehr blies Horn und bildete die Ehrenwache.

Nach dem Einzug war in der Klosterkapelle Gottesdienst. Auf den Kirchenstühlen saßen die alten Damen in ihrer Ordenstracht kerzengerade. Fräulein von Salzen wurde von der kleinen Priorin hineingeführt; es wurde immer schlimmer mit dem gnädigen Fräulein von Salzen; jetzt waren beide Augenlider gelähmt, so daß sie fast ganz geschlossen waren. Der Pastor sprach über den Bibelvers: „Und ich will euch meinen Frieden geben in Ewigkeit".

Mitten durch die Predigt hindurch hörte man des alten Fräulein von Salzens „Ach — ja — ach ja —".

Nach dem Gottesdienst war Cour im Ordenssaal.

Der Äbtissinnenstuhl stand unter einem Baldachin mit dem herzoglichen Wappen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina ließ die Damen zum Handkuß zu.

Die alten Damen schwankten eine nach der andern durch den Saal und verneigten sich und beugten den Kopf über Ihrer Hoheit Hand. Sie zitterte leicht, als sie die alten, kalten Lippen darauf fühlte.

Ihre Hoheit lächelte unausgesetzt und sah die alten Fräulein mit den nickenden grauen Köpfen zurückschwanken.

Sie hörte das ununterbrochene „Ach — ja — ach — ja" des alten Fräuleins von Salzen, und immer von neuem beugte sie den Kopf und fühlte die Lippen auf ihrer Hand.

Die Priorin Reichsgräfin von Waldeck schritt durch den Saal auf den Baldachin zu. Sie trug die Schlüssel des Klosters auf einem roten Kissen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina hatte das Gefühl, als schwanke der Boden unter ihr, als sie sich niederbeugte und die goldenen Schlüssel berührte.

Halb knieend empfing die Priorin sie zurück. Ihr langer Schleier flutete über das Kissen und seine Schlüssel.

„Ach ja — ach ja," klang das leise Mitsichselbstreden der alten von Salzen durch den Saal. Der Feuerwehrchor unten im Hof setzte ein. Sie bliesen den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum", für sieben Hörner arrangiert.

VII.

Ihre Hoheit saß in ihre Ecke zurückgelehnt, den Kopf in die Hand gestützt. — Ihrer Hoheit war das Buch vom Schoß auf den Teppich geglitten — sie hatte das Eintreten der Kammerjungfer überhört.

Ihre Hoheit ließ die Hand sinken und fuhr zusammen. Es war ganz dunkel geworden.

„Ist da jemand?" fragte sie.

„Ich bin es, Hoheit," sagte die Kammerjungfer.

„Ach ja," Ihre Hoheit stand auf „es ist ja spät geworden."

Es ist die höchste Zeit. —

„Wollen Sie die Lichter anzünden — hier auf dem Kamin. . . . Ich komme gleich."

Ihre Hoheit beobachtete die Hand der Kammerjungfer, als sie die Lichter anstecke. „Wie viel ist die Uhr?" fragte sie.

„Sieben, Hoheit."

„Schon sieben? — Gut, ich komme gleich. . . ."

Die Kammerjungfer hatte die Lichter angezündet und ging.

Ihre Hoheit sah im Spiegel nach, ob jemand sehen könnte, daß sie geweint hätte. Sie stützte vor dem Kaminspiegel einen Augenblick den Kopf in die Hand, ehe sie sich abwandte und hinausging.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina ließ sich ankleiden. Sie trug eine burgunderrote Toilette mit Spitzen.

Um halb neun fuhren die hohen Herrschaften aufs italienische Schloß zum Hoffest.

— — — — — — — — — — — — —

Herr und Frau von Pöllnitz waren zum ersten Mal bei Hofe gebeten. Herr von Pöllnitz sah das als ein sicheres Zeichen dafür an, daß er am ersten September als Intendant eingesetzt werden würde.

Herr von Pöllnitz war niemals so erregt gewesen. Während acht Tagen verbeugte er sich mit aimablem Lächeln vor allen Spiegeln. Er fing schon um sechs Uhr an, Toilette zu machen. Sein Magen machte ihm Schwierigkeiten. Er konnte solche Gemütsbewegungen nicht ertragen.

Digitized by Google

Herr von Pöllnitz stand in Hosenträgern und besah im Spiegel seine Beine.

„Es ist ein großer Fehler, daß man bei Hofe nicht in Kniehosen geht," sagte Herr von Pöllnitz.

„Aber es wird dahin kommen — es wird dahin kommen." Herr von Pöllnitz bespiegelte seine beiden Beine.

„Es kommt dazu — man muß uns doch —" Herr von Pöllnitz vertiefte sich noch einmal in seine beiden Beinrundungen — „gestatten, Phantasie zu haben."

Herr von Pöllnitz erklärte nicht, was er damit meinte. Er krümmte sich vor Schmerzen.

„Bist du fertig, Pöllnitz?" fragte sie.

Herr und Frau von Pöllnitz bestiegen den Wagen.

„Ja — aber — Marianne — was sagt man nun zu den Hoheiten — das —"

„Wenn du dich nur auf das Allernotwendigste beschränken möchtest, David."

Herr von Pöllnitz saß einen Augenblick still.

„Marianne," sagte er, „nach zwei Saisons muß man mir das Kreuz verleihen."

— — — — — — — — — — — —

Die Gesellschaft wartete auf die hohen Herrschaften im „Erbprinzensaal".

Die ersten im Rang standen von Thür zu Thür aufgereiht. Die übrigen trippelten hinter ihnen wie Schafe auf einem Geleise. Frau Hofapotheker war in Citronengelb mit einem Kranz von Farrenkrautblättern um den Ausschnitt.

„Weiß Gott — ob das anständig ist —" hatte Frau Hofapotheker zu der Näherin gesagt, die ihr beim Ankleiden behilflich war.

Frau Hofapotheker hatte ein Spitzenfichu umbinden wollen.

„Hof ist Hof, gnädige Frau," sagte die Näherin, und befestigte die Farrenkrautblätter auf dem Rücken der Frau Hofapotheker.

„Deshalb brauchen alte Vetteln aber nicht ihr Fleisch zu zeigen," sagte Frau Hofapotheker.

Die Näherin erschrak so, daß sie die Frau Hofapotheker mit der Nadel stach. Die Näherin nahm niemals solche Worte in den Mund.

Die Frau Hofapotheker zeigte auf dem Ball eine Fülle von salomonischen Reizen.

Sie stand im Erbprinzensaal an der Seite von Herren von Pöllnitz. Herr von Pöllnitz vertraute der Frau Hofapotheker seine Magenverstimmung an.

„Fürchterlich genant, liebe Freundin, fürchterlich genant — und jedes Mal, wenn ich eine neue Rolle spiele. . . ."

Frau Hofapotheker hatte Tropfen bei sich in der Tasche.

„Ich nehme immer eine kleine Flasche mit . . . ." sagte Frau Hofapotheker. „Man weiß niemals, wozu es gut ist."

Herr von Pöllnitz nahm die Choleratropfen in einer Ecke.

— — — — — — — — — — — —

Der Hofmarschall machte drei Schläge mit seinem Stab, und die Thür öffnete sich; die hohen Herrschaften traten mit ihrem Gefolge ein. Es wurde ganz still, alle knixten und verbeugten sich, als die Hoheiten durch den Saal an ihnen vorüber kamen.

Herr von Pöllnitz war in die erste Reihe hineingeraten und stand bei seiner Excellenz von Kurth. Die Hoheiten kamen vorüber.

Seine Hoheit unterhielt sich mit Excellenz Kurth.

„Ganz gewiß," sagte Herr von Pöllnitz.

„Sind Sie es, mein guter von Pöllnitz?" sagte Seine Hoheit der Herzog. Und die Reihen verneigten sich wieder auf dem Weg der Herrschaften, gleichsam wie unter einer wohlriechenden Douche untertauchend.

Seine Hoheit der Herzog führte Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina zu ihrem Platz nach dem grünen Saal.

Ihre Hoheit die Prinzessin hielt Cour für die anwesenden Damen.

Der Hofmarschall stand wartend an der Seite von Seiner Hoheit. Als die Cour beendet war, geruhte Ihre Hoheit, den Oberstleutnant Grafen von Dürchfeld zur ersten Quadrille auffordern zu lassen.

„Das Fest nahm den bei unserm Hofe gewöhnlichen, prachtvollen Verlauf," schrieb das Tageblatt.

Ein kleines Unglück ließ das Blatt aber unerwähnt.

Ausgang des Abends erwies Ihre Hoheit die Prinzessin Maria Karolina dem Hofschauspieler Herrn von Pöllnitz die Ehre, ihn zu einem Walzer auffordern zu lassen.

Digitized by Google

Herrn von Pöllnitz' Toupet verschob sich vor lauter Erregung.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war sehr gnädig gegen Herrn von Pöllnitz. Ihre Hoheit unterhielt sich während siebzehn Minuten mit Herrn von Pöllnitz.

„Jetzt haben Sie, Herr von Pöllnitz, ja König Philipps Rolle übernommen, nicht wahr?"

„Ja —" und Herr von Pöllnitz verneigte sich — „Ja, man wird alt, Hoheit," sagte er.

Ihre Hoheit lächelte: „Ja," sagte sie und sah einen Augenblick vor sich hin.

„Ja, — das ist wahr."

Ihre Hoheit erinnerte sich noch gut an den Don Carlos des Herrn von Pöllnitz. Später hätte er die Rolle von Marquis Posa gespielt . . .

Ja — Ihre Hoheit erinnerte sich.

„Das war damals mit dem jungen Mann zusammen — wie hieß er doch gleich? — er war nur so kurze Zeit hier . . ."

„Herr Kaim."

„Richtig — ja . . . Er hatte gewiß viel Talent — hört man jetzt etwas von ihm?"

Herr von Pöllnitz zog die Schultern in die Höhe.

„Hoheit — man nennt ihn in Berlin — eine Größe."

Herr von Pöllnitz verbeugte sich etwas ungeschickt.

Man hätte glauben können, daß eine leichte Röte die Backen Ihrer Hoheit färbte. Aber vielleicht war es nur der Wiederschein ihrer burgunderroten Robe, als sie den Kopf senkte.

„Ja — so — so hat er Carriere gemacht?" sagte Ihre Hoheit. Sie reichte Herrn von Pöllnitz den Arm zum Walzer.

Und da passierte es; Herr von Pöllnitz begriff es nicht, aber es geschah. Herr von Pöllnitz stürzte mit Ihrer Hoheit beim Walzer unter dem Kronleuchter hin.

„Meine Gute — was kann man anderes erwarten, wenn man mit einem Komödianten tanzt," sagte Fräulein von Hartenstein am nächsten Vormittag beim Kaffee zu Mlle. Leterrier. „Aber Ihre Hoheit hat Ideen. . . ."

Fräulein von Hartenstein rief mit einem stummen Blick den Himmel zum Zeugen an. Fräulein von Hartenstein hatte sich schon lange angewöhnt, über die illustren Persönlichkeiten „zu schweigen".

Ihre Hoheit hatte die Sache gutmütig aufgefaßt. Ein junger Referendar flog herzu, um Ihrer Hoheit aufzuhelfen.

„Helfen Sie nur Herrn von Pöllnitz," sagte sie.

Herr David von Pöllnitz lag am Boden und zappelte wie ein dicker Maikäfer, den man auf den Rücken gedreht hat. —

Kurz darauf ging man zum Souper.

Seine Hoheit leerte ein Glas auf „seiner Tochter, Ihrer Hoheit Prinzessin Maria Karolina Gesundheit und Wohl für das kommende Jahr und die folgenden".

Herr von Pöllnitz war im Ballsaal geblieben. Er stand an eine Säule gelehnt und betrachtete den Schauplatz seiner Unglücksthaten.

— — — — — — — — — — — — —

Nach dem Souper wurde Feuerwerk abgebrannt.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina ließ die Balkonthüren öffnen und ging auf den Altan hinaus.

Der Abend war milde, und ein sternenklarer Himmel lag über dem Garten. Die Raketen fuhren zischend in großen Lichtbogen in die Höhe und verlöschten. Auf dem Kanal funkelte es wie ein fallender goldener Regen.

Maria Karolina stand, in ihren Pelz gehüllt, über das Geländer gelehnt und blickte in sich versunken über den Garten nach den Höhen hinüber, als das Beifallsklatschen sie weckte.

Es war das gekrönte M. K. in grün und gelb.

Das M. und K. erlosch knatternd.

Die Prinzessin starrte auf ihren Namenzug über dem Wasser das Kanals.

Die Krone hielt sich und brannte noch.

Es sah aus, als glitte sie auf dem unbewegten Wasser des Kanals dahin.

Ihre Hoheit sah auf das Bild der Krone, bis es allmählich erlosch.

Digitized by Google

Die weibliche Gewerbeinspektion in Deutschland.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

In Deutschland hat man sich spät erst zur Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren entschlossen. Erst nach immer wiederholten Forderungen traten die Regierungen der Bundesstaaten „versuchsweise" und zögernd an diese Aufgabe heran; die süddeutschen Staaten, namentlich Hessen und Bayern, haben zuerst ein vorsichtiges Vorgehen auf diesem im Ausland längst erprobten Gebiet gewagt, und schließlich konnten sich auch die industriereichsten Staaten, Preußen und Sachsen, nicht mehr allein der geforderten Neuerung gegenüber ablehnend verhalten. Die Jahrhundertwende brachte auch in diesen beiden Staaten die endliche Erfüllung der Forderung, wenn auch nicht in dem von den Frauen gewünschten Umfang, so doch wenigstens in Gestalt eines Versuchs, der als Abschlagszahlung gelten kann. Damit hat die weibliche Gewerbeinspektion in allen Teilen Deutschlands ihren Einzug gehalten.

Ein so schwer errungenes Amt legt seinen ersten Trägerinnen ernste Verpflichtungen auf; sie arbeiten und stehen nicht für sich; sie arbeiten und stehen für die Sache, für die Institution. Ihr Auftreten und Thun, ihre ganze Wirksamkeit wird sorgfältig verfolgt. Die Gegner der Neu-Einrichtung beobachten sie mit Voreingenommenheit und sind allzeit bereit, eine etwaige ungünstige Erfahrung zu verallgemeinern; die Freunde der weiblichen Gewerbeinspektion erwarten mit ängstlicher Spannung Erfolge, um ihr Eintreten für die Reform damit rechtfertigen zu können. Die Zeitungen der verschiedensten Richtungen benützen jede Gelegenheit, um sich mit dem Auftreten der Fabrikinspektorin zu beschäftigen.

Bei diesem allseitigen Interesse ist es von größter Bedeutung, zu erfahren, wie sich schließlich die Kreise zur weiblichen Gewerbeinspektion stellen, die zumeist dabei beteiligt sind: nämlich die Arbeiterinnen, deren Wohl die Inspektorin dienen soll; die Arbeitgeber, mit denen sie zu verhandeln, zu rechnen hat; und endlich ihre vorgesetzten Behörden, die Ministerien und Gewerberäte, deren Organisation die weiblichen Beamten eingegliedert sind, deren Urteil für die weitere Entwicklung des weiblichen Inspektionsdienstes ausschlaggebend sein dürfte.

Über die Stellungnahme dieser Kreise geben die soeben erschienenen Berichte der Gewerberäte für das Jahr 1901 in umfassender Weise Auskunft; die Art der einzelstaatlichen Berichte läßt schon klar erkennen, wie verschiedenartig man in den einzelnen Landesteilen die Angelegenheit behandelt. Auf der einen Seite eine sachliche Darstellung des Wirkungskreises der Inspektorinnen, in der die Institution als gegebene, bewährte — ja fast selbstverständliche — vorausgesetzt ist, auf der andern noch immer der Versuch, zu beweisen, daß die Frau auf diesem Gebiet nichts andres oder besseres leisten kann, als ihr männlicher Kollege — mit der allerdings nicht ausgesprochenen, aber wohl stillschweigend gezogenen Folgerung, daß die weibliche Konkurrenz deshalb unberechtigt ist.

Erfreulicher Weise gehört der „Jahres-Bericht der Königlich Preußischen Regierungs- und Gewerberäte für 1901" [1]) zu den amtlichen Kundgebungen der ersten Art. Allerdings spricht der Bericht von der Thätigkeit der weiblichen Beamten in Berlin und Gladbach für sich selbst.

[1]) R. v. Decker's Verlag, Berlin 1902.

Digitized by Google

Aus Berlin kann berichtet werden, daß unter 75 Arbeitern, die im Bureau der Inspektion Auskunft erbaten oder Beschwerden vorbrachten, die weiblichen, welche die Assistentin aufsuchten, überwogen.

In Gladbach hat die Beamtin durch ihre Bemühungen, den Arbeiterinnen ihrer Dienstbereiche näherzutreten, den Erfolg erzielt, daß die anfängliche Zurückhaltung ihrer Schutzbefohlenen allmählich schwindet. Die Besuche in ihrer Sprechstunde sind von 6 im Vorjahr auf 13 gestiegen, und die Assistentin glaubt auch bei andern Gelegenheiten, die sie mit den Arbeiterinnen zusammenführen, wahrzunehmen, daß man ihr in zunehmendem Maße Vertrauen entgegenbringt. Einen durchschlagenden Erfolg ihrer Thätigkeit meint sie aber erst dann erwarten zu können, wenn es gelänge, bei den Arbeiterinnen ein besseres Verständnis für die Zwecke und Aufgaben der weiblichen Fabrikaufsicht zu wecken, als es zur Zeit noch im großen Durchschnitt vorhanden ist. Aus dem Berliner Bezirk wird besonders hervorgehoben, daß mit Hilfe der Assistentin bei der Inspektion mehr als früher Konfektionsgeschäfte berücksichtigt werden konnten, die Maßschneiderei in großem Umfange betreiben. Wie notwendig die Ausdehnung der Gewerbeaufsicht auf solche Betriebe ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Allerdings versuchten die Unternehmer und Betriebsleiter solcher zum Teil über 100 Personen beschäftigenden Maßwerkstätten mehrfach, den Beweis zu erbringen, daß ihre Betriebe nicht als Fabriken anzusehen seien und deshalb den Fabrikgesetzen auch nicht unterständen. Die Gewerbeaufsichtsbeamten haben diese Auffassung nicht zu teilen vermocht und die Berliner Gerichte wie auch das Reichsgericht haben sich in mehreren Fällen ihrer Ansicht angeschlossen.

Die erfolgreiche Wirksamkeit der beiden preußischen Assistentinnen hat schließlich auch in der Anstellung einer dritten und vierten Assistentin am 1. April 1902 ihren Ausdruck gefunden. Allerdings erscheint die Zahl von vier weiblichen Beamten einem Heer von 224 männlichen Inspektoren gegenüber noch gering; um so geringer, als die amtlichen Berichte eine Fülle von Mitteilungen über die Arbeitsverhältnisse der Arbeiterinnen enthalten, die eine vermehrte Aufsicht dringend wünschenswert erscheinen lassen. Hier sei nur hingewiesen auf die Wohnungsverhältnisse.

Aus dem Breslauer Regierungsbezirk wird lebhaft über die Unterkunftsräume von Wanderarbeitern und -Arbeiterinnen in Ziegeleien und Zuckerfabriken geklagt: in drei Anlagen schliefen die Arbeiter beiderlei Geschlechts in demselben Raume, in zwei Ziegeleien auf dem Fußboden, in drei solchen Anlagen in zweietagigen Bettgerüsten mit je vier nicht getrennten Lagerstätten. Über die unhygienische Beschaffenheit der Arbeiterwohnungen wird aus allen Teilen des Landes geklagt. Trotz der lebhaften Fürsorge, die von Gemeinden und Vereinen neuerdings für die Errichtung von guten Arbeiterwohnungen aufgewendet wird, lassen die Wohnverhältnisse noch alles zu wünschen übrig. In vielen Städten wurde eine Wohnungsinspektion eingerichtet, die auf die Beseitigung der größten Mißstände hinwirkte. Wie notwendig eine Verallgemeinerung dieser Einrichtung wäre, ergiebt sich beispielsweise daraus, daß in der Stadt Düsseldorf, die eine rege und erfolgreich arbeitende Inspektion eingerichtet hat, von 318 besichtigten Wohnungen 191 beanstandet und 108 als gänzlich ungeeignet zum Wohnen bezeichnet werden mußten.

Ähnliche Ergebnisse hatte die Thätigkeit der Kölner Wohnungsinspektion: 900 Wohnungen wurden als überfüllt und 300 als zu Wohnräumen ungeeignet gefunden. In Berlin zeigten die Ermittelungen über das Schlafstellenwesen, die von den Gewerbeaufsichtsbeamten vorgenommen wurden, namentlich in Bezug auf die unverheirateten Arbeiterinnen ein trübes Bild. Die Wohnung suchenden Mädchen begegnen sehr oft Mißtrauen und sind dann gezwungen, das erste beste Quartier zu nehmen. Der Bericht sagt darüber:

„Sie erhalten gegen Zahlung von 3 bis 6 Mark monatlich zur Benutzung ein Bett, das sie oft noch mit einem andern Mädchen teilen müssen, und Waschgelegenheit. Ein Platz in Kleiderschrank oder Kommode zur Aufbewahrung der Sachen wird nur ausnahmsweise zur Verfügung gestellt; der Aufenthalt in der Wohnung des Vermieters während der Tagesstunden wird meist nicht gestattet."

Digitized by Google

Diese traurigen Zustände führten vor vier Jahren zur Gründung des ersten Berliner Arbeiterinnenheims, das junge alleinstehende Arbeiterinnen wenigstens von dem Zwang befreien sollte, ihre Mußestunden auf der Straße — oder in schlechten Lokalen — verbringen zu müssen. Für eine geregelte Wohnungsvermittelung ist aber noch nichts geschehen. Das mag zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß die trostlosen Verhältnisse, unter denen die großstädtischen Arbeiterinnen leiden, noch viel zu wenig bekannt sind. Sozialpolitische Schriften werden von Laien selten gelesen; in die Tagespresse gehen solche Schilderungen in der Regel nicht über, und selbst, wenn das einmal geschieht, übermitteln die darstellenden Worte den meisten Lesern keine Begriffe vom Leben der Arbeiterinnen. Immer wieder kann man Fabrikanten begegnen, die Hunderte von Arbeiterinnen beschäftigen, die sich aber von dem entbehrungsreichen Leben, das das Wort „Schlafstelle" umschließt, keine Vorstellung machen können. „Es giebt eben Dinge, die man nicht im behaglichen Salon mit sattem Magen nachempfinden kann." [1])

Mehrfach erwähnt der preußische Inspektionsbericht den Wert weiblicher Werkmeisterinnen oder Aufseherinnen in den Fabrikräumen, namentlich in Bezug auf deren sittliche Einwirkung auf die Arbeiterinnen. So glauben die Betriebsleiter einer großen Cigarettenfabrik im Breslauer Bezirk die Abnahme der unehelichen Geburten der bei ihnen beschäftigten Arbeiterinnen der Frauenaufsicht zuschreiben zu dürfen; auch in einer Papierfabrik des Bezirks Siegen hat nach Mitteilung des Betriebsleiters die Anstellung einer weiblichen Aufsichtsperson einen merkbar günstigen Einfluß auf das Verhalten der Arbeiterinnen ausgeübt. Verschiedentlich klagen die Gewerbeaufsichtsbeamten auch darüber, daß die Fabrikleiter es an der nötigen Aufsicht in den Arbeitsräumen fehlen lassen. Dafür sprechen folgende Vorkommnisse:

„In einer Steingutfabrik des Magdeburger Bezirks hatten eines Montags ein 19jähriger Arbeiter, eine 15jährige und drei 16jährige Arbeiterinnen (14—16jährige Kinder dürfen bekanntlich nach der Reichsgewerbeordnung den Namen „jugendliche Arbeiter"!!) zusammengesteuert, um einen Liter Schnaps zu kaufen, den sie während der Frühstückspause aus Kaffeetassen tranken. Dabei wurde die jüngste Arbeiterin von den älteren derartig zum Trinken animiert, daß sie schließlich bewußtlos wurde und ins Krankenhaus übergeführt werden mußte, wo sie zwei Wochen lang darniederlag. Die strafrechtliche Verfolgung der älteren Arbeiterin, die in Erwägung gezogen wurde, mußte unterbleiben, weil das erkrankte Mädchen sich an der Bezahlung des Schnapses und an dem Genusse desselben freiwillig beteiligt hatte."

Der Fabrikleitung wurde bessere Aufsicht zur Pflicht gemacht.

In den Deckräumen einer Zuckerraffinerie, in denen Männer und Frauen gemeinsam arbeiten, pflegten infolge der dort herrschenden Wärme die Arbeiter mit entblößtem Oberkörper zu arbeiten. Der Betriebsleitung wurde von der Gewerbeinspektion aufgegeben, dafür zu sorgen, daß die Arbeiter stets genügende Kleidung trügen, andernfalls sollte sie die Beschäftigung von Arbeiterinnen einstellen. Sie wählte den ersteren Weg. In einer Lumpensortierungsanstalt führte die Meisterin darüber Klage, daß es ihr nicht möglich sei, die Arbeiterinnen an die so dringend notwendige Beobachtung der gesundheitlichen Vorschriften zu gewöhnen, weil sie bei ihrem Bemühen nicht den nötigen Rückhalt bei den Geschäftsinhabern fände. Auch klagen verschiedene Gewerbeinspektoren über Beschäftigung von Frauen bei ungeeigneten Arbeiten; so wurden mehrfach Arbeiterinnen bei der Bedienung von Dampfkesseln gefunden. Überhaupt sind Frauen leicht geneigt, die schmutzigste und beschwerlichste Arbeit, zu der sich ein Mann nur im äußersten Fall entschließt, selbst gegen schlechte Bezahlung zu übernehmen; vielleicht weil sie gewöhnt sind, als Hausfrauen manchen niederen und unsauberen Dienst als unbezahlte, häufig auch als nicht gewertete Arbeit zu leisten.

Wie hier die Erziehung durch die weibliche Gewerbeinspektion mancherlei ändern könnte, so dürfte auch bei der Einrichtung von Wohlfahrtsanstalten für die Arbeiterinnen, vorzüglich von Säuglings- und Kinderheimen, das Gutachten einer weiblichen Beamtin manches Gute wirken können.

---

[1]) Oda Olberg: Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion. Leipzig 1896.

Digitized by Google

Von diesen Anstalten sei das Kinderheim der Aktiengesellschaft für Schlesische Leinenindustrie in Volkenhain erwähnt. Das Heim umfaßt neben einer Kleinkinderbewahranstalt und einem Kinderhort auch eine Krippe, in der die Kinder bis zum vollendeten 1. Lebensjahr Tag und Nacht behalten werden. Die Anstalt wird von zwei Diakonissinnen geleitet. Zur Überwachung der Gesundheit der Kinder ist ein Arzt angestellt und zu täglichem Besuch verpflichtet. Die Anstalt scheint musterhaft eingerichtet zu sein, erfordert einen sehr bedeutenden Kostenaufwand, und die Kinder sollen bis jetzt vorzüglich gedeihen. Aber warum sollen die Säuglinge Tag und Nacht in der Anstalt bleiben? Warum dürfen sie nicht wie die älteren Kinder von den Müttern nach Beendigung ihrer Arbeit in deren Heim gebracht werden? Sind die Frauen so untüchtig, so stumpf und unverständig, daß man ihnen selbst bei täglich wiederholter Anleitung und Beratung von seiten der Krippenleiterin die Verpflegung ihrer eigenen Kinder nicht überlassen kann? Oder sind sie so überarbeitet, daß ihnen die Zeit und Kraft dafür fehlt, ihren Kindern auch nur den geringsten Dienst zu leisten? Man sollte doch vermeiden, das Band zwischen Mutter und Kind, das die Natur geschaffen hat, noch mehr zu lockern, als es die industriellen und Erwerbsverhältnisse schon gethan haben. Es dürfte doch fraglich sein, ob die hygienischen und gesundheitlichen Vorteile, die den Säuglingen durch den ununterbrochenen Aufenthalt in solcher Anstalt zu teil werden, den Verlust an Mutterliebe, Mutterzärtlichkeit und mütterlichem Interesse aufwiegen können, den sie bei einer solchen Trennung und Entfremdung erleiden. Rousseau sagt: „Wenn die Stimme der Blutsverwandtschaft zwischen Mutter und Kind nicht befestigt wird durch Umgang und Pflege, so verstummt sie in den ersten Jahren, und das Herz stirbt sozusagen ab, ehe es noch geboren ist."

* * *

Eine eingehende Würdigung und warme Anerkennung der weiblichen Inspektionsthätigkeit enthalten die „Jahresberichte der Königlich Bayerischen Fabrik- und Gewerbe-Inspektoren für das Jahr 1901."[1]) Zusammenfassend sagt der Bericht darüber:

„Was die beiden weiblichen Aufsichtsbeamten anlangt, so hat sich deren Dienstthätigkeit auch im Berichtsjahre wiederum in ersprießlicher Weise und ohne besondere Schwierigkeiten vollzogen. Die Aufnahme, die sie sowohl bei den Arbeitgebern wie bei den Arbeiterinnen fanden, war, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, eine freundliche, und es ist zu hoffen, daß sich die Arbeiterinnen, welche es bis jetzt noch großenteils an dem wünschenswerten Interesse für die weiblichen Beamten fehlen lassen, den letzteren allmählich in stärkerem Maß annähern werden."

Die Sprechstunden der Assistentinnen wurden nur in Ober- und Niederbayern in 5 Fällen besucht; im übrigen brachten die Arbeiterinnen aber bei andern Gelegenheiten Beschwerden und Wünsche zur Kenntnis dieser Beamten.

Die beiden Assistentinnen nahmen 1138 Revisionen vor; auf diese und die auswärtigen Sprechstunden wendeten sie 148½ Reisetage auf. Von den Fabriken mit ausschließlich oder vorwiegend weiblicher Arbeiterschaft gelangten in den Bezirken Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Schwaben 74 Prozent, in den Bezirken Pfalz, Ober-, Mittel- und Unterfranken 44 Prozent zur Revision. Dabei wurden 545 Handwerksbetriebe und 63 hausindustrielle Betriebe besichtigt. Es wurden bei diesen Revisionen 847 Beanstandungen von den Assistentinnen erhoben und zwar in Bezug auf ungesetzliche Arbeitszeit 66, auf ungeeignete Beschäftigung 9, auf das Fehlen von Schutzvorschriften 15, auf hygienische und sittliche Mißstände 290 ꝛc. Diese hohe Zahl von Beanstandungen in Verbindung mit der Thatsache, daß trotz der erheblichen Arbeitsleistungen, die sich in obigen Zahlen ausdrücken, ein bedeutender Prozentsatz der revisionspflichtigen Anlagen von den Assistentinnen nicht besucht werden konnte, dürfte das Verlangen nach vermehrter Anstellung von weiblichen Beamten rechtfertigen, nachdem deren Eignung für das Amt rückhaltlos von ihren Vorgesetzten

[1]) München, Theodor Ackermann, 1902.

Digitized by Google

anerkannt worden ist. Da die bayerische Staatsregierung ohnehin zur Erhöhung der Revisionszahlen eine Vermehrung der Aufsichtsbeamten beabsichtigt und die Schaffung von drei neuen Assistentenstellen ins Auge gefaßt hat (bezügliche Anträge sind dem gegenwärtig versammelten Landtage unterbreitet), dürfte es an der Zeit sein, auch auf die Neu-Einstellung von weiblichen Beamten hinzuwirken. Das Verhältnis von 2 Assistentinnen unter 21 Aufsichtsbeamten erscheint dem Prozentsatz der weiblichen Arbeiterinnen unter den männlichen nicht entsprechend.

Über die Wirksamkeit der Assistentinnen, die je vier Inspektionsbezirken zur Hilfeleistung zuerteilt sind, berichten die einzelnen Gewerberäte mehr oder weniger ausführlich. In Oberbayern war ihr Verkehr mit den Arbeitgebern befriedigend; mit den Arbeiterinnen bessert er sich fortgesetzt. „Mit dem Erscheinen der Assistentin und deren Revisionsthätigkeit in den Betrieben sind, wie aus gelegentlichen Äußerungen hervorgeht, die Arbeiterinnen nun schon vertraut, wodurch sich leichter Gelegenheit bietet, Beschwerden und Wünsche der Arbeiterinnen an Ort und Stelle zu hören und zu erledigen." Daraus ergiebt sich, daß man überall den weiblichen Beamten Zeit lassen muß, bekannt zu werden; daß man nicht Erfolge von einer Einrichtung erwarten kann, ehe sie sich eingebürgert hat.

Die Assistentin wurde auch zur Revision von Betrieben mit ausschließlich oder vorwiegend männlicher Arbeiterschaft herangezogen und auch beim inneren Dienst (Bureauthätigkeit 2c.) verwendet. Wo es möglich war, hat sie auch auf Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und auf Unterstützung der geistig-sittlichen Bestrebungen der Arbeiterinnen hingewirkt.

Mehrfach hatte sie zu beanstanden, daß Wöchnerinnen schon 4 Wochen nach ihrer Niederkunft in Fabriken beschäftigt wurden, ohne daß sie ein ärztliches Gesundheitsattest vorweisen konnten. In einer Fabrik erklärte sowohl die betreffende Wöchnerin als auch der Arbeitgeber, daß der Kassenarzt sich weigere, ein Zeugnis über ihren Gesundheitszustand resp. über ihre Arbeitsfähigkeit auszustellen; seine mündliche Erklärung müsse genügen. Diese Anschauung ist meines Erachtens durch die Bestimmungen der Reichs-Gewerbeordnung nicht zu rechtfertigen. Die Kontrolle würde dadurch auch für den Arbeitgeber unmöglich werden. Der bayerische Bericht äußert sich im Anschluß an dieses Vorkommnis über die Unzulänglichkeit des ganzen Wöchnerinnenschutzes:

„Die Konstatierung einer Übertretung bietet gewisse Schwierigkeiten, solange nicht der Arbeitgeber verpflichtet ist, das ärztliche Zeugnis zu verwahren und auf amtliches Verlangen vorzulegen; aber auch dann werden die gesetzlichen Bestimmungen noch umgangen werden können, wenn eine Wöchnerin in einer andern Fabrik Arbeit nimmt. Eine erfolgreiche Durchführung des Wöchnerinnenschutzes wäre wohl nur möglich, wenn die Krankenkassen die Unterstützungszeit von 4 auf 6 Wochen erhöhen würden."

Hoffentlich wird ihnen die bevorstehende Revision des Krankenversicherungsgesetzes recht bald dies als Pflicht auferlegen.

Aus Niederbayern lautet der Bericht über die weibliche Inspektionsthätigkeit in ähnlicher Weise; hervorzuheben ist hier, daß die Assistentin die Verhältnisse der Arbeiterinnen in der Heimarbeit für Dütenkleberei besonders untersuchte. Als Ergebnis hatte sie festzustellen, daß die Arbeiterinnen bei durchschnittlich zwölfstündiger Arbeitszeit pro Tag etwa 60 Pfennige verdienten. Es ist eben überall, wo man an eine Untersuchung der Heimarbeit herangeht, dieselbe Erscheinung: längere Arbeitszeit und geringerer Arbeitslohn als bei allen andern Betriebsarten! Auch aus der Pfalz, in der die zweite Assistentin amtiert, kann berichtet werden, „daß sich die Annäherung der Arbeiterinnen erheblich gebessert hat, da sie ihre frühere Schüchternheit, auch teilweise Unwissenheit, durch die wiederholten Besuche der Assistentin verloren haben und frei und ungeniert plaudern. Die Aufnahme der Assistentin bei Arbeitgeber und Arbeiter war eine sehr befriedigende." Das ist ein gutes Resultat, wenn man bedenkt, daß die männlichen Aufsichtsbeamten vielfach schon Jahrzehnte im Amt und daher allen Leuten, mit denen ihre Thätigkeit sie zusammenbringt, bekannt und vertraut sind, während die Assistentin ihnen eine neue Erscheinung ist. Der seit 15 Jahren amtierende

Digitized by Google

Inspektor der Oberpfalz bemerkt demgegenüber auch ganz zutreffend, daß sich ihr erst mit der Zeit das Vertrauen der Arbeiterinnen in erhöhtem Maße zuwenden kann.

Wie schwierig aber die Thätigkeit im Inspektionsdienst auf jeden Fall bleibt, wie unmöglich es selbst dem männlichen Beamten ist, Unannehmlichkeiten zu vermeiden, trotzdem sie seit Jahrzehnten bemüht sind, Widerstände zu überwinden, wird durch eine Bemerkung des Beamten aus Unterfranken beleuchtet. „In der Stellung zu den Arbeitgebern" — so berichtet er — „ist insofern eine Besserung eingetreten, als die Thätigkeit der Aufsichtsbeamten nach und nach weniger vom persönlichen Standpunkt aus beurteilt wird. Immerhin ist auch im Berichtsjahre unfreundliche, ja geradezu unanständige Aufnahme des Beamten in einzelnen Betrieben, und im Schriftverkehr eine die Grenze der Sachlichkeit weit überschreitende Schreibweise vorgekommen."

Auch hier wird über die Ausführung des Wöchnerinnenschutzes Klage geführt. Insbesondere in der Cigarreninduſtrie verliert er dadurch an Wert, daß die Wöchnerinnen als Heimarbeiter beschäftigt werden. Und wenn auch, abgesehen von andern Nachteilen, solche Frauen zu Haus oft unter ungünstigeren Verhältnissen arbeiten als in der Fabrik, so bietet das Gesetz dem Inspektor keine Handhabe, gegen solches Vorgehen einzuschreiten. Übereinstimmend klagen die Aufsichtsbeamten auch darüber, daß in großen Putz- und Schneiderateliers, die durchaus den Charakter der Fabrik haben, die Arbeitszeit häufig bis tief in die Nacht ausgedehnt wird; ein besserer Schutz für solche Arbeiterinnen ist „unbedingtes Erfordernis".

Ein besonders trauriges Bild zeigt in den bayerischen Berichten noch immer die Darstellung der Frauenarbeit auf Bauten. Im Berichtsjahr hat sie beispielsweise im oberfränkischen Bericht trotz der schlechten Geschäftslage wesentlich zugenommen. „Diese Erscheinung trat unter dem Druck bitterer Not, welch' letztere sich durch die heuer vielfach eingeschränkte Arbeitszeit und den geringen Verdienst der Ernährer in vielen Familien eingeschlichen hat, zu Tage." Es erscheint ganz unglaublich, daß man in einer Zeit, in der so viele Familienväter brotlos auf der Straße liegen, Familienmütter zur Linderung der Not in einer für sie so ungeeigneten Beschäftigung heranziehen muß!

Als Anerkennung der weiblichen Inspektionsthätigkeit sei schließlich noch hervorgehoben, daß einzelne Großinduſtrielle die Assistentin in Schwaben um möglichst eingehende Revisionsvornahme und nachfolgende persönliche Besprechung der etwaigen Mißstände ersuchten. Gelegentlich und auch außerhalb der Revision wurde die Assistentin in Bezug auf zu errichtende Wohlfahrtseinrichtungen von ihnen zu Rate gezogen. Hier geht es also vorwärts!

* * *

Anders und dunkel sieht es in Sachsen[1]) aus. Hier kann man noch immer zwischen den Zeilen des Berichts herauslesen, wie erwünscht es vielen wäre, wenn die Anstellung der „weiblichen Vertrauenspersonen" (Assistentinnen hat man in Sachsen nicht angestellt, sondern die untergeordnetere Stellung der „Vertrauensperson" geschaffen) sich nicht bewährte oder sich wenigstens als überflüssig erwiese. Daß Frauenarbeit im Verwaltungsdienst überflüssig ist, wenn die Frauen zwar dasselbe wie ein männlicher Beamter aber nichts Besseres leisten, gilt in Sachsen noch immer als ausgemachte Sache. Man ist eben dort in maßgebenden Kreisen so mit konservativen und reaktionären Ideen durchtränkt, daß selbst die Umwälzungen der letzten Jahrzehnte nichts an solchen Auffassungen haben ändern können.

So nur ist es zu erklären, wenn ausdrücklich berichtet wird, daß die einer weiblichen Vertrauensperson übermittelten Beschwerden und Wünsche in den meisten Fällen nicht derartiger Natur waren, daß sie nicht auch einem männlichen Beamten gegenüber ausgesprochen werden konnten! Die meisten Vertrauenspersonen, deren offizielle Auf-

[1]) Jahresberichte der Königlich Sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten für das Jahr 1901. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Digitized by Google

gabe sich darauf beschränkt, sich zu bestimmten Stunden zur Entgegennahme von Beschwerden, welche Arbeiterinnen nicht unmittelbar dem Aufsichtsbeamten vortragen wollen, zur Verfügung zu halten, sind denn auch wenig oder gar nicht in Anspruch genommen worden. Das kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß die Vertrauenspersonen keine Handhabe zur Abstellung etwaiger Mißstände haben, sondern die Beschwerden nur ihrem Vorgesetzten übermitteln sollen. Wenn eine Arbeiterin weiß, daß ihre Mitteilung doch dem Inspektor übermittelt wird, dürfte sie es vorziehen, sich direkt an ihn zu wenden. Übrigens scheint die sächsische Gewerbeinspektion sich überhaupt keines großen Vertrauens in Arbeiterkreisen zu erfreuen; ebenso wenig wie die weiblichen Vertrauenspersonen wurden auch die männlichen Aufsichtsbeamten in ihren Sprechstunden von den Arbeitern aufgesucht. „An Bureaustelle haben verhältnismäßig nur wenige Arbeiter Anliegen vorgebracht", heißt es beispielsweise aus Bautzen. Damit ist allerdings gegen die Notwendigkeit der männlichen Aufsichtsbeamten nichts bewiesen; denn ihr Wirkungskreis ist mit der Entgegennahme von Beschwerden nicht erschöpft. Wo aber selbst den weiblichen Vertrauenspersonen Anzeigen zugingen, wurden sie nicht einmal damit beauftragt, eine Prüfung der Verhältnisse vorzunehmen. So gingen einer Vertrauensperson neun Beschwerden zu, die sich teils auf unerlaubte Vertraulichkeiten eines Vorarbeiters, teils auf Aushängen unanständiger Bilder in einem Arbeitslokal, auf rohes Betragen eines Meisters gegenüber den Arbeiterinnen u. dergl. bezogen. Diese Beschwerden wurden der Gewerbeinspektion überwiesen. Demnach darf der Titel „Vertrauensperson" wohl nicht so gedeutet werden, daß etwa die Regierung den für dieses Amt gewählten Personen ein weitgehendes Vertrauen entgegenbringt. Bei den Arbeiterinnen kann ein solches aber gar nicht vorausgesetzt oder erwartet werden. Denn sie haben nur allzu leicht einen Beweis des Vertrauens, den sie den Beamten erbringen, schwer zu büßen. So berichtet die Dresdener Vertrauensperson, die die ihr gestellte Aufgabe — wie schon im Vorjahr — erweiterte und eine Reihe von Fabriken aufsuchte, folgendes:

„Sehr schwer bleibt es nach wie vor, die Arbeiterinnen bei Anbringung von Beschwerden zu einer Namensnennung zu bewegen. Wo dies dennoch auf gütliches Zureden geschieht, wird immer die Zusicherung verlangt, den Namen auch den zuständigen Behörden gegenüber zu verschweigen. Hierdurch wird naturgemäß die Feststellung von Mißständen in den betreffenden Fabriken sehr erschwert. Aber die Furcht vor Entlassung ist so groß, daß in dieser Beziehung schwerlich Wandel geschaffen wird. Daß diese Furcht begründet ist und die Arbeiterinnen oft davon abhält, selbst vom gesundheitlichen und sittlichen Standpunkt aus gebotene Beschwerden anzubringen, bewiesen der weiblichen Vertrauensperson die eigenen nach dieser Richtung hin gemachten Erfahrungen. In zwei Fällen haben Arbeitgeber der weiblichen Vertrauensperson bei Gelegenheit von Besuchen in den Fabriken die Mitteilung gemacht, daß auf den Verdacht hin, Beschwerde bei der Vertrauensperson erhoben zu haben, gleich mehrere Arbeiterinnen entlassen worden sind, gleichviel ob dieselben bei der Beschwerde beteiligt waren oder nicht. Hierzu kommt, daß die Arbeiterin in den allermeisten Fällen keiner beruflichen Organisation angehört, dem Arbeitgeber daher als Einzelpersönlichkeit ziemlich machtlos gegenüber steht."

Abgesehen von solchen traurigen Erfahrungen, die wohl keinem Inspektor ganz erspart bleiben, kann die Dresdener Vertrauensperson — dank ihrem energischen Auftreten, das die ihr gesetzten engen Schranken sprengte — von einer erfolgreichen Wirksamkeit berichten. Sie hat 130 gewerbliche Betriebe der Blumen-, Tabak-, Konfektions-, Posamenten- und Hutbranche besucht und dabei eine sehr erhebliche Zahl von Mängeln und Unzulässigkeiten festgestellt. Aber auch hierbei zeigt sich wieder die untergeordnete Stellung, die der Beamtin in Sachsen gegeben ist, und die selbst die Energie und Initiative der Dresdener Vertrauensperson nicht überwinden konnte. Sie hatte die von ihr festgestellten Mängel zur Kenntnis der Kreishauptmannschaft zu bringen, und diese ließ Nachrevisionen von den Polizeibeamten und Gewerbeaufsichtsbeamten vornehmen, die diese Bemängelungen zumeist als zutreffend erkannten und zu entsprechenden Verfügungen Anlaß gaben. Außerdem hielt auch diese Vertrauensperson regelmäßige Sprechstunden ab, die von 54 Personen — darunter 2 Arbeitern — besucht wurden; ein Ergebnis, dessen sich in Sachsen nur selten ein männlicher Aufsichtsbeamter rühmen kann. Auch gingen 14 schriftliche Beschwerden bei ihr ein.

Digitized by Google

Der sächsische Bericht fügt aber hinzu, daß sich bedauerlicherweise unter den Arbeiterinnen die Neigung zeigte, bei Anbringung von Beschwerden Übertreibungen und direkte Unwahrheiten mit unterlaufen zu lassen und legt vier solcher Fälle ausführlich dar. Er erkennt aber an — wenn auch die Beschwerden ebensogut den männlichen Beamten hätten überbracht werden können —, daß die Arbeiterinnen sich eben lieber an eine Frau wenden, „die ihren Bedürfnissen naturgemäß ein größeres und tieferes Verständnis entgegenzubringen vermag."

Besondere Aufmerksamkeit hatte die Dresdener Vertrauensperson den stetig wiederkehrenden Klagen über schlechte Behandlung entgegenzubringen, die sich allerdings seltener auf die Arbeitgeber als auf das Aufsichtspersonal bezogen. Ihre Bemühungen, die Betriebsleiter in solchen Fällen zu schärferer Kontrolle anzuhalten, scheinen erfolgreich zu sein. Die Arbeiterinnen haben sich mehrfach anerkennend darüber geäußert. Auch bei den Arbeitgebern scheint sie ein wachsendes Interesse und Verständnis für die Aufgaben der weiblichen Gewerbeaufsicht geweckt zu haben. Diese suchten mehrfach Gelegenheit zu persönlicher Aussprache mit der Vertrauensperson über Fragen, die für die Wohlfahrt der Arbeiterinnen von Bedeutung sind.

Zu den erfreulichen Ergebnissen ihrer Wirksamkeit aber gehört, daß nun auch die Zwickauer Vertrauensperson ihrem Beispiele gefolgt ist und mit dem Besuch verschiedener Betriebe begonnen hat. Charakteristisch für die Stellung dieser „Beamtinnen" ist aber die Mitteilung des Zwickauer Inspektors, „daß die Besitzer dieser Fabriken ihr keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legten und ihren ungehinderten Verkehr mit den Arbeiterinnen in den Betriebsräumen gestatteten." Als ob ein Gewerbeinspektor oder ein männlicher Assistent es sich gefallen ließe, wenn ein Fabrikleiter ihnen diesen Verkehr nicht gestatten wollte! Sie würden selbstverständlich den Schutz der Gerichte für sich in Anspruch nehmen, wenn jemand sie an der Ausübung ihres Amtes zu hindern versuchte! Der Berichterstatter, der diese selbstverständliche Aufnahme der Vertrauensperson so besonders hervorhebt, scheint aber keineswegs gegen deren Thätigkeit eingenommen zu sein, denn „die Fortsetzung ihrer Besuche in gewerblichen Anlagen ist in Aussicht genommen".

Auch der sächsische Bericht bringt vielfache Klagen über die in den Konfektionswerkstätten und Schneiderateliers herrschenden Mißstände, zu deren Beseitigung das Gesetz noch immer keine Handhabe bietet. Es wird dort bis tief in die Nacht hinein gearbeitet; in Bezug auf Ausdehnung der Arbeitszeit, Festsetzung der Pausen herrscht völligste Willkür, und Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiterinnen scheinen dadurch aufs schwerste geschädigt. In der Saison wird oft wochenlang die Arbeitszeit so sehr ausgedehnt, daß die Arbeiterinnen keine Möglichkeit haben, ihre oft sehr entfernte Wohnung mit einer Bahn zu erreichen. Und da jüngere Mädchen sich aus der leider sehr berechtigten Furcht vor sittlichen Belästigungen scheuen, die weiten und einsamen Wege des Nachts allein zu Fuß zurückzulegen, so verbringen sie oft die Nacht bei Bekannten „auf einem Stuhl oder in einer Sofaecke". In einem Fall, der aus dem Dresdener Bezirk berichtet wird, sollen die Arbeiterinnen unter Androhung sofortiger Entlassung sogar gezwungen worden sein, zwei Tage und eine Nacht zu arbeiten ohne wesentliche Unterbrechung.

Verschiedentlich wird auch hier über die mangelhafte Ausführung des Wöchnerinnenschutzes Klage geführt; bemerkenswert ist dabei der Wunsch eines Fabrikbesitzers, den Frauen möchte unbedingt schon einige Wochen vor der zu erwartenden Niederkunft das Arbeiten in der Fabrik verboten werden.

„Er habe in seinem eigenen Betriebe vor einiger Zeit erleben müssen, daß eine Arbeiterin infolge eines an sich nicht schweren Unfalles in der Fabrik entbunden worden sei, was für ihn, die gesamte Arbeiterschaft und selbstverständlich auch die Gebärende sehr peinlich gewesen sei. Er bitte dieser Angelegenheit Aufmerksamkeit zu schenken und an der Hand gesetzlicher Bestimmungen den Arbeitgebern Gelegenheit zu geben, schwangere Arbeiterinnen rechtzeitig von der Arbeit auszuschließen. Das läge im Interesse der Arbeiterinnen sowohl wie in dem der Arbeitgeber und sei auch eine im Sinne guter Sitte zu fordernde Maßnahme."

Digitized by Google

Man kann sich dieser Forderung, die in der Schweiz schon verwirklicht ist, vor allem im Interesse der Arbeiterinnen selbst anschließen, allerdings mit der selbstverständlichen Voraussetzung, daß ihnen von irgend einer Seite für den entstehenden Lohnausfall Ersatz geleistet wird. Das geschieht z. B. in mustergiltiger Weise und mit dem schönsten Erfolg in der weltbekannten Fabrik „Dollfuß" in Mühlhausen auf Kosten des Inhabers; es dürfte sich aber ohne allzugroße Schwierigkeit ein Weg finden lassen, der die aus solchen Maßnahmen entstehende Last nicht den Unternehmern allein auferlegt. —

* * *

Zum Schluß noch ein Wort über die badische Fabrikinspektion,[1]) die von jeher infolge ihrer glänzenden Organisation Beachtung verdiente. Baden ist der einzige Staat, der in seine Fabrikinspektion eine den männlichen Beamten völlig gleichgestellte, wissenschaftlich geschulte weibliche Hilfskraft berufen hat. Ihre Vorgesetzten und Mitarbeiter sind ihr mit Vertrauen entgegengekommen, und man hat ihr eine selbständige, verantwortliche Stellung eingeräumt. Die badische Fabrikinspektion hat das nicht zu bedauern gehabt. Sie berichtet, „daß Fräulein Dr. von Richthofen die Erwartungen, die man auf Grund ihres glänzend bestandenen Doktorexamens von ihr hegte, auch in der Praxis vollkommen gerechtfertigt hat. Außer den Betrieben mit ausschließlicher Verwendung von Arbeiterinnen, z. B. den seither nicht besichtigten Konfektionsgeschäften im weitesten Sinne, ist ihr noch die Überwachung der Cigarrenfabriken und die Besorgung schriftlicher Arbeiten, insbesondere der auf die Prüfung der Arbeitsordnungen bezüglichen Korrespondenzen übertragen worden. Bei allen diesen Arbeiten und manchem anderen hat sie sich rasch und mit vielem Verstand in den Dingen zurecht gefunden, und hat die sich auf die Arbeitsordnungen bezüglichen Geschäfte mit ebensoviel Bestimmtheit wie Takt erledigt. Ihre Vorträge in unseren Sitzungen waren kurz und den Gegenstand erschöpfend. Sie wußte stets das für den Fall Wichtige von dem Minderwichtigen sicher zu unterscheiden. In der letzten Zeit hat sie auch die männlichen Beamten durch ihr verständiges Eingreifen wesentlich unterstützt dadurch, daß sie in den betreffenden Industrien auch die unvollkommen organisierten Arbeiterinnen in den Verkehr hereinzog. So hat sie z. B. in Pforzheim eine Versammlung abgehalten, die von 32 Arbeiterinnen besucht war. Nach Mitteilung der Arbeiterpresse hat sie sehr klar, einfach und leichtverständlich für die Zuhörerinnen gesprochen. Ihre Art zu reden, habe sogleich die Arbeiterinnen gewonnen. Wir schließen uns diesem Urteil vollkommen an." Die Inspektorin selbst berichtet ausführlich über diesen Verkehr mit den Arbeiterinnen, der noch immer darunter leidet, daß es ihnen noch an Interesse für die Dinge fehlt, die außerhalb ihres persönlichen Gesichtskreises liegen, wie auch an der Energie, die Scheu vor dem Nichtalthergebrachten zu überwinden. Es ist zu hoffen, daß die Bemühungen der Beamtin, diese Zurückhaltung zu überwinden, mehr und mehr von Erfolg gekrönt werden mögen.

Wenn auch ein näheres Eingehen auf die württembergischen und hessischen Inspektionsberichte zu weit führen würde, so soll doch nicht unerwähnt bleiben, daß auch dort die weibliche Mitarbeit sich einzubürgern beginnt und wohlwollende Anerkennung findet.

* * *

Um die Anstellung dieser wenigen Frauen, über die niemand etwas Nachteiliges zu sagen weiß, deren Thätigkeit jetzt allgemein als wünschenswert und notwendig anerkannt wird, deren Mitarbeit vielleicht schon hie und da unentbehrlich geworden ist, hat man in Deutschland einen jahrzehntelangen Kampf führen müssen. Die weibliche Inspektion ist den Regierungen abgerungen worden, nachdem man diese Forderung zuerst nicht beachtet, dann belacht, schließlich bekämpft hatte. Der Widerstand

[1]) Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion für das Jahr 1901. Karlsruhe. Verlag Ferd. Thiergarten. 1902.

Digitized by Google

hätte nicht größer sein können, wenn es sich um eine Neuerung gehandelt hätte, die Gesundheit, Sittlichkeit und Wohlstand weiter Volkskreise zu untergraben — anstatt zu fördern — bestimmt gewesen wäre. Nun beginnt man — namentlich in den Kreisen derer, die die weibliche Gewerbeaufsicht verwarfen — zu vergessen, wie heftig der Kampf gewesen, und Schritt für Schritt erobert sich die weibliche Gewerbeaufsicht ihr Terrain. Es ist kein Siegeslauf, den sie durch die deutschen Staaten antritt, sondern ein langsames Vordringen von einem Staat in den andern, das auch die letzten widerstrebenden Bezirke endlich erreichen wird. Es geht langsam in Deutschland; aber es geht doch!

Und nun noch ein Wort über die Gewerbeinspektorinnen, über die Pioniere dieses Amtes! Daß es doch gegangen ist, trotz aller Vorurteile und Widerstände, die ihnen entgegengebracht wurden, ist nur darauf zurückzuführen, daß sie sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit für ihre Stellung eingesetzt haben, daß sie sich der Verantwortung voll bewußt waren, die sie mit ihrem Amt auf sich nahmen. Das wissen wir ihnen Dank, die wir mit unserer Überzeugung für die Sache eintraten, der sie mit Thaten zu dienen berufen sind!

Der Mann in der modernen Frauenlitteratur.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Es giebt viele, die auch heute noch in der Frauenbewegung nur eine einzige große Anklage des Mannes und einen Feldzug wider ihn erblicken. Zu Zeiten, besonders in ihren Anfängen, hat sie allerdings diesen Charakter nicht verleugnet. Der Mann hatte ja die Gesetze gemacht, die die Rechte der Frau verkümmerten; er als der physisch Stärkere hatte mit Absicht allmählich jenen Zustand der Abhängigkeit von ihm herbeigeführt, aus dem er Vorteil zog. Das wird oft genug und naiv genug ausgesprochen. Die erste Versammlung amerikanischer Frauen in Seneca Falls, von der die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung ihren Ausgang nimmt, stellte eine lange Liste der Vergewaltigungen des Weibes durch den Mann auf und schloß mit dem Aufruf zum Kampf „against the tyranny and oppression of man".

Aber schon beim Aussterben dieser ersten kampfesmutigen Generation hatten die Frauen logischer denken gelernt. Sie begannen den heutigen Zustand der Dinge als etwas historisch Gewordenes zu begreifen, nicht mehr seine Ursache in der Willkür des Individuums zu suchen. Sie sahen die Frauensache in ihrem Zusammenhang mit der gesamten sozialen Frage und begrüßten in dem gebildeten und vorurteilslosen Mann ihren besten Mitstreiter.

Ob die Frauen den Mann auch innerlich losgesprochen hatten?

Die gesamte moderne Frauenlitteratur trägt den Stempel einer leidenschaftlichen Gefühlsaussprache. Nicht nur, um mit Neuem Sensation zu erregen, ziehen die Besten von ihnen so eifrig die verbergenden Hüllen von der Frauenseele. Sie wollen

Digitized by Google

sich von der Seele sprechen, was darinnen wogt als Empörung über erlittene Enttäuschung, als sehnsüchtiger Wunsch und als laute Begierde. Da giebt es vorlaute, zudringliche, schreiende Bücher, die die Farben nicht grell genug nehmen können, um der Welt zu zeigen: So, so sind wir! Aber auch diskrete, stille Bücher, die nur behutsam den Schleier lüften über dem am Grunde verborgenen Leben, Bücher, die von der Menge unverstanden, von den Einzelnen als Offenbarung aufgenommen werden.

Und alle diese Bücher beschäftigen sich auch mit dem Mann, sei es in dem bewußten oder unbewußten Eingeständnis, daß Glück und Unglück des Weibes im tiefsten Zusammenhang mit ihm stehen, oder sei es nur, um diesen Zusammenhang zu leugnen und zu durchbrechen. Beim Betrachten dieser Männergestalten aber rollt sich auch eine Art Bekenntnisschrift auf: was das Weib vom Manne denkt . . .

Da giebt es unter den Novellen von Gabriele Reuter eine „Der Lebenskünstler". Der Schriftsteller Dr. Althaus hat mit der jungen Frau Gervin, die Witwe wurde, ehe sie die Ehe kennen lernte, einen Freundschaftsbund geschlossen, angezogen von ihrem Erkenntnisdrang und gelockt von der Aussicht, der erkannten Wahrheit „in der interessanten Umwandlung, die sie in der weiblichen Psyche erfahren wird", zu begegnen. Als sich diese Freundschaft bald zu einem tieferen Gefühl fortbildet, wobei die junge Frau unbewußt den ganzen Umfang ihrer Liebe zu ihm erkennen läßt, ist er sehr glücklich. „Solch ein reiner Genuß, in dem nur die zarten, guten Regungen des Gemüts gepflegt werden sollten! — Und dabei Freiheit — ungestörte Arbeitszeit, keine Haus- und Ehesorgen . . . Da war ihm ja alles geboten, was ein Mann braucht, um als Schriftsteller — vielleicht als Dichter — sich zum besten Schaffen herauszubilden." So genießt er das Subtile dieser Beziehung, wobei es ihn psychologisch interessiert, wenn die Frau etwas verrät von dem schmerzhaften Beben und Zucken, mit dem dieses Verhältnis ihre Gefühlsnerven martert. Sie aber fragt sich: „Ist das Liebe? Kann Männerliebe sich so beherrschen? Sie empfand in sich eine Gewalt des Gefühls, vor der sie erschrak. War er so viel ärmer?"

Er quält sie mit Erzählungen von Frauen, die Eindruck auf ihn gemacht, und mit vagen Andeutungen. Als sie sich nicht enthalten kann, ihr verwundetes Gefühl zu zeigen, giebt er ihr von oben herab zu verstehen, daß sie sich noch an ganz andere Dinge würde gewöhnen müssen. Und nachdem er sie mit seinen Zärtlichkeiten eingewiegt, erklärt er plötzlich beim Anblick ihrer strahlenden Augen mit brutaler Offenheit: „Täusche dich nur nicht. Hörst du? Ich brauche eine ganz junge Frau. Ein ganz junges dummes Ding. Ich heirate überhaupt noch lange nicht!" Und dann etwas verlegener: „Es kann sein, daß ich heirate. Doch erst nach vielen Jahren. Und dann . . . . das mußt du dir doch selbst sagen. Du weißt, daß ich dich sehr lieb habe — aber nicht so."

Dann geht er. Die Frau steht lange unbeweglich auf dem Fleck, wo er sie verlassen. „Nun hatte sie das Leben kennen gelernt und auch die Liebe," setzt die Verfasserin hinzu.

Ich setze diese Schilderung hierher, weil sie einen centralen Punkt beleuchtet, von dem alle modernen Frauenschriftstellerinnen ausgehen und der in tausend Nüancierungen stets derselbe bleibt: Der Mann faßt die Liebe anders auf als das Weib. Anders, das müßte er ja seinem anders gearteten Wesen nach. Aber warum niedriger, kälter, egoistischer? Der Frau ist die Liebe völliges Aufgehen in einem

Digitized by Google

Gefühl und bedingungslose Hingabe; ihm ist sie ein reizvolles Spiel, ein gröberes oder feineres Genußmittel. Er nimmt nur, ohne sich zu geben. Seine Wahl für das Leben bestimmt nicht die Liebe, sondern die egoistische Klugheit. Und das alles thut er gleichsam naiv, in dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß er der Herr ist und daß er das Recht hat, so zu verfahren.

Mittlerweile aber ist im Weibe etwas groß geworden, ein Persönlichkeitsbewußtsein, ein Bewußtsein seines individuellen Wertes, das sich auflehnt gegen diese Auffassung.

Aus diesem Gefühl heraus verlangt das entwickeltere Weib Hingabe für Hingabe, und geistige Zusammengehörigkeit als ausschlaggebend für den Lebensbund. Mit schmerzlichem Erstaunen sieht es, wieviel niedriger der Mann sein Ideal gesteckt hat. Statt hingebend zu bewundern, übt es Kritik am Manne. Und findet ihn unzulänglich. Ist aber dabei so persönlich für ihn interessiert, daß sein enttäuschtes Gefühl sich zur Feindschaft wandelt.

Der Mann aber — und das ist das Unbegreifliche — weiß nichts von dieser Wandlung in der Frauenseele. Er glaubt sie noch immer als ein willenloses Objekt zu beherrschen. Als Dr. Althaus sein „junges dummes Ding" wirklich geheiratet hat, und nach dem Rausch die ernüchternde Leere sich einstellt, da sucht er reuig seine alte Freundin wieder auf. Und fassungslos hört er, daß sie sein Unglück vorausgesehen und gewünscht hat, „und sieht in ihren Augen eine stille, tiefe Feindschaft."

Der Egoismus des Mannes und seine Blindheit in der Wahl, davon können sie alle nicht genug erzählen. „Eine intelligente Frau — entsetzlich", sagt der Künstler Henry Mengersen in Helene Böhlaus „Halbtier". Daher wählt er, als sie durch eine ansehnliche Erbschaft annehmbar geworden, nicht das Rassegeschöpf Isolde, sondern ihre dumme, kleine, „anspruchslose" Schwester. Ebenso überlegt der junge Arzt in Frieda v. Bülows „Anna Stern". „Sie war ungewöhnlich klug, sie war hübsch, und doch . . . Es verkehrte sich nicht so bequem mit ihr. Man würde nie das Gefühl haben, sie ganz zu beherrschen. Meiner Frau müßte ich unbedingte Autorität sein." Und so heiratet er statt der ernsten Anna die kokette kleine Lilli.

Charlotte Leffler[1]) läßt den Mann eine ganze Theorie über diesen Punkt vorbringen, als er, von der klugen Alice abgewiesen, die dumme kleine Angot heiratet, deren offene, blaue Kinderaugen so verwundert und unschuldig in die Welt hinausstarren: „Man könnte wohl meinen, daß die Liebe vorzugsweise zwischen denjenigen entstehen müßte, die einander am besten verstehen, die ihr ganzes volles Seelenleben in Gemeinschaft miteinander leben können. Aber dem ist nicht so; diese entwickelten Frauen, die uns ganz verstehen, die wollen wir zu Freundinnen haben, und als solche sind sie uns unentbehrlich. Wir bewundern sie, wir haben großen Genuß an dem gegenseitigen Gedankenaustausch, aber — wir lieben sie nicht."

Dieser Zug ist zugleich für die Intelligenz des Mannes so beschämend, wie er für seine Eitelkeit charakteristisch ist. Er will der Frau gegenüber stets der Überlegene bleiben. Dabei läßt er sich aber von einem niedlichen Lärvchen, das ihm die von ihm gewünschte Kindlichkeit und Unschuld, die rührende Naivetät und Hilflosigkeit vortäuscht, ohne weiteres düpieren. In den meisten Fällen geht er der raffinierten

[1]) Weiblichkeit und Erotik. 1892.

Digitized by Google

Männerjägerin ohne weiteres ins Garn; merkt er aber den Betrug, so fühlt er sich noch geschmeichelt, daß man sich so viel Mühe giebt, ihn zu erobern, und findet an der listigen Koketten mehr Gefallen als an der Frau, die ihm ihre Liebe unverstellt darbietet. So härmt sich in einer Novelle von Emil Marriot der Mann um das Weib mit dem Kinderlächeln und den sanften Unschuldsaugen, das ihn um eines „strammen Kerls" willen verlassen hat, „er, der eine sanfte, liebevolle Frau gewiß betrogen und jedenfalls bald sattgekriegt hätte".

Der Mann, der eitle Egoist, der das Weib beherrschen will, der das dumme dem klugen und das schlechte dem guten vorzieht, von da aus ist nur noch ein Schritt bis zu dem Manne, der das Weib im Grunde verachtet, es als ein intellektuell untergeordnetes Wesen ausschließt aus seiner geistigen Gemeinschaft und es doch körperlich nicht entbehren kann, sein Verächter und sein Tyrann zugleich. Unter den Weibverächtern in diesem Sinne giebt es wieder verschiedene Nüancen.

An zwei derselben hat Helene Böhlau in „Halbtier" alle Kunst der Charakterzeichnung gewandt. Da ist Dr. Ludwig Ewald Frey, Schriftsteller und Allerweltsmann, Vereinsmann, Redner, voraussichtlicher Reichstagsabgeordneter u. s. w. Ein großer blonder Mann mit rotem Gesicht. Seine Stimme klingt stets im Brustton. Seine Rede poltert hervor wie ein Bergstrom. Eine markige Persönlichkeit! Alles im Hause dreht sich um seine mächtige Person. Seine Frau ist ein müdes, verkümmertes, gehetztes Wesen, mit leidendem, fast stumpfem Gesichtsausdruck. Ihr ganzes Leben hat sie verbracht in den nie rastenden Sorgen des Alltags, im Dienst ihres Mannes, ohne je ein freundliches Wort für ihre Mühe zu empfangen. Denn Dr. Frey hat eine großartige Verachtung für die Weiber, die „Hühner", das „dumme, zahme Haustier", das er ausnutzt und ausbeutet, dessen Leib und Seele er in den Staub tritt. Er redet von ihnen stets in Sentenzen. Das Weib soll religiös sein. Das Weib soll die Lebensfreudigkeit wahren. Das Weib soll nur Weib sein. Wenn's dazu net Weib genug ist, soll man's totschlagen. Er ist brutal, ohne feinere Instinkte, ein roher Egoist, er betrinkt sich, und sein jäher Tod enthüllt den Zug, der noch im Bilde fehlte, sein eheliches Doppelleben.

In demselben Roman finden wir den feineren und perverseren Weibverächter in dem Künstler Henry Mengersen, dem Mann der tadellosen Kleidung, dem übertrieben reinlichen, ästhetisch verfeinerten, berechnend kühlen und brutal sinnlichen Menschen, cynisch in seiner Beurteilung des Weibes. Er sieht in der reinen Begeisterung der jungen Isolde nur die Gier des Weibchens nach anständiger Versorgung, in ihrer reinen Hingabe berechnende Schlauheit. Als Künstler ist er müde und gelangweilt vom Weib, diesem unsäglich dummen, widerlich zahmen Herdentier. Einen ähnlichen Charakter schildert auch einen Künstler Emil Marriot in der Novellensammlung „Schlimme Ehen": „Ich tauge nicht zur Ehe. Weil ich ein übertrieben reinlicher Mensch bin und zu empfindliche Nerven habe." Dieser Mann hat eine demütige, ihn vergötternde und krankhaft ersehnende Frau, von der er sich mit Widerwillen abwendet: „Diese Atmosphäre von Dummheit und brutalen Instinkten erstickt mich. Falsch sind sie alle, nur durch die Peitsche zu behandeln. Sie begreifen uns im allgemeinen nicht und begreifen am wenigsten die Liebe eines Mannes."

Das sind die Männer, denen Helene Böhlau die Schuld zuweist an dem Sklaventum der Frau. Die Anklage der ersten Frauenrechtlerinnen ist hier also

Digitized by Google

wieder aufgelebt mit demselben leidenschaftlichen Gefühlston und der Losung: Los vom Manne.

Ihr ganzes Pathos, ihre ganze Leidenschaftlichkeit hat Helene Böhlau in die Zeichnung dieser Männergestalten gelegt. Bei einem minder großen Können wäre ein Zerrbild entstanden. Denn sie empfand die wahrhafte Überlegenheit des Mannes, seinen gewaltigen Vorsprung in aller Geistesarbeit als eine Tragik für eine aufstrebende Frau; sie ringt schmerzlich mit der Erkenntnis, daß das Weib in der That kein Recht habe, sich gleichberechtigt neben den Mann zu stellen, denn auf welche Leistungen konnte es zurückblicken? Verharrte nicht die ungeheure Mehrzahl der Frauen in der That im dumpfen Instinktleben?

Aber nicht alle Frauen empfanden so tragisch, noch waren sie so objektiver Wertung fähig. Die meisten maßen den Mann einfach am Maßstab ihrer subjektiven Empfindung und sprachen von da aus ihr Urteil.

Constanze Ring, die Heldin eines langatmigen Romans der Norwegerin Amalie Skram, hat eine sogenannte gute Partie gemacht. Ihr Mann ist wohlhabend, hat trotz einem Ansatz zur Glatze und seinem Embonpoint ein nettes Äußere, und, worauf ihre Tante besonders Gewicht legt, er ist schon in gesetztem Alter. Er ist äußerst gutmütig und liebt seine Frau zärtlich. Aber morgens, wenn er im Eßzimmer seinen Kaffee trinkt, vergräbt die junge Frau den Kopf in das Kissen und weint. Es begegnet ihm zuweilen, daß er etwas zuviel trinkt, und dann ist er zärtlicher als sonst. Einmal ertappt ihn Constanze auf einer Schäkerei mit dem Dienstmädchen. Er ist sehr zerknirscht und verspricht sich zu bessern. Aber er wird rückfällig, und das Mädchen verrät alles. Constanze dringt auf Scheidung; sie will ihn nie wiedersehen. Aber Tante und Freundinnen reden ihr zu, und sie kehrt zurück. Anfangs, unter dem Bann ihrer schweigenden Verachtung, hält er sich fern von ihr. Dann aber macht er seine Rechte geltend und sie muß nachgeben. Ein Unfall, bei dem er umkommt, befreit sie von ihm.

Hier fällt bereits alles Licht nach einer Seite. Der Mann ist robust, grobnervig, brutal-sinnlich, ohne alles feinere Empfinden, ohne alles Verständnis vor allem für das Seelenleben der Frau, dabei gutmütig, nicht schlecht, aber willensschwach, für die empfindliche, feinfühlige Frau mit den sensiblen Nerven ein Gegenstand des Abscheus.

Aber Amalie Skram hat noch mehr zu sagen. Constanze findet nach Rings Tode ein anfängliches Eheglück mit dem Mediziner Lorck, einem cynischen Weibverächter, den ihre Reinheit indessen bekehrt hat. In der Blüte ihres Glücks erfährt sie, daß er ein uneheliches Kind hat und liest seine Liebesbriefe an die Mutter desselben. „So hatte er auch ihr geschrieben. Sie hatte sich eingebildet, etwas Besonderes in seinem Leben darzustellen; jetzt begriff sie, daß das durchaus nicht der Fall war. Sie war eine von vielen. Und wie lange würde er noch ‚ihr Nils' sein? Die Ehe war ja kein Hindernis für ihn." Ein neuer Treubruch, bei dem sie ihn überrascht, treibt sie in die Arme eines Freundes, bei dem sie bisher Trost und Hilfe gefunden. Er wenigstens hat immer nur sie geliebt, ist treu und rein. Da fällt ihm beim Abschied ein Bild aus der Rocktasche: die Photographie einer hübschen Nähterin, die auch in Frau Rings Haus kam. Da nimmt sie sich das Leben.

Amalie Skram hat hier eine tendenziöse Ausgestaltung des Themas gegeben, das die Frauen von jeher am meisten erregte: die Treulosigkeit des Mannes. Sie ist ein

Digitized by Google

Grundzug seiner Natur. Seine Liebe ist nichts als sinnlicher Trieb, wahllos im Gegenstande, und der Abwechslung bedürftig. Er bringt es mit dem scheinbar besten Gewissen fertig, eine Pluralität der Beziehungen zum Weibe herzustellen, wie er sie braucht. In der Skizze „Das Opernglas" führt Gabriele Reuter drei Frauen vor, die sich in aller Morgenfrühe am Hafen einfinden, um der Abfahrt eines Dampfers beizuwohnen. Ihr Abschiedsgruß gilt demselben Mann; sie wissen es nicht. Und alle denken sie an ihn mit zärtlichen Empfindungen: die feine junge Frau, das robuste Dienstmädchen und die Kellnerin aus der Spelunke. „Und der Mann am Steuerbord blickte zurück nach dem Strande und auf die drei Gestalten, die da so einträchtig beieinander standen. Wie gehorsam sie ihm gefolgt waren! Und er lächelte. Seine treuherzigen braunen Augen feuchtete die Rührung. Er hatte sie doch alle drei gern gehabt, jede in ihrer Art. — Und dann wandte er sich um und ging an seine Arbeit." Wie viel Ironie und wie viel Bitterkeit unter dem scheinbar ruhigen Ton der Erzählung!

An und für sich ist diese Erfahrung ja nicht neu. Sie ist im Gegenteil so breit getreten worden, daß die Fassung „dem Mann ist die Liebe nur eine Episode", schon wie ein Gemeinplatz anmutet. Sie hat in den nordischen Ländern den großen Keuschheitsfeldzug eröffnet mit Björnson an der Spitze, in dessen Gefolge Sarah Grant ihre „Heavenly Twins" schrieb. Die Mehrzahl der Frauen hat sich auch bereits mit der unabänderlichen Thatsache abgefunden. „So sind die Männer nun mal" ist das stete resignierte Wort, mit dem sie der Ratlosen bei der Enttäuschung begegnen. Und auch den Feineren unter ihnen bleibt oft nichts als Resignation. Juliane, die Heldin von Frieda v. Bülows „Abendkindern", fühlt zwar gegenüber den wiederholten Fehltritten ihres für rechtschaffen und edel gehaltenen Gatten „eine dunkle Sehnsucht nach Menschen von größeren Maßen", dann aber sagt sie sich mit den Worten eines bekannten Goetheausspruchs: „Wir können uns die Menschen, mit denen wir zu leben haben, nicht nach unserm Sinn umformen; wir können sie nur mit Liebe — mit viel Liebe — hinnehmen wie sie sind." Die Besten unter den Frauen aber, die kommen nicht fort über diese Erkenntnis. Denn keine trifft tiefer auf die verletzlichste Saite ihres Wesens, ihr schmerzlich errungenes Persönlichkeitsgefühl. Mit Erstaunen sah ich, daß auch der große nordische Dichter, nachdem er eine Reihe der tiefsten Konflikte, die der Frau von heute in ihren Beziehungen zum Manne erwachsen können, mit unerreichter psychologischer Feinheit zu fassen gewußt, doch seinem letzten Drama kein tieferes Problem zu geben wußte als das Problem der Frau, die daran zu Grunde geht, daß dem großen Künstler ihre Liebe nur eine Episode war. Von diesem Punkte aus beginnt bei den meisten Frauen die Abkehr vom Manne, die Verachtung und die Feindschaft gegen ihn. Die freiwillige Einsamkeit der Frau. Helene Böhlaus Isolde! Von hier aus sind die grellen „Dissonanzen" von George Egerton zu verstehen, die unerbittlich harten Darstellungen von der Schuld des Mannes am Weibe, die der gleiche feindliche Warnungsruf durchtönt: „Und vor allem, halte deine Seele fest in der Hand und verpfände sie an keinen Mann."

Dieselbe Schriftstellerin aber hatte bereits in ihren „Keynotes" die andre Note der Männerverachtung angeschlagen, nicht so tragisch, sondern spöttisch und ein wenig leichtfertig. Wie roh und täppisch, wie dumm und ungeschickt war doch der Mann, verglichen mit dem sensiblen, feinnervigen Wesen an seiner Seite. Lieb und gut mal im Ausnahmefall, aber dann auch wie langweilig! Er steht verblüfft vor den tausend Einfällen, die ihr Hirn kreuzen; ihre Gedanken fliegen, und seine gehen stets denselben

Digitized by Google

bedächtigen Schritt. Sie in beständiger Erregung, nach Neuem dürstend, er stets derselbe unerschütterlich meditative, rauchende und trinkende Organismus. Was weiß er überhaupt vom Weibe? Sie lacht über seine Dickköpfigkeit, die so blind ist für alle Rätsel ihrer zusammengesetzten Natur! — Das Überlegenheitsgefühl muß bereits recht stark geworden sein in der Frau, die diesen Ton anschlägt, die den Mann, das „große, dumme Tier", so unwiderstehlich komisch findet. Denn was kann ihm Schlimmeres begegnen, als daß ihn das Weib nicht mehr ganz ernst nimmt?

Aber seine Ohren hören auch in dem silbernen spöttischen Lachen der Mrs. Egerton einen Unterton, einen Unterton von Sehnsucht und etwas wie Schmerz. Die deutschen Schriftstellerinnen legen alles Gewicht auf diese Note. Unverstanden lebt das feiner geartete Weib neben dem seelisch gröberen Manne, dessen Stärke nur in der blinden Sicherheit seiner gesunden Instinkte liegt. Für das, was sie im Innersten bewegt, fehlt ihm zumeist das Verständnis ganz. Daher hat die Frau neben ihm ab und zu das ungeheure lähmende Einsamkeitsgefühl. Sie hat Fernen, in die er nicht folgen kann. „Bums schlägt sie das Thor zu. Und wie mit sieben Bohlen verrammelt, als ob man sie überhaupt nichts anginge. Dann ist sie ihm unheimlich und er wagt sich mit seinen Scherzen nicht an sie heran." (Abendkinder.)

Der Intelligentere ist also der Mann hier auch nicht. Wenn er wenigstens an Energie der Stärkere wäre, an Wille und Thatkraft. Aber auch das nicht einmal! Wie willensschwach ist Constanze Rings Mann gegenüber seinen Begierden! Wie schnell vergißt er seine Vorsätze und Versprechungen, und gerät so wieder und wieder in die Situation des ertappten Verbrechers. Die Frau ist auch darin die Stärkere. Das ist auch Clara Viebigs Spezialität, deren kräftiger Realistik man die Tendenzen der Frauenlitteratur sonst nicht nachsagen kann, die willenskräftige, starke und reine Frau neben dem schwächlichen, leicht verführbaren Manne. Man denke an Bäbbi im „Weiberdorf" und an das „Pittche", an den schlappen „Arthur" im „Täglichen Brot" und seine Frau, die Mine, deren Energie ihre Ehre und das Glück ihres Kindes rettet, die mit ihrer Hände Arbeit Mann, Kind und Eltern erhält, die Verkörperung neuer und reiner Willenskraft in einer morschen, sich zersetzenden Welt. Auch Ollys Gatte im „Rangierbahnhof" gehört hierher, der arme Gastelmeyer, der desto mehr in den Hintergrund tritt, je mehr die junge Olly steigt, und zuletzt zu einer fast lächerlichen Figur wird von philiströser Unbedeutendheit. Und diese Beispiele ließen sich um zahllose vermehren. Liegt doch bereits darin, daß die schriftstellernden Frauen alle der Frau die Mittelpunktsstellung einräumen, so etwas wie die Versicherung, daß sie jetzt mindestens interessanter ist als der Mann.

Also das Weib die Stärkere. Und nun machen verschiedene der schreibenden Frauen ein Eingeständnis an ihre weibliche Natur, das nach den starken Tönen der Feindschaft und Verachtung, die wir vorher vernommen haben, mindestens überraschend wirkt: auf der Höhe ihres Kraftbewußtseins schlägt ihr Gefühl für den Mann um in Mitleid. So läßt die Schwedin Charlotte Edgren-Leffler in dem Roman „Weiblichkeit und Erotik" den Mann folgendermaßen zum Weibe sprechen: „Verstehst du nicht, daß deine Liebe mir eine Lebensbedingung geworden ist? Ich spiele damit, ich stelle sie auf alle möglichen Proben, und wenn ich glaube, daß sie nicht Stich hält, so gerate ich außer mir. Ich zweifle an mir selber, du aber darfst nicht zweifeln. Du mußt mich Zoll für Zoll mir selber abringen. Denn du bist die Stärkere von uns..." Und sie sagt zu dem Dritten, der um ihre Liebe wirbt: „Du bist so stark, so kampflustig, so thatkräftig,

Digitized by Google

daß du sehr gut allein stehen kannst. Er aber ist weich, schwankend, er gehört zu denen, die sich eher vor Verzweiflung das Leben nehmen würden, als für ihre Sache kämpfen, und gerade deswegen, weil ich ihn stützen, ihn stärken kann, liebe ich ihn doppelt . . ." Es ist, bei allem anfänglich Zurückstoßenden, doch ein sympathischer Ton, der hier erklingt; was so spricht, mit dem weichen Unterton von schirmender Zärtlichkeit, ist das Mütterlichkeitsgefühl, das beste in der Liebe des Weibes. Sogar bei der streithaften George Egerton klingt diese Note zum Schluß durch den Siegesjubel des befreiten Weibes. Ich meine die Programmnovelle „Wiedergeburt". Hier sind die Rollen völlig vertauscht. Das Weib kämpft sich frei von aller Einschränkung, allem hemmenden Vorurteil. Unabhängig im selbstgewählten Beruf, groß, stark, gesund, furchtlos, eine Königin in ihrem Reich, so trifft sie der Mann wieder. Nun fühlt er seinen Unwert ihr gegenüber. Er kann nicht sprechen: „Sei mein Weib", denn er hat ihr nichts zu bieten. Sie aber nimmt jetzt zur Liebe dieselbe Stellung ein, die einst die Frau als das Kränkendste in der Auffassung des Mannes empfunden hat. „Sie weiß genau, daß seine Liebe zu ihr ihr Leben nicht mehr ganz auszufüllen vermag." Und sie erwägt, wie sich die Liebe mit ihrer Arbeit vereinigen lasse. Denn sie ist nicht gewillt, den Pflug zu verlassen, den sie bisher selbst gezogen. Sie macht sich keine Illusionen über ihn; sie ist zu sehr Weib, um ihn sehr ernst nehmen zu können. Sie muß lächeln, wenn sie an ihn denkt, zärtlich lächeln über das komische große Kind mit seinen täppischen Bewegungen und seiner Sehnsucht nach Lob und seinem kindlichen Vergnügen, wenn man ihn mit seinen guten Eigenschaften neckt; lächeln muß sie über das Kind, das fähig ist, den steinigsten Weg zu gehen, wenn nur die Zügel, an denen es geführt wird, von Seide sind. — Sie sehnt sich danach, ihm ein glückliches Dasein zu bereiten. Warum aber soll sie erst warten, bis der Mann ihr seine Liebe gesteht? Er kann ja nicht zuerst reden. So wirbt sie denn.

Völlige Umkehr des alten Verhältnisses in jedem Punkt mit komisch anmutender Genauigkeit. Bis zu dieser letzten Konsequenz versteigt sich das siegreich durchgedrungene Individualitätsbewußtsein in der Frau. Allerdings sind die deutschen Frauen Mrs. Egerton nur vereinzelt nachgestiegen. Sie verharren zumeist auf der Stufe der Enttäuschung, der Abkehr vom Manne. Sie finden unter den Männern den nicht mehr, mit dem sie leben könnten. Sie verfechten das Recht auf Arbeit und das Recht auf ein Kind; im übrigen aber wird der Mann ausgeschaltet. Nichts mehr von jener bleichen, interessanten, dämonischen, unwiderstehlich fesselnden Männererscheinung, die im Gefolge der Romantik durch die ältere Frauenlitteratur schritt. Nichts mehr von dem glänzenden und leichtsinnigen Herzensfeßler, wie er z. B. in allen Schriften von Luise v. François zu finden ist. Eine so starke und willenskräftige Frau wie die alte Reckenburgerin kann doch nicht los von dem Manne, der ihr Geld durchgebracht und ihr die Treue gebrochen hat. „Sie würde für diesen Mann gedarbt, ja sie würde seine Untreue geduldet haben, wenn er an ihre Seite zu bannen gewesen wäre. — Sie wußte, daß er schwelgte und schweifte, während sie sich keine Raststunde gönnte, das wieder aufzurichten, was er zerstört hatte. Hätte er aber, wenn auch nur als Begehrender, sich ihrem Hause genaht, sie würde ihn mit Entzücken als Herrn willkommen geheißen, würde ihr Werk von vorn begonnen haben, um ihm, auch nach ihrem Abscheiden, eine fürstliche Herrschaft zu sichern."

Die modernen Frauen haben kein Idealbild mehr vom Manne. Den Reinen und Guten wagen sie höchstens anzudeuten, als Nebenperson taucht er flüchtig einmal

Digitized by Google

auf. So in den „Abendkindern" der ideale junge Hauslehrer. Und Helene Böhlau, die im Köppert des „Rangierbahnhof" dem armen Seelchen noch einen so thatkräftigen Freund und Führer gegeben hatte, hat in ihrem letzten Werk den letzten Rest dieses Glaubens verloren. Die Züge von Lu's edlem Gatten bringt sie nicht zusammen; sie verschwimmen in nebelhafter Dämmerung.

Doch wir haben den Schluß gemacht ohne — Maria Janitschek. Maria Janitschek gehört zu einer Klasse von Schriftstellerinnen, die bisher nicht erwähnt wurde. Sie sind zwar die Minderzahl, aber sie haben grade letzthin viel Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Sie gehört zu den Verächterinnen des Weibes. Ihre „Bekenntnisse vom Weibe" bekennen die Falschheit und Niedertracht des Weibes gegenüber der ehrlichen Liebe des graden und festen Mannes. Sie zeigen im Weibe alle Spielarten der Sinnlichkeit bis zum „tobenden Blut unter der weißen Mädchenhaut", das Marie Madeleine populär gemacht. Bei ihr ist der Mann besser. Der Mann hat Freiheit der Entwicklung, daher ist er das Natürliche und Gesunde. Das Weib ist das Pathologische.

Diese Schriftstellerinnen haben noch ein Ideal vom Manne. Nur daß es eigentlich ein altes Ideal ist, aufgeputzt mit neuen Farben, die der Zarathustraprediger geliehen hat. Michael Glan heißt der ideale Mann, der durch die vier Novellen des Cyclus „Der Pfadsucher" mit derselben Siegermiene hindurch schreitet. Er ist ein für sich Gehender. Nicht schön, aber er hat stille, tiefe, fast lähmend ruhige Augen, ein hageres, wie aus Marmor gehauenes Gesicht, das im Profil den Ausdruck einer erschreckenden Härte zeigt. Schroff und unnachsichtig gegen die Gesellschaft, ist er grausam milde gegen Schwache. Kraftvoll, braucht er keinen andern. Er ist gleichgiltig gegen allen Weibeszauber. Das macht die Frauen rasend, sie werfen sich ihm vor die Füße. Für ihn aber ist das Weib kein Ziel; sein Wollen gehört einem höheren Zwecke, von dem die Verfasserin stets in mystisch hohen Worten redet, hinter denen man vergeblich nach etwas Greifbarem sucht. Endlich findet Michael Glan aber doch die weibliche Ausgabe seiner selbst, die die Kraft besitzt, ihn zu erstürmen.

Aus den frostigen Höhen dieses Ideales in den Glutofen ihrer sinnlichen Phantasie aber stürzt uns, nachdem sie sich am Nietzscheideal des Starken bis zur Trunkenheit berauscht, die anonyme Verfasserin des „apokalyptischen Romans": „Der letzte Mann", um auch in den neuen Farben ein uraltes Weibbekenntnis wieder aufzustellen, das sich unter dem ansteigenden Machtgefühl des „neuen Weibes" in sein Gegenteil zu verlieren im Begriff schien. Nur daß diese „Eva" mit zügelloser Phantasie alles ins Brutal-Sinnliche hinüberspielt. Auflehnung der Herrenmenschen gegen die Herrschaft der Herde, die Wiedereinsetzung der brutalen Kraft will sie schildern. Und eine Frau, „sehr weiß, sehr zart, blond und fein", ist es, die den Starken zum Vernichtungskampfe aufruft.

„Es ist etwas in uns Frauen, ein Thörichtes, Wildes, das Wildheit will und Gefahr und Zittern. Ich haßte die Männer, und heimlich weinte ich blutige Thränen, daß es keinen Mann gab, der mich zwang, Weib zu sein. Und dann träumte ich von dem Manne, den ich lieben würde, sich aufreckend wie ein junger Löwe, den Sturm rufend mit starker Stimme" . . . u. s. w., wie wir das bei Nietzsche alle selbst gelesen haben. Und wie sieht dieses Ideal aus? Ein Mann mit Stiernacken und brauner Haut, von der ein Raubtiergeruch ausgeht, breite Brust und geknotete Fäuste,

Digitized by Google

ein Mann unbändiger Leidenschaften, riesig, finster . . . Aus der Schilderung steigt der Fäulnisgeruch der Decadence, und nicht zufällig kleidet sie sich überall in die Farben des untergehenden römischen Kaisertums. Brunhilde, die nur dem Starken sich entgürtet.

Und doch nicht Brunhilde. Die decadente Gegenwart berauscht sich am Bilde des feingliedrigen, zarten, weißen und seelisch höchst entwickelten Weibes, das in den Raubtierumschlingungen des Mannes in wollüstigem Grausen untergeht. Die Differenzierung der Geschlechter bis ins Höchste getrieben, so will es eine nach Sensationen lüsterne Generation.

In objektiver Gegenüberstellung finden wir diese Gegensätze auch in den Schilderungen von Emil Marriot. Ihr Roman „Seine Gottheit" hat zum Helden einen brutal-sinnlichen, nach Blut und Liebe gleich lüsternen Proletarier, dessen innerste Natur alle erlernte Bildung nicht hat wandeln können. Er liebt ein ganz junges, herbes, unsinnliches Mädchen, das er mit seiner Leidenschaft zu Tode ängstigt. Da sie mit ihm bricht, tötet er sie. Das Pathologische, das dieser ganzen Auffassung von Mann und Weib ihren widerlich perversen Beigeschmack giebt, bestätigt die Verfasserin objektiv, indem sie die Frauen den Mörder mit lüsterner Neugier umdrängen, ja sogar die junge Nichte der Getöteten sich in den „interessanten Verbrecher mit dem Blutgeruch an den Kleidern" verlieben läßt.

Nicht von der besten Seite lernt man die moderne Frauenlitteratur kennen, wenn man sie fragt nach ihrer Darstellung des Mannes. Vielleicht von ihrer schwächsten. Zwar deckt sie in seinem Verhältnis zum Weibe eine Menge feiner Seelenzüge auf, die uns interessieren mögen, aber sie trübt ihren Wert durch die stark subjektive Färbung, von der auch die besten unter ihnen nicht freizusprechen sind. Im besten Fall verallgemeinern sie eine persönliche Erfahrung, aber zuweilen muß auch, was schlimmer ist, die bloße Phantasie herhalten. Und da entstehen unleidliche Marionettenfiguren, wie Michael Glan z. B. Die persönliche Erfahrung aber vermag so selten den subjektiven Ton des Einzelerlebnisses zu verwischen, zum Ton persönlicher Bitterkeit gesellt sich die tendenziöse Übertreibung. Dazu eine zuweilen ans Komische streifende Vielheit der Schilderung. Jeder Zug wird ins Extrem geführt, jeder findet sein völliges Gegenbild. Hier die Frau Verächterin des Mannes, dort der Mann Verächter des Weibes. Hier Feindschaft und schroffe Abkehr vom Mann, dort die Selbsterniedrigung vor ihm bis zum Sklaventum. Dennoch tönt aus dem Gewirr der Stimmen am lautesten die Kunde von einer großen Enttäuschung, von der großen Enttäuschung der Frau, die, selbst fortgeschritten, sieht, daß sich eine Kluft aufgethan zwischen ihr und dem Mann, zwischen seinem Empfinden und ihrem Empfinden, zwischen seinem Wollen und ihrem Wollen. Die Schuld trägt er. Innerlich hat die Frau den Mann noch nicht losgesprochen.

Digitized by Google

Die Enthüllung des Alice-Denkmals in Darmstadt.

Nachdruck verboten.

Am 12. September wurde zu Darmstadt das Denkmal einer fürstlichen Frau enthüllt, deren Bedeutung über die Grenzen hinausreichte, durch die man sich gewöhnlich den Pflichtenkreis einer „Landesmutter" umschrieben denkt. Die Großherzogin Alice von Hessen gehört, wie die Kaiserin Friedrich und die Großherzogin von Baden, zu den Frauen, deren Namen die deutsche Frauenbewegung mit Stolz in ihren Annalen verzeichnet. Sie ist verknüpft mit jenem Anfangsstadium der Frauenfrage, in dem man Abhilfe für die Frauennot zum erstenmal in der Erziehung der Frau zur wirtschaftlichen und geistigen Selbständigkeit zu sehen begann. Frauen haben die Anregung zur Errichtung dieses Denkmals gegeben, Frauen auch die meisten Mittel zur Ausführung des Plans beigesteuert, und es entsprach dem Sinne gerade dieses Denkmals, daß eine Frau mit der Festrede bei der Einweihung betraut wurde.[1]) Die Worte von Dr. phil. Ella Mensch mögen auch weiteren Frauenkreisen das Bild der Großherzogin Alice lebendig machen:

Das Gedächnis der Fürsten, der Mächtigen der Erde, wird den späteren Geschlechtern erhalten im Buch der Geschichte, in den Werken, so diese während ihres irdischen Wandels gestiftet haben, es wird dem Volke sichtbar vor Augen und zu Gemüt geführt in der Sprache des Denkmals.

Eine eindringliche, monumentale Sprache redet auch dieses einer fürstlichen Frau gewidmete Denkmal zu uns. Mit ihm — die Wiege des Denkmalsgedankens ist die alte Rheinstadt Worms — zeigt sich erst der Kreis geschlossen, der in unseren Fürstenstandbildern ein Stück Zeit- und Weltgeschichte umfaßt.

Vom grünen Wipfelmeer des Herrngartens, wo die schlichten Sandsteinbilder Philipps des Großmütigen und des Landgrafen Georg I. an alte Zeiten, an Zeiten des Kampfes und der wirtschaftlichen Sorgen gemahnen, schweift der Blick weiter zum „Krieger-Denkmal", zum Reiterstandbild des Großherzogs Ludwig IV., zu der Ehrensäule Ludwigs I.

In jedem Denkmal ist ein bedeutungsvoller geschichtlicher Abschnitt verkörpert.

Und hier auf der Höhe des freien, lichten Platzes, im Schatten der Kirche, welche die Asche der Großherzogin Mathilde hütet, hier auf dem letzten Ausläufer unserer Bergstraße, wo das Auge in die Ferne geht, ergiebt sich auch geistig eine Rundsicht, eine Überschau. Hier wehen die Palmen des Friedens. Hier ist die weiße Fahne gehißt. Das Wort der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da," gewinnt eine real-moderne Bedeutung, wenn wir das Leben und Wirken der verewigten Großherzogin Alice betrachten unter dem dreifachen Gesichtspunkt: der Frau, der Fürstin und der Trägerin eines neuen Kulturideals.

---

[1]) Es ist interessant, daß ein Zeitungs-Eingesandt „peinliche Überraschung in weitesten Kreisen" darüber konstatierte, daß einer Dame die Gedächtnisrede übertragen war, noch dazu einer aus der „Frauenemanzipation". Abgesehen davon, daß „so Manche an dem festlichen Tage auf der Rednerbühne lieber einen hervorragenden, allgemein geachteten Mann gesehen hätten", hielt man auch die Frauenrechtlerin für nicht befähigt, „das Andenken der verehrten Fürstin in völlig zutreffender und unbefangener Weise darzustellen". Die Thatsache, daß man dennoch an der Rednerin festhielt, zeigt zur Ehre der Darmstädter, daß man in noch „weiteren" Kreisen die Ansicht des Einsenders nicht teilte.

Digitized by Google

Die an sie von der Vorsehung gestellten Aufgaben als Frau hat sie im edelsten Sinne erfüllt. Wenn wir die „Briefe" der Großherzogin Alice in die Hand nehmen, so tritt uns aus ihnen entgegen das Bild der ergebensten Tochter, der zärtlichsten Gattin und Mutter, der treuesten Schwester. Sie, die den Segen des Familienlebens und des treuen Zusammenhaltens der Blutsverwandten von frühen, goldenen Kindheitstagen an gespürt, konnte, als sie selbst Hausfrau und Landesmutter wurde, mit einer gar glücklichen Tradition rechnen und jenes warme, gastliche Herdfeuer anzünden, an welchem Verwandte, Freunde und Gäste manch schöne Lebensfreude genossen.

Als Fürstin ward ihr, der englischen Königstochter, die Mission, an bescheidene deutsche Verhältnisse sich zu gewöhnen und, eine echte Landesmutter, hineinzuwachsen in den nationalen Gedanken.

Die Zeit, da in dieser Frauenseele der reife Mensch, der selbständig urteilende, sich regte, war zugleich eine Zeit schwerer politischer Krisen. Die Prinzessin Alice und ihr ritterlicher Gemahl Prinz Ludwig hatten jedoch für sie das richtige Losungs- und Lösungswort gefunden: Bei dir Deutschland jetzt und allezeit!

Die Urteile, welche die Prinzessin und spätere Großherzogin über Deutschland, das deutsche Volk und seinen Beruf in der Weltgeschichte gesprochen und geschrieben hat, sind von wahrhaft erhebendem Charakter.

Zu dem Wort wurde die That gefügt, in den denkwürdigen Jahren 1870/71, als sich in der Residenz unter Führung der Prinzessin Alice die hessischen Frauen und Mädchen zum Liebeswerk der Pflege der Verwundeten zusammenfanden.

Die fürstliche Frau hatte eine hohe und kluge Auffassung von diesem Beruf. Diesem eigentlichsten Frauenberuf in Friedenszeiten eine neue Grundlage zu geben, war einer ihrer Lieblingsgedanken, und die Namen „Alicehospital", „Aliceschwestern" zeugen von seiner Verwirklichung. Mit diesen Schöpfungen, welchen sich sehr bald andre Institutionen: Alice-Schule, Alice-Bazar ꝛc. angliederten, betrat die Verewigte den Boden des humanitären Gedankens, der in der Auffassung gipfelt: daß das Leben der Frau gleichfalls in eine neue Entwickelungsphase getreten sei und daß man zu achten habe auf die gebieterischen Mahnrufe der Zeit. Und somit verehren vor allem die Frauen in der Person der allzufrüh ihrem segensreichen Wirken entrissenen Fürstin die Vertreterin eines neuen Kulturideals, das zwar herausgeboren aus den Kämpfen, dem Ringen der Zeit, doch noch keineswegs Gemeingut der Menschen, auch nicht der Gebildeten war. Wir dürfen das an dieser Stätte ehrlich sagen und betonen: mit ihren Plänen überschritt die hochselige Großherzogin Alice weit, weit die damalige Denkweise hier zu Lande. Und nur der siegreichen Macht ihrer überall Licht und Leben weckenden Persönlichkeit war es zu danken, daß der „Widerstand der stumpfen Welt" gebrochen wurde, daß das ins Dasein trat, was die edle Frau zum Nutzen und Frommen ihrer Mitschwestern erdacht hatte.

Von den treuen Mithelferinnen an ihrem Werk, die sie sich selbst, stets eigenen Impulsen folgend, ausgewählt, schlafen gar viele nun auch schon den ewigen Schlaf. Es ist überhaupt eine lange, feierliche Totenstraße, auf welche unser Sinn unwillkürlich sich richtet, wenn wir diesem Denkmal huldigend gegenübertreten. Die Großherzogin Alice hat, eine der ersten, diese zum Mausoleum auf der Rosenhöhe führende Straße eröffnet.

Aber mächtiger als der Tod ist das Leben. Über ihrer Gruft, nach ihrem Hinscheiden hat es sich still und stetig entfaltet, dieses Leben und Streben, zu welchem ihr Wunsch und Wille die Keime gelegt.

Gar herrlich ist im Hessenlande die Saat ihrer Liebeswerke aufgesproßt. Wir stehen im Zeichen der Ernte. Und dieses organische Wachstum, dieses zu Licht und Höhe Drängende in den Lebensgedanken der Verewigten, hat kundige Künstlerhand in diesem Denkmal symbolisch auszudrücken versucht.

So sei denn das Andenken der Hohen Frau von uns gesegnet viel, viel tausend Mal! Gesegnet sei das Großherzogliche Haus und Glück und Ehre sei der Stadt beschieden, in welcher dieses von Frauen gestiftete Denkmal seinen Standort gefunden hat.

Das walte Gott!

Die Worte der Rednerin werden in den Reihen der kämpfenden deutschen Frauen den lebendigsten Widerhall finden. Wer die Geschichte der deutschen Frauenbewegung kennt, dem werden zu diesen Worten sich leicht die Bilder finden, dem werden sie nicht nur die Gestalt der Fürstin lebendig machen, sondern auch die Persönlichkeit mancher ihrer Helferinnen. Unter ihnen sei der Name von Luise Büchner vor allem genannt, einer der ersten Vorkämpferinnen für Frauenbildung und Lehrerinnen-Interessen. Von

Digitized by Google

dem warmen Interesse der Fürstin gerade für die Lehrerinnen weiß vor allem auch der „Verein deutscher Lehrerinnen in England" zu erzählen. Als Helene Adelmann die Gründung dieses Unternehmens wagte und noch nichts als ihre Tüchtigkeit und ihre Arbeitskraft für das Gelingen bürgte, übernahm die Großherzogin Alice das Protektorat und half damit dem Verein in der Phase seiner Entwicklung, in der solche Hilfe für ihn von der größten Bedeutung war. Das werden ihr die deutschen Lehrerinnen nie vergessen.

Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern.

Handbuch der Frauenbewegung. Teil III.

Selbstanzeige.

Wir übergeben in diesen Tagen den dritten Teil unseres Handbuchs der Öffentlichkeit. Er mußte allerlei Schwierigkeiten wegen hinter den vierten zurückgestellt werden und erscheint nun als letzter Band des ganzen Werks. Er ist wie der erste Teil ein Sammelwerk und bietet in Einzeldarstellungen den Stand des gesamten Frauenbildungswesens in den Kulturländern von der Volksschule bis zur Universität. Dabei ist die Berufsbildung nur in den ausländischen Darstellungen berücksichtigt, in Bezug auf Deutschland ist dieses ganze Gebiet dem IV. Teil, der von der Erwerbsthätigkeit der Frauen in Deutschland handelt, zugewiesen worden. Die Bearbeitung der einzelnen Länder ist, wie im ersten Teil, Inländern übertragen worden. Nur bei England und Frankreich ist davon eine Ausnahme gemacht. Eine schematische Übereinstimmung der einzelnen Skizzen ist auch hier nicht beabsichtigt; wohl ist eine gewisse Vollständigkeit der Angaben nach einem bestimmten Plan angestrebt und dafür gesorgt, daß jeder Artikel auf eine Reihe von Fragen nach Organisation, Statistik 2c. Auskunft giebt. Aber es hieße der Eigenart der Entwicklung und der Verhältnisse in den verschiedenen Ländern Zwang anthun und der berechtigten Subjektivität der Verfasser zu starke Fesseln anlegen, wollte man ein stärkeres Hervortreten irgend einer Schulgattung vor der andern, ein eingehenderes Verweilen bei den sozialen oder kulturellen Grundlagen des Bildungswesens, eine größere Berücksichtigung der historischen Entwicklung u. s. w. zu gunsten einer allgemeinen Schablone redigierend beseitigen. Wir glauben, daß die Einzeldarstellungen auch in ihrer formalen Mannichfaltigkeit ein lebendigeres und deutlicheres Bild geben werden, als eine streng tabellenmäßige Zusammenstellung von Daten und Zahlen.

Unserer deutschen Frauenbildungsbewegung hoffen wir einen Dienst zu leisten, indem wir die Bildungssysteme und die Fortschritte des Auslandes in ihrer Gesamtheit einem deutschen Leserkreis zugänglich machen. Seit die Zeitschrift für das ausländische Unterrichtswesen eingegangen ist, fehlt thatsächlich jede Informationsquelle. Zusammenfassende Darstellungen des Unterrichtswesens der verschiedenen Kulturländer giebt es wenige; sie pflegen auch weiteren Kreisen selten bekannt zu werden. Die meisten wird die Sprache dem deutschen Publikum überhaupt verschließen. Für alle aber, die an der Hebung unseres Mädchenbildungswesens interessiert oder beteiligt sind, erscheint es uns unumgänglich notwendig, durch die Kenntnis der zum Teil weiter vorgeschrittenen ausländischen Verhältnisse sich das Urteil zu schärfen, den Blick zu weiten, die Einsicht zu vertiefen. An ihnen kann man einen Maßstab zur Beurteilung der Vorzüge und Nachteile des heimischen Bildungswesens gewinnen, kann man das Erreichbare von

Digitized by Google

dem Unmöglichen unterscheiden, Wege und Wirkungen dieser oder jener Reform kennen lernen. Und das Studium einer systematischen Übersicht über das Ganze wird für spätere eingehende Forschungen im Lande selbst oder in der Fachlitteratur eine zweckmäßige Vorbereitung sein.

Auch dem weiteren Kreise der deutschen Frauenbewegung hoffen wir durch diesen Band unseres Handbuchs dienen zu können. Er zeigt die engen Beziehungen der Frauenbildung zur sozialen und rechtlichen Stellung der Frau, er zeigt ihre Bedeutung für die Entwicklung der Frauenbewegung im allgemeinen, und die Rückwirkung des Kampfes der Frau auf den Charakter der Mädchenerziehung. Er zeigt, in welchem Maße und in welchem Sinne die Frauenfrage eine Bildungsfrage ist und als solche gelöst werden kann, und so wird er vielleicht nützlich sein zur Wertung und Erfüllung der Aufgaben, die der Frauenbewegung auf erziehlichem Gebiet erwachsen.

Und schließlich möchten wir auch in den Kreisen, die in der Frauenbildungsbewegung immer noch nur eine extravagante Modeströmung von vorübergehender Bedeutung sehen, Vorurteile besiegen helfen dadurch, daß wir ihnen zeigen, daß so manches, was ihnen unerhört scheint, im Ausland längst als selbstverständlich betrachtet wird. Natürlich giebt jede einzelne Darstellung nur die Thatsachen, ohne jede propagandistische Färbung. Aber eben von diesen Thatsachen, hoffen wir, wird eine werbende und überzeugende Kraft ausgehen.

Wir stehen mit der Veröffentlichung dieses Bandes am Ende eines Unternehmens, dessen Umfang und Schwierigkeiten wir — zu unserm Glück — anfangs nicht ahnten. Wenn uns auch die Arbeit daran von Anfang bis zu Ende eine stete Freude gewesen ist, so war doch die Sorge fast noch größer. Waren wir uns doch bewußt, welche Verantwortung wir auf uns nahmen gegenüber der großen Kulturbewegung, der unser Buch dienen sollte. Wir haben uns bei der Lösung unserer Aufgabe von der Überzeugung leiten lassen, daß nur eine objektive, von jeder Tendenzmacherei freie Darstellung unserer Sache nützen kann. Und so legen wir unser Handbuch unsern Mitkämpfenden und unsern Gegnern in die Hände mit dem Wunsche, daß es bei beiden seine Mission erfülle.

Helene Lange. Gertrud Bäumer.

Von Frauen und über Frauen.

Für uns hat das Weib aber neben seiner Naturaufgabe, zu tragen und zu gebären, die Kulturmission Leben zu erhalten. Aber die gepriesene Herzensgüte allein thut es nicht. Sie thut es bei keinem sozialen Thun. Was man so allgemein unter weiblicher Herzensgüte versteht, das findet sich nie durch die oft traurige und schmutzige Straße des Gesellschaftslebens. Es steht sehr schnell still und will nicht weiter. Gemütsmenschen brauchen in der Regel „würdige Arme"; mit den im Seelen- oder Triebleben Kranken Erbarmen zu haben, ist nicht ihre Sache, sondern Sache der Intellektuellen. Nur die Erkenntnis leitet das Erbarmen überall hin, wo Leiden ist. Man sehe nur einmal in unser Wohlthätigkeitswesen, um sich zu überzeugen, wie bitter Not Bildung und Kenntnisse thun.

Aus: **Oda Olberg,**
Das Weib und der Intellektualismus.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauenbewegung in der Tagespresse.

Wer einmal in den Zeitungen den Fortschritt der Frauenbewegung in der öffentlichen Meinung zu untersuchen haben wird, der wird sich oft ratlos an den Kopf fassen, denn gar wandelbar ist der Sinn der allmächtigen zehnten Muse. Wo neunmal verständige Würdigung oder ruhige Betrachtung das Feld behauptete, stößt man das zehnte Mal auf die seltsamsten Ungereimtheiten, die den vorschnellen Enthusiasten belehren, daß auch neun Schwalben noch keinen Sommer machen. Konsequenz gegenüber der Frauenfrage — das ist ein seltner Fund bei unsern Zeitungen, bei den „Freunden" noch seltener als bei den Gegnern. Wenn die „Post" (16. IX. 1902) sich über die sozialdemokratische Frauenkonferenz in München verbreitet, d. h. wenn sie die Rede eines nicht ganz ernst zu nehmenden Genossen des Breiten weitergiebt und von den Verhandlungen über Arbeiterinnenschutz behauptet, es lohne nicht, darauf einzugehen, oder wenn der „Reichsbote" (12. IX. 1902) unter dem stolzen Titel „der gegenwärtige Stand des Frauenstudiums" einen Überblick giebt, in dem mindestens die Hälfte aller Angaben falsch sind, so weiß man, daß auf diesem Gebiet — vorläufig — nichts zu erwarten sein wird. Dann kann man sich auch die Nutzanwendung, die der Reichsbote aus seinem Überblick — wo er alle die falschen Daten nur herhaben mag? — auf die deutsche Frau macht, ruhig anhören: „So steht es in den übrigen Kulturländern. In Deutschland ist man dieser Bewegung nur mit Zögern und nicht ohne allerlei Bedenken gefolgt. Und mit Recht; denn diese weitgehende Emanzipation paßt nicht für die deutsche Frau, würde der Nation nur Schaden bringen, weil die Gemütstiefe und Gemütsinnigkeit, die wir an unseren deutschen Mädchen und Frauen so schätzen und lieben und die von so großem Einfluß gewesen ist auf die Bildung gerade unserer größten Männer, dabei in Gefahr komme, zu verflachen und die bildende Kraft zu verlieren."

Warum die deutsche Frau ein so merkwürdiges kulturhistorisches Gebilde ist, daß für sie durchaus nicht paßt, was anderen nützlich ist, dafür bleibt der „Reichsbote" den Nachweis schuldig. Die „Kreuzzeitung" geht in düsteren Zukunftsprognosen noch weiter, wenn sie eine Betrachtung über das Frauenstudium mit dem Ausspruch schließt: „sehen sich Mann und Frau nicht mehr als Freunde und Verbündete, sondern als erbitterte Widersacher an, dann ist das Zeichen zum Kampf aller gegen alle gegeben, und unsere Weltkultur endet in trost- und hoffnungsloser Anarchie". Übrigens erkennt die Kreuzzeitung an, daß das Maschinenzeitalter den Frauen zahllose Gelegenheiten zur Beschäftigung genommen habe und ihnen dafür Ersatz schuldig sei, und tritt unbedingt für die Ärztin ein, wenn auch nicht für gemeinsames Studium. Wir nehmen auch ein so kleines Zugeständnis eines ehrlichen Gegners gern auf und bezeugen sogar dem erwähnten Reichsboten-Artikel, daß er wenigstens von dem Streben durchdrungen ist, die Frauenbewegung *kennen* zu lernen. Das hat man aber vor nicht gar zu langer Zeit keineswegs für nötig gehalten, um sie zu kritisieren.

Wie gesagt, von jener Seite wird man nichts anderes erwarten. Befremdlicher berührt es, wenn die *Münchener Allgemeine Zeitung* ein Feuilleton bringt, in dem *Helene Bettelheim-Gabillon* unter dem geheimnisvollen Titel „Lilith und Eva" mehr geistreiche als sachkundige Dinge über den durch den „Streit der neuen Amazone" „arg bedrohten häuslichen Herd" der Welt verkündet, und wenn eine so Frauen-freundliche Zeitung wie die Vossische das weitergiebt. Das „audiatur et altera pars", das die Vossische ihrem Referat vorausstellt, rechtfertigt doch eigentlich nur die Wiedergabe solcher gegnerischen Äußerungen, die durch die Stichhaltigkeit ihrer Gründe und die Gewissenhaftigkeit ihrer Schlußfolgerungen Beachtung verdienen. Aber was *Helene Bettelheim-Gabillon* von den „Kummerdornen" deklamiert, die sich Eva, die Nichts-als-Mutter, still und dank-

Digitized by Google

bar ins Herz drückt, und von dem „Sport der Frauenemanzipation" mit seinen Begleiterscheinungen, Bleichsucht und Cigaretten, darüber sollte man längst zur Tagesordnung übergegangen sein. Wenn Helene Bettelheim die deutsche Frauenbewegung besser kennte, so würde sie wissen, daß die Selbstherrlichkeit des Individualismus in ihr eine viel geringere Rolle spielt, als das Verantwortlichkeitsgefühl des sozialen Gewissens, daß sie nicht daran denkt, das „wärmende, reinigende, heiligende Feuer" auf dem häuslichen Herde auszulöschen, sondern es vielmehr hinausstrahlen lassen will in eine dunkle Welt.

Wie es übrigens mit der Ehrlichkeit der Gegner bestellt ist, das beweist in freundlichster Weise ein Artikel „Frauenstudium", den eine Reihe deutscher Zeitungen den „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 407) nachdruckten. Darin wird auf Grund eines herausgegriffenen Wortes von einem Artikel über die weibliche Berufsthätigkeit behauptet, die Verfasserin verneine die Thatsache, daß der „natürliche Beruf des Weibes in der Wirksamkeit als Frau und Mutter zu suchen sei" — während in Wahrheit der ganze Artikel darauf ausging, diese Thatsache zu bestätigen und zu betonen. Dazu sei aber auch bemerkt, daß dieser Artikel in den Berliner Neuesten Nachrichten selbst durch Ottilie von Hansemann eine sachliche und energische Zurückweisung erfahren hat. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß überall die Erwiderung so rasch und so treffend auf den Angriff folgte, wie hier.

* **Die ministerielle Genehmigung für sechsjährige Mädchenrealgymnasien** erfährt durch die offiziöse Nordd. Allg. Ztg. folgende Kommentierung:

Durch die Zeitungen geht neuerdings die wiederholte Nachricht, die Regierung habe an verschiedenen Orten die Errichtung städtischer Mädchengymnasien oder Mädchen-Realgymnasien genehmigt. Wir sind in der Lage, zur thatsächlichen Richtigstellung mitzuteilen, daß eine solche Erlaubnis nicht gewährt ist. Es ist vielmehr auf Antrag der Magistrate von Charlottenburg und Schöneberg lediglich gestattet worden, in diesen beiden Vororten den städtischen höheren Mädchenschulen unter bestimmten Bedingungen versuchsweise 6jährige Lehrkurse anzugliedern, welche die Schülerinnen zu den Zielen eines Realgymnasiums führen sollen. Außerdem ist noch einem Privatverein in Köln erlaubt worden, versuchsweise 6jährige humanistische Lehrkurse für Mädchen, die das 12. Lebensjahr vollendet haben, einzurichten. Die Gewährung staatlicher Beihilfen zu solchen Einzelversuchen ist ausgeschlossen. Nach wie vor hält die Unterrichtsverwaltung daran fest, daß ein Bedürfnis zur Errichtung selbständiger gymnasialer oder realgymnasialer Vollanstalten für Mädchen nicht vorliegt. Es soll lediglich denjenigen Schülerinnen, die sich zu akademischen Studien vorbereiten wollen, die Gelegenheit nicht verschlossen werden, die erforderlichen Vorkenntnisse statt, wie bisher, in vier oder fünf Jahren in einem sechsjährigen Lehrgange zu erlangen, welcher eine zweckmäßigere Verteilung der Lehrstoffe ermöglicht. Die Aufnahme in solche Kurse bleibt überall davon abhängig, daß die Schülerin bereits die Reife für die Oberstufe einer höheren Mädchenschule erreicht hat.

Es scheint, als würde es den Herren noch nachträglich angst um den ungeheuren Schritt, den die Genehmigung dieses einen sechsten Jahres bedeutet. Und dazu scheint die Schöneberger Stadtgemeinde dem Ministerium die Konsequenzen seines Entgegenkommens abnehmen zu wollen. Der Schöneberger Haus- und Grundbesitzerverein, der 640 Mitglieder zählt, nahm nämlich in seiner Hauptversammlung auf Grund eines Referates von Prof. Dr. Rothe fast einstimmig folgende Erklärung an:

„Die am 25. d. Mts. tagende außerordentlich zahlreich besuchte Versammlung des Schöneberger Haus- und Grundbesitzervereins richtet an die Stadtverordnetenversammlung das Ersuchen, die ihr vom Magistrat unterbreitete Vorlage über Angliederung eines Realgymnasiums an die städtische höhere Töchterschule abzulehnen."

Die Schöneberger Haus- und Grundbesitzer müssen ja wohl überzeugt davon sein, daß bei ihren Töchtern die Mitgift eine Berufsbildung überflüssig macht. Und auf die Töchter von Nichthausbesitzern scheint es ihnen nicht anzukommen. Der für die Errichtung eines Schöneberger Mädchen-Realgymnasiums eingesetzte Stadtverordnetenausschuß hat übrigens beschlossen, den Magistrat zu ersuchen, zunächst eine Aufstellung über die Höhe der Kosten zu machen, die durch den Ausbau der Höheren Mädchenschule zum Realgymnasium entstehen würden. Ferner soll der Magistrat mit der Staatsregierung über Zahlung eines einmaligen oder laufenden Zuschusses in Verhandlung treten und endlich Ermittelungen über die Bedürfnisfrage anstellen lassen. Also die Aussichten scheinen nicht gerade glänzende.

* **Die erste Ärztin in der Charité** ist Dr. med. Friederike Stelzner, die als Volontärassistentin soeben dort angestellt ist, nachdem sie bereits in Halle in der chirurgischen Klinik des Professors v. Bramann und im städtischen Krankenhaus am Urban in Berlin als Volontärin gearbeitet hatte.

* **Zur Reform des Hebammenwesens** wird das Preußische Kultusministerium demnächst die erste Konferenz berufen. Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Runge in Göttingen tritt jetzt auch mit folgendem Ergebnis seiner langjährigen Erfahrungen an die Öffentlichkeit: die preußische Hebamme entspricht den Anforderungen nicht, die an sie gestellt werden müssen. Die Ursache sieht er in mangelhafter Vorbildung, mangelhaftem Unterricht und mangelhafter Bezahlung. Sozial besser gestellte und geistig höher gebildete Frauen sollen Hebammen werden. Die Unterrichtskurse sollen mindestens ein Jahr dauern. Die Bezahlung muß eine entsprechend bessere werden. (Monatsschrift für Geburtshülfe und Gynäkologie. Bd. XVI, Heft 3. 1902.)

Digitized by Google

* **Das Vereinsrecht und die Frauen** beschäftigte den Reichstag in der ersten Sitzung nach seinem Wiederzusammentreten. Es handelte sich um die vom Bund deutscher Frauenvereine und anderen Frauenverbänden eingereichten Petitionen. Das Bild, das die Verhandlung bot, war ein verhältnismäßig günstiges. Es sprachen die Abgeordneten Bassermann, Rickert, Müller-Meiningen und Bebel unbedingt, der Abgeordnete Trimborn (C.) bedingt für die Petitionen. Der Centrumsvertreter wollte den Frauen den Zutritt zu Vereinen gestattet wissen, in denen es sich um ihre Berufsinteressen handelt und wünschte diesen Begriff möglichst weit gefaßt zu sehen. Aus politischen Vereinen aber müsse man die Frauen unbedingt fernhalten, meinte er. Er war der einzige, der den Antrag der Petitionskommission (vergl. Februarheft d. „Frau") befürwortete, der, worauf Müller-Meiningen ihn aufmerksam machte, für 16 Bundesstaaten einen Rückschritt bedeuten würde. Die Verhandlung wurde vertagt und ist bei Schluß der Redaktion noch nicht wieder aufgenommen, so daß wir über das Endresultat diesmal noch nicht berichten können.

Ein neues Kuriosum zum Vereinsrecht lieferte die erste Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform zu Cöln. In der Eröffnung der Versammlung teilte Minister Freiherr v. Berlepsch mit, daß die Cölner Polizeibehörde die Abhaltung des vorgesehenen Referates über die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen und die Erhöhung des Schutzalters für jugendliche Arbeiter in Fabriken durch Frl. Helene Simon-Berlin verboten habe, weil es gesetzlich unzulässig sei, daß Damen in politischen Vereinen reden. Dem Verbot werde man sich fügen müssen, es sei indessen unbedingt erforderlich, daß man gegen derartige gesetzliche Bestimmungen ankämpfe, um sie zu Falle zu bringen. Man half sich nun in der Versammlung, die polizeilich überwacht wurde, dadurch, daß, während Frl. Simon im Segment saß, der Schriftführer Professor Francke den Vortrag des Frl. Simon verlas. Freiherr v. Berlepsch dankte dem Frl. Simon, ermahnte sie aber dabei, daß es ihr durchaus untersagt sei, Zustimmung oder Mißfallen zu äußern. — In **Braunschweig** haben die Frauen gegen die vereinsgesetzliche Beschränkung, die ihnen sogar den Besuch der Gustav-Adolffeste verbietet, bei dem am 13. November zusammentretenden Landtag petitioniert. Viel Aussicht auf Erfüllung scheint ihre Bitte nicht zu haben, da die Regierung sich darauf versteift, daß der Fortfall der betreffenden Bestimmung in erster Linie der sozialdemokratischen Agitation zugute käme. Das einzige, wozu die Regierung sich verstehen dürfte, wäre, eine Änderung des Wortlautes der Bestimmung herbeizuführen und etwa statt der allgemeinen Fassung „öffentliche Angelegenheiten" zu sagen „politische Angelegenheiten". Damit wären den Damen besserer Stände ihre Gustav-Adolffeste gesichert, ohne die sie ja schließlich auch fertig werden könnten. Von ihrem Solidaritätsgefühl wäre aber zu erwarten, daß sie sich mit einem solchen Zugeständnis engster Klassenmoral nicht zufrieden gäben, sondern energisch um ein Gesetz kämpften, das ihren Mitkämpferinnen im vierten Stande die Wahrung ihrer Berufsinteressen ermöglichte.

* **Dem Verein der freigewählten Kassenärzte** sind drei weibliche Mitglieder beigetreten. Es sind die in Deutschland approbierten Ärztinnen Dr. Klausner, Dr. v. d. Leyen und Dr. Wigodzinski. Den weiblichen Mitgliedern der Ortskassen, die mit dem Verein der freigewählten Kassenärzte im Vertragsverhältnisse stehen, wird also mit Beginn des nächsten Jahres auch die Behandlung durch weibliche Ärzte erschlossen werden.

* **Sitz und Stimme in den Aufsichtsbehörden für den Sekundärunterricht** zu erlangen, ist augenblicklich das eifrige Bestreben der englischen Frauen. Bekanntlich ist die staatliche Organisation des höheren Unterrichts in England erst in allerletzter Zeit in Angriff genommen. Seit dem 1. April 1900 ist die Verwaltung des höheren Unterrichtswesens in das Ressort des Unterrichtsministeriums eingegliedert. Dem Ministerium ist ein beratendes Komitee beigegeben, das aus Mitgliedern aller Schulgattungen besteht und zu dem auch drei Frauen gehören, als Vertreterinnen der verschiedenen Zweige des Mädchenbildungswesens. Durch die Gesetzesvorlage, die das Parlament schon seit längerer Zeit beschäftigt und nach seiner Wiedereinberufung im Oktober weiter beschäftigen wird, werden Körperschaften zur Beaufsichtigung des Sekundärunterrichts den Grafschaftsräten (Provinzialbehörden) angegliedert werden. Da Frauen zu den Grafschaftsräten nicht wählbar sind, so würden sie auch an der Staatsaufsicht über den höheren Mädchenunterricht nicht teilnehmen. Das ist aber um so widersinniger, als dieser nahezu ausschließlich in Frauenhänden liegt. Die Forderungen der englischen Frauen, die in Versammlungen und durch die Presse eifrig verbreitet werden, gehen nun dahin, in die Vorlage einen Paragraphen aufzunehmen, dem zufolge eine gewisse Zahl weiblicher Mitglieder für die neuen Aufsichtsbehörden obligatorisch wird. Da die Zahl der Parlamentarier, die für die Frauensache eintreten, in England sehr bedeutend ist, so wird es ihnen an nachdrücklicher Vertretung ihrer Gesichtspunkte in den bevorstehenden Verhandlungen nicht fehlen.

Digitized by Google

Der Allgemeine deutsche Frauenverein

hat im Anschluß an die Bundesversammlung in Wiesbaden eine außerordentliche Generalversammlung abgehalten. Es handelte sich um die Wiederbesetzung des Postens der ersten Vorsitzenden, der durch den Tod von Auguste Schmidt frei geworden ist. Nachdem eine Satzungsveränderung vorgenommen war, die es nun erlaubt, eine Vorsitzende außerhalb Leipzigs zu ernennen, wurde Frl. Helene Lange zur ersten Vorsitzenden des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gewählt. Eine weitere Satzungsänderung bestimmt, daß von nun an statt mindestens 5 mindestens 4 Vorstandsmitglieder ihren Wohnsitz in Leipzig haben sollen. Als neues Vorstandsmitglied wurde Frau Anna Schmidt, die Schwester der langjährigen verehrten Führerin des Vereins, gewählt.

Der Kongreß zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels

der vom 7.—9. Oktober in Frankfurt tagte, hatte eine große Zahl von Delegierten aus den verschiedensten Kulturländern versammelt. Dem Kongreß ging eine Konferenz des Deutschen Nationalkomittees unter Vorsitz des Kammerherrn Grafen Keller voraus. Die Delegierten der einzelnen Zweigkomitees berichten über ihre Thätigkeit, und Pfarrer Burckhardt-Berlin behandelt die Organisation der Arbeit innerhalb des Nationalkomitees. Es wird beschlossen, jährlich eine Nationalkonferenz abzuhalten und für die Erfüllung der Aufträge des Komitees einen bezahlten Agenten anzustellen. Es wird ferner über zwei Anträge des bayrischen Zweigkomitees debattiert: 1. Die Konferenz möge bei den Regierungen anregen, daß über die Bestrafung von Sittlichkeitsdelikten in allen Ländern gleichlautende Grundsätze aufgestellt, ferner, daß der Begriff der Rückfälligkeit bei derartigen Delikten konstruiert und auch auf solche Fälle anzuwenden sei, die in einem andern Lande rechtskräftig verurteilt seien. 2. Schuldforderungen von Besitzern an Insassen von Bordellen sollen nur in der Höhe des ortsüblichen Preises einklagbar sein. Privatdozent Burchard-Berlin hält bei dem Stande der deutschen Rechtsprechung den Antrag 2 nicht für notwendig. Er wird daher zurückgezogen. Der 1. Antrag wird angenommen. In einem längeren Referat beleuchtet Dr. Burchard Stand und Handhabung der deutschen Gesetzgebung gegenüber dem Mädchenhandel. Die wichtigsten strafrechtlichen Reformen scheinen ihm: Bestrafung jeder Form von Mädchenhandel mit der Kuppeleistrafe und obligatorischer Zulassung der Polizeiaufsicht und Bestrafung der Helfershelfer, unter Aufhebung der im Auswandrergesetz § 48 enthaltenen Einschränkungen, obligatorische Verfolgung des Mädchenhandels im Auslande, auch wo das ausländische Recht den Thäter straffrei läßt.

In der ersten Sitzung der Internationalen Konferenz am 8. Oktober berichteten die ausländischen Delegierten über ihre Arbeit. Den Nationalkomitees werden folgende beiden Anträge zur weiteren Beratung gegeben:

1. Wenn ein Mann oder eine Frau in Begleitung junger Frauen angetroffen wird, offenbar für den Zweck, sie in ein fremdes Land zu führen, ihnen in Aussicht stellend, sie in Stellungen zu plazieren, so sollte die Polizei des Landes, in welchem sie angetroffen werden, die Macht haben, den Mann oder die Frau zu zwingen, ein Zeugnis seines oder ihres Vorlebens abzulegen, und ihnen die Verpflichtung aufzuerlegen, gesetzlich zu beweisen, daß sie mit der Führung eines achtbaren Gewerbes beschäftigt sind. 2. Jede Frau, die das Gewerbe der Prostitution in einer anderen Nation als in derjenigen, zu welcher sie gehört, ausübt, sollte in ihre Heimat zurückgeführt werden.

Den Hauptvortrag des Kongresses hält Senator Bérenger-Paris über die Aufgaben der Regierungen bei Bekämpfung des Mädchenhandels. Er beleuchtet noch einmal eingehend die Beschlüsse der Pariser Konferenz (vergl. diese im Oktoberheft S. 56). In der anschließenden Diskussion wird vom Kommerzienrat Frey-Mülhausen und Frau Scheven-Dresden Aufhebung der Bordelle gefordert. Prof. v. Mayr-München zieht mit Rücksicht auf die vom Vorstand geltend gemachten Bedenken den schon erwähnten Antrag des bayrischen Zweigkomitees zurück. Organisationsfragen behandelte Herr Pfarrer Burckhardt-Berlin. Es sollen die Nationalkomitees der einzelnen Länder sich in Zweigkomitees gliedern und sowohl mit den an der Frage interessierten Vereinen als mit der Regierung Hand in Hand gehen. Das Centralkomitee soll in allen Ländern entweder Nationalkomitees gründen oder doch Vertrauenspersonen gewinnen, die mit den europäischen Konsuln und Gesandten in Verbindung treten. Die Gründung eines Arbeits- und Informationsbureaus wird von der Versammlung vorläufig abgelehnt. — Ein am Schluß der Tagesordnung einlaufender Antrag der weiblichen Delegierten zum Artikel 2 der Pariser Konvention, es möge den strafbaren Zwangsmitteln „Betrug, Gewalt, Drohung ꝛc." hinzugefügt werden „Ausbeutung der Notlage oder der Abhängigkeit" wird „protokolliert", ohne zur Abstimmung gestellt zu werden. — Wenn die Thatsache der Konferenz gewiß freudig zu begrüßen ist, so schloß die Art der Ge-

Digitized by Google

schäftsführung den Zweifel nicht aus, ob der große Apparat zweckmäßig in Betrieb gesetzt werden würde. Das kann erst die Zukunft lehren.

Der deutsche Verein für das Fortbildungsschulwesen

verhandelte auf seiner jüngst stattgehabten Generalversammlung zu Düsseldorf auch über die Mädchenfortbildungsschule. Der Referent Herr Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner-München ist durch seine rege Förderung der Mädchenfortbildungsschule in München allen an der Frage interessierten Kreisen wohlbekannt. Er stellte in seinem Vortrage folgende Forderungen auf:

„Die innere Organisation der Mädchenfortbildungsschule hat den Frauenberuf kat' exochen in erster Linie im Auge zu behalten. Er setzt der Schule ein dreifaches Unterrichtsziel: Die Einführung in die Aufgaben der Haushaltführung, die Einführung in die Aufgaben der Mutter als Erzieherin ihrer Kinder, die Einführung in die Stellung und Aufgaben der Frau im Staate. Was wir dem Mädchen der weiblichen Fortbildungsschule an allgemeiner und besonders ästhetischer Bildung mitzugeben im stande sind, ist in der Lösung dieser dreifachen Aufgabe und durch sie anzustreben. Mit der theoretischen Einführung in diese drei Aufgaben ist die praktische durch Schulbücher, Handarbeitsunterricht, Garten- und Blumenpflege, Besuch von Kindergärten, Krippenanstalten, Mädchenhorten und Teilnahme an deren Anstalten soweit als möglich zu verknüpfen. Der Unterricht an diesen Schulen liegt am besten in der Hand von Lehrerinnen." Nach längerer Diskussion gelangte folgende Resolution zur Annahme: „Die Versammlung hat mit großem Interesse von dem Vortrage des Stadtschulrats Dr. Kerschensteiner Kenntnis genommen und hält in Übereinstimmung mit ihm die Errichtung von Mädchenfortbildungsschulen und deren Ausgestaltung nach den jeweiligen örtlichen Verhältnissen für dringend wünschenswert. Sie richtet an die staatlichen und kommunalen Behörden sowie die gewerblichen Korporationen das Ersuchen, ebenso wie für die Knabenfortbildungs- auch für die Mädchenfortbildungsschule ausreichende Mittel zur Verfügung zu stellen."

Der deutsche Verein für Frauenstimmrecht

veranstaltete am 8. Oktober in Frankfurt a. M. eine von seiner Vorsitzenden, Dr. jur. Anita Augspurg, einberufene öffentliche Versammlung. Es sprachen verschiedene ausländische Delegierte des um dieselbe Zeit in Frankfurt tagenden Kongresses zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels: Mrs. Sheldon Amos, Mr. Bunting, M. P., eine Holländerin Fr. Dr. Wynaendts-Franken und die bekannte französische Frauenrechtlerin Mme. Vincent. Alle berichteten von dem Fortschritt, den das Frauenstimmrecht, bzw. der Kampf um dasselbe, in ihrem Lande gemacht hatte, und widerlegten in Kürze die Gründe, die man gegen die politischen Rechte der Frau geltend macht. Die eigentlichen Referenten des Abends waren Frl. Dr. jur. Anita Augspurg und der Rational-Soziale Herr von Gerlach. Frl. Dr jur. Augspurg führte aus, daß die Zeit gekommen sei, da man mit einer Agitation für das Frauenstimmrecht beginnen müsse. Daß die Verwirklichung dieser Forderung sich nur Schritt für Schritt vollziehen werde, sei selbstverständlich. Sache des Vereins für Frauenstimmrecht sei es, die Frauen zur Ausübung der Rechte, die sie bereits besitzen und die in logischer Konsequenz zum Stimmrecht führen, in immer weiterem Maße heranzuziehen. Die nächste Forderung ist dann das Kommunalwahlrecht, die Einstellung der Frau in die Schuldeputation, die Wohnungsinspektion 2c.

Herr von Gerlach beleuchtete die Frauenstimmrechtsbewegung vom Standpunkt des Realpolitikers. Er rät den Frauen den — unseres Erachtens nicht unbedenklichen — Weg, Wahlkomitees in den einzelnen Kreisen zu bilden, die Kandidaten auf bestimmte Forderungen festzulegen, nur Freunden des Frauenstimmrechts in das Parlament zu helfen, seinen Feinden aber das Leben so sauer wie möglich zu machen. In England nennt man diese Praxis „to make woman suffrage a test question" und sie ist von den großen politischen Frauenvereinen bisher entschieden abgelehnt worden. Und zwar aus einem zwiefachen Grunde. Einmal wünschen die englischen Politikerinnen wie bei uns die Sozialdemokratinnen das Frauenstimmrecht nur als einen Sieg des politischen Prinzips, das sie vertreten, sie betrachten es nicht als etwas einzelnes, sondern in seiner unlösbaren Verkettung mit bestimmten allgemeinen sozialen und politischen Prinzipien. Aber auch die Nur-Frauenstimmrechtlerinnen haben sich bisher von der test-Politik keine Erfolge versprechen können. Und zwar deshalb nicht, weil die Schar der politisch thätigen Frauen noch immer nicht groß genug ist, um eine solche Macht- und Druck-Praxis mit Erfolg ausüben zu können. Die einzige Organisation, die sich die test-Praxis mit irgendwelchen Aussichten leisten könnte, wäre der konservative Verband, die Primrose league mit ihren $1^1/_2$ Millionen Mitgliedern. Bis wir aber in Deutschland unter den Frauen ein so reges politisches Interesse erweckt haben, wie es in England besteht, können wir noch lange arbeiten Unseres Erachtens ist also auch aus praktischen Gründen die von Herrn von Gerlach empfohlene Politik vorläufig nicht sehr aussichtsvoll. Immerhin ist es für die deutsche Frauenbewegung von Wert, wenn Politiker wie er sich so energisch für die Forderung des Frauenstimmrechts ins Zeug legen und die Frauen veranlassen, sich mit diesen immer aktueller werdenden taktischen Fragen zu beschäftigen.

Der Frauenhilfsbund für die Burenfrauen und -Kinder

(Vorsitzende: Excellenz von Heister) hat mit dem „Deutschen Burenhilfsbund" gemeinsam den Burengeneralen bei ihrer Anwesenheit in Berlin eine Schenkung von 200 000 M. überwiesen.

Nachdem die Heldenführer der Buren in ihrem Aufruf an alle Völker mit warmem Dank die Bitte ausgesprochen haben, daß die Burenkomitees ihre Thätigkeit fortsetzen möchten, wendet sich der „Frauenhilfsbund für die Burenfrauen und -Kinder" noch einmal an seine zahlreichen Freunde mit der herzlichen Bitte, ihm zu helfen, die bisher gesammelten 65 000 M. auf die Summe von 100 000 M. zu bringen, damit auch fernerhin zahlreichen Burenfamilien und Burenkämpfern geholfen werden könne.

Das Bureau des Frauenhilfsbundes 2c. befindet sich jetzt: Bambergerstr. 46, Hinterhaus 2 Treppen.

Digitized by Google

„Blaubart und Ariadne". „Schwester Beatrix". Zwei Singspiele von Maurice Maeterlinck. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlegt in Leipzig 1901. Bei Eugen Diederichs.

„Monna Vanna". Schauspiel in drei Aufzügen von Maurice Maeterlinck. Neue Deutsche Rundschau (S. Fischer Verlag, Berlin), Oktober 1902. In Berlin und Wien hat man einen Maeterlinck über die Bühne gehen lassen. Das bedeutet nicht ausschließlich einen Wandel in der Kunstanschauung Schlenthers und Otto Brahms, es bedeutet einen Wandel des träumerischen Dichters der hilflosen Spannung, der schluchzenden Angst vor dem Unbekannten. Ihm hat der geheimnisvolle Weg nach innen andere Centralmächte in der Menschenseele offenbart, als das ungeheure, unbekannte Schicksal, dessen Walten seine ersten Geschöpfe, hilflose, zitternde Kinder, in befangenem Schaudern lauschten. Er fand „den begrabenen Tempel" in der Menschenbrust, die moralische Welt, das sittliche Wollen, das die Vergangenheit bezwingt. Und er schafft nun Menschen, die durch Fragen und Forschen, die durch Erkenntnis der in ihnen lebenden Kraft zum freien Handeln kommen. In „Ritter Blaubart" stellt er nur erst eine Frage nach dieser Richtung. Man darf wohl kaum den Ritter Blaubart so ausschließlich auf die „Frauenfrage" deuten, wie es durch die Kritik geschehen ist. Es ist auch ein Stück von diesem allgemeinphilosophischen Entwicklungsgang darin, den Maeterlincks letzte Dichtungen bezeichnen. Wird die Botschaft von der inneren Selbstbestimmung, wird die Lösung von dunkler Gewalt reife Menschen finden, die ein Glück aus ihr zu schaffen im stande sind? Werden viele nicht in die Gebundenheit zurückschrecken vor dem Glanz, der sie blendet? Das ist die Grundfrage im Ritter Blaubart, in deren Rahmen das Problem der „vergeblichen Befreiung" der Frau einzustellen ist. — In Monna Vanna ist das Bewußtsein solcher Freiheit ganz fest und zweifellos. Nichts bindet den Menschen, der aufrichtig und unermüdlich in sich sucht, um das innere Wollen seines Wesens zu finden, der als strenger Richter von sich abthut, was er als fremde Macht, als Vorurteil, als ungeprüft überkommenen Vergangenheitszwang erkannt hat. Menschen, die in solcher Weise in jedem Augenblick das ganze Geflecht ihrer zufälligen äußeren Beziehungen abstreifen, und voraussetzungslos, von Mensch zu Mensch, einander gegenübertreten können, sucht er in der Renaissance. Der alte Marco, Prinzivalli, Trivulzio sind solche Menschen. Wenn das Schicksal sie einander als Feinde gegenüberführt, so geht das sie selbst, ihr tiefes Innere nichts an. Das erhebt sie in jedem Augenblick über den äußeren Zwang, unter dem sie stehen und läßt sie Worte und Verhältnisse gegeneinander wägen, wie etwas Unpersönliches. „Ein jeder hat ein Schicksal. Für den einen ist es ein Gedanke, für den andern ein Wunsch . . . Und euch würde es ebenso schwer, euren Gedanken zu wechseln, als mir, meinen Wunsch zu ändern . . . Man geht ihnen bis zum Ende nach, sofern man mehr Glut und Feuer hat, als die Mehrzahl der Menschen . . . Und was man thut, ist recht . . ." Das sind die Worte Prinzivallis an den Vertreter des Staates, der ihn verrät und dem er gleiches erweisen will. In Monna Vanna ist aber diese Voraussetzungslosigkeit kein erworbener geistiger Besitz, sondern angeborene Natur. Sie handelt so, wie dem Platoniker Marco, dem Greis, die Vernunft gebietet, aus Intuition, aus unflektierter innerer Selbstbestimmung. Der Konflikt entsteht, wo diese freien Menschen in innere Beziehung treten zu solchen, über die ihre Leidenschaft herrscht. Prinzivalli, der Feldhauptmann von Florenz, hat als Knabe Monna Vanna gesehen, und der Tag hat sein ganzes Schicksal unter den Stern „einer großen, einzigen, unerfüllbaren Liebe" gestellt. In ihr ist das Bild des Knaben verblichen. Sie ist dem Gebieter von Pisa als Gattin gefolgt, der sie liebt mit Leidenschaft und Begierde, während ihre Seele neben ihm ihre blühende Kraft in stiller, entsagender Treue zum Schweigen bringt. Da belagert Prinzivalli Pisa; in der höchsten Not bietet er Monna Vannas Gemahl und der ausgehungerten Stadt Bundesgenossenschaft, wenn Monna Vanna eine Nacht allein zu ihm kommt, nur mit dem Mantel und Schuhen bekleidet. Trotz Guidos tobendem Zorn geht Monna Vanna, um die Tausende zu retten; die Nacht, die sie in Prinzivallis Zelt zubringt, macht ihr die reine, große, unbefleckte Liebe, die bis dahin nur wie eine herrliche Möglichkeit ihrer Seele gegenwärtig war, zum Erlebnis. Zu dem Feinsten und Zartesten, das Maeterlinck erdacht, gehört dies erlösende Sichfinden der beiden Menschen. Als der Morgen graut, kommt die Botschaft, daß Florenz Prinzivalli, an dessen Treue es zweifelt, stürzen will. Mit Monna Vanna rettet er sich als Flüchtling nach Pisa. Guido, der unfreie, von Eifersucht und Gier Geblendete, ist nicht im stande, zu glauben, daß Prinzivalli Monna Vanna unberührt aus seinem Zelte ließ, er sucht hinter Monna Vannas Versicherung nur den Beweis ihrer eigenen Mitschuld und läßt Prinzivalli fesseln, um ihn zu vernichten.

Digitized by Google

Da flammt die einzige Liebe, die jeden andern Wunsch und jede andre Rücksicht verzehrt, in Monna Vanna empor; sie schuldigt Prinzivalli vor allem Volk brutaler That an, und fordert ihn für sich, um grausame Rache an ihm zu nehmen. Marco allein durchschaut sie: „Ja, ich verstehe, Vanna, ich verstehe deine Lüge ... Du hast das Unmögliche vollbracht ... Es ist gerecht und höchst ungerecht, wie alles, was wir thun ... Und das Leben behält Recht ...“

Maeterlincks neues Drama stellt handelnde Menschen hin. In diesem Handeln ist das Spiel der Motive glockenrein und klar, aber so zart und leise, daß es kaum der Vermittlung durch die Bühne an ein „Publikum“ überliefert werden kann, ohne vergröbert zu werden — oder wirkungslos zu bleiben. Das wird die Enttäuschung sein, die jede Aufführung der Monna Vanna notwendig bieten muß.

„Pilgerfahrt“. Roman von Adele Gerhard. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1902. Ein feines und reifes Buch hat Adele Gerhard uns geschenkt. Und es ist doppelt wertvoll, weil es ein Problem behandelt, das in der von Tag zu Tag anwachsenden „Fräulein Mutter“-Litteratur der Ausbeutung durch sensationsbegierige Halbbildung in unerquicklichstem Maße anheimgefallen ist. Auch Adele Gerhards Heldin beginnt ihre „Pilgerfahrt“ mit dem Kampf gegen die Konvention, die dem einzelnen freien Menschen das unredliche Versteckspiel aufzwingt, dessen die Masse zu bedürfen meint. Sie tritt in diesen Kampf als die geistige Arbeiterin, die sich gewöhnt hat, den Dingen auf den Grund zu sehen, als Künstlerin, die ihr Leben nach seinen eigenen Gesetzen in Freiheit gestalten muß, als Frau, die in dieser Konvention die Geringschätzung ihres Geschlechts empfindet. Eine künstlerische und menschliche Sehnsucht nach dem „heißeren, intensiveren Lebensgefühl“, das wissenschaftliche Arbeit ihr nicht gab, eine große Einsamkeit, der Stimmungszauber des südländischen Frühlings, alles das hat Magdalene Witt einem Mann zugeführt, den sie nur durch die ungebrochene Kraft und Frische ihrer weiblichen Persönlichkeit, nicht durch ihr inneres erarbeitetes Selbst gefesselt hat. Den hohen Ansprüchen ihrer Natur an die Freiheit ihres Verhältnisses vermag er nicht zu genügen. Ihm ist die Konvention, die sie verachtet, ein Machtmittel der privilegierten Gesellschaft, auf das er nicht verzichten mag, und das er ihr aufzwingen zu dürfen meint; er ist eine robuste Natur, ohne die unerbittliche innere Gewissenhaftigkeit, die ihr jedes Ausweichen von dem einmal eingeschlagenen Wege unmöglich macht. So offenbart sich ihr bald schon, nachdem sie sich ihm zu eigen gegeben, die Notwendigkeit, ihren Weg von dem seinen zu trennen. Eine philosophisch-litterarische Gesellschaft der Reichshauptstadt, der Magdalene Witt schon früher angehörte, will sie um ihr Hinausschreiten aus den Schranken der gesellschaftlichen Moral auf den Schild erheben, als eine Märtyrerin der Umwertung der sittlichen Werte, die man für die Aufgabe der „Kommenden“ hält. Das lehnt sie ab. Ihr Erlebnis und ihr Handeln weiß sie als etwas so ganz und gar, so schmerzlich Persönliches, daß ihr ganzes Empfinden sich dagegen empört, ein Prinzip aus sich gemacht zu sehen. Und in dieser Ablehnung liegt jene feine, persönliche Gewissenhaftigkeit, die „sich des rechten Weges bewußt ist“. Durch den Tod ihres Kindes wird sie innerlich ganz und gar von dem Lebensabschnitt gelöst, der mit einem großen Irrtum begann und den die notwendigen Folgen dieses Irrtums ausfüllten. Das Erlebte hat sie auf eine höhere Warte geführt, hat sie innerlich frei gemacht. Frei genug, um auch in der Schranke das Berechtigte anzuerkennen. Die reine, ruhige Güte des Mannes, mit dem die Krankheit ihres Kindes sie zusammenführte, zeigt ihr das Lebenselement, in dem sie ruhen und schaffen kann. Mit ihm beginnt ihrem Leben die Zeit der Erfüllung.

Die künstlerische Verkörperung, die Adele Gerhard diesem Innerlichen gegeben hat, verrät überall eine auch ästhetisch feinfühlige Hand. Ihre Gestalten heben sich ruhig und plastisch gegeneinander ab, und in tief innerlich empfundenen Beziehungen verschmelzen — z. B. in der ersten Episode am Luganer See — Erlebnis, Stimmung und Landschaft zur künstlerischen Situation. Wie in psychologischer, so charakterisiert auch in künstlerischer Beziehung das Buch eine vornehme Reife, die wir, wie gesagt, bei der Behandlung gerade dieses Problems außerordentlich wohlthuend empfinden.

„Obdach“. Roman von E. Vely. Berlin W., Richard Eckstein Nachf. Die Verfasserin schildert den Lebensweg des Landmädchens, das aus Liebe gefallen ist, und nun, von ihrer Familie verstoßen, in der Stadt einen Beruf suchen muß. Es geht ihr wie Hunderten. Ihr Kind muß sie gewinnsüchtigen Leuten geben, die es vernachlässigen und mißhandeln. Sein Elend, dem sie ohnmächtig gegenübersteht, bringt sie zur Verzweiflung. Sie ertränkt es und fällt der „strafenden Gerechtigkeit“ anheim, als eben dem Vater des Kindes, der sie im Stich gelassen, eine glänzende Laufbahn sich öffnet. In der Wiedergabe des Großstadtmilieus zeigt E. Vely auch in diesem Buch ihre bekannte Beobachtungsgabe und ihre gewandte Schilderungskunst. Bedauerlich und die Wirkung des Buches entschieden beeinträchtigend ist die Minderwertigkeit und Geschmacklosigkeit der Illustrationen.

Cotta'sche Handbibliothek. Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Litteratur in billigen Einzelausgaben. Nr. 1—40. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Die Cotta'sche Buchhandlung hat ein Unternehmen ins Leben gerufen, für das ihr viele Dank wissen werden. Trotz der Fülle von Einzelausgaben der deutschen und ausländischen schönen Litteratur sind doch viele der feineren Litteraturschätze dem großen Publikum noch nicht wieder zugänglich gemacht. Die erste Auswahl zeigt, daß man auch diese zu bieten gedenkt. So Grillparzers Selbstbiographie neben seinen Dramen, Anastasius Grün's Lenau-Biographie, die Schack'sche Übersetzung der Strophen des Omar Chijam u. a. Daneben sollen auch die stets begehrten großen Klassiker in der Ausgabe geboten werden. Die Ausstattung der Cotta'schen Handbibliothek ist in jeder Beziehung zu loben.

Gustav Frenssen, der Dichter des „Jörn Uhl“, Biographisches und Litterarisches von Theodor Rehtwisch. 2. Aufl. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1902. (Preis 1 Mark.) Ein Landsmann von Frenssen berichtet über des Dichters Heim, sein Leben, seine dichterische Entwicklung. Er

Digitized by Google

bietet so viel und so wenig, als ein Interviewer giebt, aber was er giebt, ist von warmer Bewunderung und herzlichem Verständnis für seinen großen Landsmann durchdrungen, und wird deshalb gewiß einen dankbaren Leserkreis finden. Wertvoll sind auch die dem Schriftchen beigefügten Bilder von Frenssens Geburtshaus und dem Pfarrhaus von Hemme, sowie ein schönes Porträt von ihm selbst.

Arbeit. Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. 2 Bände. Preis geheftet 6 Mark, elegant gebunden 8 Mark. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) In besonderem Sinne wird das zweite der „vier Evangelien": „Arbeit" ein Vermächtnis Zolas sein. Es ist ein Hymnus auf die Zukunft. Wie in Björnsons „Über die Kraft" die Lösung in den beiden Kindern Credo und Spera nicht gegeben, aber verbürgt wird, so sieht auch Zola in den Kindern die Bürger eines neuen Reichs, in dem nicht mehr eine Klasse der andern zum Fluch macht, was ihr Glück sein müßte: die Arbeit. Und wenn Björnson uns in wenig Worten den Weg in dies neue Land zeigt: Wissenschaft und wachsendes Gerechtigkeitsgefühl — so führt Zola in die Arbeitsstube, in das Laboratorium des Forschers, der in unermüdlicher, stiller, zäher Arbeit dieser glücklichen Zukunft die Wege bahnt, so zeigt er in dem Helden seines Buches das Erstarken der sozialen Weltanschauung, die dem Kommenden die ideale Grundlage geben wird. Die Übersetzung giebt die gewaltigen Bilder des Romans — am gewaltigsten da, wo sie die Arbeit verherrlichen, in der Fabrik, am Hochofen, in der Gießhütte — im ganzen schön und lebendig wieder. Einige wenige Gallicismen dürfte eine Durchsicht für die neue Auflage leicht tilgen.

„Die Freude." Ein deutscher Kalender von 1903. Verlag von Karl Robert Langewiesche. Düsseldorf und Leipzig 1902 (Pr. 1,20 M.) „Dieses Buch will nicht kämpfen. Es kommt ohne Waffen. Es kommt wie ein froher Mensch, der durch einen Sonntagmorgen wandert, sich der schönen Welt freut, die sich um ihn breitet und dann und wann ein Lied singt." Diese Worte hat der Verlag dem tadellos ausgestatteten Büchlein als Motto vorausgestellt. Und ein Sonntagsgepräge hat er dem Kalender zu geben verstanden. Die Kalendarien sind mit reizenden Ludwig Richterschen Illustrationen geschmückt, Albrecht Dürer ist mit ein paar von seinen tiefsten und innigsten Bildern vertreten. Litterarische Beigaben von Friedrich Naumann, Adalbert Meinhardt u. a. bereichern den Band. Er wird allen für Kunst und Optimismus empfänglichen Menschen ein lieber Hausfreund werden.

In dem bekannten Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig, ist erschienen von den als vorzüglich bekannten **„Präparationen für den geographischen Unterricht an Volksschulen"** von J. Tischendorf, Schuldirektor in Dohna der 3. Teil: „Das deutsche Vaterland" (2. Abteilung) in der 10. und 11. verbesserten Auflage. Preis broschiert 1,80 Mark, gebunden 2,20 Mark.

Von den **„Präparationen für den Evangelischen Religionsunterricht"**, herausgegeben von Dr. A. Reukauf, der 6. Band des Gesamtwerks: „Geschichten aus dem Leben Jesu", bearbeitet von Gustav Döll. Preis broschiert 5,80 Mark, gebunden 6,40 Mark. Die Arbeit reiht sich würdig den bereits erschienenen Bänden an.

In der 3. Auflage: **„Die Heimatkunde"**, als Grundlage für den Unterricht in den Realien auf allen Klassenstufen. Nach den Grundsätzen Herbarts und Ritters, dargethan an der Stadt Chemnitz und ihrer Umgebung. Ausgeführt in 18 Lektionen. Von H. Prüll. Mit 12 Einzelkärtchen und einer Gesamtkarte von M. Kuhnert. Ausgabe A. Preis 1,60 Mark, gebunden 2 Mark.

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Damen, in besserer Lebenslage,

denen daran gelegen, dauernd eine preiswerte, sichere unkündbare Wohnung für nicht steigerbare Miete in standesgemässer Umgebung, zwanglos und mit geselligem Verkehr zu besitzen, wo es möglich, nach Wunsch Verpflegung und Bedienung sich selbst zu halten oder durch die Hauswirtschaft besorgen zu lassen, wollen Prospekte gratis und franko vom **„Damenheim" Berlin-Schöneberg,** Hauptstrasse 20a, verlangen.

„Das Spitzenklöppeln". Anleitung, die Klöppelarbeit an 24 Mustern gründlich zu erlernen. Von Adele Boshage. Mit 53 Abbildungen. 2. Auflage. Preis 3 Mark. Verlag von Eugen Twietmeyer, Leipzig. Das vorliegende Werk kann sowohl Berufsklöpplerinnen wie allen denen empfohlen werden, die das Spitzenklöppeln als Liebhaberkunst betreiben wollen. Denn durch die beigegebenen Illustrationen ist die Methode außerordentlich anschaulich entwickelt.

„Biologie der Pflanzen im Walde" von Paul Säurich. Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig. (Pr. 3 M., geb. 3,60 M.) Das Buch bespricht in Einzeldarstellungen die wichtigsten Waldbäume und einige Vertreter der Bodenflora des Waldes. Es knüpft an die Schilderung jeder Pflanze in geschickter Weise die bei ihr hervortretenden großen biologischen Gesetze und bietet auf diese Weise ein methodisch wertvolles Hilfsmittel für einen den modernen Anforderungen entsprechenden Naturgeschichtsunterricht. —

In dem gleichen Verlage erschien die bereits rühmlichst bekannte **„Arbeitskunde"** in der Volks- und allgemeinen Fortbildungsschule. Von Dr. Richard Seyfert, in 4. vermehrter und verbesserter Auflage.

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen
in Posen W. III.

Haushaltungsschule und Pensionat.
Seminar für Handarbeits-, Gewerbeschul- und Koch- und hauswirtschaftliche Lehrerinnen.

Ausbildung in allen praktischen Fächern für **Beruf** und **Haus.**
Kurse für Handelswissenschaften, einschl. fremder Sprachen, Stenographie und Schreibmaschine.

Beginn des Wintersemesters am 8. Oktober.
Programme und nähere Auskunft durch die Vorsteherin **Hermine Ridder.**

Berliner Bambus- u. Luxus-Möbelfabrik
Berger & Co., Inhaber: H. C. Freimüller
Berlin SO., Köpnickerstrasse 112, part.

Paravants, Ofenschirme und **Bänke, Gondeln, Damenschreibtische, Säulen, Brillantstühle** etc. **Veranda-Möbel, Luxus-Boudoir-, Erker-** und **Veranda-Einrichtungen** aus Theestaude, Congoeiche und Bambus zu Fabrikpreisen.
Illustr. Kataloge franco gegen freie Rücksendung.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England,
erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Privat-Mädchenschule
mit kleinem Pensionat

in nordbeutsch. herrl. geleg. kleiner Stadt, subventioniert u. sehr einträgl., soll Ostern künft. Jahres mit Haus unter günst. Beding. **verkauft** werden. Angebote unter **W. 231** d. Exp. d. Bl.

Probe-Nr. **umsonst!**

Für 60 Pf. viertelj. abonn. man auf das 2 mal monatl. ersch. Blatt m. Illustr.:

Ärztlicher Ratgeber.

Populäres Organ der wissenschaftl. Medizin unter Mitarbeit hervorrag. Universitätsprofessoren, Spezialärzte und prakt. Ärzte, herausg. v. Dr. med. Höckendorf. Bestell. bei jed. Buchh. u. Postanstalt (Zeitungsliste Nr. 37). Probeex. gratis. **Verlag des Ärztl. Ratgebers (A. Juch), Friedenau-Berlin.**

Digitized by Google

Originalrezept. — Falsche Königinsuppe: Von 100 gr Schinken und 500 gr Kalbfleisch kocht man mit Salz, Suppenwurzeln, 5 süßen Mandeln und 10 gr Zucke reine Bouillon, die man nach dem Durchseihen mit heller Mehlschwitze sämig macht, mit 3 Bouillonkapseln kräftigt (Maggi), mit 3 in ¼ Liter Sahne gequirlten Eidottern abzieht und über gedämpften Kalbsmilchscheiben anrichtet. Nach Belieben kann man man sie mit wenig Muskatblüte würzen.

E. v. W.

Auszug aus dem Stellenvermittelungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: **Berlin W., Culmstr. 5.**

Offene Stellen an Schulen:

1. Für ein Pensionat in Hannover wird für sofort eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin aus guter Familie für die Mittelstufe gesucht. Kleine Klassen. Gehalt 6—900 Mark bei freier Station.

2. Für eine kleine Privatschule in schöner Gegend Mitteldeutschlands wird für sofort eine nicht zu junge, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gemischte Klassen. Gehalt 10—1200 Mark, steigend.

3. Für ein Pensionat in großer Stadt Sachsens wird für bald eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin, die Französisch im Ausland erlernt hat, gesucht. 16 Stunden wöchentlich; täglich etwas Aufsicht. Gehalt 800 Mark, freie Station.

4. Für eine öffentliche Volksschule in Sachsen werden zum sofortigen Antritt zwei jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerinnen (sächs. Examen!) gesucht. Gehalt 1200 Mark.

5. Für eine Familienschule in Pommern, circa 20 Kinder beiderlei Geschlechts wird eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Eventuell werden Hülfskräfte engagiert. Gehalt 1200 Mark.

6. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in Holstein wird zum sofortigen Antritt eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Keine Sprachstunden. Gehalt 600—700 Mark bei freier Station, oder 11—1200 ohne. Später Einkauf in Pensionskasse.

Offene Stellen in Familien:

1. Eine adlige Familie auf dem Lande in Ostpreußen sucht für sofort eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 8 Jahren, 1 Knaben von 6½ Jahren. Gutes Französisch und Musik erwünscht Gehalt 700— 800 Mark, Familienanschluß.

2. Eine Pastorsfamilie in Sachsen sucht für sofort eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 15 Jahren. Gute Musik Bedingung. Gehalt 700 Mark, voller Familienanschluß.

3. Eine Familie in kleiner Stadt Thüringens sucht zum 1. November eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin, möglichst musikalisch, für ein Mädchen von 12 Jahren. Gehalt 600 Mark. Familienanschluß.

Damenpensionat.
Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 3,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

8 goldene Medaillen.
Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Andernach a. Rhein.
Prospekte gratis und franko.

The Study of English in Oxford.
Mrs. Burch opens on September 4th, a Hall of Residence. Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors throughout the year. Apply Mrs. Burch,
20 Museum Road, Oxford.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu **gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Adelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange,** Berlin-Halensee, Bornimer Straße 9.

„Lungenheilanstalt Neudorf"
bei Friedland-Görbersdorf.
Gewissenhafte Behandlung durch eigenen Anstaltsarzt. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise. Sommer- und Winterkur. Für junge Mädchen Familienanschluß. Für Angehörige des Beamten- und Lehrerstandes sowie deren Familienmitglieder **bedeutende Ermäßigung.** Prospekte gratis durch **die Anstaltsverwaltung.**

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Potsdamerstraße 40 IV.
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.
Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. * Ganze Pension pro Tag 2,75 M.
= Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. =

Digitized by Google

4. Eine Familie auf dem Lande in Schlesien sucht zum 1. Januar 1903 eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 3 Mädchen von 11, 9 und 7 Jahren. Musik und Handarbeit ebenfalls erwünscht. Gehalt 800 Mark.

5. Eine adlige Familie im sächsischen Erzgebirge sucht zum 1 Januar oder Ostern 1903 eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin mit vorzüglichen Sprachkenntnissen für ein Mädchen von 16½ Jahren, 1 Knaben von 6½ Jahren. Musik erwünscht. Gehalt 850—900 Mark, Familienanschluß.

6. Eine deutsche, katholische Fürstenfamilie, zur Zeit in Ungarn, sucht für den 1. Januar 1903 oder später eine erfahrene, katholische, geprüfte Erzieherin aus guter Familie für zwei Mädchen von 9 und 7 Jahren. Gute Zeugnisse, Musik, Fremdsprachen im Ausland Bedingung. Gehalt 1000 Mark.

Meldungen sind zu richten an die Zentralleitung der Stellenvermittelung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, Adresse: **Berlin W., Culmstraße 5.**

Geld, Zeit und Arbeit

spart jede Hausfrau, welche die altbewährte, vielfach preisgekrönte **Maggi-Würze** verwendet. In Fläschchen von 35 Pfg. an.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Ernst Wunderlich, Leipzig, Johannisgasse 11 bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin W., Leipzigerstr. 92. * Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: **Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B.,** Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Frankreich. **Amiens, 21. rue Dufour.** Melle **Mattmann,** professeur agrégée de l'Université, offre pour cet hiver (1er oct. à Pâques), pension de famille et leçons à deux institutrices désirant faire des études sérieuses. Prix exceptionnellement très modéré.

A young English Lady wishes for a situation in Germany as governess or companion. — Speaks fluent French, acquired in Paris. — Address **D. N. 66** York mansions, Battersee Park, London.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2640) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

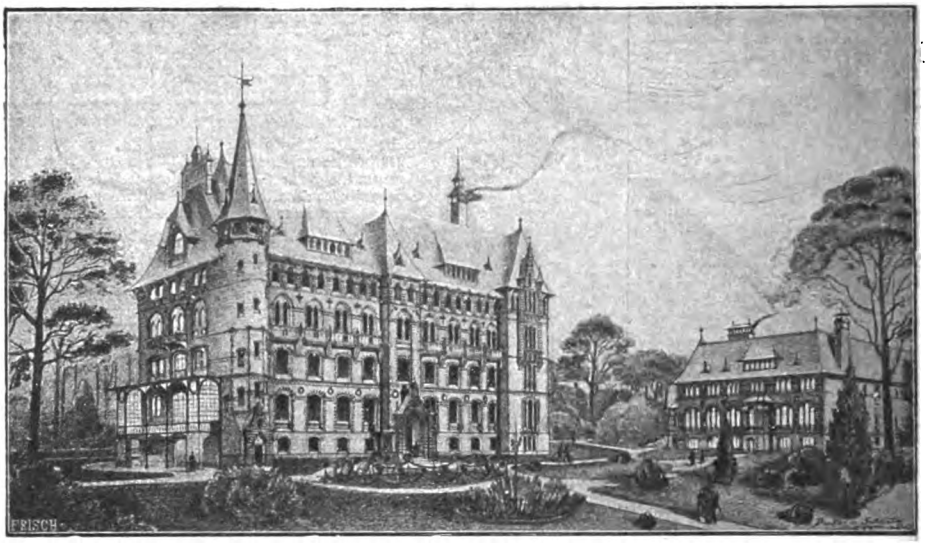
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

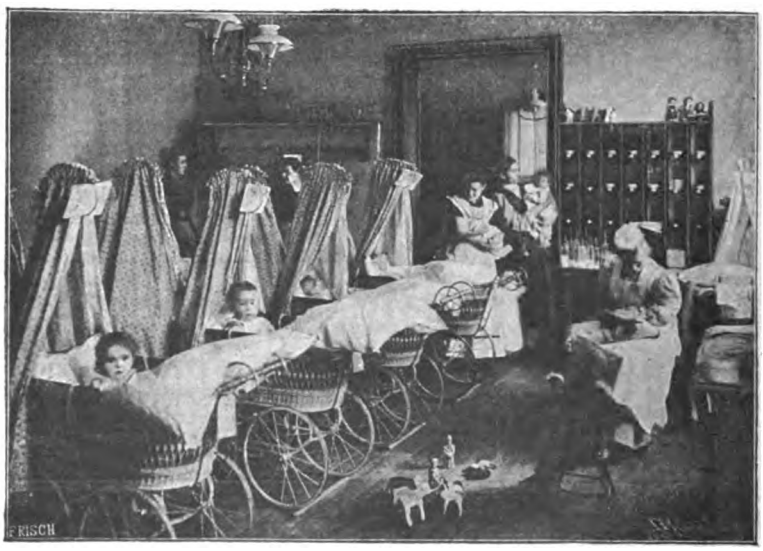
Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 3 Dezember 1902

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Ehestiftung als Gewerbe.

Von

Dr. jur. Ernst Goldmann.

Nachdruck verboten.

Wer sich den Anzeigenteil unserer Tageszeitungen ansieht, wird dort eine Ecke finden, in der Männlein und Weiblein aller Klassen und Stände ihrer Sehnsucht nach einer baldigen Verheiratung Ausdruck geben. „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" — so lautet die hergebrachte Redewendung, mit der diese Heiratlustigen ihre Flucht in die Öffentlichkeit zu entschuldigen suchen, und angesichts der Fülle von Heiratsgesuchen, die sich tagaus tagein in den Zeitungen findet, muß man zugeben, daß dieser Weg kein ungewöhnlicher mehr ist. Man nennt diese Zeitungsecke nicht mit Unrecht einen Heiratsmarkt; denn die Menge und die Auswahl des Gebotenen ist groß, und alle Wünsche vom nüchternsten Materialismus bis zur verwegensten Romantik finden da eine Stätte. Der Gedanke an einen Markt regt sich besonders, wenn man liest, wie die Bewerber ihre körperlichen und geistigen Vorzüge den Händlern gleich rühmen und den Preis der Ware — ich wollte sagen die Größe ihres Vermögens — bekanntmachen. Aber auch die Markthelfer und Zwischenhändler fehlen nicht. Zu einem richtigen Markte gehören bekanntlich die Makler und Mittler, die den Käufer zum Verkäufer bringen und den Geschäftsabschluß mit gewandter Zunge befördern. Sie sind im Handelsverkehr ein wichtiger Faktor. So darf es nicht Wunder nehmen, daß sich auf dem Heiratsmarkt der Heiratsvermittler, auch Ehemakler genannt, einfindet. Er macht sich anheischig, dem Heiratlustigen passende Partieen nachzuweisen und mit Rat und That die Ehe zustandezubringen. Die Zeitung benutzt er, um seine Dienste anzubieten und um Aufträge, die ihm erteilt sind, zu erledigen. Der Heiratsvermittler ist in allerlei Abstufungen vorhanden — von der Dame, die in feinen Kreisen Zutritt hat und die gelegentlich mal eine Partie vermitteln möchte, bis zu dem

Digitized by Google

berufsmäßigen Makler, der mit einem großartigen Bureau arbeitet. Die Heiratsvermittler rekrutieren ſich aus den verſchiedenſten Ständen. Gemeinſam iſt ihnen allen aber ein Grundzug: ſie wollen mit dem Eheſtiften Geld verdienen, ſie betreiben es als Erwerb oder ſogar regelrecht als Gewerbe. Ihren Lohn laſſen ſie ſich entweder in einer feſten Summe verſprechen oder ſie bedingen ſich einen Prozentſatz der bräutlichen Mitgift aus. Manchmal verlangen ſie dieſen Lohn für ihre bloße Thätigkeit ohne Rückſicht auf den Erfolg; meiſtens wird aber der Anſpruch des Vermittlers davon abhängig gemacht, daß er die Ehe auch wirklich zuſtande bringt.

Auch dieſer Weg zur Eheſchließung iſt heute kein ungewöhnlicher mehr, und das Geſchäft der Heiratsbureaus blüht und gedeiht. Es gilt weiten Kreiſen nicht als anſtößig, ſich der Dienſte des Ehemaklers zu bedienen, um in den Hafen der Ehe zu gelangen. Man findet es bequem und praktiſch, ſich von ihm mit heiratsfähigen Perſonen und mit ihren Lebensverhältniſſen bekanntmachen zu laſſen, zumal wenn man Mangel an geeigneten Bekanntſchaften hat. Man findet ſein Wirken, vorausgeſetzt daß er ehrlich und anſtändig zu Werke geht, ſogar recht nützlich und ſegensreich; denn oft genug verhilft er ja Leuten zur Heirat, die ſich ſonſt vielleicht nicht verheiraten könnten. Kurz, man billigt ſeine Thätigkeit und heißt ſie gut; der Heiratsvermittler hat alſo von der Volksmeinung und von der Alltagsmoral ſeinen Gewerbeſchein erhalten.

Auffallend iſt dabei nur eines: die Heimlichkeit, mit der man die Benutzung dieſer Dienſte umgiebt. Ohne Zweifel kommt eine große Anzahl von Ehen durch bezahlte Vermittler zu ſtande; aber hört man jemals Eheleute erzählen, daß ſie ſich durch einen Heiratsvermittler kennen gelernt haben? Und begleitet nicht der Ehemakler ſeine Inſerate und Zuſchriften ſtets mit der Verſicherung der allerſtrengſten Diskretion? Man ſcheut ſich alſo vor dem Geſtändnis, ſein Eheglück — und wäre es noch ſo groß — durch einen bezahlten Vermittler erlangt zu haben. Das iſt ein untrügliches Zeichen dafür, daß die bezahlte Heiratsvermittlung ihre bedenkliche Seite hat, daß die Moralität dieſer Art von Eheſtiftung auf ſchwachen Füßen ſteht. Hier verrät es ſich: auch die Leute, die ſich an ſolche Vermittler wenden, haben die dunkle Empfindung, daß ſie etwas Anſtößiges, etwas Unerlaubtes thun. Wir aber wollen das, was dieſe Menſchen dunkel empfinden, mit aller Klarheit und Entſchiedenheit ausſprechen: daß nämlich die Eheſtiftung durch bezahlte Vermittler die Herabwürdigung der Ehe zu einem Handelsgeſchäft, alſo eine Verſündigung gegen das Weſen der Ehe ſelbſt iſt.

Die Ehe wurzelt in dem Boden der reinſten Sittlichkeit, und aus dieſem Boden zieht ſie ihre ganze Kraft und ihren wahren Gehalt. Sie iſt die tiefſte und innigſte Vereinigung der beiden Geſchlechter, die gedacht werden kann. Denn ſie iſt die Vereinigung von Mann und Weib zu unbegrenzter Lebensgemeinſchaft, die Verſchmelzung ihrer ganzen Lebensführung und ihres ganzen Lebenswerks ohne irgend welchen Reſt. Zwei Menſchenleben fließen gleichſam zu einem einzigen zuſammen. Der tiefſittliche Charakter der Ehe hebt ſie über alle anderen Gemeinſchaften der Menſchen hinaus, er hebt ſie zu den Höhen hinauf, auf denen die Heiligtümer der Menſchheit ſtehen. Wer nun mit dem Heiraten Zwecke verfolgt, die nicht aus dem Weſen der Ehe entſpringen, der mißbraucht die Ehe und zieht ſie von ihren Höhen in das Gemeine herunter. Wer da heiratet, um materielle Vorteile zu erlangen, um ſich ein ſorgenfreies Leben oder eine beſſere Vermögenslage zu verſchaffen, der mißbraucht und entwürdigt die Ehe, denn er drückt ſie zu einer Spekulation, zu einem Geſchäft herab. Wir wiſſen ſehr wohl, daß Heiraten aus vorwiegend praktiſchen Beweggründen alltäglich ſind, daß in

Digitized by Google

ganzen Volksſchichten — z. B. im Bauernſtande — aus wirtſchaftlichen Überlegungen heraus gefreit wird, daß die Eheſchließungen in den regierenden Häuſern faſt durchweg auf politiſcher Berechnung beruhen. Wir wollen auch glauben, daß dieſe Geſchäftsheiraten zu einem großen Teile glücklich, d. h. zur Zufriedenheit der Ehegatten auslaufen. Trotz alledem ſind ſie vom ſittlichen Standpunkt — und dieſer iſt hier der einzig zuläſſige Standpunkt — zu verwerfen; der Alltagsmoral und der Anſchauung der Banauſen ſteht das ſittliche Weſen der Ehe unantaſtbar gegenüber.

Aus demſelben Grunde iſt auch die Benutzung eines Heiratsvermittlers verwerflich. Niemand wird beſtreiten, daß das Vermitteln für den Vermittler ſelbſt nichts iſt als ein Geſchäft. Er wendet ſeine Thätigkeit nicht auf, um gute und glückliche Ehen zu ſtande zu bringen, ſondern lediglich um Geld zu verdienen. Es kann alſo nicht zweifelhaft ſein, daß ſein Gewerbe an ſich eine Herabſetzung, eine Entwürdigung der Ehe bedeutet; dieſes Gewerbe ſittlich zu rechtfertigen, iſt nicht möglich. Und wer die Dienſte eines ſolchen Mannes in Anſpruch nimmt, der ſtellt ſich auf dieſelbe Stufe, auf die wir den Heiratsvermittler geſtellt haben: auch er macht die Ehe zu einem Geſchäft. Denn er macht einen Menſchen zu ſeinem Berater und Helfer, dem ſeine Heirat nichts iſt als eine Gelegenheit, Geld zu verdienen. Seine Abſichten und Wünſche mögen noch ſo rein ſein — dadurch, daß er ſich des ſchlechten Werkzeugs bedient, daß ihm der Zweck die Mittel heiligt, wird ſein Beginnen unrein. Daß er ſeine Heirat zu einem Geſchäft erniedrigt, zeigt ſich beſonders ſcharf in allen den Fällen, wo der Freier dem Ehemakler Prozente von der Mitgift verſpricht. Man wird hier an die Geſchäfte mit Grundſtücks- und Hypothekenmaklern erinnert, denen die Proviſion üblicherweiſe ja auch in Prozenten des Kaufgeldes und der Darlehnsſumme verſprochen wird! Der Wert der Heirat wird hier mit ſchamloſer Offenheit ganz in die Mitgift verlegt; je größer die Mitgift, deſto größer die Proviſion! Solche Abmachung iſt ein trefflicher Sporn für den Vermittler, ſein Augenmerk vor allem auf den Reichtum der Braut zu richten, oder — wenn ihm ſein Auftrag von der weiblichen Seite erteilt iſt — den Mann mit dem Reichtum zu ködern. Kann ſich die Auffaſſung der Heirat als Spekulationsgeſchäft deutlicher und dreiſter offenbaren?

Ein Blick auf das Weſen und die Würde der Ehe genügt alſo ſchon, um ſich von der Verwerflichkeit bezahlter Eheſtiftung zu überführen. Dieſes Urteil über die Heiratsvermittler erfährt aber eine weitere Beſtätigung, wenn wir uns den ſchlimmen, verderblichen Einfluß vergegenwärtigen, den dieſe Leute auf den Entſchluß der beteiligten Perſonen ausüben. Die Eheſchließung ſoll hervorgehen aus einem Entſchluſſe des Paares, der ſeine Grundlage in dem klaren uud ſicheren Bewußtſein innerer Zuſammengehörigkeit hat. Die Ehe hat nur dann ſittlichen Wert und ſittliche Berechtigung, wenn ſie aus der Überzeugung heraus abgeſchloſſen wird, daß die tiefſte gegenſeitige Neigung und die vollſte Harmonie der Gedanken, Empfindungen und Anſchauungen vorhanden iſt. Nur dann, wenn dieſe Vorausſetzungen gegeben ſind, iſt ein dauerndes häusliches Glück denkbar. Dem Entſchluſſe zur Heirat muß deshalb eine ernſte und gewiſſenhafte Prüfung der Perſönlichkeit und der Lebensverhältniſſe des anderen Teiles voraufgehen, und es iſt von der allergrößten Bedeutung, daß dieſe Prüfung aus ſittlichem Geiſte heraus geſchieht. Sie darf nicht von Motiven geleitet oder beeinflußt ſein, die der einzig richtigen Auffaſſung des Weſens der Ehe zuwiderlaufen. Wer bei dieſer Wahl ſich nicht von der Stimme des Herzens, ſondern von der Ausſicht auf äußere Vorteile leiten läßt, hat nicht den rechten Willen zur

Digitized by Google

Ehe. Solche falschen Motive wird aber gerade der Heiratsvermittler bei seinen Kunden anregen und nähren. Denn ihm ist es gleichgiltig, ob die Ehe, die er vermittelt, dem sittlichen Ideal entspricht, ob die Ehegatten innerlich zusammengehören und zu einer echten und rechten Ehe taugen. Ihm ist es nur darum zu thun, daß die Ehe überhaupt zu stande kommt; denn wenn sie zu stande kommt, so ist sein Geschäft gemacht, sein Lohn gewonnen. Er muß deshalb mit aller Kraft darauf hinarbeiten, muß um jeden Preis zu erreichen suchen, daß sich die Ehekandidaten zur Heirat entschließen. Er muß ihnen die Heiratsgelegenheit im schönsten Lichte darstellen, muß die guten Seiten derselben so stark wie möglich hervortreten lassen und ihre schlechten Seiten so gut es geht verdecken. Es ist ganz natürlich, daß er in erster Reihe die äußeren Vorzüge der Verbindung rühmt, auf Rang und Stellung, Besitz und Einkommen, Beruf und Familie hinweist. Denn die inneren Verhältnisse, Herz und Geist, Gesittung und Bildung, Anschauungen und Neigungen sind ihm unbekannt und in der Regel auch unverständlich. So wird der Ehemakler seine Geschäftsgewandtheit und Überredungskunst dazu benutzen, um seinen Kunden Gesichtspunkte beizubringen, die die unbefangene und gewissenhafte Prüfung der Verhältnisse erschweren oder geradezu vereiteln. Er wird an die niederen Instinkte appellieren, die Gier nach den äußeren Gütern des Lebens reizen, das Eindringen in die Persönlichkeit des Anderen hindern und auf diese Weise schließlich eine Ehe zu stande bringen, der die wichtigste Voraussetzung zum wahren Glücke mangelt: die Kenntnis der Ehegatten von einander. Daß die wenigsten Menschen solchen Einflüsterungen eines gewandten Geschäftsmannes Widerstand entgegensetzen können, bedarf keiner Erörterung. Wer den Heiratsvermittler zu seinem Ratgeber nimmt, zeigt damit schon, daß ihm die geschäftliche Behandlung der Heiratsfrage nicht fern liegt, und er vergrößert mit diesem Schritte die Gefahr, durch Geschäftsrücksichten in seiner Wahl bestimmt zu werden. Auch hier gilt das Wort: wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, wird der Heiratsvermittler das Urteil seiner Kunden stets beeinflussen können, und nach welcher Richtung hin er seinen Einfluß geltend machen wird, haben wir schon zur Genüge gesehen.

Es kommt hinzu, daß sich der Stand der Ehemakler zum größten Teile aus schlechten Elementen zusammensetzt, aus Leuten, die schon irgendwo im Leben Schiffbruch gelitten haben. Solche Leute schrecken auch vor Verdunklungen und Entstellungen nicht zurück, sobald es gilt, sich Geld zu verdienen. Sie werden unter Umständen auch Täuschungen und Lügen nicht verschmähen, um eine Heirat zu stande zu bringen. Wenn sie ihre Provision in der Tasche haben, kann es ihnen gleichgiltig sein, was aus der Ehe, die sie durch Betrügerei zu stande gebracht haben, weiter wird. Indessen sind es nicht diese schlimmsten Auswüchse, die das Ehemaklergewerbe verdammenswert machen; auch der ehrliche Ehemakler ist nichts weiter als ein gemeiner Kuppler.

* * *

Wir glauben mit diesen Betrachtungen nachgewiesen zu haben, daß das Gewerbe des Heiratsvermittlers vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit nicht zu bestehen vermag. Es giebt aber noch eine andere Instanz, die zu diesem Gewerbe Stellung nehmen und sich schlüssig machen muß, ob sie die Geschäfte des Heiratsvermittlers anerkennen will oder nicht. Wir meinen das Recht und den Richter. Soll die Rechtsordnung solche Geschäfte als giltige zulassen? Soll das Gericht der Klage des Ehemaklers auf Zahlung seiner Provision stattgeben? Das ist die Frage, welche an den Gesetzgeber

Digitized by Google

und an den Richter herantritt, und bevor er sie beantwortet, muß auch er sich entscheiden, ob er solche Geschäfte als unsittlich erachten will oder nicht. Denn in dem Rechte aller Kulturvölker gilt der Grundsatz, daß Verträge, die gegen die guten Sitten verstoßen, nichtig sind, also den Beteiligten keinerlei Rechte geben.

Unsere Rechtsfrage hat ihre Geschichte, die bis in das Altertum zurückreicht; denn auch bei den alten Römern wurden die Ehen häufig durch Zwischenpersonen vermittelt. Wir wollen uns aber nur mit der modernen Rechtsentwicklung und mit dem Rechte der Gegenwart beschäftigen. Wir werden dabei sehen, daß diese Entwicklung den Kampf des sittlichen Gedankens mit der Alltagsmoral wiederspiegelt und daß dieser Kampf hier mit dem vollen Siege des sittlichen Gedankens geendet hat. —

Wenn man sich mit den deutschen Rechtszuständen des 19. Jahrhunderts beschäftigt, muß man sich gegenwärtig halten, daß Deutschland bis zum 1. Januar 1900 in eine große Anzahl von Rechtsgebieten zerfiel. Die größten und wichtigsten Rechtssysteme, die neben einander herrschten, waren: das gemeine römische Recht, das rheinisch-französische Recht, das preußische Landrecht und das sächsische Recht. Dazu kam noch das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch, welches in den deutschen Erbländern der österreichischen Monarchie galt. Diese Rechtssysteme wichen erheblich von einander ab, und dies auch in der Frage, die unser Thema bildet.

Am weitesten vorgeschritten zeigten sich das österreichische und das sächsische Gesetzbuch. Denn sie erklärten das Versprechen einer Provision an Heiratsvermittler für nichtig und versagten dem Vermittler jedes Klagerecht. Auch einige kleine Rechtsgebiete hatten sich entsprechende Verordnungen gegeben: Kurhessen, Dessau und Köthen.

Auf dem entgegengesetzten Standpunkt stand die Rechtsprechung im Gebiete des preußischen Landrechts. Hier zog man aus dem völligen Schweigen des Gesetzbuchs über unsere Frage den Schluß, daß der Vertrag mit dem Heiratsvermittler giltig und daher der Lohnanspruch des Vermittlers klagbar sei.

In den Ländern des gemeinen römischen Rechts und des rheinisch-französischen Rechts endlich herrschte der Grundsatz, daß die Giltigkeit des Ehemaklergeschäfts von den Umständen des einzelnen Falles abhänge, daß also in jedem Einzelfalle zu prüfen sei, ob die Vertragsabreden gegen die guten Sitten verstießen oder nicht. Man sieht, auch in diesen Rechtsgebieten erachtete man Ehemaklergeschäfte prinzipiell für erlaubt und rechtsgiltig; das Versprechen einer Provision für Heiratsnachweis oder Heiratsvermittlung galt also im Rechtssinne nicht für unsittlich. Man schloß sich bewußt der landläufigen Auffassung dieser Dinge an. Das kommt in den Gerichtsentscheidungen, die uns noch vorliegen, klar zum Ausdruck. So sagt das Obertribunal von Stuttgart in einem Urteil vom 29. Mai 1858:

> Zwar ist zuzugeben, daß es vom höheren sittlichen Standpunkte aus keine Begünstigung verdient, wenn die Stiftung einer Ehe zum Gegenstand eines Gelderwerbs gemacht wird, und ein feineres Gefühl wird es nicht zulassen, sich Diensten der fraglichen Art gegen Belohnung zu unterziehen. Allein für den Rechtsverkehr können solche allzu feinen Rücksichten nicht in Betracht kommen, vielmehr entscheiden hier die im Volke herrschenden Ansichten und Gewohnheiten. Daß die Volksansicht in der Vermittlung von Ehen durch bezahlte Unterhändler nichts Unanständiges findet, lehrt aber die tägliche Erfahrung, da solche Vermittlungen eine immer häufigere Erscheinung werden und sich sogar als ein Bedürfnis geltendzumachen begonnen haben.

Digitized by Google

Noch weiter geht das Oberlandesgericht Karlsruhe in einer Entſcheidung vom 12. Juni 1882. Es heißt da:

> Der Gerichtshof nimmt an, daß die Frage nicht nach einem allgemeinen Prinzip, ſondern nach den Umſtänden des Falles zu entſcheiden iſt, und daß nicht jeder Zuſage eines Makellohnes für Ehevermittlung die Klagbarkeit zu verſagen iſt, da die Thätigkeit zur Herbeiführung eines erlaubten Zweckes an ſich nicht verboten und das Ausbedingen eines Entgelts für Dienſtleiſtungen dieſer Art an ſich nicht der Sittlichkeit widerſprechend ſei, ſelbſt wenn das Geſchäft als Gewerbe betrieben würde.

Auch das Reichsgericht hat ſich am 8. Mai 1885 dahin ausgeſprochen, daß in der Vermittlung der Eheſchließung gegen Bezahlung an ſich nichts moraliſch Verwerfliches liege und daß ein ſolcher Vertrag auch dadurch nicht nachträglich ungiltig werden könne, daß ſich der Vermittler zur Erreichung des Zweckes unerlaubter Mittel bediene.

Die Gerichte für dieſe Rechtsgebiete haben alſo die Giltigkeit der Ehemaklergeſchäfte grundſätzlich anerkannt. Wir müſſen aber hinzufügen, daß ſich doch einige Gerichte des rheiniſch-franzöſiſchen Rechtsgebiets gegen die Klagbarkeit des Ehemaklerlohns ausgeſprochen haben. So wurde der Lohnanſpruch eines Ehemaklers am 21. Juni 1889 vom Oberlandesgericht Köln mit der Begründung abgewieſen, daß jede Übereinkunft, wonach gegen das Verſprechen eines Vermittlerlohnes auf die Einwilligung einer Perſon zur Heirat eingewirkt werden ſolle, als der öffentlichen Ordnung und den guten Sitten zuwiderlaufend angeſehen werden müſſe. Dieſe dem Ehemaklertum feindlichen Entſcheidungen ſind ſicherlich durch die vortreffliche Rechtſprechung der franzöſiſchen Gerichte beeinflußt worden. Die franzöſiſchen Gerichte haben ſich nämlich in einer ſeit langer Zeit feſtgehaltenen Praxis unentwegt gegen die Giltigkeit der Verträge mit Heiratsvermittlern ausgeſprochen. Sie haben auch hier wieder den feinen Takt und die vornehme Lebensauffaſſung bewieſen, die ihre Richterſprüche von jeher auszeichnen. Schon ein Urteil des Pariſer Parlaments vom Jahre 1591 hat entſchieden, daß Ehemaklerlohn nicht klagbar ſei, und ein Urteil des Kaſſationshofes vom 1. Mai 1855 hat in geradezu muſtergiltiger Weiſe alle Gründe zuſammengefaßt, die den Richter zwingen, dem Heiratsvermittler jedes Gehör zu verweigern. —

Als man in den ſiebziger Jahren bei uns das Werk begann, ein einheitliches Geſetzbuch für das ganze Deutſche Reich zu ſchaffen, war — wie wir geſehen haben — die Nichtigkeit des Ehemaklervertrages nur in Sachſen, Kurheſſen und in Teilen von Anhalt geſetzlich anerkannt. In den übrigen Ländern galten ſolche Verträge nach der herrſchenden Anſicht für erlaubt und verbindlich. Die Geſetzgeber mußten alſo eine Entſcheidung über die verſchiedenen Meinungen treffen und das Facit der bisherigen Entwicklung ziehen. In den erſten Stadien der Geſetzgebungsarbeit hat auch hier die vulgäre Anſchauung die Oberhand gehabt. Die Verfaſſer des erſten Geſetzentwurfs waren der Anſicht, daß das Verſprechen eines Lohnes an den Heiratsvermittler prinzipiell nicht gegen die Gebote der Sittlichkeit verſtoße, und ſie lehnten es ab, den Vertrag ſchlechthin für nichtig zu erklären. Daß im einzelnen Falle Abreden vorkommen könnten, die unanſtändig oder unſittlich ſeien, gaben ſie zu; ſie hielten aber die allgemeine Vorſchrift des Geſetzentwurfs, daß Verträge gegen die guten Sitten nichtig ſeien, für einen genügenden Schutz gegen ſolche Abreden. Der erſte Entwurf des Bürgerlichen Geſetzbuchs enthielt deshalb keine beſondere Vorſchrift über den Ehemaklervertrag. Dabei blieb es auch in dem von der zweiten Kommiſſion hergeſtellten

Digitized by Google

Entwurfe und in der Vorlage, welche der Bundesrat dem Reichstage zur Beratung vorlegte. Erſt der Reichstagskommiſſion und dem Plenum des Reichstages war es vorbehalten, der richtigen Auffaſſung zum Siege zu verhelfen. Die Kommiſſion erklärte in ihrem Bericht den Umſtand, daß die Benutzung bezahlter Heiratsvermittler in weiten Kreiſen gang und gäbe ſei, für unmaßgeblich; ſie war der Meinung, daß die große Mehrheit der Bevölkerung in dem Geben und Nehmen eines Lohnes für Heiratsvermittlung doch eine unſittliche, mindeſtens aber eine unanſtändige Handlung ſehe. Sollte dieſe Auffaſſung — heißt es in dem Bericht vortrefflich weiter — noch nicht in allen Kreiſen durchgedrungen ſein, ſo ſei das nur ein Grund mehr, ihr durch das erziehliche Wirken des Bürgerlichen Geſetzbuchs zum Durchbruch zu verhelfen. Die Kommiſſion fügte deshalb dem Geſetzentwurfe folgende Vorſchrift ein:

> Durch das Verſprechen eines Lohnes für den Nachweis der Gelegenheit zur Eingehung einer Ehe oder für die Vermittlung des Zuſtandekommens einer Ehe wird eine Verbindlichkeit nicht begründet.

Dieſe Vorſchrift iſt mit einigen Zuſätzen, von denen weiterhin noch die Rede ſein wird, als § 656 in das Bürgerliche Geſetzbuch endgiltig aufgenommen worden.

Bevor wir uns dieſen Paragraphen noch etwas näher anſehen, wollen wir des Mannes gedenken, deſſen Verdienſt es vorzugsweiſe iſt, den ſittlichen Gedanken in dieſer Frage zum Siege geführt zu haben. Es iſt Profeſſor Joſef Kohler in Berlin. Er hat in ſeinem 1891 erſchienenen Aufſatze „Die Ideale im Recht“ in ſcharfer und eindringlicher Sprache darauf hingewieſen, daß der Geſetzgeber die ſittlichen Ideale ſeiner Zeit berückſichtigen und Vulgäranſchauungen ablehnen müſſe, die mit den Forderungen der Sittlichkeit im Widerſpruche ſtehen. Er hat das Paktieren mit der Alltagsmoral, wie es in zahlreichen Gerichtsentſcheidungen hervorgetreten, gründlich kritiſiert und auf das gute Vorbild Frankreichs und Englands hingezeigt. Kohlers vortreffliche Ausführungen über den Ehemaklerlohn, die er in einem ſpäteren Aufſatze (Archiv für bürgerliches Recht Band 12 S. 319) noch ergänzt hat, haben viel dazu beigetragen, daß unſere Geſetzgeber den Ehemakler aus dem Tempel der Justitia hinausgejagt haben.

Nach dem geltenden Recht iſt alſo jedes Lohnverſprechen an Heiratsvermittler nichtig, und ihre Klagen werden vom Richter zurückgewieſen. Dabei iſt es gleichgiltig, ob der Makler den Lohn in der üblichen Höhe fordert oder ob er ſich auf eine ausdrückliche Vereinbarung über die Höhe der Proviſion ſtützt. Es iſt ferner gleichgiltig, ob ihm der Lohn in barem Gelde oder in anderer Form verſprochen iſt (z. B. durch Ausſtellung eines Wechſels oder eines anderen Schuldſcheins), ob ihm zur Sicherheit Bürgen oder Pfänder geſtellt ſind, und ob der Auftraggeber ihm gegenüber ein Schuldanerkenntnis abgegeben hat: aus keiner dieſer Rechtshandlungen entſpringt eine Zahlungspflicht. Der Ehemakler kann ſeine Forderung auch nicht zur Aufrechnung gegen eine Forderung des Auftraggebers, die dieſer zufällig gegen ihn hat, benutzen, und ſelbſt ein Vergleich über den Lohnanſpruch hätte keine rechtliche Giltigkeit. Alle dieſe Geſetzesvorſchriften können freilich nicht hindern, daß der Auftraggeber dennoch bezahlt, ſei es nach Erledigung des Geſchäfts, ſei es im voraus als Vorſchuß. Und daran knüpft ſich die Frage, ob ſolche Zahlungen wegen der Ungiltigkeit des ganzen Vertrages von dem Auftraggeber zurückgefordert werden können. Ein ſolches Recht der Rückforderung ließe ſich leicht rechtfertigen; der Auftraggeber hat ja gezahlt, ohne daß eine Zahlungspflicht für ihn beſtand. Aber

Digitized by Google

das Geſetz verſagt ihm das Rückforderungsrecht, und es zieht damit nur die letzten Konſequenzen ſeiner Auffaſſung vom Ehemaklervertrag. Wer ſich mit einem Ehemakler einläßt, handelt gerade ſo unſittlich wie der Makler ſelbſt, keiner iſt beſſer als der andere. Das Geſetz, welches dem Makler ſeinen Schutz entzieht, muß ihn folgerichtig auch dem Kunden des Maklers verſagen. Das Geſetz hilft nicht dem Einen und nicht dem Anderen, es überläßt die Beteiligten vollkommen ſich ſelbſt. Wenn das Geſetz eine Klage auf Rückzahlung gezahlter Vorſchüſſe oder gezahlter Proviſion gegen den Heiratsvermittler zuließe, ſo würde es ſeine Hand wiederum zu ſkandalöſen Prozeſſen bieten, zu Prozeſſen, in denen die ſchmutzige Wäſche des Eheſchachers in voller Öffentlichkeit gewaſchen werden würde. Deshalb verdient es volle Billigung, wenn § 656 weiter ſagt:

> Das auf Grund des Verſprechens Geleiſtete kann nicht deshalb zurückgefordert werden, weil eine Verbindlichkeit nicht beſtanden hat. —

Selbſtverſtändlich kann der Ehemakler von dem Auftraggeber auch nicht zur Leiſtung der zugeſagten Maklerthätigkeit oder gar auf eine Geldentſchädigung wegen des Unterlaſſens dieſer Thätigkeit verklagt werden. Denn da der ganze Vertrag ungiltig iſt, iſt der Makler ſo wenig zur Leiſtung verpflichtet wie ſein Kunde zur Zahlung.

* * *

Die Behandlung des Heiratsvermittlergeſchäfts im Bürgerlichen Geſetzbuch iſt vom Standpunkt der Ethik wie vom Standpunkt des Rechts aus vortrefflich. Es iſt ein großer Fortſchritt, daß die niedrige Anſchauung des Alltags, die ſich in der Billigung und Benutzung bezahlter Heiratsvermittler kundgiebt, ſich jetzt nicht mehr auf das Recht und die Rechtſprechung berufen kann. Skandalprozeſſe über Eheſtiftungen durch ſolche Kuppler werden die Gerichte und die Öffentlichkeit nicht mehr beſchäftigen. Daß die Verweigerung des Rechtsſchutzes dieſem Treiben ein Ende machen, daß ſie den Eheſchacher und die Mitgiftjägerei aus der Welt ſchaffen wird, läßt ſich freilich nicht erhoffen. Mitgiftjäger und Heiratsagenten wird es auch künftig geben, und die Heiratsagenten werden Mittel und Wege finden, um ſich ihre Proviſion zu ſichern. Das weiß auch unſere Geſetzgebung ſehr gut, und darum ſtellt die Gewerbeordnung in § 35 den gewerbsmäßigen Heiratsvermittler unter polizeiliche Aufſicht. Wer ſolches Gewerbe beginnt, muß der Polizeibehörde davon Anzeige machen, und dieſe kann ihm den Gewerbebetrieb unterſagen, wenn Thatſachen vorliegen, die ſeine Unzuverläſſigkeit darthun. Das Geſetz will mit dieſer Beſtimmung nicht etwa die Berechtigung des Ehemaklergewerbes in gewiſſen Grenzen anerkennen, ſondern es trifft nur Vorſorge gegenüber den ſchlimmſten Auswüchſen, weil es mit der Thatſache rechnen muß, daß ſeine Vorſchriften allein dieſes Gewerbe nicht auszurotten vermögen. Das Geſetz hat ſeine Pflicht in vollem Maße dadurch erfüllt, daß es den Geſchäften mit Heiratsvermittlern jede Anerkennung, jeden Rechtsſchutz verſagt, und es thut recht daran, daß es die völlige Abſchaffung dieſes Kuppelweſens der ſittlichen Entwicklung und Verfeinerung des deutſchen Volkes überläßt.

Digitized by Google

Weihnachten auf einer südamerikanischen Estancia.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Flimmernd im sengenden Sonnenlicht liegt die weite Grassteppe Uruguays, an deren Saum der La Plata seine gewaltige Wasserfülle dem Meere zuwälzt, ihm ähnlich bereits mit Ebbe und Flut, mit Sandküste und Düne. Das jenseitige Ufer ist nicht zu erblicken; nur an ganz klaren Abenden, behaupten die weitsehenden Steppenbewohner, könne man zuweilen Lichter vom jenseitigen Ufer herüberschimmern sehen. Dort liegt die Stadt der „guten Lüfte", Buenos Aires, heute eine Weltstadt, in deren engen Straßen ein buntes Völkergewimmel flutet.

Gelb und dürr steht das hochgeschossene Steppengras, das sich im Frühjahr dem Auge darbot als eine einzige saftgrüne Fläche, lieblich untermischt mit zarten, bunten Verbenen. Es hat sich in gelben Streifen hinaufgeweht an den Drähten, die das Land nach allen Richtungen hin in große Weideplätze abgrenzen. Weidende Schafherden überall. Unendlich leer und einsam alles. Ganz vereinzelt hebt sich in der unabsehbaren Fläche zuweilen eine Baumgruppe ab, eine menschliche Wohnung andeutend.

Auf einer kleinen Anhöhe am Flusse, der, von Urwalddickicht umrahmt, als einziger größerer Wasserlauf sich durch die Ebene windet, noch dazu zumeist durch die hinaufdringende Flut des La Plata gespeist, liegt das einstöckige, weißgetünchte, stattliche Landhaus des deutschen Besitzers, auf der Ostseite von Doppelreihen hoher Eukalypten beschirmt, dem Wahrzeichen der menschlichen Wohnung in jener Gegend. Dort soll heute das Weihnachtsfest gefeiert werden nach deutschem Brauch, und gastfrei ist die Einladung ergangen an alles, was von Kindern lebt in den weit verstreuten kleinen Lehmhütten auf der großen Estancia. Gegen 5 Uhr beginnen sie anzurücken von allen Seiten, denn das Weihnachtsfest ist das große Ereignis des Jahres. Die meisten sind von deutschen Eltern im Lande selbst geboren; sie haben nie eine Stadt oder irgend eine größere Stätte geselligen Zusammenwohnens menschlicher Wesen gesehen; ihr Hausrat ist auf das Primitivste beschränkt; sie haben die Scheu und Naivetät des Naturmenschen, aber auch seine eindrucksfähige Seele und seine junge Phantasie. Stadt oder Dorf, wo Mutter her ist, und das Land, darinnen sie liegen, lebt in ihrer Phantasie als etwas Fernes und Wunderbares, das Märchenschätze beherbergt, ganz anders noch, wie sie in der Pulperia zu sehen sind. Die Pulperia, das ist ein mit einer Schenke verbundener Kramladen, wo ein spekulierender Englishman und ehemaliger Matrose in bunter Fülle alles feilhält, was die einfachen Lebensbedürfnisse der Leute jener Gegend ausmacht. Das Weihnachtsfest da oben aber, mit seinem Weihnachtsbaum und seinen Gaben, bringt sie in greifbare Berührung mit den erträumten Herrlichkeiten und erklingt hier im fernen Lande wie ein Ton aus der deutschen Heimat.

Eine Stunde später strahlt der große Saal im Herrenhause vom Glanz der Weihnachtskerzen. Zwar ist es keine harzduftende deutsche Tanne, an der sie leuchten, aber doch ein leidlich gut gewachsener Baum, der seine kleinen grünen Blättchen unauffällig hinter großen Dornen verbirgt. Das war zwar beim Schmücken eine unangenehme Sache, und all die fleißigen Hände, die dabei geholfen, zeigen die Risse

Digitized by Google

der boshaften Dornen. Nun aber prangt er stattlich im glitzernden Schmuck, und die Kinderaugen hängen an ihm wie gebannt. In stattlicher Anzahl sind sie erschienen, Buben und Mädchen von jedem Alter bis herab zum Baby, das die Mutter auf dem Arme hergetragen. Da sieht man derbe niedersächsische Bauernköpfe mit strohgelbem Haar und hellen Augen, daneben aber auch bräunliche Gesichter mit schwarzen Augen, zuweilen von überraschender Feinheit der Züge, echte spanische Rasse. Geblendet starren sie in den lichterfunkelnden Baum, und der Ausdruck scheuer Zurückhaltung weicht nicht von ihren Gesichtern, solange das Singen und Erzählen dauert. Denn sie verstehen kein Deutsch; ich weiß nicht, ob sie etwas geahnt haben von der Bedeutung des Festes. Ein kleiner blonder Junge beginnt mit heller Stimme zu erzählen: „Es begab sich aber zu der Zeit" — die Schwestern sagen Weihnachtsgedichte, und wir singen die alten trauten Weihnachtslieder, wie im lieben deutschen Vaterlande. Unsere Gäste singen nicht viel, sie sind zu benommen vom Glanz des Festes, und es ist auch mit ihrer Gesangskunst nicht mehr weit her, seit der „Schulmeister", der daheim mal durch ein Seminar gelaufen war, dessen Hauptobliegenheit aber im Käsemachen bestand, das Weite gesucht hat, jedenfalls einem eingeborenen Wandertriebe folgend.

Lange darf die Feier nicht dauern, denn es ist unerträglich heiß im Saale, das Thermometer zeigt heute 30° im Schatten, und Thür und Fenster sind geschlossen, um das Tageslicht auszuschließen. Auf langen Tischreihen in der Mitte des Saales liegen die Geschenke aus. Da giebt es praktische Kleidungsstücke für Knaben und Mädchen, aber auch zierlich gekleidete Puppen und kriegerische Soldatenreihen, und es fehlt nicht die schlanke Reitgerte und Riemenzeug für das Pferd, dessen sich hier auch der Ärmste rühmen darf, weil es zum Unentbehrlichen gehört. Natürlich prangt da auch ein Teller mit Süßigkeiten und oben drauf ein bezauberndes Honigkuchenherz, auf dem in weißem Zuckerguß der Name des Besitzers leuchtet. Ein rührender Anblick, die strahlenden Gesichter der kleinen Beschenkten zu schauen, deren anfänglich stummes Entzücken sich jetzt in lautem Jubel löst. Nie habe ich größere Seligkeit auf Kindergesichtern gesehen als bei diesen Naturkindern!

Ein kleines blondes Mädchen hält seine Puppe fest ans Herz gedrückt und betrachtet sie mit entzücktem Mutterblick; es wird mit ihr schlafen gehen, das ist sicher, und es muß nur gleich hören, was Mutter dazu sagt. „Ganz deutsch sieht sie aus, wie die Mädchen bei uns zu Haus", sagt die Mutter, eine blasse, schmale Frau. Sie hat einen der Küstenwächter am Strande geheiratet, einen stattlichen Spanier. Aber man sagt, an hellen Tagen trage sie ihre Nähmaschine auf die hohe Sanddüne neben dem Hause, damit sie beim Nähen nach der Gegend hinschauen kann, wo fern jenseits der gleißenden Wellen des Silberstromes das Heimatsdorf liegt.... Ein Bübchen hat die Soldatenmütze aufgesetzt und stößt begeistert in die neue Trompete, an der es sich nicht satt hören kann. Eine schlanke kleine Spanierin untersucht staunend behutsam den Inhalt eines Nähkastens. Carmen Silva heißt sie, und ihr Herz ahnt nicht, daß der Name für uns litterarische Deutsche eine gekrönte Dichterin bedeutet. Ihr Vater Silva ist einer der Schäfer auf der Estancia, und in seiner niedrigen Erdhütte giebt es viel Kinder und wenig zu essen.

Doch jetzt ertönt für die Beschenkten das Zeichen, auch dem Magen sein Recht werden zu lassen. Auf dem steingepflasterten Vorplatz zwischen den beiden Seitenflügeln des Hauses stehen lange, gedeckte Tische; da giebt es Thee und Kuchen. Dann ziehen sie ab, gestärkt und strahlend, die Gaben sorgfältig ins Bündel geknotet, mit ungeschicktem Dank. Im Hofe harren die Pferde, die sie hergebracht den oft stundenweiten Weg von den zerstreut und einsam liegenden Hütten. Wunderlich genug sieht dieser Aufbruch aus. Das Pferd, meist der gute, geduldige Freund der Familie, macht auf Schönheit und Rasse keinen Anspruch; es trägt auf einer Wolldecke ein Schaffell mit breitem Gurt um den Leib befestigt, und nur die Wohlhabenden rühmen sich des zweihöckrigen Ledersattels. Hier sieht man eine Frau mit rotem Kopftuch, ungehindert durch ihre Kleiderröcke, das Pferd besteigen und die Zügel ergreifen; das kleine Mädchen vor ihr umschlingt sie mit dem freien Arm, hintenauf sitzt der kleine Bub,

Digitized by Google

hält sie um die Taille gefaßt und strampelt vergnügt mit den nackten kleinen Beinen, die kaum über die Breite des Pferderückens hinüberlangen. Hier traben Bruder und Schwester in enger Umschlingung auf einem mageren, flinken Pferdchen davon; das ältere Mädchen führt die Zügel, und der Bub umklammert die gemeinschaftlichen Schätze. Und hier reiten sogar drei an uns vorbei, von denen das älteste noch nicht acht und das jüngste eben zwei Jahre alt sein mag, wohlgemut und sicher. Und bald sind die letzten nur noch als schwarze Silhouetten in der Ferne der weiten Ebene erkennbar. Es ist wieder leer und still geworden auf dem Hofe und um das Herrenhaus. Im Westen, über dem glänzenden Spiegel des breiten stillen Flusses geht die Sonne unter, ein großer Feuerball, und entzündet für kurze Zeit ein strahlendes Farbenmeer am Himmel, das in der reinen, durchsichtigen Luft über die einförmige Fläche einen bezaubernden Schönheitsglanz ausgießt; dann kommt mit starkem und schnellem Schritt die Dämmerung.

* * *

Am andern Abend ist die Weihnachtsfeier für den engeren Kreis der Familienmitglieder und des Hausgesindes. Einen neuen Baum haben wir aufgeputzt, denn der andre hat der Hitze des Abends nicht widerstanden und welkt bereits.

Aber trotz Lied und Kerzenschein, trotz aller Freuden des Überraschens, des Gebens und Empfangens kommt man nicht recht in Weihnachtsstimmung. Vielleicht sind unsere Gedanken zu fest verwebt mit der Vorstellung von dem glitzernden Schneekleid der Erde und der harzduftenden Tanne! Es leidet uns nicht lange im Glanz der Kerzen und im drückenden Saale, durch dessen offene Thüren kein erfrischender Lufthauch zieht, um die furchtbare Hitze erträglich zu machen. Erst der Abend bringt lösende Kühle. Lange noch sitzen wir vor der geöffneten Thür der Halle im Freien, während die laue, weiche Nacht des Südens niedersinkt. Im tiefen Blaudunkel der großen Wölbung flammen zahllose Sterne auf mit einem Glanz, den sich der Nordländer schwerlich vorzustellen vermag; wie eine durchsichtige Glocke spannt sie sich um uns aus, mit schwarzem Rande aufgesetzt auf die bestrahlte Fläche. Wie helle Goldfunken ziehen einzelne große Leuchtkäfer lautlos durch das Dunkel, dort über jenem Wiesenstreifen wogen sie in verschwenderischer Fülle auf und nieder, als ein breiter goldflimmernder Streifen. Ein leiser Grasgeruch dringt herüber von der Steppe, auf der die Schafherden beieinander ruhen. Wie schwüler Duft kommt es vom Garten her; die Nachtkerze hat ihre weißen Blüten erschlossen, umschwärmt von einer Wolke dunkler Falter.

Unter der Stille hörbar ein lautloses Weben, ein Lebendigwerden nach der tötenden Glut, ein Labungtrinken unter dem Fittich der Nacht, ehe das feindliche Gestirn wieder aufsteigt, das alles Leben verdorren macht. Lebenspendende Nacht! Und im Anschauen werden mir die Worte lebendig, die heute wieder aus Kindermund erklungen waren: „Und es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herden. Und der Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie . . .“

Eine solche Nacht muß es gewesen sein, die auf Bethlehems Fluren niedersank, so laue, weiche Sternennacht, schwanger von süßem Geheimnis. Und so war es doch Weihnachten geworden auf der südamerikanischen Estancia.

Digitized by Google

Neudeutsche Wirtschaftspolitik.

Von

Anna Pappritz.

Nachdruck verboten.

Ein Blick auf unser politisches Leben, — wie es sich besonders in den Parlamentsdebatten wiederspiegelt, — enthüllt jedem, der auf einer „höheren Warte als auf den Zinnen der Partei" steht, ein höchst unerquickliches Bild; ein Bild, für das der unschöne Ausdruck „Kuhhandel" nur leider allzu treffend ist. Und zwar tritt dieses unschöne Bild nicht nur dann zu Tage, wenn man um materielle Güter kämpft, wie jetzt in den Debatten über den Zolltarif, sondern auch da, wo es sich um ideelle Güter handelt, wie bei den Beratungen über die lex Heinze, über das Volksschulgesetz, die Vereins- und Arbeiterschutzgesetze, bei den Verhandlungen über die Frage des Frauenstudiums, der Reform der Mädchenschule 2c. Überall wird die Rücksicht auf das Gemeinwohl in den Hintergrund geschoben zu Gunsten des Parteiinteresses. Es ist nicht zu leugnen, daß es für eine Regierung sehr schwer ist, mit einem derartig zusamengesetzten Parlament zu regieren. Sie ist vielfach gezwungen, gleichfalls „mit sich handeln zu lassen" und die seltenen, zarten Keime von Liberalismus zu ersticken, um den Wünschen der reaktionären Partei gerecht zu werden, auf die sie sich stützen muß, um die notwendigen Forderungen für nationale Zwecke (Heer und Flotte) bewilligt zu erhalten. Soziale und nationale Interessen stehen sich in unseren Parlamenten meist schroff gegenüber. Dieser Umstand macht es auch der deutschen Frauenbewegung unmöglich, sich an die eine oder andere politische Partei anzuschließen, wie dies die Frauen Englands thun.[1]) Aber auch weitsichtige Männer, denen beides, sowohl die soziale, wie die nationale Entwicklung unseres Volkes am Herzen liegt, befinden sich in derselben mißlichen Lage, nur mit dem großen Unterschied, daß es ihnen als Männern gestattet ist, einen neuen politischen Verein zu gründen und für diesen Sitz und Stimme im Reichstag zu erkämpfen. Es haben sich denn auch thatsächlich eine ganze Anzahl von Männern zu diesem Zwecke zusammengeschlossen und unter der Führung von Fr. Naumann den Verein der „National-Sozialen" gegründet, der — wie sein Name sagt — die Vereinigung und Vertretung beider Interessen anstrebt. Nur wenn der Kaiser sich auf die Demokratie stützt, wird es ihm gelingen, den Gedanken der sozialen Reform, den sein edler Großvater als schönstes Vermächtnis der Kulturwelt hinterließ, in die Wirklichkeit umzusetzen; der Kaiser kann sich aber nur auf die Demokratie stützen, wenn diese wiederum ihm Verständnis für seine Weltmachtspolitik entgegenbringt.[2]) Dies ist das politische Ideal von Fr. Naumann,

[1]) Vergl. meinen Artikel: „Die politische Bethätigung der Frauen" im Novemberheft 1901 dieser Zeitschrift.

[2]) Vergl. Friedrich Naumann: Demokratie und Kaisertum. Buchverlag der „Hilfe". Berlin-Schöneberg 1900.

Digitized by Google

von dem er allein eine Gesundung unsrer nationalen und sozialen Verhältnisse erwartet.

Wie er sich diese Entwicklung im einzelnen denkt, hat er im Winter vorigen Jahres in einem Cyklus von 6 Vorträgen seinen Zuhörern dargelegt. Jetzt sind diese Vorträge im Druck erschienen,[1]) und werden sicherlich ein ebenso dankbares Publikum finden, wie einst das gesprochene Wort. Das Büchlein besitzt alle die Vorzüge und Nachteile, die gedruckte Vorträge in den meisten Fällen an sich tragen. Es wirkt mit der Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes — wie dies bei einem Meister der Rede wie Fr. Naumann garnicht anders sein kann — im höchsten Grade anregend und fesselnd. Aber es kann uns auch nicht mehr bieten, als eine „Anregung", diese Frage gründlich zu studieren, es kann sie nicht selbst erschöpfend behandeln.

Naumann geht, im Gegensatz zu anderen Volkswirtschaftslehrern, von der Bevölkerungsfrage aus, weil diese seiner Ansicht nach der Punkt ist, von dem aus das Wirtschaftsleben sich umgestaltet: „Im Hintergrund aller der dunklen Fragen, über die wir uns streiten, im Hintergrunde der Weltmachts- und Flottenfrage, der Frauenfrage, der Zollfrage steht die eine Thatsache, daß wir deshalb keine Ruhe haben, weil wir immer mehr und immer mehr Menschen werden." (S. 9.) Er berechnet, daß in Deutschland bei gleichbleibender Geburts- und Sterbeziffer im Jahre 1925 die Bevölkerung von 56 Millionen auf 80 Millionen gestiegen sein wird, und für diese 24 Millionen mehr heißt es Platz, Arbeit und Brot schaffen! Dies Zukunftsbild aber hat für Naumann durchaus nichts Beängstigendes, im Gegenteil, er vertritt die Ansicht, daß „wo keine Kinder in großer Zahl nachwachsen, wo die großen Probleme nicht aus der Erde heraufsteigen, wo nicht der beständige Zwang den Leuten sagt: hier sind wieder Sorgen für neue Millionen, eine gewisse Müdigkeit und Mattigkeit, ein technisches Nichtkönnen und politisches Gleichgiltigwerden eintritt." (S. 13.) „Völker ohne Zuwachs haben keine Veranlassung mit neuen Methoden zu arbeiten." (S. 21.) Darum bekämpft er mit fast leidenschaftlicher Verve die „gespensterhafte Vorstellung", die dem Malthusianismus zu Grunde liegt, und weist warnend auf das Vorbild Frankreichs, wo auch in dieser Beziehung die Grundfrage sei: Où est la femme?

Meiner Ansicht nach leiden diese Ausführungen des Verfassers an einer gewissen Einseitigkeit. Er berücksichtigt zu wenig, daß der Geburtenüberschuß, die Zahl der Kinder an und für sich, doch noch keine soziale und nationale Höherentwicklung bedeuten, daß sie im Gegenteil eine Kraftverschwendung in physischer und materieller Hinsicht darstellen, wenn sie dem Volke nur so lange erhalten bleiben, als sie eine wirtschaftliche Last sind, als sie nur verzehren, ohne das Alter zu erreichen, in dem sie selbst Lasten tragen und neue Werte produzieren können. Schon Herbert Spencer hat darauf hingewiesen, daß in dem Verhältnis der Natur- zu den Kulturvölkern der Fortschritt darin besteht, daß bei ersteren frühe Geschlechtsreife, erschöpfende Inanspruchnahme der Frauen durch Kindererzeugung, größte Kindersterblichkeit herrscht, während bei den Kulturvölkern das Leben weniger durch die Fortpflanzung ausgefüllt ist. Ganz besonders beachtenswert erscheint mir, was Oda Olberg in ihrem Buche: „Das Weib und der Intellektualismus" über diesen Punkt sagt.[2]) Nicht davon, daß un-

[1]) Fr. Naumann: Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg 1902. Preis 1 Mark.

[2]) Oda Olberg: Das Weib und der Intellektualismus. Verlag von Dr. John Edelheim. Berlin 1902.

Digitized by Google

gezählte Kinder geboren werden, sondern von der Gewinnung eines möglichst tüchtigen Menschenmaterials hängt der Fortbestand eines Volkes, hängt die Kulturentwicklung überhaupt ab. Und in der Hinsicht steht Frankreich verhältnismäßig günstiger da als Deutschland, d. h. Frankreich hat pro Mille mehr Menschen von 20—40 Jahren, also Menschen, die dem Volke etwas leisten, als Deutschland, wie folgende Zahlen beweisen: Deutschland hat pro Mille, Kinder unter 10 Jahren 242, Frankreich nur 173. Deutschland hat Erwachsene

von 20—30 Jahren	162,	Frankreich	163,
„ 30—40 „	127,	„	138,
„ 40—50 „	104,	„	123,
„ 50—60 „	78,	„	101.[1])

Sehr ungerecht aber ist der Vorwurf, den der Verfasser den französischen Frauen macht, als trügen sie allein die Schuld an der geringen Vermehrung ihres Volkes. Wo in Frankreich eine absichtliche Beschränkung der Kinderzahl vorliegt, wird der Egoismus des Mannes, der sich scheut, für eine zahlreiche Nachkommenschaft zu sorgen, wohl ebenso die Schuld tragen, wie der Egoismus der Frau, die sich sträubt, die Lasten der Mutterschaft auf sich zu nehmen. Der wahre Grund des Rückganges an Geburten ist aber ganz wo anders zu suchen; er liegt in der erschreckenden Verbreitung der venerischen Krankheiten, und daß auch unserer Volksvermehrung von dieser Seite eine große Gefahr droht, hat kürzlich Geheimrat Kirchner betont.[2])

Wie dem aber auch sei, ob wir den Optimismus Naumanns teilen, ob wir mehr zu der Auffassung Adolf Wagners[3]) hinneigen, die Thatsache der Volksvermehrung besteht, und darum können wir dem Verfasser getrost folgen, wenn er von dieser Prämisse ausgehend, uns in die Neudeutsche Wirtschaftspolitik einführt, und die Frage zu beantworten sucht: wie schaffen wir Brot für die kommenden Millionen?

Die bei weitem größere Hälfte dieser kommenden Millionen wird aus Lohnarbeitern, aus Lohnempfängern bestehen. Wenn wir uns nun die enormen Zahlen vergegenwärtigen, die das Wort „Lohn" in sich schließt, so wird uns klar, daß ein Steigen und Fallen des Lohnes um wenige Pfennige den ganzen Wirtschaftsmarkt beeinflußt. Nach Naumanns Berechnung sind 40 % der Umlaufsgüter des Volkseinkommens Lohn. Von diesem „Lohn" leben aber nicht nur die direkten Empfänger, sondern die breite Mittelschicht, denn nach Naumann kommen auf eine Million Metall- oder Textilarbeiter 8600 Schneider, 7500 Schuhmacher, 5600 Krämer, 4900 Gastwirte, 4500 Bäcker, 3500 Metzger u. s. w. Wenn nun, wie im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, in den letzten guten Jahren der Durchschnittslohn des Arbeiters von 3,20 Mark auf 3,80 Mark täglich gestiegen ist, so bedeuten diese 60 Pfennige Mehreinnahme für die in Betracht kommenden 250 000 Arbeiter 45 Millionen Mark mehr im Jahre, d. h. für 45 Millionen werden mehr Lebensgüter aller Art ver-

[1]) Aus Schmoller: Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre (S. 160). Verlag von Duncker und Humblot. Leipzig 1900. 3. Auflage.

[2]) In seinem Vortrage am 19. Oktober im Berliner Rathaussaal, bei Gelegenheit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten".

[3]) Adolf Wagner: Grundlegung der politischen Ökonomie. Leipzig. 3. Aufl. 1893.

Digitized by Google

braucht. Daran gesundet die ganze Gegend, denn der hohe Lohn ist volkswirtschaftliches Blut, und wo der Lohn sinkt, wird der Wirtschaftskörper krank.

Darum berührt die Krisis, in der wir uns jetzt befinden, nicht am empfindlichsten die großen Banken (trotz der zahlreichen Krachs!), sondern ihre verderbliche Wirkung nach unten hin ist viel nachhaltiger und gefährlicher. Den Grund dieser Krisis sucht Naumann in der ungleichmäßigen Verteilung des Kapitals auf die Produktionsstufen und erhofft eine Heilung von der stärkeren Kapitalisierung der letzten Stufen des Industrieprozesses, durch den weiteren Sieg des Gedankens Großbetrieb. (S. 35—39.)

Die Krisis, von der Naumann im zweiten Kapitel spricht, wird natürlich doppelt verhängnisvoll durch die gleichzeitige Steigerung der Lebensmittelpreise, wie sie durch den jetzt im Reichstag zur Verhandlung stehenden Zolltarif notgedrungen herbeigeführt wird. Naumann bekämpft darum die Zollerhöhung mit all den Gründen, die wir ja aus zahlreichen Volksversammlungen und aus den Reichstagsdebatten zur Genüge kennen und auf die ich darum nicht näher einzugehen brauche.

Eine Hebung der agrarischen Notlage verspricht sich Naumann von einer rationellen Ansiedelung und Bodenreform, wie er das in dem ganz besonders interessanten vierten Kapitel darlegt. Es muß der Landflucht gesteuert werden; unsre Landarbeiter drängen aus den inneren östlichen Provinzen nach dem Westen, wo sie — besonders die Frauen — zu Lohndrückern werden und das soziale Elend erhöhen. In den Jahren 1890—1895 hatten Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien und Sachsen zusammen einen Geburtenüberschuß von 995 000 und schoben davon 446 000 nach dem Westen ab. Eine Zunahme dieses Mißstandes muß auf alle Fälle verhindert werden; man muß, um deutsches Volkstum im Lande zu erhalten, die Massen, die dort geboren werden, durch Kolonisierung wirklich festzusetzen suchen, indem die Rittergutsprovinzen in Bauernland umgewandelt werden. Wo Bauernland ist, wachsen naturgemäß Gewerbestädte empor, und aus diesen entwickelt sich die Industrie. Zu diesem Zweck muß der Staat einerseits jede Verkehrsmöglichkeit durch Straßenbauten 2c. erleichtern, andrerseits durch entsprechende Steuerreformen dem Bodenkapitalismus entgegenwirken.

Naumann berührt auch den Zusammenhang zwischen der Agrarfrage und der Frauenfrage (den Dr. Robert Wilbrandt so eingehend im IV. Teil des Handbuches der Frauenbewegung behandelt,[1]) indem er uns mit viel Humor die Gestalt der selbstbewußten Bäuerin vor Augen führt. „Warum behält diese Frau ihre Bedeutung und verliert sie nicht? Weil bei ihr garnicht die Hauptsache das ist, was die Dichter am meisten preisen, sondern weil bei ihr die Hauptsache ist, daß sie sich absolut unentbehrlich macht." (S. 78 und 79.) Diese Stellung der Frau im Betriebe, die ihr Würde, Festigkeit, Halt, Charakter giebt, ist durch die moderne Entwicklung den Frauen der Mittelstandssphären verloren gegangen; sie wurden „Damen" und auf sie kann man vielfach das Wort des alten Moses anwenden: „Sie bringen ihre Tage zu wie ein Geschwätz." Der Kern der Frauenfrage, das erkennt Naumann in vollem Maße an, aber ist die Arbeiterinnenfrage, und in diesem Punkte beweist er ein ebenso gerechtes wie verständnisvolles Urteil, wenn er sagt: „Die Pforte, durch welche

[1]) Helene Lange und Gertrud Bäumer: Handbuch der Frauenbewegung IV. Teil. Die deutsche Frau im Beruf. Verlag von Moeser, Berlin, 1902.

Digitized by Google

die Frau in ein größeres Selbstbestimmungsrecht und in den gesamten Wirtschaftsprozeß eindringt, ist ungeheuer eng. Durch diese enge Pforte des geringen Lohnes drängt die Frau sich durch, um auf dem Gebiet der erwerbenden Arbeit überhaupt Terrain zu gewinnen. Natürlich hat sie recht, wenn sie sich die Pforte weiter zu machen sucht, aber auch darin hat sie recht, daß sie die Pforte benutzt, um überhaupt in die Arbeit hineinzukommen". (S. 87.) Und ferner: „Wenn die Frauen als Mütter sich dem Arbeitsprozeß entziehen, so thun sie damit dem Staat und Volk mindestens denselben Dienst, den die Männer mit ihrem Militarismus thun müssen und können von da aus moralisch dieselben allgemeinen Rechte auf den Staat geltend machen, indem sie sagen: wir thun für die Wehrkraft des Staates noch gerade soviel wie die Männer!" (S. 90.)

Im übrigen ist das tiefste Problem der Frauenfrage, Mutterschaft und Arbeit, etwas gar zu flüchtig beleuchtet und den Schwierigkeiten, mit denen die Frauen der besitzenden Klassen, die sich einem Berufe widmen wollen, zu kämpfen haben, bringt der Verfasser kein ganz gerechtes Verständnis entgegen. So will er den Mangel an Direktionsfähigkeit beweisen, indem er darauf hindeutet, daß in dem breiten Gebiet geschäftlichen und kaufmännischen Lebens, „wo kein Gesetz die Frau hindert", sich so wenig Frauentalent bis in die wirkliche Direktionssphäre hinaufgearbeitet hat. Meines Erachtens wird sich die Frage, ob die Frauen Direktionsfähigkeit besitzen, erst in hundert Jahren entscheiden lassen, denn bisher hinderten sie an der Entfaltung eines eventuellen Talentes auf diesem Gebiet, wenn auch nicht „Gesetze", so doch die viel schwerer zu durchbrechenden Schranken des Vorurteils, der Erziehung, der väterlichen Bevormundung ꝛc. —

Im Schlußkapitel setzt sich Friedrich Naumann mit dem utopistischen Traum des sozialdemokratischen Zukunftstaates auseinander, dessen Unhaltbarkeit er darlegt und den er ersetzen will, nicht durch ein idealistisches Schema, sondern durch eine gesunde praktische Sozialreform.

Wir sind dem Verfasser mit regem Interesse vom ersten bis zum letzten Worte gefolgt, und wenn unsere Ansichten hier und da in Nebensächlichem auseinandergehen, so stimmen wir doch in der Hauptsache mit ihm überein, daß der wichtigste Faktor in der Kulturumgestaltung die Qualität des Menschenmaterials selber ist, und daß diese Menschenqualität zu vervollkommnen den eigentlich inneren Kern der Sozialreform ausmacht.

Digitized by Google

Primiz.

Eine Studie

von

A. von Auerswald.

Nachdruck verboten.

Die Gesellschaft des kleinen Badeortes im bayerischen Hochgebirge teilte sich in zwei Parteien; zu der einen gehörten die Gäste, die im Dorf, zu der andern die, die vornehm im Kurhaus wohnten. Zwischen beiden bestanden unausgesetzt kleine Eifersüchteleien. Die einen waren sehr stolz darauf, so gleichsam inmitten des Volkes ein schlichtes Naturleben zu führen — das ihnen im übrigen recht billig zu stehen kam — und wachten eifrig darüber, daß sich die andern nicht etwa auch ganz unberechtigt „Volkskenntnis" anmaßten. Die Gäste im Kurhaus, die wegen der hohen Preise, die sie zu zahlen hatten, immer ein wenig gereizt waren, rächten sich, indem sie die Dorfgäste als Menschen zweiter Ordnung betrachteten und sie ziemlich verächtlich beäugelten, wenn sie zum Essen oder zu den Nachmittagskonzerten im Kurhaus erschienen.

Da kam die Nachricht von der Primiz, die im Dorfe stattfinden sollte, und die Sachlage änderte sich mit einem Schlage. Die Dorfgäste standen auf einmal groß da, sie waren im Besitz aller näheren Nachrichten, die Kurgäste ließen ihre stolze Zurückhaltung fahren, und die Gegner waren liebenswürdig und — geschmeichelt genug, ihnen nichts nachzutragen, sondern ihnen bereitwillig und eifrig Unterweisungen aus dem Schatz ihrer Volkserfahrung zu geben.

Der Held dieser Tage aber war ein glutäugiger, katholischer Maler, den man bisher über die Achsel angesehen hatte, weil er weder Kragen noch Manschetten zu kennen schien und unbefangen Tag für Tag, auch Feiertags, in einem abgebrauchten Radlerkostüm einherspazierte. Jetzt machte man — das waren all die älteren und jüngeren Damen, die norddeutschen Baroninnen, die Münchener Offiziersgattinnen, und spärlich dazwischen verteilt ein paar Herren — die Entdeckung, daß er, trotz dieses entschiedenen Mangels und mancher kleinen Lächerlichkeiten in seiner Persönlichkeit, ein interessanter Mensch mit poesievollen Anschauungen und beredter Zunge war. Er stammte aus der umliegenden Gegend und war ein Sohn ganz armer Bauersleute, die für ihn gedarbt hatten, als es sich zeigte, daß der Kunstsinn, der dem ganzen Volke eigen war, in ihm besonders verdichtet auftrat. Die guten Leute waren lange tot, und er war nun ein Künstler. Hier verbrachte er die Sommermonate und machte Skizzen nach der Natur. Man traf ihn da und dort unter einem aufgespannten weißen Schirm sitzend und mit großer Sorgfalt seine Aquarelle pinselnd. Aus seinem tiefgebräunten Gesicht blickten die dunkeln Augen immer freundlich, unter dem dunkeln Bart blitzten die weißen Zähne, wenn er die Vorüberkommenden begrüßend anlächelte.

Was ihm in diesen Tagen der Primiz solche Glorie verlieh, waren drei Dinge: erstens war er katholisch und sprach auch zu den Höllenkindern, den Protestanten, gern und begeistert von seiner Religion; seine Augen glühten dann doppelt in schwärmerischem Feuer, und nur der aufmerksame Beobachter merkte neben all dem wirklich echten Gefühl die kleine Pose der Eitelkeit heraus. Zweitens war er ein Kind dieses Landes und seine „Volkskenntnis" war unbestreitbar eine echte, drittens wohnte er im Dorfe bei Leuten, die mit dieser Primiz im nächsten Zusammenhange standen.

Digitized by Google

Primiz — die erste Messe, die der geweihte Geistliche hält. Ist es irgend möglich, so kommt er dazu in seinen Heimatsort zurück. Mit Jubel wird er empfangen, es ist ein Ehrentag für das Dorf und das ganze anstoßende Land. Hier hat er als Kind gespielt und sich mit andern Buben gerauft. Jetzt sind sie Männer geworden und drängen sich herzu, um seinen Segen zu empfangen. Mancher von ihnen hat schon Weib und Kind, auch die segnet der Priester.

Davon erzählte der Maler mit seiner weichen, sympathischen Stimme. Er wohnte bei den Eltern des Mannes, der in den kommenden Tagen zu seiner ersten Messe erwartet wurde. Abends, wenn die Hüter das Vieh heimtrieben, wenn die Schwalben mit verdoppelter Hast laut zwitschernd die Luft durchfuhren, um den letzten Tagesschein zu nutzen, ihre und ihrer Jungen hungrige Mägen zu füllen, saß er mit den alten Leuten vor ihrer Hausthür und hörte sie von ihrem Sohn sprechen. Der kleine Garten stand voll großer, bunter, duftender Blumen, die im Abendschein leuchteten. Das Licht fiel auch auf das Bauernhaus mit seinem reichen, dunklen Holzwerk. Über der Thür thronte eine Maria mit ausgebreiteten Händen auf einem Strahlenbogen. An einer der Wände stand der Spruch:

„O Mensch — bedenk — die Zeit
Fließt in die Ewigkeit."

Die Alten sprachen. Dieser Sohn war ihr jüngstes Kind, das einzige, das leben geblieben war. Noch ein Pflegekind hatten sie, ein Mädchen, da war's nicht so einsam. Sonst wäre das Leben wohl schwer so allein. Aber es hatte den Sohn nicht gehalten, der Wunsch in ihm, Priester zu werden, war zu stark gewesen.

„Das hat ihm Gott ins Herz gelegt", sagten sie freundlich, und ihre Augen glänzten vor Freuden bei dem Gedanken ihn wieder zu sehen.

Dem Maler war es wie ein Stück verlorener Heimat, wenn er zwischen diesen einfältigen Naturen saß und ihnen lauschte. Das gestand er sich nur selten, nur in seinen wahrsten Stunden wurde ihm klar, daß er selbst schon lange die Naivität des Volkskindes verloren hatte, daß er in der Stadt ein Stadtmensch geworden, nur mit dem Verlangen nach dem ungebrochenen Fühlen dieser Menschen und einem sehnsüchtigen Verständnis für sie. —

Noch eine andere Persönlichkeit war mit dem Maler im Kurhaus zu Bedeutung und Ehren gekommen. Das war seine Tischnachbarin, eine dicke, freundliche Dame, deren rundes Kindergesicht keinerlei durchlebte geistige Stürme verriet. Sie hatte bisher eine etwas lächerliche Rolle gespielt. Mit dem Maler hatte sie sich befreundet, weil sie keine andern Bekannten besaß, und die fehlenden Kragen und Manschetten bereiteten ihr kein Herzweh. Da er aber nur sein Mittag im Kurhaus aß und das Abendbrod unten im Dorf mit seinen Wirten einnahm, wäre sie ziemlich einsam gewesen, wenn er nicht Abend für Abend noch einmal zurückgekommen wäre, um mit seiner Tischnachbarin im friedlichen Mondschein unter den Bäumen des Kurparks zu spazieren. Auf den Kopf hatte er dann einen weichen Filz gestülpt, um die Schultern ein kurzes Mäntelchen geworfen und sah im ungewissen Halblicht mit seinen Kniehosen genau wie ein spanischer Ritter aus, der mit seiner Schönen lustwandelt. Die Kurgesellschaft hatte immer ihr stilles Gaudium, sowohl an ihrem umfangreichen, als an seinem phantastischen Schatten, und es kursierten eine Reihe von Witzen über sie. In diesen Tagen war das alles vergessen, wie dies nur menschlich und in der Ordnung ist, man würde sich zu guter Zeit, nämlich, wenn die Primiz vorüber war, schon wieder daran erinnern. Jetzt erfuhr man, daß sie durch den Maler über alle Einzelheiten des Festes unterrichtet war und daß er versprochen hatte, ihr einen guten Platz, auf dem sie alles sehen konnte, zu besorgen.

Selten war das Gespräch so allgemein und lebhaft gewesen, wie in diesen Tagen. Es hatte viel geregnet, und man besprach die Wetteraussichten. Nun aber blies ein klarer, frischer Wind und trieb die Wolken fort. Man durfte morgen für die Primiz einen prächtigen Tag erwarten.

„Heute Abend holen sie ihn ein," erzählte der Maler, „das sollten die Herrschaften nicht versäumen. Es ist das Vorspiel für das morgige Fest."

Digitized by Google

Man war sich einig darüber, daß man alles mitmachen wollte, also auch dies. Nur ein junger schmächtiger Herr mit schräg stehenden Augenbrauen und dünnen Lippen war nicht gewillt, an dem Trubel teilzunehmen. Er hatte genug von dem Landvolk. In einer Waldschenke hatte er an ein paar Gebirgsbauern seinen Städterwitz üben wollen, um den andern Badegästen zu imponieren, aber sie hatten ihm mit so übermütigen, schnell improvisierten Versen geantwortet, daß die Lacher auf ihrer Seite waren. Das konnte er nicht vergessen.

Die norddeutsche Baronin, die sich in diesen Tagen zu einer Gönnerin des Malers ausgebildet hatte und bei ihm ein Aquarell für ihren Landsitz in Schlesien bestellt hatte — der arme Mensch schien es nötig zu haben, und das Blatt konnte ja immerhin in einer Mappe bleiben und störte dort niemand — erhob ihre Lorgnette und betrachtete aufmerksam eines der bedienenden und Speisen auftragenden Mädchen.

„Welch hübsches Gesicht", sagte sie leise. „Sie ist neu hier, ich sehe sie heut zum erstenmal."

Der Maler war ihren Blicken gefolgt.

„Gelt, sie ist lieblich", fragte er. „Schauen Sie sie nur an. Das ist die Pflegeschwester von unserm Primizler. Hier ist eins krank geworden, da hilft sie aus. Die Eltern wollten es nicht zugeben. Hier sind das alles stolze Leute, noch immer trotz der Fremden. Weiß der liebe Herrgott, wie lange das bleibt, wenn noch immer mehr Stadtmoden herkommen. Aber ich hab zugeredet. Sie brauchen auch Platz drunten wegen des Zulaufs rings von den Dörfern. Und das Mariele hat selbst Lust gehabt, für die paar Tage raufzukommen."

Die Züge von Mariele verrieten aber in nichts, daß sie nun Freude hatte, hier oben zu sein. Es war ein stilles, nachdenksames Gesicht, die feinen, reinen Brauen ein wenig zusammengezogen, das blühende Gesicht ernst und die Augen fast traurig. Ihre Hände zitterten etwas, wenn sie mit ungewohnter Last, wie mit Schüsseln oder Tellern durch den Saal schritt. Sonst hatte sie in ihrem Gang die Leichtigkeit und Sicherheit, die all jenen Bergbewohnern zu eigen ist. Sie schaute nicht nach den Gästen. Alles that sie still, als sei es ihr selbst gethan.

Der Wind hatte indes draußen auch das seine vollbracht. Der Himmel war ganz reingeblasen und von jener wunderbaren, lichten Frische, wie sie nach Regentagen so häufig ist. Die Kurgäste zogen sich zu einem kurzen Schlummer zurück, um dann nach behaglich eingenommener Kaffeemahlzeit sich langsam in das Dorf hinabzubegeben und dort mit ihren fremden Kleidern, ihren fremden Gesichtern und fremden Gedanken an dem unverstandenen Fest teilzunehmen. Für sie war es nur ein Schauspiel, weil ihre Herzen nicht daran teilnahmen, für den Maler war es doch ein wenig mehr.

Die breite Dorfstraße war noch von vielen kleinen Lachen zerrissen, ein bräunliches Gleißen reichte bis weit hinauf. An den Häusern schwankten Guirlanden, aus Grün und bunten Blumen geflochten, von Dach zu Dach, von Altan zu Altan geworfen. Hie und da waren Stangen mit Grün umwunden aufgerichtet, und die Häuser, die mit Heiligenbildern geschmückt waren, schienen sich heute recht hervorzuheben und stolz darauf zu sein. Ihrer waren etliche, und die Malerei war naiv, aber gesund und schön, sie war ein wirklicher Schmuck an den Giebeln und Wänden.

Alte Männer mit faltigen, freundlichen Gesichtern, aus denen harmlose Schalkheit und Frieden leuchtete, standen schon mit ihren Pfeifen an den Thüren, im dunkeln, guten Rock und sahen mit wohlgefälligen Augen auf das Treiben draußen. Auch die Kinder, die Immerfertigen, drängten sich schon hie und da zusammen, aber die Frauen und Mädchen hatten noch zu schaffen; manchmal bog sich ein heißes Gesicht zum Fenster hinaus und blickte aufwärts die Straße entlang. Nach und nach aber füllten und vergrößerten sich die Gruppen, und es war schön, als bald mehr von den hochgewachsenen, stattlichen Bergbauern zu sehen war, als von den Städtern.

Dann gab's auf einmal ein Halloh, aber als alle sich vorneigten, waren es nicht die Wagen, sondern eine Herde mit Kühen, und das gab ein zur Seite Weichen und Drängen, weil die Hufe der behaglichen Trotter die nasse Erde aufspritzen ließen. Endlich ertönte das durchdringende Geschrei der Kinder, die an zu laufen fingen, die Hüte schwenkten, umhersprangen und vor Freude und Aufregung

Digitized by Google

närrisch schienen. Dann kamen in wilder Hast Reiter angesprengt, Römerhelme auf den Köpfen, die im Abendschein gleißten, die Pferde schwerfällig und nichts weniger als zugeritten, aber umso malerischer sahen sie in ihrem Dahinjagen aus. Das war die Eskorte, die dem heimkehrenden Sohn des Dorfes entgegengeschickt war, die kräftigsten, wohlangesehensten Burschen des Dorfes waren dazu ausersehen. Ihnen folgten die Wagen. Sie waren geschlossen und fuhren so schnell, daß man nicht viel von den Insassen erspähen konnte. Ein vorgeneigtes, bärtiges Gesicht in dem ersten, ein bräunliches Schimmern wie von einer Kutte und daneben ein freundlich-rundliches, von Wohlbehagen glänzendes Antlitz.

All die Wartenden waren vorgetreten, in aller Augen blitzte Bewegung und Freude, sie blickten den Wagen nach; dann thaten sie sich wieder in Gruppen zusammen, mit Plaudern und wenigen, aber ausdrucksvollen Gesten standen sie beieinander. Der Maler erklärte indes seinen Bekannten, daß ein Bischof aus München eigens mitgekommen wäre, um morgen die Festrede zu halten, und außer ihm noch ein paar andere Geistliche. Sie alle waren in dem geräumigen Pfarrhaus einquartiert.

So war denn also der erwartete Ankömmling eingetroffen, das Vorspiel war beendet, und der morgende Tag sollte das große Fest bringen, das den gelangweilten Kurgästen schon lange wie ein Lichtblick erschien.

Einzelne von ihnen machten noch einen kleinen Abendspaziergang vor dem Essen und freuten sich an der wunderbaren Beleuchtung des Sonnenunterganges, durch den die düstern, stillen Berge in lila und rote Tinten getaucht erschienen. Die Baronin aus dem Kurhaus hatte sich von der milden Abendluft ein wenig zu weit locken lassen, und als sie nun heimeilte, führte der kürzere Weg sie an einem großen Kruzifix vorüber, das sich mit dunklem Ernst vor den schattigen Bergen erhob. In dieser Landschaft lag Heiteres und Düsteres seltsam nah bei einander, es gab Stellen von geradezu grandioser Traurigkeit. Vor dem Kreuz kniete eine Gestalt, reglos, versunken in Anbetung — oder in Leid, das sie zu keinem Menschen flüchten konnte. Als die Dame genauer hinschaute, erkannte sie in dem Dämmerlicht Mariele. Sie stutzte einen Augenblick und wollte sie anrufen, aber Mariele merkte sie gar nicht. Zu Füßen des stummen Dulderkreuzes hatte sie eine Fülle von Blumen gelegt, von der Welt draußen war sie entrückt, ihr Kopf war zur Brust geneigt, ihre Augen geschlossen, ihre Hände krampfhaft in einander geschlungen. Es giebt Schmerz, der keinen Zuspruch verträgt, sonst schreit die Verzweiflung zu laut oder verstockt sich. Die Norddeutsche sah schnell, daß sie hier zu viel war, in einem Anflug von Mitempfinden wandte sie den Kopf zur Seite und ging rasch und lautlos vorüber.

Beim Abendessen bediente Mariele nicht mit. —

Der Himmel meinte es gut mit seinem neu gewonnenen Priester und mit all denen, die herbeipilgerten, um seinen ersten Segen zu empfangen. Rein und leuchtend war die Sonne aufgestiegen, und viele Stunden schon hatten ihre warmen, milden Strahlen den Tau getrocknet und die letzte Feuchtigkeit aus der Luft getrunken, ehe sich im Kurhaus etwas regte. Lebendiger sah es auf all den vielen Straßen aus, die nach dem Dorf führten. Die Thalwindungen entlang, die Bergstraßen hinab, von ganz fernen Bezirken her bewegte sich Häuflein auf Häuflein, schon eh es zu dämmern begann. Als erst die Sonne mit ihrem Farbenkasten erschien, gab das ein lustiges Bild. Aus allen Truhen und Schränken waren die Feiertrachten hervorgeholt. Buntfarbige Mieder, schwere, steife Röcke, kostbare Tücher und Schürzen, breite, seltsam geformte, hohe und lange Hauben, an denen Stickerei oder Silbermünzen prangten, waren an Mädchen und Frauen zu sehen, wo irgend alter Brauch und alte Tracht sich noch bewahrt hatten. Die Männer trugen ehrwürdige Röcke mit Silberknöpfen, schön gestickte Westen. Je fernerher sie kamen, desto seltsamer schien die Tracht; von Dorf zu Dorf gab es leise Abweichungen, dem Auge des Kundigen wohl bemerkbar. Als die Sonne stieg, waren die Straßen ein buntes Gewimmel, von jedem Gehöft gesellten sich neue Kirchgänger den alten zu und alle bewegten sich sacht und bedächtig dem einen Endziel, dem Heimatsdorf des Primizlers, entgegen.

Digitized by Google

Auch dort herrschte schon lange ein reges Leben. Auf einem breiten, freien Platz, an den sich in sanfter Neigung terassenförmig Hügel anlehnten, waren die Kanzel und der Altar erbaut, waren Teppiche gelegt, Stühle gestellt und Fahnen und Stangen mit Guirlanden aufgerichtet. Als das erste Trüpplein Fremder, umleuchtet und umwogt vom Frühsonnenschein, auf einem der Hügel erschien, war unten schon alles bereit, und mit zufriedenem Sinn ließen sich die Ankömmlinge auf die Erde nieder, packten ihre mitgenommenen Vorräte aus und duldeten das heißere Brennen der Sonnenstrahlen als unvermeidliche Mitgabe. Andere erschienen bald neben ihnen, und nach geringer Zeit waren die Hügel bunt und dicht besetzt von all den Landleuten von nah und fern, und noch immer neue Scharen folgten. Es ist ein frommes Volk, das dort wohnt. Auch aus dem Dorf selbst drängten nun die Insassen herbei, mit besonderem Stolz in Blick und Gang. Es war ja ihr Geistlicher.

Als die Kurgäste kamen, erschraken sie fast vor der unabsehbaren Menschenfülle, aber eine wohllöbliche Badedirektion hatte Sorge getragen, daß sie noch Plätze fanden. Da standen sie nun im Sonnenbrand und forschten heimlich mit ihren erstaunten Städteraugen an den prachtvollen Gestalten und eigentümlichen Trachten hin und versuchten schnell ein wenig in den wettergebräunten Gesichtern zu lesen, welcher Art diese Menschen seien. Es gab wohl von jeder Art welche zu schauen, Trotzige, Kecke, Freundliche, Fromme, Schalkhafte, aber auch Traurige, Hoffnungslose, auch Krüppel und Mädchen mit Wangen von durchsichtiger Blässe wie helles Wachs, und mit dünnen, zerbrechlichen, zitternden Händen. Es war nicht nur alles Gesundheit, Kraft und Leben hier.

Um zehn Uhr begann es zu läuten. Nicht nur in der Dorfkirche schwangen sich die Glocken, von allen Kapellen, die herumlagen, ertönte ein feines Geläut, und auch aus den fernen Dörfern schlug es mit verlorenem Schall darein. Unter diesem Zusammenklingen und Auseinanderfallen der Töne nahte der Zug. Prachtvoll gestickte Fahnen mit den Bildern der Heiligen wurden vorangetragen, die Musik blies eine getragene, feierliche Kirchenweise, Chorknaben schwenkten Räucherfässer, der Bischof schritt in seiner stattlichen Amtstracht, die geistlichen Herren folgten ihm, zuletzt der Primizler in der Mönchskutte seines Ordens, barfuß und barhäuptig. Eine Schar weißgekleideter Jungfrauen mit Kränzen im Haar schloß den Zug, der sich langsam durch die Menge bewegte.

Da sahen sie ihn nun. Er war sehr groß, sehr schlank, sehr kräftig und trug einen dunklen Bart, die Augen hatte er niedergeschlagen.

Der Bischof trat vor den Altar, die Chorknaben und Jungfrauen stellten sich im Kreise herum, die Fahnen wurden zur Seite aufgepflanzt, und nun hielt der Bischof die Messe. Ein murmelndes Beten stieg aus der Menge empor. Es schien, als mache das Geräusch dieser Stimmen die Luft noch dicker, schwerer und heißer, als sie ohnehin war. Jeder Atemzug ward mühsam, die Sonne stand hoch und umglühte die Menge wie Flammen. Von den Kurgästen glitt manch neidischer Blick zu der Tischnachbarin des Malers hinüber. Die hatte es gut. Sie saß auf seinem kleinen Feldstuhl und sein weißer Schirm war über ihr ausgespannt und gab ihr Schatten. Er hatte diesen Schutz verschmäht. Abseits von ihr stand er, die Hände gefaltet zum Gesicht erhoben, das Kinn darauf gesenkt, die Augen in einer starren, unbeweglichen Verzückung offen, aber gleichsam in sich hineingerichtet. Er sah nichts und rührte sich nicht wie in versteinerter Andacht.

Nun war die heilige Handlung am Altar beendet, das antwortende Beten der Menge verstummte, der Bischof bestieg die Kanzel und predigte. Er predigte lang, er sprach von dem jungen Primizler, von seinem ganzen Entwicklungsgang, von der Bedeutung dieses Tages für ihn, von seiner Zukunft. Er war Mönch, Ordensbruder, seine Gelübde waren schwer und streng, und man hatte ihn ersehen, in ferne Weltteile zu gehen, um dort den Christenglauben zu verkünden. Er sprach mit väterlicher Liebe zu dem jungen Mann, er forderte alle Anwesenden auf, für ihn zu beten, damit er auf seinem Wege gestärkt werde.

Digitized by Google

Auch die Fernen, die auf den Hügeln verteilt waren und seine Worte nicht verstehen konnten, saßen still und andächtig. In der Nähe der Kurgäste gab es eine leise Bewegung und ein Geräusch, jemand war ohnmächtig geworden, man trug ihn aus dem schwülen Dunst abseits an einen schattigen Ort. Ein Mann ging umher und verteilte Heiligenbildchen, eine grellbunte Maria mit goldenem Schein um den Kopf, das Kindlein im Arm. Jetzt sprach ein zweiter Geistlicher; die Sinne waren schon zu dumpf, um zu lauschen, nur hie und da faßte der Verstand ein Wort auf. Die Kurgäste hatten ein Gefühl, als könnten sie es nicht mehr lange ertragen und wunderten sich über die stumpfe Gelassenheit und Geduld der Landleute, die doch schon so weit gewandert waren. Der Maler hatte sich noch nicht ein einziges Mal gerührt; seine Augen hatten ein abwesendes Licht und blickten unbeweglich. Von der Dorfkirche her schlug es schon zwölf.

Endlich kam der Augenblick, an dem der junge Bruder an den Altar trat, um zum erstenmal das große, ewige Opfer des Heilands für sich und alle zu vollziehen. Er trug jetzt das weiße Priestergewand. Durch die Menge lief eine leichte Bewegung, Tausende von Rosenkränzen glitten durch Tausende von Händen, Tausende von Gebeten stiegen innig oder mechanisch für ihn empor. Mit stiller Sicherheit that er alles, was seines Amtes war. Wieder stieg das Murmeln der Gebete empor, nun erhob er die Hände zum Segen, alle lagen auf den Knien, auch die Kurgäste mußten mit, wenn sie nicht auffallen wollten.

Dann war es vorüber. Die Fahnen wurden erhoben, dieselbe feierliche Musik ertönte, die Chorknaben schwenkten und senkten die Räucherfässer, das volle, würdige Gesicht zu feierlichem Ausdruck gestimmt, schritt der Bischof einher, die Geistlichen folgten, desgleichen der Primizler, mit jener stillen Demut, die seinem ganzen Wesen eigen war, die Kranzjungfrauen drängten hinterdrein, und wieder läuteten die Glocken von nah und fern. Mit abgezogenen Hüten standen die Männer, mit gefalteten Händen die Frauen, bis der Zug vorüber war. Dann begann ein Drängen und Schieben, ein langsames Rüsten zum Aufbruch. Die Kurgäste eilten sich, um rasch aus diesem Siedebad in ihre stillen, kühlen Zimmer zu kommen. Der einzige, der noch immer unbeweglich blieb, als wisse und höre er nichts, war der Maler. Seine Tischnachbarin stand in einiger Verlegenheit neben ihm, sie wagte nicht, ihn aus seinem heiligen Rausch zu erwecken und wußte doch nicht, wo sie sein Feldstühlchen und den Schirm lassen sollte. Die vorübereilenden Kurgäste unterdrückten mit Mühe ihr Lachen, dachten aber nicht daran, ihr beizustehen. Sie hatte es ja gut genug gehabt während der Feier. Und seine Versunkenheit, die zuerst eine etwas scheue Ehrfurcht in ihnen erweckt hatte, erschien in ihrer Übertriebenheit jetzt fast ein wenig zu unwahr und — lächerlich.

Bei Tisch hatte man Unterhaltungsstoff in Hülle und Fülle, jeder teilte seine Beobachtungen mit und freute sich, daß er diesem interessanten Schauspiel hatte beiwohnen können. Aber die Nachmittagsruhe that allen not, und sie schliefen tief und süß nach dem ermattenden Vormittag. Nach dem Kaffee schlug ein Konsul aus München vor, in das Pfarrhaus hinabzugehen, um womöglich einen Blick auf das Festmahl zu thun. Er fand einige, die sich ihm anschlossen und auch die Genugthuung hatten, durch eine Ritze die geistlichen Herren mit weingeröteten Köpfen sitzen zu sehen, und zu hören, wie sie dröhnend und behaglich lachten und in ihre Unterhaltung zierliche lateinische Redewendungen flickten. Auch das Menu brachten sie in Erfahrung und wunderten sich ein wenig über die kompakte Zusammensetzung, denn es bestand lediglich aus Suppe, einer Reihenfolge von großen derben Braten und mehreren Torten. Damit war für sie der festliche Tag beschlossen, und sie kehrten zufrieden in das Kurhaus zurück, das für so lange Zeit mit reichlichem Gesprächsstoff versehen war. Für andere hatte es noch ein kleines Nachspiel.

Der junge Mönch hatte, als das Festmahl sich immer länger hinzustrecken drohte, in später Stunde einen Augenblick gefunden, an dem er sich unbemerkt entfernen konnte. Es zog ihn gerade an diesem Tage zu seinen Eltern. Die Dorfstraße war belebt; freundliche, ehrfürchtige Grüße wurden ihm zugerufen, das

Digitized by Google

trauliche Kleinleben, das er so gut von früher her kannte, stand mit tausend Erinnerungen vor ihm. Mit der Rührung eines Entfernten, der schon in einer andern Welt lebt, blickte er darauf hin. Seine Eltern saßen vor ihrem Häuschen, mit ihnen der Maler. Sie sprangen auf, als der geistliche Herr, der ihr Sohn war, zu ihnen trat. Es war noch ganz ihr lieber Sepp von früher bis auf den gespannten, hohen Zug in dem Gesicht, bis auf den fremden Glanz in seinem träumerischen Auge. Sie küßten seine Hand, diese Hand, in die Gottes Segen gegeben war, und er fand das natürlich.

Der Maler hatte den Takt, die drei miteinander allein zu lassen. Er schlenderte den Bach hinauf, der am Dorf vorbeiführte, und hatte ein schmerzlich-unreines Gefühl in der Brust, das er sich nicht erklären konnte. Es war wohl ein Rückschlag, der auf den Vormittag folgte. Das Leben hatte schon so lange seine Einfachheit für ihn verloren. Einfach ist es nur für den, der selbst einfach ist. Wieviel Steine, Rätsel und Unebenheiten lagen in seinem Weg! Oft hätte er sich am Rande niedersetzen mögen und weinen; statt dessen taumelte er immer wieder eine Strecke vorwärts und noch eine, in Übertriebenheiten und verzweifelten Anläufen, sich selbst zurückzugewinnen. Ach, er war ein Komödienspieler geworden, der beinah täglich log und sich doch nicht zusammenflicken konnte. Als er so sann, hörte er einen Schritt, und wie er aufschaute, sah er das Mariele.

„Nun?" fragte er freundlich, denn er hatte das Mädchen gern. „Wohin geht es?"

„Zu den Eltern", sagte sie.

„Da kommst du recht. Dein Pflegebruder ist da."

Nun stockte ihr Fuß, der an ihm vorübergestrebt hatte.

„Geh nur", mahnte der Maler, „du störst nicht. Der wird doch sein Mariele sehen wollen."

Ihr Gesicht hatte etwas so Festes, Schlichtes.

„Die lebt das Leben einfach", ging es durch seinen Sinn.

Das Mariele ging vorwärts.

Als der Maler nach einer Weile heimkehrte, hörte er Sprechen am Zaun.

„Seh ich dich auch noch, Mariele", sagte die tiefe, wohlausgebildete Stimme des Mönchs.

Das Mädchen war also doch nicht hineingegangen. Nun ein rascher Atem, dann:

„Du gehst nun fort, weit fort, Sepp, da mag dich die Heilige Jungfrau behüten."

Eine kurze Pause, darauf von ihm ein verwundertes: „Weinst du, Mariele? Thut es dir so leid, daß ich geh?"

„Es ist so schwer für die Eltern", stieß sie hervor.

„Sie haben ja dich, Mariele, und haben Freude an dir, und du bist so groß und so schön geworden."

Er sagte das in ruhig brüderlichem Ton. Jetzt hörte der Maler ein Geräusch, als glitte etwas zur Erde. Er bog sich ein wenig vor und sah, daß sie auf den Knien lag, seine Hände umfaßt hielt und hörte, wie sie rief:

„Sepp, Sepp, bitte die Heiligen für mich, daß sie sich meiner erbarmen."

„Mariele."

Er schien sich zu ihr zu beugen. Sie hielt seine Hände fest, sie neigte ihr weinendes Gesicht darüber, preßte ihre jungen Lippen darauf. Dann sprang sie auf, plötzlich war sie an dem Maler vorübergeeilt, ehe er noch wußte, was geschehen war, und ohne ihn zu bemerken. Der Mönch stand einen Augenblick regungslos. Er hob dann sein dunkles Gesicht empor und sah mit einem unaussprechlichen Ausdruck ernster, strenger Begeisterung in das scheidende Abendlicht.

Was war ihm dies? Eine Laune. Sein Leben war Gott zum Opfer dargebracht. Eltern, Liebe, Heimat, Freunde, diese Güter hatte er ja verkauft für jenes wundersame Kleinod, dessen Besitz ihn beseligte. In seinem Blick lag keine Ekstase, nur die strenge Frömmigkeit einer starken Seele, die so selten ist. Und als er sich umwandte, hatte er Mariele, dessen junge Seele mit so schwerem Leide kämpfte, schon wieder vergessen.

Dem Maler war seltsam zu Mute. Seine zerrissenen Gefühle sammelten sich in Bewunderung; es schien ihm, als habe jener Mönch ihm persönlich etwas Gutes gethan. Er begriff, er liebte all jene einheitlichen Naturen, die größer und besser waren als er selbst.

In den folgenden Tagen konnte man noch

Digitized by Google

häufig den Ordensbruder in der Laube des Pfarrhauses sitzen sehen. Durch die grünen Blätter spielte das Sonnenlicht, warf Lichter auf seine Kutte, tanzte über den schweren Pergamentband, den er auf den Knieen hielt, und glitt auch über seine bloßen Füße hin. Selten sah er von seinem Buche auf, und wenn — dann sah er sehr weit über das kleine Dorf, über das kleine Land hinweg.

Den Fremden war er sehr interessant. Die Gäste im Dorf waren den Gästen im Kurhaus gegenüber noch immer im Vorteil.

Die sozialistischen Frauen Italiens auf dem Kongress zu Imola.

Eindrücke und Beobachtungen.

Von

Dr. Robert Michels.

Nachdruck verboten.

Wer den hochinteressanten, in jeder Beziehung lehrreichen Tagen des Kongresses von Imola[1]) beigewohnt hat, dem muß die Überschrift dieses Artikels sonderbar erscheinen. Und in der That, Anna Kuliscioff ausgenommen, deren Bildnis in jenen Tagen in allen Zeitungen zu sehen war, spielten die Frauen, offiziell wie offiziös auf dem diesjährigen Parteitag der italienischen Sozialisten nur eine durchaus untergeordnete Rolle. Der Kongreß war diesmal ganz und gar erfüllt von der schon seit über zwei Jahren im Parteilager auf das heftigste umstrittenen Frage, wie sich die Sozialisten taktisch dem jetzigen leidlich liberal gesinnten Ministerium Zanardelli-Giolitti gegenüber zu verhalten hätten. Der Streit, der von den vier Kongreßtagen nicht weniger als drei voll in Anspruch nahm, ließ zur Erörterung andrer Probleme recht wenig Zeit übrig.

Und doch läßt sich über die Frauenkämpferinnen Italiens genug berichten, was wert wäre, auch von den Frauen Deutschlands gewußt zu werden.

Als Kongreßsistinnen freilich spielten die Frauen keine rechte Rolle in Imola.

An der Debatte selbst beteiligte sich keine der anwesenden Frauen, und zwar wohl hauptsächlich darum, weil sie in dieser alle Gemüter auf das tiefste bewegenden Frage nicht eine aktive Rolle spielen wollten, welche die verhältnismäßig noch sehr junge proletarische Frauenbewegung leicht in die Gefahr gebracht haben würde, das Geschick einer der beiden Tendenzen auf dem Kongreß zu teilen. Die Frauen hielten sich aber in der Regel auch darum von dem gefährlichen Strudel der tosenden Wasser fern, weil eine erst junge Bewegung stets kompakt zusammenhält, nur auf das Ziel tapfer loszuschreiten sucht und die tausendundeins Fragen, welche beim Älterwerden einer Bewegung notgedrungen entstehen und welche zu einer getrennten Kampfordnung führen müssen, noch nicht kennen will. Dennoch aber, wenn sie auch, wie gesagt, nicht aktiv in die Debatte eingriffen, war die Stellung der Mehrzahl der erschienenen Frauen wohl markiert. Es ist eine Thatsache, welche die alte Sage von der Vorliebe der Frau für alle Extreme Lügen straft, daß, einige wenige, wie Elena Pensuti und Angelica Balabanoff ausgenommen, die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Frauen durchaus der transigenten Taktik zugeneigt war.

[1]) Vom 6. bis 9. September d. Js.

Digitized by Google

Hauptsächlich infolge des verhältnismäßig aber immerhin geringen Interesses, das die proletarische Frauenwelt Italiens der Frage der beiden Tendenzen entgegenbrachte, war eine große Anzahl der bekanntesten Führerinnen gar nicht auf dem Kongreß erschienen. Hierunter gehörten z. B. außer den gelehrten Schwestern Gina Lombroso-Ferrero und Paola Lombroso-Carrara, u. a. Ersilia Majno Bronzini, die Herausgeberin der Monatsschrift „Unione Femminile" in Mailand, Rina Melli, Herausgeberin des Wochenblattes „Eva" in Genua, sowie die Mailänder Lehrerin Linda Malnati.

Unter den erschienenen Frauen war die bekannte Ärztin Dottoressa Anna Kulischoff entschieden die markanteste Figur.[1]) Mit ihrem aschgrauen Haar, dem beständigen schwarzen Kleide und dem dazugehörigen großen schwarzen Federhut, zumal aber mit dem schmalen abgezehrten Gesicht, aus dem die stahlblauen Augen gleich Pfeilen herausblitzten, machte diese Frau schon äußerlich den Eindruck des Ungewöhnlichen. Leider erlaubte es ihre schwere Krankheit (sie leidet schon seit Jahren an einer sehr gefährlichen Knochentuberkulose) ihr nicht, ihre ungewöhnliche Energie anders als in fieberhafter Agitation hinter den Kulissen zu bethätigen, denn Anna Kulischoff ist bekanntlich die Seele der sich um Filippo Turati scharenden transigenten, reformistischen Tendenz und außerdem die einzige Frau, welche in der Taktikfrage eine durchaus klare Haltung einnimmt. Diese Frau mit ihrem starken Willen und ihrem herrischen Wesen, hochgebildet und, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch höher begabt, ist eine der interessantesten Figuren der Zeit. In Imola, am Sprechen in dem Kongreß verhindert, spielte sie nichtsdestoweniger eine große Rolle. Immer von einem wahren Stabe von Getreuen umgeben, feuerte sie die Säumigen zur That, gab sie den Ratlosen guten Rat. Vielleicht ist es nicht zum wenigsten ihrem persönlichen Einfluß zuzuschreiben, daß die transigente Richtung innerhalb der Partei auf dem Kongreß mit so großer Mehrheit siegte.[2])

Viel ruhiger verhielt sich trotz ihrer natürlichen Lebhaftigkeit die junge Propagandistin Ernestina Lesina, die tapfere Herausgeberin des neuen Frauenblattes „Anima e Vita" in Piacenza, ein Mädchen, das sich um die Bewegung unter den proletarischen Frauen um so größere Verdienste erworben hat, als sie mit viel feinem Takt und einem gewissen künstlerischen Gefühl für das Formenschöne, welches sich übrigens auch in ihren kleinen sehr graziösen Erzählungen kundgiebt,[3]) begabt, die besten und idealsten Saiten des Menschengemütes anschlägt.

In manchem ihr ausgesprochenes Gegenstück ist die bekannte sozialistische Frauenkämpferin Argentina Bonetti Altobelli, die Frau des gescheiten und in seiner Vaterstadt weithin beliebten Professors Altobelli. Schon äußerlich sind die beiden Frauen grundverschieden. Ist die Lesina schlank und fast zart gebaut, so möchte man die Altobelli eher stark und derb nennen. Auch in ihrem Wesen ist sie mütterlich-derb. Aber es strahlt von ihr eine Wärme aus, die sie nicht minder sympathisch macht. Berühmt ist ihre Arbeitskraft und ihr Arbeitseifer. Es ist eine hohe Ehre für sie, zugleich aber auch ein Auftrag, der einen ganzen Menschen und seine ganze Zeit erfordert, daß man bei der Gründung des großen auf sozialistischer Basis stehenden Bundes der italienischen Arbeitskammern (Federazione nazionale Camera del Lavoro) in Bologna gerade die Argentina Bonetti Altobelli zur Sekretärin, d. h. mit andern Worten, zur Präsidentin auserkor. Sie hat in der kurzen Zeit, in welcher sie ihre Stelle inne hat, das in sie gesetzte Vertrauen vollauf bewährt. Man kann ohne Übertreibung von ihr sagen, daß sie alle Fäden der proletarischen Frauenbewegung in der Hand hat. Sie macht — auch unter den Männern! — eine äußerst rührige Agitation. Es ist nicht einer in Bologna, der nicht ihres Ruhmes voll wäre. In ihrer Offenheit und Ehrlichkeit, mit ihrem glühenden Idealismus und dem warm empfindenden Herzen, mit

---

[1]) Über diese Frau als Vorkämpferin für ein Frauenschutzgesetz s. meinen Aufsatz im Juniheft.

[2]) Man lese über ihr Auftreten in Imola den originellen Aufsatz des Kunst- und Litterarkritikers Ugo Ojetti in der „Nuova Antologia" („Il Congresso d'Imola", fascicolo dell' ottobre 1902).

[3]) Man lese nur ihre kleinen Geschichtchen, welche unter dem Titel: „Il Natale (Leggenda e Realtà)" bei Piccarolo in Turin (Corso Vitt. Emanuele 52) erschienen sind (Preis 10 Centesimi).

Digitized by Google

ihrem gesunden Humor und ihrem nimmer ruhenden Thätigkeitsdrang weist die Altobelli nicht wenige gleiche Züge mit ihrer deutschen Genossin Klara Zetkin auf.

Eine zwischen den beiden vorgenannten Frauen stehende Gestalt ist die der Carolina Annoni. Es scheint auf den ersten Blick in ihr feines Gesichtchen mit dem friedliebenden, fast weichlichen Ausdruck ein Rätsel, daß sie als echtes rechtes Proletarierkind geboren ist, als Handschuhnäherin in Mailand sich kümmerlich genug durchs Leben schlagen mußte und die Kraft besaß, sich durch eigene Arbeit eine Stellung im Leben zu erringen. Carolina Annoni ist die einzige Frau, die auf dem Kongreß — wohlverstanden, nicht im Kongreß — öffentlich geredet hat. Sie hielt nämlich bei Gelegenheit des am zweiten Tage des Kongresses stattfindenden großen, aus über 5000 Bauern und ländlichen Tagelöhnern bestehenden Festzuges (cortes) vom Balkon des Rathauses (municipio) aus eine Anrede, in welcher sie die Grüße der Mailänder Frauen überbrachte. Bezeichnend, möchte man meinen, für die bisweilen selbst in sozialistischen Kreisen verhältnismäßig noch geringe Achtung vor der programmmäßig gleichgestellten Frau wäre hier das Faktum zu verzeichnen, daß die Menge, welche vorher die Reden von Enrico Ferri, Filippo Turati und anderen in lautloser, bloß von Bravorufen unterbrochener Ruhe angehört hatte, als diese Frau erschien, sie zuerst gar nicht sprechen lassen wollte und sie mit lautem Gemurre empfing. Wenn man die Menge aber genauer betrachtete, merkte man, daß sich ihr Zorn vielmehr gegen einen Herrn richtete, der unten auf dem Platze selbst, von einer gemieteten Droschke aus, selber reden wollte. Erst als ihre Stimme, anfangs schwach und zaghaft, anschwoll und schließlich den ganzen riesigen, von alten Palästen umgebenen Platz beherrschte, wurde einzelner Beifall laut, der zum Schluß in allgemeinem Jubel endigte.

Noch so mancher anderen der italienischen Frauen wäre vom Imolenser Kongreß her Erwähnung zu thun, so, um nur noch zwei kurz zu nennen, der sympathischen und gescheiten Maria Venco aus Montebello bei Voghera, welche — ebenso wie unter anderem auch die Kuliscioff — von einem zum größten Teil aus männlichen Mitgliedern bestehenden Verein als Repräsentantin zum Kongreß entsandt worden war, und welche die Verfasserin einer knapp, aber übersichtlich geschriebenen Broschüre über die Lage der italienischen Landarbeiter ist,[1]) und der aus Deutschland gebürtigen Oda Lerda-Olberg, deren vorzügliches, neuerdings erschienenes Buch auch in dieser Zeitschrift besprochen worden ist, unbedingt eine der fleißigsten und gescheitesten Frauen der Bewegung, aber es würde uns hier zu weit führen, über jede der etwa 20 auf dem Kongreß erschienenen Frauen des näheren zu berichten. Nur das eine möchte ich noch sagen, nämlich daß man angesichts der zum großen Teil intellektuell wirklich hervorragend hohen Begabung der proletarischen Frauenkämpferinnen Italiens es nur bedauern kann, daß dieselben am Kongreß nicht regeren Teil genommen haben. Freilich hatten sie den Abend des 8. September zu einer besonderen Sitzung bestimmt, in welcher über alle Angelegenheiten der Frauen, insbesondere über die Gründung eines neuen großen Frauenvereins beraten werden sollte, aber da für denselben Abend unvorgesehen eine weitere Kongreßsitzung anberaumt wurde, um die berühmte Tendenzenfrage endlich zu lösen, so mußte die Frauenversammlung natürlich ausfallen. —

* * *

Für alles das, das Nichtauftreten der Anna Kuliscioff als Rednerin, das ruhige Verhalten der anderen Frauenkämpferinnen, das Nichterscheinen vieler bekannter Persönlichkeiten, sowie die durch die äußeren Umstände unmöglich gemachte Sondersitzung wurde man aber reichlich entschädigt durch die hervorragende Teilnahme der Frauen an dem Riesenfestzug, der sich am zweiten Kongreßtage, Sonntag, den 7. September, nachmittags 4 Uhr, mit entfalteten Bannern unter dem Klange volkstümlicher Märsche von der Porta Bologna aus durch die Straßen Imolas in Bewegung setzte. Gleich die vordersten Sektionen dieses Demonstrationszuges waren von Frauen gebildet.

[1]) „Il Movimento Attuale dei Lavoratori dei Campi". Milano. Uffici dell' Unione Femminile 1902. Preis 10 Cent.

Digitized by Google

Stolz schritten sie einher, je vier nebeneinander, Arm in Arm, jede ein rotes Tuch um den Hals und ein rotes Band im Haar. Fast alle entstammten den organisierten Landarbeiterinnen, unter welchen die wegen ihrer Hartnäckigkeit und ihres persönlichen Mutes in den Lohnkämpfen mit den Großgrundbesitzern her weit und breit bewunderten Risaiole (Reismädchen) von Molinella und Umgegend besonders hervorstachen. Es waren stolze, freudenerregte, unendlich wilde, aber auch zugleich doch auch unendlich gutmütige Gesichter, die man da zu sehen bekam. Meist kleine, gedrungene Gestalten mit tiefschwarzem Haar und bunten Tüchern um den Kopf, ähneln sie auf den ersten Blick nicht wenig unseren sogenannten Sachsengängerinnen slavischen Stammes; aber sobald man mit ihnen im Gespräch ist und ihnen in die großen treuen Augen blickt, und ihre schönen Stimmen hört, sieht man den kulturellen Unterschied zwischen diesen Emilianerinnen und jenen armen mißhandelten Halbtieren des Nordostens sofort ein. Die Art der Unterhaltung aber überzeugt von der hohen Fähigkeit dieser Frauen, den Kampf des Lebens mit jenem hohen Mut unabänderlichen Festhaltens am einmal als richtig Erkannten aufzunehmen, welcher sich sonst nur bei den Ausnahme-Prachtexemplaren des männlichen Geschlechtes vorzufinden pflegt. „Wir sind sämtlich exkommuniziert," erzählte mir eine der Risaiole mit glänzenden Augen, — ich glaube, es war die Adalgisa Domenichelli, eine der capo-lega (Bundeshäupter) von Molinella — und lachend fuhr sie fort, ihre Zähne zeigend: „Nicht, daß wir die Priester hassen, o nein, aber wir lieben unsere Freiheit. Die Kirche hat uns schon seit Jahren nicht gesehen. Die Priester machen stets mit unseren Brotherren (padroni) gemeinsame Sache und knechten uns, weil wir arme Leute, und weil wir nur Weiber sind. Aber wir haben ihnen gezeigt, wie wir zu kämpfen verstehen." Und als ich mich über diese Lohnkämpfe selber erkundigte: „O, wir sind hartnäckig" (siamo tenaci), sagte eine andre, „sie schleppen uns zwar ins Gefängnis, aber wenn sie eine von uns packen, dann sagen wir: laßt sie los oder nehmt uns alle mit, und in der That ruhen wir nicht eher, bis wir auf die eine oder die andre Weise unseren Willen erreicht haben." Es erscheint erklärlich, daß diese Frauen mit ihrem festen Willen und ihrer zwar in den Formen kindlichen, aber in der Substanz tiefernsten Kampfesweise allen andern proletarischen Frauen als Muster gelten können, und man findet es begreiflich, daß sie aus den berühmten oft monatelangen Streiks, welche sie durchfochten, zumeist als Sieger hervorgegangen sind.

Rührend in seiner Einfachheit war der Enthusiasmus dieser Risaiole für die Befreiungssache des Proletariats und der Frau. Es war nicht Neugierde, sondern tiefinnerstes Interesse, wenn sie sich mit vor Bewunderung offenen Mündern die großen „Führer" der sozialistischen Partei zeigen und sich deren Autographen geben ließen. Es war nicht etwa die Sammelwut der reisenden Engländerin, die sie dazu trieb, sondern die Freude eines Neulings (und dabei kämpfen diese bescheidenen Frauen schon seit 1894 um ihren Happen Brot!) beim persönlichen Anblick eines alten längst verehrten, aber noch nicht erblickten Meisters. Zu diesem Feste hatten sie weite Strecken zu Fuß und per Bahn zurückgelegt, dafür fasteten sie und schliefen auf dem Straßenpflaster, um an diesem ihrem Ehrentag ihrem Vaterland zu zeigen: Die Frau ist erwacht und nimmt teil an allem, was ihre Klasse, an allem, was die Menschheit überhaupt bewegt. Das kraftvolle und würdevolle Auftreten dieser Reismädchen im Demonstrationszug von Imola war nicht nur für den Sozialisten erfreulich und für den Psychologen interessant, sondern es hatte die Wirkung, daß mancher griesgrämige „Frauenfeind" (in sozialökonomischem Sinne genommen) sich sagen mußte: Wenn alle so wären! . . . . .

Digitized by Google

Zur Frage der Haushaltungsschulen und der Ausbildung von Haushaltungs-Lehrerinnen.

Nachdruck verboten.

Seit Jahren tritt immer wieder die Frage der Einführung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in die Volksschulen in den Vordergrund. Trotz hartnäckiger Kämpfe, lebhafter Debatten in Konferenzen und Versammlungen ist diese Frage noch nicht endgiltig gelöst, sind noch nicht alle Gegner von der Notwendigkeit der Ausführung dieser Forderung überzeugt. Wie dem auch sei, ein Schritt vorwärts ist immerhin gethan durch den im Frühjahr dieses Jahres erfolgten Erlaß des Kultusministers, der eine Prüfung der Lehrerinnen in der Hauswirtschaftskunde als erforderlich anerkennt.

Wer irgend Interesse für diese wichtige soziale Bildungsfrage hat, weiß, daß der hauswirtschaftliche Unterricht seit Jahren in Deutschland und im Auslande besteht, daß es sich nicht um eine Einrichtung handelt, die von heut auf morgen geschaffen werden muß. Praktische Versuche waren schon gemacht, ehe die breite Öffentlichkeit sich mit der Aufgabe des hauswirtschaftlichen Unterrichts zu beschäftigen begann, und in der Ausbildung der Methode, die eine Reihe schwieriger Probleme aufgab, war von privater Seite schon Tüchtiges geleistet. Auf Grund des Erreichten waren seit Jahren die Lehrerinnen an Privat-Seminaren ausgebildet. Daß trotzdem in dieser Ausbildung durch mangelnde Einsicht viel gesündigt worden ist, ist keine Frage; gerade deshalb empfanden die Leiterinnen der Seminare es als eine Notwendigkeit, sich zu verständigen, um eine einheitliche Grundlage zur Ausbildung der Lehrerinnen zu schaffen.

So traten die in Verbindung stehenden Seminar-Leiterinnen im Juni 1902 im Pestalozzi-Fröbelhaus II in Berlin zu einer Konferenz zusammen, deren Ergebnis hier mitgeteilt werden soll.

Auf der Tagesordnung standen die Fragen:

I. Feststellung der Anforderungen für Lehrerinnen an a) Volksschulen, b) Fortbildungsschulen, c) Haushaltungsschulen, d) Fachschulen.
II. Feststellung der Anforderungen an die Seminarien.

Ehe man auf die Anforderungen, die an die Lehrerinnen zu stellen seien, näher einging, mußte man sich über den Zweck und die Handhabung des Unterrichts an den verschiedenen Arten von Schulen klar werden.

Der Unterricht an den Volksschulen soll einen erziehlichen Einfluß auf die Frau des Volkes und durch sie auf das Volk selbst ausüben, auf seine Sitten und Gewohnheiten; er muß das Verständnis wecken für praktische wirtschaftliche Arbeiten, besonders für das Kochen. Er hat sich deshalb mit allen Ordnungsarbeiten zu beschäftigen, die mit dem Kochen oder dem Instandhalten der Küche im Zusammenhang stehen. Durch die Kenntnis der Nahrungsmittel, der Regeln der Gesundheitspflege soll ein geistiges Verständnis erweckt werden für die Bedürfnisse des Lebens und die rechte Anwendung der von der Natur gegebenen Stoffe.

Ein solcher Unterricht muß sich eng an die Schule schließen und ganz in dem Rahmen derselben abgehalten werden; d. h. er muß nach einem bestimmten Lehrplane klassenmäßig erteilt werden, vom Einfachen zum Schwereren steigend. Die Kinder werden zunächst mit der Küche, den Geräten und den daran sich anschließenden Reinigungsarbeiten bekannt gemacht, man bespricht mit ihnen den Herd, das Brennmaterial und

Digitized by Google

das Wasser. An diese Vorarbeiten schließt sich die Behandlung der Nahrungsmittel an. Die im Anschluß hieran gekochten Gerichte sollen volle Mahlzeiten ergeben, an welchen Zubereitung, Zusammenstellung und Nährwert erläutert werden müssen. Es ist wünschenswert, daß alle Zubereitungsweisen von Nahrungsmitteln im Rahmen der Gebräuche des Volkes gelehrt werden. Dieser Unterricht soll zur Freude an den häuslichen Arbeiten, zu einer auf eigenem Denken beruhenden Selbständigkeit erziehen; so ist ein „Kommando-Unterricht" zu verwerfen. Trotzdem ist es bei guter Methode möglich, 42 Kinder in der Klasse zu unterweisen, so daß jedes Kind an den Arbeiten teilnimmt. Wenig günstig ist ein Unterricht, in dem verschiedene Beschäftigungen zugleich gelehrt werden, so daß die Hälfte der Kinder z. B. kocht, die andere Hälfte eine Hausarbeit ausführt. Dabei kann kein einheitliches Resultat erzielt werden.

Diese Erwägungen führten zu folgender Resolution, die zu Frage I Punkt a angenommen wird:

Der hauswirtschaftliche Unterricht in den Volksschulen ist nach einem bestimmten Lehrplan derartig klassenmäßig zu erteilen, daß den Verhältnissen der Arbeiterklasse entsprechend Kochen und Küchenarbeiten gelehrt werden, mit Einschluß von Nahrungsmittel-, Ernährungs-, Gesundheits- und Wirtschaftslehre, mit steter Beziehung auf den realistischen Unterricht der Schule. Die weitere Ausbildung gehört in die Fortbildungsschulen. Im allgemeinen erscheint für den „elementaren, hauswirtschaftlichen Unterricht" eine wissenschaftliche Lehrerin besonders geeignet, auch noch einer technischen vorzuziehen, da sie in die Unterrichtsmethode der Volksschule mehr eingelebt und befähigter ist, diesen mit dem Schulunterricht zu verschmelzen.

Punkt b, betreffend die „Fortbildungsschulen", wird nur gestreift, denn die Einrichtung dieser Schulen würde mit den zu errichtenden Haushaltungsschulen zusammenfallen.

Punkt c der Tagesordnung, die Haushaltungsschulen betreffend, nahm in der Besprechung den größten Raum ein. Wenn schon, wie in der Versammlung der Volksschullehrerinnen in Halle, die Forderung aufgestellt wird, „daß alle Frauen, ohne Unterschied der Bildung und des Berufes, nach Beendigung ihrer Berufsbildung einen hauswirtschaftlichen Kursus durchzumachen haben", so war es Zeit, sich über die Möglichkeit der Errichtung und Einrichtung solcher Schulen eingehend zu verständigen.

Daß die Erfüllung dieser Forderung eine unbedingt notwendige ist, lehrt uns die tägliche Erfahrung. Außer privaten Unternehmungen bestehen keine Anstalten, die die Töchter mittlerer und höherer Kreise für die Anforderungen des praktischen Lebens erziehen. Aus diesen Kreisen bilden sich Hausfrauen, Verwalterinnen des Hauses, zu denen die Töchter des Volkes als Dienerinnen kommen, aus ihnen gehen die Helferinnen für alle sozialen Wohlfahrtsbestrebungen hervor; wie notwendig wäre es daher, für ihre hauswirtschaftliche Ausbildung zu sorgen! Als Hausfrauen tragen sie ebenso die Verantwortung für die Erziehung, für die Gesundheit der Familie, wie die Frau des Volkes. Ebenso oder mehr für die Vermögensverwaltung, weil es sich um größere Kapitalien handelt. Sicherlich könnte von ihnen ein segenreicher Einfluß auf unsere sozialen Verhältnisse ausgehen, wenn sie in tüchtigen hauswirtschaftlichen Kenntnissen einen Schutz gegen eine ungesunde, verschwenderische, über das Vermögen hinausgehende Lebensführung besäßen.

Auf der Versammlung zu Halle wurde besprochen, daß der hauswirtschaftliche Unterricht in die höheren Töchterschulen eingegliedert werden sollte. Hier kann er nur die Bedeutung haben, vorzubereiten. Die eigentliche Ausbildung für das Leben, für den häuslichen Beruf kann erst nach der Schule beginnen, oder auf jeden Fall vor einer anderen beruflichen Ausbildung.

Somit wären Haushaltungsschulen für Töchter aller Stände eine notwendige Forderung, natürlich unter der Bedingung, daß sie von geschulten Kräften geleitet würden. Der Einrichtung einer solchen Haushaltungsschule wäre ein zweckentsprechend beschaffener Haushalt zu Grunde zu legen. Durch Angliederung eines Pensionats oder Lehrerinnen-Heims wäre die Begründung solcher Schulen in pekuniärer Hinsicht leichter zu ermöglichen.

Wie für die Volksschule, müssen wir auch für die allgemeine Haushaltungsschule den Grundsatz festhalten, daß der praktische Unterricht schulgemäß erteilt werden muß,

Digitized by Google

d. h. jede Arbeit muß begründet, nach Ursprung, Wert und Zweck erläutert, die aus ihrer Natur entspringenden Gesetze müssen gefunden, festgelegt und als solche gelehrt werden und zwar unter Teilnahme aller Schülerinnen an einer gleichen Arbeit. Die Bedeutung für das Leben in erziehlicher Hinsicht erhält der Unterricht durch die Hebung der Wertschätzung der praktischen Arbeit. Die Überwindung von Schwierigkeiten führt zur Geschicklichkeit, zur Ausdauer, zur Stählung des Willens, zur Pflichttreue im Kleinen, zur Freude an der Arbeit; wir haben kein besseres Erziehungsmoment als die häusliche Arbeit, wenn sie von diesem höheren erziehlichen Standpunkt aufgefaßt wird.

Wenn in der Anwendung der klassenmäßigen Methode der Unterricht der Erwachsenen denen der Kinder ähnlich ist, so sind doch andrerseits hier die Aufgaben schwieriger, komplizierter als dort, da die Ansprüche, die das Leben in diesem Alter stellt, weitgehender sind als diejenigen, die an Kinder gestellt zu werden pflegen. Aus diesen Gründen und unter Berücksichtigung dessen, daß man es mit erwachsenen Mädchen, vielleicht auch mit Frauen zu thun hat, muß der Rahmen des Schulgemäßen erweitert werden. So sollte die Anzahl von 12 Schülerinnen in diesem Unterricht (Ausnahme Handarbeiten, Schneidern, Putz) nicht überschritten werden. Beim Kochunterricht erweist es sich als praktisch, die Schülerinnen so zusammen arbeiten zu lassen, daß immer zwei einen eigenen Herd haben, um daran die Unterhaltung des Feuers und die Herstellung der nöthigen Koch- und Brattemperaturen zu erlernen. Der praktischen Arbeit muß eine gemeinsame Besprechung vorausgehen, welche die positiven Gesetze, auf denen die Arbeiten, die Zubereitung und Behandlung der Nahrungsmittel beruhen, erläutert und die eingehender oder enger zu fassen ist, je nachdem man Gerät-, Warenkunde oder Nahrungsmittellehre mit der praktischen Arbeit verknüpft oder gesondert geben will. Um den Kochunterricht möglichst schulgemäß zu gestalten, wird als vorteilhaft erachtet, jedes Paar ein Mittagessen für wenige Personen, circa 4, herstellen zu lassen, so wird die Übertragung auf das tägliche Leben am leichtesten zu machen sein. Diese Art gestattet leicht, besondere Arbeiten einzuschieben, um den Kreis des zu Lernenden nicht zu eng zu ziehen. Zu verwerfen ist das Überlasten der Schülerinnen mit Arbeiten; diese dürfen stets nur Mittel zum Zweck sein, die Haushaltungsschule darf nie zur Restaurationsküche werden.

Noch mehr würde auf die Bezeichnung „schulgemäß" ein Unterricht Anspruch machen können, der die besonderen Gruppen der Nahrungsmittel in einzelnen Lektionen eingehend und erschöpfend, sowohl praktisch wie theoretisch behandelt, da er am gründlichsten das Fundament erläutert, auf dem die Herstellung unserer Nahrung beruht. Darunter würde zu verstehen sein, daß die Zubereitungsweisen von Geflügel, Fischen, Gallertspeisen oder Backwerk 2c. das Pensum je einer Lektion ausmachten und die Materie in jeder Hinsicht theoretisch sowohl als praktisch erschöpft werden müßte. Der Vorteil dieses klassenmäßigen Unterrichts liegt darin, daß jede Schülerin jedes Nahrungsmittel in seiner Vor- und Zubereitung selbständig behandelt hat.

Der Lehrgang, der für den hauswirtschaftlichen Beruf in genügender Weise vorbereiten würde, müßte folgende praktische Fächer umfassen: bürgerliche und feine Küche, Krankenküche, Hausarbeit, Waschen, Plätten, Handarbeit (Flicken, Stopfen, Weißnähen), einfache Schneiderei und einfachen Putz. Dazu folgende theoretische Fächer: Nahrungsmittellehre, Haushaltungskunde (einfache Buchführung), Gesundheitspflege. Die Schulzeit wäre mit 40 Wochen zu berechnen.

Auch der Fachschulen, in denen Köchinnen, Jungfern, Hausmädchen, Plätterinnen ausgebildet werden, wird nur kurz gedacht; aber auch hier wird eine gebildete Lehrerin als wünschenswert erachtet, um erziehlich auf diese Schülerinnen wirken zu können.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich folgender Beschluß:

> „Der einjährige Besuch einer ausgestalteten Haushaltungsschule wird auch für die Töchter der mittleren und höheren Stände für dringend notwendig erachtet und zwar nach der Schulzeit vor einer andern beruflichen Ausbildung. Besondere Kurse können den jungen Mädchen Gelegenheit geben, sich in den einzelnen Zweigen der Haushaltung auszubilden."

Digitized by Google

Der hauswirtschaftliche Unterricht ist also notwendig für alle Schichten der Bevölkerung und sollte überall im Anschluß an die Schule einsetzen und denselben Unterricht der Volksschule oder höheren Töchterschule als grundlegende Vorbereitung betrachten. Aus der eben besprochenen Ausgestaltung einer Haushaltungsschule ergiebt sich im großen und ganzen der Bildungsgang einer Lehrerin, nur muß sie selbstverständlich auf einer höheren Stufe der Kenntnisse und Fertigkeiten als die Schülerin stehen.

So gelangt man zur Besprechung des 2. Punktes der Tagesordnung:

Feststellung der Anforderungen an die hauswirtschaftlichen Seminarien.

Es ist festgestellt worden, daß für den hauswirtschaftlichen Unterricht an den Volksschulen die technische resp. wissenschaftlich gebildete Lehrerin am besten geeignet erscheint. Für diese würden 1—1½ Jahre der Lehrzeit genügen, da die wissenschaftliche Ausbildung vorausgegangen ist und als Grundlage benutzt werden kann. Für die Lehrerinnen an Haushaltungs- und Kochschulen rechnet man indessen auf Kräfte, die noch kein Examen abgelegt haben, deren volle Ausbildung also diesen Seminaren zufällt, und so muß für diese die Lehrzeit auf 2 Jahre festgesetzt werden.

Der Lehrgang der Elementar-Lehrerin würde umfassen:

> Kochen; Behandlung der Wäsche; Reinigung der Hausgeräte; wirtschaftliche Buchführung, Gesetzeskunde; Haushaltungskunde; Ernährungslehre; Grundelemente der Chemie; Nahrungsmittellehre; Erziehungs- und Anstandslehre; Methodik und Lehrproben.

Für die drei erstgenannten Fächer müßte die höchste Stundenzahl angesetzt werden, um praktische Fertigkeit zu erzielen.

Der Lehrgang der Haushaltungs-Lehrerin würde sich in folgender Weise gestalten müssen:

> Kochen, bürgerliche und feine Küche, Backen, Einmachen; Krankenküche; Behandlung der Wäsche; Plätten aller Wäschearten; Handarbeit, Wäschenähen; Reinigung der Handgeräte und Zimmer; Wirtschaftsführung; Gartenbau; Buchführung, Gesetzeskunde; Botanik; Nahrungsmittellehre, Haushaltungskunde; Ernährungslehre; Gesundheitspflege; Physik, Chemie; Pädagogik (Geschichte der Pädagogik, Psychologie, Erziehungslehre); Methodik, Lehrproben an Seminarklassen.

Die praktische Ausbildung muß hier die Befähigung geben zur Beherrschung der ganzen Haushaltungsführung; die theoretische und wissenschaftliche Ausbildung muß, besonders in pädagogischer Hinsicht, die Lehrerin auf die Bildungsstufe der wissenschaftlichen Lehrerinnen stellen.

Unter diesen Voraussetzungen wurde in Bezug auf die Aufnahme-Bedingungen der Beschluß gefaßt, „daß Mädchen und Frauen mit vollendetem 19. Jahr, welche eine vollausgestaltete Mittel- oder höhere Mädchenschule durchgemacht haben, oder eine gleichwertige Bildung nachweisen können (vorbehalten: Probe-Vierteljahr) und ein Gesundheitsattest einbringen, Aufnahme finden können."

Aus den Zielen, die dem Haushaltungsunterricht der erwachsenen Mädchen notwendig gesteckt werden müssen, ergeben sich die Anforderungen, die an die Lehrerinnen zu stellen sind und deren Erfüllung durch ein geeignetes Examen nachgewiesen werden muß. Es sind dies natürlich ganz andre Anforderungen, als diejenigen, welche die jetzige Prüfungsordnung vorschreibt.

Es konnte mit Freuden festgestellt werden, daß sämtliche Teilnehmerinnen dieser Konferenz über die zu erstrebenden Ziele dieselben Ansichten hatten, und so wurde bald über die einzuschlagenden Wege eine Einigung gefunden. Die Versammlung fand sich in dem Wunsche zusammen, möglichst bald mit den in gleicher Arbeit stehenden Persönlichkeiten Fühlung zu gewinnen. Eine Grundlage hierfür bietet die Vereinigung, die aus dieser Versammlung hervorgegangen ist, und die den Namen: „Verband für hauswirtschaftliche Frauenbildung" führt. Dieser Verband hat den Zweck, seine Mitglieder jährlich zu einer Konferenz zu vereinigen, die in den verschiedenen

Digitized by Google

Städten tagen kann. Auf diesen Konferenzen sollen alle einschlägigen Fragen wie: nähere Ausgestaltung des Unterrichts, zweckmäßige Lehrbücher und Lehrmittel, Durchführung der als notwendig erkannten hauswirtschaftlichen Ausbildung der Frau ꝛc., verhandelt werden. Vor allem soll dadurch die endlich erlangte Vereinigung in gleichen Bestrebungen festgehalten und die Möglichkeit geboten werden, weitere Kreise zu gewinnen. In dem Zusammenschluß aller beteiligten Kräfte muß es gelingen, die hauswirtschaftliche Ausbildung der Frau auf den Platz zu stellen, auf den sie ihrer Bedeutung nach gehört.

Auch der Verwirklichung eines von allen Beteiligten längst gehegten Wunsches ist man näher getreten, nämlich, ein Organ zu schaffen, das die Interessen dieses großen Zweiges der Frauenbildung vertritt.

Die Schriftführung des Verbandes befindet sich vorläufig im Pestalozzi-Fröbel-Haus II zu Berlin, Barbarossastr. 74A, und dorthin sind alle Mitgliedsanmeldungen zu richten.

Frei zum Dienst.

Eine Diakonissengeschichte.

Besprochen

von

Elisabeth Clauß.

Nachdruck verboten.

„Also von List und Verstellung und Schmeichelei sollte die eine Hälfte der Menschheit leben, die zugleich Mutter und Erzieherin der ganzen ist?“ Diese Antwort, die Gabriele Wallbrock ihrem Vater giebt, dürfte dem eigenartigen Buche, das im Verlag von Ernst Bredt, Leipzig, erschienen ist, als Motto vorgedruckt sein. Unter den die Frauenfrage streifenden, oder sie behandelnden Tendenzromanen verdient diese gut und klar geschriebene Erzählung, die eine Fülle feiner Beobachtungen enthält, an erster Stelle gelesen und genannt zu werden. Nicht leidenschaftlich polemisierend wendet sich der Verfasser — vermutlich eine Verfasserin — an die Leser, nicht in hastigem Tempo drängt sich die Fülle der Geschehnisse, so daß wir atemlos kaum zu folgen vermögen, in stetem Entwicklungsgange rollt sich die Handlung vor uns auf, bewegt, aber immer übersichtlich, mit einem wohlthuenden Streben nach Gerechtigkeit und Objektivität. Die Erzählung, die zum Nachdenken und Weiterdenken anregt, nimmt man gern wieder zur Hand, wenn man sie einmal gelesen hat, und das bleibt ja der beste Wertmesser für ein Buch. Man kann ihm nachsagen, daß es ohne Fanatismus aus ruhiger, ehrlicher Überzeugung heraus geschrieben wurde. —

Auf die lenzfrohen Liebeshoffnungen der jungen Gabriele, der Heldin des Buches, fällt ein tötender Reif. Durch eine Fügung unglücklicher Umstände muß sie den Geliebten, dem sie sich innerlich schon ganz zugehörig fühlt, in einer Stunde schwerer Lebensgefahr, wo er seinen Mannesmut beweisen sollte, für feig und brutal halten. Sie reist von der Unglücksstätte ab, ohne ihn wiedergesehen, ohne eine Rechtfertigung von ihm gehört zu haben. Gabrieles Vater, der Typus eines kalten, herrischen Hausstyrannen und Weltmannes, der nur seinen Söhnen bis zu einem gewissen Grade das Recht freier, individueller Entwickelung zugesteht, verlangt von

Digitized by Google

der erwachsenen Tochter, die ihm noch minderwertiger erscheint, weil sie unverheiratet ist, die widerspruchslose Fügsamkeit eines unreifen Kindes seinen Plänen und Ideen gegenüber. Er verfügt in einer wichtigen, auch ihr bisheriges Leben völlig umgestaltenden Angelegenheit über Gabriele, ohne die Dreiundzwanzigjährige auch nur zu fragen, und ist aufs Äußerste erstaunt, ja empört, als das junge Mädchen ihm zum erstenmal den absoluten Gehorsam verweigert und eigene Meinungen und Pläne entwickelt und vertritt. Die Aussprache zwischen Vater und Tochter führt zum völligen Bruch; der jähzornige Mann vergißt sich soweit, Gabriele in Gegenwart ihres Bruders, der zu ihrem Schutze dieser Unterredung beiwohnt, ins Gesicht zu schlagen. In den nun folgenden Seelenkämpfen steht Gabriele, wohl bemitleidet, aber innerlich unverstanden, unter ihren Verwandten. „Du würdest es nicht ertragen. Sage — würdest Du es ertragen?“ fragt sie ihren Bruder. „Wenn er Dich getroffen hätte? Wenn er Dich geohrfeigt hätte!?“ Darauf der Bruder: „Wie das wäre — will ich mir nicht vorhalten. Das mußt Du überhaupt nicht vergleichen.“ „Es ist ganz dasselbe“, antwortet Gabriele. Auf Magnus' Argument: „Sieh', eigentlich liegt die Frauenehre auf einem andern Gebiet“, rötet sich Gabrieles Gesicht dunkel: „Ja, so wollt ihr's gerne haben. Aber es ist nicht so.“ Gabriele sucht nun einen eigenen Wirkenskreis. Sie will der Not der Welt dienen, in der Weise, die ihr nach ihrem Erziehungsgange zunächst als die einzig mögliche, weibliche erscheint, als Schwester im Dienste der Kranken. Mit festem Willen, einem Herzen voll Liebe und dem Vorsatz zu christlicher Demut und Fügsamkeit, tritt sie als Probeschwester in das Birkenfelder Diakonissenhaus.

Die feinste Charakterisierungskunst des Buches liegt auf dem Gebiete dieser Schilderungen. Die Forderung absoluten Gehorsams und der Verleugnung jedes eigenen freien Denkens und Wollens tritt der nach geistiger Befreiung ringenden, nach Ausgestaltung ihrer Persönlichkeit strebenden Gabriele auch hier entgegen wie im Vaterhause, wenn auch in andrer Gestalt und aus andren Beweggründen. Sie ringt mit diesen Formen, diesen Ansichten in den kurzen Atempausen, die ihr der anstrengende Dienst läßt. Der Kampf Gabrieles mit der steifen, die freie Bewegung hemmenden, vor den Ohren knatternden Mütze, die von den Vorgesetzten und Schwestern als äußeres Zeichen, einerseits ihrer Weltabgeschiedenheit und Dienstbarkeit, andrerseits ihrer ehrenvollen Sonderstellung in der menschlichen Gesellschaft, fast heilig gehalten wird, ist symbolistisch prächtig aufgefaßt. Auf die Überbürdung der Schwestern durch manche zwecklose Dinge, auf so manches Verbesserungsbedürftige in der Organisation der Schwestergenossenschaften wird mit kundiger Hand gezeigt.

Die Anschauungen positiven Christentums verleugnet der Verfasser des Buches nirgends. Gabriele bleibt auf diesem Boden, vertritt aber freie, jeder Askese und jedem Buchstabenglauben abgewandte Ansichten, die schließlich zum Bruch mit dem Geist des Hauses und zur völligen Wende ihres Schicksals führen. Ihre Emanzipation gewinnt die Überzeugungskraft aus den Tiefen christlichen Bekenntnisses. Dieses Moment ist nie aufdringlich, aber mit Nachdruck betont und hervorgehoben. Eine im Hause hospitierende junge Ärztin Margot, welche im Dienste der Mission nach Indien gehen will, erwidert Gabrielen: „Nun, ich finde die Wissenschaft nicht männlich, weder männlich noch weiblich! Dem gehört sie, der sie sich nimmt. Ich meine gar nicht, besonderen Mut aufgewendet zu haben. Meine Eltern haben von Anfang an niemals in der Verneinung oder Ausschließung von irgend etwas Gutem die Weiblichkeit gesucht, sondern nur in Bethätigung. Sie nahmen das Apostelwort buchstäblich: ‚Alles ist euer — ihr aber seid Christi'; da haben wir unser Recht und unsere Schranken, Schwester Gabriele, meinen Sie nicht?“

Gegen die noch weitverbreiteten Anschauungen von der Unweiblichkeit des medizinischen Studiums wendet sich das Buch mit dem Hinweis auf den Schwesterndienst, der doch in den Augen aller frommen, konservativen und sittlich empfindenden Menschen als ein unantastbar weiblicher und wünschenswerter gilt. „Die Schwestern alle waren Emanzipierte! Ihnen allen hatte das Berufsleben, das so ganz anders war als das Leben der Mädchen in der Familie, seinen Stempel aufgedrückt. Der Beruf zwang sie nicht allein zu sanfter Pflegethätigkeit, sondern auch dazu, ohne

Digitized by Google

Rücksicht auf eigene angeborene Schüchternheit mit That und Wort die Sache ihrer Kranken zu führen, Vorgesetzten, Behörden, Ärzten und Angehörigen gegenüber, und Dinge in Gegenwart junger Ärzte zu thun und zu besprechen, die andre Frauen selbst unter sich für ausgeschlossen halten. Sie verstanden es, durchaus unpersönlich zu handeln und zu denken, wie es sonst die Art der Wissenschaft ist. Sie hatten gelernt, dem Manne fest ins Gesicht zu blicken, wie sonst das Weib nicht thut. Sie hatten sich emanzipiert von Familie und Freundschaft und den sprichwörtlichen Schwächen ihres Geschlechts. Sie hatten sich vom Manne emanzipiert — nicht scheinbar und mit blutendem Herzen, sondern innerlich, wirklich und mit freudiger Kraft, und hatten von jenem eine ruhige, achtungsvolle Kameradschaft eingetauscht."

Gabriele tritt, als sie auf die Außenstation geschickt wird, dem ehemals geliebten Manne wieder gegenüber, der als Chefarzt dort ihr Vorgesetzter wird. Schwer hat er unter dem Verdacht gelitten, der ihm das geliebte Mädchen entfremdete. Im stillen Nebeneinanderarbeiten seine Opferwilligkeit, seine Furchtlosigkeit im Dienste der Kranken beobachtend, überzeugt sie sich, daß der böse Argwohn unbegründet war. Nach einer Aussprache, die Dr. Kielgast herbeiführt, gewinnt er ihre volle Achtung wieder, ihre Achtung und ihre Freundschaft dazu, ihre Liebe nicht. Die Jugendliebe, die Brautliebe, die etwas von Schwärmerei und Demut in sich schließt, kann Gabriele nicht wiederfinden, seit sie in heißem Ringen und aus eigener Kraft ganz freie Persönlichkeit geworden ist. „Ich bin überzeugt", sagt die vom Banne des Nurweibseins Emanzipierte, „daß das Suchen und Warten sehr vielen jungen Mädchen mehr eingeimpft als angeboren ist," und sie begründet es ihrem Schwager sehr überzeugend. Wer sich wirklich in das Buch vertieft, wird die einfachen klaren Argumente, die eine Fülle gesunder Lebensanschauungen enthalten und nie mit Schlagwörtern hantieren, auch wenn er zunächst von anderm Standpunkte ausgeht, in sehr ernsthafte Erwägung ziehen.

Als Pflegerin eröffnet sich Gabrielen das ganze Elend der aus Schamhaftigkeit zu spät ärztliche Hilfe nachsuchenden Frauen. Sie wird um Dienste gebeten, die sie als Schwester nicht leisten kann, und die Not, die zu ihrem Herzen schreit, die Gebundenheit in zu enge geistige Schranken, die ihre psychischen Kräfte hemmen, lassen sie schließlich jenen Schritt völliger Befreiung thun, den sie als eine Forderung ihres Wesens erst dumpf und dann mit siegender Gewißheit empfand. Sie wird Ärztin; doch nicht, um den Frauen im fernen Indien, sondern den armen Gebeugten, Verängstigten und Leidenden im eigenen Vaterland zu helfen. Ohne jede Zimperlichkeit und Bemäntelung sind diese Stellen des Buches mit so vornehmer Decenz geschrieben, daß man die Erzählung herangewachsenen, rein empfindenden jungen Mädchen ohne Bedenken in die Hände geben könnte. Die Technik des Romanes, die übersichtliche zwanglose Verknüpfung ineinander greifender Verhältnisse, die Charakterisierung auch der episodischen Figuren ist so trefflicher, daß anspruchsvolle Leser auch nach dieser Richtung ihre Rechnung finden. Es scheint mir nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß vermöge ihrer christlichen Tendenz die Erzählung Pionierarbeit zu leisten vermag in Kreisen, die der Frauenbewegung noch sehr fern und ablehnend gegenüberstehen. Der Hinweis auf den sittlich veredelnden Wert gemeinsamer Arbeit von Mann und Frau, die Forderung selbständiger, durch eigenes Denken erstarkter Persönlichkeiten auch im dienenden Berufe und die Betonung eines freien und würdigen Verhältnisses zum Manne, ohne jede gehässige Verhetzung der Geschlechter, machen diese Diakonissengeschichte zu einer sehr gehaltreichen Lektüre für Mündige und Unmündige, zu einer Propagandaschrift im besten Sinne.

Digitized by Google

Franziska Ellmenreich.

Von

M. Beßmertny.

Nachdruck verboten.

Als vor drei Jahren das Deutsche Schauspielhaus zu Hamburg unter der gediegenen Leitung von Baron von Berger eröffnet wurde, begrüßte man freudig die Thatsache, daß eine schauspielerische Größe wie Franziska Ellmenreich an die Spitze des Damenensembles gestellt wurde. Es drängte sich aber ganz unwillkürlich die Frage auf: wird die Künstlerin auch den Modernen, wird sie Ibsen, Björnson und den andern in dem Maße gerecht werden, wie den Klassikern? Nun — Darstellungen von Klara Sang in Björnsons „Über unsere Kraft I.", von Frau Alving in Ibsens „Gespenster" und von Beate in Sudermanns „Es lebe das Leben" haben zur Genüge bewiesen, welch eine vielseitige dramatische Befähigung Franziska Ellmenreich besitzt und in wie lebendiger Fühlung mit den uns umgebenden Wirklichkeiten sie sich erhält. Und ist es nicht unbedingt natürlich, daß der Künstler, wenn er seine große Mission als Erzieher der Menschheit erfüllen will, all den vielfältigen Erscheinungen des geistigen Lebens seiner Zeit ein unbegrenztes Verständnis, eine warme Teilnahme entgegenbringt? Das ist aber bekanntlich durchaus nicht immer der Fall! Man erzählt von der berühmten Rachel, daß sie außer ihrer Rolle nicht einmal die andern Personen des Stückes, in dem sie auftrat, kannte und sich überhaupt um keine litterarischen und sozialen Fragen weiter kümmerte. Auch der Charlotte Wolter wurde nachgesagt, daß sie ihr eminentes Talent nur in den Dienst ihres Rollenrepertoires stellte, ohne den dramatischen Werken an sich und ihren Beziehungen zum Zeitgeiste irgend ein Interesse zu schenken.

Nach dieser Richtung hin stehen wir einer ganz anderen künstlerischen Persönlichkeit in Franziska Ellmenreich gegenüber! Allseitige innere Vertiefung und geistige Weiterentwicklung in jeder Richtung sind ihr Hauptziele, und die Vornehmheit ihres Künstlertums liegt ihr weit mehr am Herzen, als das Geschäftliche ihres Berufs. Daher lehnte sie auch während ihres Gastspiels in Amerika ein glänzendes Anerbieten, nach Australien zu kommen, ab und äußerte sich darüber:

„In wenigen Rollen, wie: Adrienne Lecouvreur, Kameliendame u. dgl. m., sollte ich täglich und an mehreren Tagen der Woche sogar mittags und abends auftreten. Dabei mußte mein Bestes verloren gehen und mein ganzes Ich sträubte sich dagegen!"

Die Künstlerin ist von ihrem Biographen oft mit ihrer viel älteren Schwester Auguste verwechselt worden, deren erstes Debut in die Zeit fällt, da Franziska noch auf der Schulbank saß. Ungleich begabter als diese Schwester, zeigte das kleine Schulkind schon die Richtung ihres Talentes, indem sie ihren Spielgefährtinnen auf dem Spaziergange durch Feld und Wald Gedichte deklamierte und freie tragische Reden zu halten pflegte.

Neben den Schularbeiten studierte sie heimlich Rollen und überraschte einst den Vater, der auch Bühnenkünstler war, durch die Rezitation der Rolle „Selma" in Birch-Pfeiffers „Mutter und Sohn".

Mit 14½ Jahren trat sie schon in Meiningen auf, nachdem sie unter den Augen des Vaters nur einmal die Bühne von der Bühnenseite gesehen hatte und eigentlich nie aus ihrem bürgerlichen Milieu bisher herausgekommen war. Ausgestattet

Digitized by Google

mit ihrem starken dramatischen Talent, mit sprühendem Geist und Humor, mit einem schönen Äußern — sie war mit 14 Jahren schon in ihrer ganzen Größe aufgeschossen — verwuchs Franziska Ellmenreich förmlich organisch mit der Bühne und war als ganz jugendliche Schauspielerin berufen, am Kgl. Hoftheater zu Hannover die Nachfolgerin von Marie Seebach zu sein.

An Beifall und Blumenspenden hat es wohl der jungen Künstlerin von Beginn ihrer Carrière an nicht gefehlt. Vom Theater heimkehrend, breitete sie vor der kranken Mutter auf dem Bette ihre Trophäen aus, während diese das blasse, überschlanke Kind besorgt anblickte und oft angstvoll dachte: „Wenn sie ihr nur nicht auch auf den Sarg bald Kränze legen!"

Die frugale Kost und die beschränkten Mittel des Elternhauses ließen zwar keine besondere Pflege des hochbegabten Mädchens zu, aber ein gütiges Geschick hatte Franziska Ellmenreich mit ihrem Talent auch eine widerstandsfähige Konstitution verliehen. Nach den Aufführungen gönnte sie sich oft nicht die wohlverdiente Ruhe und Ausspannung, sondern begann, zuweilen nach einer großen klassischen Rolle, das Studium einer neuen Aufgabe, die sie bis spät in die Nacht hinein wachhielt. Und mit dem frühesten Morgen setzte sie ihre Studien wieder fort, bis dann die Proben sie in Anspruch nahmen.

So beherrschte Franziska Ellmenreich schon früh eine ungewöhnliche dramatische Technik. Hat sie doch sogar mit außerordentlichem Erfolg in englischer Sprache in Amerika gespielt. Sie verfügt über einen kolossalen Umfang des Repertoires. Nur Rollen, wie der Messalina, Medea und ähnlichen geht sie aus dem Wege. Wo nur Wucht und Kraft das Beherrschende ist, Rollen, für die Klara Ziegler die geeignete Vertreterin war, da fühlt Franziska Ellmenreich ihr Künstlertum nicht sympathisch berührt. Ihr ist jene Tragik gemäßer, die eine harmonische Auflösung der psychischen Dissonanzen zuläßt. Das Spezifische aber ihrer künstlerischen Eigenart ist nicht die Technik, sondern die Art, wie sie innerlich in ihren Rollen aufgeht. Sie stellt mit jeder Rolle eine wirklich lebendige That dar. Schillers Worte: „Nichts, als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es außer uns werden!" kommen einem in den Sinn, wenn Franziska Ellmenreich einmal unwillkürlich einen Blick in die geheime Werkstatt ihres Schaffens gewährt.

Nach der geradezu vollendeten Aufführung von Björnsons „Über unsere Kraft I" fragte ein feuriger Bewunderer die Künstlerin: „Bietet die liegende Stellung der kranken Frau Sang nicht schon allein eine außerordentliche technische Schwierigkeit?"

Worauf Frau Ellmenreich mit der ganzen Naivetät ihres Kunstempfindens erwiderte: „Aber man ist ja eben krank! — Nach dem Studium der Frau Sang war ich oft so schwach und elend, daß ich blaue Lippen hatte und ein Glas Wein zu mir nehmen mußte, um mein krankes Gefühl zu bemeistern!"

Die große Wirkung, die die Künstlerin ausübt, ist somit eine natürliche Folge des Umstandes, daß sie mit ganzem Herzen und ganzem Empfinden sich in ihre Rolle hineinlebt. Bei einer Unterhaltung über ihr Studium äußerte sie sich einst: „Ich sehe die Gestalten gleich zu Beginn und bei mehrmaligem Lesen des Stückes lebendig wandelnd bis zu ihrer Kleidung, Bewegung u. s. w. Treten aber die Darstellungen von Sappho und Iphigenie an mich heran, so habe ich einen besondern Festtag! Keine andre Sache kommt mir dann nahe, kein andrer Gedanke, als die vollständige Vertiefung in die idealen Wesen."

* * *

Es liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen, die einzelnen dramatischen Leistungen von Franziska Ellmenreich einer Beurteilung zu unterziehen. Das bleibe der berufsmäßigen Kritik überlassen. Hier sollen nur einige der Momente beleuchtet werden, die charakteristisch sein dürften für die Einschätzung ihrer bedeutenden künstlerischen Persönlichkeit und zugleich ihr besonderes Interesse haben dürften für die Frauen, die die Pflicht zur Arbeit und das Recht auf Arbeit erstreben wollen. Frau Ellmenreichs

Digitized by Google

Weg zum Schaffen führt beständig durch die allergewissenhafteste und beharrlichste Arbeit. Täglich macht sie ihre Organstudien, unermüdlich vertieft sie sich in neue Aufgaben, und dauernd erweitert sie ihren Sinn durch die Aufnahme aller litterarischen Erzeugnisse, in denen die geistige Entwicklung unsrer Zeit in die Erscheinung tritt. Das persönliche, wirkliche Schicksal großer Geister, die Biographie hervorragender

Franziska Ellmenreich.

Menschen ist ihre Lieblingslektüre. „Auf mein Studium," sagte sie einst, „paßt das alte, schlichte Verslein:

Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll,
Solang er das nicht ist, wird nicht sein Friede voll!"

Als Sozietärin und Mitgründerin des Hamburger Deutschen Schauspielhauses vertritt sie mit wärmster Pietät die Pflege der Klassizität, ohne daß sie jedoch irgendwie die guten dramatischen Produktionen der Gegenwart dagegen zurückgestellt sehen möchte.

Digitized by Google

„Trotzdem wir heutzutage so versalzen und verpfeffert sind", sagte sie einmal, „erhält sich doch im ganzen und großen die Reinheit des Geschmacks und die Liebe zu den klassischen Werken!"

Mit manchen andern Künstlern teilt Frau Ellmenreich einen großen Wohlthätigkeitssinn, der sie häufig veranlaßt, ihre Kunst in den Dienst gemeinnütziger Institute zu stellen. Höchst sympathisch und für sie besonders bezeichnend ist aber ihre warme Anteilnahme an vielen öffentlichen Interessen, denen die Künstlerinnen im allgemeinen kühl gegenüberstehen. So ist sie in Hamburg fast die einzige Künstlerin, die oft in Vorlesungen und Frauenversammlungen anzutreffen ist. Sie greift manchmal impulsiv in die Debatte bei einer solchen Versammlung ein, sie findet sich bereit, durch eine Rezitation den bescheidenen Unterhaltungsabend der Ladnerinnen zu verherrlichen, und sie findet Zeit, eingehend die verschiedenen Phasen der Frauenbewegung zu verfolgen und sich eigene Ansichten darüber zu bilden. „Frauen mit hervorragender Begabung", sagte sie einst, „sollten sich ebenso wie die Männer bethätigen und für die Wechselfälle des Lebens stählen dürfen. Hierzu müßte der Staat ihnen die Wege erleichtern, nicht sie ihnen erschweren." „Je mehr ausgesprochene Persönlichkeiten mit eigener Lebensader, mit idealer Begeisterung und vornehmer, jeden kleinlichen Sonderzielen ferner Gesinnung an der Spitze der Frauenbewegung stehen, desto erfolgreicher vermag sie weiter zu schreiten. Ein Teil der Frauen — und wahrscheinlich der größere — wird wohl immer im Lager der Abhängigen bleiben und gern alles dem Manne verdanken wollen. Das Recht der freien Selbstbestimmung darf aber niemand bestritten werden. Jedenfalls sollte der Fortschritt die Frau nicht in dem Sinne emanzipieren, daß die Anmut ihres Wesens und ihrer Erscheinung verloren gehen könnte." Zu dem Problem „Mutterschaft und geistige Arbeit" meint Frau Ellmenreich, daß die Frau bei systematischer Disposition und Zeitausnutzung ihre Mutterpflicht mit ihrem Künstlertum wohl vereinigen könne.

Als große Bühnenkünstlerin, die ganz selbstverständlich auch eine Autorität in Toilettenfragen darstellt, wird Frau Ellmenreich auch zu der Frage der neuen Frauentracht mit Interesse gehört werden. „Die Reformtracht an sich", sagte sie einmal, „ist durchaus zu billigen. Bei einer vorgeschrittenen Technik wird sie den Eindruck der Anmut keineswegs verfehlen, ebenso wie sie in mangelhafter Form die schönste Frauengestalt zu verderben vermag."

Ein fein entwickeltes Schönheitsgefühl kennzeichnet Franziska Ellmenreich auch in anderen Fragen des ästhetischen Geschmacks.

In ihrer schönen, dicht an der blauen Alster gelegenen Wohnung atmet alles eine künstlerische Vornehmheit. Da ist nichts von aufdringlichem Luxus und kein absichtliches Vorschieben von Siegestrophäen. Es liegt eine gewisse Großzügigkeit in der einladenden Bequemlichkeit ringsherum und in der Gesamtwirkung guter Ölgemälde, Gravüren und Prachtwerke, die die Räume schmücken. Für Spielereien und unnütze Nippes ist hier wenig Raum. Aber der Mutter zarten und liebevollen Sinn zeigen Bilder des einzigen Sohnes, die verschiedentlich aufgestellt sind, und das Gedichtbuch, das auf dem Tische liegt und sein hoffnungsvolles junges Dichtertalent verrät.[1])

Die ganze Atmosphäre dieses Künstlerheims hat etwas ungemein Behagliches und Fesselndes und übt noch einen besonderen Zauber aus, wenn die schöne Bewohnerin ihre graziöse und ungekünstelte Gastlichkeit entfaltet.

---

[1]) Felix von Fuchs-Nordhoff: Ringendes Leben.

Digitized by Google

Frühe Kindheit.

II. [1])

Von Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Aus dem Fenster gesehen zu haben, ist meine früheste Kindheitserinnerung. Ich sah den großen Winter durch kleine Scheiben. Niemals später habe ich das, was der Winter auf sich hat, so erfaßt wie damals. Aus der einen Stube waren es große Formen, Wände und Dächer, stille Schneeecken und Spuren von Menschenfüßen und Wagenrädern, die ich sah. Ein einsameres und verwirrenderes Revier gab das Fenster in der anderen Stube. Dichtes, sehr feines Gebüsch, dicke Stämme, ungleiche Flächen, einen Zaun, der sich fortsetzte, der nie aufzuhören schien, Lücken, ausgefüllt von zartem Grau, nichts darüber als Zartheit, Wehen. Das war alles noch vielmehr ein Gegensatz zu den feststehenden, festbegrenzten Möbeln in den vier engen Wänden und mehr meinem Gemüt entsprechend als der steife, nüchterne und darum traurige Wirtschaftshof.

Ich konnte das heimliche Innere der Gebüsche beschreiten, es fiel kein Schneekranz von einem Zweig, keine tiefe Laube mit einem runden Dach stürzte ein, keine Spur blieb auf der reinen Decke. Ich entdeckte, was ich Wunderbares konnte, und versuchte mehr. Wo sich der Schnee an den strohumwickelten Busch in drei großen Falten gehäuft hatte, glitt es sich angenehm herab. Das Aufwärtssteigen in Stufen, wie es Vögel thun, an der schwarzen, weißbepelzten, strengen Tanne war noch angenehmer. Um das kreisrunde Beet ging es leicht, dann lag ich unter den Ästen der Platane wagerecht. Den Birkenhain durchtanzte ich Baum für Baum, Baum für Baum umschlingend. Dann kam der Zaun. Was dahinter lag, war zu viel, zu viel! Der Wald? Der erdrückende Wald voll Macht und Einförmigkeit, wie er sich im Traum um mich baute, die hügligen Äcker weit ins Nichts ausgebreitet? Ja? Und weiße, lange Mulden, in denen das Wasser schlief. Eine Wiese wie ein Dielengrund, Bäume, nichts dahinter und in ihnen als Zartheit und Wunder? Vielleicht unten im Kaddick ein Geräusch, ein Kobold, der schrecken wollte, da ich so ganz allein mich vergnügte? Die großen Kaulen, die der liebe Gott gegraben, weiße, endlose Gründe, eine neben der andern? Dahinein wagte man sich nicht mit seinem Schlittchen, aber jetzt in dieser freien Stunde ließ ich mich hin und her schwingend herab und ging daraus hervor, kerzengerade aufsteigend. Da stand ich. Nun konnte ich thun, was ich mochte. Mit den Linien der Äcker dahinjagen oder taumeln? Hinein in die Schonung. Da kann man sich verirren; alles gleich, der Schnee über dem Heidekraut aufgehäuft. Die rauhen Stämme, die stillen schweren Äste. Keine Flocke fällt, kein Hauch. . . . . .

Am Zaun entlang bewegt es sich, Pferde, die ziehen etwas Dunkles, Aufgehäuftes, einen Schlitten mit Menschen. Im Klang der Glocken bin ich, die laut und froh aus der Luft hervorbrechen, dann vom Acker süß lärmen und dumpf und ängstlich an den Wänden entlangfahren. Ich bin auch in dem Dampf der heißen Pferde, in ihrer Bewegung, ich fahre mit auf der blanken Bahn.

Draußen ist es weiß und grau und zart, in der Stube rot, alles trieft von Licht. Die Möbel lachen, besonders der brandgelbe Schrank in der Ecke. Man hat die Hängelampe angesteckt. Ich wende mich der Stube zu, aber eigentlich schlüpfe ich noch draußen in der Landschaft umher.

Die Stube ist nah und vertraut, über alle Maßen amüsant, aber in ihrer Luft lauert Heißes und Scharfes, und Erfahrungen aufregender Art verbergen sich, man sollte es garnicht denken, überall! Draußen, wo die Dunkelheit trotz der weißen Decke aufsteigt,

[1]) Siehe Augustheft 1902.

Digitized by Google

wird es schauerlich, und doch ist es das Gebiet des eigentlichen Lebens, der Freiheit und der Reinheit.

Unter der Lampe über dem runden Tisch macht sich Behagen bereit. Ich setze mich mitten hinein, wie in einer warmen Jacke. Mein Tuschkasten und ein Mäppchen mit Papierabfällen liegt vor mir. Man stößt mit dem Ellenbogen an jemand an, und jemand geht vorbei und rückt den Stuhl, auf dem man sitzt, ein Ende vom Tisch ab, man sieht zu, ob einem nichts weggenommen wird, etwa die Fleischfarbe. Zwang ist das, das letztere sogar Qual. Wir beide wissen das ganz gut, meine dunkelhaarige Schwester und ich. Der lachende Schrank in der Ecke hat damit zu thun. Das oberste Fach darin gehört ihr, weil sie ein Jahr älter ist als ich, das untere mir, und das unterste uns beiden zusammen, infolgedessen ist das eine verachtete Grube. Wir vergleichen unsere Sachen, stellen sie auf und freuen uns wild über die Schönheit und Herrlichkeit. Wenn ich einmal finde, daß das obere Fach reicher besetzt ist, als meins, dann ist es, als ob eine Katze sich mir in der Brust festbisse. Meistens aber weiß ich nichts von meinem Besitz, darum bin ich so sonnig.

Ich verliebe mich in ein Glaskännchen auf einem Tellerchen, ein mattgrünes, undurchsichtiges Kännchen, halb bedeckt von einem goldenen Netz. Wie ist es hinreißend! Ein Schrei von Liebe ist seine Farbe, die goldene Bekleidung entspricht meiner Gier nach Pracht. Das Tellerchen beglückt alle meine Sinne, es ist glatt, zart, geschwungen, ja, es duftet, als hätte es früher stets in Rosen begraben gelegen, und auch diese in meiner Welt einzige Farbe hat es; auf der Rückseite scheint es bläulich weiß, ganz still und sanft ist es da. Könnte es mir nicht gleich sein, ob es im oberen oder im unteren Fach steht? Kann man denn noch etwas anderes mit ihm thun, als es betasten, bewundern, zärtlich lieben? Mit ins Bett nehmen vielleicht? Nein, daran liegt mir nichts, im Bett bin ich reich genug. Und doch, es sollte mir gehören, soviel ist gewiß, und ich leide tief, wenn ich es ansehe und meine Liebe fühle. Der brandgelbe Schrank mit seinen drei Fächern umschließt Schätze und Glück und viel Trauriges. Wir sind schon oft, meine Schwester und ich, von irgend wo herabgestürzt, wenn sich unsere Blicke begegneten, während wir davor knieten. Mit diesen Blicken bewachten und verteidigten wir unsern Besitz und nahmen Abschied von unserer heiteren Schönheit. So will es mir jetzt scheinen, und damit erkläre ich mir dieses gemischte, gepfefferte und übersüße Glück des brandgelben Schrankes, ein Gegensatz zu der Unendlichkeit draußen, die wunderbare, himmlisch entzückende Kräfte aus mir löste, wo mir nichts gehörte, als das, was ich empfand.

Zwei große, spitzzulaufende Berge stehen plötzlich wie aus den Dielen gewachsen da. Der eine dunkelbraun, der andere braunrot. Es ist witzig, daß das Menschen sind, die Mäntel und Kapuzen ablegen. Vor Neugier und Lust brennen mir die Backen. Es ist wirklich zu viel, zu viel, was man erlebt! Ich bin so begierig . . . Da höre ich die Menschen reden, krähende, laute, närrische Stimmen, sie kommen aus großen gelben Gesichtern, in denen sehr viel zu lesen ist, aber nichts sehr Schönes. Ganz Fremde, ganz Wildfremde sind es, die mich nichts angehen; ich bin ihnen noch nie begegnet. Rätselvoll, von wo sie herkommen! Liegen hinter dem Fenster, welches die grüne Lade blind gemacht hat, die man von außen davorlegte, auch Häuser? Auf meinen Zügen fand ich keine, ich fand nur Schnee, Einsamkeit und diese tausend Entzückungen.

Sollten diese Menschen etwas wissen? Sie sind groß und sehr alt. Sie sprechen laut und so, als hätten sie allerhand Kenntnisse. Ich belaure sie mit scharfer Spürkraft. Ich bin enttäuscht. Jetzt weiß ich, daß ich herausfühlte, daß diese Menschen allerdings viel wissen, aber lauter gewöhnliche Dinge. Meine Sehnsucht fing bei den ungewöhnlichen Dingen an, in denen ich lebte.

Nein, sie wissen nichts, wüßten sie etwas, dann wären wir ja gleich im Einverständnis, aber das sind wir nicht. Sie stürzen nicht auf mich zu, um mich zu begrüßen, um mich in meinem Reichtum an seltenen Fähigkeiten zu bewundern. Sie bemerken garnicht, wer ich bin. Nein, es sind wildfremde, alte, armselige Menschen, die lieber aus der Stube herausgehen sollten, als da stehen und zusehen, was ich tusche. Ihre Kleider und Hände

Digitized by Google

strömen einen Geruch aus, der mich beengt, und dies nahe Lachen klingt unendlich dumm! Wenn ihr nicht versteht, was ich tusche, kann ich euch nicht helfen, ich zeichne meine Fahrten draußen, alles was ich kann.

Und wie sie gehen, ist es doch schade — ich habe ein unruhiges Pochen in der Brust. Meine Seele bebt vor Wißbegier, mein Körper brennt. Vielleicht wissen sie doch etwas! Ob diese Lade mich wirklich von meinem Leben draußen trennt? Hat draußen alles aufgehört, weil ich nicht mehr dabei bin? Ist es gut, da zu streifen, oder bin ich ein gutes Kind, wenn ich hier sitze und mich verstelle, als wüßte ich von nichts Wunderbarem?

Und bitte schön, dies: Liegen die Träume wirklich hinter dem lila Ofen neben Frau Annchens Bett in der Kinderstube, ganz unsichtbar, und nachts quellen sie hervor wie ein Rauch und werden bunt und herrlich und stellen sich um mein Bett, herrliche bunte Tafeln und nehmen mich auf, und geben mir zu schmecken, was — ach, garnicht zu bedenken — viel himmelhoch schöner ist als alle Dinge, die man am Tage hat und sieht, wenn man angezogen herumläuft? Kommen sie hinter dem Ofen hervor — oder trage ich sie mit mir herum, auch wenn ich Mittag esse oder Ball spiele? Mir will es scheinen, als hätte ich sie immer bei mir, liebe unsichtbare Schwestern und Brüder, nur sind sie zu schön und zu schüchtern, um hervorzukommen, wenn so viel Geräusch und Treiben und Dummheiten laut sind. Mit dem Rauch, der hinter dem Ofen hervorkommt, hat es seine Richtigkeit, und nun weiß ich doch nicht, wie es mit den Träumen bestellt ist . . . . .

Ich vergesse die fremden Menschen und diese unabsehbaren Fragen, die aufkeimen, wie die nassen Erbsen im Beet oder der tausendfach sprießende Roggen. Die andern sind schon wieder beim Spiel an dem runden Tisch, und die Hängelampe hört nicht auf, eine lachende, unendliche Behaglichkeit herabzuscheinen. Hinter meinem Rücken ist alles in Ordnung, nämlich die Thüre zu der Wirtschaftsstube ist geschlossen. Die Ofenglut ist nicht zu sehen, die sich vorhin wie ein gieriges, blutiges Maul in dem schwarzen Feld ausnahm. Wenn es könnte, fräße das Feuer unsere Papierstückchen, auf denen wir tuschen; o mit großem Vergnügen thäte es das, es scheut sich nicht davor, nach den Schürzen und Armen der Mägde zu greifen. Der ängstliche brenzliche Geruch, der in der Nebenstube zu Hause ist, ist ausgesperrt; ebenso diese Geräusche, als zirpe es tief unter den Dielen, als rührten leichte Hände an den kleinen Scheiben. Man braucht auch nicht die Torfkiepe zu sehen, die gerne so thut, als sei sie ein zusammengeduckter, schwarzer Zwerg. Es ist alles friedlich hinter dem Rücken, die freundliche alte braune Thüre verbirgt den Schlund der schwarzen, unheimlichen Nebenstube. Die gute Thüre hat Ähnlichkeit mit Frau Annchen, wie sie da vergnügt hinter dem Stuhl des Kleinsten steht und zusieht, was alle Kinder treiben. Sie giebt dem Lichtglanz soviel Fläche, und braun ist sie auch, und ihre Person steht gewissermaßen auch wie eine Scheidewand zwischen allerhand Schrecklichem, Dunklem und der warmen Behaglichkeit. Abends steckt sie ein Ölschwimmerchen an, damit die Stube unsere alte Kinderstube bleibt, und nicht zusammenschmilzt mit der schwarzen Nacht draußen; schreit eins der Kinder angstvoll im Schlafe auf, dann sagt sie eine ganze Litanei der Beruhigung her, und der Anblick ihrer Nachthaube stärkt den verwirrten, entsetzten Blick, dem sich Riesen und Ungeheuer und Mauern zeigten.

Und dann kommt es so, daß mich diese eifrige Beschäftigung und diese lachende, vollständige Behaglichkeit ungeduldig machen. Der kleine Bruder hat viele Male sein Haus aus Klötzchen mit seinen hellen, dicken Händchen wieder aufgebaut. Ja, das gelbe, das rote und das blaue Kind sind an den Bäumen vorbeigegangen und haben den Schatz von Perlketten und Kuchen und Spielzeug in der Hütte der Alten gefunden, aber da ist die Ferne hinter den Laden, es sind Geräusche in der Wirtschaftsstube unter den Dielen, sie ist dunkel und durchzogen von einem blutroten Nebel, fremde Menschen kamen und sind wieder fort . . . . .

Ich thue so, als wollte ich nur etwas aus dem gelben Schrank holen, aber auf Umwegen gerate ich an die braune Thür. Als gerade die Lina mit Theetassen hindurchgeht, schließe ich mich ihr an und gelange in die Küche. Da

Digitized by Google

liegen frische, kalte Kohlköpfe auf der Bank, es lodert im Herd und duftet nach Obst und Mehlspeise. Mir ist die Brust eng und heiß vor Unruhe und Lust zum Abenteuerlichen. Das ist hier alles nichts, was ich gebrauchen kann. Ich locke den gutmütigen, schwarzweißen Peter zu mir heran und nehme ihn auf den Arm; er soll mich trösten und stärken bei dem, was ich unternehmen will.

Im Hausflur führt die Treppe auf den Boden. Die Hauslampe verliert ihre Kraft sehr bald, da die Treppe einen Knick macht. Da oben hinauf in dieses dunstige, unsicher und matt erleuchtete Reich, bis hin zu den Schornsteinen zu gehen, allein bis dahin zu gehen, gilt als ein Abenteuer, und es ist auch eins, ein beinah überwältigendes. Nirgends ist die Dunkelheit so fest wie ein Stein, so erfüllt mit der Drohung: da geht es meilentief in Abgründe, oder so wallend wie Mäntel, die ein Sturm bewegt, oder von solch schrecklichen, roten Sonnen durchlöchert wie hinter den Schornsteinen. Ich klettere die Treppe mühselig mit meiner Last hinauf, mit möglichster Schonung für die Katze, damit sie nicht die Laune verliert. Und dann oben durch den traurigen, immer dünner werdenden Lichtschleier bis zu den Schornsteinen, die bleich und blind und leidend die letzte Wohlthat der Hauslampe auffangen. Ich zwinge mich dazu, ihre rauhe Fläche mit den Fingerspitzen anzurühren, und die Thränen treten mir in die Augen, als ich zu ihnen aufsehe. Und dann muß ich die Finsternis betrachten. Diesmal ist es stiller, schwarzer Sammet zu beiden Seiten, vielleicht nur ein Vorhang und dahinter . . . Er will etwas sagen, näher kommen. Ein Ruck wirft mich herum dem Lichtschein zu. Kalt greift es mir über den Kopf, und obgleich meine Schritte kurz und fest auf den Boden stoßen, glaube ich doch ein leises, gleichmäßiges, eindringliches Flüstern hinter mir zu hören. Die Treppe geht es holterdipolter herunter, auf der letzten Stufe bleibe ich zitternd und glühend sitzen. Die Katze ist mir mit einem quiekenden Miau entsprungen. Jemand kommt. Da locke ich sie zu mir und streichle sie eifrig. Sie windet sich glatt und behaglich an einem Herzen, das Triumph und Grausen wie im Galopp schlagen läßt.

Die neue Frauentracht und ihre Voraussetzungen.

Von

Elisabeth Möhring.

Nachdruck verboten.

Es ist wohl anzunehmen, daß die große Mehrheit der Frauen über die Grundprinzipien unterrichtet ist, die eine neue Konstruktion des Frauenkleides verlangen. Immerhin sei hier noch einmal bemerkt, daß diese interessante und kulturgeschichtlich wertvolle Bewegung aus einer edleren Auffassung der menschlichen Schönheit hervorgegangen ist, eben aus der Erkenntnis, daß die Schöpfung sich den Leib als Einheit dachte und ihn auch als Einheit gekleidet wissen will. Die Unkultur und Barbarei einer Reihe von Jahrhunderten haben den Frauenkörper dadurch, daß sie ihn an der empfindlichsten, weichsten Stelle, also unterhalb des Rippenkorbes, einschnürten und so die vornehme, klassische Linie unterbrachen, dermaßen zerstört, verzerrt und verkrüppelt, daß es schwer sein soll, einem absolut normalen zu begegnen. Paul Schultze-Naumburg tritt in seinem ausgezeichneten Buche „Kultur des weiblichen Körpers“ [1]) für diese Behauptung einen so unwiderlegbaren Wahrheitsbeweis an, daß selbst die gedankenloseste Frau, der dies Buch in die Hände fällt, sich entsetzen sollte. Es wäre überhaupt zu wünschen, dies Buch würde ein Allgemeingut der Frauen, und man erzöge die neue Generation zu dem Menschentum, das Schultze-Naumburg am Ziele seines Strebens sieht.

[1]) „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung.“ Eugen Diederichs, Leipzig.

Digitized by Google

Viele, die den Titel lesen, und denen Schultze-Naumburg ein Fremder ist, werden meinen, sie entdecken ein Geheimbuch der Schönheit. Ganz sicher — das ist es auch. Aber die, welche ein gewisses Vademecum der Kosmetik erwarten, werden nicht auf ihre Rechnung kommen; die verstehen das Wort „Kultur" eben gar nicht. Kultur ist die Pflege, die der Geist bestimmt. Der Verfasser bemerkt ziemlich am Anfang seines Werkes, daß die Seele unserer gesamten Gewandung eine andre werden müsse, indem die Frau von Grund auf zu einer neuen Erkenntnis der Schönheit des menschlichen Körpers erzogen werde. Und damit giebt er die Vorbedingung der merkwürdigen Erscheinung, daß wir in die Lage gekommen sind, eine neue Tracht zu konstruieren. Wohlverstanden, eine Tracht. Das kann aber nicht die Aufgabe einzelner sein, sondern es ist die Kulturarbeit einer ganzen Epoche; und die geistigen Eigentümer einer Generation werden durch sie offenbar.

Aber für uns ist die Zeit gekommen, mit dieser Arbeit zu beginnen, indem wir vor allem zur richtigen Anschauung unseres Körpers kommen und mit den irrigen Schönheitsbegriffen einer zu überwindenden Unkultur brechen. Daß wir hiermit in eine Art Kulturkampf treten, ist unzweifelhaft, aber da der Sinn des neuen Strebens ein gesunder und natürlicher ist, wird er über eine Tradition siegen, deren Widersinnigkeit selbst die anfangen einzusehen, die noch lange nicht im stande sind, mit ästhetisch empfindlichen Augen zu betrachten, und denen die sogenannte „Taille" noch ein Kardinalbegriff ihrer Erscheinung ist und fürs erste bleiben wird.

Schultze-Naumburg giebt sich auch keineswegs der Illusion hin, daß er von heute zu morgen den großen Durchschnitt der Frauen reif für das Prinzip der Reform macht, aber er hofft, daß die Suggestion dessen, was Mode ist, ihm helfen wird, und daß auf diese Weise auch der Geist des neuen Kleides allmählich der Masse näher gebracht wird.

Um aber praktische Wege zu gehen, nachdem er in seinem oben erwähnten tüchtigen Buch, und andre mit ihm, die theoretische Vorarbeit gethan hatte, die übrigens keineswegs ausschließlich in den letzten Jahren liegt, hatte dieser besondere Reformator der Frauengewandung im Berliner Hohenzollern-Kunstgewerbehaus eine Ausstellung ins Leben gerufen, die alle bislang gewonnenen Konstruktionsideen in praktischer Durchführung an Modellen veranschaulichte.

Die Schultern tragen die ganze Last der Kleidung, Rock und Taille resp. Bluse fallen fort — wenigstens in ihrem bisherigen Sinne. Die Ausstellung vergißt hierbei auch nicht einen Teil der Unterkleidung, deren Charakter naturgemäß ebenfalls ein andrer ist.

Daß nicht jedes ausgestellte Modell mustergiltig war, und daß das ganze Unternehmen noch nicht Umfang und Ende der Bestrebungen umfaßte, betonte Schultze-Naumburg besonders in seiner Eröffnungsrede, aber weil auch das mittelmäßigste und auch das unschönste Modell in irgend einer Weise an dem Ausbau des prinzipiellen Gedankens arbeitet, hat die Jury es zugelassen. Zu dieser gehörte außer dem Vorsitzenden noch Ludwig Bartning, die Gräfin Geldern-Egmont, die Chefredakteurin der „Modenwelt", Frl. Antonie Grosse, Frl. Helene Schwarz, Jeannie Watt, Hermann Hirschwald, der Besitzer des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses u. a. Einige der Namen werden im weiteren Publikum bekannt sein, und man wird also besondere Erwartungen an die Schönheit der ausgestellten Modelle knüpfen.

Beim Durchwandern der Ausstellung, zu der man übrigens erst gelangte, nachdem man sein Auge an den durchweg schönen Erzeugnissen des modernen Kunstgewerbes in den andern Räumen angeregt hatte, fielen zwei Typen in der Kleidung auf: das in Falten herabfließende Gewand, das den festlichen Gelegenheiten gehört, und das anschließende Kleid, wie es der Alltag und seine Pflicht verlangt. Von diesem letzten Typus zeigte die Ausstellung drei Arten der Ausgestaltung: das Kleid mit Bolero, das Kleid mit dem bis zu den Hüften reichenden Mieder, wie es noch die Frührenaissance kannte, und das Blusenkleid. Dieses letztere und das Kleid mit dem spanischen Jäckchen sagte dem Durchschnitt der Ausstellungsbesucherinnen am meisten zu. Und das erklärt sich aus der Gewohnheit oder doch aus dem herrschenden Geschmack. Bluse und Bolero sind der Mode entnommen, und obwohl man ihnen das neue

Digitized by Google

Prinzip sofort anmerkt, können sie gut den Übergang vom alten zum neuen Frauenkleid bilden. Es soll ja ohnehin der Mode nichts weiter geschehen, als daß sie von der Sünde gegen den heiligen Geist des Natürlichen, also des Schönen, befreit wird. Was sie Hübsches und Brauchbares ersinnt, kann ruhig übernommen werden, denn obwohl die neue Tracht jede Frau zur Ausprägung ihrer Individualität erziehen möchte, kann man sich doch nicht verhehlen, daß es immer eine Menge Frauen geben wird, deren Individualität herzlich kümmerlich ist, und die gut daran thun, sich auf die Mode zu stützen. Es waren natürlich unter den Ausstellern auch die ersten Modeateliers vertreten, z. B. das holländische von Mme. Anne de Broye. Das dürfte den zimperlichen, zagen Gemütern doch ein Beweis sein, daß sich Fachleute ernsthaft mit der Reform beschäftigen, und Damen, denen das liebe kleine „chic" über die großzügige Schönheit geht, könnten darin einen Herzenstrost finden. Es ist ja selbstverständlich, daß Laien, wenn sie zur Selbsthilfe gezwungen sind und sich eines Fachproblems annehmen, nicht das an anmutiger Ausführung erreichen, was Fachleute mit Hilfe ihrer Technik spielend gewinnen.

Im ganzen und großen hatte aber die Ausstellung jenes Gepräge, das Künstler geben. An sehr vielen Kleidern kam die Linie zu ihrem besonderen Ausdruck oder der Stil, an vielen frappierte die kunstgewerbliche Handarbeit, an vielen die Farbenwirkung, die auch nicht gerade von der Konfektion vorgesehen ist. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Kleider zu erwähnen und die, welche ihre Wirkung erdachten.

Einem Festkleid gebührt die Krone — einem wunderbaren Brautkleid von Paul Schultze-Naumburg. Ein vollkommen durchgeistigtes Gewand, dessen tiefe, keusche Falten ein schmales Gürtelband hält, das über den Hüften aus seiner losen Schlinge gleiten möchte. Ein alter Herr war ganz Andacht vor diesem Kleide. Und eine kleine, sehr dicke, aber exakt geschnürte Person, die keine Falte an sich duldete, es seien denn die unsichtbaren ihrer eingepferchten inneren Organe, bemerkte sehr laut und entrüstet zu ihrer Begleiterin: „So 'ne Schlumperei — geradezu 'ne Frechheit, was?" Die andre, die ein „Gelbstern" sein mochte, nickte mit schwermütigem Hohn von der Warte ihrer gefährdeten Schönheit. Ein paar andre von Schultze-Naumburg erdachte Kleider bauten das Motiv des bis zu den Hüften reichenden Mieders aus; unter diesen war auch ein sehr praktisches Reise- und Straßenkleid mit Jacke, dessen Abbildung sich, nebenbei bemerkt, auch in dem schon mehrfach erwähnten Buche „Die Kultur des weiblichen Körpers" befindet.

Dem ästhetischen Ziele des Strebens führten auch die Modelle der Gräfin Geldern-Egmont entgegen, aber die größere Anzahl der Frauen steht diesen noch mit verbundenen Augen gegenüber. Sehr hübsche, durch kunstgewerbliche Stickereien interessante Modelle hatte Else Oppler ausgestellt, und hierbei möchte ich auch das Kleid von M. von Brauchitsch und das aus grünem Ober- und weißem Unterkleid bestehende, reich mit Steinchen und Perlen bestickte Festgewand von Emy Friling erwähnen. Allgemeine Bewunderung erregte ein Hauskleid von Gertrud Witte, ein weißes Tuchkleid mit überaus reicher Applikation von Hermine Bartesch, das Pfauenaugenkleid von P. Winker, nach dem Entwurf von Joh Engel gearbeitet, ein fliederfarbenes Sammetkleid mit Spitzenkragen von Itty Löscher, Kostüme von Helene Schwarz, Frau Dr. Passenow, Helene Lang-Harz, Elisabeth Winterwerber und andern.

Es waren auch ganz einfache, ganz bürgerliche Haus- und auch einige Trauerkleider ausgestellt und Kleider zum kräftigen körperlichen Arbeiten, denn die Ausstellung diente allgemeinen Zwecken und allen Kreisen, aber nicht den Capricen extravagierender Geister. Darum irrt man sich auch, wenn man mit halbem Lächeln meint, es handle sich um eine Bewegung in Kunstkreisen, denen man a priori etwas Absurdität verzeiht.

Es handelt sich lediglich um hygienische, ästhetische und naturgemäß ethische Ziele, und die Reform der Frauentracht ist als Prinzipienfrage aufzufassen, die an alle Gesellschaftsschichten gerichtet ist, wenn auch zur Zeit ihre Lösung noch vorwiegend den ästhetisch Gebildeten vorbehalten bleibt.

Digitized by Google

Vom Tage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wer in die Annalen der Frauenbewegung nur große thatsächliche Errungenschaften eintragen will, wird am Schlusse des Jahres immer noch nur ein mageres Facit zu verzeichnen haben. Von den Grundforderungen, die seit den Vierziger Jahren auf der Tagesordnung stehen, sind erst wenige erfüllt; manche werden es noch in Jahrzehnten nicht sein. Aber Tag für Tag trägt in rastloser Arbeit das Seinige herzu, unmerkbar die Auffassung für die große Kulturbewegung unsrer Zeit zu wandeln; die bedeutsame Förderung, die das wachsende soziale Verständnis der Frauenbewegung gebracht hat, besteht darin, daß sie aus einer Bewegung, die man sich „mit einem kräftigen Achselzucken noch vom Halse halten" konnte, zu einer anerkannten Tagesfrage geworden ist.

In zwei Einzelfragen ist sie im Laufe der letzten Monate vor das große Publikum getreten: die Forderung der unbeschränkten Vereins- und Versammlungsfreiheit für die Frauen und die Forderung der Aufhebung des Paragraphen 361 6 des Strafgesetzbuchs.

Die Forderung eines freien Vereins- und Versammlungsrechts auch für die Frauen ist einem Nichtdeutschen etwas so Selbstverständliches, seine Versagung etwas so Unfaßbares, daß ich vor kurzem vergeblich versuchte, einer Ausländerin die bloße Thatsache glaubhaft zu machen. Die Zusammenstellung der Frauen mit Schülern, Lehrlingen und Idioten, die die meisten deutschen Gesetzgebungen beliebt haben, ist in der That ein so unglaubliches Stückchen Zopf, daß nur die Indolenz der Regierungen und Volksvertretungen es erklären kann, daß er dem deutschen Michel immer noch hinten hängt. Ob der energische Ruck, den er vor kurzem im Reichstag erfahren — natürlich vor fast leerem Hause — etwas nützen wird, ist nach den bisherigen Erfahrungen mehr als fraglich. Aber nichtsdestoweniger bleibt dem Toten, dessen Namen der diesmal wirklich angenommene Antrag trug, die betreffenden Petitionen der Frauenvereine in vollem Umfange der Regierung zur Berücksichtigung zu überweisen — Heinrich Rickert — der warme Dank der deutschen Frauen gewiß. Sie haben ihn dem Lebenden oft aussprechen dürfen. Mit nie versagender Teilnahme hat Rickert, seit er im parlamentarischen Leben stand, den Kampf der Frau um ihre bürgerliche Gleichstellung verfolgt; wo es irgend in seiner Macht stand, ist er kräftig für sie eingetreten, auch als noch „Heiterkeit" die landläufige Quittung für solches Eintreten war.

Daß die Forderung der Frauen auf Abschaffung von § 361 6 des Strafgesetzbuchs, der sie unter ein unerhörtes Ausnahmegesetz stellt und der Willkür der untergeordneten Polizeiorgane preisgiebt, dem öffentlichen Gedächtnis nicht entschwindet, dafür sorgen mehr noch als die Verhandlungen der Frauenvereine die stets wiederkehrenden unerhörten Mißgriffe der Polizei. In Altona sind kurz nach einander zwei

Digitized by Google

solche Mißgriffe begangen worden, die durch die Tagesblätter weite Verbreitung gefunden haben. Der Umstand, daß es sich dabei um wenig sympathische Persönlichkeiten handelt, ist völlig gleichgiltig. Es genügt, daß unter ähnlichen Umständen ein Mann niemals verhaftet worden wäre, daß für die Frau also ein andrer rechtlicher Maßstab gilt als für ihn, und zwar aus dem Grunde, weil die Frau unter Umständen ihm nicht die Gefährtin, sondern eine Ware ist, die er in hygienisch einwandfreiem Zustand zu erwerben wünscht. Eine schlimmere Degradation für die Frau ist nicht wohl denkbar, und die Forderung der Abschaffung des Paragraphen, der dies Unwesen sanktioniert, wird auf der Tagesordnung der Frauenvereine bleiben, bis er aus dem Strafgesetzbuch verschwunden ist.

In die Debatte über diese Mißgriffe sind nun neuerdings auch zwei Fälle hineingezogen worden, die nichts damit zu thun haben: die Verhaftung der Frau von Decker in Wiesbaden und die — nach ihrem eigenen Zeugnis selbstgewollte — Vorführung des Frl. Dr. Augspurg auf der Polizeiwache in Weimar. Die auf amtlicher Auskunft beruhenden Mitteilungen der Wiesbadener Blätter sowie die offizielle Erklärung des Oberbürgermeisters von Weimar lassen über den Grund der den beiden Damen zugestoßenen Unannehmlichkeiten keinen Zweifel: man hat sie ihrem Auftreten nach für Männer gehalten und sie darum dem Polizeilokal zugeführt bezw. um Auskunft über ihre Persönlichkeit ersucht. Wie sich dabei der betreffende Schutzmann benommen hat — es wird wohl kaum jemand den grundlosen Optimismus haben, bei einem deutschen Schutzmann übergroße Höflichkeit vorauszusetzen — ist eine Sache für sich. Die breite Erörterung über diese wie über andere Nebenfragen darf aber nicht vergessen machen, daß die beiden „Fälle" Wiesbaden und Weimar, die von der Presse vielfach als gute Faschingsstückchen angesehen werden, mit der tiefernsten Frage, die hinter der Forderung auf Abschaffung des § 361 6 steht, nicht das geringste zu thun haben. Frl. Dr. Augspurg mag in der Lage sein, Genugthuung zu fordern, aber auf Grund anderer Voraussetzungen. Bei dieser Auffassung müssen wir wenigstens bleiben, bis die offizielle, auf amtlich abgegebenen Aussagen beruhende Erklärung des Oberbürgermeisters von Weimar zurückgezogen oder widerlegt worden ist; zumal da die Bänkelsänger-Knittelverse, mit denen Frl. Augspurg ihren „Fall" in der „Frauenbewegung" vom 15. November verherrlicht, einen Maßstab für die Art geben, in der sie selbst ihn bewertet. Es ist dringend notwendig, gegen die unerhörten Überschreitungen der polizeilichen Amtsbefugnisse, wie sie vor kurzem im Reichstag zur Sprache gebracht wurden, energisch aufzutreten, aber in der gewaltsamen Subsummierung solcher Fälle wie Wiesbaden und Weimar unter jenen schwerwiegenden Paragraphen liegt eine Frivolität, die uns teuer zu stehen kommen, uns unsere ehrlichen Freunde kosten kann. Die deutsche Frauenbewegung wird daher wohl daran thun, wenn sie alle Verquickungen, alle künstlichen Konstruktionen dieser Fälle, wie sie in der Presse und in Versammlungen versucht worden sind und versucht werden mögen, entschieden zurückweist, will sie nicht erleben, daß man später auch den wirklichen Ernst nicht mehr ernst nimmt.

Digitized by Google

Bücher und Kunstblätter für den Weihnachtstisch.

„Dorfpredigten" von Gustav Frenssen. IV. Auflage. Göttingen 1902. (Preis 6,50 Mark.) „Es giebt viele Predigtsammlungen, die gelehrt sind, oder trocken nüchtern oder langatmig; aber wenige, in denen Gottes Wort und die tägliche Not und Freude der Menschen, miteinander vermengt, in raschen Gedankengängen und bunten Bildern dargeboten werden." Mit diesen Worten aus dem Vorwort zur ersten Auflage seiner Dorfpredigten sagt Frenssen, was er mit seinen Predigten gewollt hat. Und wie gut hat er das erreicht! Wie eindringlich und unmittelbar weiß er hineinzugreifen in das Erleben und Empfinden seiner Dorfleute, und mit welch schlichter Kraft weiß er das Wesen der Lehre, die er verkündet, auszuprägen in der Sprache, die wir Kinder der Gegenwart verstehen. Wir finden in den Dorfpredigten den Dichter wieder. In einer Fülle von starken, schönen und wundervoll treffenden Bildern, in der prächtigen Plastik und Einfachheit der Sprache, in der Fähigkeit, das Wirkliche zu sehen und auszusprechen, finden wir ihn. Und wie in seinen Romanen, so fließt auch hier das alles zusammen zu einem starken, zwingenden Stimmungszauber, in dessen Bann wir die Werte des Lebens reiner und leuchtender zu sehen meinen. Man kann Frenssens Predigten nur wünschen, was seinem Jörn Uhl schon gelungen ist, daß sie ein Volksbuch werden möchten.

„Im Zwischenland". Fünf Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen. Von Lou Andreas-Salomé. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. Stuttgart und Berlin 1902. (Preis 3,50 Mark.) Lou Andreas hat in „Ruth" gezeigt, in welch hohem Maße sie das Problem, das ihr neuer Novellenband sich stellt, beherrscht. Es giebt wohl niemanden in unserer Litteratur, der in das „Zwischenland" so tief hineingeschaut hat, wie sie, und der dies Ineinanderklingen aus dem versinkenden Kinderland und dem aufsteigenden Frauentum so wiederzugeben und zu deuten weiß. Jede der fünf Geschichten schildert ein Ereignis in dem Leben eines Kindes, das wie ein Scheinwerfer mit einem grellen Lichtstreifen das Dämmer über dem Vergangenen und dem Zukünftigen zerreißt. Erschreckt und betäubt schaut seine Seele hinaus in die neue Welt, die den andern so vertraut ist, und der sie doch so hilflos gegenübersteht. Und immer ist schmerzliche Enttäuschung, das Gefühl, daß etwas wunderbar Zartes und Helles unwiederbringlich entgleitet, das einzig Bewußte in der Verwirrung von Fliehen und Suchen, von Ahnen und blindem Tasten, in der das Kind in das neue Land hineinschreitet, hineingezogen wird. Ein Schmerz, gegen den die kleine Musja in der ersten Geschichte sich behaupten, sich wiedergewinnen kann, weil ein freundliches Schicksal ihr einen sicheren Standort giebt in dem neuen Leben, sie „wie auf eine sichere Planke rettet in eine kleine Herzensgüte". Es ist nicht möglich, die besondere Art des Erebnisses in den einzelnen Geschichten auf einen kurzen Ausdruck zu bringen, dazu ist jede einzelne Fassung des Problems zu reich und fein und vielgestaltig — auch zu weit in das Gebiet der Reflexion hineingesponnen. Das mag vielleicht rein künstlerisch ein Fehler sein, rein psychologisch liegt darin ein Reiz, der Lou Andreas wie kaum einem andern unserer Schriftsteller eigen ist.

„Novellen vom Gardasee" von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H. 1902. (Preis 4,50 M.) Der Meister der Erzähltechnik vermittelt auch in diesem Bande wieder den Genuß einer mit durchaus reinen, zurückhaltenden, feinen Mitteln wirkenden Kunst, die bei vornehmer Prätensionslosigkeit doch so intensiv fesselt und so fraglos entzückt. Entzückt durch die schöne, kräftige Plastik der Situationen, die leichte Anmut in der Art ihrer Verknüpfung und Verflechtung, die sichere Gewandtheit der Charakteristik. Vor allem aber auch durch die Art und Weise, wie eine Reihe bescheidenster, anspruchslosester Motive sich in seiner Hand zum leichten Kunstwerk gestalten. Paul Heyse zeigt sich auch in diesen Novellen — die vierte von ihnen „Entsagende Liebe" sei in dieser Hinsicht besonders hervorgehoben — als ein Meister der Komposition. Wer sich von dem bewegten Schauplatz der modernen Problemdebatten einmal in ein Land ruhiger, klarer Formen, ernster oder heiterer, immer aber ausgeglichener Schönheit sehnt, der wähle Heyse zum Führer.

Digitized by Google

„John Ruskin und sein Werk". Puritaner, Künstler, Kritiker. Erste Reihe. Essays von Charlotte Broicher. (Preis brosch. 5 M., geb. 6 M.) John Ruskin: **„Moderne Maler"** Bd. I, II. Im Auszug übersetzt und zusammengefaßt von Charlotte Broicher. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902. (Preis brosch. 5 M., geb. 6 M.) Zugleich mit dem vorliegenden 11. und 12. Bande der ausgezeichneten deutschen Ruskin-Ausgabe, die der Diederichssche Verlag in der bekannten schönen, durchgeistigten Ausstattung unternommen hat, erscheint eine Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines Werkes durch eine Reihe von Essays. Die ersten von ihnen schildern zuerst seine allgemeine Entwicklung, dann aber vor allem seine Beziehungen zur Kunst in ihrer Bestimmtheit durch seine religiöse und philosophische Gedankenwelt. Eine feine, auf umfassende und genaue Studien gestützte Analyse, die bei sorgfältiger Berücksichtigung des Vielen und Einzelnen doch das Ganze und Wesentliche nie aus dem Auge verliert, interpretiert diesen Entwicklungsgang. Hell und deutlich treten die psychischen Voraussetzungen von Ruskins Werden hervor: eine unbegrenzte Eindrucksfähigkeit, dabei ein durchaus sicheres Gefühl des ihm Gemäßen, und eine erst dunkel empfundene, dann immer klarer sich bestimmende Ahnung von der Ganzheit und Einheit der Kraft, durch die der Mensch über sich selbst hinausgehoben wird, eine Ahnung, die, zur Gewißheit geworden, eben jenen einen lebendigen Strom in alle die verschiedenen Schaffensgebiete seiner Persönlichkeit hineinfluten ließ. „Schönheit als Ausdruck innerer Daseinsgesetze", in dem Satz liegt die geniale Zusammenfassung der religiösen und künstlerischen Richtung menschlicher Andacht, die in Ruskin's Gedankenwelt das Bestimmende ist.

Zu dem, was die Essays über Ruskin's Bedeutung für die Kunstanschauungen der Gegenwart objektiv bieten, sind die gleichzeitig veröffentlichten, verständnisvoll zusammengestellten Auszüge aus den „Modernen Malern" eine vorzügliche Grundlage. Die beiden Bände werden allen Gebildeten, denen es um ein ernstes Eindringen in das Wesen der modernen Kunstbetrachtung zu thun ist, ein außerordentlich wertvolles Mittel dazu sein.

„Weltgift". Roman von Peter Rosegger. Leipzig. Verlag von L. Staackmann. 1903. (Preis 4 Mark geb. 5 Mark.) „Und auch uns hat dieses Schicksal gezeigt, daß ein Mensch, dessen Seele von Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll" Mit diesem Schluß kennzeichnet Peter Rosegger selbst seinen neuesten Roman als eine Tendenzdichtung. Der Held ist der Millionärssohn, der in der schwülen Atmosphäre von schwindelnden Spekulationen und unglaublichen Gewinnen, von schrankenlosen Genüssen und innerer Zielloſigkeit aufgewachsen ist. In dem Ekel vor dem Leben, den er früh davongetragen hat, mischt sich eine unklare Sehnsucht nach etwas anderem, Reinerem. So macht er sich denn vom Vater frei und will „zur Natur zurück". Aber dies Wollen ist krank und unwahr, es findet Genüge in der Pose und führt nicht zur Arbeit. So wird das „neue Leben", das er begonnen hat, nur ein kläglicher Abstieg. Für ihn ist es zu spät zur Heilung; er trägt nur „Weltgift" unter die gesunden Menschen, die es noch nicht kennen. Was an guter, edler Sehnsucht in seinem Versuch war, das hat der Dichter zum Ausdruck gebracht in der Liebe des Helden zu dem reinen ungebrochenen Naturkinde, dem „Sabin", der am besten gelungenen Gestalt des Romans. — Rosegger hat in seinen Hauptwerken von Anfang an Weltanschauungsprobleme gestaltet, von da zur Tendenzdichtung ist der Schritt nicht groß in einer Zeit, die mehr als eine andere ihre Weltanschauung in das praktische Leben hineinführt, in der Struktur der Gesellschaft verkörpert sehen will. Rosegger hat diesen Schritt gethan — ob zum Segen für die künstlerische Reinheit und Unbefangenheit seiner Charakterzeichnung, ist die Frage. Immerhin wird man auch in diesem Buch seine dichterische Individualität in einer Reihe von reizvollen neuen Spiegelungen wiederfinden, und sie ist stark genug, um auch da zu fesseln, wo man dem objektiven Gehalt des Romans nicht zustimmen kann.

„Doktor Duttmüller und sein Freund". Eine Geschichte aus der Gegenwart. Von Fritz Anders. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow (Preis fein geb. 7 Mark.) Anders gehört zu den seltenen Schriftstellern, denen auch in „Geschichten aus der Gegenwart" der Humor nicht ausgeht. Wenn er dabei mit etwas souveräner Dichterlaune über seine Figuren verfügt, selig macht und verdammt, je nach Verdienst, so nimmt man ihm das nicht weiter übel, denn man ist gut unterhalten. Eine gründliche Kenntnis des modernen Lebens in seinen großen Zügen, eine gründliche technische Kenntnis auf allen möglichen Spezialgebieten giebt ihm eine wohlthuende Sicherheit in der Zeichnung seines Operationsfeldes. Der Apparat einer Bergwerksgründung, der den Mittelpunkt der vorliegenden Erzählung bildet, wird mit derselben fachmännischen Korrektheit gehandhabt, wie der medizinische Apparat um Herrn Dr. Duttmüller. Die Nebenfiguren der Erzählung, köstliche Kleinstädter, dürften in ihrer typischen Beschränktheit und Selbstzufriedenheit vielen Lesern Erinnerungen wecken.

Digitized by Google

„Hüter der Schwelle“. Roman von Frieda Freiin von Bülow. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner 1902. Frieda von Bülows Romane werden einmal ein starkes kulturgeschichtliches Interesse haben. Sie zeichnet mit einer Schärfe und Treue, die nur persönlichstes Verwachsensein mit diesem Milieu geben kann, Typen aus dem mitteldeutschen Adel, und sie stellt diese Typen in das Licht einer Kulturbetrachtung, der die historischen Aufgaben des Adels, wenigstens in dem alten, von seinen Vertretern selbst noch vielfach festgehaltenen Sinn, erledigt scheinen. Als „Abendkinder“ treten sie auf, als Hüter der Schwelle zu einem Heiligtum, vor dem die Gegenwart sich nicht mehr beugt. In der Heldin des Romans wird der Konflikt zwischen dem Schönen und Edeln der versinkenden Ideale auf der einen und ihrer Enge und Entwicklungsfeindlichkeit auf der andern Seite zum persönlichen Erlebnis. In ihrem Schicksal wird den Hütern der Schwelle das Urteil gesprochen. — Frieda von Bülows Roman ist aber durchaus nicht in unkünstlerischem Sinn Tendenzdichtung. Ganz im Gegenteil hebt eine ihr ganz besonders eigene vornehme Darstellungsweise von überlegener Objektivität und feiner Abtönung der Farben ihn ganz aus diesem Gebiet heraus. Ein ebenso großer Vorzug ist die Klarheit und Reinheit der Figurenzeichnung und die Formschönheit der Sprache. Auch wenn einmal eine Linie der Charakteristik als nicht ganz organisch frappiert, — verwischt und unklar bleibt kein Zug, ebenso wie die Sprache ganz frei ist von den Nachlässigkeiten und Willkürlichkeiten, die eine deplacierte moderne Übertragung des Impressionsstils in die Dichtung so häufig zur Folge hat.

„Der Borreturm“ von K. G. Bröndsted, autorisierte Übersetzung von Pauline Klaiber (fein geb. 6 Mark). **„Niels Glambäk“,** Erzählung von K. G. Bröndsted, deutsche Originalausgabe. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. (Preis fein geb. 4,50 Mark.) Unter den vielen Romanen, die sich die psychologische Darstellung eines Entwicklungsganges zur Aufgabe machen, herrschen im Augenblick die Erzählungen mit Heldinnen so stark vor, daß Bröndsted als eine Ausnahme bezeichnet werden muß. Wie in dem früher bereits besprochenen Roman „Freiheit“, handelt es sich auch in den vorliegenden beiden Bänden um den Entwicklungsgang von Männern, denen allerdings freundliche, aber etwas schematisch gehaltene Frauengestalten gesellt werden. Auf diese Männer selbst würde dieser Ausdruck in keiner Weise zutreffen. Der Verfasser zeigt im Gegenteil eine starke Fähigkeit der Individualisierung in der Zeichnung seines Jakob Erlandsen und seines Niels Glambäk. Seine stärkste Liebe gehört dem ersteren, dem self made man, der sich mit eiserner Kraft seinen Weg bahnt, der niemand zu Dank verpflichtet sein mag, seine Irrtümer stolz eingesteht und den Plan, das alte Hvide-Geschlecht wieder aufzurichten, wenn auch nicht in der geplanten, phantastischen Weise, sondern auf gesundem, realem Boden, allen Hindernissen zum Trotz glücklich durchsetzt.

Von ganz anderm Schrot und Korn ist Niels Glambäk, der innerlich aristokratische Mischling aus rotem und blauem Blut. Ihn scheint der Dichter sanft geleiten zu wollen in ein Wohlleben, ohne daß es der Einsetzung eigener Arbeit bedürfte. Da wirft ihn ein mit ungewöhnlicher Romantik ausgestatteter Zufall in sein Nichts zurück, und er wird jetzt erst vor den Zwang gestellt, zu erwerben, um zu besitzen.

Beide Bücher erscheinen in der bekannten vornehmen Ausstattung des Grunowschen Verlags.

„Die Sonne des Siljethals. Pilt Ola“. Zwei Erzählungen von Magdalene Thoresen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. (Preis fein gebunden 6 Mark.) Magdalene Thoresen gehört zu den Erzählerinnen, die ihrer Wirkung sicher sind. Sie giebt nur wieder, was sie beherrscht: Menschenschicksal auf dem großen Hintergrund ihrer nordischen Heimat. Alle Vorzüge, die ihre Erzählungen von „einsamen Küsten“, die „Signes Geschichte“ kennzeichnen, finden sich auch in der „Sonne des Siljethals“ wieder. Die kleinere Erzählung „Pilt Ola“ ist die mit sicheren Strichen gezeichnete Charakterstudie eines Menschen, „der sozusagen sich niemals zu Hause getroffen und der, so oft seine Seele auch angeklopft und eine Aussprache unter vier Augen verlangt hatte, wegen der langen Abrechnung, noch immer so viel mit den hundert Nichtigkeiten des Lebens zu thun gehabt hatte, daß die Gläubigerin notwendig ein andermal wiederkommen mußte.“ Die Liebe eines braven Mädchens bleibt dem unsteten Menschen, den sie „Pilt Ola“, Ola das Kind nennen; aber erst dem Toten zieht sie das Bräutigamsgewand an, und folgt ihm im Tode, dem sie im Leben nicht folgen konnte.

„Das Schicksal der Ulla Fangel“ von Karin Michaelis. Deutsche Originalausgabe besorgt von Mathilde Mann. Axel Juncker Verlag, Berlin und Stuttgart. 1903. (Preis 3 Mark, geb. 4 Mark) Karin Michaelis vereinigt einen starken Wirklichkeitssinn mit einem zarten, fast nervösen Erfassen des Seelischen. Die Geschichte der kleinen Ulla Fangel ist voll von der rührenden Schönheit, die ihre kleine, kürzlich erschienene Studie „Das Kind“ kennzeichnet. Ein Kind ist auch hier die Heldin,

Digitized by Google

ein Kind, das ein alternder Mann zum Weibe macht, während es noch mit allen Kräften seines Wesens fest im Kinderlande wurzelt, und das unter der Gewalt, die an ihm geübt wird, zerbricht. In der Wiedergabe der fast pathologischen körperlichen und seelischen Sensitivität dieses Kindes zeigt die Dichterin denselben Reichtum der Erfindung, dieselbe feine Nüancierung der Stimmung wie in der ersten Studie. Die Psychologie des Hilflosen, als dessen Interpreten par excellence wir Maeterlinck in seiner ersten Epoche bewundern, ist auch bei Karin Michaelis zu seltener Feinheit durchgebildet, und die Kunst, dies schmerzvolle, stille Unterliegen des Schwachen in seiner ganzen Tragik wiederzugeben, beherrscht sie in hervorragendem Maße. Und doch möchte man der Dichterin von Ulla Fangel wünschen, daß sie nun einmal sich eine größere Aufgabe stellte, denn leise kündigt sich in der Ulla Fangel eine Gefahr an, der ihre Eigenart leicht erliegen könnte. Sie steht dicht an der feinen Grenze, an der die psychische Zartheit der Charakteristik zu unruhiger Nervosität wird, an der die innere Bewegtheit die künstlerische Ruhe des Ganzen peinlich stört. Möchte sie die nicht überschreiten.

„Geschichte der englischen Malerei" von Richard Muther. Berlin 1903. S. Fischer Verlag. (Preis geh. 12,50 Mark, geb. 14,50 Mark.) Richard Muther zeigt sich in seinem neuen, glänzend geschriebenen Buch als der geistvolle Aesthetiker, der viel- und weitbewanderte Kunsthistoriker mit der bewundernswert leichten Anpassungsfähigkeit, als den wir ihn in Essays und größeren Werken schon kennen. Es möchte kaum einer von unsern modernen Kunsthistorikern so prädestiniert sein, dem gebildeten Laien zum Führer zu werden. Seine Geschichte der englischen Malerei frappiert durch die Eleganz der Zusammenfassung und des Aufbaus, durch den flimmernden Reichtum, die fascinierenden Pointen des Stils, durch die knappe Sicherheit der Individualisierung in der Zeichnung. Eine außerordentliche Fülle von Gesehenem und Verarbeitetem steht ihm in jedem Augenblick zur Verfügung und tritt überall in zwanglose, zuweilen außerordentlich instruktive Beziehungen zu dem Gegenstand, den er gerade behandelt. Er orientiert sich in jedem Augenblick an dem großen Ganzen menschlichen Kunstschaffens und gewinnt dadurch Maßstäbe und Gesichtspunkte. Seine besondere Kraft liegt in dem Entwurf der Silhouetten von Einzelpersönlichkeiten. Hogarth, Reynolds und Gainsborough, Landseer, Füßli, der große Bezwinger des Lichts und der Luft: Joseph Turner, die Praerafaeliten Madox Brown und Holman Hunt, Millais und Rossetti, Watts und Burne-Jones und die jungen Farbenromantiker von Glasgow, sie heben sich alle klar und markant von dem Hintergrund der künstlerischen, sozialen, geistigen Welt, in der sie stehen. Anschaulichkeit ist das durchgehende Kennzeichen der Darstellung. Auch wo es sich um Prinzipien und Theorieen handelt, ist die Wiedergabe voll Leben und Farben. Eben das nimmt dem Buch so ganz und gar den lehrhaften Charakter. Es ist selbst ein Kunstwerk voll lebendiger, sinnlicher Frische. Diese seine Wirkung wird durch eine Fülle gut ausgewählter Reproduktionen (154 Abbildungen) bedeutender oder interessanter, in Deutschland noch wenig bekannter englischer Bildwerke in vollkommenster Weise unterstützt.

„Friedrich Spielhagens Romane." Neue Folge. Wohlfeile Volksausgabe (vollständig in 50 Lieferungen à 35 Pf.) Verlag C. Staackmann, Leipzig. Die letzten Werke Spielhagens, die Romane „Sonntagskind", „Zum Zeitvertreib", „Susi" ꝛc. will der Staackmannsche Verlag in dankenswerter Weise durch eine Volksausgabe in Lieferungen einem breiteren Publikum zugänglich machen. Die Ausgabe beginnt mit dem Roman „Sonntagskind". Spielhagens Romane, die wie wenig andre die großen Kämpfe der Gegenwart um soziale und geistige Ideale wiedergeben, verdienen es zweifellos, dem deutschen Volke als Denkmäler seiner kulturellen Entwicklung in jeder Weise nahegebracht zu werden. Wir können dem Unternehmen daher nur gutes Gelingen wünschen.

„Kunstgeschichte im Grundriß", kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von Magdalene von Broecker V. Auflage, herausgegeben von R. Bürkner, Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht 1902. Die fünfte Auflage des vorliegenden Werkchens der begabten, — leider vor einem Jahr verstorbenen — Verfasserin ist der beste Beweis für seine ausgezeichnete Brauchbarkeit. Sie besteht in der Klarheit und Gediegenheit des Textes sowohl als in der verständnisvollen Auswahl und guten Ausführung der Bilder. Das Buch ist immer wieder aufs wärmste zu empfehlen.

„Die Lieder des Mirza-Schaffy." Mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt erscheinen in 161. Auflage (241. bis 250. Tausend in reizend ausgestatteter Schmalformat-Ausgabe in A. von Deckers Verlag, Berlin SW. 19, Preis in Satin leinen mit Goldschnitt 3 Mark, in Leder mit Goldschnitt 4,50 Mark). Eine Empfehlung hinzuzufügen, erscheint überflüssig. Der gleiche Verlag bietet den 42. Jahrgang seines **„Damenkalenders"** mit dem Bildnis des Prinzen Adalbert von Preußen und allerlei praktischen und angenehmen Beigaben in der bekannten eleganten Ausstattung.

Digitized by Google

Waimorgen. Von Otto Fikentscher.
Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Krabbenfischer. Von Karl Otto Matthaei.
R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Wenn es sich um die Frage des **künstlerischen Wandschmuckes** handelt, so ist in erster Linie wieder auf das Unternehmen der beiden Leipziger Firmen B. G. Teubner und R. Voigtländer hinzuweisen, das in diesem Jahr eine schöne Erweiterung und Bereicherung erfahren hat. Bekanntlich ist durch die „Künstlersteinzeichnung" das Mittel gefunden worden, unsere große, echte Kunst nicht in mechanisch angefertigten Nachbildungen, sondern in Originalen zu verbreiten. Der Künstler selbst führt die Zeichnung auf dem Stein und die Farbenplatten aus und überwacht bis zum letzten Imprimatur den Druck. Wir besitzen in den Lithographieen also die Eigenart des Künstlers selbst, er spricht direkt zu uns, nicht durch das abschwächende oder verzerrende Medium eines unebenbürtigen Nachbildners. Damit ist dann auch erst die Farbe in vollem Umfang für den billigen künstlerischen Wandschmuck gewonnen. Daß die Herzhaftigkeit dieser neuen Gaben zuerst für die an flache Süßlichkeit gewöhnten Augen des breiten Publikums etwas Verblüffendes und Erschreckendes hatte, ist kein Wunder. Ihres schließlichen Sieges sind aber die Künstlersteinzeichnungen gewiß, so sicher, wie überhaupt das Gute, Gesunde und Starke seines Erfolges und seiner Macht.

Von den großen, neuen Blättern, die im Verlage von Teubner erschienen sind, erwähnen wir die mächtige Schwarzwaldtanne von Walter Conz (Pr. 6 M.), die in der kühnen Komposition, den leuchtenden Farben, den charaktervollen Linien das Kraftvolle, Freie, Königlich-Schirmende des gewaltigen Naturkindes zu prächtigem Ausdruck bringt. Dann eine innige, von echter Weihnachtspoesie durchleuchtete heilige Nacht von Kuithan (Preis 5 M.) mit schönen, fein durchgearbeiteten Lichtwirkungen, und ein vornehm aufgefaßtes, markiges Bild Kaiser Wilhelm II. von Arthur Kampf (Pr. 3 M.)

Pappeln im Sturm. Von Gust. Kampmann.
R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Um auch dem häufig geäußerten Bedürfnis nach kleineren Blättern entgegenzukommen, haben nun beide Firmen je 10 Blätter im Format von 41 × 30 cm (ohne Papierrand) herstellen lassen, die dem neuen Ver-

Christmarkt. Von Karl Biese.
Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

fahren ein ganz besonders glänzendes Zeugnis ausstellen. Von beiden Firmen sind für diese 10 Blätter (Pr. à 2,50 M.) schöne, gediegen gearbeitete Leinwandmappen mit farbigem Aufdruck nach einem Entwurf von Ivo Puhonny hergestellt worden. (Pr. der Mappe mit 10 Blättern 28 M.) In einer solchen Mappe besitzt man ein lebendiges Stück von dem großen Kunstschaffen der Gegenwart. Nur einiges sei genannt. In den feinen, kalten Farbenharmonieen seines „Einsamen Hofs" und in dem abendrotdurchleuchteten Nebeldämmer seines „Christmarkts" lernen wir Karl Biese kennen, in den zart-frischen Tönen und der zierlichen Formgebung seines „Maimorgen" zeigt Otto Fikentscher sein lichtfrohes, feinfühliges Künstlerempfinden, Max Lieber läßt das Heiderot mit den kalten Tönen der sinkenden Herbstdämmerung kämpfen, und Hans von Volkmann giebt in den „Abendwolken" und dem „Frühling auf der Weide" Farben- und Liniendichtungen von eigenartiger Stimmungskraft.

Ebenso Gutes enthält die von der Firma R Voigtländer gebotene Mappe. Die Stahlfärbungen des Wattenmeers auf dem Bilde von K. O. Matthaei, die in Erfindung und Farbe gleich geistvoll zum Ausdruck gebrachte Fernenstimmung in Hermann Daurs: Auf einsamer Höhe, Hans von Volkmanns lustige Gänsewiese und der eigentümliche Licht- und Bewegungsreiz seines „Taubenflugs", der sich mit weiß aufleuchtendem Gefieder senkrecht aus dunklem Gewitterhimmel herabläßt — das sind nur einzelne der vielen Schönheiten, die in der Mappe geboten werden.

Möchte das Gesagte genügen, um dem Unternehmen, das eine kunsterzieherische, und damit zugleich eine soziale That ersten Ranges ist, die Gleichgiltigkeit im Publikum besiegen und einen immer größeren Kreis von Freunden gewinnen zu helfen.

Ein Unternehmen von ähnlicher Bedeutung, wie die Künstlersteinzeichnungen von Voigtländer-Teubner sind die **„Zeitgenössischen Kunstblätter"**, die im Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig, erscheinen. Gerade für Weihnachtsgeschenke darf auf diese Sammlung besonders hingewiesen werden, da eine neue Serie von Blättern zum Schmuck der Kinderstube ganz besonders ausgewählt ist. Es seien hier nur die köstlichen sieben Schwaben von Hans Thoma, ein Knecht Ruprecht von Franz Hein, ein prächtiges Storchbild von Otto Fikentscher genannt. Heinrich Vogeler-Worpswede hat mit seinem „Hänsel und Gretel" den Waldmärchen-Zauber des Knusperhäuschens in kräftigen Farben wiederzugeben gewußt. Außerordentlich fesselnd in Farbe und Erfindung ist der „Froschkönig" von Ubbelohde, der auch mit einem Hühnerbild von prächtigem Humor in der Sammlung vertreten ist. Hans von Volkmann und Kuithan haben spielende Kinder beigetragen. — Der wundervolle „Säemann" von Hans Thoma, eine Reihe feiner, bisher noch unveröffentlichter italienischer Landschaften von ihm, ein paar kraftvoll-eigenartige Einsiedlerbilder von Mathäus Schiestl seien nur als Beweis für die Vielseitigkeit und Vornehmheit der Sammlung angeführt. Die Reproduktion ist eine ganz ausgezeichnete, das Format so, daß die Blätter bequem sowohl in der Mappe betrachtet, als auch als Zimmerschmuck aufgestellt oder aufgehängt werden können. Der Preis beträgt für das Blatt 2 Mark.

Da von den bisher genannten Sammlungen die Werke bereits verstorbener Meister ausgeschlossen sind, so bleibt die Aufgabe, **frühere Meister in wohlfeilen, farbigen Reproduktionen** zugänglich zu machen, noch ungelöst. Sie ist naturgemäß die schwierigere. Einen dankeswerten Versuch in der Richtung hat der rühmlichst bekannte Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth gemacht. Die uns vorliegenden Bilder nach dem „Hjörringfjord" von Normann, dem bekannten „Napoleon I. in Fontainebleau" von Delaroche, und „Friedrich der Große nach der Schlacht von Kollin" zeigen, wie auch hier die Technik fortschreitet. Auch dies Unternehmen dürfte daher für die Verbreitung unserer Kunst in weiteren Kreisen dankbar zu begrüßen sein.

In der Teuerdanksammlung (**Teuerdank,** Fahrten und Träume deutscher Maler, Verlag von Fischer und Franke, Berlin W., Preis pro Heft 2,00 bis 2,50 Mark, im Abonnement 1,50 Mark) sind drei neue interessante Hefte erschienen: „Vom Weibe" von Alois Kolb, „Roß und Reiter in Sage und Legende" von Müller-Münster, „Bilder zum zweiten Teil des Faust" von Franz Stassen. Aus jedem der drei Hefte spricht eigener Wille und volle, starke Schaffenskraft. Mit feiner Empfindung hat Müller-Münster die stille Kraft, die herbe Klarheit der Legendenmotive, die er behandelt, wiederzugeben verstanden. Da zeigt das Titelblatt in schönen, kühlen Farbenharmonien den fahrenden Ritter, dessen gradlinige Umrisse das Archaische seiner Erscheinung glücklich zum Ausdruck bringen, an Schwind erinnern die langen fließenden Linien der Märchenprinzessin, herzhaft spricht die starke Innigkeit niederdeutscher Winterpoesie aus dem St. Niklas, der in die beschneite Stadt einreitet. Überall ist die Aufgabe des Motivs „Roß und Reiter" interessant gelöst. In fromm gebändigter Feindseligkeit steht das Pferd des betenden Ritters

Digitized by Google

St. Georg über dem Drachenleibe, in verräterischer Gier reckt das Roß des grausam verschwiegenen apokalyptischen Reiters witternd den Hals über das Totenfeld, in kühn hingefegten grotesken Linien sind Roß und Reiter eins im stürmenden Flug der wilden Jagd und des Wolkenritts der Walküren. Das ist Müller-Münster. Schwerer und tiefer sind die Träume von Alois Kolb: am packendsten die Mutter, die im Löwenkerker neben der zähnefletschenden Bestie und der wilden Todesangst der andern still den Säugling an die Brust legt. Franz Stassen hat versucht, mit dem Geist Goethes zu ringen. Und seine gedankenvollen Bilder zeigen, daß dieser Geist ihn gesegnet hat. Es ist außerordentlich reizvoll, zu sehen, wie ein starker „Moderner" in die geheimnisvolle Verschwiegenheit des Goetheschen Altersstils einzudringen und zu enträtseln sucht, was der Meister geschaut hat.

Der Teuerdank bietet dem deutschen Volk einen Trunk von herbem, eigenem Duft. Möchte es durch das Starke und Echte, das seine Künstler ihm geben, selbst stark und echt werden.

„Das Museum". Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Stuttgart und Berlin. (Preis pro Lieferung 1 Mark.) Das Museum entspricht dem Zweck, den es sich gestellt hat, in ausgezeichneter Weise. Wer sowohl die Erscheinungen zeitgenössischer Kunst an der Hand eines zuverlässigen Führers verfolgen, als auch vor allem die Vergangenheit und ihre Schätze verstehen und genießen lernen will, der wird in den kurzen textlichen Beiträgen — an denen unsere ersten Kunsthistoriker mitarbeiten — und in den immer interessant ausgewählten und ausgezeichnet ausgeführten Reproduktionen die beste Gelegenheit dazu finden. In seinen Einzelbeiträgen ist das „Museum" an dieser Stelle bereits wiederholt gewürdigt worden, so daß hier ein allgemeiner Hinweis auf seinen Wert genügen dürfte.

„Ringendes Leben." Dichtungen von Felix von Fuchs-Nordhoff. Hamburg, Alfred Janssen, (Preis brosch. 2 Mark, geb. 3 Mark). „Gelebt und gelitten," das ist das eigentliche Thema des Buchs.

„Durch die Nebel, die im Felde schweben,
Sehe tastend ich mein junges Leben
Wandern seiner großen Sehnsucht nach."

das ist sein Grundton. Nicht immer ist es gelungen, ihn in künstlerischer Reinheit herauszubringen; oft hören wir nur den Schrei der gequälten Menschenseele, der es nicht gegeben ist, zufrieden „die Gegenwart zu genießen." Jedenfalls ist hier eine Talentprobe gegeben, die auf die Kraft hoffen läßt, zu voller Kunst durchzudringen.

„Ich liebe dich." Gedichte von Wilhelm Lobsien. Mit Buchschmuck von Theodor Herrmann. Bremen, Karl Schünemann. Für das alte und doch ewig neue Thema hat hier ein Berufener eigenartige Töne gefunden. Aber es ist nicht nur die eine Liebe, die er kennt und nennt: sein Herz hängt mit treuen Fäden an Heimat und Kindheit, an der Mutter mit der „alten, lieben Hand, von schwerer Arbeit hart," am Meer, an engen Gassen, und weil seine Liebe echt ist, hat er auch echte Töne dafür gefunden.

„Unsere Carlotta". Erzählung von Isolde Kurz. Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig 1902. Die vorliegende kleine Erzählung stellt sich den „italienischen Erzählungen" und den „Florentiner Novellen" in der Reife und Kraft des Künstlertums ebenbürtig an die Seite. Bei der Isolde Kurz eigenen gelassenen Eindringlichkeit und ruhigen Plastik ist das Motiv für sie ganz besonders geeignet: in der Zeichnung eines starken, in der elementaren, instinktmäßigen Sicherheit seines Wesens ungebrochenen Weibes zeigt Isolde Kurz die beste Seite ihrer Kraft. Die kleine Novelle, in der Technik der Erzählung an Konrad Ferdinand Meyer erinnernd, aber in ihrer künstlerischen Durchbildung durchaus eigenwüchsig, gehört zu dem Besten, was die Gegenwart auf diesem Gebiet leistet.

„Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache," durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Vom Dichter autorisiert. Berlin S., Fischer Verlag. 9 Bände. (Preis pro Band geh. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.) Wir machen darauf aufmerksam, daß die ausgezeichnete Ausgabe, die gelegentlich des 70. Geburtstags Ibsens begonnen wurde, nunmehr vollendet vorliegt. Sie hat alles gehalten, was sie versprach, und bietet einen außerordentlich wertvollen Beitrag zu der deutschen Bibliothek derjenigen Werke der Weltlitteratur, die „jeder gelesen haben muß".

„Macterlinck. Gesammelte Werke". Übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig. Von der in feinsinniger Übersetzung und der bekannten schönen Ausstattung gebotenen Ausgabe des Diederichsschen Verlags sind bisher neun Bände erschienen. Am 1. Januar 1903 wird auch „Monna Vanna" der Ausgabe hinzugefügt werden. Wir weisen alle Macterlinck-Freunde und -Jünger auf diese Ausgabe ganz besonders hin.

Im Inselverlag, Leipzig, erscheint soeben von Ricarda Huch: **„Vita somnium breve"**, zwei Bände (Preis geh. 7 Mark, geb. 9 Mark). Wir werden auf das feine, gedankenvolle Buch noch demnächst eingehend zurückkommen und wollen hier in der Weihnachtsschau nur unsere Leser auf sein Erscheinen aufmerksam machen.

Digitized by Google

Für die Kleinen.

„Die Wiesenzwerge", Bilder und Text von Ernst Kreidolf. Verlag Schafstein u. Co., Cöln. (Pr. 3 M.) Auf den „neuen Kreidolf" freuen sich die Erwachsenen ebenso wie die Kinder. Und jedesmal übertrifft er die Erwartungen eher, als daß er sie enttäuscht. Die „Wiesenzwerge" sind wieder so voll zarter und frischer, herzlicher und liebenswürdiger Märchenpoesie, daß man sie immer wieder anschaut, um immer wieder neue Schönheiten darin zu entdecken. Kreidolfs Phantasie in der dichtenden Verwertung jedes kleinsten, von der Natur gegebenen Motivs ist unerschöpflich. Und die Art, wie er das Charakteristische der Pflanzen und Tierformen zugleich festzuhalten und zu beseelen weiß, überrascht immer wieder von neuem. Noch subtiler und zugleich kräftiger durchgearbeitet wie in seinen früheren Bilderbüchern ist die Physiognomik. Die Mümmelzwerge und -zwerginnen in der roten Blätterlaube in dem Preißelbeerenwald, das ist ein kleines physiognomisches Kunstwerk, das doch in seinen Linien so derb und deutlich ist, daß auch Kinder es verstehen werden. Die wundervolle Klarheit der Formen, dabei die Einfachheit der Lichtverteilung und der schöne eindrucksvolle Zusammenklang der Farben machen die „Wiesenzwerge" zu einem Bilderbuch, an dem künstlerisches Empfinden gebildet, durch das zugleich die Phantasie des Kindes in freundlichster, gesundester Weise angeregt wird.

„Tiermärchen". Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich, 1903. Die schöne Sammlung von Tiermärchen, die sich dem ersten Bändchen würdig an die Seite stellt, enthält außer Grimm, Bechstein, Andersen auch eine Anzahl von Namen, die noch weniger bekannt sein dürften: Adalbert Kuhn, Sutermeister, Haltrich, auch ein paar hübsche Beiträge aus dem japanischen, finnischen, norwegischen, französischen Märchenschatz. Die kleine Sammlung entspricht so vollkommen der ganzen Jugendschriftenreform-Bewegung, daß man ihr nur die weiteste Berücksichtigung in der Weihnachtsauswahl wünschen kann.

„Hirzepinzchen". Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach. Mit Buchschmuck von Robert Weise. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Marie von Ebner-Eschenbach zeigt in den anmutigen Reimen der kleinen Kindergeschichte die liebenswürdige pädagogische Seite ihres Wesens und ihres Schriftstellertums, die wir auch in manchen ihrer größeren Werke, und vor allem in ihren Parabeln kennen lernen. Dem eitlen kleinen Prinz Hirzepinzchen, der meint, daß es ihm nirgend fehlen kann, hat eine Fee die Liebe der Seinen genommen, und er muß nun erst allerlei Prüfungen durchmachen, bis er sie wiedergewinnt. Die Dichtung trifft in Sprache, Anschaulichkeit und Plastik den Märchenstil vollkommen und giebt ihre „Moral" frei von aller Pedanterie. Die Ausstattung, sowohl die Bilder selbst als vor allem auch die wunderhübschen Randleisten, bieten den Worten einen schönen Rahmen.

In der **Jungbrunnen**-Sammlung (Verlag von Fischer u. Franke, Berlin W.) sind als neu erschienene Hefte zu nennen „Der kleine Klaus und der große Klaus" und „Des Kaisers neue Kleider" in Bildern von Ernst Ewerbeck, „Münchhausen", illustriert von Wilhelm Stumpf, und „Die heilige Genovefa", illustriert von Richard Mauff. Durch kräftigen, urwüchsigen Humor sind Ernst Ewerbecks Illustrationen ausgezeichnet, durch klare Linienführung und feinsinnige zeichnerische Wiedergabe des Legendentons die Bilder zur Genovefa. Die Bändchen zeigen wieder, wie gut die Jungbrunnen-Sammlung ihre Aufgabe erfüllt, alte Schätze zu heben und sie in neuer Fassung darzubieten.

„Miaulina". Ein Märchenbuch für kleine Kinder von Ernst Dannheißer. Mit Bildern von Julius Diez. Verlag von Schafstein u. Co. Cöln a. Rh. (Preis 3 M.) Bei dem Buch hat, wie gleich das Vorsatzblatt beweist, Kreidolf Pate gestanden. Aber die Feinheit und Unmittelbarkeit des Meisters fehlt den Jüngern. Unter den Märchen sind manche gut gelungen, einige aber auch künstlich und aus allerhand Motiven willkürlich zusammengewürfelt, ohne Verständnis für die bei aller Phantastik doch strenge Konsequenz und Einheitlichkeit des echten Märchens. Auch den Bildern, die übrigens aber weit über der landläufigen, flachen, süßlichen Lackbildermanier stehen, fehlt bei aller Herzhaftigkeit der Farben und Striche doch zuweilen die künstlerische Durchbildung. Das zeigt sich besonders in der für Kinderbücher überhaupt vorsichtig anzubringenden dekorativen Ausschmückung der Seiten. Zwei starke Pappeln, wie es auf einem der ersten Bilder geschieht, zur dekorativen spitzbogigen Abgrenzung des Bildes nach oben zusammenzubiegen, ist eine Versündigung an der Natur. Andres aber in Figuren und Farben, z. B.

Digitized by Google

das lustige Bild zum Bubenschneiderlein, ist sehr gut gelungen. Daß in den Versuchen, zu einem Bilderbuchstil zu kommen, nicht immer gleich der erste Wurf vollkommen gelingt, ist selbstverständlich An diesem Versuch kann man aber doch seine herzliche Freude haben.

„Lebende Bilder aus dem Reiche der Tiere", Augenblicksaufnahmen nach dem lebenden Tierbestande des Berliner Zoologischen Gartens. Herausgegeben von Dr. L. Heck, Direktor des Zoologischen Gartens. Verlag von Werner, Berlin. (Preis 10 Mark.) Das Werk will den Tierbestand des Zoologischen Gartens im Interesse einer weiteren naturgeschichtlichen Volksbildung ausnutzen. In nahe an 200 Momentphotographieen von ziemlich großem Format giebt es zum Teil sehr lebendige und charakteristische Bilder, zu denen der Direktor des Zoologischen Gartens einen knapp gefaßten begleitenden Text geschriebeu hat. Das Buch ist auch als Anschauungsbuch für naturgeschichtlich interessierte Kinder warm zu empfehlen.

„Ernst und Scherz fürs Kinderherz." Ein Bilderbuch für kleine Kinder von Tante Emmy (E. Giehrl). Verlag von Otto Maier, Ravensburg (Preis 2,50 Mark). Für die Kleinsten hat „Tante Emmy" eine hübsche Auswahl von Kinderreimen mit Bildern geboten, die sicherlich in der Kinderstube viel Freude bereiten wird. Zum Teil sind es die altbekannten und bewährten Verschen, die auch bei uns Erwachsenen so manche liebe Erinnerung wecken, zum Teil Gaben der Verfasserin selbst.

Aber auch für die größeren Kinder hat der gleiche Verlag gesorgt, indem er wieder eine reiche Anzahl hübscher und lehrreicher Spiele auf den Markt bringt. Wir erwähnen darunter besonders die nachfolgenden: **„Geographisches Geduldspiel"** (Preis 5,50 Mark). Die Karten von Europa und Deutschland (physisch und politisch) sowie der fremden Erdteile sind, sauber auf Holz aufgeklebt, in unregelmäßige Stücke nach Art der Geduldspiele zersägt und werden von den Kindern nach den beiliegenden Vorlagen wieder zusammengesetzt, ein vorzügliches Mittel, um die Umrisse den Augen unverlierbar einzuprägen. Ein **„Naturgeschichtliches Lotto"** (Preis 2 Mark) nach dem Prinzip des gewöhnlichen Lotto eingerichtet, aber statt der öden Zahlen mit Bildern aus dem Tier- und Pflanzenreich versehen. **„Im Walde"** ein Waldspaziergang in lustigem Spiele mit Lothar Meggendorfer (Preis 2 Mark), eins der bekannten Würfelspiele auf hübsch ausgeführter Tafel. **„Pythagoras junior"** (Preis 0,50 Mark), ein kleines Geduldspiel, dessen Steine sich auf 150 verschiedene Arten zusammenfügen lassen. **„Camera Obscura"** zur Selbstanfertigung von Otto Robert (Preis 4,50 Mark). Die Camera wird von den Kindern selbst nach einer beigegebenen Vorschrift angefertigt. Der Kasten enthält die außer der Buchbinderarbeit zur Herstellung der Camera nötigen Bestandteile: Linse, Spiegel, Mattglas, Rohr. Die nötigen Modelle und eine genaue Anleitung sind gleichfalls beigegeben. — Im übrigen verweisen wir auf den von der Verlagsbuchhandlung erhältlichen Katalog, in dem jeder leicht etwas seinem Geschmack Entsprechendes finden dürfte.

„Mütterchen, erzähl uns was!" Erzählungen, Gedichte, Lieder, Spiele, Rätsel und Sprüche für Kinderstube und Kindergärten von Georg Payen Petersen, Hamburg. Otto Meißner, Verlag (Preis Ausgabe A in 1 Band geb. 4 Mark, Ausgabe B in 2 Bänden geb. à 2 Mark.) Dem unaufhörlich regen Bedürfnis der Kinderstube, das sich in dem Titel des Buches ausspricht, kommt es durch eine sehr reichhaltige Sammlung der bewährtesten Kinderreime und Geschichtchen, Rätsel und Liedchen entgegen. Die uns allen in lieber Erinnerung stehenden Namen Wilhelm Hey, Gebr. Grimm, Robert Reinick, Ottilie Wildermuth, Christoph von Schmid u. a. sind reichlich vertreten. Das Buch, das somit den Müttern und Kindergärtnerinnen ein fast unerschöpfliches Unterhaltungsmaterial liefert, wird auch zur ersten selbständigen Lektüre der Kleinen willkommen sein.

Auf die Veröffentlichungen der **„Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften"** weisen wir alle, die Kinder mit Büchern beschenken wollen, auf das Eindringlichste hin. Die von dieser Vereinigung herausgegebenen billigen Ausgaben umfassen bis jetzt folgende Bücher: Oskar Pletsch „Gute Freundschaft" (0,90 Mark); „Der alte Bekannte" (1,50 Mark); Güll „Kinderheimat in Liedern" (0,70 Mark); Otto Speckter „Vogelbuch", mit Gedichten von Gustav Falke (1 Mark); Grimms Märchen, Auswahl in drei Teilen (à 0,45 Mark); Andersens Märchen (1 Mark); Märchen für die deutsche Jugend, reich illustrierte Auswahl aus den Jungbrunnenheften (2 Mark); Peter Rosegger „Als ich noch der Waldbauernbub war", drei Teile (0,90 Mark); Theodor Storm „Pole Poppenspäler" (0,50 Mark); Uhland „Gedichte" (0,50 Mark); Lilienkron „Kriegsnovellen" (1 Mark); Wilhelm Raabe „Deutsche Not und deutsches Ringen" (0,90 Mark); Fehrs „Ut Zlenbeck", mit vier Bildern von Vogeler-Worpswede (0,50 Mark). Auch auf das vom Hamburger Jugendschriftenausschuß herausgegebene Verzeichnis sei aufmerksam gemacht; die Drucksachen sind erhältlich bei Frl. Helene Minetti, Hamburg 22, Rönnhaidstraße 53.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Zum Frauenstudium an der Berliner Universität.** In dem Geschäftsbericht, den bei der Übergabe des Rektorats zu Beginn des Wintersemesters der Rektor Professor Kekulé von Stradonitz erstattete, äußerte er folgendes über die studierenden Frauen:

In der Zulassung der Frauen zu den Universitätsvorlesungen habe er den Brauch seiner Vorgänger innegehalten, aber er habe die möglichste Milde walten lassen. In Übereinstimmung mit dem Senat hoffe er, daß demnächst denjenigen studierenden Frauen, welche die Reifeprüfung abgelegt haben, ohne weiteres die volle Berechtigung zur Annahme der Universitätsvorlesungen gegeben werden werde, zum wenigsten in denjenigen Fakultäten, die sich grundsätzlich für die Zulassung der Frauen ausgesprochen haben.

* Frl. **Elisabeth Gottheiner** aus Berlin ist von der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich mit dem Prädikat cum laude zum Dr. phil. promoviert worden.

* Frl. Dr. phil. **Walther** wurde an der höheren Bürgerschule zu Plauen i. V. als Lehrerin fest angestellt und zwar auf Grund einer den männlichen Philologen gleichwertigen akademischen Ausbildung.

* **Das städtische Mädchenrealgymnasium** in Charlottenburg ist nunmehr endgiltig und zwar durch einstimmige Annahme bei der Stadtverordnetenversammlung beschlossen. Es handelt sich dabei um eine Gabelung von der III. Klasse der höheren Mädchenschule ab in einen Kursus, der in sechs Jahren zum Abiturium führt. Hoffentlich wirkt das Beispiel Charlottenburgs nun auch auf Schöneberg.

* **Über kirchliches, kommunales und politisches Wahlrecht der Frauen** hat sich Hofprediger a. D. Stöcker in der kirchlich-sozialen Gruppe ausgesprochen. Er erkannte den Wandel an, den die moderne Entwicklung in der Stellung der Frau herbeigeführt habe und gab zu, daß ihr ein größerer Einfluß auf die Gestaltung des Kulturlebens gegeben werden müsse. In Bezug auf die politischen Rechte könne das durch Verleihung eines doppelten Stimmrechts an Familienväter (!?) geschehen. Im übrigen sollten die Frauen versuchen, mehr auf dem Gebiete der Liebe, Pflege, Heilung, sowie in der kommunalen Verwaltung thätig zu sein, wie jetzt z. B. in der Armenpflege der Anfang gemacht sei. Der Vortragende wünschte den Frauen das kirchliche und kommunale Wahlrecht, auf keinen Fall aber das politische Wahlrecht.

Daß Herr Hofprediger a. D. Stöcker für das politische Stimmrecht der Frauen eintreten würde, wird niemand erwartet haben. Daß er aber ein Mitkämpfer — und hoffentlich ein recht eifriger — für das kommunale Frauenwahlrecht sein will, ist erfreulich. Was für Argumente er hat, die für die kommunalen und zugleich gegen die politischen Rechte der Frauen sprechen, oder wie er sonst die von ihm gezogene Grenzsperrung rechtfertigt, zeigt leider der uns vorliegende Bericht nicht. Es wäre interessant, das zu erfahren.

* **Die Einstellung der Frauen in die städtische Armenpflege** ist in Elberfeld kürzlich beschlossen worden. Da Elberfeld eine Art „Musterarmenpflege" hat, nach der viele andre Städte sich gerichtet haben, so ist dieser Beschluß ganz besonders wichtig. Fortan steht es jedem Bezirksvorstand frei, zwei bis drei Damen als Armenpflegerinnen anzustellen, deren Wahl durch die Stadtverordnetenversammlung erfolgt. Die in der Armenpflege beschäftigten weiblichen Personen erhalten aber kein besonderes Revier wie die männlichen Armenpfleger, sondern es werden ihnen alle die Fälle des Bezirks überwiesen, die sich ihrer Natur nach besonders dafür eignen, Versorgung alleinstehender Frauen, Witwen, Familien mit vielen Kindern ꝛc. Obwohl sich die meisten Armenpfleger und mit ihnen der Chef der Armenverwaltung gegen die Vorlage ausgesprochen hatten, nahmen die Stadtverordneten nach warmer Befürwortung durch den Oberbürgermeister die Vorlage zur zweckmäßigen Ausgestaltung des Armenwesens mit großer Mehrheit an. — Das ist nun freilich noch kein ganzer Sieg, aber es ist doch einer!

Digitized by Google

* **Einen bemerkenswerten Vorschlag zur Regelung der gewerblichen Kinderarbeit,** der ganz im Sinne der deutschen Frauenbewegung liegen dürfte, hat kürzlich die Handelskammer von Plauen i. V. bei einer Besprechung des Gesetzentwurfs gemacht. Sie rät, wie Ernst Mumm im „Tag" berichtet, „die Kontrolle durch weibliche Fabrikinspektionsbeamte stattfinden zu lassen. Wie die Handelskammer zutreffend hervorhebt, wird man im Hinblick auf das natürliche Taktgefühl der weiblichen Beamten annehmen dürfen, daß sie sich für die schwierige Aufgabe, in das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern einzugreifen, ganz besonders eignen. Voraussichtlich werden auch Frauen bei der Ausübung des Aufsichtsrechts, namentlich bei den unvermeidlichen Besuchen der Hausgewerbebetriebe nach 8 Uhr abends weit weniger stören als der Geistliche, der Lehrer oder gar der Polizeibeamte. Da, wo weibliche Fabrikinspektionsbeamte nicht oder nicht in ausreichender Zahl vorhanden sind, würde diese Kontrolle ein passendes Arbeitsfeld für die Handarbeitslehrerinnen bilden, die jetzt ja an vielen kleinen Schulen angestellt sind."

Ob dieser letzte Vorschlag sich sehr empfehlen wird, bedürfte noch der Erörterung. Fraglos würde ja eine Unterstellung der gewerblichen Kinderarbeit unter die weibliche Fabrikinspektion eine so beträchtliche Vermehrung der Beamtinnen zur Folge haben müssen, daß sich daraus eventuell für den Anfang Schwierigkeiten ergeben würden.

* **Die Stellung der Dienstboten** ist in der Petitionskommission des Reichstags jüngst verhandelt worden. In einer Anzahl von Petitionen aus Frauen- und Fachvereinen war folgendes beantragt:

1. Abschaffung der Gesindeordnung, 2. Unterstellung der aus dem Dienstverhältnis entspringenden Rechtsstreitigkeiten unter die Gewerbegerichte, 3. Ausdehnung der Kranken- und Unfallversicherung auf die im Hausdienst Angestellten, sowie 4. der obligatorischen Fortbildungsschule auf die Dienenden.

Dazu führte der Regierungskommissar in Übereinstimmung mit dem Berichterstatter folgendes aus: 1. Die hauswirtschaftliche Thätigkeit sei kein Gewerbebetrieb und die häuslichen Dienstboten gelten nicht als gewerbliche Arbeiter im Sinne der Gewerbeordnung. Außerdem sei in Art. 95 des Einführungsgesetzes zum B. G. B. das Gesinderecht — abgesehen von einzelnen Bestimmungen des B. G. B. — grundsätzlich der Landesgesetzgebung vorbehalten worden. 2. Da bei Beratung der Anträge Albrecht und Trimborn zur letzten Gewerbegerichtsnovelle die Unterstellung der Dienstboten unter die Gewerbegerichte in der Session 1900/01 eingehend erörtert worden sei, so dürfte es sich erübrigen, der Frage schon jetzt wieder näher zu treten. 3. Nach § 4 des Krankenversicherungsgesetzes seien die häuslichen Dienstboten berechtigt, der Gemeindekrankenversicherung beizutreten und nach § 26a Abs. 2 Nr. 5 könnten auch die Krankenkassen durch Kassenstatut deren Beitritt zulassen. Im übrigen komme für sie § 617 des B. G. B. in Betracht, nach dem der Dienstherr dem in die häusliche Gemeinschaft aufgenommenen, nicht durch Versicherung oder durch eine Einrichtung der öffentlichen Krankenpflege versorgten Dienstboten im Falle einer nicht vorsätzlich oder durch grobe Fahrlässigkeit des Dienstboten herbeigeführten Krankheit bis zur Dauer von 6 Wochen, jedoch nicht über die Dauer des Dienstverhältnisses hinaus, die erforderliche ärztliche Behandlung und Verpflegung zu gewähren habe. Da die Dienstboten im allgemeinen auch der Invalidenversicherung unterlägen, so käme ihnen gegebenenfalls auch § 18 des Invalidenversicherungsgesetzes zu gute, wonach die Versicherungsanstalt einen Versicherten, wenn als Folge der Krankheit eine zur Invalidenrente berechtigte Erwerbsunfähigkeit zu besorgen steht, in Heilbehandlung zu übernehmen berechtigt ist. Ob in der Novelle zum Krankenversicherungsgesetze, über die zur Zeit Erwägungen schweben, die obligatorische Krankenversicherung auf die häuslichen Dienstboten auszudehnen sei, darüber könne zur Zeit keine Auskunft gegeben werden. Der reichsgesetzlichen Unfallversicherung unterliege das Hausgesinde im allgemeinen nicht. Soweit allerdings bei kleinbäuerlichen landwirtschaftlichen Betrieben die Hauswirtschaft und die versicherte Landwirtschaft untrennbar ineinander übergriffen, gelte auch das Gesinde gegen die Folgen der sich in dem Dienste ereignenden Unfälle als versichert. — 4. Da die Gewerbeordnung auf die häuslichen Dienstboten keine Anwendung finde, so gelte für diese auch nicht § 120 dieses Gesetzes, wonach durch statutarische Bestimmung einer Gemeinde oder eines weiteren Kommunalverbandes für gewisse Klassen jugendlicher gewerblicher Arbeiter der Fortbildungsschulzwang, soweit er nicht landesgesetzlich besteht, begründet werden könne.

Im Anschluß an diese Ausführungen beschloß die Kommission Übergang zur Tagesordnung zu beantragen. So sehr zu wünschen ist, daß der Reichstag diesem Beschluß nicht beitreten möge, so wenig ist es zu erwarten. Es wird vermutlich noch lange dauern, d. h. der zunehmende Mangel an Dienstboten wird die „Herrschaften" noch nachdrücklicher von der Reformbedürftigkeit des Dienstverhältnisses überzeugen müssen, ehe man sich zu durchgreifenden Maßregeln entschließt. Wenn auf irgend einem Gebiet, so ist es auf diesem Aufgabe der Frauen in erster Linie, an der Sozialreform mitzuarbeiten, um wenigstens zunächst einmal die obligatorische Krankenversicherung, über die die Verhandlungen „schweben", durchzusetzen.

* **Die allgemeine Synode der Niederländisch-reformierten Kirche** hat kürzlich das Gesuch des Frl. Cremer, Doktorandin der Philosophie, betreffs Zulassung der Frauen zum Predigeramte, behandelt. Die beiden Berater der Synode, die Theologieprofessoren Dr. Osterhaus-Leyden und Dr. Cannegieter-Utrecht, sprachen den Wunsch aus, die Synode möchte beschließen, die Frau auf die

Digitized by Google

Kanzel zuzulassen. Das Ergebnis der Beratungen war, daß das Gesuch mit zehn gegen neun Stimmen abgelehnt wurde, also nur mit einer Stimme Mehrheit.

* **Arbeiterinnenschutz in Holland.** Der im Oktoberheft erwähnte Regierungsantrag, die Nachtarbeit der Frauen beim Heringspießen in Holland betreffend, ist jetzt angenommen worden. Für die Arbeitgeber sind folgende erschwerende Bestimmungen an die Zulassung der Nachtarbeit der Frauen geknüpft worden: 1. muß der Arbeitgeber selbst bei der Nachtarbeit der Frauen zugegen sein, teils um über die Sittlichkeit zu wachen, teils damit er im Interesse der eigenen Nachtruhe nicht länger arbeiten lasse, als unbedingt nötig ist. 2. muß der Lohn für die Nachtarbeit erhöht werden. 3. dürfen Frauen, die nachts gearbeitet haben, in den ersten sieben Stunden darnach nicht mehr beim Spießen beschäftigt werden. 4. werden Vorschriften gegeben werden, um zu verhindern, daß Frauen in den Räumen, wo gespießt wird, von Feuchtigkeit und Kälte zu leiden haben. „Auf diese Weise" äußerte sich der Minister des Innern, „hofft man zu erreichen, daß die Arbeitgeber wenn irgend möglich versuchen werden, ohne Nachtarbeit auszukommen".
(Handelsblad.)

* **Am Lehrerseminar** in Nymwegen wurde Fräulein Lucie Gerretsen als Lehrerin ernannt, und am Gymnasium in Assen wurde als Lehrerin der deutschen Sprache Fräulein M. H. Leopold ernannt. (Haarlemmer Courant.)

* **Der Kongreß zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels** scheint seine ersten Früchte in **Spanien** zu zeitigen. Nachdem schon seit längerer Zeit die spanische Königsfamilie ein lebhaftes Interesse für die Bekämpfung des Mädchenhandels bekundet hat, tritt auch die spanische Regierung dieser schwerwiegenden Angelegenheit mit aller Energie näher; so hat sie die Verhandlungen des Frankfurter internationalen Kongresses genauestens verfolgt und neuerdings an ihre Vertreter im Auslande ein Dekret nachstehenden Inhalts mit dem Hinweise gerichtet, der Sache vollste Aufmerksamkeit zu widmen: „Nachdem laut Königlichen Erlasses vom 11. Juli d. J. ein Königliches Patronat zur Unterdrückung des Mädchenhandels unter dem Vorsitze der Infantin Donna Isabella konstituiert wurde, ist es zur Durchführung seiner Aufgabe erforderlich, daß die auswärtigen Vertreter und die Konsuln von Spanien schleunigst von allen zu ihrer Kenntnis gelangenden Nachrichten über Verträge, Transporte, Ein- und Ausschiffungen, Ankünfte und Abfahrten von weiblichen Personen Bericht erstatten, welche durch Händler geholt werden, die sich mit diesem Geschäfte befassen, sei es, daß diese Frauenspersonen aus Spanien kommen oder dorthin bestimmt sind, welches auch immer ihre Nationalität sein möge." — Es wäre gewiß dringend zu wünschen, daß die andern Regierungen diesem Beispiel bald folgten.

* **Im ungarischen Abgeordnetenhause** erklärte Ministerpräsident von Szell in Beantwortung einer Interpellation Visontai über den Mädchenhandel, daß bezüglich des vom Interpellanten erwähnten Falles eines Transportes von 40 ungarischen Mädchen, die unter Vorspiegelung eines ehrlichen Erwerbes zu unsittlichen Zwecken nach Hamburg gebracht worden seien, eine strenge Untersuchung eingeleitet sei. Auch werde die demnächst ins Leben tretende Neuorganisation der Grenzpolizei künftighin solche Fälle unmöglich machen.

* **Ein Kongreß der Risaiole (Reisarbeiterinnen)** fand vom 10. bis 11. November in der Stadt Guastalla statt; er war ausgezeichnet besucht. Auf der Tagesordnung standen die Fragen des Arbeitskontraktes, der Hygiene sowie der Organisation. Die Anwesenden sprachen sich vor allen Dingen heftig gegen die Vermittler aus, welche, um den Mädchen Arbeit zu verschaffen, ungeheure Prozente nehmen. Advokat Beltrami trat für eine Forderung ein, die Brotherren zu zwingen, behufs Einhaltung der abgeschlossenen Kontrakte bei ihren Arbeitern Kautionssummen zu hinterlegen. Argentina Altobelli trat dem aber mit dem Bemerken entgegen, daß das eine Utopie sei. Im ganzen nahm der Kongreß einen ausgezeichneten Verlauf und bewies wieder einmal aufs neue die Entwicklungsfähigkeit dieser Risaiole sowohl in ökonomischer und sozialer als auch in intellektueller und moralischer Beziehung.

* Im Alter von 90 Jahren starb eine Veteranin der amerikanischen Stimmrechtsbewegung, **Elizabeth Cady Stanton.** Sie hat mit Susan B. Anthony den großen Feldzug der Amerikanerinnen vor über 50 Jahren begonnen, sie hat ihn durch ein halbes Jahrhundert mit unbesieglicher Thatkraft und Frische geführt. Vor ein paar Jahren erschien eine von ihr selbst verfaßte Geschichte ihres Lebens und ihres Werkes „Eighty Years and more". Wir dürfen dankbar sein für dies Buch aus ihrer eigenen Feder, denn es giebt uns Fernstehenden den lebendigsten, sprechendsten Eindruck von dem wunderbaren naiven Idealismus, mit dem diese durch keine historische Traditionen gehemmten Frauen auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt die „neue Frau" zur Geltung brachten. Auf Grund dieses Buches ist ihr Lebenswerk in Heft 4 des VI. Jahrgangs schon einmal eingehender behandelt. Wir in unserer älteren Kultur haben mit andern Waffen zu kämpfen wie sie. Worin wir ihr aber gleichen könnten, das ist in der keinen Augenblick erlahmenden Thatkraft, in dem unbeirrten Glauben an die Sache, für die sie eintrat, und in der unbedingten, abzugslosen Hingabe an das Ideal, das sie verwirklichen wollte. Das sollte der Dank sein, den auch die deutschen Frauen jenen Begründerinnen der Frauenbewegung jenseits des Ozeans erweisen sollten.

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine.

IV. Kongreß des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen.[1])

Die Frage des Unterrichts für weibliche Angestellte wurde von dem Anfang September in Mannheim tagenden Kongreß im Anschluß an Referate von Dr. Silbermann-Berlin und Frl. v. Roy-Königsberg eingehend und sorgfältig erwogen. Der erste Referent forderte unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Ausbildungs- und Anstellungsverhältnisse des weiblichen kaufmännischen Personals zwei Arten von Anstalten: Handelsschulen für die Komptoiristinnen und Fortbildungsschulen für die Verkäuferinnen. Die Handelsschulen sollten in niedere mit 1—2jährigem Kursus (je nachdem die Schülerinnen Volksschul- oder höhere Mädchenschulbildung besaßen) und höhere mit 2jährigem Lehrgang zerfallen. Den höheren könnte ein dritter Jahreskursus zur Ausbildung von Handelsschullehrerinnen angeschlossen werden. Die Fortbildungskurse für Verkäuferinnen müßten Deutsch, Rechnen, schriftliche Arbeiten, elementare kaufmännische Korrespondenz und Buchführung und schließlich Handelslehre umfassen.

Die Korreferentin betonte stärker als der Vorredner die Angleichung der weiblichen Ausbildung an die männliche, die Notwendigkeit der Heranbildung von kaufmännischen Lehrerinnen und dementsprechend die allgemeine Zulassung der Frauen zu den Handelshochschulen.

Nach einer lebhaften Debatte, in der vor allem nachdrücklich auf die Notwendigkeit des Fortbildungszwanges auch für die weiblichen Angestellten hingewiesen wurde, schlug Herr Oberrealschuldirektor Prof. Dr. Wernicke-Braunschweig eine Resolution vor, die den Anträgen beider Referenten Rechnung trug und zugleich den Vorstand verpflichtete, die Frage zu bearbeiten, ohne ihm die Marschroute im einzelnen zu fest vorzuschreiben. Sie lautete:

„Der Kongreß erkennt ein Bedürfnis für die Ausgestaltung des kaufmännischen Unterrichts für weibliche Angestellte unbedingt an, und zwar sind dafür u. a. dieselben Grundforderungen zu stellen, wie sie für die männlichen Angestellten vom Verbande anerkannt worden sind. Die Ausgestaltung hat unter stetiger Prüfung der Bedürfnisfragen weiter zu schreiten. Die in den Referaten und in der Debatte angeregten besonderen Fragen in Bezug auf die Fortbildungsschulen und auf die selbständigen Vorbereitungsanstalten für das weibliche Geschlecht, insbesondere auch die Frage der Ausbildung geeigneter Lehrerinnen werden von dem Kongreß dem Vorstand zu weiterer Bearbeitung überwiesen." Die Resolution fand nahezu einstimmige Annahme.

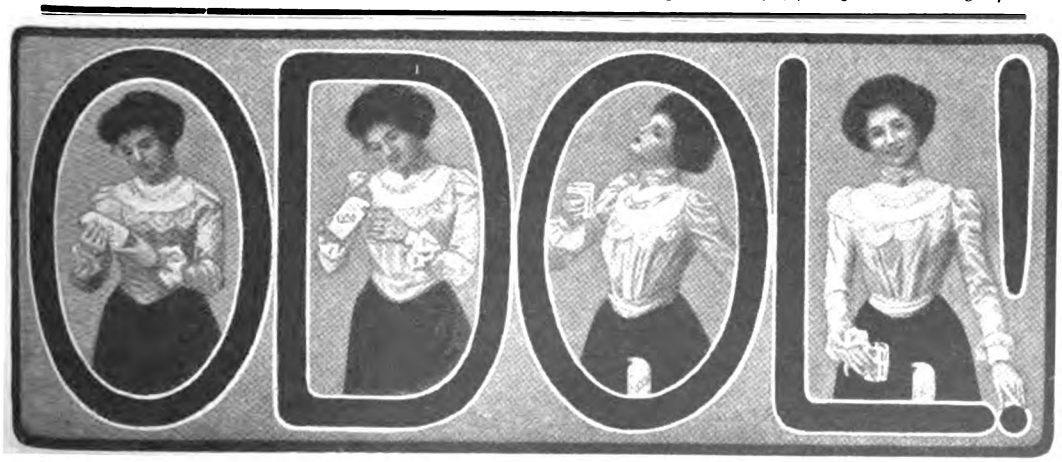
Da der Verein durch seine Zusammensetzung die zuständigste und umfassendste Autorität in Bezug auf den kaufmännischen Unterricht für sich in Anspruch nehmen darf, und da der Vorstand volle Gewähr für eine energische Inangriffnahme der Frage bietet, so dürfte das Ergebnis des Kongresses als ein bedeutsamer Fortschritt der Sache der weiblichen Angestellten zu betrachten sein.

[1]) Wegen Raummangels verspätet.

Viktoria-Fortbildungsschule.

Am 20. September war es der Viktoria-Fortbildungsschule in Berlin zum viertenmale seit Einrichtung ihrer Lehrerinnen-Kurse vergönnt, eine Anzahl Kursistinnen zu entlassen. Vor den Mitgliedern des Kuratoriums und einigen Gästen, wie Herrn Geheimrat Bertram, Herrn Stadtschulinspektor Kaute, Herrn Professor Dr. Laß legten die Damen durch Lehrproben in den kaufmännischen und gewerblichen Fächern (kaufmännisches Schreiben, Stenographie, Maschineschreiben, Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Maschinennähen, Wäschezuschneiden, Schneidern, Putzmachen) Zeugnis ab von ihrer Befähigung zum Unterrichten, während die ausgestellten Arbeiten Kunde gaben von ihren praktischen Leistungen. Von den Kursistinnen der früheren Jahrgänge sind bereits 26 in die Arbeit der Fortbildungsschule oder verwandter Anstalten eingetreten. Auch vom Handelsministerium sind einzelne Berufungen an Königliche Handels- und Gewerbeschulen erfolgt.

Möchten immer mehr Lehrerinnen die ihnen in der Viktoria-Fortbildungsschule gebotene Gelegenheit



Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Damen, in besserer Lebenslage,

denen daran gelegen, dauernd eine preiswerte, sichere unkündbare Wohnung für nicht steigerbare Miete in standesgemässer Umgebung, zwanglos und mit geselligem Verkehr zu besitzen, wo es möglich, nach Wunsch Verpflegung und Bedienung sich selbst zu halten oder durch die Hauswirtschaft besorgen zu lassen, wollen Prospekte gratis und franko vom **„Damenheim" Berlin-Schöneberg**, Hauptstrasse 20a, verlangen.

zu ihrer Weiterbildung und Einführung in diese Arbeit benutzen, damit man recht viele Kräfte gerüstet finde, wenn an immer mehr Orten, wie Herr Geheimrat Bertram in seiner bei der Schlußfeier gehaltenen Rede sich ausdrückte, „die weibliche Fortbildungsschule aus der Welt der Projekte in greifbare Wirklichkeit getreten sein wird."

Kleine Mitteilungen.

Die englischen Kurse von Mrs. Burch in Oxford (28 Norham Road) beginnen am 8. Januar ein neues, drei Monate umfassendes Studienquartal. Die Vorlesungen und Übungen werden von ausgezeichneten Lehrkräften geleitet und sind allgemein als außerordentlich zweckentsprechend und fördernd anerkannt worden.

Zu dem Hinscheiden des hervorragenden Goetheforschers **Dr. Albert Bielschowsky** teilt uns die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München mit, daß der Verfasser das Manuskript des zweiten (Schluß-) Bandes seiner Goethe-Biographie, an dem er seit 6 Jahren arbeitete, nahezu vollständig hinterlassen habe. Die Herausgabe des zweiten Bandes wird im nächsten Jahre bestimmt erfolgen. Das Werk hat, wie bekannt, eine so große Zahl von Freunden gefunden, daß von dem im Jahre 1895 erstmalig erschienenen ersten Bande bereits eine dritte Auflage nötig wurde.

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Posen W. III.

Haushaltungsschule und Pensionat.

Seminar für Handarbeits-, Gewerbeschul- und Koch- und hauswirtschaftliche Lehrerinnen.

Ausbildung in allen praktischen Fächern für Beruf und Haus.

Kurse für Handelswissenschaften, einschl. fremder Sprachen, Stenographie und Schreibmaschine.

Beginn des Wintersemesters am 8. Oktober.

Programme und nähere Auskunft durch die Vorsteherin **Hermine Ridder.**

Berliner Bambus- u. Luxus-Möbelfabrik

Inhaber:
Berger & Co., H. C. Freimüller
Berlin SO., Köpnickerstrasse 112, part.

Paravants, Ofenschirme und **Bänke, Gondeln, Damenschreibtische, Säulen, Brillantstühle** etc. **Veranda-Möbel, Luxus-Boudoir-, Erker-** und **Veranda-Einrichtungen** aus Theestaude, Congoeiche und Bambus zu Fabrikpreisen.

Illustr. Kataloge franco gegen freie Rücksendung.

Die Freude

Ein deutscher Kalender für das Jahr 1903. Schlicht und vornehm. Beiträge: Friedrich Naumann. (Titelthema.) Meinhardt. Flaischlen. Dürer Richter u. a. Musikal. Beilage. Preis 1.20 M. In den Buchhandl. zur Ansicht. Der Verlag Langewiesche, Düsseldorf, glaubt den Band sehr empfehlen zu dürfen als:

kleines Geschenk

Wer an einer Krankheit leidet

oder sich vor Krankheit schützen will, abonniere auf d. **Aerztlichen Ratgeber**, popul. Organ d. wissenschaftl. Medizin. Unt. Mitarb. hervorrag. Univ.-Profess., Spezialärzte u. prkt. Aerzte herausg. v. Dr. med. Höckendorf. Best. b. Buchh. u. Postanst. (Ztgsl. No. 36) f. 60 Pf. viertelj. Man verl. Proben grat. v. **Verl. d. Aerztl. Ratgebers (A. Juch) in Friedenau-Berlin.**

Schwedische Dame,

staatl. gepr., vieljähr. Erfahrungen als Lehrerin; Franz. u. Engl. durch läng. Aufenth. in Paris und London vollkomm. beherrsch., jetzt auf ein. höh. Töchterschule in London Unterricht erteilend, **sucht** Stell. in Deutschl. als Lehrerin (Töchterschule, Pensionat, Familie). Näheres durch **Carl Koch, Unterbaumstr. 21, Berlin.**

Digitized by Google

Auf dem Gebiet der Krankenpflege ist gegenwärtig eine Krisis eingetreten. Es wird die Frage scharf umstritten, ob sie am besten ausgeführt werden kann von unabhängigen, selbständigen Pflegerinnen, sogenannten freien Schwestern, oder von fest geschlossenen Verbänden, wie die der Diakonissen, der katholischen Orden und der Roten Kreuz-Vereine. Diese Frage ist für die Vaterländischen Frauenvereine von eminenter Wichtigkeit und sollten sie derselben mit Verständnis entgegentreten können.

Zur Beleuchtung dieser Frage erscheint soeben ein Schriftchen: **„Die Pflege-Verbände im Vergleich zur freien Krankenpflege"**, mit Bezug auf die neuen Schwestern-Statuten des Frauenvereins vom Roten Kreuz im Königreich Bayern; von Schwester Clementine von Wallmenich, Oberin des Bayerischen Mutterhauses vom Roten Kreuz München, Referentin für Schwestern-Angelegenheiten im deutschen Central-Komité Berlin. Gegen Einsendung von 35 Pfg. zum Besten eines Erholungshauses für die Schwestern, zu beziehen Rotes Kreuz, München, Nymphenburgerstraße 163.

„Die Burengenerale — Botha, de Wet, de la Rey — in der Reichshauptstadt!" Unter diesem Titel erschienen soeben die bei Anwesenheit der Generale in Berlin gehaltenen sämtlichen Ansprachen bei den verschiedenen Gelegenheiten nach den stenographischen Aufnahmen, herausgegeben vom Landtagsabgeordneten Lückhoff im Verlage von J. Harrwitz Nachfolger, Berlin SW., Friedrichstraße 16. Die Schrift wird in einer billigen Volksausgabe und in einer Geschenkausgabe zur Ausgabe gelangen.

Eine seit einer Reihe von Jahren mit bestem Erfolge bestehende (durchschnittlich 14 Pensionärinnen i. J.) daher gut bekannte, nur in besten Kreisen eingeführte

Mädchenpension

in einer für Pensionszwecke sehr geeigneten Residenzstadt Mitteldeutschlands ist per 1. April 1903 aus Gesundheitsrücksichten zu verkaufen.

Gefl. Offerten unter **A. 1666** an **Invalidendank, Berlin W. 64,** erbeten.

Paris 19 Rue Brunel, 17 arrt.
Mme Poujaud reçoit quelques jeunes dames desirant visiter Paris et se perfectionner dans la langue Française. Bon. ref. prix modé. Vie de famille (n'est pas une école).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.

Soeben ist erschienen:

Frauentrost.

Mit Willen
Dein eigen.

Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen.

127 Seiten eleg. kart. M. 1.80.

Allgemein verständlich und anregend geschrieben, will dies Buch, das auch jedem jungen Mädchen unbedenklich in die Hand gegeben werden kann, eine Vertiefung und Verinnerlichung der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern innerhalb wie außerhalb der Ehe herbeiführen, eine klarere Erkenntnis und eine gerechtere Beurteilung weiblichen Wesens und Wertes anzubahnen helfen und zeigen,

wie und wo das Weib seinen besonderen Trost und Kraft und Freude finden und spenden kann.

Lesern von Johannes Müller, Naumann, Hilty, Harnack, sowie ernsten Eltern heranwachsender Töchter dürfte das kleine inhaltreiche Buch besonders willkommen sein. Die geschmackvolle Ausstattung trägt dazu bei, es für den Weihnachtstisch zu empfehlen.

Aus meiner Kinderzeit

von

Helene Adelmann.

Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.

III. Auflage.

Gehmigke's Verlag (R. Appelius).

Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Digitized by Google

Originalrezept. Gespickter Hecht. Sechs Personen. Zubereitungsdauer 1 Stunde. Dem sauber hergerichteten Fisch wird vorsichtig die Haut abgelöst, dann spickt man denselben mit feingeschnittenem Speck, beträufelt ihn mit Citronensaft und dämpft den Hecht in 100 gr heißer Butter, der man 1 Zwiebel, 1 gelbe Rübe, 1/, Lorbeerblatt, etwas Citronenschale, 1 Nelke und das nötige Salz beigegeben hat. Will der Fisch zu trocken werden, so gießt man etwas weißen Wein zu und kurz vor dem Anrichten fügt man noch 1 Theelöffel Maggis Suppenwürze bei.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: **Berlin W., Culmstr. 5.**

Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine höhere Mädchenschule in größerer Stadt Mitteldeutschlands wird zum 1. April 1903 eine für Rechnen und Naturgeschichte geprüfte Oberlehrerin gesucht. Anfangsgehalt 1800 Mark.

2. Für eine höhere Privat-Töchterschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zum 1. April 1903 eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die Mittel- und Oberstufe gesucht. Unterricht in Naturgeschichte, Deutsch und Geographie. Gehalt 1200 Mark.

3. Für eine halböffentliche höhere Mädchenschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zum 1. April 1903 eine evangelische, für Religion und Deutsch oder Geschichte und Deutsch geprüfte Oberlehrerin gesucht. Anfangsgehalt 1800 Mark, steigend von 3 zu 3 Jahren bis 3000 Mark, nach 12 Jahren Pensionsberechtigung.

4. Für eine Volksschule in kleiner Stadt der Provinz Sachsen wird für sofort eine jüngere, evangelische Volksschullehrerin gesucht. Vorläufig zweijährige Vertretung, doch feste Anstellung in Aussicht genommen. Handarbeitsexamen erwünscht. Gehalt 1000 Mark inkl. Mietsentschädigung.

Offene Stellen in Familien:

1. Eine adelige Familie auf dem Lande in Sachsen sucht zum 9. Januar 1903 eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 8 und 12 Jahren. Etwas Musik verlangt. Gehalt nach Uebereinkommen. Familienanschluß.

2. Eine Familie in kleiner Stadt Westfalens sucht für sofort eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin, die 4 Mädchen von 13—15 Jahren zumeist auf einer Stufe unterrichten soll. Klavier nicht Bedingung, etwas Gesang erwünscht. Gehalt 750 Mark.

3. Eine adelige Offiziersfamilie in kleiner Stadt Mitteldeutschlands sucht für sofort eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein fast 9jähriges Mädchen. Etwas Musik erwünscht. Gehalt 700 Mark. Voller Familienanschluß in und außer dem Hause. Erzieherin muß aus guter Familie sein.

4. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum 1. Januar 1903 eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von

Damenpensionat.
Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Beim Herannahen der kälteren Jahreszeit versäume niemand die Anschaffung der ärztlich erprobten und vielseitig empfohlenen
Thermophor-Compressen
für Hals-, Kopf-, Bein-, Magen- und Herzumschläge etc.
Damen-Compressen.
Thermophor-Compressen bleiben viele Stunden lang ganz warm
ohne Feuer.
Milchthermophore zum Warmhalten der **Kindermilch** während der
ganzen Nacht ohne Feuer.
Thermophor-Bett-, Fuss-, Muff- und Taschen-Wärmer.
Thermophor-Haushaltungs- und therapeutische Gegenstände.
Deutsche Thermophor-Aktien-Gesellschaft in Andernach a. Rhein 34.
Filiale: Berlin W., Friedrichstr. 56.
Prospekte gratis und franko. | Telegr.-Adresse: „Thermophor" | Vielfach prämiirt.

The Study of English in Oxford.
Lectures and Classes by University Lecturers and Tutors in Mrs. Burch's Hall of Residence throughout the Year. Special Terms for non-resident Students. Apply
Mrs. Burch. 28 Norham Road. Oxford.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. Helene Lange, Berlin-Halensee, Bornimer Straße 9.

Frankreich. **Amiens, 21. rue Dufour.**
Melle Mattmann, professeur agrégée de l'Université. offre pour cet hiver (1er oct. à Pâques), pension de famille et leçons à deux institutrices désirant faire des études sérieuses. Prix exceptionnellement très modéré.

Tolstoy-Freunde!
Gesucht geistig strebsame Frau, völlig unabhängig, wenn möglich mit etwas Vermögen, die unbefriedigt in Beruf und Lebenswerth, Bedürfnis hat nach ganz. Neugestaltung ihres Lebens und nach Anlehnung an wahre, selbstlose Freunde. Offerten mit eingehend. Beschr. von Lebenslauf und Anschauungsweise u. **Z—Z No. 07 postlagernd: Frauenfeld, Schweiz.** (Doppeltes Porto.)

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Potsdamerstraße 40 IV.
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.
Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. * Ganze Pension pro Tag 4,75 M.
= Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. =

Digitized by Google

13 Jahren. Unterricht in allen Fächern, auch Musik, außer Chemie, Physik und Handarbeit. Gehalt 600 Mark, eventuell mehr.

5. Eine adelige Offiziersfamilie in Berlin sucht zum 1. Januar oder 1. April 1903 eine erfahrene, energische, evangelische Erzieherin mit Gymnasialbildung oder guten lateinischen Kenntnissen. Ein Knabe von fast 6 Jahren in den Anfangsgründen zu unterrichten, 2 Knaben von 9 und 11 Jahren (Sexta und Quinta) bei den Schularbeiten zu beaufsichtigen und im Lateinischen zu fördern. Gehalt 1200 Mark und freie Station, bedingter Familienanschluß.

Meldungen erbeten an die Zentralleitung der Stellenvermittlung: Berlin W., Emserstraße 5 pt.

Dieser Nummer liegen Prospekte des Verlages von

Otto Meißner in Hamburg

betreffend

Georg Paysen Petersen: „Mütterchen, erzähl uns was!"

und von

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

betr. **„Festgeschenke für jung und alt"**

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin W., Leipzigerstr. 92. ✱ Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. ✱

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: **Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B.,** Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Wir haben, wie in den früheren Jahren, eine Anzahl Exemplare der vollständigen Jahrgänge

„Die Frau"

in **Originaldecke** einbinden lassen und empfehlen dieselben zum Preise von je **10 Mark** franko

als

Weihnachts-Geschenk.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Straße 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung. Expedition der „Frau".

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2640) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

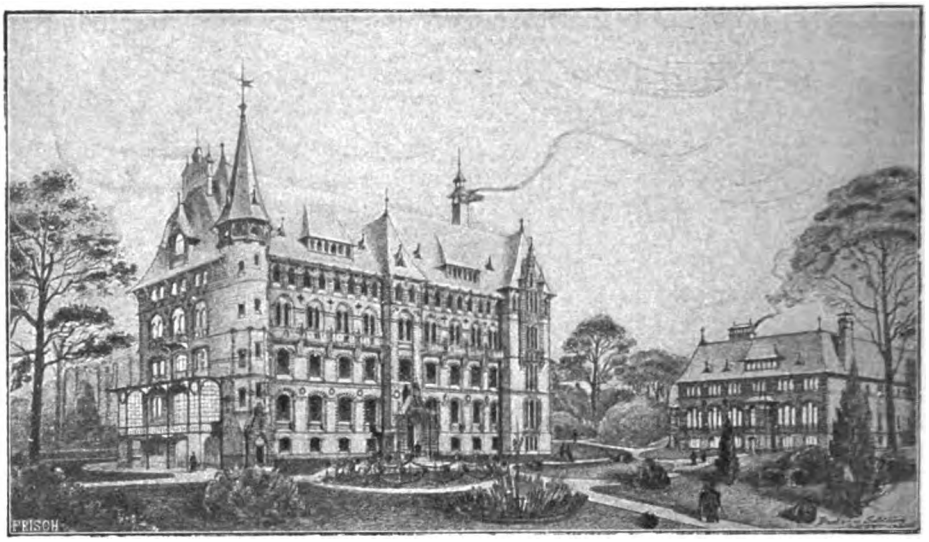
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehun

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30
Barbarossa-Stras

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialpros

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch-
und
Haushaltungs-
schule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse
in
allen Zweigen
Küche u. Haus
für
Töchter
höherer St
für
Bürgertöchter
Kochcurse
für Schulkin
Ausbilde
zur Stütze d
und Dienst
Auskunft ü
erteilt Frl. D

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** Expedition im Sekretariat, W. 30. Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jedes Q und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M. für De 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition z

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 4 Januar 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Zum Jahresanfang.

Wie doch alles so schnell verbleicht! in der sichtbaren Welt die Leiber, in der Geisterwelt deren Gedächtnis! Was ist doch alles Sinnliche, zumal was durch Vergnügen anlockt oder durch Schmerz abschreckt oder in Stolz und Hochmut sich breit macht! wie nichtig und verächtlich, wie schmutzig, hinfällig, tot! — Man folge dem Zuge des Geistes; man frage nach denen, die sich durch Werke des Geistes berühmt gemacht haben; man untersuche, was eigentlich sterben heißt (und man wird, wenn man der Phantasie keinen Einfluß auf seine Gedanken verstattet, darin nichts anderes als ein Werk der Natur erkennen: kindisch aber wäre es doch, vor einem Werke der Natur, das derselben ohnehin auch noch zuträglich ist, sich zu fürchten); man mache sich klar, wie der Mensch Gott ergreift und mit welchem Teil seines Wesens, und wie es mit diesem Teil des Menschen bestellt ist, wenn er Gott ergriffen hat.

Es ist zwar ein lächerliches aber wirksames Hilfsmittel, wenn man den Tod will verachten lernen, sich die Menschen zu vergegenwärtigen, welche mit aller Inbrunst am Leben hingen. Denn was war ihr Los, als daß sie zu früh starben? Begraben liegen sie alle, die Fabius, Julianus, Lepidus oder wie sie heißen mögen, die allerdings so manche andere überlebten, dann aber doch an die Reihe mußten. — Wie klein ist dieser ganze Lebensraum, und unter wie viel Mühen, mit wie schlechter Gesellschaft, in wie zerbrechlichem Körper wird er zurückgelegt! Es ist nicht der Rede wert. Hinter Dir eine Ewigkeit und vor Dir eine Ewigkeit: dazwischen — was für ein Unterschied, ob Du drei Tage oder drei Jahrhunderte zu leben hast?

Daher begrenze den Weg, den Du zu gehen hast! Du wirst Dich auf diese Weise von mancher Sorge und von manchem Ballast befreien. Das Begrenzte ist der Natur gemäß, Begrenzung die Gesundheit unseres Thuns und Denkens!

Aus Mark Aurel's Meditationen.

Digitized by Google

Wissen und sittliche Kultur.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

In einem der längst verschollenen Bulwerschen Romane sucht der Held, Randal Leslie, sein Wissen nach allen Richtungen hin zu erweitern, nach dem Grundsatz: Wissen ist Macht. Er ist einer der unkomplizierten Bösewichter sans phrase, mit denen die alte Romantechnik so erfolgreich operierte, die aus ihrem Wissen harmlos vertrauenden Mitmenschen unaufhörlich Fallstricke drehen.

In der Welt der Wirklichkeiten pflegt es nüchterner zuzugehen. Zwar huldigt man auch hier unumwunden dem Grundsatz: Wissen ist Macht. Und wenn man auch nicht meint, Macht, um andere zu verderben, so denkt man doch auch keineswegs in erster Linie an die Macht andren zu nützen. Nach der landläufigen Auffassung lernt der Mensch, um etwas zu können, um sich im Kampf ums Dasein zu behaupten. „Nur der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der Schwächling untersinkt —" das ist der poetische Ausdruck für die nüchtern-egoistische, und doch in gewissem Alter und unter gewissen Daseinsbedingungen notwendige Praktik der Selbstbehauptung.

Diese Selbstbehauptung aber erfolgt in den seltensten Fällen durch Kenntnisse als solche; ihre Möglichkeit steigt in gleichem Maß mit dem Kraftmoment, das als Niederschlag geistiger Arbeit bleibt, das sie als Arbeit erst charakterisiert. Wem von Mathematik und Logik nur auswendig gelernte Formeln bleiben, anstatt des Bewußtseins von der Notwendigkeit der Beziehungen, des Zusammenhangs von Prämissen und Folgerungen; wem die Naturwissenschaften nur die Kenntnis einer Menge von Einzeldingen und Einzelvorgängen vermitteln, anstatt der immer lebendigen Vorstellung einer unerbittlichen Causalität, einer unlöslichen Verkettung von Ursache und Wirkung; wem Geschichte und Litteratur nur in Form von Daten und Namen das Gedächtnis füllen, ohne die Fähigkeit des Erfassens feiner psychologischer Zusammenhänge zu entwickeln, dem fehlt das Wichtigste, was die Wissenschaft geben kann: die Schulung des Geistes, die da befähigt, überall den Hebel anzusetzen und die erst die höchste Möglichkeit der Selbstbehauptung gewährt.

Es ist durchaus möglich und in der Mehrzahl der Fälle wahrscheinlich, daß solches Wissen auch lediglich in den Dienst der Selbstbehauptung gestellt wird, daß es keinen bestimmenden Einfluß auf die altruistische Richtung des Wollens, auf die Ausgestaltung des sittlichen Charakters übt. Wäre dem nicht so, läge in der intellektuellen Kultur zugleich die Gewährleistung der sittlichen, so müßte die Sittlichkeit eines Volkes genau mit seiner intellektuellen Hebung Schritt halten, so müßten die verschiedenen Schulen und Bildungsgänge ein von unten nach oben sich steigerndes Maß sittlichen Wollens garantieren, so müßten die Klügsten die Besten sein. Ein unbefangener Blick in das

Digitized by Google

tägliche Leben lehrt, daß die Sache oft geradezu umgekehrt liegt, daß unendlich oft der weitere Blick, die größere Fähigkeit, verwickelte Zusammenhänge zu zergliedern, aus entlegenen Prämissen Schlüsse zu ziehen, auf die der ungeschulte Verstand nicht verfällt, nur im Dienst des eigenen Vorteils geltend gemacht wird; daß hingegen mit den einfachsten Bildungsformen sich häufig Reinheit des Wollens und Güte des Charakters paaren. Ja, es hat immer Weise gegeben, und es giebt deren auch heute, die das Verstummen der sittlichen Instinkte geradezu auf die intellektuelle Kultur zurückführen wollen, die, wie etwa Tolstoi in seiner „Macht der Finsternis", sich das reine sittliche Wollen nur in den einfachsten Naturen verkörpert denken können.

Freilich, auch dem umgekehrten Argument begegnen wir, und zwar in scheinbar viel plausiblerer Darlegung. Ist es uns doch ganz geläufig, Civilisation und steigende sittliche Kultur als identische Begriffe zu fassen; liegt doch auch der Gedanke nahe, daß der moderne Mensch mit gesteigerten sittlichen Instinkten aus dem langen Entwicklungsprozeß der Menschheit hervorgegangen sein müsse.

Ein Gespräch, daß Leopold von Ranke mit König Max von Bayern im Anschluß an seine Vorträge über allerhand geschichtliche Entwicklungs-Probleme führte, berührt auch diese Frage. „Kann man annehmen", fragt der König, „daß es jetzt eine größere Menge von ausgezeichnet gesitteten Menschen gebe als früher?" „Das läßt sich kaum behaupten", ist Ranke's Antwort; „in der Sittlichkeit kann ein Fortschritt nicht angenommen werden, denn die Sittlichkeit ist zu sehr mit der Persönlichkeit verbunden. In der Humanität aber ist ein Fortschritt wahrnehmbar, d. h. das Volk betrinkt sich weniger als früher, es prügelt sich weniger u. s. w." Und der gelehrte Verfasser der Geschichte der Civilisation in England, Thomas Buckle, der den geistigen Gesetzen, die dem Fortschritt der Menschheit zu Grunde liegen, ein eingehendes Studium widmet, kommt gleichfalls zu dem Schluß, daß der Fortschritt der Menschheit nicht sowohl auf einem Fortschritt innerer Kräfte beruhe, als auf dem Umstand, daß jede neue Generation in der Regel in Verhältnisse hineingeboren werde, die ihr die Anwendung ihrer Fähigkeiten leichter mache als der früheren, daß die Totalität der menschlichen Handlungen durch die Totalität des menschlichen Wissens bedingt sei.

Es ist allerdings leicht nachzuweisen, wie die Handlungen der Menschheit im ganzen genommen durch die Summe ihrer Kenntnisse reguliert werden, und wie auf diesem Wege ein allmählicher Fortschritt von der Barbarei zur Humanität angebahnt, wie Zustände geschaffen werden, die äußerlich einen sittlichen Charakter tragen, ohne einem sittlichen Wollen irgendwie ihr Dasein zu verdanken. Eben die durch die Ausbildung des Intellekts erlangte Fähigkeit des weiteren Blicks, der Zergliederung komplizierter Erscheinungen, der Erfassung historischer, zeitlicher, örtlicher Bedingtheiten, notwendiger Beziehungen, läßt die Möglichkeit nicht nur der Selbstbehauptung, sondern auch der Behauptung kleinerer oder größerer Gemeinschaften, Kasten, Klassen, Berufseinheiten erkennen. So weiß der Kaufmann von heute sehr wohl, daß die Möglichkeit seiner Selbstbehauptung nicht auf der Wahrnehmung eines kleinen individuellen Vorteils beruht, sondern auf der Beobachtung der Gesetze, die heute in seinem Beruf gelten und unter denen strenge Reellität eins der wichtigsten ist. Dies selbstgeschaffene Gesetz verdankt aber nicht etwa einem ernsten sittlichen Wollen seinen Ursprung, sondern der Erkenntnis, daß der augenblickliche Vorteil möglicherweise den dauernden Erfolg ausschließt, daß ferner ein Welthandel, ein ausgedehntes Kreditwesen, ein Bankverkehr ohne solche Grundlage unmöglich sind. Auf den gleichen

Digitized by Google

Grundlagen beruht die gegen früher so unendlich gestiegene Sicherheit des Lebens und Eigentums, des öffentlichen Verkehrs, beruhen viele Einrichtungen, die den Enterbten der menschlichen Gesellschaft zu gute kommen: alles Humanität auf Grund einer höher gestiegenen, klareren Erkenntnis, nicht auf Grund eines reineren Wollens; vieles darunter Abschlagszahlungen, Barrikaden gegen anstürmendes Verlangen, kluge Mittel zur Beschwichtigung ungestüm mahnender Gläubiger.

Und somit sind allerdings Civilisation und sittlicher Fortschritt der Menschheit ebenso wenig identische Begriffe als intellektuelle Bildung und individuelle Sittlichkeit.

* * *

Man könnte sich nun sehr wohl eine menschliche Gesellschaft denken, in der lediglich eine Zweckmäßigkeitspolitik auf rein intellektueller Grundlage zum Regulator aller Handlungen würde, eine Politik, die mit der steigenden Erkenntnis immer andere und zweifellos auch immer humanere Einrichtungen zeitigen würde. Sie würde stets eine Machtpolitik bleiben; sie würde nie weiter gehen, als das Nützlichkeitsmotiv verlangt; sie würde die Gesetze des wirtschaftspolitischen Einmaleins, das thatsächlich heute der ausschlaggebende Faktor ist, als sittliches Gewissen empfinden; sie würde schließlich in einer Art von Chinesentum erstarren. Denn es bliebe dabei: auf den Willen, auf die Ausbildung des sittlichen Charakters würde die kluge Ausgestaltung der äußeren Welt nach den Forderungen steigender Erkenntnis einen Einfluß nicht üben. Und so würde es auch zu einer wirklich sittlichen Weltordnung, zu einer Erfüllung aller Forderungen der Gerechtigkeit niemals kommen, wenn einzig und allein das aus der Erkenntnis stammende Nützlichkeitsmotiv die Welt gestaltete.

Es ist ein andres, das entscheidend in die Wagschale geworfen wird: der Wille wird nur befruchtet durch den Willen selbst, der schwankende sittliche Wille der Massen nur durch das starke sittliche Wollen großer Menschen. Ob dies sittliche Wollen im heißen Drang nach Erkennen, in der zwingenden Sehnsucht nach Wahrheit, ob es in religiöser Vertiefung, ob in künstlerischer Bewältigung großer Probleme, ob endlich in praktischer sozialer That zum Ausdruck kommt, das hängt von Naturanlagen, vom Vorherrschen einer bestimmten, ob spekulativen oder kontemplativen, künstlerischen oder praktischen Geistesrichtung ab. Nur unsre zergliedernde Betrachtungsweise hat uns gewöhnt, die Einheit der sittlichen Idee in Religion, Kunst, Philosophie und sozialer That zu übersehen, die Einheit, die darauf beruht, daß die wirklich Großen dieser Erde, die Träger solcher Ideen, den innersten Kern der Wirklichkeit zu erfassen und für die übrige Welt körperhaft zu gestalten versuchen.

Und jeder gestaltet sie in seiner Art, nach den Gesetzen und mit den Mitteln seiner Sphäre. Wir fassen diesen innersten Kern der Wirklichkeit in Michel Angelos Sibyllen wie in der Missa solennis, in Goethes Faust wie in Spinozas Ethik, in der tiefen Offenbarung der Bergpredigt wie in den Werken menschlicher Liebe und Selbstverleugnung. Und wer überhaupt ein Organ dafür hat, den packt die große, schöne, tiefe Einfalt, das Elementare dieser idealen Welt mit zwingender Gewalt, dessen Wille ist ergriffen weit hinaus über das berechnende Erkennen, das zur Selbstbehauptung führt, geläutert für das Leben im Dienst der Ideen oder der Menschen.

Wenn Thomas Buckle in seinen Ausführungen über die Gesetze des geistigen Lebens die sittlichen Motive als für den Fortschritt der Menschheit nicht ausschlaggebend, als den Gang der intellektuellen Entwicklung nur gelegentlich unterbrechend

Digitized by Google

und störend betrachtet, so macht er sich die Beweisführung bequem. Er setzt sittliche und religiöse Motive als identisch, und er faßt überdies Religion nicht als primitive Kraft im Sinne Schleiermachers, sondern als äußere Institution, als Kirche. Er übersieht endlich, daß vieles, was als intuitive Erkenntnis das Willensleben großer Menschen leitete, als Wissensbesitz auf spätere Generationen überging und ihre Handlungen, wenn auch nur als intellektueller Faktor, mitbestimmte.

Viel tiefer als dieser spekulierende Gelehrte sieht Goethe. Er erfaßt die Unmittelbarkeit, das Unbedingte, Primäre der sittlichen Idee. Das Sittliche, sagt er in den letzten Jahren seines Lebens zu Eckermann, „ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, in hohem Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog." Die Erfahrung, meint Goethe weiter, bewies den Menschen dann, daß der neue Weg, den sie als begeisterte Jünger beschritten hatten, zugleich ein zweckmäßiger, ein Weg des Fortschritts war. „So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten."

Der Kreislauf, den Goethe hier bezeichnet, wiederholt sich nun wieder und wieder. Was im Einzelnen als intuitive Erkenntnis lebt, was ihm und seiner Jüngerschaft tiefstes Ergriffensein, innerstes Leben bedeutet, reißt auch die Menge teils mit sich fort, teils wird es einfach dem Besitzstand ihres intellektuellen Erkennens einverleibt. Und insofern ist der Ausspruch richtig, daß nur die großen Glaubensepochen fruchtbar für die Menschheit werden, die Epochen, in denen eine sittliche Idee das Handeln befruchtet. Wenn in früheren Zeiten diese großen Glaubensepochen durch die Beziehung auf das Transcendente fast ausschließlich beherrscht wurden, wenn sie dadurch einer mißverstandenen Abwendung vom wirklichen Leben, einer Weltflucht scheinbar das Wort redeten, so sehen wir in unseren Tagen überall die Überzeugung wachsen, daß das Sittliche gerade innerhalb der Welt seine Verkörperung finden muß. Die sittliche Idee tritt mehr und mehr mit ihren Forderungen auf Verwirklichung, auf die Umsetzung in die soziale That in das Bewußtsein. Lange Zeiten hindurch galt tieferen Gemütern die Läuterung der eigenen Persönlichkeit als höchstes, fast als einziges sittliches Gebot, der sittliches Thun nur als unvermeidliche Konsequenz folgte. Heute tritt mächtig und immer mächtiger die Idee der Nächstenliebe, die sich Jahrhunderte hindurch in ein bequemes Gewand gehüllt hat, als nackte Gewissensforderung an uns heran; soziale Gerechtigkeit ist das große Glaubensmoment, das, von einzelnen ergriffen und gestaltet, als unabweisbare Forderung, ob sittlich, ob nur intellektuell erfaßt, unsere heutige Welt beherrscht.

Nur wenig Menschen ist es beschieden, in unmittelbarem Verkehr mit führenden Geistern die großen Glaubensmomente zu erfassen, durch die diese ihrer Zeit die bestimmende Richtung geben. In weitaus den meisten Fällen ist auch hier der Vermittler das gedruckte Wort, das Buch. Aber solche Bücher werden nicht gelesen, man unterrichtet sich nicht aus ihnen, man lebt sie. Hier faßt der Geist unmittelbar den Geist; hier führt man Zwiesprache mit denen, die einem im tiefsten Innern verwandt sind.

* * *

Digitized by Google

Aber nun kommt die Gefahr. Und nun werden wir sehen, wie sich der Ring wieder schließt, und wie die intellektuelle Bildung wieder zu ihrem Recht kommt.

Wer sich dem Zauber einer fortreißenden Idee widerstandslos hingiebt, wem die Hemmungscentren fehlen, die wissenschaftliche Schulung schafft, verfällt nur zu leicht dem Irrlichterieren, der haltlosen Schwärmerei. Daher immer wieder der Kampf großer Reformer gegen die Schwarmgeister, die ihr Werk zerstören. „Denn", heißt es in Konrad Ferdinand Meyers Pescara, „ein weltbewegender Mensch hat zwei Ämter, er vollzieht, was die Zeit fordert, dann aber — und das ist sein schwereres Amt — steht er wie ein Gigant gegen den aufspritzenden Gischt des Jahrhunderts und schleudert hinter sich die aufgeregten Narren und bösen Buben, die mitthun wollen, das gerechte Werk übertreibend und schändend." Das sind die, die entweder mit unlauterem Herzen und unreinen Händen oder mit halber Bildung und ungeschultem Geist da mitthun wollen, wo Lauterkeit der Gesinnung und strenge Geistesschulung Grundbedingungen für den Erfolg sind. Aber da beides selten ist in der Menge, so hat ein Gerber Kleon, so haben Bilderstürmer und Bildungsphilister, die leichten Herzens den heiligsten Hort der Menschheit, die Ehrfurcht vor dem Großen, zertrümmern, noch immer ein leichtes Spiel gehabt. Und in Scharen eilen sie herbei, wo es eine Verneinung gilt, die ihnen, denen positive Schaffenskraft versagt blieb, ein Relief geben könnte. Darum wird Nietzsche von niemand eifriger verkündet als von den vielzuvielen, die dadurch Übermenschen zu werden vermeinen.

Das alles sind nicht bloße akademische Erörterungen: es sind Erwägungen, die uns von heute ganz unmittelbar betreffen. Denn wir stehen mitten in einer solchen großen Glaubensepoche; von uns hängt es mit ab, wie reich ihre Frucht werden soll. Die Überzeugung, daß der arme Lazarus nicht erst auf Abrahams Schoß verwiesen werden soll, die Überzeugung, daß nicht eine Klasse der andren Licht, Luft, die Teilnahme am geistigen Leben durch Verurteilung zu fortdauerndem Kampf um das Existenzminimum verkümmern darf, die Überzeugung endlich, daß nicht ein Geschlecht dem andern sagen kann, bis hierher und nicht weiter, ist auf dem Wege, sich zum festen Glaubenssatz zu verdichten. Die Idee der ausgleichenden sozialen Gerechtigkeit, die sich führenden Geistern mit Notwendigkeit aus der Kritik der wirtschaftlichen Verhältnisse ergab, soll zur Antwort werden auf die Frage der Versorgung der Schwachen und Armen, auf die Arbeiterfrage, auf die Frauenfrage. Schon ist diese Idee Gemeingut der Masse geworden und damit all den Gefahren preisgegeben, die ein formuliertes Bekenntnis dem lebendigen Geist bedeutet.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, auf die ersten beiden Probleme einzugehen, am wenigsten auf das zweite, dessen Riesenausdehnung und Kompliziertheit jeder knappen Formulierung spottet. Aber ein Wort zur Frauenfrage, die sich auf eine ganz einfache Formel bringen läßt, sei mir gestattet.

Von der rein wirtschaftlichen Seite der Bewegung sehe ich hier völlig ab. Sie wird unter dem Druck der Massen, der Arbeitsuchenden, durch die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse selbst auch ihre Lösung finden, wie sie sie schon zum Teil gefunden hat. Ich spreche nur von der sozialen und kulturellen Frage im engeren Sinne, die durch Einzelne ihre Formulierung, Vertretung und Förderung findet. Auch von diesen gilt es, daß nur die der großen Kulturbewegung zu Grunde liegende Idee ihren Willen packen, ihnen den sittlichen Ernst und die geistige Spannkraft verleihen

Digitized by Google

kann, die als Grundlage angestrengter Arbeit unentbehrlich sind; auch bei ihnen muß als Korrektiv die tiefgehende Bildung, die richtige Erkenntnis der politischen, sozialen, psychologischen, der allgemeinen und besonderen Bedingtheiten vorhanden sein, von der der dauernde Erfolg sozialer Bewegungen abhängt. Das Revolutionieren allein thut es bekanntlich nirgends; es zerstört, ohne aufzubauen.

Es möchte nun kaum ein Motiv geben, das geeigneter wäre, den Willen der Frauen und gerecht denkender Männer in seinen Bann zu ziehen als der Gedanke, der Frau die volle, freie Anteilnahme an allen menschlichen Errungenschaften, die volle Möglichkeit eines maßgebenden Einflusses auf die Gestaltung der menschlichen Kultur zu erringen. Denn überall, wohin wir sehen, ist das Fehlen des weiblichen Einflusses zu erkennen, eines Einflusses, der dem sozialen Leben die Momente geben würde, die unser Familienleben zu voller Entwicklung gebracht haben.

Diese große Aufgabe durchzuführen, dazu bedarf es vor allem Frauen von klarer Erkenntnis und gründlicher Bildung. Ich denke dabei durchaus nicht in erster Linie an eine akademische Bildung. So notwendig ihre Erschließung für die Frauen ist, so wichtig sie für die Bewegung werden kann, so wiegt natürlich an und für sich der weibliche Doktorhut nicht schwerer als der männliche. Er kann seinen Inhaber ganz ohne die psychologischen, sozialen und logischen Einsichten lassen, die grade die Frauenbewegung in so hohem Maße erfordert.

Schon das reine Erfassen des leitenden Motivs. Die Erkenntnis, daß der Einfluß der Frau für die Gesundung unseres öffentlichen Lebens notwendig sei, ist im Wachsen begriffen. Der Einfluß der Frau, d. h. eines Geschlechts, das anders ist als der Mann. Auf der Differenziertheit der Geschlechter beruht das Interesse der Gesamtheit an der Befreiung der Frau. Es sollen der Kultur Eigenschaften zu gute kommen, die der Mann nie hatte, hat, noch haben kann. Freilich, in der Gestalt, in der viele Männer diese Differenziertheit hegen, pflegen und lieben, würde sie schwerlich der Gesamtheit irgendwelchen Nutzen bringen. Der bekannte Pädagoge Campe will den Mann stark, fest, kühn, ausdauernd, hehr und kraftvoll an Leib und Seele, das Weib dagegen schwach, klein, zart, empfindlich, furchtsam, kleingeistisch. Und der moderne Herr Johannes Müller glaubt im Sinne der Frau das Chamissosche: „Darfst mich niedre Magd nicht kennen, hoher Stern der Herrlichkeit" variieren zu dürfen. Solche Phrasen sind nur darum notdürftig zu begründen, weil jahrhundertelange erziehliche Einwirkungen nach dieser Richtung hin aus der Frau vielfach ein Wesen geschaffen haben, das diesem Magdideal nahekommt. Unser Ideal ist ein anderes: neben dem starken Mann soll die starke Frau stehen, stark durch alle Mittel menschlicher Bildung, stark in der Behauptung ihrer innersten Natur, deren springender Punkt die Mütterlichkeit ist.

Dazu bedarf sie derselben formalen Möglichkeiten wie der Mann. Nur aus der vollen Freiheit der Entwicklung heraus wird sie die Richtung auf das ihr Gemäße finden. Und je tiefer ihre Bildung ist, um so eher und sicherer wird das geschehen. Fraglos finden sich heute in der Bewegung auch ehrlich Wollende — von denen, die nur darin ein Postament für die eigene kleine Person suchen, sehe ich überhaupt ab — die blind auf den Spieß rennen, wenn es heißt, für die Frau etwas zu erreichen. Mit Recht geißelt Ellen Key eine begeisterte Frauenrechtlerin, die gehört hat, daß eine Frau Schlachter geworden ist und ausruft: „So gehet nun hin und thut desgleichen,"

Digitized by Google

und eine andere, die sich an der Thatsache erfreut, daß eine Frau es glücklich zum Scharfrichter gebracht hat.

Aber das alles ist doch einfach nur Unbildung oder, schlimmer noch, Halbbildung. Nur die gebildete Frau weiß, daß sie nur als Frau siegen kann; nur sie wird fähig sein, die Frauenbewegung zum Endziel zu führen, das von ihr rein Empfundene und zum Ausdruck Gebrachte als Lehrsatz, als eine soziale Erkenntnis, eine entwicklungsgeschichtliche Wahrheit dem geistigen Besitz der Massen einzufügen und somit den sittlichen Fortschritt der Menschheit zu fördern.

* * *

Und nun noch einmal aus dem Besonderen zurück zum Allgemeinen.

Den Griechen war es bekanntlich eine ganz geläufige Anschauung, daß mit der Einsicht in das, was böse und gut sei, auch das Handeln nach dieser Einsicht gegeben sei, daß das Wissen um die Sittlichkeit auch zur Sittlichkeit führe. Wenn uns diese Anschauung heute fremd erscheint, so erklärt sich das zur Genüge aus der ganz andersartigen Auffassung, den wir mit dem Begriffe „Wissen" verbinden. Wir verstehen darunter ein gedächtnismäßiges Erfassen, nicht ein lebendiges Sichaneignen, das zu tiefinnerer Überzeugung führt. Wo dies sich vollzieht, da wird auch heute noch das Wissen unmittelbar zur sittlichen Kultur werden. Denn da ist der Wille lebendig, dem nun das rein intellektuell Erfaßte im einzelnen die Norm zu geben, die Richtung zu bestimmen hat. Wer zu solchem Erfassen sittlicher Wahrheiten durchgedrungen ist, der wird zum festen Halt auch für andere; dem gilt Goethes Wort: „das selbständige Gewissen ist Sonne deinem Sittentag."

Die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Der Reichskanzler hat kürzlich die deutschen Gewerbeaufsichtsbeamten aufgefordert, folgende Fragen zu beantworten:

„Erscheint es zweckmäßig und durchführbar, die zulässige tägliche Arbeitszeit der Arbeiterinnen von 11 auf 10 Stunden herabzusetzen, die nach den Bestimmungen der Gewerbeordnung zu gewährende Mittagspause von 1 Stunde auf $1^1/_2$ zu verlängern und den Arbeitsschluß am Samstag früher als $5^1/_2$ Uhr zu legen oder stehen Bedenken entgegen?"

Wer die Litteratur über die Arbeiterschutzbestrebungen kennt, wer namentlich die Berichte der Gewerbeinspektoren während des letzten Jahrzehnts verfolgt hat, für den kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Fragen eigentlich längst und hinreichend beantwortet sind. Der hätte erwarten können, daß wenigstens die Einführung des zehnstündigen Maximalarbeitstages, die doch längst spruchreif ist, nicht neuer Erhebungen als Grundlage bedurft hätte.

Aber die Gesetzgebungsmaschine geht keinen schnellen Gang. Für sie ist der staunenerregende technische Fortschritt, der eine beschleunigte Entwicklung der Industrie

Digitized by Google

herbeigeführt hat, noch nicht erfunden; und so müssen immer neue Beweggründe von immer weiteren Kreisen in's Feld geführt werden, um die soziale Gesetzgebung auch nur um einen Schritt weiter zu bringen.

In Wort und Schrift hat nun die Gesellschaft für soziale Reform die Agitation für einen erweiterten Arbeiterschutz — zunächst für die Herabsetzung der Arbeitszeit der Frauen — aufgenommen. Bei dem Einfluß, den die Gesellschaft durch ihre den verschiedensten Kreisen angehörenden Mitglieder auszuüben in der Lage sein dürfte, ist ihren Kundgebungen besondere Bedeutung beizumessen. Gehören ihr doch Mitglieder — und zwar großenteils führende — fast aller Reichstagsfraktionen an;[1]) und diese sollten im Stande sein, auch im Parlament ihren Forderungen nachdrücklich und erfolgreich Geltung zu verschaffen. Denn die in der Gesellschaft vertretenen Parteien stellen eine überwältigende Mehrheit des Reichstags dar. Das berechtigt uns zu der Hoffnung, daß die von der Gesellschaft aufgestellten Vorschläge bald Gesetz werden; das legt uns die Pflicht auf, zu ihren Veröffentlichungen Stellung zu nehmen.

Auf ihrer ersten Generalversammlung beschäftigte sich die Gesellschaft für soziale Reform mit der „Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen". Referate über das Thema waren Herrn Dr. August Pieper und Fräulein Helene Simon übertragen. Die Erstattung des zweiten Referats auf der Versammlung durch Fräulein Simon wurde — wie den Lesern dieses Blattes bekannt ist — von der Kölner Polizei auf Grund des Vereinsgesetzes untersagt. Jetzt hat die Gesellschaft für soziale Reform die umfangreichen Arbeiten der beiden Referenten veröffentlicht.[2]) Der Drucklegung des Simon'schen Referates stand kein Gesetz im Wege.

Es ist im Interesse des sozialen Fortschritts sehr zu bedauern, daß sozial und wissenschaftlich so durchgebildeten Frauen wie Helene Simon heute kein andrer Weg offen steht, um für ihre Ideen und Überzeugungen einzutreten. Denn die Lektüre der beiden Arbeiten kann den unbefangenen Leser nicht im Unklaren darüber lassen, daß in diesem — wie in manchem andern Fall — die Frau weit wirksamer als der Mann für Frauen zu kämpfen weiß. Beide Arbeiten zeichnen sich durch große Sachlichkeit, durch umfangreiches Beweismaterial aus. Aber bei allen Vorzügen fehlt dem Pieperschen Referat doch die überzeugende und fortreißende Wärme, die eben nur aus dem feinsten Verständnis für die Not der arbeitenden Frau erwächst; es fehlt das tiefere Eindringen in die subtileren weiblichen Bedürfnisse, das letzte Sehen und Verstehen der weiblichen Empfindungssphären, in die eben nur die Frau hineinblicken kann.

* * *

Beide Arbeiten stimmen darin überein, daß die Einführung eines zehnstündigen Maximalarbeitstages für Frauen notwendig und ohne Schwierigkeiten durchführbar sei. Bisher gilt in Deutschland durch die Gewerbeordnungsnovelle vom Jahre 1891 der elfstündige, an Vorabenden von Sonn- und Festtagen der zehnstündige Maximalarbeitstag. Das war der erste Versuch einer Regelung der Arbeitszeit erwachsener Fabrikarbeiterinnen. Thatsächlich wurde schon vor jener Zeit diese Arbeitszeit nicht allgemein in vollem Umfange ausgenutzt. Der gesetzliche Maximalarbeitstag soll auch nur die äußerste Grenze festsetzen, über die hinaus eine Beschäftigung von Arbeiterinnen nicht gestattet ist. Solche Bestimmungen pflegen daher nur den Arbeiterschichten zu Gute zu kommen, die unter den ungünstigsten Bedingungen arbeiten. Aber gerade „diese Schwachen bedürfen ja des Schutzes" am meisten, nicht die Starken.

Und darin liegt eben die Motivierung des besonderen Arbeiterinnenschutzes, den die deutsche Gesetzgebung im Jahre 1891 eingeführt hat, um dessen Fortbildung es sich bei Einführung eines zehnstündigen Maximalarbeitstages für Frauen handelt. Es ist von den Gegnern des Arbeiterinnenschutzes — von Frauen, die um des Gleich-

[1]) Nur Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion haben sich der Gesellschaft nicht angeschlossen.
[2]) Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform. Heft 7 u. 8. Verlag Gustav Fischer. Jena 1902.

Digitized by Google

berechtigungsprinzips willen jede Sonderbestimmung für Frauen verwerfen — oft darauf hingewiesen worden, warum man nicht den gesetzlichen Maximalarbeitstag für alle Arbeiter — ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht — fordert. Darauf giebt Helene Simon eine treffende Antwort. Die Forderung eines Maximalarbeitstages auch für die männlichen Arbeiter stößt eben auf einen noch stärkeren Widerstand. Zudem bot sich dem männlichen Arbeiter „auch jenseits des staatlichen Eingriffs ein Weg zur Kreuzung des ihn — so lange er isoliert steht — bedingungslos unterjochenden Spiels von Angebot und Nachfrage. Ein Weg, der für einzelne Berufsgruppen rascher zum Ziele führte, als der schwerfällige und schablonenhafte Apparat der Gesetzgebung: die Organisation." Gerade die Verbindung von Staats- und Selbsthilfe hat im Laufe des 19. Jahrhunderts „in den Großbetrieben fortgeschrittener Länder an Stelle eines durchschnittlichen Arbeitstages von 12—15 Stunden 9—11 Stunden gesetzt." Was die Organisationen der Männer für einzelne Schichten der Arbeiterwelt erkämpft hatten, das wurde anderen dann durch das Gesetz gesichert. Denn der Gesetzgeber pflegt nur bereits geltende Normen zwangsweise zu verallgemeinern. „Es erzwingt da Fortschritte, wo sie am nötigsten sind: in gesundheitswidrigen Anlagen, die sich mit rückständigen Praktiken zu behaupten suchen."

In den rückständigen Industrien aber und Betrieben finden wir gerade die Frauen. Sie haben sich bisher nicht fähig gezeigt, durch Organisation sich selbst den nötigen Schutz zu sichern, und es ist deshalb eine leere Phrase, die Arbeiterin immer und immer wieder nur und ausschließlich auf die Organisation zu verweisen. Und es ist eine Grausamkeit und Kurzsichtigkeit, mit dem Hinweis auf die Selbsthilfe den Schutz der Arbeiterin ablehnen zu wollen.

Wie ungleich das Resultat der Selbsthilfe bei Männern und Frauen ist, daß sogar trotz des gesetzlichen elfstündigen Maximalarbeitstages für Frauen diese hinter den Errungenschaften der Männer vielfach zurückbleiben, dafür bietet die Veröffentlichung der Gesellschaft für soziale Reform zahlreiche Beispiele. So führt Pieper eine Stuttgarter Enquête an, aus der sich ergiebt, daß in zehn großen Berufsgruppen die Frauen länger arbeiten (zum Teil bis zehn Stunden wöchentlich) als ihre männlichen Kollegen; z. B.

	wöchentliche Arbeitszeit der Frauen	wöchentliche Arbeitszeit der Männer
Buchdrucker	54,5 Stunden	53,9 Stunden
Lithographen und Steindrucker	54,8 „	54,7 „
Buchbinder	55,6 „	54,6 „
Maler und Lackierer	58,2 „	56,6 „
Handschuhmacher	59,3 „	57,7 „
Textilarbeiter	66,0 „	58,6 „
Handlungsgehilfen	62,3 „	52,1 „
Tagelöhner u. s. f.	65,0 „	58,8 „

Und bezeichnend für diese Verhältnisse klingt die von Helene Simon wiedergegebene Äußerung eines Gewerbeinspektors aus Unterfranken: „Die Arbeitszeit der Frauen ist in denjenigen Betrieben, in welchen zugleich Männer arbeiten, und in welchen diese zehnstündige oder noch kürzere Arbeitszeit erreicht haben, wie beispielsweise in Buchdruckereien, ebenso kurz wie die der Männer."

Angesichts solcher Mitteilungen kann man wohl nicht daran zweifeln, daß — wie hoffnungsvoll man auch die Organisationsfähigkeit der Arbeiterinnen ansehen möge — im Augenblick für die Frauen mehr noch als für den Mann der Staatsschutz notwendig ist. Und so kann man denn Helene Simon durchaus zustimmen, wenn sie sagt: „Man kann im Prinzip den allgemeinen Maximalarbeitstag befürworten und doch aus mehr als opportunistischen Gründen in erster Linie auf Kürzung der Frauenarbeit dringen. Allein von jeder grundsätzlichen Entscheidung abgesehen, lautet unsere Frage: Auf welchem Wege kann in Deutschland zunächst ein Fortschritt erzielt werden?

Die deutsche Gesetzgebung lehnt sich an die englische. Sie bewegt sich auf der Linie des geringsten Widerstandes, d. h. da, wo die Motive zu ihrer Anwendung am

Digitized by Google

überzeugendsten und ergreifendsten sind. Am weitesten jenseits dieser Motive steht der Mann, ihnen am nächsten das naturgemäß zur Selbsthilfe unfähige Kind. Nach den Kindern zieht der Staatsschutz die Frauen in seinen Kreis, weil ihre Ohnmacht nicht viel geringer ist.

Darin liegt keine Unterschätzung. Denn diese Stellung entspringt nicht der Unmündigkeit, dem ursprünglichen geistigen Minderwert, sondern körperlicher Überlastung.

Ob die Arbeiterin an sich schädigende Einflüsse schlechter verträgt als der Arbeiter, ist zunächst unwesentlich. Wir müssen damit rechnen, daß sie durch ihr Geschlecht doppelten Ansprüchen untersteht, die ihre Widerstandsfähigkeit untergraben. — — — Teils herkömmlich, teils diktiert von der Rolle auf dem Arbeitsmarkte treffen wir die Frauen auf der untersten wirtschaftlichen Stufe der Unbemittelten am stärksten vertreten, übernehmen sie wenigstens im allgemeinen die von den Männern verlassenen minderwertigen Arbeitsstellen.

Angesichts der ganzen sozialen Lage müßte die Arbeiterin nicht nur gleich kräftig, sondern undenklich viel kräftiger sein als der Mann, wäre sie nicht stärker gefährdet als er. — — — Und mit der Trägerin des kommenden Geschlechtes ist auch dieses erschreckend gefährdet!"

* * *

Die Forderungen, die sich hieraus für Helene Simon ergeben, müssen kurz charakterisiert werden. Sie weist sowohl den Ausschluß der verheirateten Frau aus der Fabrik, wie die von manchen Seiten vorgeschlagene Berücksichtigung physiologischer Vorgänge zurück. Der alleinige Schutz der Mutter aber würde die besondere Gefährdung der jungen Mädchen in den Entwicklungsjahren außer Acht lassen, „die für den weiblichen Organismus eine viel größere Rolle spielt als bei dem männlichen Geschlecht." Der Schutz muß deshalb *alle* arbeitenden Frauen treffen. Wie Henriette Fürth in ihrer Broschüre über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen, so kommt auch Helene Simon zu dem Ergebnis: Nicht die *gewerbliche Arbeit an sich* ist eine Gefahr für die Frau. Sie wird es erst durch ihr *Übermaß*.

„Wo das Gesetz nicht eingreift, nicht ‚die kleine Spanne zum Lieben und Leben, die kleine Spanne zum Denken und Streben' sichert, giebt es für sie allzuoft nur die Schranke der Erschöpfung. So hemmt der Arbeiterinnenschutz einen der Schwäche entspringenden unlauteren Wettbewerb sowohl im Interesse des Weibes als der gesamten Arbeiterschaft. Er saniert damit auch die Industrie". Der Arbeiterinnenschutz, der seit 1891 in Deutschland in Kraft ist, hat in dieser Richtung gewirkt. Helene Simon führt aus, daß die Volkswirtschaft dadurch nicht gehemmt worden ist, sondern daß diese Arbeitsregelung vielmehr zur Verbesserung der Technik und Produktionsweise anspornte und für die geschützten Arbeiter und die Arbeiter überhaupt ein Gewinn war.

Aber mit diesem Fortschritt sind die Ansprüche der Menschlichkeit und Kultur nicht erfüllt!

Helene Simon fordert die intensive Verbesserung der Schutzvorschriften, wo sich Notwendigkeit und Möglichkeit begegnen. Sie fordert zunächst den Zehnstundentag. *„Der Zeitpunkt ist da, die Konsequenz des überreichen Beweismaterials zu ziehen* und den deutschen Arbeiterinnenschutz auf die Höhe der ausländischen Gesetzgebung zu bringen." Helene Simon stellt sich mit dieser Forderung auf den Boden der Gesellschaft für soziale Reform, die praktische Gegenwartspolitik treibt. Aber mit klarem Erkennen der Verhältnisse und mit weitem Blick verhehlt sie nicht, daß es sich beim Erfüllen dieser Forderung nicht um das *Erreichen eines Ziels*, sondern nur um *einen Schritt zu diesem* handeln kann.

„Wird der Zehnstundentag hinlänglichen Wandel schaffen? Gewiß nicht. Aber er führt uns dem Wandel weiter entgegen. Und er wird einen Fortschritt bedeuten, der den Interessen der Industrie nicht einmal für eine Übergangszeit widerspricht.

Digitized by Google

Dem ersten entscheidenden Eingriff des Jahres 1871 gegenüber verhält er sich wie ein bescheidener Ausbau, der sich wahrscheinlich unmerklich vollziehen wird."

Wie mit dieser Stellungnahme, so ist Helene Simon auch in den andern Fragen der Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen entschiedener und weitgehender als Pieper. Dieser bezeichnet die bisher durch das Gesetz gestattete Überzeitarbeit für 40—60 Tage im Jahr — also die sanktionierte Durchbrechung und Durchlöcherung des gesetzlichen Maximalarbeitstages — als ein „notwendiges Übel". Diese Anschauung muß mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden. Solange die Überzeitarbeit erlaubt ist, ist die Kontrole über die Innehaltung des Maximalarbeitstages fast unmöglich gemacht. Daß Überstunden entbehrlich sind, daß die Industrie vermöge ihrer Anpassungsfähigkeit allen Ansprüchen ohne sie begegnen kann, zeigt schlagend die englische Textilindustrie. Helene Simon berichtet darüber: „Ihre glänzende Entwicklung ward durch das Verbot aller und jeder Überzeit nicht aufgehalten. Darüber hinaus kommt kein Argument — — Ebenso vollzog sich ihre Beseitigung für junge Leute zwischen 16 und 18 Jahren durch das englische Fabrik- und Werkstättengesetz von 1895 ohne Hindernis. Selbst die englische Regierung fand es nicht nur geeigneter, sondern auch profitabler, jede Überarbeit, ausgenommen in Fällen ‚nationaler Dringlichkeit' aufzugeben. Und auf Grund dieser unbestrittenen Erfahrungen bekämpfen die englischen Inspektoren sie bedingungslos. Ich sehe — so sagt einer von ihnen — in der gesetzlichen Gestattung der Überarbeit geradezu einen öffentlichen Skandal."

Wenn auch nicht ganz so drastisch, so erklären sich doch auch deutsche Gewerbeinspektoren für die völlige Abschaffung der Überarbeit für Frauen. Aber der Widerstand der Unternehmer ist gerade auf diesem Gebiet noch recht lebhaft; ebenso in Bezug auf den früheren Schluß der Arbeit von Frauen an Sonnabenden, den Helene Simon gleichfalls — der Verkürzung des Maximalarbeitstages entsprechend — durchgeführt sehen möchte. All diese Forderungen, die in präziser Form dargelegt werden und von der Gesetzgebung nur aufgegriffen zu werden brauchten, passen sich „dem unerläßlichen Kompromiß zwischen dem Wünschenswerten und gegenwärtig Erreichbaren denklichst nahe an."

Helene Simon schließt ihre Ausführungen darüber mit den Worten: „Ermißt man die Notwendigkeit der Reform, so ist es ergreifend, daß schon die Arbeitsregelung von 1891 von der Arbeiterin als Wohlthat gepriesen ward. Elf Jahre begnügte man sich mit ihrer Wirkung. In jedem Sinne ertönt der Ruf: Vorwärts auf der betretenen Bahn. Nur das Beharrungsvermögen und die gewohnheitsmäßige Opposition einer Anzahl kurzsichtiger Interessenten gilt es zu brechen. Ihnen gegenüber bilden einen geschlossenen Kordon: Die Gestaltung der internationalen Verhältnisse, die Entwicklung der Technik, die Erfahrungen und Grundsätze führender Fabrikanten, die Forderungen der Arbeiter und die bleiche Not, die das Erhebungsmaterial auch dem leidenschaftslosen Forscher zum Bewußtsein bringt."

* * *

Auf den weiteren Inhalt der Arbeiten von Helene Simon und Dr. Pieper einzugehen, verbietet der Raum dieses Blattes. Wer in die betreffenden Fragen eindringen, Stellung dazu nehmen will, sollte die Schrift lesen. Sie enthält noch eine wertvolle Abhandlung von Helene Simon über die Erhöhung des Schutzalters für Jugendliche, in der die Forderung begründet wird, daß Kinder von 16 Jahren nicht von der Fabrikgesetzgebung Erwachsenen gleichgestellt sein sollten, daß der Schutz der jugendlichen Arbeiter sich mindestens bis zum 18. Jahr erstrecken sollte. Auch die umfangreichere Piepersche Arbeit enthält eine Fülle lehrreichen Thatsachenmaterials über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Zehnstundentags, über seine bisherige Verbreitung und Einbürgerung und über die Wirkung einer verkürzten Arbeitszeit auf die Produktion. Im Anschluß an diese Referate giebt das Buch einen Bericht über die Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform, auf der diese Referate und die darin enthaltenen Forderungen zur Diskussion standen. Im allgemeinen kam

Digitized by Google

eine einheitliche Übereinstimmung der Versammlung mit den Referenten zum Ausdruck. Es wurde bedauert, daß man um den Zehnstundentag für Frauen jetzt noch kämpfen müsse; und Industrien, die aus Produktionsrücksichten die Arbeitszeit nicht auf zehn Stunden beschränken können, wurden als rückständig bezeichnet. So kann man in der Versammlung eine bedeutende Kundgebung für die Herabsetzung der Arbeitszeit der Frauen erblicken.

Nur ein Punkt aus dieser Veröffentlichung der Gesellschaft für soziale Reform muß noch hervorgehoben werden, der allerdings auf anderm Gebiet liegt. Er betrifft die Vereins- und Versammlungsfreiheit der Frauen.

Als bei Gelegenheit der Versammlung der Gesellschaft für soziale Reform die Erstattung des Referates von Helene Simon durch die Polizei verboten wurde (es wurde dann bekanntlich, da ja nicht das Referat sondern die Frau verboten war, von einem männlichen Anwesenden verlesen), ging durch die Presse eine Äußerung des Vorsitzenden der Gesellschaft, des Freiherrn von Berlepsch, zu der Angelegenheit, die nun offiziell in dieser Veröffentlichung bekannt gegeben wird. Herr von Berlepsch sah einen eklatanten Beweis für die Unhaltbarkeit des Vereinsgesetzes und der daraus entstehenden Zustände darin, „daß eine Frau in jeder öffentlichen Volksversammlung reden kann, was sie will, solange sie nicht gegen die Bestimmungen der Strafgesetze verstößt, in einem Verein aber, der die Förderung der Sozialreform bezweckt und im wesentlichen Ziele erstrebt und Wege wandelt, welche auch die der Regierung sind, darf eine Dame über die Frage der Nachtarbeit der Frauen nicht sprechen und an den Verhandlungen nicht teilnehmen."

Auch wir sehen in diesen Maßregeln, in diesem Gesetz eine unhaltbare Inkonsequenz und fordern volle Vereins- und Versammlungsfreiheit für die Frauen. Und es ist ganz erklärlich, daß den Mitgliedern der Gesellschaft für soziale Reform diese Inkonsequenz besonders scharf beleuchtet erscheint, da sie in ihrer eigenen Versammlung zum Ausdruck kam. Uns sind dadurch einflußreiche und willkommene Mitkämpfer erwachsen, die wir mit Freuden begrüßen.

Aber für die Frauenbewegung liegt die Inkonsequenz nicht nur darin, daß Frauen die Teilnahme an Vereinen verboten ist, die Ziele erstreben und Wege wandeln, welche auch die der Regierung sind, sondern sie hat den Kampf zu führen nicht nur gegen das Gesetz, sondern vor allem auch gegen seine Auslegung, die hundertmal bei bürgerlichen Frauen und in bürgerlichen Parteien geduldet hat, was sie den Arbeiterinnen verwehrte.

Auf welchem Boden immer auch ein Verein stehen mag, wen die Polizeiwillkür auch im einzelnen Fall treffen mag, wir protestieren gegen das Gesetz, gerade weil es einer willkürlichen Auslegung Raum läßt, weil unser Streben immer nur darauf gerichtet sein darf, „ein gleiches Recht und Gesetz für alle" zu erlangen.

Gerade die Anwendung des Vereinsgesetzes auf die junge deutsche Arbeiterinnenbewegung während dreier Jahrzehnte, in denen man andere Vereine unbehindert ließ, hat mit dazu beigetragen, daß die Organisationen der Arbeiterinnen heut so ohnmächtig sind. Sie ist eine von den Ursachen dafür, daß die Arbeiterin in so viel stärkerem Maße als der Arbeiter des staatlichen Schutzes bedarf. Auch unter diesem Gesichtspunkt sollte der Kampf der Gesellschaft für soziale Reform für ein freiheitliches Vereinsgesetz sich mit dem der Frauenbewegung verbinden!

Digitized by Google

Bettchen Brennecke.

Novelle

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

„Et schneet!"

„Huh, Schnee! huh, Schnee!" jubeln frische Kinderstimmen vor der Thür der Gemeindeschule. Sie bieten die heißen Gesichter dem Geriesel dar. Es ist lustig, wenn das sekundenlang die Augen blendet und auf der Haut sich in Wassertropfen auflöst. Aber sie haben die Weisung, gesittet über den Hofraum und durch den Eingang des Vorderhauses zu gehen. Auf der Straße löst sich der Bann: „Huh, Schnee! nee kiekt bloß mal!"

All die Hände haschen in die Luft und machen Versuche, die Flocken zu ballen.

„Nee, jeht noch nich!"

„Ach, wenn er man liegen bleibt!"

„Jh, das kömmt noch doller!"

Der Himmel ist grau, die Häuser sieht man nur wie durch einen Schleier, und die Bürgersteige sind klitschnaß, aber in der schmutzigen Masse fangen die Füße doch schon an zu glitschen. „Schliddern! schliddern!"

Aus Jungenskehlen klingt zwischen die Mädchenstimmen ein kräftiges Hurra. Die Bengel springen gegen die Gruppen an, die auseinander stieben. Schwupp, da sitzt eins der Kleinsten mitten auf dem Straßendamm. Tafel und Buch fliegen ein Stückchen weiter. Brüllendes Hohngelächter; hilflos sieht das Kleine sich um, und fängt an zu heulen.

„Det kommt von's Schliddern!"

„Kiekst de woll, da sitzte nu!"

Da tritt eines der größeren Mädchen heran, liest erst die zerstreuten Schulsachen zusammen und faßt dann das Kind an, als schon ein Bierwagen ganz nah ist.

„Laß dich nich' überfahren, Kleine. Geh nach Hause. Mutter wird auch wieder gut, das kann man abwischen, das wird ganz von selber trocken."

Sie meint die beschmutzte Jacke und das Röckchen des Kindes, das die Arme weit von sich streckt und vorläufig vergißt, die Bücher hinzunehmen.

„Siehste, Nauke, nu kriegste deine Pauke!" höhnt ein frecher Junge, und Beifallsgelächter ertönt.

„Nee, nee," tröstet die Ältere, „so was wird Muttern auch mal passiert sein, wie sie noch in Schule jegangen is."

„Ich hab' ja gar keine!" schluchzt das Kind, „Muttchen — is fort —"

„Is tot, ach —"

Ein Kopfschütteln. „Is fort, will nich' wiederkommen!"

„So!" Bettchen Brennecke sieht mit Überlegenheit auf das „dumme kleine" Mädchen, dessen rundes Mäulchen noch zuckt, während es mit der geballten Faust die Thränen aus den Augen wischt.

„Nu geh aber! denn schlägt dich ja keine!"

„Doch — die andre," sagt das Kind, und furchtsam und langsam schiebt es einen Fuß nach dem andern durch die Bodennässe, als möchte es die Heimkehr verzögern.

Bettchen sieht der kleinen Gestalt nach, die in die Elsholzstraße biegt. Dann reckt sie sich ein wenig, wirft den Kopf mit der braunen tellerartigen Wollmütze, unter der dicke blonde Zöpfe hervorkommen, ein wenig zurück und geht ohne Aufenthalt dem Winterfeldplatz zu. Sie hat ein frisches, rosiges Gesicht und große, blaue Augen mit langen, verschleiernden Wimpern.

Digitized by Google

Jugendliche Kraft liegt über ihr, ein Hauch von Gesundheit. Sie trägt ein graues Kleid, der kurze, schon verwachsene Mantel bedeckt die blau- und weißgestreifte saubere Schürze nicht ganz. Die Füße sind groß und stecken in Schuhen mit sichtbaren Ristern. Über den Platz hin, an der Kirche vorüber, tollen die andern Kinder. Bettchen Brennecke ist nachdenklich geworden, sie mag nicht mehr mitthun. Das Kind, das nach Hause kommt und keine Mutter mehr hat und von der „andern" geschlagen wird, thut ihr leid. Wenn man Haue kriegen soll, dann doch am liebsten von der Mutter, denkt sie. Das Handgelenk von ihrer kann ja auch lose werden und dann kräftig — sie zieht die Schultern ein wenig zusammen. In der letzten Zeit, wo Muttchen so viel klagt, paßt sie gar nicht mehr auf alle Dummheiten auf, da hätte sie manchen Wischer verdient und hat ihn nicht gekriegt. Sie lacht vor sich hin. Besser ist besser. Sie wird ja nun auch schon groß, sie ist zwölf Jahre alt und muß Muttchen eine Stütze sein. Die beiden Kleinen sind so dumm! Freilich, die können doch noch nicht zur Schule gehn. Und sie ist eine gute und aufmerksame Schülerin. Heute hat der Religionslehrer sie erst noch gelobt; sie erzählt die biblischen Geschichten immer am besten. Ach, sind die schön! An das Paradies muß sie so viel denken. Wie Adam und Eva nur haben sündigen können, daß sie hinaus mußten! Aber die guten Menschen kommen ins Paradies, wenn sie gestorben sind.

Die Elektrische gleitet vorüber, Frachtwagen, Omnibusse, Droschken. Drüben auf dem Platz ist Wochenmarkt, nun schneit und fisselt es den Leuten auf die Ware. Der dünne Schnee hat sich auch an die Schaufenster in der Goltzstraße geklebt, streifen- und fleckenweise. Da gucken denn ein Berg Würste, Speckseiten, Küchengerät, Kleiderstoffe durch den nassen Vorhang hindurch — ganz wunderlich sieht das aus.

Ein Junge geht vorbei; schleudert ein Paar Schaftstiefel von rechts nach links und pfeift schrill „Wir sind die Sänger von Finsterwalde" — natürlich kennt sie das. Vater weiß immer das Neuste. Das Lied „Hinterm Ofen sitzt 'ne Maus, die muß raus, die muß raus!" hat er auch mitgebracht, aus der Kneipe. Wenn er da nicht immer hinginge! — Nun ist sie am Vorderhause. Rechts ist ein Laden mit Blechgeschirren, links eine Milchhandlung. An der Hausthür hängt ein großes rotes Plakat, es sind Wohnungen zu vermieten. Links und rechts kleben Zettel. „Möblierte Zimmer, Schlafstellen." Auch eine Friseurin bietet sich „in und außer dem Hause" an, ein „Wiener Modeatelier", ein Flickschneider, ein Handschuhwäscher. Da ist auch der Zettel von Muttchen. „Pünktliche Näherei besorgt Auguste Brennecke. Hof rechts, Parterre." Die wohnen alle im Hinterhause, rechts und links, die Arbeit anbieten. Mutter hat eine deutliche Handschrift, die kriegte „gut" in der Schule. Im Hausgang riecht's muffig, auf dem Hof haben sich Schmutzlachen gebildet. In der Kellerwohnung rechts singt eine Männerstimme: „Droben stehet die Kapelle," links erklingt schrilles Keifen. Das ist die Zettelausträgerin Mutzel, die so ausländisch spricht und eine krumme Nase und ein Bärtchen über der Oberlippe hat — eine böse Frau, so müssen Hexen aussehn. Mutter kennt eine schöne Geschichte von der Hexe Bindebast, sie kann sie auch schon dem kleinen Enne erzählen. Fiechen ist noch zu dumm zum Zuhören.

„Brennecke, Rollkutscher," auf einem Pappestreifen. Früher hatten sie ein Porzellanschild, das hat Vater mal, als er wild nach Hause kam, beim Klopfen zerschlagen. Muttchen hat noch keins wieder kaufen können. Gegenüber an der Küche von den Vorderhausleuten ist ein so feines: „Fromman." Ein paar Schnörkel fassen es ein.

Sie drückt auf den Knopf. „Bimbim"! Das ist Enne, der herantrippelt. Wenn er auf die niedrige Fußbank steigt, kann er den Thürgriff schon erfassen.

„Bettchen!" sagt er.

„Ja, mein Junge!" Sie sieht auf den Fünfjährigen herunter, streicht ihm über den Kopf, drückt die Thür wieder ins Schloß und zieht die Schuhe aus.

„Puh, naß!" sagt Ernst.

„Ja, Junge, wenn man so durchs Wetter muß! Du kommst auch mal in Schule, paß man auf. Nich' lange mehr!" Den Mantel

Digitized by Google

hängt sie an, Mutter will immer Ordnung haben, aber mit der Mütze ist es ihr schon zu langweilig, die fliegt auf den Holzstuhl. Dann ein Blick nach der offenen, kleinen Küche und dem Herde, ein schnupperndes Hochheben der Nase — aber sie riecht nichts, und Feuer brennt auch nicht. Mutter kocht freilich jetzt immer auf dem kleinen Kochofen drinnen.

„Enne, was giebt's denn? ich bin so hungrig."

„Ich auch!" sagt Ernst, der ein Schwarzkopf mit dunkeln Augen ist. Durch den kleinen Korridor schieben sich die Kinder Seite an Seite nach dem Wohnraume.

„Jetzt ist nu die Schule aus, fröhlich gehen wir nach Haus!" trällert Bettchen und steckt ihren Blondkopf in die Thür. Es ist ein geräumiges Zimmer; an dem einen großen Fenster, das in der Ecke liegt, sitzt die Mutter und hält das kleinste Kind auf dem Schoß. Fiechen spielt neben ihr mit einem Holzwägelchen, das nur drei Räder hat und immer umfällt. An der einen Wand steht ein Sopha mit einem runden Tisch davor, eine Kommode und ein Kleiderschrank. Sie nennen den Platz die gute Stube. An der Hinterwand steht ein eisernes Bett, in dem schläft Bettchen mit der kleinen Schwester, Enne bekommt sein Lager abends auf dem Sopha hergerichtet. Den Korbwagen mit der Kleinen schiebt die Mutter an ihr eigenes Bett im Nebenzimmer. Wenn der Vater aber schlecht gelaunt und streitsüchtig nach Hause kommt, und das Kind unruhig wird, dann muß es hinaus. Dann springt die Mutter zu, eh er mit einem Ruck das Wägelchen herüberschnellt. „Schlaft man, Kinder, schlaft!" und halb nur wach, thut Bettchen die Augen wieder zu, und wie aus der Ferne klingt das Poltern und Zanken. Mutter ist das, was ihnen in der Schule immer gesagt wird, was man sein soll: sanft und duldsam.

„Muttchen, ich bin aber hungrig!"

„Ich auch!" sagt Ernst.

„Erst heißt es doch ‚guten Tag'!"

Bettchen legt ihren Kopf an die Schulter der Sitzenden.

„Tag! Tag — aber, ich bin ganz furchtbar hungrig!"

„Ich auch!" wiederholt Ernst.

Die Frau ist auch blond, die Haarfülle ist in einem dicken Knoten am Hinterhaupt aufgesteckt, feines, natürliches Gekräusel steht um Stirn und Schläfen in Goldton schimmernd ab. Die großen blauen Augen hat Bettchen ebenfalls von ihr, den gleichen Blick. Aber bei Auguste Brennecke ist er ernst und traurig geworden; die Frische ist aus ihrem Gesicht gewischt, sie ist blaß, und zwei herbe Falten ziehen sich um den Mund.

„Na, satt werde ich euch ja wohl noch kriegen," sagt sie, „wenn's jetzt auch man Kaffee giebt. Ich koch' erst zum Abend, wenn Vater kommt."

„Er kommt doch so oft gar nich," meint Bettchen. „Was denn aber?"

„Satt sollt ihr ja werden."

Sie steht auf.

„Nimm mal das Kleine. Es is wieder so elend heute."

Bettchen faßt mit Geschicklichkeit das Bündel und bewegt die Arme wiegend hin und her. Dann drückt sie das fahle Gesichtchen leise an ihr frisches, warmes. „Was fehlt dir denn? was is denn? kannst's nich sagen, du, du —"

Vom Öfchen drüben, das mit dem hohen Kachelofen durch ein Rohr verbunden ist, kommt Kaffeegeruch. Bettchen wendet das Näschen nach dort und macht ein paar Schritte hinter der Mutter her. „Wenn man's bloß ordnlich nennen könnte, das Kleine — Carola — so was giebt's doch gar nich! In der Schule lachten sie mir doch aus, Mutter."

„Er will's doch — hat's mal wo gehört, bei feinen Leuten, und es is so angemeldet auf'm Standesamt."

„Geht's denn nich bei der Taufe, daß es anders —"

Die Mutter schüttelt den Kopf.

„Wann taufen wir's denn, Muttchen?"

Ein langer Seufzer.

„Ach, Kind!"

„Drüben bei Müllers haben sie neulich Kindtaufe gehabt und so viel Kuchen, und gesungen und getanzt haben sie."

„Kuchen!" wiederholt Ernstchen und öffnet die Lippen.

Fiechen schüttelt das Köpfchen, fährt in die krausen blonden Haare und guckt betrübt auf ihr Spielzeug.

Digitized by Google

„Nein, nein!“ und dann fängt es von neuem an mit den Versuchen.

„Wir könnten doch auch mal vergnügt sein, Muttchen!“

Die Frau stellt auf den viereckigen Tisch, der von Stühlen umgeben an der dritten Wand steht, die Kaffeekanne und Brot.

„Wir!“ sagt sie und preßt wieder die Lippen zusammen.

Nun wird das Fiechen geholt und auf den Stuhl mit dem Lederkissen gesetzt. Es lacht und fuchtelt mit dem Löffel in der Luft herum.

„Ich könnt's Kleine doch schon halten bei der Taufe. Drüben im ersten Stock, bei Geheimrats, da hat auch 'ne Schwester ihr Brüderchen getragen — Frau Haken hat's mir erzählt — Vater —“

„Der will's doch gar nich taufen lassen — der — den lachen sie in der Kneipe aus — das Geld sollt' er —“

Bettchen macht große, erschrockene Augen.

„Muttchen, denn blieb's ja doch ein Heide.“

„Ach —“

„Muttchen, denn könnt's ja nicht ins Paradies kommen!“

Auguste Brennecke nimmt den Säugling wieder hin und drückt ihn an sich. „Ach, das kleine, unschuldige Wurm —“ und dann ein krampfhaftes Verziehen der Lippen, „das kommt gewiß schon bald zum lieben Gott — das ist ja so schwach.“

„Aber — getauft muß es doch —“

Zwei schwere Thränen hängen an den Wimpern der blassen Frau.

„Das wäre am besten gar nicht da gewesen. Ihm is es im Wege, und ich bin krank seitdem.“

„Ja, das biste, seitdem,“ sagt Bettchen altklug.

Dann sitzen sie alle, die Mutter schenkt ein und verteilt das Brot. Ein Weilchen ist es still; dann, nachdem der erste Hunger gestillt ist, kommt der Ausruf: „Carola — nee sag bloß. Wenn sie schon meinen, Babette wär so'n komischer Name! Un' den habe ich doch von der Tante in Westfalen. Du, Lippstadt liegt auf der großen Karte, ich hab's gefunden. Können wir nich mal hin?“

„Zum Reisen gehört Geld.“

Bettchen schiebt ihre Tasse vor, um sie wieder füllen zu lassen.

„Ich auch!“ sagt Ernst.

„Wenn Vater bloß —“

„Sei still, Kind!“

Bettchen schlenkert die kräftigen Beine hin und her, macht ein nachdenkliches Gesicht und meint dann: „Väter sind — nee, die meisten in der Schule sagen, sie haben ihr Muttchen lieber, als wie Vatern.“ Und dann fällt ihr das Kind ein, das sagte, ihre Mutter wäre fort, und das eine andere schlug, natürlich eine Stiefmutter, und die rechte ist tot. Und nun springt sie plötzlich auf und schlingt beide Arme um den Hals der Mutter. „Muttchen — ich hab dich auch lieber, viel lieber!“

Fiechen kräht hell auf und lacht, als sie das sieht, Ernst klettert von seinem Stuhl herunter und kommt heran und packt die Knie der Mutter. „Ich auch, Muttchen, ich auch!“

* * *

„Dreimal werden wir noch wach, heißa, dann ist Weihnachtstag!“ Bettchen hat es Ernstchen so lange vorgesprochen, bis er es kann, und er hat noch dicht vor dem Einschlafen den schwarzen Kopf aus den Kissen gehoben und es wiederholt. Vorher hat er all seine Wünsche ausgekramt: „Krieg ich 'n lebendiges Pferd?“

„Dummerchen, das könnte doch nich die Treppen rauf!“

„Krieg ich 'n großen Rollwagen: so einen, wo Vater mit fährt?“

„Auch nich, dafür is kein Platz da!“

„'nen lebendigen Hund?“

„Für den haben wir kein Futter!“

„Aber 'ne Peitsche, 'ne tüchtige Peitsche!“

„Was willste denn damit?“ hat die Mutter gefragt.

„Die Pferde hauen und die Hunde und die Jungens auf der Straße und die Mädchen hier oben, — und das Kleine, wenn's schreit, und . . .“ Sein Gesicht lacht, und zwischen den roten Lippen sieht man die spitzen, weißen Zähne.

„Um's Himmelswillen, Junge!“

„Vater sagt auch immer, er will alles kurz und klein hauen!“

„Vater!“ Auguste Brennecke hat über ihr Gesicht gewischt und ist an das Lager von

Digitized by Google

Ernstchen getreten. „Falt mal deine Hände und bitt' den lieben Gott, daß er dich keinen wütigen Menschen werden läßt — gleich — Lieber Gott, mach' mich fromm."

Eine Weile später hat Bettchen die Mutter bei der Lampe am Nähtisch sitzen sehen, ein feines Wäschestück zum Ausbessern in der Hand und sie deutlich sagen hören: „Nein, nicht wie sein Vater, nur nicht!" Und dann hat sie wieder an den kommenden Weihnachtsabend gedacht und an goldene Nüsse, die sie immer mit Muttchen zurecht machen darf und an Pfefferkuchen und Lichter und Tannengeruch, bis sie zuletzt das alles schon zu riechen glaubte und darüber eingeschlafen ist. Dann muß sie geträumt haben, ganz wundervoll, von einem Garten mit schönen Bäumen und herrlich bunten Blumen und singenden Vögeln und Menschen in goldenen und silbernen Kleidern — da — ein Poltern, schwere Schritte, Stöße gegen die Möbel, eine schimpfende rauhe Stimme — Vater kommt nach Haus. Sie fährt auf und will sich auf die andere Seite legen. Es ist oft so, die Mutter bleibt dann ganz still, und nach einer Weile hört man ihn schon schnarchen.

An der Wand sieht sie seinen Schatten. Er ist ein großer, starker Mann, mit breiten Schultern. Was kann er auf denen nicht alles tragen! Die schwersten Koffer und Lasten. Mit dem bindet auch keiner an; mit einem Stoß schleudert er einen Menschen gegen die Wand, das sagt er selber. Alles hat Furcht vor ihm.

Baff! Da fliegt sein Rock, er hat auf einen Stuhl gezielt, und ihn ins Wackeln gebracht. Der flackernde Lichtschein tanzt weiter, nun geht er nebenan ins Zimmer. Sie drückt die Augen zu.

Aber diesmal ist es doch anders, als sonst. Die Mutter spricht.

„Was, was?" fragt er undeutlich und räuspert sich.

„Mach doch nich' so'n Lärm. Es schreckt ja zusammen."

„Ich soll wohl neue Moden einführen und auf Socken kommen und die Jnädige nich' stören? Hahaha!"

Weint die Mutter leise? Bettchen fährt wieder in die Höhe. Ein breiter Lichtschein fließt ins Zimmer.

„Rudolf," sagt die Mutter bittend. „siehst du denn nicht, daß es krank ist? Soll es denn sterben, ohne daß'n Doktor — sollst lieber hin und den von nebenan holen —"

„Wird schon nich," ruft er, und ein schwerer Stiefel fliegt gegen die Wand, „is deine zähe Rasse."

„Versündige dich nicht, Rudolf, — hol den Doktor oder laß mich hin."

„Willst'n bezahlen? ich hab kein Geld, nich'n Groschen! Zum Donnerwetter, stier mich nich so an. Was geht's dich an, wo's geblieben is? Männersache, sag ich dir. Ich hab's Recht darauf, ich verdien's ja. Is mein, is mein! Man bloß, daß ich kein Glück beim Spielen habe — aber — das verfluchte Weibsbild! Was sagste? — dahin schleppte ich alles? Wer hat dir das gesteckt? Seewald? ach der! geht keinen was an! Meine Sache, Donnerwetter!"

„Ein Doktor wird auch wohl nich mehr helfen können, es ist ja schon ganz blau! Rudolf, wenn es uns stirbt!" und ein qualvoller Aufschrei.

„Denn is'n Esser weniger da, bei den schlechten Zeiten."

Seine Bettlade kracht, „Nu will ich aber meine Ruh, merk dir das — will ich —"

Bettchen setzt sich in den Kissen auf; was sie jetzt sieht, geschieht sonst nicht. Die Mutter trägt die kleine Lampe erst heraus und dann schiebt sie den Kinderwagen vor sich her und setzt sich auf den niedern Stuhl und nimmt das Kleine auf den Schoß. Und über das blasse Gesicht fließen die Thränen, ganz ohne Aufhören, und leise, leise Worte klingen auf das Bündelchen herunter: „Sollst wenigstens in Frieden hinüber, armes Kleines, armes —"

Ein paarmal reibt sich Bettchen die Augen; der wunderschöne Garten, vielleicht ist es das Paradies gewesen, ist fort, und was sie jetzt sieht, träumt sie nicht. Sie steigt aus dem Bette; der rote Nachtrock aus Parchend ist ihr längst schon zu kurz geworden, und von den Waden an sind ihre strammen Beine bloß. Unhörbar kommt sie heran, die Mutter sieht nicht auf, die guckt nur das kleine Gesicht an mit den blauen Schatten und den sich verdrehenden Augen und horcht auf den leisen, mühsamen Atem.

Digitized by Google

„Muttchen, is wahr — stirbt es?"

Keine Antwort.

„Muttchen, aber nich mal getauft —"

Tiefer beugt sich der Kopf herunter: „Fort willst? Kindchen, fort?" wimmernd klingt das, und Bettchen fängt nun auch an, leise zu schluchzen.

Über der Hälfte des Zimmers liegt Dunkelheit, man hört Ernstchens Atemzüge, und eben regt sich Fiechen mit einem lallenden Laut. Von der Nebenstube aber klingt ein rasselndes Geräusch, er schnarcht, der Vater.

Es ist kalt, Bettchen schaudert leicht zusammen; mit dem rechten Fuß steht sie auf dem Rock der Mutter, den linken zieht sie ab und an in die Höhe.

Und plötzlich bäumt sich der kleine Körper da auf den Knieen, und dann bleibt das Mündchen weit offen stehen.

Regungslos starrt die Mutter eine ganze Weile, dann hebt sie den Kopf und blickt Bettchen an.

„Nun is es fortgegangen zum lieben Gott. Da hat sie's besser."

Und wieder vergeht eine ganze Weile.

„Dem hat kein Doktor helfen können, das is daran gestorben, daß es zu viel gewesen is —" ein Blick fliegt nach der Thür. Das Gesicht, das sonst immer so lieb und gut aussieht, ist ganz verändert, wie sonderbar die Augen funkeln.

„Leg die Kissen glatt hin, Bettchen." Sie streicht und glättet, als sollte das Kleine recht behaglich schlafen, sie ist doch immer wie ein kleines Mütterchen zu ihm gewesen. Dann drückt die Hand der Mutter der Kleinen die Augen zu, und behutsam legt sie es auf die Kissen.

„Hast's gut! hast's gut."

Es scheint, als würde ihr das Aufstehen schwer, Bettchen stützt sie. Das ist der Tod, denkt das Kind, ein Ausatmen, ein Strecken; aber zugleich streicht es wie ein grauendes Empfinden über ihren Körper hinab. Sie huscht nach ihrem Bette, zieht die Strümpfe an und schlüpft in ihr Röckchen. Dann bleibt sie unbeweglich stehen und sieht der Mutter zu. Die bricht von dem Myrtenbäumchen, das sie am Fenster sorgsam pflegt, ein Zweiglein ab, legt die kleinen Hände des Kindchens ineinander und schiebt die grünen, winzigen Blätter hinein. Dann zündet sie ein Stearinlicht an, stellt es auf den Tisch neben dem Wägelchen, löscht die Lampe aus und setzt sich wieder auf den niederen Stuhl.

„Komm, Bettchen, nimm den Schemel!"

Ganz langsam, immer noch das seltsame Gefühl von Kälte und Furcht in den Gliedern, gehorcht das Kind. Halb scheu blickt es auf das tote Schwesterchen. Die Mutter birgt eine Weile ihr Gesicht in beiden Händen, nur an der Bewegung der Schultern ist sichtbar, daß sie still in sich hinein weint. Plötzlich aber hebt sie den Kopf und legt ihre Hand auf die Schultern von Bettchen.

„Bist schon 'n großes Mädchen! Wenn ich nich mehr bin, mußt du für die Kleinen da sorgen — hörst du wohl?"

Bettchen nickt; sie kann nicht sprechen, es würgt so in ihrer Kehle. Sie weiß auch nicht, was sie sagen sollte.

„Ich fühl' es, ich fühl' es" — murmelt die Frau — „das Kindchen hat meine Gesundheit hingenommen, und es holt mich nach, holt mich nach; ich weiß es bestimmt."

Mit einem Aufschluchzen löst sich in dem Kinde die schreckliche Beklemmung; sie packt den Arm der Mutter: „Sprich doch nicht so, Muttchen!"

„Ich weiß, was ich weiß — wenn der ein besserer Vater wäre —" sie knickt in sich zusammen. Dann, nachdem sie ins Leere gestarrt: „Wenn's nich um euch wäre, denn wär' ich doch längst ins Wasser gegangen. Dem da aus 'm Wege — bin ihm ja im Wege — ihr seid's auch. Wir alle! Un' der Herrgott kann das nich für Sünde —"

„Ach, Muttchen! Muttchen!"

„Nein, nich weinen, sonst hat's Kindchen keine Ruh."

Die Uhr tickt; Ernstchen wirft sich ein paar mal herum, der Schläfer nebenan ist ruhig geworden. Bettchen drückt sich dicht an die Mutter heran. Das Licht ist wie ein glühender Funke, dann wieder flackert es unruhig.

Bettchens Kopf sucht eine Stütze an der Stuhllehne, aber von Zeit zu Zeit fallen ihr die Augen zu. Müde und kalt. Aber sie muß doch mit der Mutter ausharren. Die

Digitized by Google

anderen beiden sind ja noch zu klein — und der da, nebenan, der kann schlafen, wenn Kleinchen stirbt und Muttchen Totenwache hält. Er ist wie ein fremder, ganz fremder Mann — — „Dann tragen sie es fort — und muß in die kalte Erde! Un' mich auch mal — und —"

Tragen, denkt Bettchen, ob der Vater wohl selber? Bei Professors vorn waren so viele Trauerkutschen, und die Frau Professorin hatte einen langen, schwarzen Schleier, und das Kleid schleppte auch nach, und der Professor hatte sie umgefaßt und half ihr in den Wagen. Und die prachtvollen Kränze auf dem kleinen Sarge.

Immer in der gleichen Stellung sitzt die Mutter. Sie hat das kleine Kind so lieb gehabt. Nicht einmal hat es gelacht und froh gekräht, und nun ist es ganz still. „Ihr wart so anders, ihr wart eben gesund," hat die Mutter gesagt, wenn es immer schrie, „das hat schon zu viel Gram in sich." — Schöne Kleider in dem Garten, prachtvolle Musik. Vogelstimmen. — Menschen singen so nicht, wohl Engelschöre. Und dann kommen ganz plötzlich schwarze, jagende Wolken und bedecken alles, und ein riesengroßer Mann steht da und fuchtelt mit den Armen und wirft einen schwarzen Mantel über die Blumen und zerknickt sie alle.

„Donnerwetter, was is für 'ne Zucht! Licht soll draußen brennen, sag ich, daß man sich den Schädel nich' einstößt." Das ist der Vater. Und ein Aufschrei, und Muttchen flüchtet sich und läuft weit, weit hin, dem Schwesterchen nach und versinkt in die dunkle Erde. Und sie, sie, das arme Bettchen rennt ihr wieder nach, die Kinder an der Hand. Aber sie können nicht mit, sie weinen und stolpern, und plötzlich finden sie den Platz nicht mehr, wo Muttchen in die Erde gesunken ist. Sonne ist da, und viel Menschen gehn hin und her, und keiner von ihnen blickt nur auch nach dem armen Bettchen und den kleinen Geschwistern, die so hungrig sind und nur Pfefferkuchen essen wollen, die sie doch nicht hat — und dann donnert es plötzlich!

Bettchen fährt nach langer Zeit in die Höh! Das Gepolter kommt von draußen. Der Bäckerjunge mit seinen Holzpantinen ist die vier Treppen herabgeschossen. Das schallt durchs ganze Haus. Wenn sie in ihrem Bette liegt, hört sie es nicht. Langsam, sich die Augen reibend, ermuntert sie sich. Das Licht ist fast herabgebrannt, nur noch wie ein ganz winziges rotes Fünkchen glänzt es. Der dämmernde Tag guckt in die Scheiben.

Mutter ist geisterbleich, ihre mageren Hände sind im Schoß gefaltet. Das Kindchen im Korbwagen sieht aber aus, als ob es lächelte im Schlaf.

* * *

Aprilsonne leuchtet in die großen Fenster der Schulstube, die die Kinder jetzt verlassen. Just ein Strahl davon trifft Bettchens Kopf; wie Goldfäden leuchten die blonden Haare auf. Nun schiebt sie den Hut darauf, und Schatten ist darüber. Aber ihre Backen glühn. Das beste Zeugnis! vor allen gelobt als beste Schülerin!

„Nu bild'st de dir gewiß 'nen Zacken in!" sagt ein freches Mädchen, das mit zu unterst sitzt und stößt sie draußen an. „Kiekt ihr bloß mal an, scheinheilig is se und weiter nichts!"

„Na, du, Finke! schweig man stille," ruft ein anderes.

Bettchen achtet gar nicht darauf. Sie hält das Zeugnis mit beiden Händen fest und drückt es gegen ihre Brust. Ihr Herz klopft, sie kann es ordentlich selber hören. That das gut, war das schön! Mit beiden Ellbogen macht sie sich Platz zwischen den andern hin. Atmen muß sie, in den Sonnenschein gucken. Aufschreien möchte sie vor Lust, laufen, springen!

„Traust du dir nach Hause mit die schlechte Zensur?" fragt ein Schulkind neben ihr seine Nachbarin. „Da wird gar nich nach hingesehn, was bei uns is!"

„Au — waih — aber bei uns!"

Mit dem guten Zeugnis nach Hause kommen, in die Stube treten und es schwenken: „Muttchen, ich hab's allerbeste!" eben denkt das Bettchen, und ihre Augen blitzen, da fällt es wie ein kaltes Etwas in ihrer Brust herunter. Das kann sie ja nicht mehr — über die Freude und dem Stolz hat sie vergessen — hat sie geglaubt, es wär' alles wie sonst. Aber Mutter ist nicht mehr da, kann sich nicht mehr freuen. Seit acht Tagen ist sie fort für immer, hinausgetragen. Sie haben alle an ihrem

Digitized by Google

offenen Grabe gestanden. Und Vater hat so tüchtig geweint und dann zu den Umstehenden, den paar Hinterhäuslern, die mit draußen gewesen sind, gesagt: „Sie war ne orndliche Frau und gut mit den Kindern. Der Pastor hat es ganz recht gesagt — so Eine giebt's nich' leicht. Sparsam und fleißig." Und wieder und wieder hat er sein Taschentuch an die Augen genommen und dann sie und Enne rechts und links an die Hand. So sind sie bis ans Haus gegangen. Der eine Kollege von Vater immer nebenher. „Kommste mit, Brennecke?" hat er dann gesagt. „Mir is so kalt in' Gliedern, so'ne Kirchhofsluft, die hat's in sich, da holt man sich leicht was. Ich muß mir wärmen."

Unschlüssig hat der Vater dagestanden und ihre Hände losgelassen.

„Kopp hängen kannste doch am Ende nich immer! Was is, is!"

„Ja — aber —"

„Du mußt wieder rin ins Leben, Brennecke. Du bist der Erste nich, dem so was passiert. Nimm dir zusammen. Kommste mit?"

„Ja! Kinder, geht man rauf!" Sie sind Hand in Hand über den Hof gegangen.

Es ist schon dämmergrau gewesen. Ernst hat gefragt: „Muß sie denn da draußen allein schlafen?"

„Die kleine Schwester is bei ihr — du weißt doch!"

„Dichte bei?"

Darauf hat sie nicht antworten können. Das Kleinchen ist unter die Kindergräber gekommen. Sie hat es mit der Mutter einmal besucht, und ein paar Blumen haben sie hingelegt. Aber zusammen sind sie nun doch, im Paradiesgarten, beim lieben Gott. An der eigenen Korridorthür vorüber hat sie den Bruder gezogen.

„Fiechen is doch oben, bei Seewalds!"

„Bleibt's da immer?"

„Bewahre doch!"

Dann klingelte sie. Die schweren Schritte der ältlichen Frau kamen über den Gang; vorsichtig guckte sie erst aus der Spalte, ehe sie öffnete; hustete ein paar mal, machte sich mit der Kette zu schaffen.

„Wir sind es, Tante Seewald, Bettchen und Enne doch!"

„Is gut! das olle Schloß will nich — und vorsichtig muß der Mensch sein", brummte es noch drinnen, dann schob sich der Kopf vor.

„Da seid ihr ja, Kinder! Na, nu is das auch vorüber. Sie is nich' so schwer weg — bloß man von Euch. Was hat sie auch viel gehabt bei dem groben Kerl, der noch dazu seine eigenen Wege ging. Fiechen is ganz artig gewesen. Komm man bald wieder nach Tante Seewalden. Kinder, so lange wird's wohl nich währen, denn kriegt ihr 'ne Stief'sche ins Haus! Männer sind Männer! Euer Kaffee steht unten heiß. Du wirst schon für die Jöhren sorgen, Bettchen, bist'n gesetztes Kind! Dafor is ihr nich bange gewesen, hat eure Selige gesagt. Sie war 'ne gute Frau. In den fünf Jahren, daß wir zusammen im Hause gewohnt haben, is kein Wort zwischen uns gefallen, das soll man suchen. Fiechen, schenke Tanten doch'n Küßchen! Willst nich? Doch, so so. Nimm ihr man auf'n Arm, Bettchen. Sie is müde. Un' da is der Schlüssel!"

Sie war mit den Kindern hinunter gegangen. Ernst hatte zweimal gefragt: „Was kriegen wir? Was is das, 'ne Stief'sche?" Sie hatte garnicht gethan, als wenn sie es hörte.

Dann hatte sie aufgeschlossen, und das Fiechen auf den Boden gesetzt. Ernst hatte sich dicht an sie gedrängt, als fürchte er sich vor etwas. Aber wie sie in die große, leere Stube gekommen ist und von nebenan die Stimme der Mutter sie nicht an's Bett, in dem sie die letzte Zeit lag, rief, da hat sie's erst recht eigentlich begriffen, daß die nicht mehr da ist, nie mehr wiederkommen kann.

Und nun kann sie ihr das Zeugnis auch nicht bringen — die große Stube und der Platz am Fenster ist leer.

Sie macht rasche Schritte, daß sie aus dem Schwarm herauskommt. Wenn Enne es nur schon verstände. Aber der Knirps! Seit Mutters Krankheit ist er wild geworden; sie hat Mühe, ihn von allerhand Streichen zurückzuhalten. Ob die Seewald sich wohl freut? Sie schüttelt den Kopf. Die sagt doch immer: „Mächens brauchen nich viel zu lernen. Das macht sie man bösig. Ich habe nich viel gelernt un habe doch'n Mann gekriegt."

Digitized by Google

Aber Muttchen war fürs Lernen und Aufpassen und Gutbetragen und Richtigsprechen. „Dann kommst du ganz allein durch die Welt!"

Langsamer werden auf dem Hofe ihre Schritte, die Sonne ist nun auch fort. Klavierspiel dringt aus einem der Stockwerke herunter. Wie schön! Mutter wußte, daß sie Freude daran hatte und sagte oft: „Das solltest du auch lernen, wenn ich's Geld dafür hätte." Und sie meint, es seufzt so tief auf neben ihr, wie es damals die Sprechende that.

Ein Höllenlärm dringt hinter der Thür hervor, an der sie jetzt steht. Mit einem harten Gegenstand wird gegen Holz gestoßen, und dann wieder brüllt etwas — Ernst seine Stimme. Was hat der Junge nur angerichtet? Die paar Tage nach Mutter's Tode hat sie die beiden Kleinen eingeschlossen. Vater kommt mittags nicht nach Hause; die Seewald kocht für sie mit. Ernstchen hat ganz verständig auf Fiechen Acht gegeben. Aber heute? Der Schlingel! Sie vergißt ihr gutes Zeugnis ganz und tritt hastig ein.

Die Küchenthür ist zu, und von innen wird sie mit einem harten Gegenstand bearbeitet.

„Ernst, willst du mal gleich —" aber der Griff giebt nicht nach. Sie muß erst den Schlüssel umdrehen. Und da steht der kleine Kerl vor ihr, ganz zornrot, eine Holzfußbank in den Händen, mit der er die Küchenthür angerannt hat.

„Junge! Unart! — willst du wohl? Was hast gemacht? Is Vater da?" Ein Kopfschütteln. Die Thränenspuren auf seinem Gesicht sind mit schmutzigen Fingern verwischt. Seine kleinen weißen Zähne zeigt er.

Bettchen entreißt ihm die Waffe, schlägt auf seine Hände „Du! Du!"

„Ich wollt' doch raus! Die Thür sollte doch kaput —"

Und nun erst faßt es Bettchen, daß er da drinnen ein Gefangener gewesen ist.

„Wer — hat Dich denn eingeschlossen?"

„Sie doch!" seine kleinen Fäuste ballen sich wieder. „Und nu streck ich erst recht die Zunge raus — erst recht!"

„Sie? Enne — es hat keiner rein gekonnt! Ich hab doch'n Schlüssel —"

„Sie hat auch einen! Vater seinen."

„Tante Seewalden?"

„Nein — die fremde Frau!"

Bettchens Augen werden ganz groß und staunend.

„Junge —"

„Ich fürchte mich nich mehr —" ganz leise, auf seinen Fußspitzen stehend, sagt er: „Ich hab sie gekratzt." Bettchen faßt nach dem Handtuch und wischt Ernst über das Gesicht. „Schäme dich! bist schmutzig und unartig." Und dann nickt sie, sie hat einen Gedanken. Vielleicht ist die Tante gekommen aus Westfalen — weil die Mutter tot ist. Ernstchen weiß nichts von ihr. Aber sie! Sie heißt doch nach ihr. Pathtanten sind meistens gut — aber, daß der Junge sie so geärgert hat. Er ist noch dumm und klein! Er soll's nicht wieder thun. Und ihr Zeugnis! ganz schnell huscht sie der Stube zu. Ernst drückt sich an der Wand entlang.

Beim Öffnen der Thür dreht sich mit halber Wendung vom Sopha her ihr eine Gestalt zu. Erst sieht sie eine blaue Wollbluse, dann einen Kopf mit gewellten braunen Haaren, in denen hoch oben ein Kamm steckt, ein rundes Gesicht, braune, blitzende Augen.

„Du bist wohl die Große?" fragt eine etwas rauhe Stimme.

„Ich bin Bettchen!" aber sie weiß, daß das nicht ihre Pathtante aus Westfalen sein kann, diese hier ist viel zu jung. Und so — sie fühlt es nur klar, mehr, als sie denkt — sehen auch der Mutter ihre Leute nicht aus.

Sie sucht mit ihren Blicken Fiechen. Das sitzt auf der Erde beim Bette und hat seinen Pantoffel ausgezogen und ein Stück Backwerk hineingesteckt und jetzt streckt es ihr, wie sonst der Mutter, die Arme hin und will genommen sein.

Aber Bettchen bleibt vorläufig noch an der Thür stehn.

„Na, was stierst du mich so an? Kannst du nich guten Tag sagen, wie's sich gehört? Hier scheint ja 'ne schöne Wirtschaft zu sein. Na, eurem Vater will ich das schon beibringen."

„Guten Tag!" sagt Bettchen, ganz verschüchtert.

„Überhaupt — na! Bin ich denn en Wundertier?"

Bettchen schüttelt den Kopf und macht ein paar Schritte näher. „Ich weiß nicht — wer Sie sind!"

Digitized by Google

„Wird dir bald genug klar werden."

Die Fremde steht auf und reckt die Arme in die Luft. „Das muß hier gut zugegangen sind. Der Racker da hat mich gekratzt."

„Sie ging doch an Muttchen ihre Kommode," sagt Ernst.

Die Kommode! Bettchen blickt hinüber. Richtig, alle Schubladen stehn offen. Und darin sind doch die Sachen, die Mutter ihnen manchmal gezeigt hat. An Sonntagnachmittagen, wenn's schlechtes Wetter war und sie nicht hinauskonnten — die Granatbrosche von der Großmutter und das Medaillon. „Mallon" hat sie immer gesagt, wie sie noch ein kleines dummes Mädchen gewesen ist. „Kriegst du — das — und Fiechen mal das, wenn ich sterbe!" Und nun ist sie fort, und die Fremde hat in den herrlichen Schätzen herumgewühlt! Mit einem Satz ist Bettchen drüben und schiebt die kreischenden Schubladen zu und stellt sich mit dem Rücken gegen die Kommode.

„Ach so — du meinst wohl — nee, was da schon zu holen is. Euer Vater hat nur gewollt, daß ich mal nach der Ordnung seh. Un' das scheint mir die höchste Zeit, daß da wer drüber kommt über die Kinderwirtschaft. Wie alt bist du denn?"

„Ich werde dreizehn!"

„Denn biste ja bald aus Schule —"

„Ich will noch weiter lernen, wenn ich eingesegnet bin. Buchführung, Schreibmaschine und Stenographie —"

Die lustigen braunen Augen sehen sie so spöttisch an. „So und was noch?"

„Stenographieren und Französisch und Englisch — Muttchen sagte, dann käm' ich durch die Welt."

„Un — was noch?"

„Noch?" Bettchen schüttelt den Kopf.

„Na, ich werde wohl auch noch 'n Wort mitreden." Ein helles Lachen.

„Französisch nich und Englisch auch nich! Span'sch kann's meinetwegen sind!" Sie kreuzt die Arme über der Brust und steht auf. Sie ist eine große, kräftige Person.

Vor ihr liegt eine Düte mit Blätterteigstücken. Sie sucht drin herum, beißt in eins hinein und schiebt ein anderes gegen die Tischkante. „Das kannst du dir nehmen. Der Bengel kriegt keins." Aber Bettchen rührt sich nicht.

Die Fremde guckt eine kleine Photographie an, auf der die Eltern als Brautleute sind, Arm in Arm.

„Das is woll die Erste. En schönet Kunstwerk! Ich seh anders aus uf de Bilder. Willste das Stück nich?"

„Nein!"

„Auch gut. Wer kein' Hunger hat, muß nich essen!" und sie führt den Kuchen selber zum Munde. „Biste übrigens auch 'ne freche Jöhre! Wart man!"

In Bettchen's Gesicht zuckt es; sie wischt über die Stirn und sagt: „Ich hab heute das beste Zeugnis gekriegt." Dann ist sie mit ein paar Schritten am Tisch und blickt gerade in die großen, braunen Augen. „Da — is es!" setzt sie stolz hinzu und wartet auf den Eindruck, den das Papier, das sie hinlegt, machen muß.

„Ach was! behalt man deinen Wisch! Was geht das mir an? Ich bin nich mehr in Schule!"

Bettchen wird ganz blaß. Ihre Hände zittern, als sie nach dem Zeugnis faßt. Es ist gar keiner da, der sich freut — sie schiebt es still in die Lade, in der sie ihre Schulbücher hat.

Fiechen kommt auf allen Vieren herangekrochen und richtet sich an ihr auf. Der Junge steht in einer Ecke und hat seinen kleinen Säbel in der Hand. Die in der blauen Bluse summt ein Lied zwischen den Zähnen, ordnet an dem Schlips, den sie umhat, zieht ihre krausen Haare mehr in die Stirn und setzt dann einen schwarzen Hut mit nickenden Federn langsam und umständlich auf. Darauf guckt sie nach einer kleinen, silbernen Taschenuhr.

Muttchen hat mal eine goldene gehabt, denkt Bettchen, aber sie hat sie fortgebracht, verkauft, kurz vorher, ehe das Kleinste angekommen war.

„Gieb mal'n Händchen!" sagt die Fremde zu Fiechen, aber das steckt schnell sein Gesicht in Bettchens Kleiderfalten.

„Denn nich! Schön verwildert is das alles hier, und schön verzogen seid ihr."

Digitized by Google

Sie hat ein kurzes Lachen. „Un' nu will ich gehen!" Und zu Ernst: „Ich geh nach Vatern, und auf die Haue kannst du dich freuen."

Der Junge sieht sie erst verblüfft an, dann schießen ihm wieder die Thränen in die Augen, eh er aber dem Schluchzen nachgiebt, macht er eine Faust: „Du, du —"

Bettchen streichelt Fiechen, das sie nun aufgenommen hat und das über das ganze Gesicht lacht. Dann geht sie mit dem Kinde hinter der Fremden her, die sich der Thür zuwendet.

„Wer — wer sind Sie denn?" fragt sie, und eine Blutwelle schießt ihr in das Gesicht.

Die schwarzen Federn nicken allesamt, so schnell dreht sich die Gestalt. „Da, faß erst mal mit an meinen Paletot."

Bettchen gehorcht. Wie der übergestreift ist, biegt sich das runde Gesicht zu ihr: „Ich bin Eure zukünftige Mutter — und es is nötig, daß ich die ganz bald werde."

Geisterhaft sieht Bettchen sie an, hilflos.

„Das — ach —" flüstert sie.

„Auch gut!" lacht die Fremde. „Wirst aber dran glauben müssen — und an noch mehr, du gelehrte Prinzessin mit's beste Zeugnis. Die Einbildung werden wir dir schon austreiben, mein Töchterchen — ja, ganz gewiß."

Dann fegt sie mit ihren langen Kleidern durch den kurzen Gang. Die Flurthür läßt sie weit offenstehn, beugt sich aber noch mal herab und liest den Zettel, auf dem sich Auguste Brennecke als Näherin empfiehlt. Er ist vergessen und hängen geblieben.

„So was!" mit einem Ritschratsch ist er abgerissen. „Die wird wohl nichts mehr ausbessern."

Bettchen macht die Thür zu und kommt zurück ins Zimmer. Die Kleine strebt wieder von ihrem Arm, Ernstchen kommandiert mit seiner hellen Stimme einer eingebildeten Truppe, den Säbel an der Schulter: „Vorwärts! Marsch!"

Fiechen lacht zu ihm hinüber.

„Trapp, trapp, trapp! Kriegen wir ihr, denn schlagen wir ihr den Kopp ab! Vorwärts! Marsch!" Und Fiechen jauchzt und klatscht in die Hände.

Einen häßlichen Geruch aus den Kleidern hat die Fremde dagelassen, er erfüllt das ganze Zimmer.

„Vorwärts! Marsch!" Auf dem Tisch liegt die leere Düte, daneben sind verstreute Krümelchen, Bettchen nimmt das alles fort von der Decke. Auch ein halbzerrissener Briefumschlag ist da. „Fräulein Carola Dunsing" steht darauf.

„Carola!"

Ganz lange hält Bettchen das Blatt in ihren Händen. Ihr Kopf thut weh, sie hat wieder das Gefühl des Erstickens in ihrer Kehle. Sie versteht nicht — nein, sie versteht doch. Da, wo ihr Muttchen gesessen hat, soll eine andre sitzen, die fremde Frau, vor der sie einen solchen Widerwillen fühlte. Widerwillen! Gestern hat der Lehrer das Wort erklärt bei einer Geschichte! Und was sagte die Seewald neulich? Und Enne fragte — die Mutter ist fort — und kommt nie wieder — und die andre! Und nun ist es wie Schneegestöber um sie her und das kleine Mädchen auf der Straße, das sie aufhob, sieht sie wieder vor sich mit der Angst im Gesicht vor der andern, die sie haut — das ist solch Eine gewesen — solch Eine — sie mag das Wort nicht aussprechen. Sie geht an die Schublade, holt das Zeugnis hervor und legt es auf den Nähtisch am Fenster. Es wird ein Augenblickchen wieder heller — Muttchen sieht, Muttchen weiß — und sie faltet ihre Hände — die kann es nicht zulassen, daß sie — eine — Stiefmutter kriegen — nein! Und auf das Zeugnis fallen schwere, helle Tropfen.

* * *

Es ist Sonntagnachmittag. Der schöne Sommertag hat Vorder- und Hinterhäusler ins Freie gelockt und auch in den Küchen ist Ruhe. Schön geputzt sind die Mädchen fort, allein und zu zweien. Die Mutzel hat im Fenster gelegen und alles beobachtet und ihre Bemerkungen gemacht. „Na, Almachen, kommt denn das Herzensschatzl nich pünktlich? Aber, nein, Fräulein Gusti, hab'n Sie ein pustöses Kleiderl! So hat's die Gnädigste sicher nit. Mein Seel verwett' i! Dös hat ja gar kein Bisserl Geschmack! Und im Zoologischen sind Ihre? Da werden die gnädigen Fräulein

Digitized by Google

schön scherwenzen mit die flotten Herrn Leutnants! Sie sind saubrer, Marie, viel saubrer! Wann Sie so ane G'heimrats-tochter wär'n, a leibhaftiger Graf wär Ihnen sicher. Kommens auch bald mal herunter zu mir! I schlag Ihna die Karten! Wer weiß, was da drin stehn thut!"

Bettchen sitzt auf der Steinstufe vor der Seitenthür, hält Fiechen auf dem Schoß und sieht mit ihm dem Spiel von ein paar Hof-kindern zu. Ernstchen ist mit dabei. Wenn nicht die Leute von „vorn" alle fort wären, so dürften sie jetzt nicht im Kreise tanzen und singen:

„Wir gehen in den Garten und wollen die Blümlein warten! Wir treten in den grünen Klee, die Füße thun uns da nicht weh —"

Fiechen lacht und sagt „bum, bum!" Es lernt langsam sprechen, das Kind, und jetzt ist es immer so scheu.

Die Mutzel dreht ihre lange Nase jetzt nach der Richtung, wo Bettchen sitzt.

„Deine Leut' auch nit daheim?"

„Nein!"

„Wo sein's denn auch?"

„Sie sind mit Vatern seinen Kollegen in' Kremser nach Grünau!"

„Schau! Ei schau!"

„Sie sind für'n ganzen Tag fort!"

„So! Ei freilich! Die jung' Frau muß Plaisier haben!"

Bettchens Gesicht ist viel blasser jetzt, und ein ältlich machender, kummervoller Ausdruck ist darauf.

„Und du hüteſt derweil die Kinder?"

„Ja!"

„Hat's gut, die jung' Frau! Die ver-steht's. Die macht's sich nit schwer, daß sie in ein Familig mit ei'm Haufen Kinder is. Ja, so Eine!"

Bettchen streicht über Fiechens krause Haare.

„Ich bin gerne bei den Kindern. Ich hab's Muttchen versprochen, auf sie Acht zu geben."

„Freilich, jetzt noch! Komm einmal daher, unters Fenster!"

Bettchen folgt dem Ruf, die Kleine auf dem Arm.

„Ei, schau! Was dös wachst! Ganz unglaubli schießt das auf."

Die Frau hat eine lila Kattunjacke an die mit einer weißen Schürze in der Taille zusammengebunden ist. Ihr Haar ist ungekämmt, ihre gelbe, lederartige Haut ist grell beleuchtet von dem in den Hof fallenden Abendschein. Sie hat ein Grinsen um den großen Mund, der viele Zahnlücken aufweist.

„Du wirst, meiner Seel', sauber, Mädel!" spricht sie auf die Stehende herunter. „Ja, ja, ja, aus Kindern werden Leut'! Ei, und da wirst ein's schönen Tages schon hell genug aus deine Äugerln schauen und verständig sein und aus derer Wirtschaft auf und davon. An Recht hast."

Bettchen schüttelt den Kopf.

„Wenn ich eingesegnet bin, soll ich ganz zu Hause bleiben. Lernen soll ich nichts mehr —" ihr hübsches Gesicht verzieht sich, als schlucke sie innerliche Thränen hinab.

Die Mutzel lacht in schrillen Tönen.

„So! ei, das wird sich auch noch auf der letzten Seit' finden. Das thät der schlampeten Person auch so passen! Ei, schau! So dumm wirst sein? I trau's nit." Und sie schließt die kleinen, grauen Augen halb zu und bewegt die schnabelartigen Lippen. „Schatzerl, bis dahin bist auch schon klüger geworden. Und wenn du mal 'n Rat brauchen thust, komm' zur Frau Mutzel. Hörst? — kommst?"

Bettchen nickt.

Die langen, krallenartigen Finger der Frau spielen auf dem Fenstersimms. Neulich ist Bettchen mit der Klasse im Zoologischen Garten gewesen — an die häßlichen Geier muß sie jetzt immer denken, wenn sie die Mutzel ansieht.

„Wenn du kein' Trottel bist, schau" — und noch weiter schiebt sich der Kopf mit den zerzausten Haaren vor, — „sag' eins, sie ist wohl sehr miserabel mit euch —"

„Vater seine Frau?"

Die Mutzel nickte lebhaft.

„Die Neu', die Großspurigt' —"

Bettchen sieht zu Boden.

„Zu mir kannst schon ein Herz fassen!"

„Sie ist sehr streng. Vater wollt's," sagt das Mädchen leise; „wir — wir wär'n so verweichlicht und verwöhnt worden."

Digitized by Google

„Ei so — ei so! Scheint mir schon nach ein Bissel mehr als Strengsein auszuschaun! O, dein Mutterl, dein lieb's, sanft's, wie das mir noch denkt, wenn's daher 'gangen ist mit seinem stillen Gesichterl! Wie eine Madam' hat's ausgeschaut!"

Und das treibt Bettchen die Thränen ins Auge und löst ihr die Zunge: „Sie kann sehr wütend werden und dann — dann —"

„Nu?"

„Schlägt sie uns!"

„Dacht hab i's — dacht!"

Bettchen drückt das Schwesterchen an sich.

„Wenn's nur — wenn ich's nur wäre. Und dem Jungen thu's nich viel, er ist auch wild und viel unartiger, als bei Muttchen. Aber Fiechen, das ist doch noch zu unverständig."

„Jesses!" die Mutzel zieht an ihrem lila Ärmel, der vom linken Arm geglitten ist. „Ich sitz' da noch immer in meiner Bettjacken — wenn i Besuch bekäm! Aber so der Sonntag, das ist der einzige Tag in der Wochen, wo sich ein arm's, geplagtes Geschöpferl, wie i, einmal ausruhn kann. I bin ja meinen Lebtag' nit so ein Ausgefeimte gewesen, die sich hingesetzt hat und den Mann für sich sorgen läßt und sich gute Tag' macht, wie die Eurig' da oben! I will dir was sagen, Mädel, im Weg seid ihr Kinder ihr, — nur im Weg. Was so drei Kinderl kosten thun! Ei, schau, Lümperln und Fetzerln könnt sich's dafür anschaffen — weiter denkt's nix, das Weibsbild!"

„Im Weg, ja im Weg!" spricht Bettchen nach — —

Die schwere Thür nach dem Vorderhause bewegt sich kreischend.

„Ach, wenn dös die Schaumberger wär, die Frau von Schaumberger, so ein' feine Herrschaft — und i thät noch so ausschaun."

„Es ist die Tante Seewald!"

„Ah die! na, mit der —" schwapp, schlägt das Fenster zu.

Die Seewald kommt bedächtig über den Hof, sie guckt den spielenden Kindern zu und summt sogar ein wenig mit. Bettchen steht auf der Stufe.

„Tag, Tante Seewalden!"

„Tag, Bettchen! Fiechen, was, drehst'n Kopp weg? — ne, das habe ich nich um die Jöhre verdient."

Sie löst ihre Hutbänder auf und wischt mit ihrem Taschentuch über ihr heißes Gesicht. „Uff"!

„Ach, Tante Seewalden, weil sie dich so selten sieht. Du willst ja auch nich, daß wir mehr raufkommen. Wir könnten schon, sie is so oft aus."

„I, wo wer 'ck denn! Mit die Behandlung. Un' sie hat mir doch 'n Stuhl vor die Thür gesetzt. Un' so was laß ich mir nich gefallen! Un' brauchte in nischt rin zu reden, jrade dadrum nich, weil ich mit die Erste Freundschaft gehabt hätte." Sie stemmt beide Arme in die Seiten.

„Deine jute, seelige Mutter. Det war 'ne Seele von Menschen! Un' die da jetzt is 'n Jemütsmensch! Ich hör' euch ja genug heulen und ihr keifen."

Bettchens Gesicht verzieht sich schmerzlich, als die Seewald von ihrer Mutter spricht.

„Ja, wenn die sehn könnte, was mit ihre geliebten Kinder passiert! Haue und wenig Brot — was?"

Sie sieht es, sie weiß es! denkt Bettchen und sie ist ja beim lieben Gott, und den wird sie schon bitten, daß es anders wird. Sie glaubt es zuversichtlich. Wie manchesmal hat sie schon gewünscht, heimlich hinauf zur Seewald zu können, auch, wenn die Kleinen hungrig waren.

„Nee, um euch und eure Seelige, da thut's mir ja leid. Aber mit die vermengeliere ich mir nich. Die kriegt mir sonst noch meinen Alten auch rum, daß er mit die Kompanih in die Kneipe zieht. Nee — und schlankemank hab ich ihr doch ins Gesicht gesagt, daß sie et gewesen is, die deiner seeligen Mutter schon vorher so viel Kummer gemacht hat. Warum sollte denn das Kleine absolutemang Carola heißen? Sowas giebt's ja gar nich! Carola! Un' da kommt die und Brennecke: Carola hier und Carola da. Justement, als wenn sie aus'm Tingeltank kommt." Sie zieht die baumwollenen Handschuhe von den kurzen, roten Fingern. „Merkst de wat, sagt ich, Seewalden, da is ja Carola! Ach, die Männer! Fuchswild is sie nu ja geworden, und denn muß nu reinen Tisch sind! Sie is eurem Vater seine Frau, und ihr müßt thun, wat se will."

Digitized by Google

„Ach, Tante Seewald!"

„Is nich anders! Un' die Zeit geht auch hin, auch, wenn sie schlecht hingeht. Un' denn biste groß und suchst Dir'n ordentlichen Dienst. Un' das habe ich auch gethan un' habe 'nen ordentlichen Mann gekriegt. Mit deine Gelehrsamkeit hab ich nichts im Sinne. Das mögen reiche Leute thun und sich'n Kopp zerbrechen, die sonst nichts zu duhn haben."

Sie wendet sich zum Gehen.

„Adjö, Tante Seewald!"

„Gun Abend, Bettchen."

„Ach, ach!" Das Kind bricht plötzlich in Schluchzen aus.

„Was is dir denn, mein Dochter?"

„Es is blos — es hat so lange keiner so freundlich ‚Bettchen' zu mir gesagt."

„Armet Dierken! ja, ja!"

Die korpulente Frau steigt langsam eine der krachenden Stufen nach der andern hinauf, Bettchen setzt sich wieder.

„Nun ziehen wir ins Königsschloß, da ist ein großer Dienertroß" singen die Kinder.

Fiechen schläft in ihren Armen. Sie hat gar nicht bemerkt, daß die Kinder nicht mehr singen und tanzen, daß es von der Einträchtigkeit zum Zwiespalt übergegangen ist, daß sie sich jetzt schlagen und kreischen. Da steht Ernstchen vor ihr. Er hat Thränen in den Augen, und sie funkeln dabei vor Wut. „Sie haben mir gehauen, und ich habe gebissen."

„Schäm' dich!"

„Thu ich nich! Vater sagt, es muß sich einer wehren. Un' ich bin hungrig!"

„Denn wollen wir rauf gehen."

Ganz leise, mütterlich, daß es nicht aufwacht, bettet sie ihr Schwesterchen. „St! Ernstchen soll nicht mit dem Stock gegen die Wand schlagen."

„Thu ich doch, etsch!" — —

Eine Stunde später tritt die Mutzel heraus, um auszugehen, da kommen ihr auf dem dämnerigen Hof ihre Mitbewohner entgegen. Brennecke schwankt ein wenig, Frau Brennecke lacht über ihn, und wie sie die Mutzel sieht, sagt sie: „Er hat mal wieder genug! Aber schön war's! Den ganzen Tag im Grünen. Un' haben Lieder gesungen und Pickenicke gehabt. Kennen Sie dat da unten bei Sie auch?"

„Aber, halten's uns denn für so ungebüldet?" fragt die Mutzel in spitzem Ton.

„Na, die Moden sind doch verschieden." Sie faßt in ihr großes Packet, das sie nebst einem Blumenstrauß im Arme hält. „Woll'n Sie'n Pfefferkuchenherze? Er hat mir sechse gekauft. Wenn er 'n kleinen Affen hat, denn is er freigebig. Was, Dicker? Man bloß so'n kleinen nüdlichen aus'm Zoologischen! Die futtre ich gar zu gerne. Nehmen Sie man, Frau Mutzel!"

„Aber küß d' Hand!"

„Das Weib is immer lustig!" sagt der Rollkutscher, der sehr stattlich in seinem Sonntagsanzug aussieht.

„I, warum sollt' ich denn auch 'ne Thränensuse sind? Ich hab's ja gut bei dem ollen Dickerchen da!"

„Hast dir gut gesetzt."

„Ja, nu geh man rein! Bist müde!"

„Freilich!" brummt Rudolf Brennecke, und dann lacht er vergnügt und schlägt seiner Frau auf die Schulter.

„Fahren und marschieren und ganzen Tag singen!" meint sie.

„Un's Bier war gut!"

„Freilich!"

„So steig doch man 'ruff und wart' nich' uf mir!"

Er wendet sich, nimmt den Hut vom Kopf, spitzt die Lippen zum Pfeifen, das versagt aber, und dann hört man ihn die paar Stufen schlurfend nehmen.

Vor ihm her ist ein huschender Lichtfunke, dann verbreitet sich Helligkeit. Es ist die Pförtnersfrau, mit dem Gasanzünder.

„So is recht, da bricht man nich Arme und Beine!" klingt Brennecke's Stimme durch die offenen Treppenfenster.

„Hm!" sagt die Mutzel, „die Portiesche, wie sie hier sagen, Hausmeistersgattin heißt's bei uns, die hat ein Schandmaul. Mein liebes Fraurl, die fallt auch über Ihnen her — na, i sag schon!"

Carola zuckt die vollen Schultern. „Was ich mir daraus mache! Schön wurstig, Frau Mutzel! Ich habe meinen guten Mann gekriegt, und das übrige — hahaha! Schwatzen und klatschen thun die Leute immer, da is es schon eins!"

Digitized by Google

Die Mutzel hebt beide Arme beschwörend. „I klatsch niemalen! schon nimmer, i! Und i such' mir meine Leut aus. Schaun Sie, hier im Hinterhaus — nein, die passen mir all' nit. Und früher," mit einer Kopfbewegung nach der Brenneckeschen Wohnung, „da hab i mi auch fern gehalten. Die hat gethan! Nein, i sag Ihnen, die hat gethan! — — Was Sie für a prächtige Rob' haben!"

„Was?"

„Dös saubre weiße Kleiderl! bildsauber!"

„Ja, meinen Dicken freut's, wenn ich fein bin, 's is en guter Mensch, und ich könnte ganz zufrieden sein, wenn dies Nest voll Kinder nicht wäre."

„Dös hab i mir auch schon im Stillen denken müssen."

„So obstinat sind se."

„Der Fratz, gelt, die Große?"

Carola Brennecke reißt die Augen weit auf. „Sie hat wohl über mich geschimpft?"

„So so — na, i sag schon nix. Mit der Seewald, da hat sie gestanden und geplauscht. Na, worüber plauscht denn so etwas? Da muß doch das junge, schöne Weiberl herhalten, über das sich die alte Struntzen giftet!"

Die junge Frau macht eine Faust: „Na, wart! — In der Großen, da habe ich schon 'ne Aufpasserin. Ja — die!"

„Schicken Sie sie doch fort! Hat ja Verwandte — da so, irgend wo!"

„Denn müßt' ich mir'n Kindermädchen halten, und das Geld kann ich besser brauchen!"

Die Mutzel nickt verständnisvoll.

„Ja, Sie sind schon klug, Frauerl!"

„Na —" die Brennecke macht ein paar Schritte nach der Hausthür und wendet sich dann noch einmal um. „Kommen Sie doch mal zum Kaffee, Mutzeln, und erzählen mir was? Ja? Man weiß doch gerne, wer und was da vorne wohnt. Un' Sie kennen die Mädchen aus allen Etaschen! Mit der Seewalden will ich nichts zu thun haben, die paßt mir nich — die is ja immer mit der Ersten ein Herz und eine Seele gewesen."

„Aber sein's Sie lieb, Frau von Brennecke! Sein's Sie — na — eine vornehme Natur sein's! I kann schon gar nit anders! Küß d' Hand! I komm' schon!"

Sie nicken einander zu, und die eine geht ins Haus, die andre über den Hof.

Bettchen öffnet auf das Klingeln. Die Frau eilt an ihr vorüber in das Zimmer, wo die Lampe brennt, und wirft die Pfefferkuchentüte in den Schrank, der in der Ecke steht. Dann reißt sie den Hut ab und steht nun da mit den wirr gewordenen schwarzen Haaren, die ihr tief in die Stirn fallen. Ein Zornfunkeln ist in ihrem Blick. Ernst liegt schon auf dem Sopha in seinen Kissen, guckt aber mit offenen Augen herüber. Das Lager hat nicht den alten Platz, das Sopha ist an der Stelle, wo sonst Bettchens eisernes Bett stand.

„Komm mal hierher!" ruft Carola, und als das Kind vor ihr steht: „Warum lungerst du noch herum? Warum liegste nich im Bette?"

„Ich habe es eben erst in der Küche aufgeschlagen und Fiechen hingelegt. Sie hat noch Milch gekriegt und den letzten Rest Enne — Brot is nirgends mehr gewesen."

„Is doch auch Sonntag! — Dummes Ding! Willst du da noch was kaufen?"

Sie nimmt den Gürtel mit der blanken Schnalle ab, und indem sie ihn sorgfältig aufwickelt, sieht sie auf Bettchen hin, das bald ihre Größe erreicht haben wird.

„Wir sind hungrig — Ernstchen und ich!"

„Ja — so hungrig!" ruft der Kleine und fährt mit seinem schwarzen Kopf in die Höhe. —

„Hungrig! hungrig!" Carola löst ein paar Nadeln und steckt sie vorsichtig auf ein buntes Kissen, das auf der Kommode steht. „Eßt Salz, dann werd' Ihr auch durstig! Das hat meine Großmutter immer gesagt."

„Durstig auch!" ruft Ernst.

Aber Bettchen hört das nicht, was die Frau in dem weißen Kleide spricht und nicht die bittende Stimme des Brüderchens. Ihr Blick hängt an einer goldenen Kapsel, die an dem Reif befestigt ist, der das linke Handgelenk Carolas umschließt — ganz leise klirrt sie bei den Bewegungen. Und immer größer werden ihre Augen, und nun heften sie sich auch da oben an den Halskragen, auf die Brosche, und die Finger weit ausstreckend, bringt sie mit dumpfem, erstickten Tone vor: „Das is — Muttchen ihr Medaillon! Das is Muttchen ihre Granatbrosche!" Und auf

Digitized by Google

dem Gesicht flammt es rot auf, und die Augen bekommen ein seltsames Blitzen.

„Wirklich, is es das?" fragt die Frau. „Was du nich weißt? Es giebt mehr bunte Kühe, wie eine!"

„Es is doch wahr!" Und die Stimme wird anklagend. „Sie haben da im Kasten in der Kommode gelegen. Da!"

„Denn sieh mal zu — wenn sie nich mehr liegen, denn werden sie's ja wohl sein." Und ein Auflachen!

„Muttchen ihre — Muttchen ihre — du hast sie weggenommen!"

„Wenn schon! Was soll'n se daliegen! Dein Vater hat's gewollt — so und nu," mit plötzlicher Wut, „laß mir in Frieden, du Schlange du."

Aber Bettchen bleibt vor ihr stehn.

„Sie hat gesagt, sie gehörten mir und Fiechen, wenn sie einmal tot wäre!"

„Ih, sieh mal an! Hat se? Un' ich trag' se und du —" sie packt das Handgelenk des Kindes und zieht es dicht an sich heran, — „du hältst den Mund, hörst du! Un' wenn du doch klatschst mit der Seewalden —" die andre Hand saust auf die Schulter herab. Bettchen zuckt und windet sich, sie stößt aber keinen Schmerzenslaut aus. „Du hast es erst vorhin gethan, ich weiß es ja. Die Mutzeln hat gehört, wie du mir schlecht machst —" und neue Püffe, und dann schleudert sie das Kind von sich, weithin, der Thür zu.

Ernst fängt vor Schreck an zu weinen.

„Stille!" macht die Brennecke mit einer Geberde nach der Nebenthür hin, die geschlossen ist. „Wenn Vater erst wach wird, und ich ihm alles sage, denn schlägt er euch beide tot; — wenn der erst alles weiß — wenn ich gestohlen haben soll, was mir zukommt —"

Bettchen schüttelt trotzig den Kopf.

„Biste stille!" Und ein Faustdrohen nach dem Jungen hinüber, und dann besinnt sich Frau Carola und geht nach dem Eckschrank mit den Glasfenstern, dem einzigen Möbel, das sie mit in die Wohnung gebracht hat, und nimmt einen Pfefferkuchen aus der Düte und wirft ihn nach Ernst hinüber.

„Nun sei'n guter Junge! Ärgere mich nich! Die da hat's verdient, daß sie hungrig ins Bett muß. So 'ne schlechte Person."

Ernst gräbt die spitzen Zähne sofort in das Gebäck.

„Is fein!" sagt er dann, tapfer kauend, „is süß". Und ein liebevoller Blick streift das große Stück, das er noch zu bewältigen hat. Dann, nach Bettchen hinüberblickend, spricht er mit dem Tone eines Papageien nach: „Sie is eine schlechte Person!"

Carola lacht. „Siehste wol, wer artig is, der hat es gut bei mir. Kannst Vatern morgen erzählen, wie gut ich bin und den Kindern auf dem Hofe auch."

„Den Kindern auch!" versichert Ernstchen gravitätisch.

Schwere Thränentropfen an den langen Wimpern steht Bettchen da und sieht der Frau zu, wie sie den Armreif ablegt — in dem Medaillon sind Haare von der Großmutter, weiße, seidenweiche Haare — und dann, wie sie nach der Granatbrosche faßt, die auch von der Großmutter stammt. Ganz lange Geschichten hat Muttchen immer dabei erzählt, wenn sie die Prachtstücke hat ansehn dürfen. Sie beugt den Oberkörper vor, ihr ist, als schöbe sie eine unsichtbare Hand voran, als zwänge sie etwas, hinzustürzen und das, was der Verstorbenen so heilig gewesen ist, der fremden Frau unter den Händen wegzureißen. Und als ob die ihre Gedanken lesen könnte, kommt es von drüben: „Was stehste noch da? Marsch, raus! Oder soll ich dir helfen?"

Ganz in sich zusammen zieht sich die Kindergestalt, dann drückt sie die Thür auf und schiebt sich hinaus. Wie sie an der Küche ist, wird das Zimmer hinter ihr geschlossen. Zwischen dem Wasserkrahnen und der äußern Thür steht jetzt ihr Bett, das sie morgens früh, eh der Vater seinen Kaffee in der Küche bekommt, wieder zusammenschlagen und hinaus in den Gang tragen muß. Fiechen ist schon immer so früh wach und weckt sie, mit den spitzen Fingerchen nach ihren Augenlidern tippend: „Auf! auf!" Sie kann und darf nicht einmal mehr ausschlafen, wie zur Zeit, als ihre Mutter noch lebte. Sie kommt gar nicht recht frisch in die Schule. —

Es ist noch nicht zehn Uhr, und das Gas auf den Treppen ist noch nicht ausgelöscht. Es schimmert von dem Flügel gegenüber her. In der Küche riecht es dumpf.

Digitized by Google

Sie öffnet das Fenster. Schritte hin und her über den Hof, auch helles Lachen. Ach, so vergnügte Menschen. Ein Licht hat sie nicht, Petroleum für die kleine Handlampe ist auch nicht da. Fiechen schläft ganz friedlich — das weiß ja noch von nichts. Es hat in den ersten Tagen mit seinen großen Augen herumgesucht und ist nach dem verlassenen Stuhl der Mutter gekrochen und hat sich daran aufgerichtet, aber dann hat es mit Ernstchens zerbrochener Trompete gegen den Sitz geschlagen und einen fröhlichen Lärm vollführt. Und der Junge? Der ist ja auch noch zu dumm und unartig dazu. Sie reibt sich ihr Handgelenk und trotzig beißt sie die Zähne zusammen — wenn die da drinnen sie noch ärger stößt und schlägt und wenn sie sie hungern läßt — gestohlen hat sie die Sachen von Muttchen doch!

Die ist nicht fleißig und gut, die hat kein Gefühl für Kinder, der — wie hat die Frau mit dem Geierschnabel gesagt? — sind sie im Wege. Muttchen sieht doch das von da oben! Wie kann sie denn selig sein, wenn es ihren Kindern, die sie so lieb gehabt hat, so schlecht auf der Welt geht?

Sie schüttelt sich, legt die heiße Stirn gegen das Fensterglas und faltet die Finger ineinander: „Lieber Gott! Lieber Gott! Willst du uns nicht auch kommen lassen zu dir, zu Muttchen? Du siehst ja, wie schlecht es uns geht!" (Schluß folgt.)

„Der arme Heinrich."

Von

Else Meinradus.

Nachdruck verboten.

Die ernste deutsche Sage mit ihrem bangen „media vita in morte sumus" hat es dem modernen Naturalisten angethan. In dem frommen Gedicht des Minnesängers, der sô gelêret was, daz er an den buochen las, findet er einen Schrein, darin er wohl ein eigenes Heiligtum errichten mag. Die Gestalten, deren Schicksal und Thun Hartmann von Aue der Aufzeichnung wert scheint, „dâ mite er swaere stunde möhte senfter machen" werden Gerhart Hauptmann[1]) zu Trägern einer neuen Innerlichkeit, in der die naiv-asketische Grundstimmung der alten Geschichte mit Elementen moderner Weltanschauung, mit Erkenntnissen moderner psychischer Betrachtung verschmelzen.

Welche Züge in der alten Legende haben Gerhart Hauptmann erfaßt, haben sein eigenes Schaffen für den alten Stoff gewonnen?

Es ist ein Doppeltes, wie es scheint: einmal sind die Gestalten des armen Heinrich und der Ottegebe ihm in einer besonderen psychischen Bestimmtheit lebendig geworden, und dann faßte ihn ein gefundener oder errungener Gedanke, eine Weltanschauungswahrheit — freilich dem alten Stoff weltenfern — das Erlebnis beider zu einer künstlerischen Einheit zusammen, wie zwei von verschiedenem Anfang ausgehende Wege, die sich in einem Ziel finden. Das sind die beiden Punkte, von denen aus sich die alte Legende zu dem modernen Drama umbildete.

[1]) Der arme Heinrich. Von Gerhart Hauptmann. Erschienen bei S. Fischer Verlag. Berlin.

Digitized by Google

Wie sieht Hauptmann diesen armen Heinrich des Ritters von Aue? Das alte Gedicht kann sich nicht genug thun, seinen Helden mit aller ritterlichen Tugend und Zier auszuschmücken, alle Freuden und Ehren der Welt auf ihn zusammenzuhäufen, um nachher in seinem kläglichen Schicksal dem „media vita in morte sumus" zerschmetternde Wucht, erschütternde Gewalt zu verleihen.

„Nun seht, wie unser Lachen
In Weinen erlischet;
Unsere Süße ist vermischet
Mit bitteren Gallen.
Unsere Blüte, die muß fallen,
Da sie am allergrünesten scheint."

Es ist derselbe Gegensatz, in dem auch das Pathos des Hauptmann'schen Heinrich wurzelt. Aber wie anders angeschaut. Der ritterliche Sänger statuiert in dem armen Heinrich ein Exempel für seine eigene ernste Weltanschauung, der Held seines Gedichtes beugt sich unter die Rute Gottes, die ihn getroffen hat, und wo er von seinem Leide spricht, da predigt aus ihm die Weisheit, zu deren Träger der Dichter ihn bestimmt hat. Wenn ihm auch „der Seufzer das Wort zerbricht", so redet er doch klüglich von seinem Hochmut, durch den er irdisches Glück und ewige Seligkeit verwirkt hat.

Hauptmann schaut diesen Gegensatz: die blühend stolze Herrlichkeit des adeligen Helden und das Grauen der hoffnungslosen, ekelhaften Krankheit nicht als ein Exempel auf ewige Daseinsgesetze und kluge Weisheitssprüche, sondern rein als Erlebnis. Der Herrenmensch, der „vor lauter Tanz das Gehen vergaß", dessen königliches Wesen alle, die ihm nahten, in seinen lachenden Zauber bannte, der sich immer als Gebender gefühlt, der sich nur als Gebenden ertragen konnte — zerschmettert, grausam vernichtet, gerade an seiner sieghaften Schönheit gefaßt und niedergeworfen. Wie erträgt er das? Wie ringt seine Seele mit solchem Geschick? Wie erliegt er oder wie siegt er? Das ist Gerhart Hauptmanns Frage an die alte Geschichte. Der Pater Benediktus in seinem Drama giebt darauf eine Antwort:

— — — „dieses Mannes Seele ist
bewehrt, wie eines starken Dämons Schulter,
mit zween Paaren Flügeln und mit mehr:
lähmt ihm die weißen, die zur Höhe tragen,
so ruht er auf den dunklen."

Und so entfaltet das Drama einen Kampf von packender Gewalt und finsterer Größe. Für alle Stimmen in diesem Kampf hat der Dichter einen erschütternden Ausdruck gefunden, für das jammernde Weh, das ein Riesenwille immer wieder hinabstößt in die heimlichste Tiefe des Herzens, für die wilde Ironie, die cynisch die äußersten Grenzen des Elendes abschreitet, für den tödlich getroffenen Stolz, der herrisch jeden mitleidigen Zeugen abweist.

Hauptmanns ganze künstlerische Größe zeigt sich in der plastischen Kraft und der psychischen Feinheit und Tiefe der Phasen dieses Seelenkampfes. Etwas von dem grandiosen Realismus, von der harten Wahrheitsliebe Dürers tritt uns bei ihm entgegen, ein Zug, den die „mâze" des alten Gedichts nicht kennt. — — —

Mit dem Auge des modernen Seelenforschers angeschaut ist auch die Gestalt der Ottegebe. Hauptmann hat im „Hannele" schon eine solche „Zwischenland"-Gestalt,

Digitized by Google

ein Kind an der Grenze der Jungfräulichkeit, geschaffen. In der Zeichnung der Ottegebe fällt gerade auf dieses Gemisch von Kindlichem und Jungfräulichem noch helleres Licht.

In unendlich feinen, sprechenden Zügen hat der Dichter Ottegebe hingestellt. Das zarte, bleichsüchtige Kind mit der hohen, vorgebauten Stirn, an der die blauen Adern schimmern, dem schlanken Hals, „an dem das Pülslein schlägt". Wie in ihrer überwachen Seele, ihr selbst unbewußt, der Erlösungsgedanke aufgesogen wird von dem Hingabetrieb irdisch-weiblicher Liebe, das ist es, was der Dichter zeigen will. Und auch hier bewundern wir seine seelenkundige Gestaltungskraft. Leise nur wird ganz im Anfang das Weiblich-sinnliche in der Aufopferung des Mägdleins für ihren Herrn angedeutet. Ottegebe, das „klein Gemahl", mit dem einst der Knabe schon übermütig gescherzt, flicht sich für die Ankunft des Herrn Heinrich das rote Band ins Haar, und reißt es voll leidenschaftlicher Beschämung herunter, als der Vater davon Notiz nimmt. In der linkischen Erregtheit, der scheuen Beglückung, in der sie den ersten scherzenden Worten des Ritters stand hält, kommt die hilflose Zwiespältigkeit, in die jenes neue, überströmende Liebesgefühl das Kind stürzt, zu feinstem Ausdruck. Meisterhaft, in der Psychologie an das Hannele erinnernd, ist das Gespräch mit der Mutter, in dem die Empfindungen, die des Kindes Brust schmerzvoll und süß zugleich durchklingen, in unzusammenhängenden Geschichten, Erinnerungen, sinnlichen Vorstellungen, sich auszusprechen suchen. Wir fühlen die zarte Seele des Kindes leidenschaftlich zittern unter der gewaltigen Kunde von menschlicher Verderbnis und göttlichem Gericht, und von der geheimnisvollen Sühnegewalt unschuldig vergossenen Blutes. Und wir sehen, wie ihre Liebe sich in diesem Gedanken fester und fester verankert, wie sie sich in heimlicher, innerer Angst vor sich selbst in die Schönheit und Reinheit der Himmelsbrautschaft hinüberflüchtet.

So ist die ekstatische, weltentrückte Stimmung vorbereitet, in der Ottegebe durch die letzten Akte schreitet — bis zu ihrem Erwachen zu Salerno. — —

Und wo ist nun die gedankliche Einheit, in der die Geschichte dieser beiden Seelen zusammenflutet? Hartmann von Aue zeigt, wie der arme Heinrich sündigt, gestraft wird, in freiwilligem Verzicht auf die Heilung, in dem Entschluß, die ungeheure Bürde weiterzutragen, Vergebung und Genesung erlangt, während das Mägdelein für ihr Opfer als Gemahlin des Helden belohnt wird. So einfach liegt dem modernen Menschen die Frage von Schuld und Sühne nicht. Für ihn giebt es im Grunde keine Schuld und keine Sühne, die den Menschen in ein Verhältnis setzt zu irgend einer Macht außer ihm, auf die er sein Handeln bezieht, von der es gemessen und gerichtet wird. Was er thut, gehört ihm, und wie er selbst dazu steht, das ist das Ausschlaggebende. Hauptmann hat den gedanklichen Inhalt der alten Legende individualisiert, sein armer Heinrich *erlebt* eine Erlösung, sie wird nicht von außen her an ihm vollzogen. Eine Erlösung erlebt auch Ottegebe. Und in beiden ist es ein so tiefes, unfaßbares, unaussprechliches Erlebnis, daß es der vollen dramatischen Verkörperung spottet.

Als dem Ausgestoßenen die „dunklen Flügel" erlahmen, als der krampfhafte, wilde Hohn, in dem er immer noch sich als Herrn seines Geschickes zu fühlen versuchte, umschlägt in den einen letzten verzweifelten Wunsch: Leben um jeden Preis, als er bettelnd zu den Menschen kriecht, die zu verachten er sich stark genug wähnte, da öffnen sich ihm die Augen für die Fülle und Kraft der Liebe, die ihm unablässig,

Digitized by Google

unermüdlich nachgegangen ist; ein Erkennen plötzlich, unvermittelt, wie eine geheimnisvolle himmlische Offenbarung, und doch von unbedingter, zwingender, innerer Wirklichkeit.

„Als mich der erste Strahl der Gnade streifte
und eine Heilige zu mir niederstieg,
ward ich gereinigt: das Gemeine stob
aus der verdumpften und verruchten Brust,
der mörderische Dunst der kalten Seele
entwich, der Haß, der Rachedurst, die Wut,
die Angst — die Raserei, mich aufzuzwingen
den Menschen, sei 's auch durch gemeinen Mord,
erstarb."

Die Macht, unter der seine Seele sich in Thränen befreit, wirkt weiter an seinem Innern:

— — „An dem neuen Strahl,
der aus des Kindes schweren Wimpern zuckte . . .
gebar aufs neue meine Liebe sich
in die erstorbene, finster drohende Welt."

Das letzte aber, was sie ihm giebt, ist eine höchste Wahrheit, eine letzte, beglückendste Erkenntnis:

„Hartmann, gleich wie ein Körper ohne Herz
— — — bist du, so lange nicht
der reine, grade, ungebrochene Strom
der Gottheit eine Bahn sich hat gebrochen
in die geheimnisvolle Kapsel, die
das echte Schöpfungswunder uns verschließt:
dann erst durchdringt dich Leben. Schrankenlos
dehnt sich das Himmlische aus deiner Brust,
Mit Glanz durchschlagend deines Kerkers Wände,
erlösend und auflösend —: dich! die Welt!
in das urewige Liebeselement. —"

So ist ihm in der geistig-sinnlichen, himmlisch-irdischen Liebe der Lebensodem der Welt, seines Ich aufgegangen.

Und in dieser Vereinigung liegt auch die Erlösung der Ottegebe. Himmlischer Liebe hat sie zu folgen gemeint, als sie den erlösenden Tod sterben ging, Himmelssehnsucht war ihr die Gewalt, die sie aufrecht hielt und vorwärts trieb — als ihr Opfer nicht mehr verlangt wird, erkennt sie mit brennender Scham, daß es nicht seine Seele war, um die sie gerungen hatte. Aber indem der arme Heinrich sie zum zweitenmal um das Geschenk ihres Lebens bittet, wird auch sie hineingerettet in die Gewißheit, der Hartmann Ausdruck giebt:

„Was himmlisch schien, ist himmlisch, und die Liebe
bleibt — himmlisch, irdisch — immer eine nur." — —

* * *

Und nun noch ein Wort über die äußere Gestalt der Dichtung. Aus der inneren psychischen Umbildung des alten Stoffes haben sich auch äußere Veränderungen ergeben. Die wichtigste ist die Einführung des Pater Benediktus in seiner Mittlerstellung zwischen dem Kinde und den Eltern. Die psychisch kompliziertere Struktur der beiden Hauptgestalten erträgt nicht mehr die naiven Züge, die das alte Gedicht den Eltern gegeben

Digitized by Google

hat: vor allem ihre — wenn auch klagend gegebene — Zustimmung zu der Absicht des Mägdleins. In dem Pater Benediktus personifiziert sich die religiöse Gedankenwelt, in deren Bann das Mägdlein steht. So wird sie in ihrer Wirkung auf die Handlung dramatisch darstellbar. Es würde zu weit führen, im einzelnen auf die Stellen der Dichtung hinzuweisen, an denen diese Mittelsperson eingeschoben werden mußte.

Auch die Gestalt des Knechtes Ottacker dient der dramatischen Verdeutlichung. Wie Ottegebe ein Kind des Volkes und der Zeit, voll all der bunten, verwirrten abergläubischen Vorstellungen, die ein hilfloser, phantastischer Sinn an die tausend Unerklärlichkeiten des Lebens heftet, so verkörpert er die Atmosphäre, in der der Fluch des armen Heinrich erst seine volle Schwere gewinnt; so bietet er zugleich den stärksten Kontrast zu Ottegebe, er, der voll abergläubischer Scheu den Gottverfluchten flieht, sie, die furchtlos, unermüdlich, ohne eine Empfindung des Abscheus vor dem Unreinen ihm dient.

Und schließlich hat Hauptmann den Dichter Hartmann von Aue — in gewisser Weise ja auch dem alten Gedicht folgend — selbst in sein Drama eingeführt. „Eine fleischgewordene Quellenangabe" heißt es in einer Zeitungskritik sinn- und geschmacklos. Was Hauptmann — abgesehen davon, daß er in der Gestalt dieses Lehnsmannes des armen Heinrich die politischen Beziehungen seines Helden mit in das Drama hineinreichen läßt — dadurch gewinnt, ist schon aus den oben angeführten Worten des Hartmann ersichtlich: er hat einen Menschen, in dessen Seele sich die Geschehnisse spiegeln, der — wie der griechische Chor — ein Facit ziehen und es dem Publikum aussprechen kann.

Aus einer Erzählung ist das neue Drama entstanden. Es liegt aber nicht an seinem Ursprung, daß es mehr eine — gewaltige und meisterhafte — dramatische Darstellung psychischer Zustände, als ein Drama im eigentlichen Sinne geworden ist. Es liegt in der Eigenart des Problems, wie es Hauptmann erfaßte, und in der Eigenart seiner künstlerischen Aussprache von Geschautem und Gedachtem. Ihm ist die ausmalende, beschauende Wiedergabe innerlicher Erlebnisse und Kämpfe gemäß; so erzählt der arme Heinrich, wie Ottegebe zu ihm, dem Ausgestoßenen, hinausgekommen und ihm ihr Opfer angeboten, so erzählt er von seiner Heilung zu Salerno. Das Geschehen liegt zwischen den Scenen, die nur Zuständliches auf einer gegebenen Stufe im Fortschritt der Handlung ausmalen. Fast nur die Scene bei Pater Benedikt, da „der erste Strahl der Gnade" den armen Heinrich trifft, umschließt einen entscheidenden Punkt der ganzen Entwicklung.

Wo es sich um philologische Begriffsbestimmung und Eingliederung handelt, mag man daraus einen Vorwurf schmieden. Der Genießende wird auch die Willkür des Dichters dankend ehren.

Digitized by Google

Die russische Arbeiterin.

Ethnographische Skizze

von

Wassil J. Nemirowitsch Dantschenko.

Übersetzt von Roda Roda.

Nachdruck verboten.

Wer alle russischen Frauen nach denen der Gouvernements Wologda und Perm beurteilen wollte und dem schrecklichen Realismus, mit dem Reschetnjikow sie beschrieb, würde zu falschen Schlüssen kommen.

Dort haben Hunger und Erniedrigung alles Sehnen nach einem besseren Leben, alle Energie und Hoffnung ertötet. Die Russin des Südens vermag sich die Mühsal, die Einförmigkeit nicht einmal annähernd vorzustellen, die hier herrscht in diesem Reiche der Not und des Leidens.

Aber wenn es an die Arbeit geht, zeigt die arme, vom Joche des Unglückes bedrückte Frau doch ihre altrussische Zähigkeit. Willig, fleißig, fähig und stark, ist sie jeder Mühsal gewachsen.

Ebenso die Weiber in den Bergwerksgebieten.

Von denen, die in den Erzgruben arbeiten, in den Tiefen der Erde, wo ein Laternchen notdürftig die triefenden Wände der Stollen beleuchtet, möchte ich nicht reden. Ich will einen erfreulicheren Typus vorführen.

Einst fuhr ich zu Schiff die Kama hinunter. Ein kühles Lüftchen hatte die heiße Atmosphäre des Tages wohlthuend gemildert, und alles war auf dem Deck versammelt, um den schönen Abend zu genießen. Von den verschiedenen Gruppen, zu denen sich die Passagiere gleich sammelten, war mir eine besonders interessant. Ihren Mittelpunkt bildete eine große, schlanke Frau. Sie lachte, daß ihre Brust nur so erschüttert wurde. Aus dem Lärm des Gespräches hörte ich etwas, was wie Stöhnen klang — wie das Ächzen eines Menschen, der sich sehr anstrengt. Ja, was war das? Sie rang mit den jungen Leuten und — weiß der Teufel — es konnte sie keiner unterkriegen.

„Daß Du Dich nicht schämst!“ rief ihr verwundert eine Städterin zu.

„Warum denn?“ antwortete die andre ehrlich. „Wir kommen gar nicht dazu, uns zu schämen; wir arbeiten ja immer und immer mit den Männern zusammen.“

„In der Fabrik und in der Grube sind Männer und Weiber gleich!“ rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Aber solch' ein Weib wird wohl niemand nehmen mögen!“

Darauf erwiderte die Ringerin: „Wir brauchen auch keinen! Uns nährt der Waschger (die Wiege der Goldwäscher), wie euch der Mann am Pflug.“

Digitized by Google

Ich hatte später Gelegenheit, mir von der Goldgräberin ihre Lebensweise schildern zu lassen. Sie erzählte unbefangen und frisch.

„Allein im Walde, ganz allein, grabe und wasche ich das Gold," sagte sie mir. „Keine Seele ist da um mich, als ein Wolf, der mir auflauert. — Doch ich will nicht lügen, — auch Leute giebt es hie und da — aber es wäre besser, einem Wolf begegnen, als ihnen. Das sind nicht Leute, die Gutes im Schilde führen. Deserteure, oder arme Flüchtlinge aus Sibirien, die oft jahrelang kein Weib gesehen haben. Man muß sich sehr vor ihnen hüten. Wenn Dir so einer was anthut, was willst Du ihm wieder thun? Dennoch giebt es kein schöneres Leben, als unseres."

Wie gesund und kräftigend dies Leben ist, sieht man den Gestalten der Männer und Weiber an, die es führen.

Die Bauern aus dem Ural gehen oft weit in die Einsamkeit der Berge und Wälder, um Gold zu suchen; wenn sie eine Ader gefunden haben, dann gehen sie an die Ausbeutung, entweder einzeln oder familienweise. Das lautere Gold verkaufen sie dann dem Besitzer des Bodens um sehr hohen Preis. Unter diesen Goldgräbern giebt es immer auch viele Frauen.

Ein Leben, dessen sie sich freuen und das sie — merkwürdigerweise — über alles rühmen. Ein Leben, bei dem man Hungers sterben kann, wenn man das Unglück hat, auf keinen Gold führenden Sand zu stoßen.

„Da kommt man in den Wald", fährt meine Berichterstatterin fort, „und sucht. Iß alles auf, was Du von zu Hause mitgenommen hast, und dann — — und dann nage Kiefernrinde, sammle Dir Beeren dazu und kehr' arm und elend heim — —! Giebt aber Gott, daß Du Gold verstreut auf dem Boden findest, dann ist es fast noch ärger. Da thut's einem leid, nach Hause zu gehen — und die Schätze da zu lassen. Aber, lieber Himmel, was soll man essen, wenn man nichts hat? Weißdornpflaumen, Hagedornpflaumen — und an die Arbeit geht man doch. Wir kennen ja jedes Gräslein, ob man's essen kann oder nicht — dann stellen wir Schlingen, vielleicht fängt sich ein Vogel drin. Und wenn Du ein ganzes Oka (1,3 Kilogramm) Gold findest, hungrig bleibst Du doch. Keine Hütte — kein Zelt über dem Haupte. In der Grube, die Glück oder Unglück birgt, liegen wir und schlafen wir. Kommt ein Regen, schüttelst Du Dich vor Fieberfrost. Über Dir hörst Du auf einmal einen Bären brummen, und das Herz steht Dir still. Auch die Männer haben da oft nicht genug Courage. Ich gehe jetzt, mit einer Büchse bewaffnet, allein an die Arbeit, und feuere mich selber an, unerschrocken zu sein. Anfangs war's freilich schwer. So oft ich in der Einsamkeit aus voller Kehle ein Lied sang oder zu mir selber sprach, war es mir, als spräche jemand neben mir. Wenn ich lauter aufjauchzte, was für Gespenster standen um mich! Wie sträubte sich mir das Haar! Dabei widerhallte jeder Schritt im stillen Haag.

Bei Nacht, da ist es noch unheimlicher, noch grausiger.

Einmal überfällt mich ein Bär. Ich falle nieder und halte den Atem an. Er aber wälzt mich um und um, mit der einen und der andern Tatze, er wälzt mich um und um und — geht davon! Ich springe auf und — laufe — laufe — da höre ich etwas hinter mir — tup — tup — tup — den Bären, der mich von neuem verfolgt! Ich werfe mich abermals nieder, und mein einziger Gedanke ist: ‚Das ist Dein Ende'! Er aber stößt mich hin und her — und geht noch einmal davon! Ich rühre mich nicht. Vor Schreck steht mir das Herz still — und da ist er zum drittenmal —

Digitized by Google

beschnuppert mich, brummt und legt sich neben mich. — Ich war tot vor Angst! Da — raschelt etwas im Dickicht, — ein Hirsch bricht vor, und der Bär ihm nach. Gott sei Dank! — Ich war gerettet! Aber wie viele andre sind zu Grunde gegangen in den Wäldern!"

Das ist eine von vielen, so sind sie alle, die Arbeiterinnen in Sibirien. — — —

Auch die Frauen in den Salzwerken verrichten eine mühevolle und angestrengte Arbeit, um kein Haar weniger als ihre Männer. Auf den Seesalinen erhalten die Frauen trotzdem um fünf bis zehn Kopeken geringeren Lohn. Sie graben die Solen und besorgen überhaupt die ganze Erdarbeit, die zur Gewinnung des Meersalzes notwendig ist.

Im Frühjahre giebt's neue Beschäftigung für sie. Tausende von ihnen versammeln sich in den Etablissements, und ausschließlich sie sind es, die das Salz an die Karawanen verladen. Für diese Arbeit bekommen sie einen Rubel achtzig Kopeken bis zwei Rubel fünfzig Kopeken für tausend Pud (16 380 Kilogramm), also etwa anderthalb Waggons. Von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends dauert die Arbeit mit einer zweistündigen Mittagspause. Während dieser elf Stunden klettern sie wie die Ziegen aufwärts, jede einen zwei Pud (33 Kilogramm) schweren Sack auf dem Kopfe, den sie oben nur ausleeit, um ihn unten wieder zu füllen.

„Solch' eine Arbeit muß sie wohl ganz ausmergeln!" meinte ich zu einem Aufseher.

„Ganz und gar nicht! Sie sind stärker als die Bauern."

„Wie das?"

„Die Männer kommen abends heim, als hätte sie die Pest geschlagen, und die Weiber tanzen und singen noch ganz lustig darauf los."

In denjenigen Anstalten, wo das Salz noch nach älterem Systeme gewonnen wird, sind wieder Weiber, die Salzsiederinnen. Sie ziehen auch die Barken und Kähne in die Solen hinein — und all' diese schwere, sehr schwere Arbeit verrichten sie singend, während sich die Männer quälen und mühen. Hier wie dort sind sie wahre Helden der Arbeit. Erschöpfung giebt es für sie nicht. Sie legen sich auf das Ruder und ziehen frisch an, ohne ihre Anstrengung merken zu lassen.

Ihre Riesenkraft hat eine natürliche Erklärung in der reichlichen Fischnahrung, die sie als Strandbewohner genießen und in der gesunden Seeluft, die sie atmen.

Auch über die Kjemsker Weiber will ich hier etwas aus meinem Buche über den Ural citieren:

Es war an einem kalten Wintertage, so kalt, daß einem fast das Herz im Leibe vor Frost zersprang. Es schüttelte mich trotz meines warmen Anzuges wie Espenlaub. Da sehe ich unten drei Fischerinnen, die Schultern vom schützenden Tuche entblößt, die Wangen gerötet.

„Gott grüß' euch, wohin denn in diesem Aufzuge?"

„Ins Sudwerk!"

„Seid ihr erhitzt?"

„Ja — — — macht aber nichts. Grüß Gott, Herr!"

Im Verlaufe des Gespräches gebrauchten sie Worte und Wendungen, die wohl keine Censurbehörde der Welt drucken ließe.

„Was führt ihr nur für Reden," sage ich verblüfft.

Digitized by Google

„Du wunderst Dich, Herr? — Hast lange noch nicht alles gehört. Wir wissen noch manch' andres zu erzählen!"

„Darüber staune ich nicht, wohl aber, daß euch die Zunge so flink gehen mag nach so schwerer Arbeit."

„Wir ziehen ja die Schiffe nicht mit der Zunge, die ist noch frisch bei Kraft, und jetzt erst ist die Reihe an sie gekommen. Komm' Du an einem Feiertag zu uns und bringe Kuchen mit, da sollst Du sehen, wie sittenstrenge wir sind!"

„Wirklich?"

„Bei Gott! An Wochentagen, wenn wir gleich Männern arbeiten müssen, reden wir auch gleich Männern. Feiertags sind wir Frauen, da ruhen wir aus und sind brav. Aber jetzt kann die Last unsere Zunge einmal nicht im Zaume halten. Sie will durchaus schwätzen; und wenn wir die Zähne zusammenbeißen, sie kommt uns doch heraus."

„Ich merke wohl, ihr seid Meisterinnen im Plaudern."

„Wie? Was sind wir? Geh' Du einmal an die Koswa (Nebenfluß der Kama) und schau' Dir dort die Weiber an! Die fürchten gar nichts! Die treiben den Wind davon mit ihrer Zunge. Ja, das sind Weiber! Verwegen, frei und niemand unterthan — auch ihren Männern nicht!"

„Wie viel verdient ihr denn wohl an einem Tage?"

„Jetzt wenig, es sind zu viel Leute aus Perm hergekommen. — Da ist's auf den Stapelplätzen weit besser."

„Wie? zahlt man dort mehr Lohn?"

„Das wohl nicht, aber die Arbeit ist leichter. Sieh' unsere blutigen Füße an: wir müssen gar oft bei strengerer Kälte als sie gerade heute ist, drei — vier Werst (zu 1,07 km) weit durchs Wasser waten. Du kannst mir's glauben, daß schier alles Leben in uns schwindet vor Frost. Die Steine auf dem Grunde schneiden wie Messerklingen. Oft muß man stromaufwärts bis an die Brust im Wasser gehen, und die Kama ist bös' und reißend. Auf den Stapelplätzen ist eben die Arbeit viel, viel leichter."

Die Arbeiterinnen der Stapelplätze sind aber mit ihrer Lage ebenso unzufrieden. Sie sprechen miteinander, während eine hinter der andren herläuft, einen Sack voll Salz auf dem Kopfe. Sie trägt ihn zweihundert Mal im Tage hinüber. Der Zuschauer brächte es wohl nicht ein einziges Mal zu stande.

„Schwere Arbeit!" klagte eine. „Oft fluchte ich meiner Mutter, daß sie mich gebar und mich nicht gleich im Wasser ertränkte, wie ein Katzenjunges!"

„Wie bringt ihr euer Tagewerk dennoch fertig?"

„Mein Gott — wir singen. Es geht doch etwas leichter. Unsere Männer sind wie die Klötze. Da leben wir lieber ganz für uns, — denn die Männer — die fangen gleich an zu trinken, wenn sie Geld haben."

„Auch die Weiber, höre ich —"

„Ja — auch die, man ist dann viel lustiger."

„Die Mädchen trinken ebenfalls. Warum auch nicht? da sie doch Gott gehören!"

„Wie das?"

„Die Frau gehört dem Manne, das Mädchen Gott — und Gottes Ding ist jedermanns Ding."

„Das geht bis zur Hochzeit so?"

Digitized by Google

„Natürlich! Ein solches Mädchen haben die Burschen auch lieber!"

Dann wandte ich mich an einen Mann: „Wie euere Weiber doch so — — — so — — — frei reden!?"

„Laß sie, laß sie! Mögen sie immerhin! Nur ihre Zungen sind frei. Daß aber eine Frau eine Sittenlosigkeit beginge, Gott bewahre! Wir wissen's und haben ein Sprichwort: ‚Lose Zungen — brave Herzen, schweigende Weiber — giftige Weiber, schlimm, wie die sibirischen Dachse'. Von den Mädchen gilt das auch. Die nichts zu sprechen weiß, wer mag sie ansehen? Soll's ein richtiges Mädchen sein, muß man um sie jubeln und lachen!"

Im Ural sind besonders die Weiber vom Ik (Nebenfluß der Kama) berühmt wegen ihrer Strammheit und Ausdauer. Sie flößen, sie ackern, und niemand kann es besser als sie. Sie jagen auch und leben überhaupt ganz nach Bauernart. Ihre Männer gehen nämlich alle nach Sibirien hinüber arbeiten, und sie bleiben allein zu Hause, wie Männer lebend, wie Männer schlafend, wie Männer stimmberechtigt in den bäuerlichen Versammlungen.

So sind die Zustände im Bergwerks- und Salinengebiet. Bei den Hochöfen und in den Glashütten der Gouvernements Smolensk, Kursk und Orel kann man ebenfalls Weiber beschäftigt sehen. Ja, ganze Industrien, wie zum Beispiel die Erzeugung des Porzellans, sind in Weiberhänden.

Sogar im Schachte sollen Weiber manchmal arbeiten, wenn der Mann gestorben ist und unmündige Kinder hinterließ, die sie erhalten müssen.

Wahrlich, ein über alle Vorstellung schwerer Erwerb! An der Stelle, wo sie — fünf Klafter unter der Erde — Erz zu finden hoffen, graben oder bohren sie einen brunnenartigen Schacht von einem Arschin (Elle) Lichte, und von der Sohle an in einem finsteren Stollen weitergrabend, brechen sie das Erz und fördern es in Körben zu Tage. Oft genug finden sie in plötzlich auftretendem Grundwasser den Tod, oder unter den Trümmern der eingestürzten Wände.

Wollte man weiter nach dem Süden gehen, könnte man — in Astrachan — Tausende von Weibern in den Fischteichen unter den Strahlen einer glühenden Sonne und bloß mit Hemd und Hosen bekleidet, arbeiten sehen. Auch hier geht die Arbeit flott vorwärts bei lärmendem Zwiegespräch, heiteren Scherzen und lautem Gesange, dessen Melodien das majestätische Rauschen des Kaspischen Meeres verstärkt.

Überall im Lande ist es so. Überall die energische, wackere, kräftige Russin an der schwersten Arbeit. Hier zeigt sich eine Charakterfestigkeit, wie sie ihr Herr und Gebieter oft genug nicht hat. In traurigsten Verhältnissen des Hungers, des Elendes findet sie einen Erwerb, in Verhältnissen, da jedes andre Weib wohl den frühen Tod diesem peinvollen Leben vorzöge.

Digitized by Google

Kunsterziehung.

Von

Else Hasse.

Nachdruck verboten.

Seitdem vor mehr als 100 Jahren Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung“ in den „Horen“ erschienen, prangt der Gedanke der Kunsterziehung als abschließende Glanznummer auf dem Programm der Pädagogik. Die ansehnliche Länge dieses Programms brachte es mit sich, daß man, soviel auch seither gearbeitet wurde, bis zur letzten Nummer noch nicht vorgedrungen ist. Vereinzelte Versuche zur Belebung künstlerischer Kräfte im Kindesalter, durch Fröbel in den Volkskindergärten, durch den Zeichen-, Gesangs- und Handfertigkeitsunterricht, sind wegen unzureichender Mittel und künstlerischer Minderwertigkeit nicht tief genug eingedrungen oder erstreckten sich über eine zu kurze Lebensspanne des werdenden Menschen. Überdies fehlte es in den langen Zeiten des verwüsteten Geschmacks und der Stillosigkeit, der unschöpferischen Nachahmungssucht und der irrlichtelierenden Kunstreformen, an leitenden Gesichtspunkten für eine methodische, fruchtbare Kunstpädagogik, und der einseitige Kopfbildungsoptimismus, dem man sich hingab, verleitete zu der Annahme, daß bei wohlgeübter Denkkraft und tüchtigem Wissen auch das Empfinden verfeinert, das Temperament und der Charakter veredelt und der Geschmack sowie die Genußfähigkeit vervollkommnet werden würde.

In dieser Hoffnung sah man sich getäuscht.

Was Schiller 1795 im 5. und 8. Briefe dem Rationalismus entgegenhielt, das gilt heute noch für alle diejenigen, deren Leben und Streben in der scharfsinnigen Überwältigung von Naturkräften, in der klugen Wahrung ihrer materiellen Interessen, im Verstandesmäßigen und Exakten aufgeht. Derselbe Leitgedanke Schillers, daß die Ausbildung des Empfindungsvermögens das dringendere Bedürfnis der Zeit sei, beseelt darum auch die kunstpädagogische Bewegung der letzten Jahrzehnte. Man sah ein, daß die Anspannung einzelner Geisteskräfte den Menschen weder glücklicher noch vollkommener macht und daß unsere Kultur diesen Ehrennamen erst dann verdient, wenn sie durch Arbeit im Dienst sittlicher und künstlerischer Ideale zu harmonischer Vollständigkeit gestaltet wird.

Der über viele Volksschichten sich ausbreitende materielle Wohlstand schien groß genug, um den Aufwand einer allgemeineren künstlerischen Kultur zu erlauben; das erwachende Bedürfnis danach enthüllte aber zugleich ein Unvermögen, das Leben nach den Gesetzen der Schönheit zu gestalten. Man fragte nach den Gründen und fand sie in der Verbildung und Verkümmerung des Gefühls, der Phantasie und des Sinnenlebens. Der atemlose Wettlauf auf den Gebieten der Industrie, des Handels, der Technik, die unfrohe Hast des Genießens, die Isolierung des erwerbenden und denkenden Individuums: das alles hatte der vollen Selbstentfaltung des Menschen, vor allem nach der Gemütsseite hin, geschadet. Die Bestimmung des Menschen schien im Nützlichen aufzugehen, und der künstlerische Schmuck des Lebens war ein Luxus, in dessen Auswahl sich beinahe niemals das Erleben des Menschen, sein Verhältnis zur Natur, seine schöpferische Phantasie, seine Lebensziele aussprachen. Das innere Verhältnis zwischen dem Laien und der Kunst, ja zu oft auch zwischen dem Künstler und der Kunst, war ein unfruchtbares geworden. Ästhetische Barbarei oder oberflächlicher Sybaritismus auf der einen Seite, ästhetischer Libertinismus auf der andern. Es fehlte an dem echten künstlerischen Instinkt, der aus seiner Gefühlssphäre heraus in der Welt

Digitized by Google

der Formen und Farben ordnend waltet; die künstlerischen Wirkungen, die man mit dem Kopf errechnete und ergrübelte, mußten fehlerhaft sein, und überall, wo die Phantasie die Berührung mit der Natur entbehrte, da wurde man phantastisch oder schöpfte sein Kunstwissen aus Archiven. Moderne Schöpferkraft, besonders auf den Gebieten der Architektur, erprobte sich zumeist am Wiederaufbau des längst Geschaffenen durch Nachempfinden, wobei die organischen Geheimnisse fremder Stile nicht einmal glücklich erfaßt wurden; sie war anlehnungsbedürftig, weil ihr die Selbstherrlichkeit ureignen, starken Empfindens fehlte.

So kam es, daß der moderne Mensch aufwuchs ohne Sinn und Blick für geläuterte Proportionen, für die edle Gliederung des Raumes, für den Rhythmus organischer Naturformen; Mißtöne und Taktlosigkeiten verwirrten alles, was er schuf, und seine Kunst gab ihm nicht Würde gegenüber der Natur. Er schloß sich in Städte, Häuser, Wohnungen ein und umgab sich mit Geräten, die sein Auge für wahre Schönheit ermüdeten und ihn noch mehr isolierten, weil diese Dinge und ihre Formen nicht zu seinem Gemüt sprachen. War es möglich, dieser Fülle von Häßlichkeit gegenüber, die den Menschen auf den Stätten der Arbeit, des Handels, des Familienlebens umgab, noch bessernd einzugreifen? war es denkbar, das Gefühl zu wecken, die Sinne zu erziehen, die Phantasie methodisch zu pflegen? durfte man die Entwicklung einer allgemeineren Empfänglichkeit für das Schöne erhoffen und würde neben dem Trieb nach Erkenntnis auch das Verlangen nach Harmonie sich ausbreiten?

Auf solche Fragen antwortete Ruskin in England und Lichtwark, neuerdings auch Lothar von Kunowsky in Deutschland: das alles wird und muß zu ermöglichen sein, und wir wollen Wege für eine künstlerische Beeinflussung der Laien und Künstler suchen, wir wollen eure Sinne aufschließen, die Naturkraft eurer Phantasie zu organischem Bilden anfeuern, wollen die Erwerbung eines selbständigen künstlerischen Geschmacks befördern und in euch die Sehnsucht wecken, das Leben nicht nur erklärt, sondern auch verklärt zu sehen.

Der feurige Optimismus der Bahnbrecher einer künstlerischen Erziehung hat gezündet. Die Kunstpädagogen winkten und riefen; Künstler, Lehrer, Laien folgten. 1896 bildete sich unter dem Einfluß Lichtwarks die Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung, nachdem 1887 der Anstoß hierzu durch Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken gegeben worden war. Ebenfalls 1896 arrangierte der Direktor des mährischen Gewerbemuseums J. Leisching in Brünn eine Ausstellung von Liebhaberkünsten, wie eine solche schon 1894 in Hamburg und Wien stattgefunden hatte. In Wien trat 1887 die Gesellschaft der Kunstfreunde zusammen, aus Dilettanten bestehend, die unter der Leitung von Künstlern ihre Fertigkeit in zeichnerischen und malerischen Aufnahmen vervollkommnen, eigne künstlerische und litterarische Arbeiten herausgeben, Vorträge halten u. s. f. Neben der Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde (Dilettanten aller Art, Sammler) bethätigt sich die Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie. Durch die weite Verbreitung von Ruskins Lehren (durch Jakob Feis), ferner durch die Übersetzung des wertvollen Buches von Tadd „Neue Wege zur künstlerischen Erziehung der Jugend" und die Veröffentlichungen des deutschen Regierungsbaumeisters Muthesius über den „Zeichenunterricht in den Londoner Volksschulen", den „kunstgewerblichen Dilettantismus in England" u. s. w. wurden die Resultate ausländischer Kunsterziehungsbestrebungen in Deutschland populär. Durch Ida und Carlotta Brinkmann, Töchter des Direktors des Hamburger Gewerbemuseums, ist seit 1897 die Hausweberei als ein neuer Zweig kunsttechnischer Handarbeit eingeführt worden. Der Reform weiblicher Handarbeiten und Kleider hat sich sogar Hermann Obrist in München, der Meister des modernen Kunstgewerbes und Architekturstils, angenommen, welcher auch eine Schule für freie und angewandte Kunst begründet hat, um seine originalen Schaffensgrundsätze der lauschenden Jugend mitzuteilen.[1]) Die deutschen Kunstvereine, seit den 20er,

[1]) Vgl. den Aufsatz über Obrist in L. v. Kunowsky's epochemachendem Buche „Schöpferische Kunst". „Durch Kunst zum Leben" II. Eugen Diederichs. Leipzig 1902.

Digitized by Google

30er Jahren des 19. Jahrhunderts in Thätigkeit und heute in ihren Hauptfunktionen abgelöst durch die großen Kunstausstellungen und Kunstsalons, suchen nach neuen Aufgaben, die den Bedürfnissen der Zeit entsprechen, z. B. organisierten sie (speziell in Hamburg) die örtliche Schaffensthätigkeit und Pflege der Heimatkunst, weil, wie Lichtwark sagt:[1]) „alle gesunde Kunst im Bürgertum von jeher Ortskunst gewesen ist" und als solche in breiteren Schichten der Bevölkerung auf Teilnahme rechnen darf. Billige Nachbildungen der Hauptwerke alter Meister werden bekanntlich vom „Kunstwart" in Handel gegeben und sind, durch die Munificenz des Hamburger Kunstmäcens Behrens, in zwei ganz billigen Ausgaben für die Familie und für den Schulbedarf hergestellt worden. Sie werden seit 1897 bei Vorträgen in der Kunsthalle den Hörern in die Hand gegeben, um eine tiefere Betrachtung des Kunstwerks zu ermöglichen, als es das flüchtig vorüberziehende Skioptikonbild erlaubt, das indessen in den Volkshochschulkursen nicht ohne Erfolg benutzt wird. Auch eine Vereinigung von Damen hat sich in Hamburg gebildet, welche die Mittel für eine Volksausgabe von Dürers „Marienleben" gesammelt hat. Vor allem haben die Werke unsrer Großen: Menzel, Boecklin, Klinger, Thoma, auf breite Volksschichten kunsterzieherisch gewirkt. Von größter Bedeutung für die praktische Arbeit war der Kunsterziehungstag in Dresden und vornehmlich die im Frühjahr 1901 im Hause der Berliner Sezession veranstaltete Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes". Dies Unternehmen traf ins Herz der Sache und hat die Debatte pro und contra erst belebt, wodurch allmählich auf der einen Seite der Übereifer gedämpft, auf der andern das Verzagen beschwichtigt werden wird.

Vor allem handelte es sich darum, über alles Experimentieren mit Einzelmitteln hinweg die großen Richtungslinien aufzufinden, welche die Kunsterziehung einzuhalten hat. Und hierdurch klärte sich zugleich die Frage: wo beginnen wir? mit was und bei wem?

Beim Kinde, hat man geantwortet. „Das Bedürfnis nach Kunst gehört zu den Urtrieben des Menschen,"[2]) die Sehnsucht nach dem Schönen ist ein tief in seinem Wesen wurzelndes Daseinselement und tritt beim spielenden Kinde, in seinem unbewußten künstlerischen Sinn und seiner schöpferischen Gestaltungskraft ungezwungen hervor. Die Kunst wirkt auf das Gefühl und soll es frisch erhalten, solange darum das instinktive Gefühl dem verstandesmäßigen Bewußtsein noch an Lebendigkeit vorauseilt, müssen ihm all solche Eindrücke zugeführt werden, die es erwärmen, bereichern und die den jungen Quell der Phantasie mit lebendigem Wasser speisen. Wir müssen bedenken, daß des Kindes Blick noch durch offne Thore der Sinne hinausschweift in die Welt, ohne durch die sperrenden Barrikaden von Gedanken, Sorgen, Begierden, Berechnungen behindert zu sein im Bemerken und Beobachten. Der Erwachsene geht so oft blind am Reichtum des Kindes vorbei und unterschätzt dessen künstlerische Empfänglichkeit, weil sein eignes Sinnes- und Gefühlsleben sich verändert und abgestumpft hat und weil er lernte, sich vermittelst des Verstandes in der Welt zu orientieren. Des Kindes hauptsächlicher Erkenntnisfaktor ist aber das Gefühl, und wer im Kinderparadies sehr vieles fühlend erfahren hat, wird später gleich viele Dinge wissend erfahren; die Erinnerungsbilder von Gefühlen unterstützen auf das wirksamste das geistige Aufleben und die Willensentwicklung, und im hell auflodernden Licht des Bewußtseins paart sich alsbald jedes vorhandene Gefühl mit einem Gedanken, und es werden die Willensbewegungen mit einer viel schattierten Skala von treibenden Empfindungen begleitet.

Dergleichen Argumente, welche die Erwärmung des Gefühls durch künstlerische Eindrücke befürworten, weil hiervon Belebung der Beobachtung, der Gedankenerzeugung und eine Hinwendung zu reinen Freuden zu erwarten sei, hat man mit skeptischen Gegenfragen beantwortet. Gut: man verwandle die Kinderstube aus einer Kram-

---

[1]) Alfred Lichtwark „Aus der Praxis". Bruno Cassirer. Berlin 1902.

[2]) „Die Kunst im Leben des Kindes." Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Herausgegeben von Lili Droescher, Otto Feld, Max Osborn, W. Spohr, Fritz Stahl. Berlin 1902. Georg Reimer.

Digitized by Google

kammer in einen einfach schönen Raum, erfüllt von Licht und klaren Farbenakkorden und mit Möbeln ausgestattet, die ihren Gebrauchszweck in einfachen Linien und verständlichem Bau ausdrücken; man gebe dem Kinde künstlerische Bilderbücher in die Hände und behänge die Wände mit guten Bildern, die nicht mehr das verpönte plakatartige, oblatenhafte Aussehen haben, sondern durch Formen- und Farbenschönheit und inhaltlichen Wert künstlerisch anregend wirken; man reformiere die Spiele und das Spielzeug, vermeide alle unpädagogischen Verfeinerungen, Ausgestaltungen und Kopien komplizierter technischer Mechanismen, die, wie Lili Droescher sehr richtig sagt, das Kind zum „Bedienten und Zerstörer" herabwürdigen, weil sie seiner schöpferischen Phantasie keine Spielmöglichkeiten übrig lassen: „Das Kind will, vermöge seiner künstlerischen Naturanlage, nicht die Dinge selbst, sondern die Symbole der Dinge als Spielzeug haben"; man gehe auch noch weiter und zaubre Schönheit an die kahlen Schulwände[1]) — wird man damit irgend etwas erreichen? werden wir nicht träge Ästheten erziehen, die den harten und häßlichen Wirklichkeiten des Lebens mit verwöhnten Sinnen, in hilfloser Schwäche gegenüberstehen? Ist die Kunst überhaupt eine Erzieherin, und finden wir nicht unter den Künstlern durchschnittlich die größte Anzahl von Existenzen, welche die Loslösung von sozialen Pflichten und Sittengesetzen ihrer Freiheit schuldig zu sein glauben?

Solche Einwendungen erfordern eine Fülle von Erwägungen und Beantwortungen. Was die Künstler anbetrifft, deren Lebenswerk getragen wird von der Beweglichkeit der Sinne und der Phantasie, so werden sie freilich in einem erregten und ungeregelten Schöpferdasein nicht immer die Kraft haben, die willensbeherrschende Vernunft in ihr Königsrecht einzusetzen. Die Kunst aber ist etwas vom Künstler Abgelöstes, ein „geistiges Reich, das über ihm und seinen Werken schwebt," und sie muß vor blasphemischen Zweifeln in Schutz genommen werden.

Man darf freilich durchaus zugeben, daß ästhetische Bildung und Kultur nicht die führende Lebensmacht ist und daß es wichtigere, die ganze Lebensgestaltung tiefer beeinflussende Bethätigungen giebt als die Kunsterziehung. So fordert das Gemeinschaftsinteresse in erster Linie die sittliche Persönlichkeit mit dem geordneten, gebildeten Willens- und Vernunftleben und sodann erst den ästhetischen Menschen, dessen Schaffen, Schauen und Genießen wohl ihn selbst und die Gesamtheit unendlich bereichern kann, dessen Kraftgebrauch aber mehr in seiner Willkür liegt und auch unterbleiben darf. Allein das beweist noch nichts für die Entbehrlichkeit der Kunst und des künstlerischen Genießens, und ebensowenig kann man die kunstpädagogischen Bestrebungen aus dem Grunde für unberechtigt oder verfrüht halten, weil es dringlichere Aufgaben zu bewältigen giebt und weil die Kunst doch immer nur indirekt, durch allerlei Übertragungen, ins praktische Leben hineinwirkt. Solange man es für wünschenswert halten muß, der Menschennatur ihre Vollständigkeit zu erhalten, solange ist die Kunst kein entbehrlicher Luxus, sondern eine Lebensnotwendigkeit; denn der Mensch wird erst zum Menschen durch das harmonische Zusammenwirken aller seiner Kräfte, die nur unter dem Himmel der Heiterkeit gedeihen, mit dem die Kunst unser Dasein überwölbt. Hohe Kunst wirkt wie helles Licht, das Kunstwerk ist gleichsam ein krystallisierter bunter Sonnenabglanz und löst Gefühle innigen Wohlbehagens, starker Lebensliebe, seliger Befreiung und eine reiche phantasierende Thätigkeit in unserm Innern aus, die uns ein neues Begreifen des Lebens vermittelt und uns in neue Weiten der Unendlichkeit hineinschauen läßt. Alle schlummernde Klangfülle erwacht dann in unsrer Seele, und der Pulsschlag der Freude belebt den Herzschlag jener anfangs fremden Gebilde, in denen wir nicht nur den kunstreichen Organismus, den Rhythmus schöner Gesetzmäßigkeit tastend begreifen, die wir vielmehr als Leben von unserm Leben empfinden, als einen

[1]) In den Handbüchern „Die Kunst im Leben des Kindes" und „Bildende Kunst und Schule" von Wilh. Rein (Edwin Haendke, Dresden 1902) finden sich Verzeichnisse von Bilderbüchern für alle Altersklassen und eine Auswahl von Bildern und Privatlektüre, wie sie während der Schulzeit zu empfehlen sind. Man denkt daran, die Bilder — Darstellungen von Erzählstoffen, Heimatleben in Landschaften und Genrescenen, Bauwerken, Bildnissen — in wechselnden Serien an die Wände der Schulzimmer zu hängen und mit den Kindern zu besprechen.

Digitized by Google

Teil dessen, was wir alle sind und was wir werden wollen. Es ist die große Aufgabe der Kunst, uns zu Häupten eine sternenstrahlende Welt der Idealwerte aufgehen zu lassen — was die Kunst berührt, das erhöht sie, und sie kommt dadurch dem Leben zu Hilfe: denn welcher Mensch sich entwickeln will, der muß etwas über sich haben und nur durch den Bezug auf gemeinsame Ideale werden gegensätzliche Persönlichkeiten und Richtungen nebeneinander bestehen und arbeiten können. Die echte Kunst ist, wie Kunowsky so schön sagt „ein neues Banner: sie ist Sichtbarkeit gemeinsamen Glaubens, sie ist eine Macht, welche ringsum das Geistige auffaugt" — und wir haben in unsrer Zeit alle Ursache, die Mächte des Geistes zu stärken.

Wenn man den Zweifel an der erzieherischen Wirkung der Kunst beseitigen kann durch den Hinweis auf die Feuerströme von Lebensfreude und Kraftgefühl, mit denen sie die Seele des Empfänglichen durchglüht, so ist damit die schwierigere Frage noch nicht erledigt, wie wir es denn anfangen sollen, diese Empfänglichkeit zu pflegen. Mit dem Postulat allein, daß das Streben nach Schönheit, wie in der farbigen Formenwelt der gesamten übrigen Natur, so auch im Kinde lebendig ist und daß man es zur Kunst führen soll, um seine Gefühle in einer Welt der Heiterkeit frisch zu erhalten, ist noch nichts über die Systematik der Kunsterziehung ausgesagt.

Die bisherigen Ergebnisse der Überlegung und der Beantwortungen dieser Frage lassen sich in Thesenform zusammenfassen: die Kunst ist kein Lehrgegenstand im gewöhnlichen Sinne, sie kann nicht gepredigt, sie muß empfunden werden. Kunsterziehung verlangt durchaus eine andre Systematik als Kopfbildung; Fähigkeit zum Naturgenuß ist die erste Voraussetzung des Kunstgenusses; hierzu gehört das Sehenkönnen, die Hingabe an das Beobachten, das Sammeln von Erinnerungsbildern aus der Natur, die deutliche Erfassung erst kleinerer Dinge, der Blumen, Insekten, Vögel, ferner des Licht- und Farbenwandels, der Umrisse, Schatten, Reflexe, Formen, später das künstlerische Genießen umfassender Bilder und des Ganzen der Natur. Zu vermeiden ist aber das laute Anpreisen von Schönheiten, die auflösende Schwärmerei, wenngleich die Aufmerksamkeit leise und taktvoll auf das Wichtige und Wesentliche geleitet werden muß, bei der Natur- und Kunstbetrachtung. Ehe nicht das Empfindungsvermögen für die Schönheitsformen in Natur und Kunst gebildet worden ist, wäre eine geschichtliche Behandlung der Kunst völlig wertlos. Was wir mit dem bloßen Verstande erfassen, verblaßt bald wieder, was aber das Gefühl ergreift, das lebt mit uns weiter, und wenn wir mit dem intuitiven Aufnehmen allmählich auch die intellektuelle Betrachtung verbinden, und „im Wort nochmals die Seligkeit des Empfindens durchkosten," so wird endlich auch die Kunstkultur am Menschen haften bleiben, und wer die Schönheit liebt, wird sie auch innerlich erleben wollen.

Die Wichtigkeit der Naturbeobachtung für die künstlerische Erziehung des Auges haben Otto Feld[1]) und L. Volkmann[2]) in feiner Weise hervorgehoben und illustriert. Diese erste Epoche der Kunsterziehung muß naturgemäß von der Familie überwacht werden, wenn auch die Schule hie und da einiges zur Belebung des künstlerischen Naturgenießens thun kann. Auch hier soll ruhige, sinnige Betrachtung und eignes Erleben vorangehen, dessen Resultate das Kind gern durch sein selbständiges Zeichnen, Malen, Thonen festzuhalten sucht; und dies Erleben soll nur leise durch den feinen, wie gelegentlichen Hinweis auf Schönheiten und Merkwürdigkeiten unterstützt werden, der den plaudernden Gedankenaustausch anregen wird.

An dieser Stelle liegen eigentlich die Hauptwahrheiten und Hauptschwierigkeiten der Erziehung zur Kunst. Der Verfall der künstlerischen Anlagen erklärt sich zumeist aus der Lebensweise des von der Natur abgesperrten Kulturmenschen der Großstädte, welcher den gegenwärtigen oder erinnernd unterhaltenen Verkehr mit dem entbehrt, worauf sein Leben beruht, worin es wurzelt. Wer nicht den Lebensströmen der blühenden Natur sein Herz geöffnet hat, wessen Geist sich nicht mit den Kunstkräften der Natur berührte, wer nicht empfand, daß in ihrem Formen- und Schönheitsreichtum der Mensch, ihr

[1]) „Die Kunst im Leben des Kindes."
[2]) „Die Erziehung zum Sehen." Leipzig 1902. R. Voigtlaender.

Digitized by Google

höchstes Geschöpf, vorgebildet ist, sodaß er in ihr, die einen „stummen Kommentar zum Menschenleben" abgiebt, sich selbst und alle seine Stimmungen, seine Daseinsgesetze, seinen Werdedrang ablesen kann: wer das nicht erlebte, der wird es auch zu keiner künstlerischen Anschauung bringen. Das Lied an die Freude muß er erst von der Natur gehört haben, ehe die melodischen Linien und Farben des Kunstwerks es ihm vorsingen können. Wie wenige sind aber, die die Natur überhaupt mit wissenden Augen ansehen und mit jener Liebe, die allein zum Verstehen führt — „die Natur bleibt unsichtbar, wenn man sie nicht liebt!" Wie wenige giebt es, deren Seele wie eine große Harfe ist, in der jede leiseste vorüberhuschende Schwingung aus der Natur melodischen Wiederklang erregt, — Menschen, die die erwartungsvolle Unruhe der Morgenröte mit erleben, in der klarhellen Morgenfrische aufjubeln, den Sonnensieg des Mittags, den Kampf des weißen Lichts mit der Farbe und den Schatten verfolgen und die lächelnde Weltverlorenheit der abendlichen Natur und die verzauberte Ruhe der Mondnacht wie ein Wunder genießen, Menschen, die ebenso das Blühen, Kriechen, Fliegen der Kleinwelt wie die herrlichen, raumfüllenden Gebilde des Makrokosmos deutlich, weltanschauend in sich aufnehmen!

Wenn es den Eltern übertragen werden soll, die Kinder in den Naturgenuß einzuführen, so wird man zuerst der Anschauungskraft der Eltern nachhelfen müssen. Die Forderung, erst einmal Erzieher zu erziehen, wird von denen wieder gestellt werden müssen, die von der läuternden und befreienden Macht der Schönheit überzeugt sind. Man hat hie und da auch schon den Anfang gemacht mit Elternabenden (dergleichen Veranstaltungen dürften auch eine künftige schöne Aufgabe der Frauenbildungs-Vereine sein!), um durch Wort und Bild die Augen zu öffnen; aber dergleichen bleibt dort freilich wirkungslos, wo die Empfindung abgestumpft, der Geschmack verbildet ist und wo die künstlerische Selbsterziehung nicht nachhilft. Der Großstädter hat hier mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen: pflegt er sich doch gegen das Übermaß von häßlichen, unerfreulichen Eindrücken, die er aufzunehmen hat, durch eine Gewöhnung zur Blindheit, zum Nichtsehen zu schützen. —

So ist denn die künstlerische Erziehung ein Werk, das durch den Einzelnen hindurchgehen muß, an dem jedermann sich beteiligen, auf dessen völliges Gelingen man jedoch nicht zu leichtsinnig hoffen darf. Soviel auch gearbeitet werden wird, vor allem von der Schule, so wird man doch damit rechnen müssen, daß die Wirkungen der Natur- und Kunstbetrachtung Imponderabilien sind, etwas, das zwar von wachsamen Augen in seinem Fortschritt verfolgt werden kann, dessen praktischer Effekt sich aber nicht in barer Münze aufzeigen läßt.

Der vorläufig nicht ersichtliche Nutzen darf uns aber nicht an der Arbeit hindern oder am Erfolg verzweifeln lassen. Man darf es als bewiesen annehmen, daß die Kunstpflege, weil sie die schöpferische, gestaltende Thätigkeit, mindestens das Nachempfinden anregt, den Menschen bereichert und beglückt; wir fühlen, bewußt oder unbewußt, daß das Kunstwerk, weil es die verwirrende Fülle von Lebenseindrücken vereinfacht, verdeutlicht und verklärt, einen erhebenden Eindruck hinterläßt; und wir wissen, daß die Kunst, als Gesamterscheinung genommen, die Krönung der Wirklichkeit ist, das funkelnde Diadem, womit eine vornehme, lebensvolle Kultur sich schmücken soll. Kunstkraft gebrauchen wir zu allen guten Dingen: der sittliche Wille, der sich am Rohstoff der Triebe bildend versucht, gebraucht sie ebenso wie der Verstand, der seine Inhalte gestalten will. Jede Art von Kulturarbeit bedarf der Kunst, und uns zu ihr erziehen, heißt der Kultur zum Siege verhelfen. Denn sie wird „niemals siegen, wenn sie sich nicht durch Schönheit liebenswert macht."

Digitized by Google

Miss Nancy Bailey.

Von

Klara Düsterhoff.

Nachdruck verboten.

Zu einer Zeit, da das Augenmerk der gebildeten Frauen darauf gerichtet ist, neue Berufszweige für sich und ihre auf Erwerb angewiesenen Schwestern zu entdecken, verdient auch eine Engländerin, Miß Nancy Bailey, rühmende Erwähnung. Sie hat für sich und ihre Geschlechtsgenossinnen einen neuen wichtigen Wirkungskreis zugänglich gemacht, der sich als hervorragend für Frauen geeignet erwies.

Es handelt sich um die Kunst des Registrierens, die bis zu der Zeit, da Miß Bailey sie in die Hand nahm, noch völlig unausgebildet war.

Miß Bailey kam um 1885 nach London, ein blutjunges Mädchen aus einer Provinzialstadt Englands, das sich durch den Tod der Eltern plötzlich darauf angewiesen sah, selber für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Die junge Dame war schlecht vorbereitet für diese schwierige Aufgabe; sie hatte nichts Praktisches gelernt, das zu einem Broterwerb genügt hätte. Ihre Neigung verwies sie auf die Schriftstellerei. Was es aber sagen will, als unbekannte Anfängerin davon leben zu sollen, kann sich jeder selber ausmalen.

Durch eine glückliche Bekanntschaft gelang es ihr, mit einer Londoner Kunstzeitschrift, „The Year's Art", Verbindung zu gewinnen, so daß man ihr einige Artikel abnahm. Bei der Abfassung dieser Artikel über Kunstfragen machte sie die Entdeckung, wie schwierig es ist, sich in wissenschaftlichen oder künstlerischen Werken, wie sie sie zu Rate ziehen mußte, zurechtzufinden, ohne sie von Anfang bis zu Ende zu studieren. Die nicht einmal häufig vorhandenen Inhaltsangaben waren derartig mangelhaft und voller Lücken, daß sich ihr der Gedanke aufdrängte, ein verständigerer, zweckentsprechenderer Ausbau dieser wahrhaft unentbehrlichen speziellen Inhaltsverzeichnisse wäre eine Sache, aus der sich etwas machen ließe. Sie kam nicht wieder davon los, sondern beschäftigte sich in ihren Gedanken fortwährend mit dem Problem, das auf diese Weise an sie herangetreten war, während sie, um notdürftig leben zu können, allerlei Aufsätze für ihr Blatt schrieb.

Da erhielt sie von dem Herausgeber desselben den Auftrag, eine Liste der für ihn bedeutsamen lebenden Künstler zusammenzustellen. Das Stück Arbeit wurde ihr wieder dadurch erschwert, daß keine übersichtlichen Inhaltsangaben, keine vollständigen Nachweise über Namen und Materien, keine Anleitung zum Nachschlagen in den von ihr befragten Büchern und Zeitschriften zu finden waren. Mehr und mehr bewegte sie innerlich das Grübeln über eine neue Methode für solch eine ideale Registrierung, die allen Bedürfnissen Rechnung trüge.

Da trug es sich zu, daß sie einmal Gelegenheit hatte, mit dem Herausgeber einer andern großen Zeitung, „Hansard", über das zu sprechen, was sie buchstäblich Tag und Nacht beschäftigte.

Der erfahrene Geschäftsmann übersah mit scharfem Blick sogleich die praktische Tragweite ihrer Idee. Er erteilte ihr unverzüglich den Auftrag, für seine Zeitung ein Inhalts-, Wort- und Sachregister jeder laufenden Nummer zusammenzustellen.

Mit Furcht und Zittern einerseits und mit freudiger Begeisterung andrerseits ging sie an die Lösung der ihr gewordenen Aufgabe. Allerdings lernte sie schnell die

Digitized by Google

ganze Schwierigkeit derselben kennen und den Bienenfleiß, den sie erforderte. Namentlich die Nachweise über die Parlamentsverhandlungen bereiteten ihr ungeheure Not, da sie ihr zunächst ein vollkommen unerschlossenes Gebiet waren. Sie verstand nicht das mindeste von den parlamentarischen Formen, ebenso wenig kannte sie Namen und Vertretungsgebiete der Mitglieder beider Häuser, über die sie doch in ihren Tabellen Auskunft geben sollte. Dank jedoch ihrem eisernen Fleiß und ihrer nimmer rastenden Energie gelang es ihr, diese Schwierigkeiten zu überwinden und sich in die fremde Materie hineinzuarbeiten. Dabei erreichte sie es je länger desto mehr auch, ihren Registern sogar eine ansprechende Form zu geben. So erprobte sie die von ihr erfundene Methode nach allen Seiten und führte die Arbeit von 1889—1891 mit rühmlichem Erfolg und zur vollen Zufriedenheit ihres Chefs durch. Dann stellten sich ihr aber von außen Hindernisse in den Weg, an denen sie momentan scheiterte: ihre geliebte Arbeit wurde in andre Hände gelegt, zu ihrem tiefsten Schmerze, wie man sich denken kann.

Nun hatte sie aber einmal ihren Beruf entdeckt und war ganz und gar nicht die Persönlichkeit, die sich hätte durch einen Mißerfolg und Widerwärtigkeiten zurückschrecken lassen. Unter Berufung auf den Posten, den sie zwei Jahre hindurch ausgefüllt hatte, und unter Vorzeigung von Probearbeiten ging sie von Redaktion zu Redaktion und bot ihre Dienste an. Endlich erhielt sie in „Pearson's Weekly" wieder die Stelle einer Registriererin der laufenden Nummern.

Sie nahm in Poets' Corner, Westminster, ein Zimmer für 5 sh. Wochenmiete, das ihr zugleich als Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer dienen mußte, und gab sich mit großer Freudigkeit den Anforderungen ihres neuen Amtes hin. Von da ab aber errang sie Erfolg auf Erfolg. Nicht nur, daß sie eine Menge Aufträge erhielt, Bücher und Zeitschriften mit Inhaltsangaben zu versehen, sondern sie erlebte auch bald die Genugthuung, daß ihr alter Auftraggeber, der Herausgeber des „Hansard", sie aufsuchte und ihr den vorher von ihr bekleideten Posten wieder übertrug.

Daran schloß sich auch nicht lange darnach der größte Triumph ihrer neuen Kunst. Im Jahre 1892 nämlich wurde ihr der ehrende, überwältigend große Auftrag, für die sämtlichen früher erschienenen Jahrgänge des „Hansard" ausführliche Nachschlagetabellen anzufertigen. Das war eine förmliche Herkulesarbeit; denn es handelte sich dabei um nicht weniger als 356 Bände, jeder Band 1500—2000 Seiten stark, welche die Zeit von König William IV. bis zum Tode der Königin Viktoria umfassen. Diese sämtlichen Bände (sie ist jetzt beim 350.) hat Miß Bailey mit nimmer ermattender Aufmerksamkeit durchstudiert, sofort alles in jeder Nummer Enthaltene nach Materien geordnet und mit eingehenden Inhaltsverzeichnissen versehen. Wie gründlich diese sind, läßt sich daraus entnehmen, daß sie bei der Fertigstellung, die in etwa einem Jahre zu erwarten ist, vier Bände zu je 2000 Seiten umfassen werden, also 8000 Seiten nur Inhaltsangaben!

Miß Baileys äußere Lebensumstände haben sich während dieser Zeit bedeutend verändert. Längst hat sie das bescheidene Stübchen in Poets' Corner für 5 sh. pro Woche aufgegeben. Jetzt bewohnt sie ein geräumiges Haus, gleichfalls im Westminsterviertel, Little College Street 12, für welches sie eine Jahresmiete von 200 Pfund Sterling zahlt. Allein ist sie auch nicht mehr; denn in ihrem langgestreckten, freundlichen Bureau, dessen Wände ringsum mit quergefächerten Regalen zur Aufnahme der vielen Tausende von alphabetisch geordneten Ausschnitten und Notizen für die mannigfaltigen zu bearbeitenden Werke bedeckt sind, sitzen tagaus, tagein emsig beschäftigt zwölf Damen (zeitweise noch viel mehr), die sie sich zu Gehilfinnen herangebildet hat, und die von ihr ein auskömmliches Gehalt beziehen. Denn seit vielen Jahren ist sie nicht mehr im stande, die große Zahl von Aufträgen selber auszuführen, die ihr aus allen Teilen Englands zugehen. Sie hat außerdem während der letzten zwölf Jahre, seitdem sie die Registrierung ihrer 356 Hansardbände in Arbeit hat, nicht weniger als 70 Damen in ihrer Kunst ausgebildet, die sich unter ihrer persönlichen Leitung darin eingearbeitet haben, und die sich dann selbständig gemacht und zum Teil einen mehr als behaglichen Lebensunterhalt daraus zu ziehen verstanden haben.

Digitized by Google

Wenn sie heutzutage in ihrem reizend eingerichteten Wohnzimmer sitzt und in Augenblicken der Muße den Blick über die vielen Erinnerungszeichen gleiten läßt, die sie umgeben, sowie über die Mappe voller Anerkennungsschreiben, die ihr von berühmten Schriftstellern, von großen buchhändlerischen Firmen und von gelehrten Körperschaften zugegangen sind, oder über die alle Wände schmückenden Portraits namhafter und interessanter Zeitgenossen, mit denen sie durch ihren Beruf in persönliche Berührung gekommen ist, so kann man es ihr nachfühlen, daß sie auf ihr Lebenswerk stolz ist.

Ihr Ruhm hat übrigens auch längst den Ozean durchkreuzt, und eben jetzt ist ihr die ehrenvolle Einladung geworden, nach Amerika zu gehen und ihren neuen Erwerbszweig auch den dortigen im Kampf ums Dasein stehenden Frauen zugänglich zu machen. Die Pioniere müßte sie selber natürlich erst dazu ausbilden. Ob sie der Einladung persönlich folgen wird, wenn sie mit ihrer imposanten Registrierung des „Hansard" zu Ende ist, oder ob sie eine ihrer jetzigen Mitarbeiterinnen zu ihrer Vertretung hinüberschicken wird, darüber kann sie sich zur Zeit noch nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Möchten diese Zeilen dazu dienen, daß auch unter unsern deutschen Mitschwestern sich eine oder die andre an der thatkräftigen, erfinderischen Schwester von jenseits des Kanals ein Vorbild nehme und den von ihr aufgeschlossenen Frauenerwerb auch bei uns heimisch mache!

Wo sich intelligente Frauen von gesammeltem Geiste und ernster Arbeitskraft finden, Frauen, die zu wirklichem Fleiß, zu unermüdlicher Geduld und zuverlässigster Genauigkeit veranlagt sind, die sollten doch für sich und unsere deutsche Frauenwelt dies auch bei uns noch ziemlich unbeackerte Arbeitsfeld in Angriff nehmen, auf welchem sie der gelehrten Welt wichtige Dienste leisten und zugleich sich selbst eine gesicherte Lebensstellung schaffen können. Ob sie sich dazu von Miß Bailey in ihre eigentümliche Arbeitsmethode einführen lassen oder sich eine ihnen geeignet erscheinende ausdenken wollen, das steht ja dann bei ihnen. Es giebt ohne Zweifel verschiedene Wege, die dabei zum Ziele führen.

Erwerbsthätigkeit.

Die Frau im Kunstgewerbe.

Von L. Hagen.

(Nachdruck verboten.)

A. Die kunstgewerbliche Zeichnerin.

Die völlig veränderte Lage des modernen Kunstgewerbes bietet naturgemäß der Bethätigung der Frau ganz andere Aussichten, stellt ganz andere Anforderungen an sie, als es noch vor wenigen Jahren der Fall war. Schon seit längerer Zeit war durch das thatkräftige Eingreifen einiger Künstler von hohem Ruf die Befreiung des Kunstgewerbes aus seiner Aschenbrödelstellung in Angriff genommen worden. In das Bewußtsein weiter Kreise der Gebildeten prägte sich diese Thatsache aber erst ein, als Großherzog Ernst Ludwig von Hessen durch Eröffnung der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie etwa das leistete, was einst Karl August von Weimar für die deutsche Litteratur gethan hat. Auf die Stellung, die man zu den vorläufigen praktischen Ergebnissen dieser Ausstellung nimmt, kommt es dabei garnicht an. Das Epochemachende liegt einzig und allein darin, daß fortan die Beschäftigung mit dem Kunsthandwerk oder Kunstgewerbe nicht mehr für gesellschaftlich ehrenrührig und in irgend einer Weise minderwertig angesehen werden darf. Welche Bedeutung diese Neugestaltung unserer Anschauungen in volkswirtschaftlicher und sozialer Hinsicht besitzt, kann man gegenwärtig nur ahnen. Es ist eine große Umwertung aller Werte darin enthalten, die neue Perspektiven eröffnet in bezug auf den Adel der Arbeit und vor allem in der Einschätzung der Leistungen der Frau. Denn dem Heim, dem Hausrat in aller seiner Mannigfaltigkeit dient in erster Linie das neue Kunstgewerbe. Damit ist öffentlich anerkannt, daß die Kunst der Ausgestaltung des Heims im vollen Sinne des Wortes eine Kunst zu heißen verdient, und es wird fortan niemand mehr unter dem Schein des Rechtes die Thätigkeit der Frau zum

Digitized by Google

Besten des Heims gering zu schätzen wagen. Auch die Frau ist durch die neue Bewegung zur Künstlerin ihres eigenen Heims geworden.

Die Stellung der Frau als Künstlerin des eigenen Heims gestaltet sich naturgemäß sehr verschieden von derjenigen einer Künstlerin, die für modernen Hausrat schafft und dabei auf den Erwerb des eigenen Unterhalts bedacht sein muß. Für die zeichnende Künstlerin sind die Aussichten niemals so glänzend gewesen, wie gegenwärtig. Es giebt kunstgewerbliche Ausstellungen an allen Ecken und Enden: Zum Schluß der letzten Saison, d. h. im Mai 1902 war man bis Graudenz und Tilsit gelangt. Im Herbst begann Lübeck rührig zu werden; man liest Beschreibungen moderner Zimmereinrichtungen aus Meißen; ein Tischlermeister aus Freiberg i. S. erhielt in Turin einen Preis für Möbel, die ihm ein Magdeburger Kunstgewerbelehrer entworfen hat; das ganze badische Land steckt, wie die Mannheimer Ausstellung zu Ehren des großherzoglichen Jubiläums darthat, voll von kräftigen Ansätzen zu einer gesunden Entwickelung des Kunsthandwerks. Zudem ist das Angebot an brauchbaren entwerfenden Kräften keineswegs sehr stark, und ebendeshalb darf man sagen, daß zu keiner Zeit die Aussichten der Frau als kunstgewerbliche Zeichnerin so günstig waren, wie sie es gegenwärtig sind.

Dabei muß jedoch von vornherein der gefährliche Irrtum bekämpft werden, als dürfe das Kunstgewerbe zu einem Tummelplatz des vergnüglichen Dilettantismus gemacht werden. Und als Dilettantismus ist hier erbarmungslos alles das zu bekämpfen, was nicht auf strengster kunstgewerblicher Schulung beruht. Das gilt für Damen, die auf eine vieljährige akademische Vorbildung als Malerinnen, auch bei sehr berühmten Lehrern, zurückblicken, genau so gut, wie für die beklagenswerten Stümperinnen, die Malerei und allerlei kunstgewerbliche Techniken als Spielerei betreiben und sich dann nicht entblöden, mit ihren nicht selten haarsträubenden Erzeugnissen den Markt der Bazare und kunstgewerblichen Messen zu überschwemmen. Leider befinden wir uns heute noch in einem so allgemeinen Zustande der Geschmacksverwirrung, daß diese Sachen zum Schaden des Besseren noch immer Absatz finden. Es ist ein Übel, das die Zeit, wenn unsere wohlgegründete Hoffnung auf Fortschritt sich erfüllt, heilen wird. Augenblicklich befinden wir uns, im übertragenen Sinne, bei der Mehrzahl der weiblichen kunstgewerblichen Leistungen noch in dem Stadium, wo jeder glaubt, nach seinem eigenen Gehör ein Volkslied oder einen Choral vorspielen zu dürfen. Solche Gehörsakrobaten merken bekanntlich nicht, daß sie alle Regeln der Harmonielehre verletzen. Genau so geht es, wenn Damen als kunstgewerbliche Zeichnerinnen sich bethätigen, ohne vom Zeichnen eine Ahnung zu haben.

Die Zahl der lebenden Künstlerinnen, die wirklich zeichnen gelernt haben, ist unendlich klein. Die allermeisten, darunter Namen von gutem Klang, haben angefangen zu malen, bevor sie das Zeichnen bemeistert hatten. Das ist schon für eine Malerin schlimm, tausendmal schlimmer für eine kunstgewerbliche Zeichnerin. Vielleicht gelingt es einmal einem künstlerisch beanlagten weiblichen Menschenkinde, auch ohne gründliches Studium einen Augenblickserfolg zu erzielen. Jede von uns wird einmal irgendwo zur vollwertigen Künstlerin, sei es durch Märchen, das man für Kinder erfindet, durch ein Lied oder ein Bild. Solche Augenblickserfolge gewährleisten aber keinen Dauererfolg, und gar manches Menschenleben, das von Spießbürgern und Philistern als „verpfuscht zu Ehren der Kunst" bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit der echt spießbürgerlichen Verwechslung von Augenblickstalent und jener Konzentration, jenem Sammelvermögen für Stimmungswerte zum Opfer gefallen, auf dem aller ehrliche Erfolg in der Kunst beruht. Bloßes Talent und der landläufige Genialitätsdusel führen nie zum Ziel. Die Mahnung lautet: Zeichnen, zeichnen, immer wieder zeichnen!

Die mancherlei in Frage kommenden Kunstgewerbeschulen sind den Leserinnen der „Frau" hinreichend bekannt. Wichtig ist es, in der augenblicklichen Sturm- und Drangperiode der „Moderne" sich klar zu bleiben über das Ziel. Da und dort machen sich Strömungen geltend, die allen und jeden historischen „Ballast" gewaltsam abzustreifen suchen. Sie kämpfen mit den Waffen bittern Spottes jede Regung einer Bewunderung des Vergangenen nieder. Es soll jeder sich selbst seinen Stil von der Natur direkt erobern. Nun kann es sicherlich des Naturstudiums nie zu viel werden. Aber aller Stil ist eine Formensprache. Wie unser lebender Wortschatz organisch mit demjenigen der alten Zeit verbunden ist, so auch unser kunstgewerblicher Stil. Wer alles von Grund neu bilden will, versucht eine Sprache künstlich neu zu bauen und erfindet schließlich ein Volapük. Man wähle daher eine Schule, wo das Naturstudium zu seinem vollen Rechte kommt, die Einführung in den Sinn des geschichtlich Überlieferten nicht versäumt wird. Schon jetzt haben wir eine ganze Reihe von kunstgewerblichen Zeichnern, die sich den Anforderungen des Lebens garnicht gewachsen erweisen. Sie sind einseitig modern geschult. Nicht die mangelnde Nachfrage nach der „Moderne" steht ihnen im Wege; es fehlt ihnen die organische Bindung, eine Entwickelungsphase, die nur durch Kenntnis des Über-

Digitized by Google

lieferten gewonnen wird. Demgegenüber steht als glänzender Beweis für die Nützlichkeit einer vollen kunstgewerblichen Schulung Gertrud Kleinhempel da, die junge Künstlerin, in deren Arbeiten anfangs niemand die Mädchenhand erkannte, weil der moderne Herr Kunstkritiker eine Künstlerin immer nur da wahrnimmt, wo das sentimental Damenhafte vorwaltet, das zum echt Frauenhaften sich verhält wie Himbeerlimonade zum Wein.

An einer verständnisvollen Berücksichtigung des elementar Weiblichen fehlt es in der kunstgewerblichen Bildung noch sehr. Gewiß ist die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß den jungen Männern in ihrer praktischen handwerklichen Vorbildung eine festere Grundlage für ihre Schulung gegeben wird. Sie haben ein deutliches Ziel vor Augen und gehen einseitiger darauf los, als die Schülerinnen, die meistens nur ganz im allgemeinen zeichnen und malen, ohne auf eine bestimmte Technik ihre ganze Kraft zu konzentrieren. Der Besuch einer Kunstgewerbeschule hat für sie oftmals kaum mehr praktischen Wert, als das vielgeliebte Studieren im Atelier eines Meisters oder einer Meisterin, das in den allermeisten Fällen unternommen wird, bevor hinreichende Vorstudien im elementaren Zeichnen gemacht worden sind. Dies System, das lediglich so verbreitet ist, weil es der Schülerin ein gesellschaftliches Relief verleiht, stellt — die wenigen vollwertigen Genies abgerechnet — eine Kapitalverschwendung dar, die im Hinblick auf so manches dafür gebrachte Opfer geradezu tragisch wirkt. Im Vergleich damit hat die Kunstgewerbeschule den Vorzug eines billigeren und vielseitigeren Unterrichtes. Hat sich im Laufe der dort vollendeten Studien eine erstklassige Begabung kund gethan, so bleibt für weitere Studien unter hervorragenden Meistern immer noch Zeit genug. Ein Hauptgrund für das Fehlschlagen so vieler Hoffnungen im künstlerischen und kunstgewerblichen Beruf ist die weitverbreitete Meinung, man müsse die Leiter von oben erklimmen. Es herrscht bei dem jungen Mädchen, wie auch in den Familien hier ein Vorurteil zu gunsten jenes Wunderkindersystems, das sich doch in der Musik längst überlebt hat. Nach der Analogie der landläufigen musikalischen Ausbildung sollte man der Kunstgewerbeschule die Rolle des Konservatoriums einräumen. Erst auf dem Konservatorium stellt sich heraus, ob das Weiterstudieren den Schülern zu empfehlen ist. Waren sie lediglich gewissenhafte Schüler, so stellt das auf dem Konservatorium Gelernte doch immer einen bleibenden Wert dar. Und entschließt sich die Schülerin der Kunstgewerbeschule, im Rahmen ihrer eigenen Kraft und Sonderbegabung sich zufrieden zu geben, so steht ihr manches Erwerbsgebiet offen.

Wie die Bildungssysteme der Konservatorien teils anfechtbar, teils sehr verbesserungsbedürftig sind, so auch die Kunstgewerbeschulen. Vielfach stehen sie gegenwärtig im Zeichen eines unsichern Experimentes mit unreifen, modernen Ideen; andrerseits macht sich mannigfach ein unverantwortliches Festhalten an zopfigen Begriffen geltend, das auf der unhaltbaren Voraussetzung beruht, als sei jede hinter uns liegende Zeitepoche befähigt und berechtigt gewesen, ihre eigene Formensprache zu bilden, nur unsere Gegenwart nicht. Es liegt auf der Hand, daß die Ergebnisse dieses Systems praktisch darauf hinauslaufen, moderne Gedichte in mittelhochdeutscher oder sonst einer Sprachform zu verfassen, die eben nicht unsere eigene ist. Demgegenüber erscheint das Gebahren einiger extrem Moderner dem Irrtum verfallen, man könne gewissermaßen „bei Adam wieder anfangen" und alles Gewordene beliebig ignorieren.

Wo nun ist die goldene Mitte zu suchen und zu finden? Vielleicht darf man den Bildungsgang der schon erwähnten Künstlerin, Gertrud Kleinhempel, als Prototyp einer sicheren, kunstgewerblichen Ausbildung betrachten. Sie hat nach einem vier- bis fünfjährigen Besuch der Kunstgewerbeschule des Dresdener „Frauenerwerbsvereins" (Ferdinandstraße 13) ihre Studien auf der Münchener Kunstgewerbeschule und bei einzelnen Lehrern ergänzt.

Zweifellos sind die Leistungen der regelrechten Kunstgewerbeschulen an sich gemessen hoch zu veranschlagen; da aber die Dresdener Schule nur Schülerinnen hat, kann sie sich ihrer Aufgabe ungeteilt widmen, und es sind neben männlichen Lehrkräften auch weibliche thätig. Ausschließlich weibliche Lehrkräfte benachteiligen entschieden die Entwickelung der Schülerinnen — ebenso, wie es bei einem ausschließlich von Männern erteilten Unterricht der Fall sein würde. Namentlich für die Anfangsstudien ist aber die Lehrerin mit ihrer meist größeren Anpassungsfähigkeit für die angehende kunstgewerbliche Zeichnerin unentbehrlich, und es wäre sehr zu wünschen, wenn diesem unabweislichen Bedürfnis bei der Besetzung von Lehrstellen an staatlichen Kunstgewerbeschulen Rechnung getragen würde. — Eine Aufzählung sämtlicher Kunstgewerbeschulen hat wenig Zweck; die Nürnberger Kunstgewerbeschule nimmt keine Schülerinnen auf; dagegen ist das kunstgewerbliche Seminar von Prof. Henri van der Velde auch weiblichen Zöglingen zugänglich. Es dürfte sich indessen empfehlen, auf diesem Seminar nur den letzten Schliff zu suchen. Erwähnung verdient noch der Umstand, daß bisweilen geborene Münchnerinnen auf der Karlsruher Schule ihre Studien abrunden, weil auch hier die weiblichen Zöglinge erfahrungsgemäß besonders

Digitized by Google

gut auf ihre Rechnung kommen. Indessen liegt es bei allen diesen Fragen in der Natur der Sache, daß Einzelerfahrungen nicht verallgemeinert werden dürfen. Vor allem darf man daraus nicht auf Minderwertigkeit anderer Anstalten schließen. Die künstlerische Entwickelung ist wohl noch mehr als die wissenschaftliche durch unzählige Nebenumstände, namentlich durch Verschiedenheiten des individuellen Ausreifens bedingt, daher kann von festen Regeln und scharfen Abgrenzungen in diesen Fragen nicht die Rede sein.

Es sei in folgendem einigen Zweigen des kunstgewerblichen Zeichnens eingehendere Betrachtung gewidmet. (Forts. folgt.)

Versammlungen und Vereine.

Eine Frauen-Protestversammlung gegen den § 361 6 des Strafgesetzbuches

fand kürzlich in Berlin statt, einberufen von Frau Cauer. Die Rednerinnen Frl. Heymann-Hamburg, Frau Schewen-Dresden und Frl. Dr. jur. Augspurg beleuchteten die Rechtslage, die durch den § 361 6 und das System, dessen Ausdruck dieser Paragraph ist, für die Frau geschaffen wird. Die Versammlung nahm nach längerer lebhafter Diskussion folgende Resolution an:

„1. Der § 361 6 des Reichsstrafgesetzbuches stellt den Versuch einer hygienischen und sittlichen Schutzmaßregel dar. Unter seiner Wirkung ist jedoch die Volksgesundheit völlig verwüstet worden, und einer weitverbreiteten Unsittlichkeit dient die reglementierte Prostitution geradezu zum Anreiz. Außerdem aber ergibt sich aus § 361 6 für das gesamte weibliche Geschlecht ein Ausnahmegesetz, welches im Widerspruch zu allen verfassungsmäßigen Freiheitsgarantien steht und in der Handhabung durch gewissenlose Polizeiwillkür bereits die beklagenswertesten Rechtsverletzungen erzeugt hat. Völlige Beseitigung des § 361 6 ist daher zu fordern.

2. Leichtfertiger Mißbrauch der Beamtengewalt in der Justiz wie in der Polizei haben in letzter Zeit eine Häufung von Verletzungen der persönlichen Freiheit der Bürger veranlaßt, die sich zu einer ernsten Gefährdung der allgemeinen Rechtssicherheit entwickelt hat. Von den Reichs- wie von den Landesregierungen ist dringend Abhilfe dieses Zustandes zu verlangen durch gesetzliche Regelung des Strafvollzuges für das ganze Reich und durch Entschädigung unschuldig Inhaftierter. Für den Augenblick aber ist dem verletzten Rechtsgefühl der Bevölkerung Sühne zu schaffen durch strenge und unnachsichtige Bestrafung der schuldigen Beamten."

Gewiß wird die gesamte deutsche Frauenbewegung dem Inhalt dieser Resolution ihre Zustimmung geben. Bedauerlich ist nur die auch in dieser Versammlung wieder vorgenommene Verquickung der „Fälle" Weimar und Wiesbaden mit dem § 361 6, die unseres Erachtens durchaus nicht im Interesse einer ernsten Bewegung gegen diesen Paragraphen liegt und den Eindruck dieses Protestes nach außen hin fraglos beeinträchtigt hat.

Berliner Frauenverein.

(Vorsitzende: Frl. Helene Lange.) Die Lage der Handlungsgehilfinnen beschäftigte eine Versammlung des „Berliner Frauenvereins", dessen Einladung auch zahlreiche andere Vereine gefolgt waren. Die Referentin, Frl. Agnes Hermann, beleuchtete Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen der weiblichen Angestellten und richtete an die Anwesenden einen warmen Appell, künftig nach 8 Uhr abends nicht mehr einzukaufen und damit den 8 Uhr Ladenschluß herbeiführen zu helfen. Ferner sich darüber zu vergewissern, ob in den Geschäften, in welchen sie einkaufen, die Verkäuferinnen die vorhandene Sitzgelegenheit auch benutzen dürfen und Geschäfte zu vermeiden, in denen Sitzgelegenheit zumeist auf dem Papier stände. Nach lebhafter Diskussion, in der Frl. Helene Lange, Frl. Alice Salomon, Herr Oberst Galli, Frl. Dyhrenfurth und andere an das Interesse des kaufenden Publikums appellierten, fand folgende Resolution einstimmig Annahme:

„Die in der heutigen Versammlung des „Berliner Frauenvereins" anwesenden Frauen und Männer erkennen die Mitverantwortlichkeit der Konsumenten für die in den Berliner Ladengeschäften herrschenden Arbeitsverhältnisse an und verpflichten sich, künftig Einkäufe nach 8 Uhr abends zu unterlassen, sowie in gleichem Sinne auf ihre Familienmitglieder einzuwirken.

Sie verpflichten sich ferner, sich von nun an darum zu kümmern, ob in den Geschäften, in welchen sie kaufen, den Verkäuferinnen das Sitzen gestattet ist und erklären ausdrücklich, nur solchen Geschäften ihre Kundschaft zuzuwenden, in denen dies der Fall ist."

In der Krankenpflegestation des Berliner Frauenvereins,

Bülowstr. 14, I sind vom 1. Oktober 1901 bis zum 30. September 1902 91 Kranke verpflegt worden, und zwar:

19 unverheiratete,
72 verheiratete Frauen und Witwen.

Von diesen haben 85 einen kleinen Zuschuß zu den Kosten ihrer Verpflegung geleistet, während 6 ganz und gar aus den Mitteln des Vereins erhalten worden sind.

Die Zahl der Pflegetage betrug 1102 — davon entfallen 112 auf die vollständig vom Verein unterhaltenen Kranken —, die der ausgeführten Operationen insgesamt 70 (53 kleinere und 17 große), darunter 5 Laparotomien, 10 Colporrhagien und 2 Bruch-Operationen. An Unterleibs-Entzündung sind außerdem 5, an Blasenleiden 4 Patientinnen behandelt worden.

Digitized by Google

Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im ganzen 1006 kranke Frauen Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden.

Bei der Aufnahme in die Pflegestation werden in erster Reihe die Hausarmen sowohl unserer Vereinsmitglieder, als die unserer Freunde berücksichtigt, welche die Anstalt durch Beiträge unterstützen. Von diesen Kranken kommen zunächst solche in Betracht, die keiner Krankenkasse angehören, folglich am bedürftigsten sind. Die Entscheidung über die Aufnahme steht Frl. Dr. Tiburtius zu, an welche die Kranken zur Konsultation zu verweisen sind und zwar entweder morgens von 8–9 Uhr in der Pflegestation, Bülowstr. 14, I, bei Frl. A. Knopp, oder vormittags von 10–12 Uhr und nachmittags von 2—4 Uhr in der Wohnung von Frl. Dr. Tiburtius, Bülowstr. 14, II. Um Mißbräuchen vorzubeugen, müssen die Aufzunehmenden bei der Konsultation eine Empfehlungskarte derjenigen Persönlichkeit mitbringen, von der sie geschickt werden. Ausgeschlossen sind Kranke mit ansteckenden oder unheilbaren Leiden.

In der seit dem 1. Oktober 1897 mit dem Berliner Frauenverein in Verbindung stehenden Poliklinik für Frauen, Alte Schönhauserstr. 23/24, sind vom 1. Oktober 1901 bis zum 30. September 1902 706 neue Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konsultationen belief sich im letzten Rechnungsjahr auf 2695. Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 25,735 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beistand gesucht.

Die poliklinischen Sprechstunden finden regelmäßig Dienstags und Freitags nachmittags von ½5 Uhr an in der Alten Schönhauserstr. 23/24, Hof part., statt. Behandelnde Ärztinnen sind die DDrs. med. Frau Ploetz und Frau Rosenthal, sowie die DDrs. med. Frls. Bluhm und Agnes Hacker. Als Beisteuer zu den Unterhaltungskosten ist pro Person und Konsultation ein Betrag von 10 Pfg. zu entrichten. Gänzlich Unbemittelte erhalten freie Arznei und müssen sich deswegen an eine der behandelnden Ärztinnen wenden.

Der Verein „Frauenwohl" zu Königsberg i. Pr.

veröffentlicht seinen 12. Jahresbericht. Der Verein hat sich in gewohnter Weise bestrebt, durch Vorträge und Diskussionsabende seine Ideen zu verbreiten und durch seine Schulen die Bildung und Erwerbsfähigkeit der Frauen zu fördern. Auf allen Gebieten weiß er von einem erfreulichen Fortgang der Arbeit zu berichten. Der 11. Kursus der Handelslehranstalt wurde von 39 Schülerinnen besucht, die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule wies deren im Winter 21, im Sommer 26 auf. Auch die Rechtsauskunftsstelle wurde wieder von einer großen Anzahl Hilfesuchender in Anspruch genommen. Die Gymnasialkurse des Vereins, die im Oktober 1901 das dritte Jahr ihres Bestehens zurückgelegt hatten, zählten im Winterhalbjahr 14, im Sommerhalbjahr 13 Vollschülerinnen und einige Teilschülerinnen, die sich im März und September in öffentlicher Prüfung über ihre Leistungen sehr zufriedenstellend ausgewiesen. Die Anstalten des Vereins hatten verschiedentliche Unterstützungen von Seiten der Regierung sowohl als aus Privatkreisen zu verzeichnen; ferner trug eine Veranstaltung der Damen des Komitees den Gymnasialkursen die bedeutende Summe von 3449 Mark ein. Der Verein verzeichnet gegenwärtig 602 Mitglieder und einen Kassenbestand von 3462 Mark. Vorsitzende der Handelslehranstalt ist Frau Konsul Therese Simon, der Fortbildungsschule und der Rechtsauskunftsstelle Frau Professor Bohn; Leiter der Gymnasialkurse ist Herr Professor Baske.

Der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande

hat mit seinen beiden großen Vereinsschulen, Reifenstein, Provinz Sachsen und Obernkirchen in Hessen-Nassau ein praktisches Übungsfeld für die Frauen höherer Stände geschaffen. Vom Frühjahr 1901—1902 haben 55 Damen die Lehrkurse in haus- und landwirtschaftlichen Fächern durchgemacht.

Das Vereinsunternehmen entwickelte sich aus dem Gesichtspunkt, neben systematischer Ausbildung zur Hausfrau, den vielen weiblichen Kräften, denen in der eigenen Familie eine ausreichende Bethätigung mangelt und die den inneren Trieb zu nützlicher Arbeit fühlen, Gelegenheit zu geben, ihre Körper- und Geisteskräfte anzuspannen und sich für den Nächstendienst, insbesondere für die ländliche Wohlfahrtspflege und wirtschaftliche Lehrthätigkeit vorzubereiten. — Die Preußischen Staatsministerien haben in Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Bedeutung und des idealen Wertes dieser Zwecke dem Verein ihr Interesse und ihre weitgehende Unterstützung bekundet. Die Regierungsbehörden haben Hilfe geboten zum Erwerb großer Räume in dem früheren Kloster, der jetzigen Königlichen Domäne Reifenstein, sowie in dem Adl. Stift Obernkirchen, um den Frauenschulen geeigneten Platz zu schaffen, und sie nehmen fortgesetzt Teil an den Fortschritten und Erfolgen, die sich aus den Abschluß- und Lehrerinnenprüfungen ergeben.

In Württemberg und Bayern ist man im offiziellen Anschluß an den Hauptverein ebenfalls mit der Einrichtung landwirtschaftlicher Lehranstalten für gebildete Frauen beschäftigt, die den süddeutschen Verhältnissen angepaßt werden sollen. Der neue Vereinsbericht enthält auch die ausführlichen Lehr- und Arbeitspläne der bestehenden Frauenschulen und wird von der Vereinsvorsitzenden, Fräulein von Kortzfleisch, Reifenstein bei Leinefelde, auf Wunsch gern zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Errichtung eines Mädchengymnasiums in Schöneberg** ist nunmehr von der dortigen Stadtverordnetenversammlung, allerdings nicht ohne heftigen Kampf, beschlossen worden. Damit wird sich auch Schöneberg den Städten anschließen, die bisher die Gründung von Mädchengymnasien in die Hand genommen haben: Karlsruhe, Breslau, Charlottenburg. Private Anstalten bestehen in Berlin, Leipzig, Königsberg, Hannover, Stuttgart, Frankfurt a. M., Baden. Abiturientinnen entließen bisher nur Berlin (46), Leipzig (26), Karlsruhe (15).

* **Die Zahl der studierenden Frauen an der Berliner Universität** ist in diesem Winterhalbjahr etwas geringer als im Vorjahre. Sie beträgt aber immer noch 549 gegen 611 im letzten Winter. Der Unterschied ist im wesentlichen auf die hinsichtlich der Russinnen verschärften Zulassungsbedingungen zurückzuführen.

* **Armen- und Waisenpflegerinnen** sind jetzt auch in Ulm eingeführt worden, und zwar sollen 25 Frauen zu diesem Ehrenamt berufen werden. Die Damen sind Mitglieder des Armenrates und zugleich Waisenpflegerinnen.

* **Assistentinnen der Gewerbeaufsicht in Bremen und Reuß j. L.** Die bremische Bürgerschaft beschloß unter Zustimmung des Senats die Anstellung einer weiblichen Hilfskraft der Gewerbe-Inspektion. In Reuß j. L. ist eine Assistentin angestellt worden.

* **Die Reifeprüfung am Akademischen Gymnasium** haben in Wien in diesem Jahre sechs Frauen bestanden. Zwanzig hatten sich zur Prüfung gemeldet, davon waren sechs vorher zurückgetreten und acht sind im Examen durchgefallen.

* **Oberlehrerinnenkurse zu Bonn.** Die Leitung der Bonner Oberlehrerinnenkurse macht darauf aufmerksam, daß Ostern 1903 ein neuer Kursus beginnt. Für Religion, Geschichte und Sprachen ist sichere Kenntnis der lateinischen Grammatik bis zum Ziele der Gymnasial-Ober-Tertia, der Lektüre bis Ober-Sekunda, für Mathematik, Naturwissenschaften und Erdkunde sind elementare arithmetische und geometrische Grundkenntnisse bis zum Ziele der Ober-Tertia eines Real-Gymnasiums in einer Aufnahme-Prüfung nachzuweisen. Die Prüfung ist in Bonn abzulegen, entweder unmittelbar vor Beginn des Semesters (Ende April) oder in der ersten Januar-Woche. Meldungen möglichst bald erbeten an die Vorsitzende Johanna Gottschalk, Bonn, Riesstr. 20.

* **Ein Verein deutscher Fürstinnen** zur Hebung der Sittlichkeit wurde auf eine von der Prinzessin Karl zu Salm-Horstmar geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst gegebene Anregung, unter Zustimmung von 71 Fürstinnen (2 Königinnen, 35 Fürstinnen aus regierenden und 34 aus vormals reichsunmittelbaren Häusern) gegründet. Im Mai 1902 hielt der Verein seine erste Versammlung in Frankfurt a. M., 16 Fürstinnen waren dabei persönlich anwesend oder vertreten. In der Versammlung wurde hauptsächlich Geschäftliches beraten. Das Einladungsschreiben giebt einigen Aufschluß über die Zwecke des Verbandes. Es heißt darin:

Aus verschiedenen Ständen machen sich seit einer Reihe von Jahren Frauen auf, welche durch Teilnahme an den Sittlichkeitsvereinen oder durch Gründung von Anstalten für die Rettung der Gefallenen ihres Geschlechts wirken und dem großen Verderben, welches unser Volk an den Wurzeln seines Lebens wie ein Wurm zerfrißt, zu steuern suchen. Auch fürstliche Frauen stehen diesen Bestrebungen natürlich nicht fremd gegenüber, aber es könnte noch Größeres erreicht werden, wenn die Frauen aus den hohen und höchsten Ständen sich ferner noch mehr denn bisher an den Bestrebungen der Sittlichkeitsvereine mit Wort und That beteiligten. Die Beteiligung könnte vielleicht auf folgende Weise geschehen: 1) Unterstützung der schon bestehenden Anstalten zur Rettung gefallener Frauen, welche die Kirche gegründet hat, und 2) Geltendmachen des Einflusses auf diejenigen Männer, welche eine öffentliche Stelle haben, damit sie die Sittlichkeitsbestrebungen zu fördern suchen, namentlich der Laxheit in diesem Punkt auf staatlichem Gebiet entgegentreten und so der Frauenthätigkeit für Rettung der Gefallenen eine Bahn machen helfen. Der Kampf gilt namentlich dem vielumstrittenen System der polizeilichen Kontrolle der Prostitution.

Digitized by Google

* **Eine neue Amtsärztin in Bosnien.** Die bosnisch-hercegovinische Landesregierung hat Dr. Rosa Einhorn zur provisorischen Amtsärztin mit dem Amtssitze in Travnik ernannt. In den occupierten Provinzen sind nunmehr fünf Amtsärztinnen thätig. Bekanntlich ist man zur Anstellung weiblicher Ärzte in Bosnien dadurch genötigt gewesen, daß die weibliche Bevölkerung sich aus religiösen Gründen nicht von Männern behandeln lassen wollte.

* **Hundertundzwanzig russische Ärztinnen** wurden in den Petersburger „Medizinischen Frauenkursen" promoviert, und damit öffneten sich wieder die Thüren der ärztlichen Praxis für russische Frauen nach mehr als fünfzehnjährigem Verbote. Nachdem nämlich schon von 1872 ab die Kurse bestanden hatten, wurden sie unter dem Einfluß gegensätzlicher Strömungen 1886 wieder geschlossen. 1897 erfolgte die Wiedereröffnung. Da die Kurse fünfjährig sind, so haben nun die ersten hundertzwanzig Hörerinnen die Kurse erledigt, und wurden alle gleichzeitig feierlich vereidigt. Bemerkenswert ist, daß Frauen, wenn sie auch die Kurse beendigt haben, den Doktortitel nicht erwerben können, denn es ist ihnen nicht gestattet, die nötige Dissertation einzureichen. In Rußland ist es bekanntlich auch möglich, Arzt zu sein (Wratsch), ohne den Titel „Doktor" erworben zu haben.

* **Für die Zulassung der Frauen zur Börse** ist in den russischen Kaufmannskreisen St. Petersburgs, wie man der „Frankf. Ztg." von dort schreibt, kürzlich eine lebhafte Agitation entfaltet worden. Ob die Bewegung Erfolg haben wird, läßt sich nicht vorhersagen. In Börsenkreisen scheint man keine Bedenken dagegen geltend zu machen, daß diejenigen dem Kaufmannsstande angehörenden Frauen, die ihr Vermögen selbständig verwalten, auch Zutritt zur Börse haben.

* **Ein Fortschritt der politischen Frauenbestrebungen in Island** wird berichtet. Seit langen Jahren haben die isländischen Frauen, die über 25 Jahre alt, unverheiratet und selbständig sind, kommunales und kirchliches Wahlrecht. Jetzt fügen sie zur Wahlberechtigung das Recht der Wählbarkeit, zum aktiven das passive Wahlrecht. Vor einigen Tagen setzte der König seine Unterschrift unter ein vom isländischen Althing angenommenes Gesetz, wonach Witwen und Jungfrauen, die einem Hausstande vorstehen oder in anderer Weise eine selbständige Stellung einnehmen, wählbar sind als Reichsverweser, Amtsvorsteher, Stadtrat, Gemeinderat und Gemeindevertreter, wenn sie im übrigen die Wählbarkeitsbedingungen erfüllen. Sie haben, im Gegensatz zum Manne, das Recht, die Wahl abzulehnen.

* **An der Hochschule für weibliche Studierende** in Tokio wurde zum Professor der europäischen Sprachen Frl. Margarete Emerson, Tochter des Münchener Professors Emerson, ernannt.

* **Zur Frage der gemeinsamen Erziehung.** In Mailand hat der Stadtrat die Gründung eines Mädchengymnasiums, welches in Form einer weiblichen Sektion an das Liceo Beccaria angegliedert werden soll, bewilligt. Es ist das als ein sehr ernster Rückgang auf dem Gebiete des Erziehungswesens zu betrachten. Bisher war in Italien in den Schulen stets das gemischte System angewandt worden, und die Mädchen hatten ihre Gymnasialstudien stets in Gemeinschaft mit den Knaben machen müssen. Diese Sachlage wird nun durch den Mailänder Ratsbeschluß sehr stark modifiziert, zumal da nun die Gefahr vorliegt, daß andre Städte dem schlechten Beispiel des Zentrums folgen werden. Ein junges Mädchen von 17 Jahren, welches eben erst, im Juli d. J., und zwar auf demselben Liceo Beccaria, auf welchem nunmehr die Geschlechtertrennung stattfinden soll, mit Glanz ihr Abiturientenexamen gemacht hat und nun ihre juristischen Studien in Pavia beginnen wird, Carlotta Majno, die Tochter einer bedeutenden Mutter (Ersilia Majno Bronzini, Herausgeberin der Monatsschrift L'Unione Femminile) und eines nicht weniger bedeutenden Vaters (Luigi Majno, der berühmte Civilprozessualist und sozialistischer Abgeordneter) hat, hierdurch auf das Höchste erbost, zum ersten Male in ihrem jungen Leben zur Feder gegriffen und der sozialistischen Tageszeitung Mailands, „Il Tempo", einen Artikel zugesandt, welcher am 30. Oktober (Nr. 196) veröffentlicht wurde. Derselbe trägt den Titel: „Scuola separata o scuola mista?" („getrennte oder gemischte Schule?") Carlotta Majno nimmt in ihrer leidenschaftlichen, aber in deshalb nicht weniger sachlichen Weise, für die gemischte Erziehung Partei, deren ausgezeichnete Folgen sie aus eigenster Anschauung und Erfahrung hatte erproben können. „In den acht Studienjahren", schreibt sie, „welche ich auf der gemischten Schule verbrachte, bin ich wahrlich niemals gewahr geworden, daß das eigentlich ‚unmoralisch' sei." Im übrigen drückt Carlotta Majno den wohlberechtigten Wunsch aus, daß die Neubildung einer besonderen höheren Schulanstalt für Frauen wenigstens nicht die Schließung der „männlichen" Schulen für diejenigen Frauen, die auch weiterhin keinen Anstoß daran nehmen würden sie zu besuchen, zur Folge haben möchte. Sie schließt ihren Artikel mit der Versicherung, daß sie jedem nur wünsche, ebenso schöne Schulerinnerungen fürs Leben zu sammeln, wie sie solche auf dem „unmoralischen" gemischten Gymnasium bekommen habe.

Carlotta Majno scheint nach dieser Probe für die künftige Frauenbewegung ihres Landes noch von großer Bedeutung werden zu können. An Energie und Urteilsreife fehlt es ihr jedenfalls nicht.

Dr. Robert Michels.

Digitized by Google

„Die Pantheon-Ausgabe“, S. Fischer Verlag, Berlin (Preis pro Band in echt Leder geb. 2,50 Mark), ist um drei Bändchen vermehrt worden, die dem ganzen Unternehmen in jeder Beziehung zur Ehre gereichen. Es ist der „Nathan der Weise“, bei dem Otto Pniower die Textrevision und Albert Köster die Einleitung und die Erläuterungen übernommen hat; Shakespeare's Hamlet in einer Ausgabe von Rudolf Fischer, und Eichendorff's Gedichte in einer von Emil Strauß besorgten Auswahl und Textrevision und mit einer Einleitung von Kurt Jahn. Die Pantheon-Ausgabe entspricht allen Anforderungen, die ein verfeinertes ästhetisches Bedürfnis an die Art der Verbreitung unserer Klassiker stellen könnte, in ausgezeichneter Weise. Die feinen, leichten, dunkelroten Lederbändchen mit dem schönen Papier und dem klaren, vornehmen Druck, mit den sorgfältig revidierten Texten und den gediegenen Erläuterungen werden jedem Bücherfreunde die herzlichste Freude bereiten.

„Bekenntnisse eines Arztes.“ Von W. Weressäjew. Übersetzung aus dem Russischen von Heinrich Johannson. Mit Porträt des Verfassers. (Stuttgart, Robert Lutz.) Preis 2 Mark. Das Buch hat großes und berechtigtes Aufsehen erregt. Gerade innerhalb des ärztlichen Standes wird mehr als auf irgend welchem andern Gebiet die Gepflogenheit aufrecht erhalten, den Laien im Dunkel über Probleme zu lassen, bei denen nur zu oft sein eigener Körper eine mehr oder minder tragische Rolle spielt, und über den Grad, in dem es gelungen ist, diesen Problemen beizukommen Hier giebt nun ein hochdenkender, weitherziger Mediziner so manches dieser Geheimnisse preis. Er giebt uns einen Einblick in seinen eigenen Studiengang, seine Irrtümer, seine Leiden. Daneben fällt manches Schlaglicht auf die soziale Stellung der Ärzte. Gerade diese nationalökonomischen Kapitel, die die Ausnahmestellung beleuchten, welche der Arzt dem Publikum gegenüber einnimmt, einem Publikum, dem er stets zur Verfügung stehen soll, das mürrisch und unzureichend zahlt, gehören zu den interessantesten des Buches. Mit warmer Anerkennung spricht der Verfasser vom Frauenstudium „Heutzutage“, heißt es Seite 231, „ist das Studium der Medizin glücklicherweise auch den Frauen zugänglich gemacht worden. Das ist eine ungeheure Wohlthat für alle Frauen, — für alle in gleichem Maße, nicht nur für die muhamedanischen, worauf die Verteidiger der weiblichen ärztlichen Bildung hinzuweisen lieben. Das ist auch eine ungeheure Wohlthat für die Wissenschaft selbst: nur das Weib vermag das dunkle, außerordentlich komplizierte Leben des weiblichen Organismus in seiner physischen und psychischen Totalität zu erkennen und zu begreifen; für den Mann wird diese Erkenntnis immer fragmentarisch und unvollständig bleiben.“

„Vita somnium breve“. Ein Roman von Ricarda Huch in zwei Bänden. Buchschmuck von Heinr. Vogeler. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1903. (Preis 7 Mark.) Ricarda Huch liebt den Chronikenstil. Wer ihren neuesten Roman liest, wird sich über den Grund klar. Ihr ist das leidenschaftslose Gestaltenschauen eigen, wie dem echten Chronikenschreiber, der in rückschauender Muße verzeichnet, was er erlebt. Ein Gestaltenschauen, das eine seltene, oft seltsame Objektivität voraussetzt. In ihrem Roman zieht eine Fülle von Menschen an uns vorüber, liebenswert die einen, fremd und unbehaglich die andren; sie sind der Dichterin einfach Naturprodukte, die sie zergliedernd, aber ohne subjektive Betonung vorführt. Wenn auch die Schilderung am liebsten und längsten bei dem Helden, dem starken und schönen Michael Unger verweilt, so unterbricht doch kein Steigen oder Fallen des Tons die gedämpfte Erzählung, auch wo leidenschaftliches Erleben, Ringen um Liebe und Lebensglück dazu verleiten möchte. Nur eins verrät den tiefen, innern Anteil: aus intensivem Ringen um Leben und Schönheit führt ihn die Dichterin zu dem Glück, das ihr selbst gehört; im ruhigen Anschauen der Gestalten, die durch den Traum des Lebens gleiten, im liebevollen, leidenschaftslosen Verstehen alles Menschlichen findet Michael Unger sein letztes Glück.

Es giebt Menschen, die den Roman langweilig finden werden; dann verdienen sie es nicht anders.

„Frau Treue.“ Geschichten aus der Geschichte von Johannes Dose. Sächsischer Volksschriftenverlag, Leipzig. (Preis geb. 6 Mark). In ausgezeichneter Ausstattung bietet das Buch in einem glücklich mit moderner Erzählkunst verschmolzenen Chronikenstil alte Geschichten aus der nordschleswigschen Stadt Hadersleben. Lebendig und anziehend werden uns die Kämpfe und Wirren eines Grenzgebietes geschildert, und kräftig heben sich die Gestalten der handelnden Personen, Gestalten von echt niederdeutscher Prägung, von dem Zeithintergrunde ab. Als einem Volksbuch in bestem und echtestem Sinne, auch als einem Beitrag zur immer doch spärlichen Litteratur für die heranwachsende Jugend ist dem Buch weiteste Verbreitung zu wünschen.

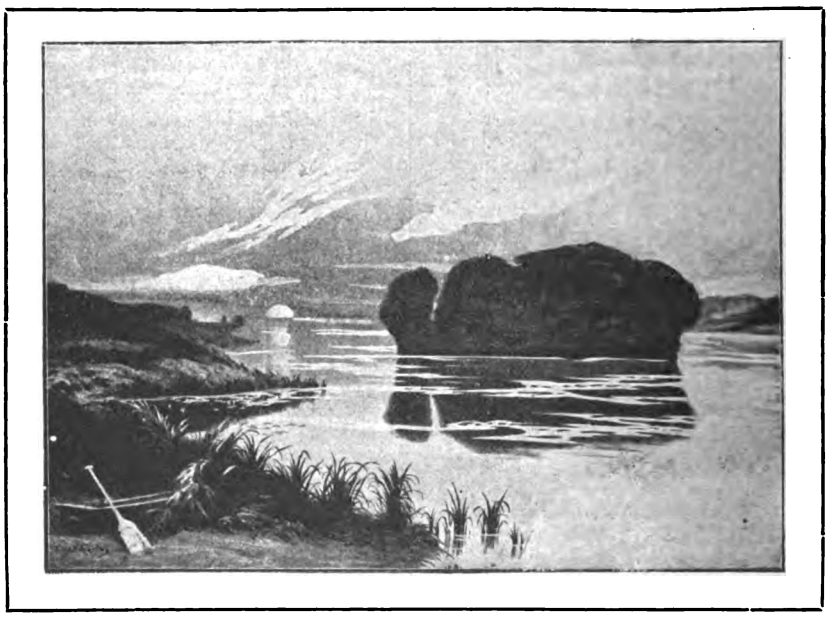
Digitized by Google

„Soziale Frauenpflichten“, Vorträge, gehalten in deutschen Frauenvereinen von Alice Salomon. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. Berlin 1902 (Preis 2,20 Mark). Die Vorträge behandeln folgende Themen: Soziale Hilfsthätigkeit; Frauen in der öffentlichen Armenpflege; öffentlicher und privater Kinderschutz; Arbeiterinnenschutz und Frauenbewegung; die Macht der Käuferinnen. Die Verfasserin will mit der kleinen Sammlung „dem Glauben an die soziale Mission der Frau“ Jüngerinnen gewinnen. Wer ihre Thätigkeit in der deutschen Frauenbewegung kennt, weiß, in wie hohem Maße sie das durch das gesprochene Wort, durch die That zu erreichen verstanden hat. Wer ihr noch fern steht, an dem wird das kleine Buch ganz gewiß seine werbende

„Kinder- und Hausmärchen“, gesammelt durch die Brüder Grimm. Volksausgabe mit Illustrationen von K. Grot Johann und R. Leinweber. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

„Leben und seltsame überraschende Abenteuer des Robinson Crusoe.“ Von ihm selbst erzählt. Nach der ursprünglichen englischen Ausgabe des Daniel Defoe. Mit 120 Abbildungen von Walter Paget. Neue durchgesehene Auflage. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Titel beider Bücher wecken in uns die lebhaftesten Jugenderinnerungen. Wir haben sie kennen gelernt in ihrer Bearbeitung in usum delphini; die Grimmschen Märchen in einer knappen Auswahl, den Robinson in der gutgemeinten, aber



Sonnenuntergang am Horstsee bei Hubertusburg.
(Leipziger Schulbilderverlag.)

Kraft erweisen. Sie besteht in der idealistischen Wärme, mit der ein Mensch für seine Sache kämpft, der ihr seine ganze Persönlichkeit geschenkt hat, in der sicheren Begründung aller Forderungen und Behauptungen in einem umfassenden und gründlichen Wissen um die wirklichen Verhältnisse und Thatsachen und in der maßvollen und ruhigen Vertretung dieser Forderungen, wie sie gerade die vollkommene Beherrschung der in Frage kommenden Gebiete geben muß. So ist das Büchlein auch durch seine leicht faßliche populäre Form in jeder Beziehung der Aufgabe, die es sich gestellt hat, gewachsen.

Leipziger Schulbilderverlag (F. E. Wachsmuth). Im Anschluß an unsere Besprechung im Dezemberheft machen wir noch auf zwei Bilder des Verlags aufmerksam: „Sonnenuntergang am Horstsee bei Hubertusburg“ und den „Buchenwald“. (Siehe Abbildungen.)

in ihrer Absichtlichkeit verstimmenden pädagogischen Zustutzung Campes. Für das Kind wird die Auswahl und die Bearbeitung auch ihr Recht behalten; wer dem Alter pädagogischer Bevormundung sich entwachsen fühlt, lehnt sie ab. Er will am Quell selbst schöpfen. Es ist daher ein überaus dankenswertes Unternehmen der Deutschen Verlagsanstalt, in den beiden oben erwähnten Ausgaben ursprüngliche Quellen wieder zugänglich gemacht zu haben, Quellen aus einer Zeit, die eine gesonderte Litteratur für die heranwachsende Jugend noch nicht kannte, wo Jung und Alt noch aus demselben unverfälschten Born schöpften.

Die Kinder- und Hausmärchen werden dem, der bisher nur Auswahl oder Bearbeitungen kannte, eine Fülle neuen Materials bieten, nicht verfälscht durch eine poesiefeindliche, falschverstandene Ethik, in der ganzen Naivetät, wie der Volksmund das Überkommene treu weiter überliefert hat.

Digitized by Google

„Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung", so äußerten die Brüder Grimm sich schon in der ihrer Sammlung vorangeschickten Vorrede, die hier wiedergegeben ist und von vielen, denen die Entstehung der Sammlung unbekannt war, mit dem größten Interesse entgegengenommen werden wird. Die „Viehmännin", eine der Erzählerinnen, aus deren Munde die Brüder Grimm ihre Märchen sammelten, hat mit ihren festen, verständigen Zügen und ihren großen, hellen Augen, die Ludwig Grimm in einer Zeichnung festgehalten hat, die ihr gebührende Stelle in der Vorrede gefunden. Wenn aber auch die Brüder Grimm ihre Ausgabe der Märchen mit diesem oder jenem schönen Blatt schmückten, so ist doch eine so reich illustrierte Ausgabe wie die vorliegende, noch nicht in Deutschland erschienen. Begonnen wurde die schöne Aufgabe, die alten Volksmärchen auch durch Bilder mehr und mehr zum Hausschatz zu gestalten, durch Philipp Grot Johann; den Abschluß machte nach dessem Tode Robert Leinweber.

Der echte Robinson Crusoe ist nun freilich ein ganz andres Buch als der von Vater Campes Gnaden. Auch Defoe hat, als Kind seiner Zeit, ein gut Teil Tendenz, aber es ist keine gemachte Tendenz. Wilde Zeiten und wilde Sitten sprechen zu uns; ein ehrliches, aus schweren Schicksalen gewonnenes undogmatisches Gottvertrauen, weit weniger aufdringlich als bei Campe, läßt den Helden mit einer Art von nachtwandlerischer Sicherheit, wie sie Volk und Kinder bei ihren Helden lieben, den Weg durch alle Fährnisse glücklich und siegreich finden. Ein gut Stück Kulturgeschichte zieht in dem Buch an uns vorüber. Wir verstehen, wie dereinst „Alt und Jung" auch von diesem Buch gefesselt wurde und geben uns dem Zauber willig gefangen. Die augenscheinlich auf gründlichen historischen Studien beruhenden Illustrationen sind eine sehr willkommene Zugabe.

„Überleg's!" Plaudereien von Tony Schumacher. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1903. (Preis 4 Mark.) Ähnlich wie die Spaziergänge ins Alltagsleben von derselben Verfasserin bietet das hübsch ausgestattete Bändchen eine Reihe von Erfahrungen, Betrachtungen, Beobachtungen. Eine frische gesunde Lebensauffassung liegt dem Ganzen zu Grunde und findet in ansprechender, lebendiger Form ihren Ausdruck.

Buchenwald.
(Leipziger Schulbilderverlag.)

„Deutschland", Monatsschrift für die gesamte Kultur. Unter ständiger Mitarbeit von Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies. Herausgegeben von Graf von Hoensbroech. Berlin. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn. Die Monatsschrift, von der bisher drei Hefte erschienen sind, wird dem Programm, das sie sich gestellt hat, in ausgezeichneter Weise gerecht. Die Redaktion versteht es, aus dem mächtig zufließenden Stoff für jedes Heft ein Zeitbild von reizvoller Vielseitigkeit zu gestalten. Die beiden ersten Hefte bringen einen hervorragenden Beitrag von Werner Sombart: „Das deutsche Volkstum in seiner Bedeutung für Deutschlands Wirtschaftsleben", einen interessanten Artikel von Litzmann: Geibels politisch patriotische Dichtung, eine umfassende Studie von Ferd. Tönnies über „Probleme des Verbrechens und der Strafe" u. a. Die Kunstberichte, die „Streiflichter" am

Digitized by Google

Schluß jedes Bandes geben eine lebendige, in Bezug auf die Hauptereignisse erschöpfende Übersicht über das geistige und politische Leben des Tages.

„Prostitution des Geistes." Satirischer Roman von Erdmann Gottreich Christaller. Berlin. Der Roman gehört zu den Sturm- und Drang-Produkten, die zwar keinen reinen — am wenigsten einen künstlerisch reinen — Genuß gewähren, die aber doch fesseln und anziehen durch den stürmischen Ernst ihres Wollens; die nicht als Kunstwerk befriedigen, aber als ein Ausdruck, ein Symptom bestimmter Zustände im sozialen und geistigen Leben interessieren, zur Beachtung und zum Nachdenken zwingen. Mit dem scharfen Ausdruck „Prostitution des Geistes" kennzeichnet der Verfasser die Lage des Geistlichen, der seine Überzeugungen und Einsichten einem Dogma, zu dessen Diener er bestellt ist, verkauft. Es fallen scharfe Schlaglichter, begleitet von schonungslos harten Angriffen, auf die Welt der verächtlichen Kompromisse, die der Verfasser darstellen will. Freilich beeinträchtigt die oft nicht eben feinfühlige Art seiner Angriffe, und die künstlerische Unreife seiner Darstellung vielfach die Wirkung seines ehrlichen, tiefernsten Willens und seiner zweifellos berechtigten Kritik. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß die Lehre, die das Buch mit all seinen Mängeln verkörpert, aufmerksame Hörer fände.

„Jugendland". Ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde, herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner. Zürich, Verlag von Gebr. Künzli. Bd. II. Unter den Bilderbüchern, die den verfeinerten und vertieften Ansprüchen der modernen Jugendkunstbewegung entsprechen wollen, nimmt „Jugendland" eine hervorragende Stelle ein. Die litterarischen Beiträge, an denen Dehmel, Bierbaum, Busse u. a. beteiligt sind, vereinigen in glücklichster Weise künstlerische Feinheit mit inniger Anpassung an das kindliche Auffassungsvermögen — das Buch ist für etwa 8—12 jährige Kinder berechnet, aber auch kleinere werden daran schon ihre Freude finden können. Unter den Bildern sind die von Kreidolf, Franz Hoch, Ernst Liebermann besonders zu nennen. Auch von ihnen gilt das, was von den Textbeiträgen gesagt ist, daß sie eine Sprache reden, die das Kind versteht, und doch eine künstlerisch schöne Sprache. Die Ausführung ist von der Firma Oskar Conste, Hof-Kunstanstalt München, in vorzüglicher Weise besorgt.

„Die gesundheitlichen Gefahren der Prostitution". Von A. Pappritz. Dresden 1902.

„Die wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution". Von A. Pappritz. Berlin, Hermann Walter 1903.

In zwei kleinen Broschüren behandelt die Verfasserin in eindringlicher Weise das Problem der Prostitution unter den in den Einzeltiteln gekennzeichneten Gesichtspunkten. Die zweite Broschüre ist eine Wiedergabe des auf der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine gehaltenen Vortrags, der einen durchschlagenden Erfolg erzielte und von uns schon in der Novembernummer der „Frau" gewürdigt worden ist. Es kann sich hier nicht darum handeln, den Inhalt der beiden Heftchen wiederzugeben; sie seien warm zu eigenem Studium empfohlen.

„Paul Heyse Romane." Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf. G. m. b. H. Lieferung 9—15. (Preis pro Lief. 40 Pfg.) „Die Kinder der Welt" haben in diesen Lieferungen ihren Abschluß gefunden. Wer die Zeit des ersten Erscheinens dieses Romanes miterlebte, weiß, daß er als ein Ereignis galt. Der Leser von heute wird den Zauber nachempfinden, mit dem er damals die Gemüter ergriff. Wir können die dankenswerte Gelegenheit zum Erwerb dieser Romane, die ein großes Stück Kulturgeschichte umspannen, nur nochmals unserem Leserkreis warm empfehlen. Die Romane werden in 48 Lieferungen (alle 14 Tage eine Lieferung) vollständig sein; als zweite Serie folgen sodann die Heyseschen Novellen.

„Taschen-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache" (Methode Toussaint-Langenscheidt). Zusammengestellt von Prof. Dr. E. Muret. 44.—55. Tausend. (Preis geb. 3,50 Mark.)

„Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache" (Methode Toussaint-Langenscheidt). Zusammengestellt von Prof. Dr. Cesaire Villatte. 26.—35. Tausend. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheit). Preis geb. 3,50 Mark.

Die kleinen handlichen, elegant in biegsamen Leinenumschlag gebundenen Wörterbücher sind besonders für Reisezwecke auf das wärmste zu empfehlen. Sie enthalten alle für den Tagesgebrauch nötigen Wörter. Daß das Möglichste in Bezug auf Korrektheit und geschickte Auswahl geschehen ist, dafür bürgen ja schon die Namen der Bearbeiter und des Verlags.

„Kürschners Jahrbuch," Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für jedermann. Berlin, Leipzig, Eisenach, Hermann Hillger Verlag, tritt auch für das Jahr 1903 in gewohnter Reichhaltigkeit mit Hunderten von Illustrationen wieder vor das Publikum, zum letzten Mal als echter Kürschner, von der Hand des Verstorbenen noch selbst zusammengestellt. Ein Riesenmaterial ist wieder in dem handlichen Bande vereinigt, so daß er auf dem Arbeitstisch als praktischer Beirat willkommen sein wird.

„Till Eulenspiegel." Ein kurzweilig Lesen von seinem Leben und Treiben. Ein Volksbuch mit Bilderschmuck von Walter Tiemann. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger 1902. In einer fein dem Charakter des lustigen Volksbuchs angepaßten Ausstattung sind die schönen alten Schwänke hier herausgegeben. Der mit echten alten Typen hergestellte Druck, der kräftige Humor der zahlreichen Bilder unterstützen den Eindruck des Eigenartigen dieser deutschen Schwänke aufs beste. Es wäre zu wünschen, daß dem dankenswerten Bemühen, diese alten Schätze in neuer, würdiger Form darzubieten, auch eine gesunde Aufnahmefähigkeit im deutschen Lesepublikum entspräche.

„Romantische Märchen" von Brentano und Tieck. I. Reihe. In Auswahl und mit Einleitungen von Bruno Wille. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902. (Preis geb. 4,50 Mark.) Es ist seltsam und doch begreiflich, daß die Märchen heute wieder aufleben wollen. Es geht uns, wie dem Knaben Clemens Brentano mit seinem „Vadutz", dem Ländchen, das er sich zusammengeträumt hatte und verloren zu haben glaubte, als er erfuhr, es sei Wirklichkeit. Da flüsterte ihm

Digitized by Google

die „Frau Rat" ins Ohr: „Laß dich nicht irr machen, glaub du nur, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten können dir es nicht wegnehmen. Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen. Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen". Wer kein „Vaduz" hat, wird's nicht verstehen; für den sind auch diese Märchen nicht wieder aufgegraben. Wer es aber hat, der wird mit dem alten Entzücken Brentanos Gockel, Hinkel und Gackeleia, sein Märchen vom Kommanditchen und dem Schulmeister Klopstock, vor allem aber Tiecks Elfen in der neuen verständnisvoll ausgestatteten Ausgabe wieder und wieder lesen.

„Physikalisches Spielbuch für die Jugend." Zugleich eine leichtfaßliche Anleitung zu selbständigem Experimentieren und fröhlichem Nachdenken. Von Dr. B. Donath. Mit 156 Abbildungen. Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. (Preis geb. 6 Mark.) Die Physik hat für die Jugend eine mächtige Anziehungskraft; man muß es nur verstehen, sie ihr zugänglich zu machen, sie genügend zu elementarisieren. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat das vorzüglich verstanden. Er benutzt zugleich die dem Kinde — bei der jetzigen Handhabung der Erziehung vorzugsweise dem Knaben — innewohnende Neigung zum eigenen Hantieren und Experimentieren, die so leicht in sinnlose Spielerei ausartet, um auf praktischem Wege in allerlei mehr oder weniger komplizierte Probleme einzuführen. Ohne Zweifel kann, ganz abgesehen von der Freude, die gesund erzogenen Kindern solche Selbstthätigkeit macht, einem ernsten späteren Interesse der Weg bereitet werden. In erster Linie wird das Buch als Geschenkband für Knaben und Schülerbibliotheken in Betracht kommen. Aber auch der Erwachsene wird mancherlei in dem Buch finden, das er längst vergessen, vielleicht auch — niemals gewußt hat.

„Das Meer und was wir darüber wissen." Von Agnes Giberne. Deutsch von E. Kirchner. Berlin, Siegfried Cronbach. (Preis 4,50 Mark.) Ihren Büchern über die Sternenwelt, das Luftmeer, die Grundfesten der Erde hat Agnes Giberne nunmehr diesen Band über das Meer gesellt. Es teilt alle Vorzüge seiner Vorgänger: die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung, die einfache und klare Sprache, die große Kunst im Elementarisieren, so daß ohne Voraussetzung von Vorkenntnissen die Einführung selbst in schwierige Naturerscheinungen erreicht wird und das Interesse auch des kindlichen Lesers stets gefesselt bleibt. Ebenso wie die Vorgänger hat endlich dieser Band auch den Vorzug einer guten Übersetzung, so daß es sich wie ein deutsches Buch liest. Er kann daher als Geschenkband wie für Schülerbibliotheken warm empfohlen werden.

„Das junge Mädchen auf eigenen Füßen." Ein Führer durch das weibliche Berufsleben von Amalie Baisch. (Preis 3 Mark.)

„Aus der Töchterschule ins Leben." Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen. Herausgegeben von Amalie Baisch. (Preis 6 Mark.) Zehnte neu bearbeitete Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1902. Das erste der vorliegenden beiden Bücher bildet zugleich den zweiten Teil des zweiten: nämlich eine Serie von Betrachtungen über die wichtigsten Frauenberufe. In dem Buch „Aus der Töchterschule ins Leben" geht diesen Betrachtungen ein erstes Buch voraus: „Wie soll ein Mädchen sein?" Das Buch zeigt das entschiedene Bestreben, sich modernen Anschauungen über seinen Gegenstand anzupassen und ist in dem beruflichen Ratgeber gut orientiert. Wünschen möchte man nur, daß diese Anpassung sich auch auf den Ton der Betrachtungen erstreckt hätte. Über den „meine lieben jungen Freundinnen"-Stil ist wohl unsere Generation hinaus, und wo sie's nicht ist, sollte sie darüber hinaus geführt werden.

„Jugendblätter", gegründet von Isabella Braun. Schriftleitung: Lothar Meilinger, Verlag der Jugendblätter, München II. (Preis des Jahrganges von 12 Heften 4,20 Mark). Die Jugendblätter haben schon ihren 49. Jahrgang angetreten und damit ihren „Befähigungsnachweis" zu Nutz und Frommen der Kinderwelt wohl erbracht. Auch die ersten Hefte des neuen Jahrganges bringen anregende und gut gewählte Beiträge.

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

„Prickelnd." Novelle von August Sperl. Halle a. S. C. Ed. Müller's Verlag. (Preis geb. 1 Mark.) In einer kurzen, fesselnd geschriebenen Novelle behandelt August Sperl das immer zeitgemäße Thema von dem Dichter, der seine Kunst mißbrauchen soll, um das Verlangen des Publikums nach „prickelnder" Lektüre zu befriedigen. In Wirklichkeit möchte „Künstlers Erdenwallen" nicht immer einen so befriedigenden Abschluß finden, wie in Sperls freundlicher Dichtung.

„Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache." Von Gymnasial-Oberlehrer i. P. Dr. Chr. Roese, Gießen. E. Haberland, Leipzig. Die Briefe werden manchem, der ohne Lehrer die lateinische Sprache erlernen möchte, willkommen sein. Im ganzen sollen 45 Briefe à 50 Pf. herausgegeben werden. Das Werk zerfällt in drei Kurse, von denen der erste das Pensum der Sexta, Quinta und Quarta, der zweite Unter- und Ober-Tertia und Untersekunda, der dritte Ober-Sekunda, Unter- und Oberprima umfaßt. Alle 14 Tage erscheint ein Brief.

Im Verlag von Ernst Wunderlich in Leipzig sind erschienen: **„Diktatstoffe"** von Paul Th. Hermann. Im Anschlusse an die einzelnen Unterrichtsfächer als Sprachganze. 1. Teil zur Einübung und Befestigung der neuen deutschen Rechtschreibung. 7. Auflage. Preis 1,60 Mark; fein geb. 2 Mark.

„Der Deutschunterricht." Entwürfe und ausgeführte Lehrproben. 1. Abteilung: Unter- und Mittelstufe. 3. Auflage. Von Gustav Rudolph (Dr. Rudolph Schubert). Preis 2 Mark, geb. 2,50 Mark.

The Study of English in Oxford.

Vacation Course in English Language & Literature in St. Hilda's Hall, Oxford. Commences July 2nd Ends July 29th. Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors. Apply

Mrs. Burch. 28 Norham Road. **Oxford.**

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Posen W. III.

Haushaltungsschule und Pensionat.

Seminar für Handarbeits-, Gewerbeschul- und Koch- und hauswirtschaftliche Lehrerinnen.

Ausbildung in allen praktischen Fächern für Beruf und Haus.

Kurse für Handelswissenschaften, einschl. fremder Sprachen, Stenographie und Schreibmaschine.

Beginn des Wintersemesters am 8. Oktober.

Programme und nähere Auskunft durch die Vorsteherin **Hermine Ridder.**

Verein Mädchengymnasium in Köln.

Eröffnung

der 6jährigen Gymnasialklassen und des Internats

Ostern 1903.

Schulgeld 126 M., Pensionspreis 700 M. jährlich.

Anmeldungen: Frau **von Langsdorff, Köln-Lindenthal,** Bachemerstraße 115.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Die abgeschlossene Bildung der 10klass. höheren Töchterschule. Aufnahmeprüfung. **Zweck d. Anstalt:** Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung f. **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen, sowie wirtschaftl. u. soziale Selbständigkeit. **Lehrgang 2jährig:** a) **Sämmtliche** theoret. und prakt. **kaufm. Fächer** einschließl. Wirtschafts-, Betriebs-, Gewerbelehre, Geld-, Bank-, Kreditwesen 2c. b) **Sprachen** (Ziel: Gewandtheit im freien, schriftl. u. mündl. Gebrauch). c) **Allgemein bildende Fächer:** Aufsatz, Zeichnen, Kalligraphie, deutsche, französ. und engl. Stenographie, Geographie, Warenkunde, Physik, Chemie 2c. **Ein Übungskontor** ersetzt die prakt. Lehre u. ermöglicht direkten Eintritt in auskömml. Stellungen. **Auswärt.** Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — Auskunft, Prospekt und Jahresbericht unentgeltl. — Schriftl. u. mündl. Anmeldungen für d. nächste Schuljahr nimmt schon jetzt entgegen Direktor **Klepe,** Klapperhof 28. Sprechstunden Montags, Dienstags, Donnerstags, Freitags 12—1.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Schering's Malzextrakt. Einem Artikel von Dr. Max Bylo entnehmen wir folgende Ausführungen: Unter Nährpräparaten verstehen wir fabrikatorisch hergestellte Substanzen, meist Modifikationen oder Derivate natürlicher Nahrungsmittel, durch welche der Mensch besonders in Krankheiten zweckmäßiger und gefahrloser, als durch gewöhnliche Nahrungsmittel ernährt werden soll. Nach den Nahrungsstoffen, die ihre wesentliche Zusammensetzung bilden, unterscheiden wir Eiweiß- und Kohlenhydratnährpräparate. Neuerdings ist die Bedeutung der letzteren in den Vordergrund getreten, ja sogar in vielen Fällen prävalierten sie über die Eiweißpräparate und bilden Ersatzmittel der natürlichen Nahrung, wie der Krankendiät. Zu diesen an Kohlenhydraten reichen Präparaten gehört der schon seit langem bekannte Malzextrakt, ein Auszug keimender Gerste, der zur Syrupconsistenz eingedampft ist. Malzextrakt soll enthalten etwa 50 bis 55% Zucker, 10—15% dextrinisierte lösliche Stärke, 5 bis 6% Eiweiß und 1—2% Asche. Schon aus dieser Zusammensetzung ergiebt sich, ein wie an den verschiedensten Nahrungsstoffen reicher Extrakt er darstellt.

Von den seit Anfang der Sechziger Jahre hergestellten Malzextrakten ist der Schering'sche Malzextrakt nach wie vor nahezu unerreicht geblieben. Dieses Renommee hat er sich erhalten vor allem durch eine überaus sorgfältige Zubereitung und weiterhin durch das ernste Bestreben seines Darstellers, jeden Kraft und Qualität mindernden Zusatz fern zu halten.

Der Schering'sche Malzextrakt gelangt einmal nur als solcher und weiterhin in Verbindung mit Kalk, Eisen und Leberthran zur Darstellung. Reiner Malzextrakt wird in erster Reihe als linderndes Mittel gegen Katarrhe und Reizzustände der Athmungsorgane angewandt und dominiert als ein bewährtes Hausmittel wohl in den meisten Familien.

Mit seiner lindernden Wirkung verbindet es die eines Nährpräparates, so daß man bei Darreichung desselben nicht blos heilend, sondern auch kräftigend zu Werke geht. Kinder wie Erwachsene nehmen es außerordentlich gerne, sowohl rein wie auch

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen

und die

Erhöhung des Schutzalters für jugendliche Arbeiter in Fabriken.

Referate,
der Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform in Köln
am 22. September 1902 erstattet von

Dr. **August Pieper**, und **Helene Simon**,
M.-Gladbach Berlin.

Nebst einem Bericht über die Generalverf. der Gesellschaft für Soziale Reform in Köln.
(Schriften d. Ges. f. soz. Ref., H. 7/8.)
Preis: 1 Mark.

Berliner Bambus- u. Luxus-Möbelfabrik
Berger & Co., Inhaber: H. C. Freimüller
Berlin SO., Köpnickerstrasse 112, part.
Paravants, Ofenschirme und **Bänke, Gondeln, Damenschreibtische, Säulen, Brillantstühle** etc. **Veranda-Möbel, Luxus-Boudoir-, Erker-** und **Veranda-Einrichtungen** aus Theestaude, Congoeiche und Bambus zu Fabrikpreisen.
Illustr. Kataloge franco gegen freie Rücksendung.

Aus meiner Kinderzeit

von

Helene Adelmann.

Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.

III. Auflage.

Oehmigke's Verlag (R. Appelius).

Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen
und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Digitized by Google

mit Milch, Haferschleim, Chokolade oder ähnlichem gemischt. Eine erhöhte Bedeutung gewinnt der Malzextrakt da, wo er in Kombination mit Arzneistoffen wie Eisen, Kalk und dergleichen gereicht wird.

Probe-Nr. **umsonst!**

Für 60 Pf. viertelj. abonn. man auf das 2 mal monatl. ersch. Blatt m. Illustr.:

Ärztlicher Ratgeber.

Populäres Organ der wissenschaftl. Medizin unter Mitarbeit hervorrag. Universitätsprofessoren, Spezialärzte und prakt. Ärzte, herausg. v. Dr. med. Höckendorf. Bestell bei jed. Buchh. u. Postanstalt (Zeitungsliste Nr. 37). Probeex. gratis. **Verlag des Ärztl. Ratgebers (A. Juch), Friedenau-Berlin.**

Originalrezept. — Falsche Königinsuppe. Von 100 gr Schinken und 500 gr Kalbfleisch kocht man mit Salz, Suppenwurzeln, 5 süßen Mandeln und 10 gr Zucker eine Bouillon, die man nach dem Durchseihen mit heller Mehlschwitze sämig macht, mit 2 Bouillonkapseln kräftigt (Maggi), mit 3 gequirlten Eidottern und 1/4 Liter Sahne abzieht und über gedämpften Kalbsmilchscheiben anrichtet. Nach Belieben kann man sie mit wenig Muskatblüte würzen. E. v. W.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: **Berlin W., Culmstr. 5.**

Offene Stellen an Schulen:

1. Eine 8klassige Mittelschule in Hafenstadt Norddeutschlands wird zum 1. April 1903 zu verkaufen gesucht. Einzige derartige Anstalt am Ort. Kaufpreis 12 000 Mark, falls das Wohnhaus (60 000 Mark) mit übernommen wird, 10 000 Mark. Schulvorsteherinnenexamen notwendig.

2. Für eine höhere Privatschule in größerer Stadt Bayerns wird zur Vertretung der Leiterin eine Vorsteherin oder Oberlehrerin gesucht, auch preußisches Examen erlaubt. Gehalt 1800 Mark, für Oberlehrerin eventuell 2000 Mark. Die Vertretung dauert 2—3 Jahre.

3. Für eine höhere Töchterschule in größerer Stadt am Rhein wird zum 1. April 1903 eine für Geschichte und Geographie oder für Deutsch und Englisch geprüfte, evangelische Oberlehrerin gesucht. 22 Stunden wöchentlich zu erteilen. Gehalt 1800 Mark.

4. Für eine städtische höhere Mädchenschule in kleiner Stadt Holsteins wird zum 1. April 1903 eine für Französisch geprüfte, evangelische Oberlehrerin gesucht. Anfangsgehalt 2000 Mark, steigend von 3 zu 3 Jahren um 100 Mark bis 2700 Mark.

5. Eine Schulvorsteherin gesucht, die in kleinem Vorort Berlins eine Privatschule gründen soll. Pekuniäre Unterstützung von der Gemeinde zugesichert, Schulräume stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Beim Herannahen der kälteren Jahreszeit versäume niemand die Anschaffung der ärztlich erprobten und vielseitig empfohlenen

Thermophor-Compressen

für Hals-, Kopf-, Bein-, Magen- und Herzumschläge etc.
Damen-Compressen.
Thermophor-Compressen bleiben viele Stunden lang ganz warm [redacted] ohne Feuer.
Milchthermophore zum Warmhalten der **Kindermilch** während der **[redacted] ganzen Nacht ohne Feuer.**
Thermophor-Bett-, Fuss-, Muff- und Taschen-Wärmer.
Thermophor-Haushaltungs- und therapeutische Gegenstände.
Deutsche Thermophor-Aktien-Gesellschaft in Andernach a. Rhein 34.
Filiale: Berlin W., Friedrichstr. 56.

Prospekte gratis und franko. | Telegr.-Adresse: „Thermophor." | Vielfach prämiirt.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Adelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange,** Berlin-Halensee, Bornimer Straße 9.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zu **Berlin,** Potsdamerstraße 40 IV.
nimmt Lehrerinnen u. Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf
Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. — Ganze Pension pro Tag 2,75 M.
— Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. —

Lette-Verein,
Unter dem Protektorat J. M. der Kaiserin.
Berlin W., Viktoria Luisen-Platz 6.
Am 5. Januar sowie am Ersten jedes folgenden Monats beginnen
a) in unserer **Gewerbeschule:** die neuen Kurse für alle einfachen und feinen Handarbeiten, Kunststickereien, für Maschinensticken und Ornamentzeichnen für Schneidern, Putz, Wäschezuschneiden und -Nähen, Plätten, Frisieren 2c.;
b) in der **Kochschule:** die neuen Kurse zur Erlernung der einfachen und feinen Küche, des Backens, Servierens 2c.;
c) Ausbildung zur Kammerjungfer und für den häuslichen Beruf in den hierfür erforderlichen Fächern;
d) Aufnahme neuer Schülerinnen zur Ausbildung in der **Buchbinderei;**
e) Unentgeltliche Ausbildung von Kunststickerinnen und Schriftsetzerinnen.
Damenpensionat im Hause.
Nähere Auskunft und Anmeldung durch das **Verwaltungsbureau,** geöffnet von 9—6 Uhr wochentäglich.
Prospekte gratis und franko.

Frankreich. **Amiens, 21. rue Dufour.** Melle **Mattmann,** professeur agrégée de l'Université, offre pour cet hiver (1er oct. à Paques), pension de famille et leçons à deux institutrices désirant faire des études sérieuses. Prix exceptionnellement très modéré.

Paris.
In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburggelasses finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez Mme **Pasteau. Paris VI rue,** Monsieur le Prince 48.

Paris 19 Rue Brunel, 17 arrt.
Mme Poujaud reçoit quelques jeunes dames desirant visiter Paris et se perfectionner dans la langue Française. Bon. ref. prix modé. Vie de famille (n'est pas une école).

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Digitized by Google

Offene Stellen in Familien:

1. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum 1. April 1903 eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 11 Jahren, 1 Knaben von 9 Jahren. Gute Sprachen und Musik, Latein bis Quarta Bedingung. Gehalt 1000 Mark.

2. Eine adlige Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum sofortigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein 12 Jahre altes Mädchen. Englisch oder Französisch im Ausland Bedingung, sehr gute Musik erwünscht. Gehalt bis 1000 Mark.

3. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum sofortigen Antritt eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 3 Mädchen von 11 bis 13 Jahren. Sehr gute Sprachen und Schulerfahrung Bedingung, Musik nicht verlangt. Gehalt 1000—1200 Mark.

4. Eine adlige Familie auf dem Lande in der Rheinprovinz sucht zum 15. Januar eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 11 Jahren, 1 Knaben von 6 Jahren. Englisch und Französisch im Ausland, gute Musik erwünscht. Gehalt 1000 Mark.

5. Eine adlige Familie auf dem Lande in Ostpreußen sucht zum sofortigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 15 und 13 Jahren. Gute Sprachen und Musik Bedingung. Gehalt 900 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentralleitung der Stellenvermittlung: Berlin W., Culmstraße 5 pt.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin W., Leipzigerstr. 92. * Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Gesangschule:

Emily Hamann-Martinsen

Oratorien- und Liedersängerin.

Schülerin

der Frau Prof. **Marchesi, Paris.**

BERLIN W., Bülowstr. 88.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

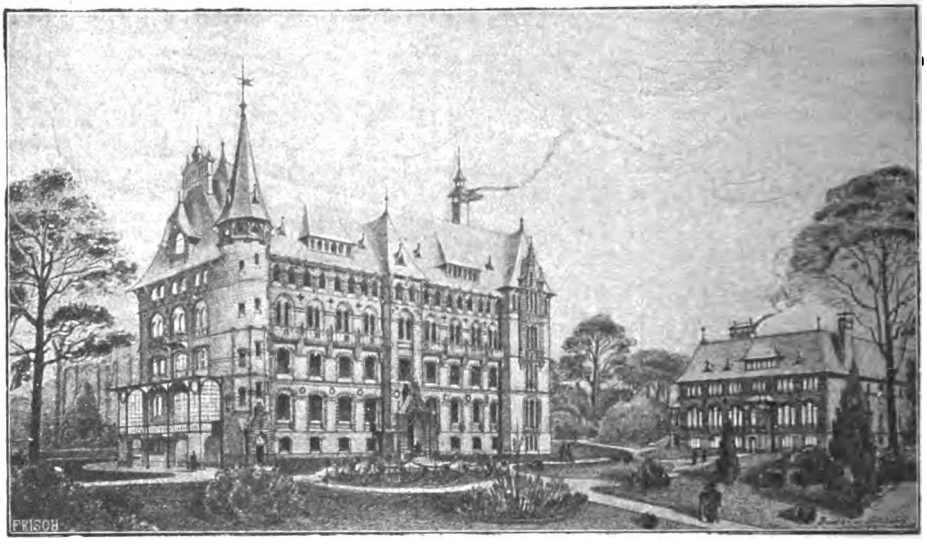
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtig… der Anstal… jeden Diens… für Haus… von 10—12 U… für Haus… von 11—1 U…

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30.
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II erteilt Frl. **D. Martin.**

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.

Pensionat:
Victoria-Mädchen-heim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse.
Vermittlungsklasse.
Kindergarten.
Säuglingspflege.
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * * Expedition im Sekretariat, W. 30. Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quar… und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschla… 2.50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu rich…

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 5 Februar 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Frauen im Staatsdienst.

Von

Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

I.

Über die Frauen im Staatsdienst gab es eine wissenschaftlich zu nennende Monographie bisher noch nicht. Es wäre zu wünschen, daß auch für Deutschland ein Versuch gemacht würde, wie ihn Hans Nawiasky mit seinem Buch „Die Frauen im österreichischen Staatsdienst“ [1]) unternommen hat. Einstweilen giebt diese Schrift auch von der Frauenarbeit im deutschen Staatsdienst, der darin zum Vergleich herangezogen wird, die bisher ausführlichste Darstellung, wenigstens für die verglichenen Gebiete: Post, Telegraph, Telephon, Eisenbahn. Noch lehrreicher aber ist auch für uns, was Nawiaskys gründliche Studien der österreichischen Verhältnisse ergeben: wir lernen daraus nicht nur thatsächliche Zustände eines nahen und uns verwandten Volkes kennen, sowohl abschreckende wie auch vorbildliche Beispiele, sondern auch allgemeine Zusammenhänge, die bei uns nicht minder als in Österreich gelten, wir erweitern so unseren Blick für die Fragen, die auch bei uns noch ungelöst sind.

Nach einer Einleitung, in der das Wesen des Staatsdienstes im allgemeinen und des österreichischen im besonderen zu der mächtig angewachsenen Frauenberufsfrage in Beziehung gesetzt wird, schildert uns Nawiasky in den folgenden Kapiteln die Geschichte, die gegenwärtige Lage und die in die Zukunft weisende Bedeutung

[1]) Wiener Staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Bernatzik und Philippowich, IV. Band, 1. Heft, Wien 1902, 246 Seiten, 8 Mark.

Digitized by Google

der Frauenarbeit auf den verschiedenen Arbeitsgebieten, zu denen der österreichische Staat sie bisher heranzieht; durch einen Vergleich mit dem privaten Telegraphen- und Bahndienst Österreichs und mit dem Staatsdienst des Auslandes tritt deutlich hervor, was dem österreichischen Staatsdienst eigen und was für diese Gebiete der Frauenarbeit allgemein charakteristisch ist.

Der Staat kann die Frauenarbeit zur Verwirklichung seiner Aufgaben entweder aus Zweckmäßigkeitsgründen oder aus Ersparnisrücksichten oder aber aus Wohlwollen für die eines Erwerbs bedürftigen Töchter des Volkes heranziehen. Der österreichische Staat hat bald das, bald jenes dieser Motive aus seinem Handeln erkennen lassen; das „humanitäre" Prinzip allerdings fast ausschließlich gegenüber den weiblichen Angehörigen seiner Beamten. „Die wirtschaftliche Entwicklung, welche die ledigen Frauen zum Brotverdienst zwingt, trifft besonders die Angehörigen der Beamten, die zumeist wenig Privatvermögen besitzen, und der Staat kann ihnen diesen Verdienst erleichtern, wenn er ihnen in seinem Dienstbereich Arbeitsgelegenheit eröffnet." Das Verlangen nach billigeren und geschickteren Arbeitskräften kreuzt sich mit dieser Erwägung, und obwohl fast sämtlich dem Handelsministerium unterstehend, sind die einzelnen Behörden so selbständig dem einen oder dem andern Gesichtspunkt gefolgt, daß wir mit Nawiasky sie der Reihe nach betrachten müssen, bevor wir zu allgemeinen Urteilen kommen können.

Es handelt sich um die nichtärarischen Postanstalten, die ärarischen Postanstalten, die österreichischen Staatsbahnen, das Postsparkassenamt und einige andre Ämter, die in geringerem Umfang Frauenarbeit verwenden. Leider hat Nawiasky weder die fiskalischen Unternehmungen noch die von Staat oder Gemeinde angestellten Lehrerinnen in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Es wäre angesichts der trost- und hoffnungslosen Zustände, die die Frauenarbeit in der Tabakindustrie bei uns bedeutet, von hohem Interesse, wie sich unter dem Tabakmonopol in den österreichischen Staatsbetrieben diese Dinge gestaltet haben. Daß Nawiasky dieses Gebiet wegläßt, weil für sein Thema „nur der Staatsdienst als Mittel der eigentlichen Verwaltung Bedeutung besitzt," ist zu bedauern, aber zu verstehen; die Lehrerinnen dagegen entsprächen diesem Gesichtspunkt; daß sie zumeist im Dienst der Selbstverwaltungskörper stehen, begründet keinen wesentlichen Unterschied, auch werden sie von Staat und Gemeinde in der Hauptsache aus denselben Gründen herangezogen wie die übrigen weiblichen Beamten; auch bei ihnen hängt das Berufsleben aufs engste mit den gegenwärtigen Umwälzungserscheinungen in der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Stellung der Frau zusammen.

Nun aber zu dem, was Nawiasky positiv giebt. Auf dem eng umgrenzten Feld hat er um so tiefer gegraben. Er bietet fast ausschließlich das Ergebnis eigner Untersuchung. Amtliche Quellen, Auskünfte der Behörden und der Angestellten selbst, die Fachzeitschriften dieser Kreise, endlich eigne Beobachtung und eine private Enquête sind die Werkzeuge, mit denen er arbeitet.

* * *

Zunächst wird der nichtärarische Postdienst dargestellt. Er hat seinen Ursprung darin, daß an kleinen Orten der Postverkehr zu gering ist, als daß eine volle Arbeitskraft und ein eigner Amtsraum dafür nötig wäre; hier hat in Österreich die Postverwaltung den Postdienst Privatleuten übertragen, die ihn als Nebenberuf selbständig auf eigne Rechnung übernehmen und zum Staat nur in einem Vertragsverhältnis stehen. Bereits 1869 wurden diesen Postmeistern weibliche Hilfspersonen gestattet,

Digitized by Google

und bald darauf, 1872, waren sie schon den Männern überhaupt gleichgestellt, als Postmeister, als Expeditor und als Expedient. „Man denkt nicht an den Ausschluß der Ehefrau. Kein Wort von einer geringeren Entlohnung. Unter diesen Voraussetzungen begann die Entwicklung des weiblichen Staatsdienstes in Österreich!"

Obwohl seitdem dieser Postdienst mehr und mehr aus einem halbprivaten zu einem fast völlig staatlichen geworden und die Stellung seiner Organe der von Staatsbeamten immer näher gekommen ist, hat sich die Frauenarbeit hier dennoch ganz privatwirtschaftlich entwickelt. Erst als die freie Konkurrenz gesprochen hatte, hat zuletzt der Staat einen Punkt dahinter gesetzt.

Diese Entwicklung aber ist höchst lehrreich. Die Summe, die von den Postmeistern zur Entlohnung ihrer Gehilfen aufgewendet wurde, war gering. Männliche Gehilfen meldeten sich zu diesen Lohnsätzen wohl auch, aber weder nach Qualität noch nach Quantität genügend; weibliche fanden sich zu einem geringeren Lohnsatz und mit besseren Leistungen: so führte auch hier die freie Vereinbarung zu einem geringeren Lohn der Frau bei gleicher oder besserer Leistung und daher zu einer um so schnelleren Vermehrung der weiblichen Arbeitskräfte. Vom Jahr 1873 bis zum Jahr 1899 stieg die Zahl der Expeditorinnen von 205 auf 2 255 und der Anteil der Frauen an den Expeditorstellen von 13 Prozent auf 50 Prozent.

Ähnlich bewirkte auch die geringe Bezahlung, die der Staat den Postmeistern zu teil werden ließ, eine stärkere Bewerbung seitens der Frauen. Die Zahl der Postmeisterinnen stieg von 240 im Jahr 1873 auf 1 530 im Jahr 1899, oder von 6 Prozent auf 27 Prozent aller Postmeister. Da bei Ausschreibung eines Amtes von den Direktionen zwischen männlichen und weiblichen Bewerbern „einfach nach Maßgabe der konkreten Situation ohne Feststellung eines zahlenmäßigen Verhältnisses" entschieden wurde, kann auch die so entstandene Verteilung auf die größeren und kleineren Ämter nur als Ergebnis der geringeren oder stärkeren Bewerbung der beiden Geschlechter aufgefaßt werden. Die Frauen erhielten die kleineren Ämter, die Männer die größeren. Jene zogen die leichtere Aufgabe, diese die größere Einnahme vor.

Diesem Ergebnis hat nun der Staat, als er 1899 eine Reform des Landpostdienstes unternahm, rechtlichen Ausdruck und dadurch Dauer gegeben. Die Landpostämter wurden in drei Klassen eingeteilt; nur die beiden untern Klassen blieben den Frauen offen, die oberste Klasse (die größten Ämter, an denen die Frauen bisher schon fast gar keinen Anteil hatten) wurde ihnen nun verschlossen. Nur die wenigen Frauen, die solchen Ämtern bereits vorstehen, bleiben auf ihrem Posten; sie stehen auf dem Aussterbeetat. .

Es ist nun eine parallele Beförderung der beiden Geschlechter geschaffen: die männlichen Expeditoren steigen als Postmeister sofort in die Ämter 2. Klasse und dann in die der 1. Klasse auf, die weiblichen in die 3. und als Abschluß ihrer Laufbahn in die 2. Klasse, so daß jede von beiden Reihen vom Expeditor an zweimal aufsteigt. Aber die Konkurrenz der Geschlechter ist dadurch nicht vermieden. In der 2. Klasse stoßen sie zusammen. Nur eine volle Durchführung des Prinzips der Gebietstrennung, so etwa, daß auch von der 2. Klasse ein Teil der Ämter dem einen, ein Teil dem andern Geschlecht vorbehalten bliebe, würde ihre Konkurrenz ausschließen. Diesen Weg hält Nawiasky für den richtigen.

Formell ist für die männlichen und weiblichen Postmeister die gleiche Entlohnung bei gleicher Dienststellung beibehalten worden; die Verschiedenheit der Dienstlaufbahn

Digitized by Google

hat aber eine Verschiedenheit des Diensteinkommens zur Folge. Bei den Expeditoren ist die in der freien Konkurrenz entstandene geringere Bezahlung der weiblichen Arbeit geblieben; der Expeditor erhält jetzt ungefähr das Anderthalbfache der Expeditorin.

Geändert aber wurde die Behandlung der Heiratsfrage. „Mit Rücksicht auf die Bedeutung des Dienstgeheimnisses im Bereiche der Post und Telegraphenanstalt wurde die Verheiratung als Ausschließungs- bezw. Auflösungsgrund festgestellt." Ich gestehe, daß ich diesen Grund nicht begreife. Die männlichen Postbeamten heiraten doch auch; ist denn die Verschwiegenheit des Mannes der Frau gegenüber so viel sicherer? Auch zeigt die zugelassene Ausnahme für den Fall, daß der Bräutigam sich mit der Fortsetzung des Dienstverhältnisses unter den geltenden oder zu erlassenden Bestimmungen schriftlich einverstanden erklärt, wie wenig das Dienstgeheimnis hier das Entscheidende sein kann. Vielmehr liegt in der Einverständnis-Erklärung des Bräutigams ein Verzicht auf die ihm nach dem Eherecht zustehenden Befugnisse als Ehemann, soweit diese mit der Amtspflicht der Frau in Widerspruch kommen können: ihre Arbeitskraft gehört nun in erster Linie rechtlich dem Staat, nicht mehr ihrer Familie; ihren Wohnsitz bestimmt nicht der Mann, sondern die ihr vorgesetzte Behörde, die ihre Versetzung an einen andern Ort anzuordnen befugt ist. Daß diese Ausnahme hier — wie wir sehen werden, im Gegensatz zum übrigen Staatsdienst — noch zugelassen worden ist, beruht auf der Besonderheit des Landpostdienstes: „Der räumliche Zusammenhang zwischen Kanzlei und Privatwohnung erlaubt in Ausnahmsfällen ein Nebeneinander von dienstlicher und häuslicher Thätigkeit." Auch besteht hier noch ein Rekursrecht gegen Versetzungen. „Aber damit kommen wir auch schon auf den wunden Punkt. Wie steht es, wenn die Versetzung unvermeidlich wird? Soll der Mann der Frau auf den neuen Dienstort folgen? Soll eine thatsächliche Trennung der Ehe eintreten? Und wenn gar beide Gatten im Dienste stehen?" Nawiasky sieht denn auch die jetzt noch ziemlich zahlreichen verheirateten Postmeisterinnen als eine aussterbende Gattung an. Die voraussichtliche völlige Übernahme des Landpostdienstes in den Staatsbetrieb, so meint er, wird die Vereinigung von Amtslokal und Privatwohnung beseitigen und damit auch die von Amts- und Frauenpflicht.

Zu erwähnen ist, daß der geringeren Entlohnung der Expeditorinnen auch geringere Anforderungen an die Vorbildung und im allgemeinen Befreiung vom Nachtdienst entsprechen, wenn auch die weiblichen Expeditoren diese Vergünstigungen für ein besseres Anfangsgehalt vielleicht gern drangeben würden. Übrigens besteht im Landpostdienst so gut wie gar kein feindlicher Gegensatz zwischen den Geschlechtern. Vielmehr ist in diesen familienhaften Kleinbetrieben die weibliche Mitarbeit von vornherein als Hilfe betrachtet worden, wie die einer Tochter im Geschäft des Vaters, und der ganze Geist ist der eines familienartigen Zusammenhaltens geblieben. Das tragende gemeinsame Standesbewußtsein hat hier auch ein sichtbares Ausdrucksmittel erhalten: „Den Postmeisterinnen wird nämlich die Berechtigung zum Tragen einer Uniformbluse im innern Amtsdienste verliehen. Wir können vorwegnehmen, daß sie die einzige Gruppe von weiblichen Staatsbediensteten sind, denen auch ein äußeres Symbol ihres Standes zusteht."

* * *

Digitized by Google

Ein ganz andres, viel weniger erfreuliches Bild als das des „nichtärarischen" Landpostdienstes bieten die ärarischen Postanstalten. Hier sind die Frauen seit 1871 herangezogen worden; sobald man erkannt hatte, daß man von ihnen für sehr wenig Geld ganz gute Arbeit bekam, schritt man eilig dazu, sie massenhaft zu verwenden. Der sogenannte große Krach, die Krise von 1873, nötigte auch die Postverwaltung zur Sparsamkeit; und ganz wie in der Industrie, bewirkte das auch im Staatsdienst Ersatz gutgezahlter Männer durch schlechtgezahlte Frauen. Feste Anstellung, standesgemäße Besoldung, Altersversorgung waren daher Wünsche, die zu befriedigen dem Zweck ihrer Heranziehung gerade entgegengesetzt gewesen wäre. So entwickelte sich denn die bürgerliche Frauenarbeit hier genau wie die proletarische in den Fabriken; ihr ganzes Streben mußte den Charakter eines nackten Kampfes um bessere Arbeitsbedingungen annehmen. Und auch ihrem Kampfe kam es zu gute, daß sie im Großbetrieb und in der Großstadt verwendet wurden: „Dadurch wurde ihnen die Vereinigung zu gemeinsamen Beratungen, die Überreichung von Petitionen an die vorgesetzten Behörden und Ministerien, die Fühlungnahme mit dem Abgeordnetenhause besonders erleichtert." Auch dadurch, daß ihnen keinerlei Beförderung winkt, die Gehaltsvorrückung ihnen aber rechtlich zusteht, ist ihnen eine weitgehende Unabhängigkeit von der Wohlmeinung ihrer Vorgesetzten und damit die Möglichkeit energischer Vertretung ihrer Interessen — wohl unabsichtlich! — gegeben worden.

Allerdings, was sie damit erreicht haben, ist wenig genug. Trotz einiger Gehaltserhöhungen beläuft sich ihr Monatsverdienst am Anfang auf 60—65 Kronen (eine Krone = etwas mehr als 80 Pfennig), steigt mit der festen Anstellung auf 68—73 Kronen, und erst nach dem fünften Dienstjahr zeigt der Postdienst 70, das Telephon 75 Kronen — während, wie Nawiasky nach den Budgets der Enquête berechnet, erst mit 75 Kronen das Mindestmaß der Lebensbedürfnisse einer Wiener Post- oder Telegraphenmanipulantin zu bestreiten ist. „Wir sehen also aus der Bemessung der Anfangsbezüge, daß die Verwaltung mit Frauen rechnet, die von ihren Angehörigen unterstützt werden." Dies steht in drolligem Gegensatz zu dem „humanitären" Prinzip, „daß unter den Aufnahmswerberinnen den Töchtern, bezw. Witwen und geschiedenen Frauen von Bediensteten der Post- und Telegraphenanstalt, dann von Staatsbediensteten und Offizieren ein Vorrang eingeräumt wird." Es wird also den Beamten des Staats die Vergünstigung zu teil, ihre vom Staat ungenügend bezahlten Töchter während mehr als einem halben Jahrzehnt — also oft während ihrer ganzen Berufsdauer — unterstützen zu dürfen!

Wo die Familienunterstützung fehlt — also bei denen, auf die eine „humanitäre" Lohnpolitik zugeschnitten wäre —, muß Nebenverdienst aushelfen. „Da hat sich nun der Zustand herausgebildet, daß die ärmeren ihren Kolleginnen einen Teil des Dienstes gegen Bezahlung abnehmen und so häufig Doppeldienste machen. Von andern wird die dienstfreie Zeit zu Kontor- und Handarbeiten, Erteilung von Unterricht u. ä. verwendet." Überanstrengung und Erschütterung der Gesundheit, verminderte Arbeitsfreudigkeit und verminderte Leistungsfähigkeit, frühes Altern, ein außerordentlich hoher Krankenstand und eine außerordentlich frühzeitige Pensionierung der noch jungen und bereits invaliden weiblichen Angestellten — das sind die klar erkennbaren notwendigen Folgen.

Das aber macht dem Staate nichts. Denn die Pension zahlt nicht der Staat, sondern der Pensionsverein. Und es erweist sich als weniger kostspielig, an Stelle der

Digitized by Google

höher gezahlten ältern wieder niedrig gezahlte jüngere Mädchen eintreten zu lassen, und wenn diese aufgerieben sind, sie wieder durch die billigeren jüngeren zu ersetzen, und so fort.

Es ist das ein Ausbeutungssystem, das keineswegs mit dem des Sklavenhalters zu vergleichen ist. Denn der Sklavenhalter, der es als das Wohlfeilere erkannte, immer neue Scharen von jungen Sklaven kommen zu lassen und eine nach der andern in kurzer Zeit durch Arbeit und Hunger ins Jenseits zu hetzen, er mußte doch die jungen Sklaven *kaufen*! Der Staat aber, ebenso wie der Arbeitgeber des Sweating-Systems, der Konfektionär, erhält eine Generation nach der andern umsonst, ja, die Eltern zahlen nicht nur die Kosten der Aufziehung, sondern noch einen Teil des Arbeitslohns, und wenn die Arbeitskraft herausgepreßt ist, dann übernimmt die invalide gehungerten der Pensionsverein.

So erklärt sich „die überraschende Thatsache, daß der frühere Eintritt der Arbeitsunfähigkeit eine Verbilligung der Arbeitskosten bewirkt."

Aber wie Nawiasky berechnet, würde auch bei normaler Gestaltung, bei Übernahme der Altersversorgung durch den Staat, die frühe Arbeitsunfähigkeit für ihn keinen großen Verlust bedeuten. Der Grund ist der, daß man die Manipulantinnen nur *halb* zu Beamten macht. Nach dem Beamtenschema erhalten sie steigenden Gehalt; aber statt eines entsprechenden Aufsteigens zu höheren Posten bleiben sie stets bei derselben mechanischen Thätigkeit; statt eines standesgemäßen Unterhalts bekommen sie jahrelang einen die Leistungsfähigkeit untergrabenden ungenügenden Lohn; so fehlt jeder Sporn zur Erhöhung der Leistung, qualitativ bleibt sie stets dieselbe, quantitativ muß sie abnehmen, sobald die bei mechanischer Arbeit bald eintretende Fertigkeit erreicht ist und die durch die schlechte Bezahlung der ersten Jahre geschwächte Kraft abnimmt. Die Gehaltssteigerung in den späteren Dienstjahren ist daher für den Staat ein reiner Verlust, der dem einer Pensionszahlung nahezu gleichkommt.

Es müßte daher das *ganze System* geändert werden. Und ich glaube, es hieße die verantwortlichen Leiter dieses Systems verdächtigen, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Erkenntnis des jetzigen Systems und der Entschluß, es um jeden Preis zu ändern, bei ihnen eins sein wird. Zum mindesten werden sie sich entschließen, das der Beamtenbesoldung zu Grunde liegende *Bedürfnisprinzip*, Ortszulagen an den teureren Plätzen und „standesgemäßen Unterhalt", auch den Manipulantinnen gegenüber *durchzuführen*.

Die Zahl der Frauen an den übrigen Ämtern ist ebensoviel geringer als ihre Lage bei diesen besser ist. Neben den 3 060 Telephonistinnen, Telegraphistinnen und Postmanipulantinnen der ärarischen Postanstalten verschwinden die übrigen Zahlen: Staatsbahnen 481, Postsparkassenamt 256, Polizeidirektion Wien 91, handelsstatistischer Dienst, statistische Zentralkommission, Statthalterei Wien zusammen 40. Hier herrscht das „humanitäre" Prinzip; die Anstellung ist so gut wie ausschließlich ein Privileg der weiblichen Angehörigen von Beamten.

Der Vergleich mit Deutschland, den Nawiasky anstellt, fällt sehr zu Gunsten der deutschen Behörden aus. Zwar hat das Thielensche Sparsystem in der preußischen Staatsbahnverwaltung auch die Frauenarbeit unter dem Gesichtspunkt des Sparens behandelt und vermehrt. Auch betrachten manche der deutschen Bahnverwaltungen — dies scheint Nawiasky unbekannt zu sein — die Anstellung von Frauen ausschließlich als Beamtenfürsorge. Aber im ganzen bietet der Staatsdienst den Frauen im

Digitized by Google

Deutschen Reich doch angemessenere Bedingungen. Nur könnte und sollte er sie in größerer Zahl heranziehen und z. B. den Telephonistinnen nach dem Vorbild Österreichs kürzere tägliche Arbeitszeit gewähren.

So lehrreich es wäre, muß ich es mir versagen, auf Einzelheiten noch näher einzugehen. Ich habe bisher, manches ergänzend, die Hauptpunkte aus Nawiaskys Darstellung herauszuheben versucht. Wer näheres Interesse für Frauenarbeit hat, möge das lesenswerte Buch selbst studieren. Hier aber bedarf es noch einer Auseinandersetzung über die prinzipiellen Fragen. Davon in einem zweiten Aufsatz.

Die Frau und die Ehe im Licht der Naturwissenschaft.

Von

Ilse Eckart.

Nachdruck verboten.

Ein Werk, das wie wenige wissenschaftliche Erzeugnisse einen Weg in das breitere Publikum gefunden hat und finden wird, liegt nunmehr vollendet vor uns. Wer sich an Darwin nicht heranwagt, der liest doch Haeckels „Welträtsel", der liest Bölsches „Liebesleben in der Natur", das durch den jüngst erschienenen dritten Band zum Abschluß gebracht worden ist.[1])

Es kann nicht Aufgabe eines Journalartikels sein, die philosophische Grundlage dieses Buches vollständig vor dem Leser aufzubauen, ihre Grenzen zu bestimmen und ihre Bedeutung für den großen Ideenkampf der Gegenwart zu würdigen. Aber ein Hinweis auf das Buch, und insbesondere auf einzelne Abschnitte darin, scheint mir im Rahmen dieses Blattes geboten, das insbesondere die Interessen der Frau vertreten will. Es ist wichtig, wie ein Lebensprogramm, das gerade der Gegenwart entstammt und auf die Zukunft hinweist, die Frau betrachtet und wertet. Doppelt wichtig, wenn es sich um eine Theorie handelt, die gewissermaßen aufbaut auf dem Verhältnis der Geschlechter, die an Stelle des alten: cogito, ergo sum, ich denke, darum bin ich, ein modernes: wir lieben, darum werden wir, setzt. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe als der Zentralfunktion der Natur, wie sie sich in dem kleinsten pflanzlichen Lebewesen bis hinauf zum höchst individualisierten Menschen milliardenfach wiederholte — es ist wichtig, in welches Licht diese Geschichte die Vergangenheit und die Zukunft der Frau stellt. Besonders wichtig, wenn es sich um einen Denker handelt, der zu einer Art Prophet geworden ist, weit über die Kreise hinaus, die ihm wissenschaftlich zu folgen vermögen. Daß das so ist, liegt vor allem in der Form begründet, die Bölsche seiner Darstellung gegeben hat. Plastisch und von einem funkelnden Bilderreichtum, oft von hohem ästhetischen Reiz — wenn auch nicht frei von Schwulst und Geschmack-

[1]) Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig, 1903.

Digitized by Google

losigkeiten — so mag Bölsches Sprache viele über den ernst-wissenschaftlichen Charakter des Inhaltes hinwegtäuschen; mancher Leser meint vielleicht, im leichten Genuß auch der Erkenntnisse, die der Verfasser darbietet, Herr zu werden, und übersieht, daß letzte Probleme wissenschaftlichen Denkens in das glänzende Gewand gekleidet sind, das er bewundert, Probleme, die nur strengste Geistesarbeit zu durchdringen vermag. Und noch in andrer Beziehung liegt in der Form des Buches eine Gefahr. Bölsche betont, daß er jede „künstliche Erhabenheit" im Verkehr mit seinen Lesern vermieden habe. Die Durchführung dieses Prinzips aber läßt ihn häufig auch die natürlichen Grenzen übersehen, die der Ausdrucksweise durch den Inhalt gesetzt sind. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Wissenschaft, auch wo sie sich ein größeres Publikum sucht, die Dinge mit ihren Namen nennt. Aber es ist nicht einzusehen, warum sie sich eines Jargons bedienen muß, der in einer sehr viel tieferen Sphäre lokalisiert ist, als in der wissenschaftlicher Betrachtung. Ich denke mir, daß Bölsche damit, daß er die Popularität gelegentlich in einem absichtlich ans Burschikose streifenden Konversationston sucht, alle möglichen Leute ermutigt, sich mit der Wissenschaft anzubiedern, denen sie doch nichts zu sagen hat. Daß das bei einem Gegenstand, wie dem seines Buches, bei einer Betrachtung der Geschlechtsfunktionen in Natur und Menschenleben, doppelt bedenklich ist, liegt auf der Hand. Es bedeutet — um ein Bild Nietzsches zu gebrauchen — eine undichte Stelle in der Hecke, durch die leicht das Vieh einbrechen kann.

Doch das nur nebenbei. Wer das Buch mit der Gewissenhaftigkeit liest, die solchen Werken gegenüber eine Pflicht der geistigen Selbsterhaltung ist, der wird über ein gelegentliches unsympathisches Vergreifen im Ausdruck hinwegkommen. Und nur durchaus reifen Menschen hat es etwas zu bieten.

* * *

Die drei Bände von Bölsches Entwicklungsgeschichte der Liebe sind wie konzentrische Kreise. Jeder umfaßt das Ganze der Entwicklung, die das Buch schildern will. Aber jede neue Folge tritt in nähere, in zahlreichere und festere Beziehungen zu dem Zentrum, auf das es dem Verfasser ankommt, zur Erklärung des Menschen in der höchsten, differenziertesten, vielseitigsten Entwicklungsphase, in der die Gegenwart ihn zeigt. Im dritten Buch — es scheint mir auch in der Form bei weitem das abgeklärteste, reifste — kommt Bölsche eingehend zu den Fragen, die mit der Überschrift dieser Betrachtung ausgesprochen sind: zur Betrachtung der Ehe und der Frau. Andeutungen, flüchtige Ausblicke lassen schon im ersten und zweiten Band seine Gedanken über diese Probleme erschließen. Im dritten Buch aber behandelt er ausführlich und im Zusammenhang von der ur-uralten Entwicklungsgeschichte der Liebe das winzige Stückchen, das den Werdegang des Menschen darstellt von wissenschaftlich noch erfaßbarer Urzeit bis heute. Er schildert die mannigfachen Formen, die vielfältig verzwickten Linien, in denen die Ehe, das gesamte Liebesleben des Menschen sich in seiner Entwicklung kreuzt mit den gleichfalls in stetem Wandel sich vorwärtsbewegenden Ordnungen der sozialen Gemeinschaft. Er zeigt die schweren Krisen, in denen die Anpassung der Ehe an die allgemeine soziale Ordnung sich immer wieder durchsetzt, Krisen, in denen das Schicksal der Frau sich erschafft.

Wir verfolgen die erste neben der Ehe stehende, oder vielmehr wie eine größere Glocke über die Ehen gestülpte soziale Gemeinschaft der Sippe in ihre Uranfänge

Digitized by Google

zurück. Wie im Tierreich, so herrscht auch hier überall zum Schutz gegen die zu allmählicher Vernichtung führenden Gefahren der Endogamie, der Inzucht, das Gesetz, daß Heiraten nur von Sippe zu Sippe stattfinden dürfen. Da erhebt sich das erste Problem in dem Verhältnis der Ehe zur sozialen Gemeinschaft: welcher Sippe gehören die Kinder an, der des Vaters oder der der Mutter? Die Entscheidung fällt auf die Mutter. Wir sind in der Zeit des Mutterrechts. Wie ist das zu erklären? Bölsche antwortet: nicht aus irgend welchen Eigentümlichkeiten der sozialen Gliederung, die etwa eine sozial höhere Stellung der Frau bedingt hätten, sondern aus der Embryologie des Naturmenschen. Blut gilt ihm als der Sitz des eigentlichen Lebens; sieht er doch deutlich: mit dem Blut, das aus der Wunde strömt, entflieht das Leben. Wer das Blut gegeben hat, hat das Leben gegeben. Blutsverwandt ist nach dieser Anschauung dem Kinde die Mutter. Und in außerordentlich feiner und interessanter Weise zeigt Bölsche diese alte Anschauung im Kampf mit einer neuen, die den Anteil des Vaters betont, in der Oresteestragödie des Äschylos. Wer steht dem Sohne im Sinne der Blutsverwandtschaft näher, der Vater oder die Mutter? Apollos Entscheidung bricht mit dem Gedanken des Mutterrechts — und zwar auf Grund einer neuen Theorie der Zeugung:

„Darauf sag ich also, mein gerechtes Wort vernimm:
Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand
Dem Freund die Freundin, wenn ein Gott es nicht verletzt."

Wo aber wirtschaftlich-soziale Gründe den Vater in den Mittelpunkt der Familie stellen wollten, ehe mit der Anschauung von der näheren Blutsverwandtschaft der Mutter zum Kinde gebrochen werden konnte, da entstand das Bedürfnis, „den Vater dem Kinde künstlich blutsverwandt zu machen"; so erklärt Bölsche die merkwürdige, durchaus nicht seltene kulturhistorische Erscheinung des „Männerkindbetts". Die Volksseele sucht darin eine Art mystischen Ersatzes für das tatsächlich Fehlende in dem Verhältnis des Vaters zum Kinde.

Von Sippe zu Sippe herrscht Frauenraub oder — später — Frauenkauf. Bölsche meint, daß im Sinne der Naturvölker in dieser Bezahlung der Frau durch irgendwelche Tauschwerte — Rinder etwa — durchaus nichts Erniedrigendes läge. Im Gegenteil, es ist ein Ausdruck eines selbständigen Wertes ihrer Persönlichkeit. Erniedrigend wäre es für sie, wenn sie ohne Entgelt erworben werden könnte, denn das würde ausdrücken, daß sie ihrer Sippe als Arbeitskraft nichts bedeutete. Der Mann, der vier oder sechs Rinder für sie hingegeben hat, ist sich ihres Wertes bewußt, wird sie achten und hochhalten. — Ja, ließe sich meines Erachtens hier einwenden, aber doch als ein — wenn auch besonders teures — Stück seines Besitzes, seines Hausrates, das er, wie es z. B. von den alten Germanen bezeugt ist, zur Not auch weiter verhandelt. Und darin, nicht an sich in dem vom Manne zu leistenden Ersatz für die Arbeitskraft, die von der Sippe der Frau an ihn abgetreten wird, liegt das Erniedrigende. Und nicht nur für unser Empfinden. Die nordische Überlieferung weiß zu berichten, daß die Frau nicht den Kauf, aber den Wiederverkauf als unerträgliche Schmach empfand. Sigrid, das Weib des Isländers Illugi, erhängte sich, als ihr Mann sie mit Haus und Hof an Holm-Starri verhandelte.

Digitized by Google

Von grundlegender Bedeutung für Bölsches ganze Betrachtung ist seine Verurteilung der Prostitution. Den Gesichtspunkten seines Buches entsprechend ist es eine Verurteilung lediglich durch die großen Lebensgesetze der Natur, auf die er alle Moralgesetze zurückführt. Die Prostitution ist etwas, das den großen Tendenzen menschlicher Entwicklung, den Absichten der Natur geradezu ins Gesicht schlägt. Sie ist eine gesellschaftliche Institution, die doch damit, daß sie aus dem Liebesleben des Menschen das Kind ausschaltet, im höchsten Maße antisozial ist, sie ist „eine immerwährende Gefahr gerade für den Sozialbegriff Mensch, der eine Folge der Geschlechter, eine unsterbliche Menschheit über das Individuum hinaus braucht". Und andrerseits: sie widerstrebt dem großen Entwicklungsprinzip, das sich im Fortschritt der Menschheit immer stärker zur Geltung bringt, dem Prinzip der Individualisierung. Die Grundbedingung steigender Individualisierung ist die individuelle Liebeswahl; die aber wird in der Prostitution aufgehoben. In der allgemeinen moralischen Verachtung der Prostituierten zeigt sich, daß das Moral bildende Bewußtsein — oder der sich zur Moral verdeutlichende Instinkt des Menschen, diese Tatsache erkannt hat.

Und von hier führt nun die Brücke zu Bölsches Ansichten über die Zukunft der Frau und der Ehe.

Bölsche wendet sich auf das Entschiedenste gegen die vom Sozialismus vertretene kulturhistorische Theorie, die als Urform der menschlichen Ehe, oder vielmehr des menschlichen Liebeslebens, die Gemeinschaftsehe betrachtet, den freien Geschlechtsverkehr innerhalb des Stammes, oder von Stamm zu Stamm. Erst der Frauenraub, der Erwerb von Frauen eines feindlichen Stammes als Kriegsbeute führte zur Ehe, zu einem Privatbesitz des Mannes an der Frau und damit zur Versklavung der Frau, so meinen die Vertreter dieser Theorie und sehen in der alten Gesellschaftsorganisation zugleich ein Ideal für die Zukunft; die Ehe war nur ein Durchgangsstadium, aus dem die Gesellschaft sich zu höherer sozialer Harmonie wieder erheben wird.

Bölsche bestreitet also zunächst diese Theorie, soweit sie auf die Vergangenheit Bezug nimmt. In der großen Entwicklungslinie, die er vom Tiere hinauf zum Menschen zieht, setzt die Ehe schon weit unterhalb des Punktes ein, an dem der Mensch als solcher zum erstenmal auftritt. Freilich auch die soziale Gemeinschaft. Die Frage ist also: war der Mensch bei seinem Auftreten in der Genesis unserer Erde schon sozial so weit entwickelt, daß das Soziale die Ehe bereits ganz wiederaufgelöst hatte? Was man an Beweisen für die Bejahung dieser Frage angeführt hat, das jus primae noctis, die religiösen Jungfrauenopfer, die Erklärung des Mutterrechts als Rechtsform einer Zeit freien Geschlechtsverkehrs, in der bei dem Kinde nur die Mutter mit Sicherheit nachweisbar war, das scheint Bölsche nicht stichhaltig. Man lese seine Ausführungen zu diesen Punkten selber.

Die Versklavung der Frau erklärt sich ihm nicht aus der Tatsache der Ehe selber, sondern aus besonderen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, die von außen her auf die Gestaltung der Ehe einwirken und dabei tatsächlich die Lage der Frau mehr und mehr drücken. Zu solchen Einflüssen rechnet er vor allem die Überlegenheit, die der Mann als sozialer Führer, als Oberhaupt der sozialen Gemeinschaft besitzt, die der Ehe übergeordnet war. Das ist der Punkt, an dem das zunehmende Übergewicht des Mannes über die Frau seine festeste Stütze hat. Die Unfreiheit der Frau wäre vermutlich schon bis zur eigentlichen Degeneration der Gattung fortgeschritten, wenn nicht die Natur sich durch Gegenwirkungen gegen die Gefahr

Digitized by Google

geschützt hätte. „Eine solche Selbstregulierung" nennt Bölsche das langsame Wiederzurücktreten der Polygamie. „Ein Riesenruck solcher Selbstregulierung war das Auftreten des Christentums mit seiner Idee der Gleichheit von Mann und Frau vor der obersten Welteinheit, mit seiner flammenden Beleuchtung des ‚Menschlichen' über Mann wie Frau und in Mann wie Frau, mit seiner Idealerfüllung der Ehe nicht bloß als einer wirtschaftlichen Arbeitsteilung, sondern als einer seelischen Schutzgenossenschaft zweier Individuen auf dem großen Wege zur Weltharmonie. Eine neue Regulierungsstufe endlich steckt in dem guten und berechtigten Teile des heutigen Freiheitskampfes der Frau."

Betrachten wir die Frauenbewegung als einen Versuch solcher Regulierung: worauf muß es ihr vor allem ankommen, wo hat sie einzusetzen?

Auf der Stufe menschlicher Entwicklung, wo wir die Ehe neben gewissen sozialen Gemeinschaftsformen finden, verdankt der Mann seine Vorrechte seiner größeren physischen Kraft. Diese tritt im Laufe der Zeit in ihrer sozialen Bedeutung mehr und mehr zurück gegenüber der intellektuellen Stärke. Damit ist für die Beziehungen der Geschlechter ein neuer Boden geschaffen, auf dem sie nur dieselben bleiben können, wenn auch hier die Frau inferior wäre. Die Behauptung, daß das tatsächlich auch der Fall sei, entbehrt Bölsches Ansicht nach jeder Begründung. Wenn die Allgemeinheit der „Kultur-Frauen" in der Tat an dem geistigen Leben der Gemeinschaft nicht in dem Maße beteiligt ist, wie die Männer, so sucht Bölsche den Hauptgrund dafür darin, daß die Frau infolge einer ungerechtfertigten Verkümmerung ihrer physischen Kräfte körperlich degeneriert sei. Daß die Frau an und für sich schwächer sein müsse als der Mann, daß überdies von dem wenigen, das sie hat, ihre Geschlechtsaufgaben beständig bedeutende, nicht wieder zu ersetzende Abzüge verlangen, ist in der Absicht der Natur nicht begründet. Im Gegenteil: „im Tierreich ist ursprünglich die Mutter der physisch leistungsfähigere Teil. Sie trägt in ungezählten Fällen die ganze Last des Existenzkampfes genau wie das Männchen, und sie trägt als Zutat obendrein noch ihre ganzen Mutterpflichten". Schon bei dem Naturmenschen hat die Arbeitsteilung die Sachlage verschoben, aber immer noch lastet eine ungeheure physische Mitarbeit im Selbsterhaltungskampf auf der Frau, und gleichzeitig: immer noch wird die Erfüllung ihrer weiblichen Pflichten ihr leicht. Das ist das Bezeichnende: schwere körperliche Arbeit auf der einen Seite, leichte Mutterschaft auf der andern. Die Frau der Gegenwart zeigt das umgekehrte Verhältnis; auf ein Minimum hat man die Ansprüche an ihre physische Kraft herabgeschraubt, und trotzdem: schwerer und schwerer trägt sie an der Mutterschaft. Und daraus ergibt sich folgender Schluß:

„Die zunehmende Unkraft des Kulturweibes in seinen geschlechtlichen Naturfunktionen sollte uns das brennendste Mene Tekel sein, daß wir mit unsrer Auffassung von der Schwachheit des Weibes völlig auf dem Irrwege sind. Das Weib ist nicht schwach wegen Menstruation, Schwangerschaft, Gebären und Säugen: sondern es ist in unsrer Kultur schwach durch lange Verrottung und Nichtstählung seiner physischen Gesamtkraft, und weil es von hierher schwach ist, greifen jene schlichten Aufgaben seiner Natur, die ursprünglich auf ein Plus an Kraft, einen physischen Reservefonds berechnet waren, sein ganzes Kapital an, ja werden mit diesem nicht einmal mehr ordentlich ausgezahlt."

Es kommt also darauf an, durch eine ganz veränderte körperliche Ausbildung der Frau ihre gesamte physische Leistungsfähigkeit auf ein ganz andres Niveau zu bringen.

Aber was hat das schließlich mit der Frage der Befreiung der Frau zu tun in einer Welt, die, wie schon gesagt, auf die intellektuelle Kraft gebaut ist? Es ist ein

Digitized by Google

Gedanke, auf den von Bölsches Weltanschauung aus ein ganz besonderes Gewicht gelegt werden muß: die Betrachtung des Körpers als „Energiemaschine" für die Arbeit des Geistes, und die daraus folgende hohe Einschätzung der körperlichen Kraft und Gesundheit für die intellektuelle Leistungsfähigkeit.

„Das wieder ergibt aber für den Kampf der Frau die große Folgerung, daß jeder Schritt zur körperlichen Besserung der Frau ihr auch die Bahn zugleich aufschlägt zur wachsenden Teilnahme an der immer zunehmenden Vergeistigung der Kultur.

Die gleiche Frau, die durch Wiederherstellung ihrer vollen, ursprünglichen menschlichen Körperkraft wieder ihren Mutterpflichten sich in gesundem, harmonischem Sinne gewachsen zeigt, wird jenseits dieser Pflichten einen neuen Frühling ihres Intellekts erleben, vor dem alle Ofenweisheit auch von der geistig schwachen Frau verstummen muß.

In der Frau wird nichts Größeres, aber auch nichts Geringeres erscheinen, als — der Mensch. Dieser Mensch aber in seiner Vollkraft, in seiner Kraft, die stark ist, heute in den Sternen zu lesen und morgen ein Kind zu gebären, ohne daß eines das andre stört."

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den Weg, den wir geführt sind. Wir betrachteten den Befreiungskampf der Frau als ein Stück Selbstregulierung der Natur gegenüber der Gefahr einer Degeneration, die aus der zunehmenden Schwäche und Abhängigkeit der Frau erwachsen würde, einer Abhängigkeit, die nicht mit der Ehe als solcher gegeben wäre, sondern von außen, durch wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, innerhalb der Ehe hervorgerufen worden ist. Mit dieser Behauptung wird die Theorie von der alten „Gemeinschaftsehe" bekämpft: die Theorie des Sozialismus, sofern sie sich auf die Vergangenheit bezieht. Es handelt sich nun aber noch um ihre Widerlegung, sofern sie die „freie Liebe", die vollständige Auflösung der Ehe in das Soziale, als ein Zukunftsideal aufstellt. Hier erst kommen wir zu der „tiefsten, schwersten, aktuell für uns beweglichsten Frage: nämlich der Frage nach dem Dauerwert der menschlichen Ehe".

Wird die Ehe sich auflösen, wenn eine menschliche Gemeinschaft mit unendlich verfeinerten sozialen Wechselbeziehungen die Ehe als Schutzgenossenschaft im groben Sinne überflüssig gemacht hat? Bölsche antwortet mit einem entschiedenen Nein. Die Ehe hat neben dem äußeren, wirtschaftlich-sozialen noch einen andern, tieferen, geistigeren Zweck, der sie an die Lebensgesetze der menschlichen Entwicklung mit unzerreißbaren Fäden bindet. Dieser Zweck beruht in ihrem Verhältnis zum Individuellen. Bölsche ist Künstler genug, um die unendliche, unwägbare Bedeutung des Individuellen, des intensiv Persönlichen, in der Entwicklung der Menschheit in vollem Umfang zu werten; Persönlichkeiten sind ihm die Quellwerte, die alle Möglichkeiten unendlicher Bereicherung der Menschheit umfassen. „Niemals ist eine Unterdrückung dieser Individualwerte durch das Soziale denkbar ohne Vernichtung des gesamten Spiels".

An die Ehe ist aber die Entstehung und Ausbildung solcher Individualwerte in doppelter Hinsicht gebunden durch die in ihr gegebenen Momente der individualisierten Liebeswahl und der individualisierten Kindererziehung.

Die Fortführung der aufsteigenden Linie in der Geschichte der Menschheit ist nicht dadurch gewährleistet, daß neues Menschenmaterial geschaffen wird, sondern es handelt sich um die Entwicklung und Steigerung eines nach Art und Grad bestimmten Persönlichkeitswertes. Je höher hinauf die Linie führt, um so feiner und fester bestimmt sich das Individuelle als beherrschendes Moment in der Liebeswahl; und je feiner und fester dieses Moment sich bestimmt, um so mehr wächst die „Wahrscheinlich-

Digitized by Google

keit, daß zwei Individuen, die sich als echt ergänzend erkannt haben, auch dauernd zusammen bleiben wollen für ein Menschenleben".

Der zweite noch bedeutsamere Faktor, der die Ehe, unabhängig von allen Möglichkeiten sozialer Neubildungen, zu einer notwendig bleibenden Einrichtung macht, ist ihre Bedeutung für die Individualität des Kindes. Erst das jahrelange Zusammenleben in der Familie vermag alle die Persönlichkeitswerte, die das Elternpaar in sich darstellt, in vollem Maße im Kinde zu verewigen.

„Seien wir ehrlich, so müssen wir bekennen, daß im dumpfen Empfinden dieses wahren, unvergänglichen Wurzelgrundes der Ehe immer ja auch ihre stärkste Verteidigung — wenn auch oft unbeholfen — gelegen hat. Wenn es hieß, die Ehe sei in den Sternen der Zukunft schon ausgelöscht, so regten sich diese ganz kristallhaft einfachen Gemütserinnerungen: Eltern im Kreise ihrer Kinder, unter dem Weihnachtsbaume, alles in sich durchdrungen und zugleich nach außen abgeschlossen von dem großen Lichtbade individueller Imponderabilien, das wie ein schirmender Heiligenschein die ‚Familie' umfing. Gegen dieses Bild ist keine noch so herbe Kritik, kein noch so wilder Aufschrei aus zerstörten, verwirrten, zersprengten Sonderverhältnissen aufgekommen. War es nicht im ganzen erfüllt, so war's ein Ideal. Auch die soziale Harmonie ist ja nur ein Ideal, ein Zukunftideal. Warum sollten die beiden Ideale sich totschlagen?"

Im Gegenteil. Je mehr der äußere wirtschaftlich-soziale Schutzzweck der Ehe durch verfeinerte Bedingungen des Gemeinschaftslebens an Bedeutung verliert, um so vollkommener wird sie einen viel höheren Schutzzweck erfüllen können: „individuelle Quellbildung im großen Stromnetz der sozialen Kultur".

So stellt sich der Naturwissenschaftler zu der großen Zahl derer, die, allen auflösenden sozialen Tendenzen der modernen Kultur zum Trotz, an die Unzerstörbarkeit der Familie glauben.

* * *

Große Richtlinien giebt Bölsche in seinem Buche, Richtlinien proportional den Jahrtausenden, die das naturwissenschaftliche Denken überschaut. Das muß man sich gegenwärtig halten auch für die Betrachtung der oben besprochenen Abschnitte, die den Menschen in historischer Zeit behandeln. Es handelt sich nicht um das naheliegende „Wie" der Entwicklung, um den folgenden kleinen Schritt, sondern um ein großes, allgemeines „Wohin?" In augenblicklich praktische Fragen leuchtet Bölsche nicht hinein. Wer das sucht, wird sich getäuscht finden.

Wer aber an dem harten, oft erbitterten Kampf der Weltanschauungen in unseren Tagen innerlich teilnimmt, dem wird es eine tiefe Befriedigung gewähren, wenn die Kämpfer der verschiedensten Parteien einmal in einem oder dem andern letzten Ziel sich zusammenfinden. Daß dieser Zusammenklang in Bölsches Buch rein zum Ausdruck kommt, ist ein besonderer Vorzug seiner im echtesten Sinne freien Betrachtungsweise der Welt- und Menschengeschichte, die von der fast lächerlich haßerfüllten Einseitigkeit Haeckels bestimmten historischen Erscheinungen gegenüber aufs Wohltuendste absticht. In dieser Betrachtungsweise steckt ein Stück Künstlertum, das es dem Leser, wer er auch sei, leicht machen muß, sich mit dem Autor vertraut zu machen, sein Freund zu werden oder sich mit ihm auseinanderzusetzen, je nach dem.

Digitized by Google

Finnland als Sommerfrische.

(Das St. Olufsbad am Saimasee.)

Von

Dr. med. Franziska Tiburtius.

Nachdruck verboten.

Der Seenebel wich zurück, als das Dampfschiff, in schnurgeradem Lauf von Süden nach Norden eilend, die Rhede von Reval hinter sich ließ und die unruhigen Wellen der Ostsee durchquerte; das manchmal so freundlich und still blau ausschauende Binnenmeer war zornig, denn heftige Stürme hatten es in den letzten Tagen durchwühlt, und es that so, als ob es mindestens die Nordsee, wo nicht gar der Ozean wäre. Wir aber waren nach dreitägiger Fahrt seefeste Leute, das Stampfen und Rollen ließ unser Inneres ruhig; — „gehabte Schmerzen hab ich so gern" zitierte einer der Reisegefährten, — und so schauten wir mit Stolz zurück auf unseren Heldenmut der letzten Tage, spähten vorwärts nach der finnischen Küste und erfreuten uns an dem Kampf der Sonnenstrahlen mit dem wogenden Nebel, an den hin- und herhuschenden Sonnenflecken auf den schweren graugrünen Wogen, und, als endlich der Himmel in strahlendem Blau sich aufthat, an dem wechselnden Farbenspiel des Überganges von Graugrün zu Ultramarin. Hochauf spritzten die Wellen an den leuchtturmgekrönten Klippen, die die Einfahrt in den Hafen von Helsingfors in dem Inselgewirr der Schären kennzeichnen, — vorbei ging es an dem Granitfelsen der Festung Sveaborg, von deren Wällen zahlreiche Kanonenläufe bösartig herabschauen. Diese Einfahrt durch die Schären in solchem Spiel von Licht und Farben giebt ein Bild, das sich fest der Erinnerung einprägt, und das die Gedanken gern dem inneren Auge zurückrufen. Wie ein leichter Schleier lag es noch über der Stadt; allmählich schossen goldene Blitze durch das zarte Nebelgewebe von den vergoldeten Spitzen der griechischen Kirche, der Uspenski oder Mariä Himmelfahrts-Kathedrale, die auf der Landzunge zwischen Nord- und Südhafen auf einem Granitfelsen und hohem Unterbau ruht. Seltsam nimmt der an den Orient erinnernde Bau unter dem nordischen Himmel sich aus; als etwas nicht dahin Gehörendes, trotz seines harmonischen Aufbaus und des eigentümlich fesselnden Kontrastes des rotbraunen Steins gegen das weiße Dach und die goldenen Kuppeln; man würde sich kaum wundern, wenn einmal in der Nacht die vier kleinen Kuppeln, die wie bei allen byzantinischen Kirchen die Hauptkuppel umgeben, in die Höhe schössen und zu stattlichen Minarets sich auswüchsen. Und es mag auch wohl die Empfindung manches Finnländers sein, daß die byzantinische Kirche mit ihrem prunkvollen Heidentum nicht in das rein protestantische nordische Land gehört.

Helsingfors, obwohl von Gustav Adolf angelegt, ist eine moderne Stadt des 19. Jahrhunderts. Der Hauptteil der Stadt ist erst im vorigen Jahrhundert entstanden, und nur wenige mittelalterliche Bauten erinnern an die blutige Geschichte des armen Landes, auf dem durch Jahrhunderte mit nur kurzen Unterbrechungen die Schlachten zwischen Schweden, Russen und Karelen geschlagen wurden. Alles ist luftig, weit, modern, reinlich, ja mit exquisiter Sorgfalt gehalten, wie z. B. die Gartenanlagen, die nach Süden hin am Ufer sich erstrecken, und die Gartenstraße der Esplanade, wo gerade die Linden blühten — Ende August; nahe dem Bollwerk des Hafens der

Digitized by Google

Observatorium-Park; dort auf steiler Anhöhe, von fernher sichtbar, eine Bronzegruppe: die Schiffbrüchigen von Stigell, ein Bildwerk von wunderbar packendem Ausdruck: auf schmalem Fels, von Wogen umspült, ein Mann, in höchster Not mit der linken Hand ein Tuch schwenkend, während der rechte Arm ein kleines Kind festhält, — der Mund ist weit geöffnet zum Notschrei, der durch Sturm und Wellenbrausen die Rettung herbeirufen soll; zur Seite, mit ermattender Hand sich anklammernd, das Weib; ihre Kraft ist erlahmt, bald werden die Wogen sie wegspülen; am tiefsten fühlt man jedoch mit dem kleinen Knaben, der, an den Beinen des Vaters sich festhaltend, zu ihm aufschaut, angstvoll und doch voll Vertrauen, daß er es zum guten Ende bringen werde. Trotz der Darstellung des höchsten Affektes wirkt die Gruppe wunderbar harmonisch; sie könnte keinen passenderen Standpunkt haben als diese Höhe über dem Hafen, im Angesicht des Meeres und der Schären, wo manch' ähnliche Scene sich abgespielt haben mag. — In der Mitte der Esplanade steht die Statue Runebergs, des Dichters und Sammlers alter finnischer Volkssagen, durch den diese wieder dem Volksbewußtsein nahegebracht sind, und der dadurch nicht wenig beigetragen hat zu dem in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts bemerkbaren Erwachen des nationalen Bewußtseins unter dem finnischen Volk.

Auf den Straßen hört man fast nur finnisch und schwedisch, — beide Sprachen sehr leicht auch von dem nicht gewöhnten Ohr zu unterscheiden; der Vokalreichtum des Finnischen macht es zu einer sehr wohllautenden Sprache; sie ist besonders geeignet für poetischen Ausdruck; es liegt wie Gesang darin; schon das Wort Suomi — Finnland — klingt musikalisch. — Die russischen Zischlaute hört man selten und eigentlich nur von Uniformierten.

Helsingfors ist auch der Mittelpunkt des geistigen Lebens des Landes; es ist Universitätsstadt, und überall sieht man die weißen Mützen mit schwarzem Rand, die von der studierenden Jugend, der männlichen und weiblichen — es studieren 400 Frauen in sämtlichen Fakultäten — getragen werden. Das Nationalgefühl und der Widerstand gegen das Russische ist unter der studierenden Jugend sehr rege; — merkwürdiger Weise macht sich jedoch in dem letzten Jahrzehnt innerhalb der finnländischen Bevölkerung eine Spaltung nach der Rasse bemerkbar, die zuerst an der Universität in die Erscheinung trat.

Während nämlich der Russe in Finnland immer der Fremdling geblieben, so oft auch im Laufe der Jahrhunderte das Land unter russische Herrschaft kam, hat der Schwede lange schon Heimatsrecht erworben und nennt sich Finnländer. Etwa 14 Prozent der 2 800 000 Einwohner sind schwedischer Herkunft. Sie bildeten bis vor kurzem die herrschende Klasse; ihre Sprache war die offizielle, und sie repräsentierten die gebildete Intelligenz des Landes. Während nun bis dahin die Superiorität der schwedischen Bevölkerung ruhig getragen wurde, macht sich in den letzten Jahren ein gewaltiges Empordrängen des eigentlichen finnischen Elements bemerkbar, der reichere Bauer oder Kaufmann, der hohe Achtung vor Bildung hat, schickt seinen Sohn — oder den Sohn, der nicht den Hof oder das Geschäft erbt, auf die Hochschule, und hier entstehen dann Gegensätze, die wohl zuweilen zu Konflikten — allerdings bis jetzt harmloser Art — führen. „Wenn sie studiert haben, glauben sie, sie sind dasselbe wie wir", sagte mir ein junger Arzt schwedischer Extraktion. „Ich bin nicht nur Finnländer, sondern Finne", erklärte stolz ein junger Student der Theologie, der Sohn eines kleinen Kaufmanns aus dem nördlichen Seengebiet. Auf dem Grunde des Rassenbewußtseins erwachsen manchmal ganz kuriose Blüten. Da durch Jahrhunderte alles Schwedische für vornehm galt, ist es früher wohl vorgekommen, daß einzelne finnische Familien sich schwedische Namen beilegten; nun die Finnen sich auf sich selbst besinnen, suchen sie die alten Namen wieder hervor, und in der Begeisterung eines finnischen Festes beschlossen eine ganze Anzahl studierender Jünglinge, die alt-nationalen Namen wieder anzunehmen; wo diese nicht mehr bekannt, mußte die finnische Mythologie und Heldensage herhalten — und so wurde z. B. aus einem Herrn Lund ein Herr Sarnivaran, — aus einem Herrn Ahlström ein Herr Halland u. s. w. Besondere Schwierigkeiten durch die Behörden sind nicht vorhanden; man macht in verschiedenen

Digitized by Google

Blättern bekannt: von dem und dem Tage an heiße ich so und so, besorgt die betreffenden Einträge in die mit großer Sorgfalt geführten Kirchenbücher, und die Namensänderung ist perfekt; und damit ja niemand über das Nationale im Unklaren sei, steckt der finnische Student eine kleine Kokarde an die weiße Mütze mit schwarzem Rand, der schwedische Finnländer eine größere. — Beide Parteien vereinigen sich in ihrem Widerstand gegen das Russische; doch ist wohl nicht zu leugnen, daß ihre Position durch die Spaltung nicht gerade gestärkt wird. Auch in dem Berufsleben machen sich die Rassenunterschiede bemerkbar; dem finnischen Ärztebund der Duodecim, so genannt, weil 12 Männer bei seiner Gründung thätig waren, steht ein schwedischer Ärztebund gegenüber, — nicht gerade gegensätzlich, aber doch mit wenig Fühlung mit dem ersteren.

Wenn man bei der Beurteilung Finnlands nur Helsingfors ins Auge faßte, so müßte man das Land für sehr reich halten. Überall hohe Kultur, ja Überkultur in geistiger und materieller Beziehung; namentlich die finnländische Jugend steht auf modernstem Standpunkt in bezug auf Weltanschauung und Betonung des Rechts der Individualität. Auch die Lebenshaltung der vermögenden Stände ist durchaus modern und recht anspruchsvoll. Wir waren unter vortrefflicher Stangenscher Leitung sehr gut untergebracht in dem stattlichen Hotel Fennia, gegenüber dem Bahnhof und in der Nähe des neu erbauten Atheneum, fanden dort raffinierten Luxus, wie man ihn sonst nur in Großstädten trifft, und eine Küche, die an Reichhaltigkeit und — Massenhaftigkeit alles, was mir sonst auf Reisen begegnet, schlägt; zuerst der Smörges, die russische Sakuska (gedacht als Appetithäppchen, Butter, Brot in 4—5 Arten, Salate, Kaviar, Anchovis, Gelées, kalte Speisen, Liköre und Schnäpse in verschiedenen Sorten) aber schon für sich eine stattliche Mahlzeit ausmachend, — dann noch das eigentliche Diner, aus 5—6 Gängen bestehend, — dazu spielte auf dem Orchester des glänzenden Speisesaales eine gut geschulte Kapelle Wagnersche Weisen und lustige Wiener Walzer; nach der dreitägigen Fahrt auf stürmischer See erschien das alles ganz besonders wohlig und reizvoll. — Freilich, wenn man mehr in das Innere des Landes kommt, ändert sich der Eindruck; es scheint einem, als ob in Finnland die Übergänge fehlen und die Gegensätze besonders schroff hervortreten, — zwischen Reichtum und bitterster Armut, raffiniertem Lebensgenuß bis zum Schlemmen und Not bis zum positiven Hunger, — zwischen Hyperkultur und Verwahrlosung, — zwischen dem zähen Festhalten am Althergebrachten und modernster Nichtachtung des Konventionellen.

* * *

Von Helsingfors gehen außer der Küstenbahn zwei Eisenbahnlinien in's Land, die den nördlichen Teil dem Verkehr und dem Handel erschließen; die eine westlichere nach Tavastehus und Tammerfors, die andere östlichere in das Gebiet des Saima. Eine elfstündige Eisenbahnfahrt brachte uns von Helsingfors auf die finnische Seenplatte, nach Willmanstrand, dem finnischen Lappeenranta, am Südende des Saima. Der Zug fährt langsam, hat häufigen Aufenthalt auf kleinen Stationen, und man hat daher Gelegenheit, Land und Leute zu beobachten und eine gewisse Einsicht in die Eigentümlichkeiten der Gegend zu gewinnen. Man versteht, weshalb der Finne sein Land „Suomi" „Suomenmaa" — das Land der Seen und Sümpfe nennt. Das südliche Finnland ist Flachland, aus dem sich einzelne Felsklippen erheben; es ist Urgestein, Granitgneis und Glimmerschiefer, manchmal wall- und mauerartig aufsteigend, doch kaum über 100 Fuß Höhe; der Untergrund ist ebenfalls Urgestein, an vielen Stellen tritt die Granitplatte nackt zu Tage, an andern ist sie mit spärlicher Ackererde bedeckt. Da der Boden undurchlässigen Untergrund hat, der ein Einsickern der Niederschläge nicht gestattet, erklärt sich die Neigung zu Sumpf- und Moorbildung. Auch hier im Tiefland findet man schon Seen von mäßiger Ausdehnung, meist in sumpfiger Umgebung. Wo die Ackerkrume über dem Felsgrund tief genug ist und genügender Abfluß den Anbau möglich macht, ein Stückchen Ackerland, — Roggen, in diesem kalten Sommer Ende August noch grün schimmernd und nicht schnittreif; Gerste und Hafer, beides noch grasgrün.

Digitized by Google

Der größte Teil des Bodens ist mit Wald bedeckt, neben rotstämmigen Föhren das zierliche Laub und die weißschimmernden Stämme der Birken; selten sieht man kräftigen Hochwald; was durch Jahrhunderte stattlich herangewachsen, ist, seit das Land dem Handel und der Industrie erschlossen, längst niedergeschlagen und ausgeführt, und Klima und Boden sind nicht danach geartet, den Nachwuchs schnell emporschießen zu lassen; der jetzige Wald ist nur mittelhoch, und die Qualität des Holzes nicht besonders. Eine rationelle Forstwirtschaft ist bis jetzt nur an wenig Stellen durchgeführt, denn der finnische Bauer sagt: der Wald säet sich selbst; er war bis dahin gewöhnt, dem Wald zu entnehmen, was er braucht, — das Baumaterial für Haus und Scheune, die Heizung für den Winter und das Holz zu den Geräten; was im Inlande gebraucht wird, könnte der Wald auch jetzt wohl noch liefern, obwohl nach unsern Begriffen kolossale Verschwendung getrieben wird; z. B. ist das Brennmaterial der Eisenbahnen mindestens zur Hälfte Birkenstämme, und die Dampfschiffe auf dem Saimasee nahmen auf mehreren Stationen viele Raummeter Birkenholz auf zum Heizen der Dampfkessel. Dazu kommt aber noch in den letzten Jahrzehnten der riesige Export, von dessen Größe wir schon auf der Ostsee durch die Menge der uns begegnenden Holzschiffe einen Begriff bekamen. Diesen Anforderungen ist das Land nicht gewachsen, und es ist daher ein Gesetz in Vorbereitung, das nach dem Abholzen neue Aufforstung befiehlt. Es scheint, daß nur dadurch der Verwüstung der Wälder und damit noch größerer Verarmung des Landes und Verschlechterung des Klimas vorgebeugt werden kann.

Auf der ganzen Fahrt sieht man kaum ein Steinhaus, nur in einigen größeren Städten giebt es solche, ganz vereinzelt. Die Bahnhofsgebäude sind schmucke Holzbauten und gut gehalten, die Beamten stattliche Leute in kleidsamen uniformähnlichen Anzügen; wo staatliche Verwaltung eintritt, macht sich überall der Sinn für Ordnung und Sauberkeit bemerkbar: „der Mann bei seinem Werk und der Ochs bei seinem Horn" ist ein finnisches Sprichwort; das Bedächtige und Beharrliche im finnischen Volkscharakter ist damit gut gekennzeichnet.

Das Land ist hauptsächlich bäuerlicher Besitz, meist kleinere Parzellen, doch giebt es auch Höfe mit sehr weitem Areal und einer entsprechenden Menge Vieh. So wurde uns von einem Großbauern in der Nähe des Saimasees, dessen Gehöft wir sahen, gesagt, daß er 500 Stück Vieh sein eigen nenne; Butter und Käse wird in großen Mengen exportiert, namentlich nach England. In Bezug auf Wohnung ist der Bauer noch bescheiden; auch das Großbauernhaus, von Holz, wie sämtliche Wirtschaftsgebäude, enthält neben dem Hauptraum, der Stuga, nur noch 2 oder 3 Räume; unter dem verlängerten Dach wohnt auch ein Teil der Haustiere, allerdings, wie in den nordhannöverschen Bauerhäusern, durch eine Wand abgesondert. Der Anstrich, Leimfarbe von hübschem Pompejanisch-Rot, giebt dem Gehöft ein freundliches Ansehen. — Anders sieht es freilich in den in Wald und Bruch verstreut liegenden Arbeiterhütten aus; diese bestehen meist aus einem einzigen Raum, der Stuga, — hier lebt, wohnt, ißt, schläft nicht allein die Familie, sondern auch das Schwein, die Hühner und was sonst noch an Haustieren vorhanden ist. Gelüftet wird nicht, man drängt sich, namentlich im Winter, auf den kleinstmöglichen Raum zusammen, um Wärme zu sparen.

Eine Eigentümlichkeit der finnischen Bauernhöfe ist die Badestube; auch auf den kleineren Anwesen darf eine solche nicht fehlen, denn der Finne badet gern, — freilich in anderer Weise als wir. Man denke sich ein backofenartiges gemauertes Gebilde mit großem Feuerloch, einem eingemauerten Kessel und einer neben dem Kessel angebrachten muldenartigen Vertiefung, in der eine Menge glatter, runder Steine liegen; rings um dieses Mauerwerk einen Holzverschlag in Form einer Hütte, ohne Schornstein; neben dem Ofen noch ein Holzgerüst wie eine Hühnerstiege, — bei den besser eingerichteten, wie die, welche ich sah, noch ein Verschlag zum Ablegen der Kleider, die sonst in dem gleichen Raum liegen bleiben. — Ist das Holz im Ofen durchgebrannt und der Rauch durch die Thür entwichen, so ist auch das Wasser im Kessel siedend und die Steine in der Mulde glühen; dann begiebt sich der Badende — oder die Badenden, der Ersparnis wegen badet manchmal die Familie gleichzeitig, — in die

Digitized by Google

Badestube, die Thür wird geschlossen und fleißig Wasser aus dem Kessel auf die glühenden Steine geschöpft, wodurch Wasserdampf in dichten Wolken entsteht, der bald die ganze Hütte erfüllt; der oder die Badenden erklettern das Holzgerüst, um den nach oben steigenden Wasserdampf möglichst auszunutzen, peitschen die Haut mit Birkenreisern, um die Hautthätigkeit noch mehr anzuregen, bis der Schweiß in Strömen herabläuft; es soll auch vorkommen, daß im Winter der eine oder andere im Schnee Abkühlung sucht, um dann wieder von neuem mit dem Schwitzen zu beginnen, — also das sogenannte russische Dampfbad in einfachster Form. An die Heilkraft desselben gegen Rheuma und alle möglichen anderen Krankheiten glaubt der Finnländer felsenfest.

* * *

Gegen den Saimasee hin wird das Land fruchtbarer; das Urgestein tritt seltener und in kleineren Erhebungen und Flächen zu Tage, Weideland und Ackerbau nimmt etwas größeren Raum ein. Willmanstrand = Lappeenranta am Süduser des Sees würde in Deutschland ein halb dörfliches Städtchen sein; für Finnland ist es schon eine ganz ansehnliche Stadt, und in der That sind die Holzhäuser äußerst sauber und in der Form ansprechend, die beiden Hotels ganz annehmbar; in der großen Halle am See gab es vortreffliches Bier, das die Herren unserer Gesellschaft sehr zu schätzen wußten; die beiden Kirchen, wie die Häuser aus Holz, sind hoch und geräumig, denn eine zahlreiche Gemeinde aus der Stadt und von den Ufern und Inseln des Sees vereinigt sich hier Sonntags, der Kirchhof mit hohem Portal und einem Wäldchen wunderschöner hoher weißstämmiger Birken, stimmungsvoll, ein ins Leben getretenes Böcklin'sches Bild. Auf einer in den See hineinragenden Halbinsel eine alte Festung mit einer Kaserne der russischen Garnison, die hier stationiert ist, ohne Fühlung mit der einheimischen Bevölkerung. „Es sind ja Russen," — sagte uns eine junge, sehr gebildete Fabrikantenfrau, der wir manche interessante Auskunft über Land und Leute verdanken; sie hatte ein paar Jahre in Berlin und Dresden zugebracht und sprach ein sehr gutes Deutsch. Von ihr erfuhren wir auch, daß ein schlimmer Winter dem armen Lande bevorstehe; das Korn nirgend reif, wenig Verdienst und kein Geld um zu kaufen, — so würde wohl wieder wie manchmal in bösen Jahren bei den Armen dem Brotmehl Birkenrinde zugesetzt werden müssen und die Hilfe der Besitzenden in außergewöhnlichem Maße in Anspruch genommen werden; übrigens gab sie uns auch in unserer Wahrnehmung Recht: „die Wohlhabenden essen hier zu viel und leben durchschnittlich über ihre Verhältnisse;" — die hohe Lebenshaltung, der wir in Helsingfors und in den Städten begegneten, scheint doch nicht auf durchweg ganz gesunder Basis zu beruhen. — Erwähnen muß ich noch, daß trotz großer Armut der ländlichen Bevölkerung die Bettelei am Wege dem Fremden sehr selten entgegentritt.

Von dem Aussichtsturm von Willmanstrand erblickt man hinter waldigen Inseln ein paar hohe Fabrikschornsteine, — auch hier hat die Industrie Fuß gefaßt. Ich gestehe, daß der qualmende Schlot in dieser Gegend voll stimmungsvollen Reizes eine Enttäuschung ist. Aber was für Rechte haben Stimmung und Poesie gegenüber dem Hunger! Der Nordländer nimmt dieser Frage gegenüber einen sehr praktischen Standpunkt ein, bis zur Brutalität. Wer z. B. gesehen hat, wie am Trollhätta und Glommenfall die Fabrikanlagen und rauchenden Essen breit und unverschämt gerade die schönsten Plätze einnehmen, wer erfahren hat, wie bei ungünstigem Wind der Kohlendunst das ganze Thal erfüllt und für Nase und Lungen sich unangenehm bemerkbar macht, — darf sich auch hier nicht wundern; was in diesem mageren Lande den Armen Verdienst und Brot giebt, ist sicher berechtigt. Es ist eine Fabrik von Garnrollen, ich glaube die einzige, jedenfalls die größte, die existiert. Viele Millionen von Garnrollen entstehen hier aus den ungeheuren Vorräten schwimmender Stämme, die eine ganze Bucht des Saimasees erfüllen, — diese Stämme werden weit her aus dem Norden geflößt, von Kuopio herunter, da der Raubbau früherer Jahrzehnte mit dem guten Holz des südlichen Saima bereits aufgeräumt hat. Doch sorgt die Fabrik auch aus eigenem Interesse für neue Aufforstung in dem enormen Waldgebiet, das sie als

Digitized by Google

Eigentum oder von der Regierung in Pacht genommen hat. — Als Nebengewinn entsteht aus den Abfällen der Garnrollenfabrikation Cellulose, ebenfalls Exportartikel.

So wechselvoll und interessant der Blick auch ist von der Höhe des Aussichtsturmes von Willmanstrand, — die wunderbare, eigenartige Schönheit des Saima erschließt sich einem doch erst bei der Fahrt durch das Inselmeer. Es ist nicht eine Schönheit, die ausschließlich und aufdringlich auf die Sinne wirkt, nicht allein der Reiz der Farbe und der Formen, der das Auge entzückt, obwohl auch dieser vorhanden ist. Es ist eine Schönheit, die zu dem Gemüt spricht, die man in Ruhe auf sich wirken lassen muß, die nachempfunden sein will, wenn man inneren Gewinn davon haben soll. Der „See der tausend Inseln" heißt der Saima, — in Wirklichkeit sind es wohl mehr als tausend; — oft ist das Fahrwasser kanalartig eng, dann wieder ein weiter, im Sonnenlicht schimmernder Seespiegel. Viele, viele Stunden lang zieht das Dampfboot dahin, mit unfehlbarer und dem Laien unverständlicher Sicherheit den Weg findend zwischen den Inseln und Inselchen, unter denen der Neuling keine Merkmale der Unterscheidung findet, — Granitschultern des Erdgerippes, nur mäßig hoch, mit mittelmäßigem Wald bestanden, — hier und da ein Schiffszeichen, sehr selten menschliche Wohnung, — alles Ruhe, Einförmigkeit, Melancholie! Wenn weiche, schwere Regenluft darüber hängt und den Horizont beschränkt, scheint es, als könnte man nimmer dieser ruhigen Trauer, die weder Bangen noch Affekte kennt, entrinnen; und auch, wenn die Welt in Licht und Bläue gebadet ist, fühlt man sich umsponnen von Einsamkeit und Schweigen.

Aber wenn die Sonne herabgesunken ist, nach 10—15 Minuten, glühen die Feuer am westlichen Himmel auf, — wie von Waberlohe umzüngelt erscheint das Felseninselchen, an dem das Schiff gerade vorbeizieht; fast bis zum Zenith ist alles Feuer und Farbe, vom hellen Gelb bis zum Orange und Purpur, — im Osten der zarte Widerschein, wie kommende Morgenröte; so hält das Schauspiel an durch Stunden. Wer im Spätsommer einen wolkenlosen Sonnenuntergang auf dem Saima erlebte, vergißt den Tag zeitlebens nicht. Und wenn dann endlich das letzte Feuer erloschen ist und die stille Nacht heraufzieht, giebt es da droben ein Funkeln und Flimmern, wie ich es nur einmal in meinem Leben vor Jahren in der klaren Wüstenluft von Damascus gesehen habe; — das Ich mit allen seinen Leiden und Freuden fällt ab, man fühlt sich befreit von dem Persönlichen und empfindet sich nur als ein Teil des Unendlichen. — Aber solche Stunden sind kurz, es ist uns nicht beschieden, so lange wir auf Erden wandeln, für mehr als eine kurze Spanne Zeit uns über uns selbst zu erheben. Scharf und spröde fegt der Nachtwind über den See, trotz Plaids und Decken erschauern wir, — denken an den Schnupfen der nächsten Tage, — gehen hinunter in die Kajüte und lassen uns in den Schlaf singen von der Melodie des plätschernden Wassers, zu dem die Maschine den Takt giebt.

Nach zwölfstündiger Fahrt — nur einmal hatten wir in der Nacht angelegt bei Pumula, um neue Speisung für den Dampfkessel aufzunehmen in Gestalt von zersägten Birkenstämmen — stoppte unsere „Concordia" bei Nyslott, um uns abzusetzen; das Schiff zog dann noch weitere zwölf Stunden in nördlicher Richtung durch den oberen Teil des Sees, den es mittelst Schleusen erreicht, nach Kuopio, einem Zentralpunkt des Holzhandels.

* * *

Nyslott breitet sich mit seinen Holzhäusern über 5—6 kleinere und größere, durch Brücken verbundene Inseln aus, — von denen einige bloße Granitplatten sind, die nur wenige Fuß den Seespiegel überragen, andere auf dem felsigen Untergrund außer den Häusern etwas Ackererde und Weideland tragen, noch andere als bewaldete Hügel die Wasserfläche überragen. „Savonlinna" nennt der Nationalfinne den Ort, und der hellklingende Name paßt gut zu dem freundlichen Städtchen mit den schmucken Holzhäusern, wo wir in dem ebenfalls aus Holz gebauten Turist-Hotel gute Unterkunft und fast raffinierten Komfort fanden. Auch hier ist der Geschmack für alles Moderne hervortretend, Möbel im Empirestil, Tapeten, Teppiche in Mustern der stilisierten Linie, Treppen und Gänge von oben bis unten mit Decken belegt, elektrische Klingel

Digitized by Google

und Beleuchtung durch das ganze Haus. Von den rings um das Haus laufenden Balkons hat man einen hübschen Blick auf den See und die auf gegenüberliegender Insel hoch emporragende Kirche. Den höchsten Punkt in dieser Inselwelt nimmt der bischöfliche Palast ein, ein hübscher Holzbau, von dessen Dach man einen wunderhübschen Rundblick hat. Herr Collander, der jetzige (evangelische) Bischof, ist ein genauer Kenner des Volkes und seiner Geschichte und soll der finnischen Bewegung freundlich gegenüberstehen; er spricht ein sehr gutes Deutsch und giebt wißbegierigen Fragern in liebenswürdigster Weise Auskunft. Das Kirchspiel umfaßt ein Areal von circa 40 Quadratmeilen, und da gerade Sonnabend war, kamen von weit entfernten Inseln die Langboote mit ganzen Familien, mit den Kindern bis zu den Säuglingen herab, die man ja doch nicht allein zurücklassen konnte, — alles im Hinblick auf den Gottesdienst des folgenden Tages; denn der Nationalfinne hat viel kirchlichen Sinn und scheut nicht Mühe und weite Wege für den Kirchgang, der überdies für gewöhnlich die einzige Unterbrechung in der Einförmigkeit des Daseins ist. Der Sonnabend ist den Geschäften und Besorgungen geweiht: es wird verkauft und eingekauft, gefeilscht und gehandelt; man geht zum Arzt oder fragt um Rat beim Apotheker — aus der großen Anzahl der „Apteeki" könnte man schließen, daß der Finne großes Vertrauen zur Medizin habe, — macht Besuche und bleibt die Nacht bei Verwandten oder in dem Gemeindehaus, wo man von den mitgebrachten Vorräten lebt. Sonntags strömt alles zur Kirche, es wird finnisch gepredigt, der große Raum ist hell und luftig und durch vier eiserne Oefen gut erwärmt. Nachmittags fahren die Boote heim, und das Städtchen nimmt wieder das Alltagsaussehen an.

Leichter noch ist der Verkehr im Winter. Wenn Ende Oktober oder Anfang November der Frost eintritt, dann genügt oft eine einzige Nacht, um den See von Kuopio bis Willmanstrand in Bande zu schlagen; nach 2—3 Nächten ist das Eis tragfähig, es gewinnt eine Dicke von 2—3 Meter, und bis zum April hin geht der Verkehr und die regelmäßige Postverbindung über das Eis. Tau- und Schlackenwetter kennt man dort im Winter nicht, es giebt nur mehr oder weniger Frost, und erst, wenn nach der Tag- und Nachtgleiche die Sonne mehr Kraft gewinnt und der Südwest den Frühling bringt, bricht die Rinde des Sees. Dann beginnt die Holzflößerei von Norden her über Kuopio bis Willmanstrand und Jacosenranta und von dort durch den Saimakanal nach Wiborg und den Häfen des finnischen Meerbusens.

Vom Turist-Hotel führt uns eine kurze Wanderung in östlicher Richtung durch hügelige Straßen mit gut gehaltenen Holzhäusern zu einem Bild von sagenhaftem Reiz; rötlich grau schimmernd im Morgenglanz, wie auf dem Wasser schwimmend, eine alte Burg, — ein Märchen aus alter Zeit. Auf einer nur wenig den Wasserspiegel überragenden Granitplatte ruhend, nehmen die Mauern fast den ganzen Umfang derselben ein; drei feste Wachtürme ragen trotzig empor und mahnen an die Zeit, wo die Wogen des Völkerkrieges zwischen Schweden und Russen an diese schönste mittelalterliche Burg Finnlands brandeten. Angelegt i. J. 1475 von Erik Axelson Tott fiel die dem heiligen Olaf geweihte Burg in wechselndem Kriegsglück bald den Russen, bald den Schweden in die Hände. Der herumführende Aufseher wußte viel von den Leiden eines Herzogs Hans von Oldenburg zu erzählen, der im Burgverließ lange gefangen gehalten wurde; leider reichten meine historischen Kenntnisse nicht aus, diesen deutschen Prinzen, der im fremden Völkerkrieg unterging, zu identifizieren, und die finnisch geschriebenen Führer konnte ich nicht lesen. — Die St. Olafsburg ist nur durch ein Fährboot erreichbar, und rings umher befindet sich das Wasser in lebhafter Strömung; denn hier senkt sich das Niveau des oberen Sees um 12 Centimeter zu dem des unteren.

Geht man vom Turist-Hotel in westlicher Richtung, so gelangt man über eine hübsche Brücke zu einer Erscheinung der modernsten Hochkultur: auf der Insel Haapaniemi das St. Olafsbad, eine Wasserheilanstalt und Erholungsheim im neusten Stil, anheimelnd und ruhevoll gelegen in Mitten der Inselwelt, wie geschaffen, um kranke Nerven zur Ruhe zu bringen und frische Kräfte zu neuem Lebenskampf zu geben. Das Hauptgebäude, ein monumentaler Holzbau mit großer Veranda und

Digitized by Google

allem Zubehör modernster Sanatoriumtechnik: warme und kalte Bäder, alle möglichen künstlichen Mineralbäder, Kreuznacher und Nauheimer kohlensäurehaltige Bäder, Dampf- und Heißluftbäder, Moorbäder, zu denen die Moorerde weither von Lovisa, einem Städtchen am finnischen Meerbusen, herbeigeschafft wird; — in der Mitte des Badehauses die große und lichte Kaltwasserabteilung; ferner Einrichtungen zu elektrischer Behandlung, elektrische Lichtbäder; pneumatisches Kabinet; endlich noch eine Abteilung für Heilgymnastik und Massage, für welche Art der Behandlung das Interesse in Finnland ebenso wie in Schweden ein sehr lebhaftes ist und die durchschnittlich wohl mehr nach wissenschaftlichen Prinzipien ausgeübt wird als bei uns. Daß Bootfahren, Rudern, Sport verschiedener Art — abgesehen vom Radeln, wofür das Terrain zu ungünstig — ebenfalls zu den sanitären Maßnahmen gehört, versteht sich bei der Lage des Ortes eigentlich von selbst; im Park Kegelbahn, Lawn-tennis-Platz; ein Aussichtsturm mit prachtvollem Rundblick. Auf einem benachbarten, durch bequeme Brücke verbundenen Inselchen die zu der Anstalt gehörenden 5 Villen mit den Wohnungen für die Kurgäste, — sämtlich, wie das Haupthaus, aus Holz und inwendig bequem, praktisch und sehr hübsch eingerichtet. Sie tragen finnische Bezeichnungen: Runolinna-Sagenhaus, Vainola-Waldhaus 2c. Die Verpflegung ist sehr gut; nie habe ich eine hübscher errangierte und reicher besetzte Tafel gesehen als in dem zu der Anstalt gehörenden Kasino. Der Preis ist relativ sehr mäßig; für 40 finnische Mark wöchentlich (in Finnland gilt das romanische Münzsystem, eine finnische Mark = 80 Pfennigen) hat man schon ein sehr gutes Zimmer und 3 reichliche Mahlzeiten. Ärztlicher Leiter ist z. Z. Dr. A. Tollet aus Helsingfors. — Vom 5. Juni bis zum 1. September dauert die Saison im St. Olafsbad; denn nur kurze Zeit freut man sich unter diesen Breiten des Sommers. Im April schmilzt das Eis des Saima, wenige Frühlingstage leiten dann in den warmen Sommer über, der ca. $2\frac{1}{2}$ Monate lang das Reich behält. Freilich, die Macht der Sonne in dieser Zeit ist groß, denn endlos lang ist der Tag, und die Verdunstung durch die Einwirkung der Strahlen auf der Wasserfläche giebt der Luft die Feuchtigkeit und Milde, die erste Bedingung für schnelles Pflanzenleben ist. So bietet der kurze Sommer eine weit größere Mannigfaltigkeit und Fülle an Blumen und Staudenpflanzen, als man nach dem Breitengrad und dem kargen Boden erwarten sollte. — Mit den kürzer werdenden Tagen kommt der Herbstnebel und Regen, und dann erscheint die Landschaft in der wenigst kleidsamen Beleuchtung, bis dann Winterfrost und Schnee wieder Frische und Farbe in das Bild bringen.

Interessant war mir, was ich durch gütige Mitteilungen aus ärztlichem Munde über die Gesundheitsverhältnisse speziell des Saimagebietes erfuhr. Leider nicht allzu Günstiges. Neurasthenie kommt in den mannigfachsten Formen vor, und zwar nicht allein bei den in geistiger Arbeit den Kampf mit dem Leben führenden Ständen, sondern auch bei den Landarbeitern, Holzfällern und Fabrikarbeitern (Holzmanufaktur), die durch die Schwere der täglichen Last zu Boden gedrückt werden bis zur Unfähigkeit, ohne daß gerade körperliche Krankheit nachweisbar wäre.

Die Tuberkulose ist ein nur allzuhäufiger Gast in den Hütten der Armen, und zwar ist dies weniger der Unbill des Klimas zur Last zu legen, als den äußerst ungünstigen Wohnungsverhältnissen der ländlichen Arbeiterbevölkerung. Obgleich Finnland nicht die strikte Medizinalgesetzgebung hat wie z. B. Norwegen, wo für Tuberkulose bereits Anzeigepflicht besteht, drängt die Gefahr der Wahrnehmung sich doch so auf, daß der Gedanke der Volksheilstätten auch hier schon Wurzel gefaßt hat. Einige Meilen ostwärts von Nyslott, an einer geschützten Bucht des Saima, wird in den nächsten Jahren eine von Staat oder Gemeinde subventionierte Heilstätte für Unbemittelte entstehen, — die Anregung zu dieser Gründung gab der schon erwähnte finnische Ärzteverein der Duodecim; eine andere Heilstätte in der Nähe von Helsingfors ist ein Werk des schwedisch-finnländischen Ärztevereins.

Leider ist noch ein dritter böser Gast eingezogen: Syphilis findet sich nicht selten unter der städtischen wie Landbevölkerung, — nach der Meinung der Ärzte sind es die russischen Garnisonen, die das Unheil hierher gebracht haben. Wie leicht bei den

Digitized by Google

engen Wohnungsverhältnissen, der Unkenntnis und Verwahrlosung, einzelne Kranke die Vergiftung ganzer Familien herbeiführen, bedarf keiner Erläuterung.

Aussatz kommt selten vor und ist ebenso wie in Norwegen im Rückgang begriffen; in dem Leprahaus bei Helsingfors sollen sich noch ca. ein Dutzend Kranke befinden; wahrscheinlich giebt es noch im Lande verstreut einzelne Fälle, die nicht zur Kenntnis der Behörden gelangen; eine eigentliche Volkskrankheit ist die Lepra in Finnland nicht mehr.

Zahllos sind die Todesfälle aus unbekannter Ursache, denn bei den räumlichen Verhältnissen des Landes sind es doch nur die in der Nähe der Städte Wohnenden, die ärztliche Hilfe haben können. Die Kirchenbücher der Diözesen berichten denn auch von eigentümlichen Diagnosen der Volksmedizin, aus denen auch nicht annähernde Schlüsse zu ziehen sind.

Das klingt ja nun nicht gerade erfreulich; doch den Sommergast, der in Ferienstimmung in das nordische Land zieht und sein eigen Bündel Arbeit und Last daheim läßt, um es mit frischen Kräften wieder aufnehmen zu können, berührt es nicht. Er darf auf der Oberfläche bleiben, sich des Schönen freuen und die ruhevolle Stimmung dieses Sees der tausend Inseln auf sich wirken lassen; hat er dann noch offene Augen für Eigentümlichkeiten der Menschen und Verhältnisse, so wird er auch des Interessanten genug entdecken, ohne den Schattenseiten zuviel Beachtung zuwenden zu müssen. Alles in allem, — wer recht ausruhen will, dem sei Finnland, Savonlinna und St. Olafsbad zur Sommerfrische empfohlen; Geist und Körper werden dabei nicht zu kurz kommen. Freilich, — eine fünftägige Reise — dabei drei Tage auf See, darf ihn nicht schrecken, — bietet aber auch für leidlich seefeste Leute so viel des Schönen und Interessanten, daß die Fahrt an sich schon Genuß ist.

* * *

Soll ich nun noch von weiteren Schönheiten Finnlands berichten? Vom Punkaharju, der Riesenmoräne eines Gletschers der Eiszeit, jetzt als ca. 30 Meter hoher, schmaler, bewachsener Hügelrücken mehrere Kilometer weit in den Saima sich erstreckend, mit wundervoller Aussicht nach beiden Seiten! — Von dem Imatra, dem großartigen Wasserfall des Wuoxen, der die Wasser des Saima in das Seensystem des Ladoga führt, von wo sie, vereint mit den Abflüssen des Onega, als Newa in den finnischen Meerbusen gehen? Zwischen den zerbrochenen Granitblöcken einer großartigen Moräne der Vorzeit brausen die Wogen in dem hier stark verengten Flußbett; — wer den Trollhätta gesehen, denke sich alle Stromschnellen des Gothaelf für einen einzigen Überblick vereinigt, dann mag die Pracht des Anblicks sich dem inneren Auge darthun. Tannen und Birken schließen den Rahmen des schönen Bildes; und wer dem ewigen Wechsel und Werden auf der Erde nachspüren mag, der sehe sich die Gletscherschliffe und Riesentöpfe des Moränenwalls an. Hier stört auch noch kein qualmender Fabrikschornstein die Harmonie des Eindruckes, nur die den Fall überspannende hochgewölbte Brücke spricht von Menschenmacht in dieser Symphonie der Natur. Freilich, wer den Imatra noch in seiner Ursprünglichkeit sehen will, muß bald hingehen; denn es ist kaum anzunehmen, daß die stetig mehr vordringende Industrie in Ehrfurcht vor diesem Naturwunder Halt mache.

Und damit nehmen wir Abschied von Finnland; eine kurze Eisenbahnfahrt bringt uns von Imatra über Wiborg nach der russischen Grenze, wo die Zollrevision uns daran erinnert, daß Finnland noch immer nicht Rußland ist.

Digitized by Google

Bettchen Brennecke.

Novelle

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 222.)

Es geht dem Herbst zu. Schon kalte Tage, an denen man morgens und abends fröstelt, während mittags die Sonne warm und fröhlich scheint. Längst haben die Bäumchen auf dem Winterfeldplatz ihre Blätter verloren. Auf den Platz wird Bettchen mit den beiden Kindern geschickt, sowie sie aus der Schule kommt. Ihre Arbeiten muß sie verstohlen machen. Dazu schlüpft sie bei Marie Tietz unter, die nebenan wohnt und nur noch eine Mutter hat, die Plätterin ist. Sie hält aber darauf, daß ihr Kind etwas lernt. Kommt Bettchen verspätet aus der Schule oder von solch heimlichem Gange, so setzt es Ohrfeigen von der „Stiefschen" — sie nennt die Frau ihres Vaters nicht anders mehr. Mit wildem Trotz und einem Aufblitzen in den Augen spricht sie so von ihr. Auch zu den Geschwistern.

„Still, Stiefsche kommt! Die böse, böse Stiefsche!"

Sie ist hager und blaß, und ein beinahe alter, vergrämter Zug ist in ihr sonst so frisches, rundes Gesicht gekommen.

„Wie das Mächen in die Höh' schießt," sagen die Leute, „du wächst ja aus allem Zeug 'raus!" Ihre Hände sind lang, die Knöchel der Gelenke stehen vor, das Kleid ist kurz, die großen Füße stecken in nie recht heilem Schuhzeug. Sie flickt die Risse in ihren Röcken selber, so gut sie es kann.

„Mächen, eure selige Mutter fehlt euch überall," sagt die Seewalden, wenn sie einmal an ihr vorüber geht.

„So eine schlimme Stiefsche giebt es nicht noch mal!" antwortet dann Bettchen. Und geheimnisvoll: „Aber sie wird schon ihre Strafe kriegen!"

„Meinste?" fragt Mariechen Tietz. „Wie denn?"

„Das wird der liebe Gott schon machen."

„Raus! runter! aus'm Wege mit den Bälgern!" ruft Carola Brennecke, sowie sie Bettchen sieht. Erst wenn es ganz dunkel geworden ist, dürfen sie heraufkommen.

Bettchen antwortet jetzt immer frech, sie ist widerspenstig. Das wird dann dem Vater gesagt, und er schlägt drauf los. Sie ist immer blau und braun. Ernstchen hat sich ein Loch in den Kopf gefallen, als er der Peitsche entwischen wollte. Die Mutter von Mariechen Tietz hat's ihm verbunden; dicht über dem Auge ist's. Bettchen setzt ihm die Mütze über die Binde, da sieht es nicht gar so häßlich aus. Aber auch in dem Gesicht des Jungen sind graublaue Schatten, und er ist gelblich blaß, und das Fiechen ist so weinerlich geworden und will gar nicht wachsen und so langsam das Sprechen lernen.

Die Stiefmutter sagt dem Manne: „Das hat seine fünf Sinne nich! Das is zu dumm! Daran erlebst du noch was, Brennecke!"

„Ja, das wäre auch besser —"

„Freilich!"

Und Bettchen hat das Nichtausgesprochene verstanden.

Einmal hat sie zwei Hinterhausfrauen miteinander sprechen hören: „Die Kinder haben ihr Recht nich, die sehn so aus, als ob sie nich satt kriegten."

Ja, daß sie immer hungrig sind, alle drei, das könnte sie erzählen.

Die kleine hagere Frau eines Flickschneiders, die selber fünf Kinder hat, meint mit weinerlicher Stimme: „Eine Mutter, wenn sie stirbt,

Digitized by Google

sollte man immer gleich ihre Jöhren mitnehmen. Denn weiß se, wo se sind, und keine andre kriegt se in die Hände."

„Na, Heinebach, denn stürb' de Welt bald aus!"

„Was mir auch egal wäre — mer quält sich zu sehre drauf rum!" sagt sie in ihrem Thüringer Dialekt.

Mit der Mutzel ist Carola bald im besten Einvernehmen, bald streiten sie sich; zuweilen gehn sie ein paar Tage aneinander vorbei und sprechen nicht mitsammen, dann wieder sitzen sie beim Kaffee, der stark durch die Wohnung riecht, und die Frau mit dem Raubvogelkopf und den langkralligen Händen schlägt die Karten. Und in ihrem Winkel, wo Bettchen das Fiechen auf dem Schoß hält, damit es still ist und nicht hinausgeworfen wird in die Küche, hört es dann:

„Ach, was Ihnen alles zuliegt, aber wie Gut's? Heuer noch viel Geld und Gesellschaften und unter Männern sind's! Das Brot ist gut, Frauerl, und der Mann ist lieb. Un' Sie kommen noch zu was! Sie wohnen meiner Seel' noch in ei'm Vorderhaus. Mein', was Ihnen zuliegt!"

Und Carola lacht. „Kann mir recht sind! Brennecke verdient genug. Un' ich halte es zusammen. Abliefern, und was nich gerade notwendig is, das kommt uf die Sparkasse. Mutzeln, ich muß doch vor mir denken! Wenn der mal mit 'ner Last abstürzt und sein Genick bricht, wer nimmt mir denn noch?"

„Ach, redens nit. So ein bildsauberes Weiberl, wie Sie!"

Carola lacht — die „böse Stiefsche!"

„Aber — da — ei, sagen muß i's schon. Da ist auch großer Verdruß. Die Kart da! so ein stetiger Ärger."

„Ih wo!"

„Gengens her! dicht um Sie rum. In Ihrem Haus. Wissens, mein' Karten lügen nit! Wir brauchen ja auch nit weit zu suchen. Die drei Kroaten in Ihrem Haus sein's! I ja! und wann der Herr Gemahl einmal stirbt, denn haben's die auf 'm Hals."

„Ach, was gehen mir die an — sind nich meine! Un' uf de Kasse steht's uf meinen Namen!"

„Sie sind eine gescheite Person, zu gescheit. Wie'n leibhaftiger Advokat seins!"

Dann streckt einmal wieder die Mutzeln den Kopf aus dem Fenster.

„Kind, Bettchen, schau auch mal daher. Geschwind, sollst mir sagen, Herzl, wer denn jetzt da bei euch wohnt? so an großer, schwarzer, schlanketer Bursch! Wer is denn dös?"

Widerwillig und langsam ist Bettchen herangekommen.

„Ach der — das is doch ihr Bruder, der Ede Tindorf. Sie will, ich soll Onkel Eduard sagen — ich thu's aber nich! Vater nennt'n Ede."

„Ach so, ihr Bruder."

Die Mutzel hat ein ganz enttäuschtes Gesicht gemacht.

„Aber da musses schön eng sein. Hat das Weibsbild an Geiz! Wo steckt's denn den auch hin?"

„Der schläft in der kleinen Stube — der Vater und sie sind in der großen — und Ernstchen liegt auf dem Gang, auf der Erde."

„Ei mein, ei mein! Wenn das eure Mutter selig wüßt."

Bettchen nickt mit dem Kopf, als will sie sagen: die weiß es schon, die sieht's mit an. Und nicht lange mehr. Es steht ihr ganz fest: Mutter wird ihr schon helfen beim lieben Gott.

Jeden Abend vor dem Einschlafen malt sie sich den himmlischen Garten wieder aus, und immer träumt sie von der Mutter. Auch in der Schule jetzt oft, und wird sie gerufen, fährt sie verwirrt auf. Wenn der Mond in das Küchenfenster scheint, ist es erst recht schön, sie blickt dann in den hellen Strahl, und er kommt ihr wie ein grüßendes Zeichen aus dem Himmel vor. In solchem blassen, milden Licht ist „sie" immer. Die Thür läßt sie stets ein wenig offen, damit sie auf den Bruder achten kann. Sie hat's doch versprochen, für die Geschwister zu sorgen. Und wenn der Enne jetzt auch so unartig ist, bald böse gegen sie und freundlich gegen „die Stiefsche", je nachdem ihn die gut oder böse behandelt, er ist ja noch so klein, so dumm!

Vater geht nicht mehr allein aus, wie früher; seine neue Frau und der lange Ede sind immer mit. Oft kommen die drei laut

Digitized by Google

und lachend nach Hause, die Männer auch angetrunken. Dann hat die Stiefsche ihren Spaß und neckt sie. Sie sind in einem Verein, da wird gesungen und soll auch getanzt werden. Eine ganze Woche lang sitzt die Frau bereits an der Maschine und näht Spitzen und Bänder an ein weißes Kleid. Bettchen weiß schon, dann thut sie Mutter ihre Schätze wieder an — die kostbaren Sachen, die sie immer nur mit spitzen Fingern hat berühren dürfen.

Aber am Nachmittag vorher, als der Ede früher nach Hause gekommen ist, ruft ihn Carola an das Fenster.

„Guck mal her!"

Er erfüllt mit dem Rauch seiner häßlichen Cigarre das ganze Zimmer, und Fiechen muß oft husten. Es hat eine schwache Brust, wie Mutter. Es muß still neben ihr hocken, denn Bettchen flickt einen Riß in seinem fadenscheinigen Kleide.

„Gucke mal! Das da und das — und die alte Scharteken, was?"

Sie kramt etwas auf die Fensterbank, und der Bruder sagt: „Hm! eh!"

„Ob ich mir vor das 'ne neumod'sche Sache umtausche?"

„Kannste ja!"

„Kannste ja — das is nichts! Ob ich was Ordentliches vor kriege?"

Nun guckt Bettchen auf. Ein Stück nach dem andern nimmt Carola aus dem altmodischen Nähpult, das in der Kommode seinen Platz hatte — Mutter ihre Kostbarkeiten.

„Da is auch'n Ring. Nee, wie der dumm aussieht mit Glaube, Liebe, Hoffnung," lacht die Frau, „ich hätt' gern 'nen neuen. Un' da ne Nadel und noch 'n Ring mit Haare. So'n Trödel!"

„Sag' dat nich," meint Ede. „Es giebt Menschen, die suchen nach so'ne alte Dinger. Ich habe doch 'n Freund, der bei'n Goldschmied arbeitet."

„Du — denn woll'n wir dahin. Denn fragen wir mal. Ja?" sie macht beinah einen Hopser.

„Das is 'n Einfall. Denn stech' ich alle aus. Denn hätt' ich 'n Pläsier."

Bettchens Augen werden größer. Sie wirft die Arbeit hin.

Stück um Stück hält der Mensch da drüben in seinen Fingern, prüft es gegen das Licht, kramt es in die kleine Holzschachtel, die in das lederbezogene Pult gehört, und dann thut sie einen Sprung über Fiechens Fußbank hinweg. Mit beiden Händen greift sie nach der Holzschachtel.

„Das dürft ihr nicht! Ihr! Das sind Muttchen ihre Sachen. Die dürft ihr nicht wegnehmen!"

„Na — nu?" fragt Ede, und es kommt ein lachender Zug in sein Gesicht.

„Ich — leide es nicht." Sie reißt das Ding an sich und klammert die zehn Finger darum. „Ich — gebe — es nich her!"

„Mädchen, biste denn verrückt geworden?" fragt Eduard Tindorf und nimmt vor Erstaunen seine Cigarre aus dem Munde.

„Muttchen ihrs! Sie hat das alles so lieb gehabt. Und wir sollten es haben — wir — die da nicht!"

„Die Kreatur!" schreit Carola, „das woll'n wir doch sehn. Eduard, halt sie doch mal bloß!"

„Ich — nee! Un' wenn es ihrer Mutter gehört hat, denn kommt es ihr doch eigentlich zu!" sagt der phlegmatisch, setzt sich in den Korbstuhl und streckt die Füße weit von sich.

„So?" ruft die Frau höhnisch, „kommt ihr zu? Ich habe mir das Medaillon doch schon an das Armband machen lassen und die Granaten angesteckt. Un' Brennecke hat nichts gegen gehabt. Ich bin die Frau! Mach' dir man schön, das sagt er immer. Der wird was gegen haben? Die freche Kreatur is ihm so gut im Wege, wie mir — die Kleinen, die könnte man schon regieren, die Große verdirbt sie bloß. Giebste her!"

„Nein!"

„Eduard, was sagste?"

„Gar nichts!" Er amüsiert sich augenscheinlich über den Zorn der Schwester und die Wehrhaftigkeit des Schulmädchens. „Ich seh' zu!"

„Is auch gut! Giebste her?"

„Nein! Es ist unser. Zur Einsegnung sollt' ich das goldene Kreuz anthun, hat Muttchen gesagt."

„Was du sollst, das will ich dir schon beibringen. Morgen geh ich zu deinem Prediger.

Digitized by Google

Dem will ich schon sagen, was du für 'ne Jöhre bist. Daß du Vater und Mutter nich acht'st — der soll dir ins Gewissen reden."

„Denn sag' ich — wie du bist!"

Ein helles Lachen. Mit einem Sprunge wirft sich die kräftige Gestalt auf das Mädchen, das ins Wanken kommt. Ein kurzes Ringen. Dann liegt Bettchen am Boden, und Carola hebt triumphierend die Schachtel mit den Schmucksachen in die Höh.

„Un' nu erst recht! Nu kommt der Trödelkram aus'm Hause."

Eduard Tindorf lacht, daß es ihn schüttelt.

„Du hast 'ne Forsche!" sagt er.

„Meinen Willen habe ich!" keucht sie.

„Nu gehste doch mit nach deinem Freunde."

„Du setzt alles durch!" damit steht er auf.

Bettchen bleibt auf dem Fleck liegen, wohin sie geschleudert ist, kein Wort kommt über ihre Lippen. Ihr Gesicht ist ganz grau. Carola setzt den Hut auf, zieht das Jacket an und wickelt die Schachtel in Papier.

„So — nu woll'n wir geh'n und Brillanten kaufen!"

„Weiter fehlt dir nischt?" fragt der Bruder.

„Nee, weiter nischt!" Und ihr Lachen verklingt draußen.

Fiechen watschelt mit den krummen Beinchen heran und tastet nach dem Gesicht der Schwester und will sie trösten und sagt schmeichelnd: „Ichen — gut — Bettchen — gut!"

Aber nicht wie sonst zieht die große Schwester sie in die Arme. Und als Ernst atemlos herauf kommt, denn der Portier hat die spielende Schar vom Hofe gejagt, klingelt und krabbelt er lange vergebens an der Thür. Endlich, wie ihm gar nicht aufgemacht wird, schlägt er mit den kleinen Fäusten an und brüllt.

Da besinnt sich Bettchen, steht auf, streicht die Haare aus dem Gesicht und schleicht hinaus.

* * *

Hin und her hat Bettchen laufen, bald diesen Gegenstand, bald einen andern reichen und holen müssen, der Stiefmutter die Schuh anziehen, die Handschuh knöpfen. Und nun steht sie da in dem weißen Kleide und dreht sich vor dem Spiegel und zupft mit den behandschuhten Fingern an dem schwarzen krausen Haar, biegt sich nah an den Spiegel, entfernt sich wieder ein wenig. Da, wo eine Erhöhung unter dem weißen Leder ist, sitzt der neue Ring, den die Stiefmutter wohl seit gestern zwanzigmal auf ihren Finger geschoben und von nah und fern betrachtet hat. Das Kreuz und die Brosche und das Medaillon sind fort.

Eine ganz düstre Falte sitzt zwischen Bettchens Augenbrauen. Sie hat den Blick immer zu Boden gesenkt.

„Lauf! Mach' flink! Komm hier her!" Sie thut alles. Auf dem Rücken brennen Striemen. Vater hat sie gestern Abend gehauen, weil die Neue sie verklatscht hat. Er hat auch so viele Drohungen ausgestoßen. Wenn sie nicht anders wird, wenn seine Frau noch eine einzige Klage hat, dann schmeißt er sie auf die Straße, ganz direkt.

„Die soll nich geärgert werden, die verdient's nich — wart' man, dich woll'n wir kriegen."

„Nach'm Pastor und nach'm Lehrer geh' ich!" hat Carola gesagt.

Bettchen ist's dumpf im Kopf. In der Schule ist sie lang schon nicht mehr gelobt, sie ist verträumt, sagt der Lehrer. Ach, der weiß ja nicht, daß sie immer an Muttchen denken muß und mit Sorge an die Kleinen zu Hause. An den wilden Ernst und das dumme Fiechen. Sie werden so oft eingeschlossen, wenn die Stiefsche ausgeht. Und die Mutter von Mariechen weiß so schreckliche Geschichten, wie kleine, unversorgte Kinder aufgebrannt oder aus dem Fenster gestürzt sind. Muttchen hat sie ihr doch anvertraut.

Auf die Straße wirft er sie, hat Vater gesagt. Wenn er das wahr machte? Sie stände plötzlich da und könnte nicht zurück zu ihren kleinen Geschwistern! Eine furchtbare Angst ist in ihr aufgestiegen, in ihren Schläfen beginnt es zu hämmern. Sie wollte wohl tot sein, wie Muttchen, zu ihr hin, gleich auf der Stelle — aber die beiden Kleinen!

Fiechen hat wie ein Mütterchen ihre Puppe, die nur noch einen halben Kopf hat, im Arm und wiegt sie hin und her. Ernstchen zerkratzt ein paar Zinnsoldaten. Er hat immer Lust, alles zu vernichten. Der Vater hat sich jetzt auch fein gemacht, und Tindorf kommt herein

Digitized by Google

„Nee, nu aber!“ sagt er bewundernd und guckt seine Schwester an.

„Ja — was?“ fragt Brennecke. Carola dreht sich hin und her. „Gefall' ich euch?“

„Aber — mächtig!“

„Ich mir auch! Da — kann keine gegen an!“

„Nee, nich an de Wimpern klimpern!“ ruft Ede.

„Ja, mit dir kann man sich sehen lassen!“

Bettchen versteht seinen Ausruf und zuckt zusammen. An die blasse, fleißige Mutter denkt er, mit der ist er freilich nicht ausgegangen. Die ließ er mit den Sorgen zu Hause sitzen.

„Tralala, tralala!“ singt Carola und macht ein paar Tanzschritte. „Alter, darf ich denn auch mit andern mir rumschwenken?“

„Das werd' ich mir erst mal überlegen und beaugenscheinigen,“ sagt der Rollkutscher.

Sie lacht hell auf. „Für dich is es doch 'ne zu große Arbeit! Un' ich hab so'n Vergnügen daran. Tralala, lalala!“

„Pläsier, Vergnügen!“ sagt Ede, der sich den Schlips sehr kunstvoll gebunden hat. „Du bist so Eine — was biste nich bei's Ballet gegangen?“

„Wenn ich es man ebent gedahn hätte! Da kann der Mensch sein Glück machen!“

„Bitt' ich mir aber aus!“ ruft Brennecke. „Hast du es etwa nich gut hier?“

„Ja doch!“ Sie lehnt sich an ihn und sieht ihm in die Augen. „Mit dir bin ich auch zufrieden, aber — anders könnt's doch sein.“

Er sieht Bettchen an. „Der hab' ich aber nu mores gelehrt. Un' wenn die nich thut was sie soll — na, du kennst mir! Ich sag's nich zweimal! Denn — raus!“

„Denn raus!“ ruft Ernstchen und bricht einem Bleisoldaten das zweite Bein ab.

Die drei Erwachsenen lachen, und der Junge lacht auch mit. Bettchen steht ganz unbeweglich. Wie der ist, der macht es schon wahr.

„Zieh' mal die obere Schublade auf, da muß 'ne Schutznadel liegen.“

Bettchen sucht.

„Bist du dumm! In der Schale mit den Nickeln.“

Endlich hat sie sie. „Nu stich's mal hier zu. Nee, bist du ungeschickt.“

Bettchen schiebt den Zeigefinger, an dem sie sich geritzt hat, rasch in den Mund. Wenn der Blutfleck an das Kleid gekommen wäre. Sie mag gar nicht denken, was dann passierte.

„Gieb mir'n Mantel, du, und halt mal's Kopftuch.“

Wie eine Dame aus dem Vorderhaus sieht sie jetzt aus.

„Nu los! Spendierste 'en Droschkon, Alter?“

„Wenn schon, denn schon!“ lacht ihr Bruder. „Nobel muß sind!“

Auf der Schwelle dreht sich die Frau noch einmal um. „Räumst auf und bringst die Kinder ins Bett. Un' morgen bist du bei Zeit auf und machst Vatern den Kaffee —“

Sie antwortet nichts.

„Hafte gehört?“ wendet sich Brennecke herüber.

„Ja!“

„Siehst doch nu — das is Eine —“ das letzte verklingt beim Zuschlagen der Thür. Alle drei sind sie fort. Gott sei Dank. Bettchen öffnet das Fenster. Über den Hof hin die Schritte, auch ein Lachen klingt noch herauf.

Fiechen kommt heran, und Ernst sagt: „Ich bin hungrig!“

So, ja! das Abendbrot. Sie hat nichts gesagt. „Wartet mal! seid artig!“

Bettchen nimmt die Lampe und geht nach der Küche. Sie hätte doch auch fragen können. Ein Rest Milch? Nein! Die Stiefsche hat heute mehr Kaffee als sonst getrunken. Da, im irdenen Topf ein paar Brotrinden. Ein Stückchen Butter. Sonst nichts, nichts! Und die Kinder sind hungrig, und ihr selber nagt es im Magen. Seit Tindorf mit ißt, ist es immer so knapp.

Ernst kommt herausgetappt, und Fiechen ruft; es scheint sich zu fürchten.

„Komm doch! Es is ja so dunkel, und ich bin hungrig!“ sagt der Junge.

„Wir haben nichts zu essen, Junge!“

Er guckt sie erst an, als verstehe er den Sinn der Worte nicht.

„Sie hat uns nichts dagelassen.“

Da kraspelt es über den Gang, Fiechen kommt in den Lichtschein.

Digitized by Google

„Mein Kleines, mein Liebes!“ spricht sie mütterlich und streicht über das blonde Köpfchen. Und da schreit der Enne plötzlich los und nimmt beide Fäuste an die Augen: „Ich bin so hungerig, ich bin so hungerig.“ Und erschreckt, brüllt das Fiechen auch mit.

„Stille, Kinder, stille!“

„Hungerig! hungerig!“ heult Ernst.

Sie blickt hilflos auf die Geschwister. Sie glaubt's schon. Und dann sieht sie ratlos in der Küche umher. Muttchen hat zuweilen, wenn Vater gar nichts hergab, eine Brotsuppe gemacht. Aber mit den zwei Rinden?

„Ich hab' ja nichts, Kinder, nichts! Kommt rein, ich erzähle euch was. Wie schön es im Himmel ist. Goldene Äpfel und Bäume, an denen hängen auch noch —“

Ernstchen stampft mit den Füßen auf.

„Ich will was essen! Ich will 'ne Stulle —“

„Morgen früh,“ sagt sie matt, „ganz früh, da kommt der Bäckerjunge rauf und der Milchmann —“

Ernstchen weint, und über Fiechens blasses Gesicht fließen auch die Thränen. Es sieht so unglücklich und verlassen aus, das schwache, blasse Ding.

„Wie der poltert, der Bäckerjunge — bum — bum! immer gleich so 'ne Stiege herunter.“ Sie nimmt die Lampe in die rechte Hand und das Schwesterchen an die linke und geht der Stube zu. „Und dann macht Bettchen auf und springt raus, ganz schnell, ganz schnell, und zieht den Beutel 'rein, und da drin sind frische knusprige Brötchen. Dir eins, mir eins und dem wilden Ernstchen seins.“

Fiechen hört mit ihrem stillen Gesichtchen zu und nickt mit dem Kopfe. Aber Ernst wirft den seinen trotzig zurück und sagt: „Ich will jetzt eins! ich —“

Sie setzt die Lampe nieder und hebt das kleine Mädchen auf das Sofa.

„Milch,“ sagt das, „Milch!“

Bettchen nickt. „Ja, der Milchmann kommt auch. Morgen früh. Dann klappert die Blechkanne, und das Bettchen läuft hinaus und macht wieder die Thür auf —“ sie ist ganz kraftlos. Das kleine Ding öffnet den Mund und sagt lechzend: „Mi — lich —.“

„Jetzt will ich, jetzt!“ ruft der Junge.

„Ich habe doch nichts! Ja, wenn Muttchen noch da wäre? Weißt du noch, Enne, wie unser gutes Muttchen aussah?“

„Nein! ich will was essen. Hol' was!“

Sie spricht nach: „Was holen — wovon denn? Ich hab doch kein —“ ihr Blick heftet sich plötzlich auf die Kommode.

„Hol' was!“

In der Kommode, in dem Schächtelchen liegen Nickelstücke — genug, um den Hunger und den Durst für sie alle drei zu stillen. Milch kann sie kaufen und Brot. Und plötzlich wird ihr Gesicht wieder heller. Die hat über dem Putz und dem Ausgehn doch nur vergessen, daß sie alle drei ohne Abendbrot sind. Sie hätte sonst selber nach den Groschen gegriffen, wie so manchesmal schon.

Mit zwei Schritten ist sie drüben und zieht die Schublade auf.

Ernstchens Blicke folgen ihr, seine Augen öffnen sich weit. Er hat einmal versucht, an der Schublade zu ziehen, und da sind die Klapse wie ein Regenschauer auf seine Hände gefallen.

„Du, das darfste nich!“ sagt er eingedenk der Schläge und spreizt alle zehn Finger. „Du — ich sag's ihr!“

Sie hat eine ganz entschlossene Miene: „Enne, willst du hungern?“

„Ich will was essen!“ Sein rotes Zünglein zeigt sich zwischen den spitzen, weit auseinander stehenden Zähnen. Da faßt sie hinein, zählt dreißig Pfennig ab, bedenkt sich ein Weilchen und nimmt auch das vierte Nickelstück. Nun ist das Schächtelchen bis auf wenige Haar- und Stecknadeln leer. Sie giebt der Schublade einen Stoß, dreht den Schlüssel um, zieht ihn heraus und schiebt ihn in das Schloß der zweiten. Ein langer, aufatmender Seufzer.

„Paß auf Schwesterchen, Ernst!“

Dann nimmt sie Carolas Wollkragen, der über einer Stuhllehne hängt und hüllt sich hinein.

Der ist warm. Die hat's gut.

Vor der Küchenthür fühlt sie noch einmal nach, was ihre Finger umschließen. Das ist zuviel. Einen Nickel braucht sie ganz gewiß nicht. Aber, wieder hineinlegen? Kopfschütteln!

Digitized by Google

Sie bindet ihr in den Zipfel ihres Taschentuches. Wenn sie wieder einmal nichts haben — gar nichts — den versteckt sie.

In einem Satz ist sie über die Stufen im Hof. Sie rennt gegen die Mutzel.

„Wohin willst du denn auch noch?"

„Einkaufen!"

„Willst wohl Kuchen holen, weil ihr alleine seid?"

„Lassen Sie mich doch vorbei!"

Die Mutzel hält sie aber an dem Wollkragen fest.

„Und deiner Frau Mutter ihr Kragerl hast um?"

Bettchen macht ein trotziges Gesicht.

„Wenn Sie's wieder sagen" —

„Das könnt eh schon sein, du frecher Fratz du!"

„Sie sind eine böse Frau, — und es ist ganz einerlei! Sagen Sie's nur. Hauen und schelten thut sie doch immer."

„O du Fratz, woher hast denn auch plötzlich die Groschen? Einkaufen? schau! Vernaschen wirst's wohl wollen, he?"

Aber Bettchen hört sie nicht mehr, sie stürmt fort. Sie muß für die Kinder sorgen, das hat sie Muttchen ja versprochen.

* * *

Mit einem Strafzettel soll sie nach Hause gehen. Vater oder — die andre sollen ihn unterschreiben, und sie muß ihn wiederbringen. Sie hat das Papier in die Mappe geschoben. Wie durch einen Nebel hat sie gesehen und gehört, den ganzen Morgen, in allen Stunden. Zuweilen ist es ihr gewesen, als wäre sie selber es gar nicht. Verkehrte oder gar keine Antworten hat sie gegeben, und beim Rechnen sich nicht durchgefunden — „eine Lüge" hat der Lehrer gesagt, weil sie die Tafel hin und her gedreht hat — sie weiß nicht, wie es war, wie es kam — und so viele Worte sind's gewesen: Lange Zeit schon verändert, verträumt, störrig — eine Schülerin, die solche Fähigkeiten hat — ja — die Eltern müssen einmal aufmerksam gemacht werden.

Mit zusammengekniffenen Lippen, blaß wohl auch, hat sie dagesessen. Tot kann man sie schlagen! Es ist einerlei. Ihr Vater tut das am Ende auch. Heute Abend, wenn er nach Hause kommt. Hier in der Schule ist das jetzt auch gleich — der Zettel noch dazu — schlimmer kann's zu Hause nicht werden. Und morgen früh wissen sie es hier ja auch schon, daß sie „gestohlen" hat. Die Stiefmutter geht zum Lehrer und Prediger diesmal gewiß. Immer hat sie in den Stunden daran denken müssen. Auf andres konnte sie doch nicht mehr achten. „Gestohlen!" Wenn das Vater erst hört!

Am Morgen ist er fort, barsch und verdrießlich, nachdem sie ihm den Kaffee gemacht hat. Ein Wortwechsel ist mit seiner neuen Frau gewesen, nur halb hat Bettchen gehört, daß sie zuviel mit andern getanzt hat.

Ede Tindorf ist hustend an der Küche vorüber. „Nee, Kaffee nich! Ich ess'n Häring in der Destille." Aber der Stiefmutter sollte sie den Kaffee ins Bett bringen.

Da lag sie mit ihren schwarzen, losen Haaren und dehnte sich und gähnte und sah sie verschlafen an.

„Uff! Heute bleibe ich liegen, heute koche ich nich. Kuchen kannste Mittag mit rauf bringen, du!"

Ernstchen war schon wach und lief mit bloßen Füßen in seinem Nachtrock umher. Das Poltern und Schelten hatte ihn aufgeweckt. „Kuchen!" sagte er mit einem vergnügten Schnalzen.

„Nix für ungut! Schönen guten Morgen. Und da wär' i mit einem gequetschten Fuß — ist mir ein Kohlenkasten gestern Abend spät drauf gefallen. Die Meiersch drüben besorgt mir mein' Zeitungen heut. Wenn halt der Mensch Malheur haben soll!"

Die Mutzel setzte sich auf den Stuhl neben das Bett.

„Sie haben's schon gut, beste Frau Brennecke, Sie haben's wie eine Exzellenzfrau!"

„Ih, nu ja! Es war schön, und ich habe so viel getanzt. Un' er hat endlich Krakehl gemacht."

„Uijegerl! eifersüchtig, der Herr Gemahl? Sein's so gut."

„Ach, was ich mir daraus mache!"

Carola gähnte und reckte und streckte sich. „Man fühlt das doch, so 'ne Nacht um die Ohren!"

„Trinkens einen recht starken Kaffee."

Digitized by Google

„Wenn Sie'n uns machen wollen!"

„Ih, warum nit? Nach echte Weaner Art machet i's schon!"

„Aber Kuchen muß zu. Un' die da kann'n erst mitbringen, wenn sie aus der Schule kommt."

„Geben Sie nur's Geld, drüben die Elis' bringt'n schon mit, wenn sie nachher einkaufen geht."

„Bettchen, zieh mal die obere Schieblade auf."

„Was —" ein furchtbarer Schrecken hatte sie durchzuckt — „ja — was" — sie faßte nach ihrer Mappe und wollte hinaus.

„Hörste denn nich? Da liegt Geld, bring' mir das mal."

Sie hatte die zweite Lade aufgezogen, den Kopf gesenkt.

„Kommste denn gar nich zu stande?"

Ernstchen stellte sich auf die Zehenspitzen und versuchte, auch hineinzusehen.

„Hier is nichts."

„Doch oben —" schrie sie herüber und hob sich halb aus den Kissen.

„Bist zu dumm!"

Sie zog auf, langsam, ganz langsam, und sie guckte auf die Haarnadeln und Stecknadeln.

„Hier — is —"

„Na, zwischen die Sachen — Knöppe sind's nich —"

Sie war mit den Händen hin und her gefahren, sie zitterten und waren kalt.

„Hier — is — nichts!"

„Was? gestern Abend habe ich noch —"

Mit einem Satz ist die Stiefmutter aus dem Bette gekommen.

„Biste denn blind?"

Die Mutzel lachte hell auf. „Zu die Gescheitsten gehört's wohl nit, das Bettchen."

Und dann hatte die Stiefmutter selber nach dem Kästchen gegriffen.

„Da is wer dran gewesen. —"

Die Mutzel reckte ihren langen gelben Hals. „Ei, schau!"

„Hihi — Bettchen" piepste der Junge.

„Da hat wer — gestohlen —, ich habe vier Groschen drin gehabt."

„Sie — ich nich!" sagte Ernstchen und duckte sich.

„Ich habe nicht gestohlen." Sie hatte plötzlich ein trotziges Gefühl bekommen. „Es war gar nichts da, nicht für die Kleinen und nicht für mich. Und da habe ich daraus" —

„Nich gestohlen? sie sagt auch noch nich gestohlen — wo hast du's — was haste gekauft? Näscherei!"

„Dös hab ich mir gleich gedacht, wie's gestern Abend spät noch heraußen gewesen is in Ihrem Kragen. I' hab's ihm auf den Kopf zugesagt, ei, da hätten's sehen soll'n. Aber Jessus, Jessus, meiner Seel, daß es etwas genommen hat — nein, dös is zu arg. Aber, meine liebe Frau Brennecke, verkühlens Ihnen nit. Jegerl, die Gestalt, die Gestalt. So'n molligs Weiberl!"

Carola schüttelte sie dann wie einen Sack.

„Du — was haste gekauft?"

„Brot und Milch!"

„Lügst!"

An beiden Schultern ist sie wie mit eisernen Klammern gepackt gewesen. „Auch noch stehlen! Na, wart'! Na warte!"

Ein kalter Schweiß ist auf ihre Stirn gekommen, sie hat nach dem Taschentuch gefaßt, und da, wie sie über das Gesicht wischt, hat sich der Knoten gelöst, und die zwei Geldstücke, der vierte Groschen, zu dem sie noch fünf übrige Pfennige gebunden gehabt hat, rollten auf den Boden. Ernstchen suchte sie auf.

„Zum Totschlagen!" sagte Carola.

„Stehlen ist schon's Ärgst', liebe Frau Brennecke. Da sind Sie vor nichts sicher. Und da müssen's ein — wie sagt sich's doch gleich — ein Exempel statöieren — die muß eine Straf' kriegen, ganz exemplarisch!"

„Ich geh zum Lehrer und zum Prediger — na, und wenn ihr Vater kommt!"

Ernstchen duckte sich hinter einen Stuhl.

„Hast du's gesehn?" fragte Carola.

Er nickte.

Schwarz war's ihr vor den Augen, wie Glockenläuten vor den Ohren, sie tastete sich über den Gang und schlich über den Hof. —

Und nun soll sie nach Hause. Und was dann kommt, dann?

Wie die Kinder lärmen! Wie die Wagen rasseln. Eine blasse, herbstliche Sonne guckt herab. Es ist Markt auf dem Platz. Ein Hin und Her.

Digitized by Google

Sie hat in der Schule beten wollen, und nicht gekonnt, immer nur das eine gräßliche Wort ist in ihren Gedanken und vor ihren Augen gewesen „gestohlen!"

An der Tafel hat sie es gesehen und auf dem Schultisch, an der Wand und in der Luft „gestohlen!"

An der Haustür lehnt sie und guckt in den Flur. Mariechen wird sie nun auch wohl nicht mehr besuchen dürfen. Es ist alles aus! Die Lust am Lernen auch.

Da zupft sie etwas am Kleide.

Ernstchen steht da, Fiechen an der Hand.

„Wo kommt ihr denn her?"

Die Kinder haben nicht das Geringste um bei der scharfen Luft.

„Sie — wollte doch schlafen."

„Und hat euch runter geschickt. Schon lange?"

Sie braucht gar nicht zu fragen. Die Kleinen sehen ganz blau aus. Aber Fiechen lutscht an einem Zuckerstück, und der Junge hält eine Düte.

„Hat sie euch das gegeben?"

„Nein!" Ernstchen lacht verschmitzt.

„Doch gekauft. Fünf Pfennige sind unters Sofa gerollt, wie sie mit dir gezankt hat. Die habe ich genommen."

„Ach, Ernstchen!"

Er hält ihr die Düte hin und sagt: „Schmeckt gut." Und dann flüstert er: „Mutzel is dagewesen, und Stiefmutter hat gesagt, Vater müßte uns alle totschlagen. Wir woll'n weglaufen, weit weg."

„Enne, wenn wir das könnten!"

Seine dunkeln Augen blitzen.

„Weit weg — faß an."

„Ach, Muttchen! Muttchen!" spricht Bettchen vor sich hin.

„In den schönen Garten — wo du uns von erzählt hat, in den Radieschen-Garten!"

„Paradies," belehrt Bettchen, „Paradiesgarten." Und dann geht plötzlich ein heller Schein über ihr Gesicht.

„Vielleicht — können wir hin!"

„Denn schnell, denn schnell!" treibt der Junge.

Ihr fallen plötzlich die Worte von Jesus zu dem Schächer am Kreuz ein: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!"

„Muttchen! Muttchen!" An dem Gewimmel auf dem Markt vorüber zieht sie beide frierenden Kinder und nimmt dann Fiechen auf den Arm. „Halt die Mappe! So! das Fiechen is so groß und darf eine Mappe halten!"

Und das blasse Gesichtchen lächelt.

„Gehn wir jetzt hin?" fragt Ernst.

Sie zieht ihn weiter, über einen Platz, auf dem die Bäume kahl stehn und nur ein paar braune Blätter auf dem verblichenen Rasen liegen.

„Möchtest zu Muttchen, Junge?"

„Ja doch, in den schönen Garten — Radies —"

„Paradies! Sprich's nach!"

Er thut's. „Finden wir sonst nich hin?"

„Sonst nich!"

Ein seltsamer Schein ist über ihrem Gesicht, ein Leuchten in ihren Augen. Es summt noch vor ihren Ohren, aber das ist nun wie ein Tönen schöner frommer Lieder.

„Herrlich is es da, Enne, und Muttchen sitzt auch da, zwischen Blumen und macht die Arme auf und nimmt uns auf ihren Schoß — alle drei!"

„Dei!" sagt Fiechen.

Bettchen drückt das Kind an sich.

Daß sie fortgehn muß aus der Welt, das steht ja fest. Als Diebin in der Schule gebrandmarkt — so ist das Wort: „gebrandmarkt" — und vom Vater totgeschlagen oder zum mindesten auf die Straße geworfen — sie zieht die schmerzenden Schultern zusammen. — Nein, für sie gibt es nichts, wie den Sprung in das Wasser. Sie muß — muß!

Aber die Geschwister? Verlassen darf sie die nicht, das hat sie doch Muttchen versprochen! Und allein lassen auf der Welt? In den Händen der bösen Frau? Und bei Vater, der sich gar nichts aus ihnen macht? Und der Junge, der so viel — wie sagte Muttchen: „Ach, wenn er nur nicht wird, wie sein Vater!"

Dann kann er das nicht, wenn sie ihn mitnimmt — wenn sie die Kinder zu der Mutter bringt. Der liebe Gott wird sie in Gnaden aufnehmen. Es bleibt ihr doch gar nichts andres übrig.

„Müssen wir mit die Elektrische? Hasse denn Geld?" fragt das Knirpslein an ihrer Seite.

Digitized by Google

„Nein! nein!"

Sie sind an der Herkulesbrücke vorbei, wo Ernst die steinernen Männer anstaunt. Der Weg an dem schwarzblanken Wasser ist menschenleer. Der Wind fährt stoßweise auf die kahlen Bäume hinunter und schüttelt sie, daß sie knarren.

„Fahren wir mit 'nem Schiff?"

„Nein! nein!"

Sie geht mit schnellen Schritten. Sie ist heiß. Fiechen ist doch eine fühlbare Last. Das Kind hält mit seinen Händchen die Mappe fest umklammert.

Einen Augenblick steht sie still.

„Ach guck bloß," ruft Ernstchen, und zeigt auf die Wetterfahne eines turmartigen Aufbaus an einem Hause. „Die Spatzen! O, wie die sich drehen —"

Richtig, der Wind dreht die Fahne, und die Spätzlein scheinen das ganz behaglich zu finden.

„Eins, zwei —"

„Es sind fünf!" zählt Bettchen.

„Lustige Spatzen!" macht Ernstchen und tut einen kleinen Sprung.

„Arme Spatzen" — kommt es Bettchen in den Sinn. So hat Mutter sie alle genannt, auch das tote Kindchen.

Die Mappe kommt mit, denkt Bettchen, darin ist der Strafzettel. Und denn weiß keiner mehr davon.

Als sie dem Tiergarten gegenüber ist und zu ihrer Linken auch keine Häuser mehr sichtbar sind, macht sie Halt und schaut sich um. Kein Mensch — der Himmel da oben jetzt ganz grau, das Wasser schwarz.

Die Augen vom Ernstchen blicken sie fragend an.

„Das ist aber weit, Bettchen!"

„Nich mehr!" Sie beugt sich herab. „Gleich sind wir am Tor vom Paradiese. Falte mal die Hände."

„Ja, ja!"

Und bete: „Lieber Gott, mach' mich fromm —"

„Lieber Gott," sie spricht es mit ihm Wort für Wort. „Mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm!"

Dann zieht sie mit einem Ruck den Jungen an die Steineinfassung, ein Stoß — hoch auf spritzt das Wasser — nun will sie nach, beugt sich vor mit dem Kinde — ein Bein, ein Arm da unten, ein schriller Schrei von ihren Lippen — wie angewurzelt steht sie, sie kann nicht, kann nicht, sie hat ein furchtbares Grauen vor dem kalten, schwarzen Wasser, in dem ihr Brüderchen kämpft. —

Und dann wird es laut um sie, es sind Leute da, wie aus der Erde gestampft, es kommt ein Kahn. —

Zwei Arbeiter halten sie. „Sie hat das Kind 'rin gestoßen — da, von de Bank her haben wir's gesehn!"

Und Helme und blaue Röcke und so viel Menschen. Sie schreien alle durcheinander.

„Wollt'st du auch rein?"

Sie kann nur nicken.

„Un' denn is dir wohl leid geworden?"

Wieder nur Nicken.

Sie nehmen ihr das Fiechen ab und dann die Mappe und sie blättern in den Büchern nach dem Namen, und sie halten auch den Strafzettel hoch.

Und hundert Schritte weiter bringen sie den triefenden Knaben ans Ufer und „Unfallsstation" rufen sie dazu. „Es scheint noch Leben drin."

Dann ist sie in die Mitte genommen von zwei Schutzleuten.

Das Fiechen weint und streckt die Hände nach ihr, und sie bückt sich und hebt es auf.

Und dann schüttelt sie den Kopf.

Heute noch — im Paradiese — nein, es ist nicht wahr geworden; in der Welt, der bösen Welt ist sie noch — und Muttchen droben sieht auf den Jammer herunter — und ist so weit, so weit — und der Herr Jesus hat sie nicht hingebracht — nicht. —

* * *

An einem Januarmorgen, der recht nebelgrau ist, steht in allen Zeitungen Berlins wie herkömmlich die gleiche Gerichtsverhandlung. In den Destillen und den Kaufläden, am Kaffeetisch des „möblierten" Mieters, in der Familie, neben der silbernen Teekanne der überwachten Gesellschaftsdame kann sie gelesen werden. Sie hat eine besondere Spitzmarke: „Das Schicksal eines Kindes".

„Es spielte sich wiedermal ein Stückchen Tragödie im Gerichtssaale ab. Die böse Stief-

Digitized by Google

mutter aus dem Märchen stand in Fleisch und Blut vor den Schranken als zungengewandte Zeugin gegen die dreizehnjährige Angeklagte: ein sanftes, blasses Kind mit großen träumerischen Augen. Und das war des Mordes angeklagt. Von der neuen Mutter mißhandelt, Sehnsucht im Herzen nach der toten — so hatte es mit den Geschwistern zur Mutter in den Himmel gewollt. „Wir waren alle im Wege," sagte es mit leiser Stimme auf die Fragen des Richters.

Die Lehrer und der Prediger gaben das beste Zeugnis. Bis vor kurzem war das Kind ein fleißiges gewesen, mit musterhaftem Betragen, der Liebling der Klasse. Dann war ein Umschwung gekommen. Man hatte Anlaß zur Klage; es mußte Bestrafung eintreten.

Mit ihren beiden Geschwistern war es dann an den Kanal gegangen, um zur Mutter zu gelangen. Das Brüderchen hatte es zuerst hinabgestoßen, dann wollte es mit der kleinen Schwester nach. Aber — es scheute sich plötzlich, zögerte und wurde von unweit sitzenden, ihr Mittagbrot verzehrenden Arbeitern gefaßt. Festnahme und Untersuchung des Falles folgten. Der Knabe war nicht ertrunken, aber wenige Zeit nachher an einer Lungenentzündung im Krankenhause gestorben, unbestreitbar die Folge des Sturzes in das eisige Wasser.

So mußte denn die Anklage wegen Mordes gegen das unglückliche, bedauernswerte Kind erhoben werden. Nach dem Buchstaben des Gesetzes, aber unter Zugrundelegung mildernder Umstände wurde die jugendliche Angeklagte zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Drei Tage kamen noch hinzu. Die Stiefmutter hatte das Mädchen auch des Diebstahls bezichtigt. Und die Kleine gestand ihn unumwunden ein — sie hatte vierzig Pfennige aus einer Schublade genommen und für die Kleinen und sich Brot gekauft. —

Erschüttert und mitleidbewegt führten die Richter die Sache. Und der Staatsanwalt, der die Strafe hatte beantragen müssen, nach Recht und Pflicht, war hinterher der erste, der eine Zwangserziehung statt des Gefängnisses befürwortete. — Die kleine Schwester war schon gleich nach der That den Eltern genommen und einer Pflegschaft überwiesen.

Den mit dem Federhut geschmückten Kopf in den Nacken geworfen, ein höhnisches Lächeln auf dem hübschen Gesicht, verließ die Hauptzeugin das Gerichtszimmer und hing sich draußen an den Arm des robusten, verlegen auftretenden Mannes.

„Aus dem Wege sind sie — das is die Hauptsache, und was die mir da drin haben anzuhören gegeben — du, daraus mach' ich mir nich die Bohne."

Und eine Nachbarin gesellte sich zu ihr. „Nu atmens aber auf! Nu sind Sie dös gottlose Ding los!"

Eine der Kneipen in der Nähe des Kriminalgebäudes war das Ziel der drei.

Mit dem kleinen, blassen Ding auf der Anklagebank aber hatte jeder Mitleid, die am grünen Tisch und die Zuhörer. Es war ein Stück Tragödie aus dem Großstadtleben, das sich da vor den Schranken abgespielt hatte."

* * *

Unter dem Tor, aus dem an dem verschneiten, aber sonnenbeglänzten Januartage ein schlankes, blondes Mädchen tritt, Frische auf den Wangen, ein Täschchen am Arm, steht eine rundliche Frau.

„Bettchen!"

Die großen Augen blicken prüfend über sie hin.

„Seewalds — Tante!"

„Ja, ja, ja, ich! Bettchen, Kind — ich konnt's ja nich mehr aushalten. Un' sie wissen es drinne, daß ich auf dir warte. Ich bin doch die, bei der du die erste Unterkunft finden sollst, eh du in Dienst gehst."

„Ach!"

„Ja doch! Mein Oller will's ja auch nich anders. Meine Pflicht und Schuldigkeit is es. Zum Andenken an deine gute selige Mutter. Un' wissen ja auch alles, wie ordentlich du dich geführt hast und daß dich unser Kaiser begnadigt hat. Nee, nich in die alte Wohnung, wir sind jetzt in 'ne janz andre Gegend. So brav und ordentlich biste gewesen —" Sie schluchzt in ihr Taschentuch.

„Das ist aber gut von dir, Tante Seewalden," sagt die weiche Stimme.

„Jar nich, meine Schuldigkeit! Ich habe mir doch so'n Gewissen draus gemacht, daß ich dazumal so ganz meine Hand von euch

Digitized by Google

abgezogen hatte. Wär' wohl anders geworden. Nee, nee. Und Seewald is ganz meiner Meinung. O, Kind, was is' Leben —" sie muß wieder schluchzen.

„Fiechen is auch groß geworden und so'n Ebenbild von deine gute Mutter."

„Fiechen!" Ein paar große Tränen rollen über die Backen des blonden Mädchens, es preßt die Lippen fest zusammen.

Da kommt die verarbeitete, unbekleidete Hand der Seewalden und streicht die Tränen fort und dann breitet sie beide Arme aus und sagt: „Kind! Kind!"

Und Bettchen fällt ihr um den Hals.

Käthe Kollwitz.

Von

Tu Märten.

Nachdruck verboten.

Als ich vor Jahren bei einem Rundgang durch die Kunstausstellung die graphischen Künste besonders beachtete, wurde ich plötzlich durch einen Cyklus von Radierungen, „Die Weber" betitelt, aufs tiefste ergriffen und gepackt. Das tiefste Elend der Menschheit war hier mit fester, sicherer Hand wiedergegeben; ohne aufdringliche Tendenz oder unechtes Kraftmeiertum gab hier eine Künstlerhand wieder, was ein Künstlerauge geschaut. Und dieses Auge und diese Hand gehörten einer Frau — gehörten Käthe Kollwitz.

Durch die Liebenswürdigkeit der Künstlerin wurde es mir vor kurzem vergönnt, „Die Weber" und auch ihre andern größeren Schöpfungen noch einmal in ihrem Atelier zu sehen. Der Cyklus „Die Weber", drei Lithographien und drei Radierungen, ist, wie die Künstlerin mir sagte, entstanden aus einem tiefen Eindruck heraus, den das gleichnamige Schauspiel Gerhart Hauptmanns auf sie gemacht hatte. Die einzelnen Darstellungen halten sich jedoch weder an die Scenenfolge noch an bestimmte Persönlichkeiten. Das erste Blatt führt uns in die Hütte der Ärmsten. Vor der Wiege des Säuglings kauert zusammengesunken die verhärmte Mutter; in jeder Linie ihrer Stellung drückt sich ihre Verzweiflung aus; das Gesicht des Säuglings giebt die Gewißheit, daß der Hungertod ihn nicht mehr zu neuer Qual wird erwachen lassen. Und bei der trostlos und stumpf hinausstarrenden Mutter auf dem zweiten Blatt hat man das Gefühl, daß keine Freude der Welt dies Gesicht jemals wieder aus seiner verzweifelten Erstarrung erlösen könnte.

Die dritte Gruppe stellt eine Scene am leeren Wirtshaustisch dar, wo mehrere Männer mit einander verhandeln. Die Lichtverteilung, die Gesichter, der Aufbau wirken auch hier vorzüglich zusammen. Dann folgt die Prozession der Weber, und ihr Auflauf vor dem Hause des Mühlenbesitzers, eine Darstellung der letzten Kraftentfaltung jener unglücklichen, schattenhaften Männer und Frauen. Und auf dem letzten Bild der unheimlichen Tragödie sehen wir im düsteren Raume die Opfer des Streiks nebeneinander tot am Boden liegen. Obgleich der Tod auf keines dieser Blätter wie bei Holbein oder Rethel figürlich neben oder hinter den Gestalten steht, so sieht man doch, oder fühlt vielmehr, daß er gegenwärtig ist; daß er da war an der Wiege des Kindes, daß er das Antlitz der verhetzten Mutter küßte, daß er den Volkshaufen unsichtbar begleitete und hervortrat als Erlöser, als das Maß menschlichen Leidens überzugehen drohte.

Digitized by Google

Den „Webern" folgte eine Radierung „Der Bauernkrieg", von dem man einen Teil wahrscheinlich in diesem Winter in der Sezessionsausstellung für graphische Kunst sehen wird. — Die rauhen Arbeiter der Erde haben sich empört; vorwärts dringend, elementare Leidenschaft in den Gesichtern und mit den gewaltigen Werkzeugen gen Himmel drohend, folgen sie blindlings einer nackten, mächtigen Gestalt, die über ihnen in den Lüften schwebt und die Fackel des Aufruhrs schwingt; in jeder Ader und jedem Muskel dieser Gestalten prägt sich eine wilde, trotzende Kraft aus. — Ich traf die Künstlerin, als sie gerade an diesem Werk arbeitete, und hatte so Gelegenheit, eine Technik zu bewundern, die es vermochte, so viel Leidenschaft und so viel Leben auf die Kupferplatte zu bannen.

Käthe Kollwitz: Die Weber. „Zug der Aufständischen."

Eine andere große Arbeit ist „La Carmagnole", der Tanz um die Guillotine. Der ganze Vorgang ist wie in Nacht gehüllt. Auf freiem Platz zwischen hohen Häusern steht die Guillotine, und um sie herum führen ihre fanatischen Anbeter einen unheimlichen Tanz auf. Die Führerin des Zuges ist das bekannte Waschweib aus der Geschichte; trunkene und blöde Gestalten jauchzen ihr zu, und ein Knabe mit stumpfem Gesichtsausdruck steht zur Seite und schlägt die Trommel.

Als die Künstlerin dies Werk zuerst in der Berliner Ausstellung ausstellte, wurde ihr die goldene Medaille zugesprochen; höheren Ortes jedoch wurde diese Auszeichnung abgewiesen. Man vermutete vielleicht eine „revolutionäre" Gesinnung hinter dem Werk; die Ablehnung wäre nur aus dieser eigenartigen „Kunstanschauung" zu erklären. Zwei Jahre später verlieh Dresden der Künstlerin die höchste Auszeichnung für graphische Künste; dort hat auch Professor Lehr, der Direktor des Kupferstichkabinets, einige ihrer Radierungen für die Dresdener Sammlung erworben.

Digitized by Google

Was den Unterricht und die technische Seite der Kunst von Käthe Kollwitz angeht, so hat es ihr, wenn ich sie recht verstanden habe, hier an gründlicher Anleitung gefehlt. Sie sprach mit Dank von Professor Herterichs Unterricht, scheint aber sonst im Wesentlichen auf eigenes Können angewiesen zu sein, wie ja auch ihre ganze Kunst eine aus sich selbst gewordene, ganz individuell bestimmte Persönlichkeit verrät. Ihre große Genialität zeigt Käthe Kollwitz meines Erachtens vor allem in ihren Zeichnungen. Mit noch größerem Entzücken fast, als bei den Radierungen, folgt hier das Auge den wunderbar feinen und doch so kraftvollen Linien, wie sie in überraschendster Ausdrucksfähigkeit sich dem eigenartigen Wollen der Künstlerin fügen.

Die Zahl der Blätter, die Käthe Kollwitz bisher herausgegeben hat, ist noch nicht sehr groß. Es scheint dies zum Teil durch äußere Verhältnisse bedingt, zum Teil aber auch mit einer ihr eigenen, großen selbstkritischen Begabung zusammenzuhängen. Aus diesem Grunde hat die Künstlerin wohl manches nicht veröffentlicht, das vor ihrer eigenen Kritik nicht bestand, und es scheint, als ob dieses Feingefühl, die Beschränkung in der Produktivität diese in ihrem qualitativen Wert nur zu steigern vermocht hat. Äußerlich kommt hinzu, daß sie durch häusliche Pflichten, wie Überwachung der Arbeiten ihrer beiden Knaben, in Anspruch genommen ist und einen Teil ihrer Zeit dem Unterricht an einer Malerinnenakademie hingeben muß. Im Norden Berlins wohnt Käthe Kollwitz. Durch eine Schar armer und kranker Gestalten, die zu ihrem Gatten, dem Arzt, wollten, hindurch ging ich in ein großes, einfaches, fast kahles Zimmer, ihr Atelier. An den Wänden hingen Zeichnungen und Radierungen, nahe am Fenster stand die aufgestellte Kupferplatte, an der die Künstlerin gerade arbeitete, einige zu dieser Arbeit notwendige Gerätschaften und Skizzen, sonst aber nichts von alledem, was man oft in den Ateliers der Künstler an Draperien und verschönerndem Beiwerk zu sehen gewohnt ist.

Käthe Kollwitz scheint kaum dreißig Jahre alt zu sein; ihr Haar ist leicht ergraut, ihre Gestalt klein und die Gesichtsfarbe bleich. Das Schönste in ihrem Gesicht sind die ruhigen, klaren und schönen Augen. Ich mußte bei diesen Augen — ohne daß ich mir den Gedankengang deutlich erklären kann — an ihre Kunst, an ihre Art zu sehen denken. —

Im Wesen ist die Künstlerin wohlthuend einfach und offen. Wenn sie spricht oder erklärt, ist es, als ob kein unechtes Wort oder Lächeln bei ihr möglich wäre. So eindringlich und überzeugend wie ihre Schöpfungen wirkt auch ihre ganze Persönlichkeit. Bei Betrachtung einer Zeichnung, deren Gestalten mich lebhaft interessierten, fragte ich sie, ob sie Modelle zu ihrer Arbeit brauche. Sie sagte mir, daß sie die berufsmäßigen Modelle nicht brauchen könne, da sie zu konventionell und steif seien, und daß sie nur gelegentlich Erscheinungen der Straße benutze, auf die sie zufällig aufmerksam werde. Das Wesentliche in den Gesichtern und Körpern ihrer Gestalten scheint also auch hier ihrer Phantasie, ihrer Beobachtungsgabe, ihrem künstlerischen Gedächtnis zu entspringen.

Es ist ein eigen Ding, den Genuß, den ein Kunstwerk in uns erregt, andern zu übermitteln; und ich glaube, es wird dies nie auch nur zur Hälfte in der Intensität gelingen, die der Beschauer selbst gefühlt hat. Was diese Zeilen versuchen wollen, ist der Hinweis auf eine künstlerische Persönlichkeit, die wert ist, von vielen gesucht und studiert zu werden, der Hinweis auf eine Frau, die das alte Schlagwort, „daß das Genie nur männlich sein kann" durch ihr Können zu Schanden macht.

Digitized by Google

Streifzüge gegen den Dilettantismus.[1])

2. Der Frauenfrage-Dilettantismus.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Der Begriff „Frauenfrage-Dilettantismus" läßt sich von zwei Seiten fassen, je nachdem man an ein Herumdilettieren zur Lösung der Frauenfrage oder an eine dilettantische Kritik der Frauenfrage und Frauenbewegung denkt. Es liegt in der Natur der Sache, daß der ersten Spezies von Dilettanten mehr Frauen, der zweiten dagegen vorzugsweise Männer angehören.

Bei den innerhalb der Frauenbewegung stehenden Frauen ist, wenigstens zu Anfang, ein gewisser Dilettantismus unvermeidlich gewesen. Denn die Frauenfrage ist nicht einfacher Natur: der Ausdruck soll nur das Gesamtfragezeichen darstellen für einen großen Fragenkomplex, den es wiederum in lauter Einzellösungen zu überwinden gilt. Als die Frauenfrage zuerst gestellt wurde, die Frage nämlich: soll die Frau die ihr gebührende und entsprechende Stellung innerhalb der Kulturwelt einnehmen? da war man ebenso gewillt, sie formell zu bejahen und materiell zu verneinen, wie man es im Grunde heute noch ist. Formell zu bejahen, denn die Ausdrücke „gebührend" und „entsprechend" paßten ja, je nach der Subjektivität des Beurteilers, ebenso gut auf das Weib, das nur Würste und Strümpfe stopft und in der Gemeinde schweigt, als auf die dem Manne ebenbürtig zur Seite tretende Gefährtin. Materiell zu verneinen, denn nur die Erkenntnis, daß eine Kultur ohne die gleichberechtigte Mitwirkung der Frau eine Halbkultur ist, eine Erkenntnis, für die noch zu wenig Erfahrungen sprechen, hätte für das „gebührend" und „entsprechend" die richtige Auslegung gewährleisten können.

Aber für die bejahende Antwort auf Einzelfragen war man zu haben, dafür sorgte schon die Not der Zeit. Und so galt es, diese Einzelfragen zu erörtern. Sie waren zu zahlreich, als daß man in den Anfängen der Bewegung auf fachkundige Frauen überall hätte rechnen können; es galt überdies, sie alle unter einem bestimmten Gesichtswinkel zu fassen, sie der einen großen Idee der geistigen und wirtschaftlichen Befreiung der Frau unterzuordnen, und so war den ersten Vertreterinnen der Frauenbewegung in allen Ländern eine Einarbeitung in die politischen, juristischen, sozialen, wirtschaftlichen, pädagogischen, sittlichen Fragen geboten, deren Verständnis für die Lösung ihrer Aufgabe unerläßlich war.

Das gilt insofern auch heute noch, als die Einarbeitung in Fragen dieser Art, die in ihrer Gesamtheit die öffentlichen Aufgaben der Zeit darstellen, für jeden Gebildeten Vorbedingung ist, der das Leben der Gesamtheit auch nur beschauend mitleben will. Eine ganz andere Frage ist die, ob auf Grund einer solchen immer mehr oder weniger oberflächlichen Kenntnis ein Mithandeln gestattet oder ersprießlich ist.

Für gewisse große, allgemeine Interessen der Frau wird auf Grund der leitenden formalen Prinzipien ein sicherer Wegweiser aufgestellt werden können. Es ist klar, daß die

[1]) Siehe das Augustheft 1902.

Digitized by Google

formalen Rechte, die dem Mann zugesprochen werden, damit er seine allgemeinen Interessen wie die seiner besonderen Gesellschafts- und Berufsklasse vertreten könne, der Frau zu dem gleichen Zweck auch in gleichem Maß gegeben werden müssen. Das sind die Rechte auf Freiheit der Bildung, freie Berufswahl, Einfluß auf Verwaltung und Gesetzgebung durch Zulassung zu den betreffenden Ämtern und Körperschaften. Sie werden in langsamem Entwicklungsgang gewonnen werden; daß sie anzustreben sind, zu dieser Überzeugung bedarf es keines Studiums aller einschlägigen Gebiete der Geschichte und der Staatswissenschaften. Wer Einfluß üben will, muß die maßgebende Stellung haben, die eine Verwirklichung seines Einflusses sichert; durch bloße moralische Einwirkung ist wohl im persönlichen Verkehr, nicht aber in dem auf Institutionen gebauten öffentlichen Leben ein dauernder Erfolg zu erzielen.

Wenn hier ein allgemeines Prinzip die Wege weist und wie eine mathematische Formel eingesetzt werden kann, wenn es sich um Lösung von Fragen handelt, die in seiner Richtung liegen, so ist es etwas ganz anderes mit der Inangriffnahme von Einzelaufgaben, die heute so vielfach mit gutem Willen und fabelhafter Unkenntnis in Frauenvereinen verhandelt werden. Es ist der traurige Mut der Unwissenheit, der Frauen oft in so dilettantischer Weise die schwierigsten Fragen spielend balancieren läßt: die Arbeiterinnenfrage, die Dienstbotenfrage, die Sittlichkeitsfrage u. a. m.

Das alles wird mit großer platonischer Liebe und ethischem Pathos, aber vielfach mit einem Mangel an Sachkenntnis verhandelt, der einen trüben Rückschluß auf den Bildungsstand der Frauen auf anderen Gebieten nahelegt. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß, wer gründliche Kenntnisse auf irgend einem Gebiet besitzt, ungern auf anderen dilettiert, da ihm die Beherrschung des einen Gebietes die Augen über Umfang und Kompliziertheit der andern öffnet.

Ich glaube jedoch, wir dürfen heute konstatieren, daß eine große Zahl der in der Bewegung stehenden Frauen sich des hier gekennzeichneten Mißstandes schon bewußt ist. Mit dieser Erkenntnis aber ist der erste Schritt zur Hebung der Mißstände geschehen. Die weiteren ergeben sich von selbst aus der wachsenden Möglichkeit, sich eine bessere formale Bildung und gründliche Fachkenntnisse auf den einzelnen Gebieten zu verschaffen. Bei dem entschiedenen Interesse, das die Frauenbewegung daran hat, mit dem Dilettantismus in den eigenen Reihen aufzuräumen, läßt sich der Zeitpunkt voraussehen, wo eine dilettantische Behandlung schwerwiegender Fragen den Frauenvereinen und Versammlungen nicht mehr zum Vorwurf gemacht werden kann.

* * *

Ob dann auch gleichzeitig die Stunde der „Kritik-Dilettanten" geschlagen haben wird? Bis jetzt sieht es nicht danach aus. Bis jetzt gehört die Frauenfrage noch immer nicht zu den Problemen, für deren Beurteilung man allgemein eine gründliche, auf eingehendem Studium beruhende Sachkenntnis für notwendig hält. In unzähligen Fällen wird einfach nach folgendem Rezept gearbeitet: man besucht einmal eine öffentliche Versammlung, hört eine Anzahl von Reden, liest ein paar Flugblätter und Broschüren, wie sie der Zufall gerade in die Hände spielt, hat vielleicht sogar ein „Interview" und fühlt sich dann zur Kritik an der Bewegung berufen und hinreichend ausgerüstet. Daß man bei dieser oberflächlichen Umschau an den wesentlichsten Erscheinungen der Frauenbewegung vorübergehen kann, liegt auf der Hand; es kann einem gehen, wie jenem Engländer in Rouen, der bekanntlich in sein Tagebuch schrieb: „Die Bewohner dieser Stadt haben rote Haare und stottern", weil ihn ein stotternder, rothaariger Kellner bedient hatte.

Digitized by Google

In der Tat kommen selbst Männer, die nicht nur gelegentlich, sondern in eingehenden Artikeln und gar in umfangreichen Büchern die Frauenfrage behandeln, auf etwas Ähnliches hinaus. Ein lehrreiches Beispiel dieser Art bietet das kürzlich erschienene Buch von Harry Schmitt: „Frauenbewegung und Mädchenschulreform".[1]) Das Buch zerfällt in zwei Teile. Nur von dem ersten Band, der sich mit der Frauenbewegung beschäftigt, wird in diesem Zusammenhange zu sprechen sein. Er fordert schon an und für sich, durch seine Komposition, oder vielmehr Kompositionslosigkeit, die Kritik heraus. Durch eine mehr als mangelhafte Disposition hat sich der Verfasser selbst in die Lage versetzt, sich in der ermüdendsten Weise zu wiederholen. Das wird dem Buch um so verhängnisvoller, als er eines logischen Schutzes gegen seine Neigung zu breit auseinanderfließender Geschwätzigkeit sehr bedurft hätte. Es ist ihm unmöglich, von einer Frage zu sprechen, ohne eine Unzahl andrer unter ganz andren Gesichtspunkten stehender mit zu berühren. Vielleicht ist es ihm durch diese Eigentümlichkeit entgangen, wie unaufhörlich er sich mit sich selbst in Widerspruch setzt. Auf Seite 41 haben die Frauenvereine auf dem Gebiete des höheren Mädchenschulwesens Schritt für Schritt an Terrain und Einfluß gewonnen und „geradezu Staunenswertes erreicht", und auf Seite 44 haben sie den Blick nur auf die Mädchengymnasien gerichtet; auf Seite 128 ist die erziehliche Einwirkung für die Hebung der Sittlichkeit bedeutungslos, und auf Seite 257 ist sie der Hauptfaktor. Seite 240 wird die Tätigkeit von Frau Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth in der Arbeiterinnenfrage aufs höchste erhoben — wie billig —; Seite 209 wird bemängelt, daß die Frauenbewegung in der Arbeiterinnenfrage „macht" usw.

Und diese im einzelnen gezeigte fast unbegreifliche Inkonsequenz, für die sich noch viele Beispiele anführen ließen, wiederholt sich im großen: die Frauenbewegung erscheint immer abwechselnd als eine befreiende und versittlichende Kulturtat und dann wieder als eine maßlose Hetzerei von „aus- und abgelebten" „wohlverdient sitzengebliebenen" alten Jungfern. So weiß man in der Tat nicht, welche Seite dieser Kritik man ernst nehmen soll. Es fehlt nicht an Ausführungen, die auf den Wunsch einer gerechten Würdigung der ganzen Bewegung schließen lassen, und dann wieder finden sich Urteile, die in der Sache ebenso ungerecht wie in der Form unqualifizierbar sind.

Wir müssen uns hier darauf beschränken, die Kritik des Verfassers in Bezug auf einzelne besonders hervortretende Punkte zurückzuweisen.

Zunächst ein Streiflicht auf den historischen Teil, den er im Vorwort ausdrücklich als hinreichend zur Orientierung über die Frauenfrage bezeichnet. Wir dürfen nur hoffen, daß sich die Leser damit nicht begnügen. Denn die wenigen äußeren Daten und inneren Tatsachen, aus denen Herr Harry Schmitt die Frauenbewegung konstruiert, müssen, zumal in der merkwürdigen historischen Beleuchtung, in die er sie stellt, notwendig ein ganz schiefes Bild geben. Charakteristisch für die Flachheit seiner Erkenntnis der deutschen Frauenbewegung ist unter anderm seine vollkommene Verkennung der Bedeutung des Bundes deutscher Frauenvereine. Die große Gesamtorganisation der deutschen Frauenbewegung, die alle Einzelbestrebungen umschließt, wird bei ihm nur als Vertretung ihrer internationalen Beziehungen kurz erwähnt. Überhaupt verrät sich das „Ungefähr" seiner ganzen Kenntnis der Sache, von der er spricht, überall in einem Mangel an Plastik und Schärfe in der Hervorhebung des Wesentlichen und Abgrenzung des Unterschiedenen.

[1]) Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund. Berlin 1903.

Digitized by Google

Vollends merkwürdig ist seine historische Betrachtung. Dafür nur ein Beispiel. Es soll bewiesen werden, daß die Frauennatur an und für sich kein Verlangen nach tieferer Bildung und regerer Mitarbeit an dem Kulturwerk habe. Nur die materielle Not wurde die Veranlassung, daß sie beides begehrte. „Wer hat denn", heißt es da, „die deutsche Frauenwelt gehindert, sich um öffentliches Leben, um den Entwicklungsgang ihres Volkes zu kümmern, da doch römische Frauen schon vor mehr als 2500 Jahren sich um öffentliches Leben und die Schicksale ihres Volkes nicht nur kümmerten, sondern wirksam und oft bestimmend eingriffen." Es sei hier abgesehen davon, daß die Exemplifikation auf die Römerinnen ja die Behauptung des Verfassers widerlegt, statt sie zu beweisen — damit darf man es bei ihm so genau nicht nehmen — aber man konnte von seinem Standpunkt aus ja gerade so gut die Frage stellen: Wer hat die deutschen Männer gehindert, sich schon weit eher die Teilnahme an der Staatsregierung zu erkämpfen, da die Griechen doch schon vor 2500 Jahren eine Verfassung hatten?

Und dabei sei gleich ein andrer Punkt erwähnt, der den Verfasser, wo er auch nur entfernt in Sicht kommt, zu den pathetischsten Tiraden reizt: die sogenannte Männerfeindschaft der Frauenrechtlerinnen. Dabei läßt ihn nun nicht nur der litterarische Geschmack, sondern auch die Form des gebildeten Menschen überhaupt gänzlich im Stich. „Aufgestachelt durch die eitle Begier . . . sich mit einer vermeintlichen Zugehörigkeit zu Litteraten und Sozialpolitikern brüsten zu können, hat sich eine ganze Schar schreibwütiger Frauen gefunden, die oft nur Bedeutendes leisten in fanatischem Gezeter gegen den Mann .... Der Grundton von allem, was sie reden, schreiben, schnauben, dichten, ist Haß und wiederum Haß gegen den Mann." Der Urheber dieses Hasses soll John Stuart Mill sein. Merkwürdig nur, daß gerade in England, wo Mills Gedanken die Anfänge der Frauenbewegung beherrschten, sogar der Ausdruck „Frauenrechte" als übermäßig männerfeindlich abgelehnt und das Wesen der Frauenbewegung auf den Ausdruck gebracht wurde: es solle eine natürliche, gesunde Gemeinsamkeit der Arbeit (communion of labour) wiederhergestellt werden zwischen Mann und Frau. Wenn es wirklich wäre, wie der Verfasser kühn behauptet: „Der heutige Mann, der Mann der Kulturwelt, verlegt dem weiblichen Geschlechte nicht gewaltsam den Weg zu edlerer Bildung" — ja warum haben wir dann Jahrzehnte vor den verschlossenen Türen der Universitäten gestanden, warum ist die Studentin noch heute rechtlos in fast allen deutschen Staaten?

Zu ganz grotesken Konsequenzen kommt der Verfasser in dem Streben, jede gegen den Mann gerichtete Anklage in der Frauenbewegung als unbegründet zu erweisen, bei seinen Ausführungen über die Sittlichkeitsfrage. „Dem Manne ist die Ehe ein großes Stück Entsagung", „dem Weibe dagegen das Natürliche". Davon geht er aus. Dafür, daß der Mann diese Entsagung leisten kann, hat die Frau zu sorgen durch ihre „opferbereite und opferbringende Frauenliebe". In dieser „schirmenden Segenswirkung" „ist ganz allein (die Sperrung rührt von dem Verfasser her) die sittliche Forderung begründet, das Weib als Geschlecht hochzuhalten und zu pflegen."

„Des Weibes Mitarbeit in Kunst und Wissenschaft, verschwindend klein bisher, und gar seine beabsichtigte Mitarbeit im Regieren des Staates und in den charakterverderbenden Praktiken der Politik kann der Mann, kann die Welt vollständig entbehren. Auf diesen Gebieten wird dem Mann des Weibes Leistung nie und nimmer imponieren, für diese Leistung und selbst, wenn sie in Zukunft der seinen gleichkäme oder sie sogar überträfe, wird er dem Weibe nie auch nur einen Pfifferling höherer Achtung, Verehrung und Liebe zollen. Mit Dissertation und Doktorhut erzwingt das Weib des Mannes Liebe, Hin-

Digitized by Google

gebung und treue Anhänglichkeit nicht. Reißt Ihr der Männerwelt aber die höhere Achtung vor dem Weibe als Geschlecht aus dem Herzen, so habt Ihr den Schutzwall niedergerissen, der die trübe, stinkende Flut der ‚modernen Polygamie', d. h. der Vielweiberei gegen bar Geld, die Prostitution eindämmt und nach Möglichkeit zurückdrängt. Laßt nur die gefräßigen Wogen des modewerdenden ausschließlichen Weiberrechts alle selbstlose Weibesliebe hinwegreißen, und kein heilig Band mehr wird den Mann zurückhalten, seiner Natur folgend, der einen Frau, der Gattin und Kindermutter zu entsagen, um ‚Weiber' nach Belieben zu haben."

Man darf wohl neugierig sein, ob viele Männer mit dieser Einschätzung ihrer sittlichen Kraft einverstanden sein werden. Der Mann vor den brutalsten Instinkten nur geschützt durch die würdelose Hingabe der Frau, würdelos, weil ohne jede Achtung vor dem Bedürfnis der eigenen geistigen Natur! Also im modernsten Leben, wie im Paradiese: Das Weib gab mir und ich aß! — Und warum sollte dann das Weib nicht auch an den brutalen Instinkten selbst schuld sein? In der Tat kommt der Verfasser auf S. 147, wo er seine Ausführungen über die monogamischen Neigungen der Frau schon wieder vergessen hat, zu diesem Schluß. Er identifiziert sich aus vollem Herzen mit Geiler von Kaisersberg, der von der Tugend der Weiber sagt: „Solcher Art sind alle Weiber, denn sie sind von Jugend auf geneigt zu schändlichen Dingen und der Geilheit." Ja, er schämt sich den Sittlichkeitsbestrebungen der Frauenbewegung gegenüber der Unterstellung nicht: „Wenn ich die modernen Sittlichkeitsheilkünsterinnen nur immer wieder nach Strafgesetz und Polizei rufen höre, so kann ich mich — ohne ihnen nahe treten zu wollen — nicht des Verdachtes erwehren, daß viele von ihnen in sich selbst nicht die mindeste Anlage spüren, dieses Kardinalmittel (die weibliche Tugendfestigkeit) selbst gegebenenfalls energisch zur Anwendung bringen zu können."

Das heißt denn doch, mit jedem litterarischen Anstand brechen. Wie würde es dem Verfasser gefallen, wenn man aus seinen oben zitierten mehr als seltsamen Anschauungen über Männermoral den doch sehr nahe liegenden Rückschluß auf seine eigene Lebensführung machte? Und dieser Schluß wäre nicht an den Haaren herbeigezogen, sondern läge logisch in der Linie seiner Ausführungen.

Aber genug und übergenug. Daß bei einer so zerfahrenen Anschauung der Verfasser die Zulassung der Frauen zu allen Berufen befürwortet, während er gegen das Recht der Frau zu eigener Vertretung und ihren Einfluß auf die Gesetzgebung geradezu wütet, paßt zu dem übrigen. Ich brauche mich also nicht lange dabei aufzuhalten, sondern empfehle dem Verfasser nur für seine Mußestunden die Lektüre von Secrétan: „Das Recht der Frau", und einiges Nachdenken über den Satz: „Ich suche vergebens ein Beispiel dafür, daß eine Klasse ihre Herrschaft wirklich und ehrlich im Interesse einer anderen Klasse oder in dem gleichmäßigen Interesse aller Klassen ausgeübt hätte!" — oder über jenen andern von Higginson (Common Sense about women): „Übrigens ist es sicher, daß nur die garantierten Rechte effektive Rechte sind, daß die politischen Rechte die einzige Garantie der bürgerlichen darstellen, daß die Freiheit eines Geschlechts, dem seine Stellung fix und fertig von dem andern Geschlecht angewiesen wird, nur eine scheinbare, sein Besitz nur ein Peculium, sein wirkliches Geschick die Hörigkeit und seine Rechtspersönlichkeit ein Vernunftbegriff ohne wirkliches Dasein ist."

Es sind auch Männer, die so gesprochen haben, aber freilich keine Frauenfrage-Dilettanten, sondern wirkliche Kenner und wirkliche Denker.

Digitized by Google

Die Aussichten der Frau auf Zulassung zur lokalen Schulverwaltung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Beteiligung der Frau an der kommunalen Schulverwaltung und Schulaufsicht ist schon lange ein Programmpunkt der deutschen Frauenbewegung. Fußend auf den Fortschritten in bezug auf ihre Mitarbeit in der städtischen Armen- und Waisenpflege, auf den Fortschritten auch, die die Lehrerin in der Volksschule und der höheren Mädchenschule gemacht hat, können die deutschen Frauen den Eintritt in die Schulverwaltung jetzt wohl in den Mittelpunkt einer entschiedenen Agitation stellen.

Eine solche Agitation darf sich aber nicht damit begnügen, die Frage von allgemeinen pädagogischen, sozialen und rechtlichen Gesichtspunkten aus dem Verständnis der maßgebenden Kreise nahe zu bringen; sie hat vor allen Dingen anzuknüpfen an die Möglichkeiten, die durch die gegenwärtige Organisation der ländlichen und städtischen Schulbehörden für die Mitarbeit der Frau gegeben sind. Es bedarf also einerseits einer genauen Kenntnis der nicht nur für die einzelnen Bundesstaaten, sondern häufig auch innerhalb dieser wieder verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen über die Zusammensetzung und den Wirkungskreis dieser Behörden. Daneben wird es von außerordentlichem Nutzen sein, zu wissen, in welchen Ländern die Frau schon in der kommunalen Schulverwaltung mitarbeitet, die Erwägungen zu kennen, die dort zur Heranziehung der Frau geführt haben, und die Erfahrungen, die man mit den in den kommunalen Schulverwaltungsdienst eingestellten Frauen gemacht hat.

In bezug auf diesen zweiten Punkt seien einige kurze Hinweise vorausgeschickt. Es liegt auf der Hand, daß die Vertretung des weiblichen Elements in der Schulverwaltung in einem gewissen Zusammenhang stehen muß mit der Beteiligung der Frau an der Volkserziehung überhaupt. Wo die Zahl der Lehrerinnen im Verhältnis zu der der Lehrer eine besonders hohe ist, wo die Lehrerin auch in den leitenden Stellen der Schule in erheblichem Maße vertreten ist, da wird man im allgemeinen geneigt sein, der Frauenarbeit auch in die Verwaltungszweige des Unterrichtsorganismus Eingang zu gewähren; so ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Lehrerinnen etwa $^{12}/_{13}$ des gesamten Lehrkörpers der Volksschule ausmachen, die Zahl der weiblichen kommunalen Schulaufsichtsbeamten der der männlichen nahezu gleich, während die Frauen zugleich das passive und aktive Wahlrecht für die Ortsschulbehörden in mehr als zwanzig Staaten der Union besitzen, ja, sogar für die höchste Unterrichtsbehörde, den State School Board, wählbar und wahlfähig sind. Aber da es immer mißlich ist, die auf so ganz eigenartiger historischer Grundlage beruhenden amerikanischen Verhältnisse den Zuständen in unserm alten Europa parallel zu setzen, so sollen hier vor allem unsere europäischen Kulturstaaten zum Vergleich herangezogen werden. (Vgl. auch Handbuch der Frauenbewegung. Teil III.)

Sehen wir dabei von den Balkanstaaten halb-asiatischen Charakters ab, und berücksichtigen wir von dem ganzen südöstlichen Staatengebiet nur Griechenland, so finden wir nahezu überall Behörden, die in ihrer Zusammensetzung, ihren Befugnissen und Funktionen etwa unseren ländlichen und städtischen Schulvorständen entsprechen. Es ist gewiß eine Thatsache von außerordentlichem Gewicht, daß von sämtlichen europäischen Kulturstaaten Ungarn, Rußland, Spanien, Portugal und — Deutschland

Digitized by Google

die einzigen sind, in denen die Frau — von wenigen Ausnahmen abgesehen — noch nicht mit irgend welchen Rechten und Pflichten an der örtlichen Schulverwaltung beteiligt ist. Es ist ungemein charakteristisch für die eigentümliche Stellung der deutschen Frau, daß der Staat mit dem am höchsten entwickelten Unterrichtswesen in bezug auf die Mitarbeit der Frau den Staaten gleichsteht, die den Analphabetismus nur erst zu einem geringen Teil besiegt haben. In Ungarn — das sei nebenbei bemerkt — wo die Organisation des Unterrichtswesens eine recht fortgeschrittene ist, steht gesetzlich der Wahl von Frauen in die Kuratorien der Volksschulen kein Hindernis entgegen. Daß wir noch keine Frauen in diesen Körperschaften finden, liegt dort noch an dem Mangel an Initiative bei den Frauen selbst.

Von den übrigen Staaten steht die Schweiz in bezug auf diese Frage Deutschland am nächsten, d. h. wir finden dort die Institution der weiblichen Schulaufsicht und Schulverwaltung auch noch in ihren ersten Anfängen. Nur auf dem Gebiet des Handarbeits-, Haushaltungs- und Schwimmunterrichtes, zur Beaufsichtigung und Verwaltung der Kindergärten und Kleinkinderschulen werden Frauen herangezogen, aber meist nur mit beratender Stimme. In dem Kanton Baselstadt wurde auf eine Petition aus Frauenkreisen im Jahre 1898 den Inspektoren empfohlen, Frauenkomitees als sachverständige Beiräte da heranzuziehen, wo es in den Verhältnissen der Mädchenschule begründet erscheine. Auch das neue Erziehungsgesetz des Kantons Luzern bestimmt, daß Frauen in die Schulpflegen der Töchterschulen gewählt werden könnten, ohne daß jedoch diese 1898 erlassene Bestimmung seither praktisch verwirklicht worden wäre.

Gehen wir dagegen zu dem uns stammverwandten Volke am andern Ende des Rheinstromes, nach Holland, so finden wir dort schon in mehreren großen Städten die Frau in der Schuldeputation vertreten.

Es mag hier gleich in Parenthese bemerkt werden, daß über die Erfahrungen, die man in der weiblichen Schulaufsicht, in der gemeinsamen Arbeit mit den Frauen in den Schulverwaltungskörpern gemacht hat, in den seltensten Fällen ausdrückliche Zeugnisse vorliegen, da die amtlichen Berichte meist die Arbeit der Frauen nicht besonders erwähnen. So bedauerlich das für diejenigen ist, die sich solche Zeugnisse im Interesse ihrer eigenen Agitation zu nutze machen möchten, so liegt darin doch die erfreuliche Anerkennung der Mitarbeit der Frau als einer selbstverständlichen und natürlichen Einrichtung, die nicht mehr der besonderen Rechtfertigung bedarf.

Ein interessanter Beweis für eine Thatsache, die man in der Geschichte der Frauenbewegung häufig beobachtet, — daß nämlich erst die Frauenbewegung Rechte geltend gemacht hat, die formell den Frauen längst zugestanden waren, — ist die Entwicklung der Frauenrechte in den österreichischen Ortsschulverwaltungen. Durch eine Ministerialverordnung vom 8. Mai 1872 wurde den Lehrerinnen das aktive und passive Wahlrecht für die Lehrervertretung im Bezirksschulrate zugestanden. Aber erst im Jahre 1890 machten die Lehrerinnen von diesem Recht zum ersten Mal Gebrauch, und zwar unter heftigstem Protest der Lehrerschaft. Auch in Galizien setzten die Lehrerinnen, und zwar in der Stadt Lemberg, die Wahl einer Schulvorsteherin als Vertretung der Lehrerschaft im Bezirksschulrat unter den gleichen Schwierigkeiten durch. Da die Lehrer sich durch die weibliche Vertretung in ihrem männlichen Selbstbewußtsein gekränkt fühlten, so hatte das Vorgehen der Frauen den weiteren Erfolg, daß der Lehrerschaft in der Schulbehörde von Lemberg von nun an eine doppelte Vertretung zugestanden wurde, eine Stimme für die Lehrer, eine für die Lehrerinnen.

In den skandinavischen Ländern, wo der Gedanke der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter eine tragfähige ideelle Grundlage für die weitere Forderung einer gemeinsamen Verwaltung der Schule durch Mann und Frau darstellte, finden wir die Gleichberechtigung der Frau in weitem Maße durchgeführt. In Dänemark liegt freilich die von den Kommunen ausgeübte Aufsicht über die Volksschulen noch durchgehend in der Hand von Männern, aber in Kopenhagen haben die Schulkommissionen bereits Frauen aufgenommen, und ein Gesetz von 1899 giebt Witwen mit schulpflichtigen Kindern generell das Recht der Wählbarkeit in die Ortsschulbehörde. In Schweden und Norwegen dagegen sind Frauen nicht nur Mitglieder der Schuldeputationen, sondern sie können

Digitized by Google

auch genau wie die Männer mit der Ausübung der fachlichen Schulaufsicht als Ortsschulinspektoren beauftragt werden.

Die weiteste Entwicklung in bezug auf unsere Frage zeigt England. Durch das Volksschulgesetz von 1870 schon erhielten die Frauen die Wählbarkeit für die Lokalschulkommissionen, und die große Führerin der politischen Frauenstimmrechtsbewegung, Lydia Becker, war die erste Frau, die das neue Amt bekleidete. Seitdem hat sich die Mitarbeit der Frauen in den verschiedensten Zweigen der kommunalen Schulverwaltung rasch ausgebreitet, und wir finden sie heute in den übervölkertsten Distrikten von Whitechapel und Eastend sowohl wie in den verstreuten Dörfern der Landbezirke von Südengland. Ja, die Bewegung, die diese Erfolge zeitigte, hat auch die höheren Zweige der Unterrichts siegreich ergriffen. Man darf es als ein Zeichen der Anerkennung für die im kommunalen Verwaltungsdienst geleistete Frauenarbeit ansehen, daß auch die höheren Behörden den Rat sachverständiger Frauen in allen Fragen der wissenschaftlichen und gewerblichen Mädchenbildung nicht entbehren wollten. Bei der Reorganisation der obersten englischen Unterrichtsverwaltung, bei der auch der bis dahin ganz freie höhere Unterricht in gewissem Maße dem Staat unterstellt wurde, wurde dem Ministerium ein Sachverständigenkomitee an die Seite gegeben, dem drei Frauen als Vertreterinnen der Universität, der höheren Mädchenschulen und der technischen und gewerblichen Anstalten angehören müssen. Das gegenwärtig dem Parlament vorliegende Gesetz soll das höhere Unterrichtswesen in England in noch weiterem Maße verstaatlichen. Die höheren Unterrichtsanstalten werden, falls das Gesetz durchgeht, den Provinzialbehörden (Grafschaftsräten) unterstellt werden. Damit würden sie der weiblichen Aufsicht und Verwaltung entzogen, da die Frauen bis jetzt das Wahlrecht für die Grafschaftsräte noch nicht besitzen. Das Ziel der englischen Frauenbewegung ist es nun, bei der neuen Organisation in irgend einer Form die Beteiligung der Frauen an der Verwaltung des höheren Unterrichtswesens durchzusetzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie mit Hilfe der sie unterstützenden Parlamentarier ihrer Forderung Geltung verschaffen werden.

Es bleiben noch Frankreich und Belgien, Italien und Griechenland. In Frankreich ist die Zusammensetzung der Schulkommissionen für die Departements staatlich so geregelt, daß darin sowohl die Leiterin des Lehrerinnenseminars der Provinz als auch zwei von ihren Kolleginnen zu wählende Lehrerinnen die Interessen der weiblichen Erziehung vertreten. Auch für die Kommissionen, unter denen der höhere Unterricht steht, haben die Frauen das aktive und passive Wahlrecht. Einige größer belgische Städte haben Ortsschulaufseherinnen angestellt.

In Italien stellen die Frauen ein ziemlich großes Kontingent zu der Schar der „ispettori didattici", die die Schuldeputationen in der Aufsicht über die Volksschulen unterstützen; für die höheren Mädchenschulen hat der Staat für ganz Italien acht Inspektorinnen ernannt, deren jede etwa 200 Schulen jährlich inspiziert. Auch in Griechenland, wo sowohl der elementare, wie auch der höhere Unterricht der Mädchen zum größten Teil noch männlicher Aufsicht untersteht, sind gesetzlich die Frauen von diesen Ämtern nicht ausgeschlossen. In Attika wirkt eine Frau als Inspektorin der Volksschulen, und eine andere ist mit der Aufsicht über das Arsakeion, die umfassendste höhere Mädchen- und Lehrerinnenbildungsanstalt des Landes, betraut.

* * *

Einer genauen und sorgfältigen Beleuchtung bedürfen nun aber die sehr komplizierten und vielgestaltigen Verhältnisse im Deutschen Reich. Die außerordentliche Mannichfaltigkeit in der Zusammensetzung, den Kompetenzen und Funktionen der verschiedenen lokalen Schulverwaltungskörper bedeutet zugleich eine große Zahl verschiedener Möglichkeiten für die Frau, in diese Körperschaften hineinzukommen. Es lassen sich im allgemeinen drei Formen unterscheiden, in denen eine Mitwirkung in den Ortsschulvorständen von den Frauen ausgeübt werden könnte: die erste wäre die gutsherrschaftlicher Patronatsrechte im ländlichen Schulvorstand — es wird nachher im einzelnen gezeigt werden, wie man in verschiedenen deutschen Ländern solche Rechte handhabt, im Falle das Patronat in der Hand einer Frau als Besitzerin eines

Digitized by Google

Gutes liegt —, die zweite Form wäre die Wählbarkeit der Lehrerinnen zu ständigen Mitgliedern in den Ländern, wo die Lehrer das Recht ständiger Vertretung im Ortsschulvorstand schon besitzen, und die dritte schließlich könnte da zur Anwendung kommen, wo in den Schulvorstand Vertreter der Bürgerschaft durch Wahl oder Ernennung delegiert werden. Daneben kämen noch Fälle in Betracht, wo für einzelne Zweige des Unterrichts Beiräte geschaffen werden, z. B. für den Handarbeits- oder Haushaltungsunterricht u. dgl., oder wo die Kommune für solche einzelnen Zweige oder für einzelne Schulen besondere Aufsichtspersonen bestellt. Im allgemeinen können wir von der Schulinspektion hier absehen, da sie als ein Teil der staatlichen Schulaufsicht mit kommunalen Rechten nicht direkt zu thun hat, und auch wohl fürs erste den Frauen noch unzugänglich bleiben wird. In der eigentlich kommunalen Schulpflege aber werden wir fast überall Ansätze, wenn auch oft recht geringfügiger Art, finden, von denen aus die Mitverwaltung der Frau weiter durchgeführt werden könnte. Es sollen nun die Verhältnisse in den größeren deutschen Bundesstaaten einzeln beleuchtet werden.

Vorausgeschickt sei, daß die Befugnisse und der Wirkungskreis der städtischen und ländlichen Ortsschulvorstände, Schulkommissionen, Schuldeputationen, Bezirksschulräte, oder wie sie in den einzelnen Ländern heißen mögen, durchschnittlich ziemlich die gleichen sind. Sie haben den doppelten Charakter eines Gliedes der staatlichen Schulaufsicht und eines Organs der Gemeindeverwaltung (Definition des preußischen Unterrichtsministers in einem Erlaß vom 19. Dez. 1894). In der ersten Eigenschaft sind sie die ausführenden Organe für alle Anordnungen der höheren Schulbehörden, sofern diese die Schulgemeinde betreffen, als Gemeindeverwaltungsorganen und Ortsbehörden liegt ihnen die Beschaffung der Baulichkeiten ob, die ganze Fürsorge für den Aufwand an Lehrmitteln ꝛc. — in Sachsen z. B. auch Wahl und Einführung der Lehrmittel und Lehrbücher[1]) — die Ausübung der Rechte der Schulgemeinde betreffs der Besetzung der Lehrerstellen, ferner steht ihnen ein je nach den verschiedenen Ländern mehr oder weniger weitgehendes Aufsichtsrecht über das amtliche und außeramtliche Verhalten des Lehrers zu, die Vermittlung bei Streitigkeiten zwischen Lehrern und Ortseinwohnern, und die Befugnis, den Unterricht persönlich zu beaufsichtigen, zuweilen auch, dem Lehrer Ermahnungen und Ratschläge zu erteilen. In Baden, wo das Prinzip der kommunalen Selbstverwaltung dem Staat gegenüber sehr stark zur Geltung gebracht ist, steht es sogar den einzelnen Mitgliedern der Ortsschulbehörde frei, zu jeder ihnen geeignet erscheinenden Zeit die Schule zu besuchen. Wir haben es also mit Behörden zu thun, deren Einfluß auf die Gestaltung der Schule ein außerordentlich großer ist, bei denen für wichtige Gebiete der Schule, ja eigentlich in allen letzten praktischen Fragen, die Initiative liegt, von deren Einsicht und Verständnis die Entwicklung des Volksunterrichts in hohem Maße abhängig ist.

Beginnen wir die Betrachtung der einzelstaatlichen Schulverwaltung im äußersten Südwesten, im Reichsland.. Dort sind die Ortsschulvorstände als freie Selbstverwaltungskörper noch wenig entwickelt. In den Gemeinden unter 2000 Seelen bestehen sie ausschließlich aus ständigen Mitgliedern: dem Bürgermeister, dem protestantischen Geistlichen, dem katholischen Geistlichen, dem Vertreter des israelitischen Kultus. In Gemeinden über 2000 Seelen treten dazu ein oder mehrere Einwohner der Gemeinde, die der Bezirkspräsident beruft. (Best. vom 17. Mai 1881.) Von einer Lehrervertretung ist hier noch nicht die Rede. Es könnte sich also für die Frauen nur darum handeln, bei dem Bezirkspräsidenten dahin zu wirken, daß sie auch als Vertreter der Einwohnerschaft in Betracht gezogen würden. Vielleicht könnte man einsetzen bei einer schon bestehenden, für Elsaß-Lothringen charakteristischen Einrichtung. Für die Kleinkinderschulen nämlich, die im Elsaß von Seiten der Gesetzgebung eine außergewöhnlich sorgfältige Berücksichtigung erfahren haben, besteht folgende Bestimmung:

„Unbeschadet der Befugnisse der gesetzlich verordneten Schulaufsichtsbehörden kann für jede Kleinkinderschule oder für die Kleinkinderschulen eines Ortes ein Ortskomitee von Frauen errichtet werden, welches auf Vorschlag des Bürgermeisters vom Bezirkspräsidenten ernannt wird, über alle Angelegen-

[1]) Ausführungsverordnung vom 25. Aug. 1874 § 51 c.

Digitized by Google

heiten der Anstalt berät, deren Interessen fördert und das Recht hat, Anträge bei den Aufsichtsbehörden zu stellen. Der Bürgermeister ist befugt, an den Beratungen des Komitees als Mitglied teilzunehmen und führt alsdann den Vorsitz. Den Mitgliedern des Ortskomitees ist jeder Zeit der Zutritt in die Kleinkinderschulen des Ortes gestattet." (Best. vom 17. Mai 1881.)

Es wäre doch denkbar, daß, an diese Organisation anknüpfend, die Frauen dasselbe in bezug auf die Mädchenschulen forderten. Wird ihnen zunächst auch nur das Recht der Begutachtung, nicht das der Mitbestimmung gegeben, so wäre das immerhin ein Anfang.

Das freiheitliche Baden bietet auch hinsichtlich der Selbstverwaltung des Schulwesens, wie auf so vielen anderen Gebieten, den Frauen die günstigsten Aussichten. Die Verfassung der Ortsschulbehörden regelt sich dort nach dem Gesetz über den Elementarunterricht vom 13. Mai 1892 Titel II, der dazu gehörenden Vollzugsinstruktion vom 26. Februar 1894, und dem § 19 der Städteordnung. Die örtliche Schulaufsicht über die Volksschule führt der Gemeinderat „unter Zuzug eines Ortspfarrers von jedem in der Schulgemeinde vertretenen Bekenntnis, sowie des ersten Lehrers von jeder in derselben bestehenden Volksschule." Hier also würde die Zulassung der Frauen entweder zusammenfallen mit dem Erwerb des passiven Kommunalwahlrechts, oder aber mit der Berufung einer größeren Zahl von Lehrerinnen an die leitenden Stellen der Volksschule, auf Grund derer dann die Forderung, als Vertretung der Lehrerschaft im Gemeinderat Sitz und Stimme in Schulangelegenheiten zu haben, von den Lehrerinnen gestellt werden könnte. Nun werden aber nach § 19 a und b der Städteordnung für Schulangelegenheiten noch besondere Kommissionen eingesetzt, denen ein Mitglied des Stadtrats (bezw. des Gemeinderats) als Vorsitzender, im übrigen Mitglieder des Stadtrats, Stadtverordnete und andere Bürger nach einer durch Ortsstatut zu bestimmenden Zahl und Form angehören sollen. Ortspfarrer und Volksschullehrer sollen darin, ebenfalls in einer durch Ortsstatut zu bestimmenden Weise, vertreten sein. Solchen Kommissionen steht bezüglich aller Verhältnisse, deren Regelung zur Zuständigkeit des Gemeinderats gehört, das Recht gutachtlicher Äußerung zu. Es käme nun vor allem darauf an, in den Ortsstatuten der einzelnen Städte Bestimmungen durchzusetzen, die den Frauen die Mitarbeit in solchen Kommissionen sichern. Daß das erreichbar ist, beweist das Beispiel der Stadt Offenburg, die durch ein kürzlich genehmigtes Ortsstatut den Volksschullehrerinnen eine Vertretung in der Schulkommission gewährte. Für die höheren Mädchenschulen wird die Ernennung von Frauen zu Mitgliedern des Aufsichtsrats durch eine ministerielle Verordnung vom 29. Juni 1877 ausdrücklich zugelassen. — Es ist noch erwähnenswert, daß § 12 der Verordnung vom 3. März 1894 die Heranziehung von Frauen auch zur unmittelbaren Aufsicht über den Handarbeitsunterricht empfiehlt.

Sehr viel schlechter sind dagegen die Aussichten für die Frauen in den Ortsschulbehörden von Württemberg und Bayern. In Württemberg setzen sich nach dem Gesetz vom 25. Mai 1865 die Ortsschulvorstände zusammen aus dem Ortsvorsteher, dem Geistlichen, 1—3 Lehrern und ebensoviel männlichen Mitgliedern der Schulgemeinde, die im Besitz des Gemeinde-Wählbarkeitsrechts sind und von Vätern und Vormündern der die Volksschule besuchenden Kinder gewählt werden. Der nächste Schritt, den die Frauen hier thun könnten, wäre ein Versuch, für die Frauen, die Vormünder schulpflichtiger Kinder sind, gleichfalls das Stimmrecht geltend zu machen. Die eigene Vertretung in der Ortsschulbehörde würde für sie von der Erlangung des passiven Gemeindewahlrechts abhängen. Da die Regelung der Lehrervertretung eine verhältnismäßig günstige ist, so könnten ja eventuell auch hier Rechte für die Lehrerinnen geltend gemacht werden. Ob dabei aber vor der Hand ein Erfolg zu erwarten wäre, erscheint in Württemberg, wo überhaupt erst seit ein paar Jahren Lehrerinnen definitiv angestellt werden, (im Jahre 1900 gab es 31 ständige Lehrerinnen gegen 3359 Lehrer) sehr zweifelhaft.

In Bayern ist durch einen Erlaß vom 29. November 1897 den Lehrern Sitz und Stimme sowohl in den Ortsschulkommissionen der Pfalz, als auch in den Lokalschulinspektionen rechtsrheinischer Gemeinden und in den Bezirksschulinspektionen und

Digitized by Google

Stadtschulkommissionen der unmittelbaren Städte gesichert. Im übrigen gehören all diesen Behörden außer den Ortsgeistlichen und dem Bürgermeister nur Mitglieder des Gemeindeausschusses an. Die Lehrerinnen sind bei Regelung der Lehrervertretung mit einer charakteristischen Ausdrücklichkeit übergangen. Wenn nämlich ein „wirklicher Volksschullehrer" an der einer Ortsschulbehörde unterstellten Schule oder ein Ersatzmann nicht vorhanden ist, so ist „eine etwa vorhandene sonstige männliche Lehrkraft, welche die Befähigung zur Anstellung als wirklicher Schullehrer besitzt, als beratendes Mitglied einzuberufen". Nur in einer einzigen Bestimmung kommt die Anschauung zum Ausdruck, daß auch die Lehrerin unter Umständen sachverständigen Rat erteilen könne. Es ist nämlich den Ortsschulbehörden gestattet, neben den Lehrermitgliedern zu ihren Sitzungen andere männliche und weibliche Lehrkräfte als „Auskunftpersonen" beizuziehen.

In Sachsen haben wir nach der Ausführungsverordnung vom 25. Aug. 1874 zum Volksschulgesetz vom 26. April 1873 zwei Formen der Zusammensetzung der Ortsschulbehörden; die erste gilt für das Land und die Städte, in denen die Revidierte Städteordnung nicht eingeführt ist, die zweite bezieht sich auf solche Städte, die der Revidierten Städteordnung unterstehen. Auf dem Lande und in den Städten der ersten Kategorie besteht der Ortsschulvorstand aus einer durch Ortsstatut festzustellenden Anzahl von Mitgliedern der bürgerlichen Gemeindevertretung bezw. der Schulgemeinde,[1]) dem Lehrer bezw. mehreren Lehrern oder Schuldirektoren, dem Pfarrer oder dem Ortsschulinspektor. Dazu gilt die Bestimmung, daß der Besitzer eines mit Wohngebäuden versehenen, von dem politischen Gemeindeverbande eximierten Grundstücks Sitz und Stimme im Schulvorstand hat. Sind mehrere solche Besitzer da, so werden sie durch einen oder einige, die sie aus ihrer Mitte wählen, vertreten. Eine Verordnung des Kultusministers vom 2. Mai 1896 gesteht den weiblichen Besitzern exemter Grundstücke das Wahlrecht ausdrücklich zu. Ob auch das passive, das ist zweifelhaft und scheint praktisch bisher noch nicht zur Entscheidung gestanden zu haben. Im allgemeinen ist es nicht gestattet, daß die Besitzer für den Schulvorstand eine Stellvertretung beschaffen. Nur da wird es nicht abzuschneiden sein, wo es unbedingt notwendig erscheint. (Ver. Kult.-Min. vom 10. Jan. 1878.) Die Ausgabe des Volksschulgesetzes durch v. Seydewitz rechnet dahin auch solche Fälle, wo das exemte Grundstück im Besitz einer Frau ist. So viel ich sehen kann, wäre es aber gesetzlich durchaus nicht ohne weiteres ausgeschlossen, daß eine Besitzerin ihr Vertretungsrecht selbst ausübte. — In Städten, in denen die Revidierte Städteordnung eingeführt ist, ist der Schulvorstand ein gemischter ständiger Ausschuß, in dem Lehrer und Geistliche vertreten sein müssen, dessen Zusammensetzung aber im übrigen durch Ortsstatut geregelt ist, mit der Beschränkung, daß nur wahlfähige Bürger ihm angehören dürfen. Die Möglichkeit also, daß Frauen diesen Körperschaften als Vertreterinnen der Bürgerschaft angehören, hinge von dem Erwerb der kommunalen Wahlfähigkeit ab. Eine andere Gelegenheit würde aber die Vertretung der Lehrerschaft bieten. Diese wird nämlich von der Lehrerschaft selbst gewählt, und den ständigen Lehrerinnen ist dabei ein Stimmrecht ausdrücklich zugestanden. Hier gälte es nun, auch die Wählbarkeit, die ihnen bis jetzt noch versagt ist, zu erringen. Daß Frauen keine wahlfähigen Bürger sind, würde in diesem Fall kein Hindernis sein, da die Zugehörigkeit der Lehrer und Geistlichen zum Schulvorstande dieser Bedingung nicht unterworfen ist, sondern lediglich auf ihrem Amtscharakter beruht. (Kom. Min. d. Jn. vom 14. Jan. 1889 u. Rekom. Kult.-Min. vom 29. Jan. 1889.)

Auch in Hessen (Gesetz über das Volksschulwesen vom 16. Juni 1874) und Braunschweig (u. a. Ver. v. 6. April 1892) finden wir im wesentlichen die typische Organisation der Schulvorstände wieder. In Braunschweig setzen sie sich aus den Vorstehern und einzelnen Mitgliedern des Kirchenvorstandes und des Gemeinderats und dem Lehrer, bezw. mehreren Lehrern zusammen. Der Patron, falls die Schule unter privatem Patronat steht, hat Sitz und Stimme im Schulvorstand, kann sich aber ver-

[1]) In Sachsen sind, wie in Preußen auch noch zum geringen Teil, die Träger der Schullasten nicht die politischen Gemeinden, sondern besondere Schulsozietäten oder Schulgemeinden.

Digitized by Google

treten lassen. Im Großherzogtum Hessen bestehen die Schulkommissionen aus dem Bürgermeister (oder in den der Städteordnung unterstehenden Städten auch sonst einer Magistratsperson), dem Geistlichen, Schulinspektor, dem dienstältesten Lehrer und drei bis sechs wahlfähigen Bürgern, deren zwei der Ortsvorstand aus seiner Mitte wählt. Also auch hier geht der Weg für die Frauen über die Erlangung des vollen kommunalen Wahlrechts; es scheint auch nicht ausgeschlossen, daß man die Vertretung der Lehrerin im Schulvorstand mit Berufung darauf zurückweisen wird, daß die Frau als solche nicht wahlfähig sei, und daß der Amtscharakter der Lehrerin an sich noch nicht genüge, um sie für ein Gemeindeamt zu qualifizieren.

* * *

In Preußen ist die Regelung der örtlichen Schulverwaltung und Schulaufsicht eine sehr komplizierte. In den verschiedenen neu erworbenen Landesteilen sind zum Teil noch Bestimmungen aus vorpreußischer Zeit in Gilligkeit. Eine gesetzliche Fixierung für die Zusammensetzung und die Funktionen der Ortsschulbehörde giebt es nicht, die einschlägigen Verhältnisse sind durch Verordnungen von teils allgemeiner, teils nur provinzieller Giltigkeit hergestellt.

Was zunächst die Städte angeht, so ist von diesen Verordnungen die Ministerialinstruktion vom 26. Juni 1811 im Anschluß an die Steinsche Städteordnung die wichtigste. Sie gilt zunächst für die alten Teile der Monarchie, ist dann auf Westfalen (Erlaß vom 11. März 1838) ausdrücklich übertragen worden, und es läßt sich aus einer Reihe von Ministerialerlassen schließen, daß man sie eventuell auch in anderen Landesteilen als Verwaltungsnorm ansehen würde, auf die sie nicht durch eine besondere Verordnung ausgedehnt ist. Nach dieser Instruktion, deren Giltigkeit die Regierung mit ganz besonderer Zähigkeit gegenüber allen Einwänden der Kommunen festgehalten hat, setzt die städtische Schuldeputation sich zusammen aus einem bis drei Mitgliedern des Magistrats, ebenso viel Deputierten des Stadtverordnetenkollegiums, einer, von den bisher genannten Mitgliedern unter Mitwirkung der Regierung gewählten, „gleichen Anzahl des Schul- und Erziehungswesens kundiger Männer, und einem besonderen Vertreter derjenigen Schulen, welche, ohngeachtet sie nicht städtischen Patronats sind, den Schuldeputationen werden untergeordnet werden". Dazu kommen in größeren Städten die Superintendenten. An Stelle solcher Sachkundigen tritt in Städten unter 3500 Einwohnern ohne weiteres der Superintendent oder der erste Geistliche. Eine Vertretung der Lehrerschaft der Volksschule ist durch diese Verordnung nicht gesichert, aber auch nicht ausgeschlossen. Auf vielfach wiederholte Wünsche der Lehrer, ihre Vertretung in den ländlichen und städtischen Schulvorständen gesetzlich oder im Verordnungswege zu einer obligatorischen zu machen, hat die preußische Regierung in mehreren Erlassen seit dem Jahre 1893 (8. Februar 1893; 24. September 1894; 14. Februar 1895; 10. Oktober 1896; 17. April 1897; 9. Februar 1898; 14. April 1900 u. a.) einen Druck in dieser Richtung ausgeübt; zum Teil durch eine direkte Forderung, wie z. B. in bezug auf den ländlichen Schulvorstand in Schlesien, zum Teil durch Empfehlungen und Wünsche. Für alle kreisfreien Städte der Monarchie hat der Erlaß vom 9. Februar 1898 „einen im Stadtschulbezirk angestellten Lehrer oder Rektor" als Vertretung der Lehrerschaft in der Schuldeputation bezeichnet.

Von besonderer Wichtigkeit für die Mitarbeit der Frau in der Schulverwaltung ist nun aber aus der erwähnten Ministerial-Instruktion von 1811 der § 15, der folgenden Wortlaut hat:

„Bei der Aufsicht über die Töchterschulen werden die Schuldeputationen die verständigsten und achtbarsten Frauen aus den verschiedenen Ständen zu Rate ziehen, ihnen wesentlichen Anteil an Schulbesuchen, Prüfung und Beurteilung der Arbeiten, der Erziehung und Unterweisung geben und die Hausmütter des Orts auf alle Weise für die Verbesserung der weiblichen Erziehung zu interessieren suchen.

Sie dürfen deshalb zu den Schulbesuchen nicht immer dieselben Frauen einladen, sondern können darin abwechseln. Die Spezialaufsicht über einige Mädchenschulen dürfen sie Frauen, welche vorzüglich Sinn und Eifer für Beförderung einer guten Erziehung an den Tag legen, übertragen und sie zu Mitvorsteherinnen derselben ernennen."

Digitized by Google

Eine vom Vorstand des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins beabsichtigte Umfrage wird feststellen, in welcher Form den hier ausgesprochenen Wünschen des Ministeriums von den Städten Rechnung getragen ist. Das Resultat ist im voraus klar: man hat sich zweifellos über diesen Paragraphen durchaus hinweggesetzt. Das liegt zum Teil an seiner etwas unbestimmten Fassung. Er umschreibt zu wenig genau den amtlichen Charakter dieser „Mitvorsteherinnen". Soll dieser Paragraph wirklich noch fruchtbar gemacht werden, so könnte das nur dadurch geschehen, daß im Anschluß an das hier aufgestellte Prinzip die Vertretung der Mädchenschulen durch ein weibliches sachverständiges Mitglied der Schuldeputation gefordert würde.

Die Zusammensetzung der ländlichen Schulvorstände ist für die alten Provinzen geregelt durch das Reskript vom 28. Okt. 1812. Da die Bestimmungen dieses Reskripts bei den späteren provinzialen Ordnungen im großen und ganzen wiederkehren, sollen diese (die wichtigste ist die Schulordnung für die Provinz Preußen vom 11. Dez. 1845) hier nicht besonders aufgeführt werden. Der Schulvorstand besteht danach aus dem Patron als Vorsitzenden, dem Pfarrer, dem Ortsvorsteher und einer Anzahl (2—4) von Familienvätern der zum Schulbezirk gehörenden Gemeinde oder Gemeinden. Eine Vertretung der Lehrerschaft wird, wie schon erwähnt, neuerdings von der Regierung befürwortet oder angeordnet. In Hannover wurde sie schon 1850 durch ein Zusatz-Gesetz zu dem 1848 erlassenen Gesetz über Kirchen- und Schulvorstände eingeführt und bei der Annektion festgehalten.

Hier nun haben sich interessante Rechtsstreitigkeiten in bezug auf die Ausübung der Patronatsrechte ergeben, im Falle eine Frau die Inhaberin dieser Rechte ist. Während nämlich die Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 der weiblichen Besitzerin das Recht zugesteht, die mit ihrem Besitz verbundene Stimme ihrem Ehegatten zu übertragen, ist eine solche Bestimmung in bezug auf den ländlichen Schulvorstand nicht ausdrücklich getroffen. So hatte im Jahre 1880 ein Rittergutsbesitzer als Ehemann der Patronin ihre Rechte im Schulvorstand für sich in Anspruch genommen. Die Regierung wies ihn damit zurück, und der Minister erkannte diese Entscheidung als richtig an (24. April 1880), mit der Begründung, „die Schulvorstände auf dem Lande seien wesentlich Organe der staatlichen Schulaufsicht, die Befugnis zur Mitgliedschaft sei daher wesentlich unter dem Gesichtspunkt des öffentlichen Rechts, nicht, wie das Recht zur Berufung des Lehrers, und die vermögensrechtlichen Beziehungen, unter dem des Privatrechts zu beurteilen."

Daß in dieser Entscheidung, besonders wenn man die Analogie der Kreisordnung heranzieht, eine Inkonsequenz liegt, leuchtet ohne weiteres ein.

Noch auffälliger aber sind die Inkonsequenzen in einer Frage, die mit dieser im Zusammenhang steht. In einzelnen preußischen Provinzen, Neuvorpommern, Hannover, Westfalen sind zum Teil nicht die politischen Gemeinden Träger der Schullasten, sondern besondere Schulgemeinden oder Sozietäten, die sich aus den „Hausvätern" des Bezirks zusammenschließen. Es fragt sich nun: 1. gelten die zu der Schulgemeinde gehörenden selbständigen Frauen als „Hausväter" in dem Sinne, daß sie Mitträger der Schullasten sind und 2. gelten sie als „Hausväter" in dem Sinne, daß sie bei den in der Schulgemeinde stattfindenden Wahlen ein Stimmrecht haben? Beide Fragen haben höherer Entscheidung, die eine der des Oberverwaltungsgerichts, die andere des Ministeriums unterstanden. Und natürlich ist die erste mit „ja" und die zweite mit „nein" beantwortet worden. Die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts vom 30. Sept. 1880 erklärte eine Erzieherin, eine Kammerjungfer und eine Köchin als „Hausväter" im Sinne des preußischen Landrechts, weil es heiße: „die Beiträge (zu den Schullasten) müssen unter die Hausväter nach Verhältnis ihrer Besitzungen und Nahrungen billig verteilt werden" und weil diese Frauen zweifellos „Besitzungen und Nahrungen" hätten. Und ein Ministerialerlaß vom 12. Sept. 1889 spricht — übrigens gegen die Auffassung der betreffenden Regierung — den weiblichen Mitgliedern der Schulsozietäten den Charakter der „Hausväter" ab, soweit das Stimmrecht in Betracht kommt, unter der etwas mysteriösen Begründung, daß es sich hier nicht, wie bei der Kreisordnung, um ein an den Grundbesitz geknüpftes Stimmrecht handele, sondern daß

Digitized by Google

„innerhalb der Schulsozietäten lediglich die persönliche Beziehung entscheide". Da nun die „persönliche Beziehung" der Frau zur Schulgemeinde eben darin besteht, daß sie ihre Schulsteuer bezahlt, so ist nicht recht einzusehen, wie sich daraus eine Ablehnung ihres Stimmrechts ergeben könnte. Da aber die Schulsozietäten mehr und mehr aufgelöst werden und die politischen Gemeinden an ihre Stelle treten, so wird es kaum lohnen, noch mit einer Agitation um das Stimmrecht in diesen Korporationen einzusetzen.

Die Hauptaussicht für die Frauen beruht, wie schon gesagt, in der städtischen Schuldeputation auf der ministeriellerseits geforderten Zuziehung von „Sachverständigen" und käme somit für die Lehrerinnen wohl in erster Linie in Betracht. Da in absehbarer Zeit Neuorganisationen innerhalb der Stadtschuldeputationen vorgenommen werden, so dürfte der Augenblick für direkte Forderungen der geeignete sein. Auch in den ländlichen Schulvorständen liegen die Verhältnisse für die Lehrerinnen noch am günstigsten. Hier wäre auch an eine Geltendmachung von weiblichen Patronatsrechten zu denken. Die übrigen Posten wären hier wie dort nur durch den Umweg des passiven kommunalen Wahlrechts zu erlangen. Auch dieser Weg wird einmal zurückgelegt werden.

* * *

Die Darlegung der verschiedenartigen Organisation der örtlichen Schulverwaltung in den größeren deutschen Bundesstaaten, wie sie hier nur in großen Zügen versucht werden konnte, zeigt, daß die Agitation auf diesem Gebiet sich eng an die lokalen Verhältnisse, an die in der Zusammensetzung der Selbstverwaltungskörper gegebenen Bedingungen und Aussichten für den Eintritt der Frau anschließen muß. Man wird auf diesem Gebiet um die Politik der kleinen Schritte nicht herumkommen. Vor allem aber wird es sich darum handeln, nicht nur, daß die Frauen sich über diese Bedingungen genau unterrichten, sondern hauptsächlich, daß sie durch tüchtige Leistungen auf den ihnen schon zugänglichen Gebieten sich den maßgebenden Kreisen als fähige und willige Mitarbeiterinnen an den kommunalen Aufgaben erweisen.

Meinem Dämon.

Halte Deine schweren Flügelschläge
Fern von meinem Haupte diese Stunden,
Bis vom gold'nen Grün der Wiesenwege
Ich den dunklen Pfad nach Haus gefunden.

Bis in dieser Lüfte Frühlingshelle
Veilchenfarb'ne Abendschleier sinken,
Bis von schwarzen Zweigen allzuschnelle
Niederschmolz das letzte goldne Blinken.

— — — — — — — — — — — — —

Aller Schuld, die meinem Herzen lastet,
Schlug die flücht'ge Stunde des Vergebens,
Und die Seele, die so lang gefastet,
Sättigt sich am süßen Mahl des Lebens.

Helene Herrmann.

Digitized by Google

Die Frau im Kunstgewerbe.

Von L. Hagen.

(Nachdruck verboten.) (Fortsetzung.)

A. Die kunstgewerbliche Zeichnerin.

Das außergewöhnliche Interesse, das augenblicklich der sogenannten Innen- oder Wohnungskunst entgegengebracht wird, läßt das Entwerfen von Möbeln als ein Hauptfeld für die kunstgewerbliche Zeichnerin erscheinen. Und wieviel Gutes könnte sie hier wirken, wenn sie den Mut bewiese, die lineare Vergewaltigung zu durchbrechen, die sich die Herren Künstler augenblicklich mit unsern Möbeln gestatten. Das Möbel wird wohl oder übel immer etwas Bewegliches bleiben müssen. Wenn van den Velde ein Sofa baut, mit dem zwei Schränke unzertrennlich verbunden sind, Leistikow zwei wuchtige Lehnstühle an einen Bücherständer anwachsen läßt, so ist dabei an Wohnungsreinigung im Sinne der neuzeitlichen Gesundheitslehre nicht mehr zu denken. Die riesigen Schränke unserer Urmütter standen wenigstens auf standfesten Füßen aus Hirnholz, so daß Besen und Scheuertuch unter ihnen den Staub beseitigen konnten. Heute, wo Hilfskräfte im Hause schwer zu haben sind, wo alles dahin strebt, die häuslichen Reinigungsarbeiten möglichst zu vereinfachen, baut man die Möbel auf festen Paneelleisten auf, ohne daran zu denken, daß einst die Täfelungen der Wohnräume als Schlupfwinkel des Ungeziefers abgeschafft worden sind.

Durch nachhaltiges Vertreten des berechtigten Standpunktes der Hausfrau — der Ausdruck stammt von Alfred Lichtwark, dem hervorragendsten Theoretiker des modernen Kunstgewerbes — könnten Möbelzeichnerinnen viel nützen. Freilich, auch in der Tischlerwerkstatt müssen sie zu Hause sein, müssen Holzarten nach dem Baum kennen, dem sie entstammen, aber auch nach der Qualität als Kernholz, Hirnholz, Spaltholz u. s. w. Da giebt es Techniken des gesägten und gemesserten Fourniers zu studieren, da sind Unterschiede zwischen Beizen, Lacken, Rauchverfahren, Polituren zu beachten; Intarsien, Marketterien, Schnitzmethoden und unzählige andre Dinge wollen studiert sein: eine ganze Wissenschaft von neuen und neuesten Erfindungen will bemeistert sein, denn das Reizvollste an den schlichtvornehmen modernen Möbeln liegt in der Anwendung von allen möglichen überraschenden Handgriffen erhöhter Bequemlichkeit. Für das Studium aller dieser Dinge sind natürlich Bücher und Zeitschriften als Hilfsquellen vorhanden. Die modernen kunstgewerblichen Zeitschriften kranken allerdings — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — an einem überschwenglichen Persönlichkeitskultus, der für die Entwicklung des Kunstgewerbes völlig belanglos ist. Man darf daher zu den schlichteren Fachblättern nicht die Nase rümpfen, wenn man in der Technik auf dem Laufenden bleiben will. Praktisch in Tischlerwerkstätten zu arbeiten, wäre Zeitvergeudung. Nach meiner Erfahrung hält es gar nicht schwer, das Vertrauen leistungsfähiger Tischler und Tapezierer zu gewinnen und sie bei der Arbeit zu beobachten. Aus Gesprächen mit ihnen lernt man oft mehr, als aus Vorträgen, die freilich darum keineswegs wertlos oder entbehrlich werden.

Während beim Entwerfen von Möbeln die Vertiefung in den Begriff der Zweckeinheit unbedingt erstes Erfordernis bleibt und ein hochentwickeltes Gefühl für schöne Abmessungen und feine Gliederung unentbehrlich ist, bieten Keramik und Buchschmuck der Phantasie freieren Spielraum. Das Möbel ist, wie die Erfahrungen unserer jüngsten Stilhetze gelehrt haben, der Romantik abhold. Es will nach klassischen Prinzipien einer formalen, aus dem Zweckbegriff entwickelten Stilrichtung behandelt sein. Die moderne Keramik huldigt gegenwärtig ebenfalls dem Streben nach klassischer Reinheit des Profils. Die Porzellanmalerei älteren Stils mit ihren intimen Niedlichkeiten ist augenblicklich fast ganz von der Bildfläche verschwunden. Man behandelt die Ton- und Porzellangeräte nach den Grundsätzen der Plastik. Die Farbe tritt dabei nur als mehr oder minder zufälliges Erzeugnis des Prozesses der Glasierung auf. Mit dieser Wandlung des künstlerischen Prinzips ist der Por-

Digitized by Google

zellanmalerin, wie man sie früher kannte, viel Terrain verloren gegangen. Wir haben aber z. B. in F. von Egidy, die gemeinsam mit Siegfried Meinhold Entwürfe für Schweinsburger Tonbrand schafft, eine erfolgreiche Künstlerin der keramischen Form zu verzeichnen. Die Erzeugnisse der Schweinsburger Werkstätten (bei Crimmitschau i. S. gelegen) lassen ganz besonders deutlich die natürliche Wirkung der Drehscheibe erkennen. Sonniger Humor und der Verzicht auf verblüffende Geistreicheleien haben diesen streng modernen Gebilden in verhältnismäßig kurzer Zeit gute Verbreitung gesichert. Um in gleicher Richtung zu arbeiten, muß man natürlich die Werkzeuge, d. h. alle Maschinen zur Bearbeitung des Materials, die Drehscheibe, den Ofen u. s. w. u. s. w. genau kennen. Es ist durchweg verkehrt, bei erfolgreicher kunstgewerblicher Thätigkeit das Gesetz fortschreitender Spezialisierung in der modernen Technik ignorieren zu wollen. Schweinsburg steht z. B. wegen seines feineren Materials dem Porzellan näher, als etwa Mutz in Altona oder Schmuz-Baudiß in seinen mehr bäuerlichen Formen. Und selbst ein so hervorragender Künstler, wie eben dieser Schmuz-Baudiß zeigt sich in seinen Entwürfen für die königliche Porzellanmanufaktur in Berlin den Feinheiten des Porzellans nicht gewachsen. Es ist deshalb namentlich Anfängerinnen zu raten, nicht zu verzagen, wenn sie mit ihren ersten Versuchen nicht gleich auf die Spitze der Leiter gelangen. In den Kruppschen Arbeiterwohnungen auf der Düsseldorfer Ausstellung war dagegen in feinen modernen Mustern „gedruckte" Steingutware ausgestellt, die zweifellos die Zukunft für sich hat. Ein solches Druckmuster vollkommen zu liefern, ist sicherlich ehrenhafter, als für eine königliche Manufaktur Unbefriedigendes zu schaffen. Zum erfolgreichen Schaffen auf diesem Gebiet braucht man ebenfalls Fachzeitungen — auch Adreßbücher der Fabrikanten. Man mache stets bei der nächstgelegenen Fabrik die ersten Versuche und berücksichtige die Ansprüche, die der Fabrikant aus technischen Gründen stellt. Mir klagte einmal ein Geschäftsführer von Villeroy & Boch, man würde gern mehr Damen beschäftigen, doch seien sie immer zu empfindlich.

Eigentliche Befriedigung im Sinne der fantasievollen Durchschnittskünstlerin wäre wohl im Buchgewerbe am meisten zu finden. Freilich, diejenigen, die sich darin versucht haben, wissen ein Lied zu singen von den hunderterlei technischen Rücksichten, die auch hier die heißgeliebte künstlerische Bewegungsfreiheit einengen. Es giebt aber auch in der hohen Kunst kein Paradies des völlig ungebundenen Gedankens. Da sind Kopfleisten, Randleisten, Schlußvignetten, Exlibris, neue Schriftzeichen zu erfinden — allemal in der Bindung an einen verschiedenen Raum und eine besondere Drucktechnik. Federmanier, Tuschmanier, Lithographie, Holzschnitt, Autotypie, Kupfergalvano, Zinkätzung, Radierung und wer weiß was sonst noch: jedes wird von seinen eigenen Daseinsgesetzen beherrscht. Dann giebt es noch Farbenholzschnitt, farbige Lithographie, Dreifarbendruck, Gummidruck und manches andre. Wer im stande ist, hübsche, moderne Zimmereinrichtungen in klaren Farben, als Vorlage, nicht als gemaltes unklares Interieur, für Dreifarbendruck zu erfinden, würde z. B. bei der Deutschen Tapezierer-zeitung Einzelblätter gut bezahlt erhalten. — Vorort für Illustrationstechnik ist augenblicklich München. Die Leipziger Kunstgewerbeschule wird demnächst ganz und gar für Pflege des Buchgewerbes einschließlich des Bucheinbandes reorganisiert. Der Direktor der Berliner Mädchen-Fortbildungsschule, Alte Jakobstraße 127, machte jüngst bekannt, daß Raum für Plakatzeichnerinnen in diesem Industriezweige vorhanden ist. Man vergesse nicht: ein gutes Plakat ist besser als ein schlechtes Ölgemälde; es ist angenehmer als Plakatzeichnerin zu beginnen und als Künstlerin zu schließen, als den umgekehrten Weg zu gehen.

Die Musterzeichnerin im engeren Sinne des Wortes entwirft Muster für Gewebe, für Tapeten, Teppiche u. s. w. Sie bedarf nicht der Entwickelung des Sinnes für plastische Formen, keines Studiums der Perspektive, der Anatomie u. a. m. Das Flächenmuster und der Farbensinn begrenzen ihr Gebiet. Allerdings: will sie geistige Urheberin neuer Entwürfe sein, so muß sie Naturformen, vor allem Pflanzen und Insekten genau studiert, beobachtet und ungezählte Male gezeichnet haben. So gut muß sie die Formenwelt beherrschen, daß es ihr gelingt, das Zufällige aus den vielen Einzelerscheinungen wegzudenken, ihr charakteristisches Gemeinsames dagegen so zusammenzufassen, daß es im Beschauer die Erinnerung an die Naturform weckt und gleichzeitig ihn von noch schöneren vollkommeneren Formen träumen macht. Die Befähigung, in diesem Grade dichterische „Interpretin" zu sein, den andern zur bewußten Empfindung werden zu lassen, was unklar in aller Bewußtsein schlummert, ist eine hohe herrliche Gabe — ist das, was Lichtwark „Gnade" nennt. Aber doch ist diese Gnade nicht Zauberkraft, sondern erarbeitetes, zielbewußt geschultes Vermögen. Selbst die, die es im hohen Grade besitzen, müssen zunächst nach vollendetem Studium sich mit allen Feinheiten der technischen Herstellung vertraut machen. Dann brauchen auch sie fachtechnische Adreßbücher, um ihre Entwürfe umherzuschicken, wie es Schriftsteller mit Manu-

Digitized by Google

skripten thun. Allmählich lernt man den Geschmack seiner Abnehmer kennen, so daß man weiß: dies paßt hierhin, dies dorthin, wie der Schriftsteller fühlt, für welche Zeitung sich seine Arbeit eignet.

Neben den selbständigen Entwürfen brauchen namentlich die Webereien und Teppichfabriken eine ganze Anzahl von weniger hoch entwickelten Kräften zum Patronieren, zum Umsetzen von Farbenskizzen u. dgl. m. Für die ausschließliche Vorbildung zu diesem Zweck kommen die Berliner, die Sorauer, die Crefelder Webeschule und ähnliche Anstalten in Frage. Schülerinnen der Berliner Kunstschule (Klosterstraße) haben bisweilen in den Werkstätten der Vereinigten deutschen Smyrnateppichfabriken Cottbus-Schmiedeberg-Hannover-Linden (Berlin, Schinkelplatz 3) Aufnahme gefunden und sich nach einiger Zeit gut eingearbeitet.

Gleich dem Tapetendruck will auch das Herstellungsverfahren für Vorsatz- und Einbandpapiere studiert sein, bevor man Muster dafür erfinden kann. — Schablonenhafte Malerei findet bisweilen in der Postkartenindustrie und in der Albumfabrikation Verwendung; auch bei der Anfertigung von Zifferblättern für Uhren u. a. m. werden öfter weibliche Hilfskräfte verwendet, doch ist hier naturgemäß die Entlohnung gering. Eine Musterzeichnerin zweiter Ordnung dürfte durchschnittlich 90—100 Mark monatlich verdienen. (Schluß folgt.)

Versammlungen und Vereine.

Der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen

hielt am 3. Januar eine außerordentliche Generalversammlung zu Berlin ab. Es handelte sich darum, in Sachen der Lehrerinnenbesoldung eine energische Kundgebung zu veranlassen. Die Versammlung behandelte die Frage im Anschluß an zwei Referate von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus. Das erste Referat von Fräulein Lischnewska-Spandau stellte sich auf den Boden des Lehrerbesoldungsgesetzes von 1897 und behandelte die Mißstände, die sich in der Ausführung des Gesetzes gezeigt haben, und die Punkte, in denen die Durchführung der Absichten des Gesetzgebers noch zu wünschen übrig läßt. Dabei handelt es sich vor allem um Erhöhung der Grundgehälter, die jetzt auch an Orten mit hohen Teuerungsverhältnissen auf das gesetzlich gestattete, aber nur für billige Orte gedachte Minimum heruntergedrückt sind, ferner um angemessene Mietsentschädigung und Herstellung eines entsprechenden Verhältnisses der Lehrerinnenbesoldung, zu der der Lehrer, wo ein solches nicht besteht, und um Ausgleich der großen Ungleichheiten, die in den verschiedenen Orten bestehen.

Eine wirkliche Hebung aller in der Lehrerinnenbesoldung zu Tage tretenden Mißstände und Ungerechtigkeiten ist nicht durch eine Revision der Ausführung des Gesetzes, sondern nur durch eine Reform des Gesetzes selbst zu erzielen. Ein zweiter Vortrag (Fräulein Martha Schumann-Halle) entwickelte die Anforderungen, die für eine solche Reform zu stellen wären. Dabei waren die Hauptforderungen: gleiches Grundgehalt für Lehrer und Lehrerinnen; gleiche Alterszulagen, eine Mietsentschädigung, die nicht unter 75% von der des verheirateten Lehrers und nicht unter dem Satz für den unverheirateten Lehrer betragen soll.

Als mittelbar wirkende Faktoren zur Sicherung der materiellen Lage der Lehrerin wurden u. a. die Verleihung des aktiven und passiven kommunalen Wahlrechts an die Volksschullehrerinnen und die Beförderung der Einheitsschule bezeichnet.

Das erste Berliner Arbeiterinnenheim,

(SO., Brückenstr. 8, I) beging unlängst sein diesjähriges Stiftungsfest. Vor vier Jahren im bescheidensten Umfange begründet, fand es von Anfang an lebhaftesten Zuspruch seitens der vielen, in jener Gegend beschäftigten Fabrikarbeiterinnen, denen dort in behaglichen Räumen mittags und abends für geringes Entgelt (20 Pf.) ein kräftiges Mittagessen, für 5 Pf. Kakao, Thee, Milch, belegte Brode 2c. geboten werden. Eine Bibliothek steht den Gästen zur freien Verfügung. Gesang-, Turn-, Schneiderkurse, ferner Vorträge, Feste und Landpartien finden bei den Besucherinnen vielen Anklang; doch ist jeglicher Zwang zur Beteiligung ausgeschlossen. An der Verwaltung und den Neuerungen, die möglichst den Vorschlägen der Arbeiterinnen Rechnung tragen, nehmen besonders die Stammgäste lebhaften Anteil.

Der stets wachsende Besuch ist wohl der beste Beweis für die Notwendigkeit dieses Heims, das in politischer und religiöser Beziehung völlig neutral ist. Niemand braucht über Namen oder Stand Auskunft zu geben. Im vorigen Jahre mußte das Heim bedeutend vergrößert werden und wurde in schönere, hellere Räume desselben Hauses, Brückenstraße 8, verlegt. — Um das Heim in der geschilderten Weise fortzuführen und zu erweitern, und um vielen elternlosen, in Schlafstellen wohnenden Mädchen wenigstens einige behagliche Mußestunden zu schaffen, ist aber eine gesicherte pekuniäre Grundlage notwendig. Das Komitee bittet zu diesem Zwecke um freundliche Gewährung von einmaligen oder jährlichen Beiträgen, die von der Vorsitzenden, Frau Professor Strauß, Alexander-Ufer 1, entgegengenommen werden. Durch ihre Adresse sind auch Jahresberichte für Interessenten zu beziehen.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Ein neuer Erlaß des preußischen Ministers zum Vereinsrecht.** In einem Erkenntnis vom 22. Mai 1902 hatte das Kammergericht ausgeführt, daß das Verbot der Teilnahme von Frauen an den Versammlungen politischer Vereine im § 8 Absatz 3 des Vereinsgesetzes sich nicht auf die geselligen Zusammenkünfte dieser Vereine, wie Tanzfestlichkeiten und dergleichen beziehe, sondern sich auf diejenigen Versammlungen beschränke, welche der Anzeigepflicht und dem Überwachungsrecht nach §§ 1 und 4 des Vereinsgesetzes unterliegen, weil in ihnen öffentliche Angelegenheiten erörtert werden sollen. Mit Bezug hierauf wird nun in einem Erlaß des Ministers des Innern folgendes ausgeführt:

Die Annahme des Kammergerichtes, daß das Oberverwaltungsgericht sich dieser Ansicht angeschlossen habe, ist irrig. Vielmehr hält das Oberverwaltungsgericht nach einem neuerlichen Erkenntnis an der Ansicht fest, daß die Polizeibehörde auf Grund des § 8 des Vereinsgesetzes befugt sei, alle Versammlungen der politischen Vereine, auch diejenigen zu rein geselligen Zwecken, wenn sie unter Teilnahme von Frauen stattfinden sollen, zu verbieten und mit gesetzlichen Zwangsmitteln zu verhindern. Diesen Ausführungen wird seitens des Ministers des Innern beigetreten. Die Rechtslage erscheint aber zweifelhaft, und eine Bestrafung solcher Personen, welche sich den Anordnungen der Polizeibehörden widersetzen, auf Grund des § 15 des Vereinsgesetzes oder wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt ist bei der Stellungnahme des Kammergerichts nicht zu erwarten. Schon bisher ist das Verbot der Teilnahme von Frauen gegenüber den Versammlungen der politischen Vereine zu gesellschaftlichen Zwecken in der Praxis nicht ausnahmslos durchgeführt worden, vielmehr den Polizeibehörden überlassen worden, die Anwendung desselben von örtlichen Rücksichten abhängig zu machen. Nachdem nun auch Anordnung dahin getroffen ist, daß Frauen selbst in solchen Versammlungen der politischen Vereine, in denen öffentliche oder politische Angelegenheiten erörtert werden, zuzulassen sind, sofern sie diesen Versammlungen nur als Zuschauerinnen in abgesondertem Raume beiwohnen, ohne an den Verhandlungen tätigen Anteil zu nehmen, erscheint es, selbst abgesehen von den erörterten rechtlichen Bedenken, nicht mehr angebracht, sie von solchen Versammlungen auszuschließen, bei denen, wie bei Tanzfestlichkeiten, Leseabenden und dergleichen, die Erörterung öffentlicher oder politischer Angelegenheiten programmmäßig gar nicht beabsichtigt ist. Die Polizeibehörden sind deshalb angewiesen, daß sie das Verbot des § 8 Absatz 3 des Vereinsgesetzes bis auf weiteres nur noch gegenüber solchen Versammlungen der politischen Vereine zur Anwendung bringen, die dem Überwachungsrecht des § 4 des Vereinsgesetzes unterliegen, weil in ihnen öffentliche Angelegenheiten erörtert oder beraten werden sollen, daß sie aber bei allen anderen Versammlungen der politischen Vereine, namentlich bei rein geselligen Zusammenkünften, wie Tanzfestlichkeiten, die Teilnahme von Frauen fernerhin nicht verhindern. Nur dann, wenn diese Art von Versammlungen zu Umgehungen des Gesetzes benutzt wird, wenn also bei geselligen Vereinigungen in die Erörterung oder Beratung öffentlicher Angelegenheiten eingetreten wird und die Frauen sich dabei in einer Weise beteiligen, welche nicht zugelassen ist, würde die Polizeibehörde auf Grund bestimmter Thatsachen befugt bleiben, einzuschreiten.

Daß es im Jahre 1903 im preußischen Lande eines besonderen ministeriellen Erlasses bedurft hat, damit die Polizei Frauen an Tanzfestlichkeiten teilzunehmen gestattete, wird in der Geschichte der Frauenbewegung aller Länder sicherlich ein einzigartiges Curiosum sein.

* **An den deutschen Universitäten** sind im laufenden Wintersemester 1180 Damen zum Hören von Vorlesungen berechtigt, und zwar in Berlin 552, in Bonn 113, in Breslau 112, in Erlangen 10, in Freiburg 17, in Gießen 19, in Göttingen 48, in Halle 43, in Heidelberg 42, in Jena 16, in Kiel 13, in Königsberg 51, in Leipzig 67, in München 33, in Marburg 19, in Straßburg 66, in Tübingen 3, in Würzburg 58. Die Personalverzeichnisse von Heidelberg, Jena und Straßburg geben auch an, in welcher Fakultät die Frauen Vorlesungen hören. In Heidelberg hören solche in der medizinischen Fakultät 1, in der philosophischen 22, in der naturwissenschaftlich-mathematischen 19; in Straßburg in der theologischen 1, in der medizinischen 19, in der philosophischen 44, in der mathematisch-naturwissenschaftlichen 2; in Jena alle 16 in der philosophischen. In Gießen werden vier als aufgenommene Hospitantinnen bezeichnet, welche alle bei der philosophischen Fakultät eingeschrieben sind.

Digitized by Google

* **Gegen den Mädchenhandel** beginnt, im Sinne des Frankfurter Kongresses, nun auch die deutsche Regierung Schritte zu thun. Der Polizeipräsident von Potsdam, Graf von Bernstorff, der von dem Kaiser eine Fahrkarte zur Studienreise nach Westindien und Südamerika zur Verfügung gestellt bekommen hat, ist zugleich beauftragt worden, in jenen Ländern als deutscher Vertreter Verhandlungen wegen Beseitigung des Mädchenhandels zu pflegen.

* **Das Frauenstimmrecht** soll auf Antrag der weiblichen Mitglieder der sozialdemokratischen Partei in Österreich und Deutschland auf dem nächsten internationalen Sozialistentag verhandelt werden. Eine Resolution, die eine Stellungnahme des Kongresses zu der Frage zum Ausdruck bringt, ist dem vorbereitenden Komitee eingereicht worden.

* **Gegen die Verkürzung der gesetzlichen Arbeitszeit der Frauen** erklären sich der „Bund der Industriellen", insbesondre bestimmte Interessengruppen innerhalb der Industrie, z. B. die Vertreter der deutschen Schokoladen-Fabrikation, die ja, wie bekannt, weibliche Arbeit in großer Ausdehnung verwendet. Ebenso hat sich die Kommission für Sozialpolitik, die der deutsche Handelstag eingesetzt hat, gegen die vom Reichskanzler angeregten Neuerungen erklärt. Es ist im Interesse der sozialpolitischen Würde unsres Vaterlandes zu erwarten, daß die Reform nicht an solchen Interessenfeindschaften scheitert.

* **Über die Verwendung weiblicher Lehrkräfte im Volksschuldienst in Berlin** wird folgendes berichtet:

Am Schluß des Schuljahres 1901/02 waren an den Gemeindeschulen neben 249 Rektoren und 2603 Lehrern 1490 wissenschaftliche Lehrerinnen thätig. Hiernach waren im letzten Schuljahre reichlich 34 v. H. aller Stellen für wissenschaftliche Lehrkräfte mit Lehrerinnen besetzt. In den letzten dreißig Jahren hat der Anteil der Lehrerinnen an der Gesamtzahl der wissenschaftlichen Lehrkräfte sich verdoppelt. Es waren beschäftigt: im Jahre 1870 neben 51 Hauptlehrern und 435 Lehrern erst 102 Lehrerinnen (17 v. H.), im Jahre 1880 neben 111 Rektoren und 1081 Lehrern schon 488 Lehrerinnen (29 v. H.), im Jahre 1890 neben 184 Rektoren und 1955 Lehrern 980 Lehrerinnen (31½ v. H.), am Schluß des Schuljahres 1899/00 neben 231 Rektoren und 2457 Lehrern 1418 Lehrerinnen (34⅓ v. H.). Eine kleine Verminderung des Anteils der Lehrerinnen ist übrigens bereits in den letzten Jahren eingetreten. Der höchste Stand war im Schuljahr 1898/99 erreicht worden, das mit 225 Rektoren, 2355 Lehrern und 1369 Lehrerinnen abgeschlossen hatte. Die Lehrerinnen waren damals 34,7 v. H. aller wissenschaftlichen Lehrkräfte. In den nächsten drei Jahren verminderte sich dann der Anteil (am Schluß des Schuljahres) auf 34,5, 34,4, 34,3 v. H.

Dazu wird bemerkt, daß die Zahl von nun an etwas eingeschränkt werden soll. — Es ist charakteristisch für unsere deutschen Anschauungen, daß man ein Verhältnis von 1 : 3 in der Beteiligung der Lehrerinnen am Lehrkörper der Volksschule schon als etwas Außerordentliches ansieht. Wie anders man zum Teil im Auslande dieser Frage gegenüber steht, mag folgende, dem Handbuch der Frauenbewegung Teil III entnommene Aufstellung zeigen:

	Lehrer	Lehrerinnen
Österreich	51 500	20 000
Ungarn	26 365	5 986
Schweiz	6 400	3 600
England u. Wales	**26 200**	**66 300**
Schottland	**4 000**	**7 000**
Irland	**6 000**	**7 000**
Dänemark	4 500	1 800
Schweden	4 922	2 649
Norwegen Stadt .	**683**	**1 216**
„ Land .	3 169	1 138
Finnland Stadt .	**210**	**580**
„ Land . .	960	920
Rußland	38 700	22 400
Frankreich	56 370	49 400
Italien	**18 600**	**31 800**
Portugal	2 300	2 200
Vereinigte Staaten	**6 300**	**76 348**

* **Städtische Bibliothekarinnen.** Es besteht beim Magistrat von Berlin die Absicht, daß künftig in der städtischen Bibliotheksverwaltung Damen angestellt werden sollen, die als Assistentinnen der Bibliothekare zu fungieren hätten. Die Voraussetzung für die Anstellungsfähigkeit wäre eine ausreichende höhere Vorbildung, auch in den alten Sprachen, so zwar, daß Damen, die sich die Reife für die Universität erworben haben und dann eine Zeitlang akademische Studien trieben, für die Bibliotheken Verwendung finden könnten. Die Angelegenheit befindet sich allerdings erst in dem ersten Stadium der Erörterungen. Es wird aber weiter für die Hilfsarbeit bei der Verwaltung der Volksbibliotheken und Lesehallen die Verwendung solcher Damen ins Auge gefaßt, die eine eigentlich höhere wissenschaftliche Bildung nicht erfahren haben, vor allen Dingen Volksschullehrerinnen, die für diesen Zweck besonders geeignet erscheinen. Dazu sei noch erwähnt, daß am 20. Dezember acht junge Mädchen von Herrn Professor Wolfstieg, Oberbibliothekar des preußischen Abgeordnetenhauses, in bezug auf die Befähigung zum Bibliothekfach geprüft wurden. Herr Professor Wolfstieg hatte die Damen fünf Monate lang vorbereitet. Die Prüfung bestand in Latein, Bibliothekslehre, Geschichte, Literatur und praktischen Übungen. Das Resultat war recht befriedigend.

Digitized by Google

* **Gegen die Schwindelakademieen,** deren Ausbeutung vor allem Frauen anheimfallen, hat das Berliner Gewerbegericht auf Antrag von 32 Beisitzern eine Eingabe an den Handelsminister gerichtet, in der es heißt:

„In einzelnen Branchen, in denen meist Frauenarbeit verrichtet wird, wie in der Krawattenfabrikation, Putz- und Wäschebranche, Kurbelstepperei finden sich neben guten einwandsfreien Lehranstalten und Unternehmen vielfach gewissenlose Arbeitgeber, die unter verlockenden Anpreisungen Mädchen und Frauen als „Lernende" heranzuziehen und auszubeuten suchen. Nach den Prospekten ruht die Direktion solcher „Akademien" in den Händen tüchtiger Fachleute, die seit langen Jahren in der betreffenden Branche tätig sind und zahlreiche Schülerinnen mit so großem Erfolge unterrichtet haben, daß sie zum Teil selbständige Arbeitsstuben leiten, worüber zahlreiche Anerkennungen und Dankschreiben vorlägen. Es wird namentlich Damen aus besseren Kreisen die Ausbildung als Zuschneiderinnen, Perfektarbeiterinnen, Direktricen und so weiter verheißen, und wird gesagt, daß der Unterricht von der Direktion selbst erfolge, auf streng fachlicher Basis beruhe, und daß nach erfolgter gründlicher Ausbildung die Schülerinnen auf Wunsch lohnende Beschäftigung finden. Das Honorar, worauf es nur abgesehen ist, muß voraus entrichtet werden. Die Lehrsäle werden als große, helle, auf das komfortabelste eingerichtete Räume angepriesen. Die Zeitdauer der Kurse schwankt zwischen einer bis zehn Wochen, das Honorar zwischen 10 und 150 Mark. Infolge dieser Prospekte werden Frauen aus allen Lebensstellungen angelockt und dann auf Grund eines verklausulierten Vertrages nach Zahlung des Lehrgeldes eingestellt. In fast allen Fällen gestaltet sich das Verhältnis derart, daß kaum eine der „Lernenden" das findet, was sie sucht. Nichts von dem, was versprochen worden, wird gehalten, und schon nach kurzer Zeit sehen sie ein, daß sie schnöde getäuscht worden sind. Die „Akademie", die „großen, hellen, komfortabel eingerichteten Lehrsäle" bestehen meist aus einer gewöhnlichen Stube. Die Arbeiten selbst bestehen aus den einfachsten Verrichtungen, und die „Lernenden" werden dazu ausgebeutet, dem „Lehrherrn" die übernommenen Massenarbeiten umsonst herzustellen. Dringen die „Lernenden" darauf, in anderen Arbeiten unterrichtet zu werden, wie es versprochen, so werden sie hingehalten, vertröstet, kurz und grob behandelt und so chikaniert, daß ihnen bald ein Licht aufgeht. Verlassen dann die Lernenden diese Lehranstalten vor Beendigung der Lehrzeit, so habe solche „Direktoren" oft noch die Stirn, auf Zahlung der ausbedungenen Konventionalstrafe zu klagen, und nur schwer gelingt es bei der Scheu der Damen vor dem Gang nach dem Gericht, die Handlungsweise dieser „Direktoren" so aufzudecken, daß sie dem Strafrichter übergeben werden können."

* **Gymnasiale Mädchenbildung.** In bezug auf die immer wieder aufgestellte Behauptung, gymnasiale Anstalten für Mädchen seien kein Bedürfnis, ist das Resultat einer Umfrage interessant, die von der Schuldeputation in Schöneberg gehalten wurde. Man fragte, ob die Eltern geneigt sein würden, ihre Töchter der Gymnasial-Abteilung nach der Erledigung der fünften Mädchenschulklasse, also nach sechsjährigem Schulbesuche, zu übergeben. Von 336 Eltern haben 210 eine bejahende Antwort gegeben, also über 70 Prozent.

* **Die Beaufsichtigung des technischen Unterrichts** an den Gemeinde-Mädchenschulen (d. h. also der Fächer Turnen, Handarbeit und Haushaltung) in Charlottenburg soll einer entsprechend vorgebildeten Inspizientin übertragen werden.

* **Die Verwendung von Frauen in der öffentlichen Armenpflege** ist von dem Stadtverordnetenkollegium in Düren beschlossen worden.

* **Ein neuer Mißgriff der Polizei** wird aus München gemeldet: Eine aus Wien zugereiste Kaufmannswitwe, die Nichte eines österreichischen Feldmarschalls, wurde, als sie von ihrem Hotel (Leinfelder) aus ins Parkhotel zum Speisen gehen wollte, von einem Herrn am Maximiliansplatz angesprochen, der sie zum Souper einladen wollte. Als sie auf das fortgesetzte Drängen des Herrn ihn einlud, doch mit ihr ins Hotel zu kommen, übergab sie der Betreffende, ein Kriminalkommissar, dem nächsten Schutzmann mit dem Befehl, die Dame wegen Verdachts der Gewerbeunzucht der königlichen Polizeidirektion vorzuführen. Dort stellte sich dann die völlige Unschuld der Dame heraus, worauf sie, wie die Augsb. Abendztg. mitteilt, nach kurzer Haft und längerem peinlichen Verhör unter höflichen Entschuldigungen wieder entlassen wurde.

* **Die Anstellung einer Assistentin der Fabrikinspektion** in Hamburg steht bevor. Schon vor etwa Jahresschluß beschloß die Hamburger Bürgerschaft, entgegen den Beschlüssen des mit der Prüfung dieser Frage beschäftigten Ausschusses, die Anstellung eines weiblichen Assistenten der Gewerbeaufsicht. Jetzt endlich hat der Senat diesem Beschluß seine Zustimmung in der Form gegeben, daß er bereit ist, zunächst nur den „Versuch der Heranziehung einer Assistentin zu machen." Als Gehalt sind 1800 Mark bewilligt. Das Recht selbständiger Dispositionen wird der Assistentin noch nicht gewährt. Immerhin ist es ein Anfang, der mit Freuden zu begrüßen ist.

* **Der Ortsverein Köln des Hirsch-Dunckerschen Frauengewerkvereins** war von der Polizei aufgelöst worden wegen eines Referats des Vorsitzenden über die Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform. Kürzlich fand die gerichtliche Verhandlung über diese polizeiliche Auflösung statt; wegen Übertretung des preußischen Vereinsgesetzes standen drei Frauen des Vorstandes unter Anklage. Die Kölner Strafkammer sprach alle drei Angeklagten frei und legte der Staatskasse die Kosten auf.

Digitized by Google

* **Über die Verwendung weiblichen Personals im württembergischen Verkehrsdienst** fand kürzlich in einer Versammlung der Bezirksvereinigung Stuttgart der Verkehrsbeamten des mittleren Dienstes (Post- und Eisenbahnbeamten) ein Meinungsaustausch statt. Dabei wurden folgende Beschlüsse angenommen: „Die Versammlung erklärt, daß sie gegen die Verwendung weiblichen Personals durchaus nichts einzuwenden hat, vorausgesetzt, daß dadurch nicht die seitherigen, ohnedies wenig glänzenden Verhältnisse der mittleren Beamten noch mehr verschlechtert werden. Die Versammlung wendet sich 1. dagegen, daß das weibliche Personal nur in ganz leichten Dienstzweigen beschäftigt wird und daß die anstrengenden Früh- und Nachtdienste ausschließlich den mittleren Beamten verbleiben; 2. dagegen, daß das weibliche Personal dazu verwendet wird, ältere und nicht mehr vollständig dienstfähige Beamte aus dem Kanzleidienst zu verdrängen." Die hier zum Ausdruck gekommenen Wünsche sollen der Regierung in einer Eingabe unterbreitet werden.

* **Eine landwirtschaftliche Frauenhochschule** wird nunmehr auch in Petersburg eröffnet werden, nachdem sich die kürzlich eröffneten agronomischen Kurse in Moskau so gut bewährt haben.

* **Zur Frauenfrage in Japan** berichtet die Cölnische Zeitung:

Die Lage der Arbeiterinnen in Japan war bisher sehr hart. Sie wurden aus der ländlichen Bevölkerung durch Agenten für die Fabriken besorgt, schlossen einen Kontrakt auf eine Reihe von Jahren, arbeiteten täglich für etwa 25 Pfg., wurden im Internat der Fabrik streng abgeschlossen von der Außenwelt gehalten und waren somit gewissermaßen ihrem Brotherrn ausgeliefert. Erst die allerneueste Zeit bringt Licht auch in dieses Dunkel. Kürzlich wurden die Zustände von Osaka, der ersten Fabrikstadt Japans, in der im kommenden Jahre die fünfte Industrie-Ausstellung stattfinden wird, in der Presse erörtert; und eben jetzt ist eine Bewegung in der Provinz Saitama entstanden, welche sich gegen die Grausamkeit der dortigen Fabrikbeamten richtete. Die Webergilde hat sich die Aufgabe gestellt, das Los der Arbeiterinnen zu verbessern; und Herr Kohzo Hayakawa, ein Distriktsvorsteher, hat am 18. September eine Ansprache an die Angestellten der Fabriken gehalten, worin er sie auf ihre Pflichten gegen die Arbeiter und besonders gegen die Arbeiterinnen hinweist. Während Frauen in Japan bisher weder als Beamtinnen noch als Verkäuferinnen in besseren Geschäften Anstellung fanden — man sah sie nur in billigen Bazaren —, scheint sich das jetzt zu ändern. Das Haus Mitsui, eines der reichsten des Landes, hat beschlossen, junge Mädchen in den Verkaufshallen seiner Webereien anzustellen; und die Sanuki-Eisenbahngesellschaft hat kürzlich Mädchen als Beamtinnen für ihre Passagierzüge angestellt. In diesem Beruf freilich sind die Japanerinnen schon länger thätig. Die Lehrerinnen-Seminare sind stark besucht, und für die Hebung der japanischen Frau überhaupt ist es eine gute Vorbedeutung, daß der Kronprinz entgegen der alten Landessitte in Monogamie lebt, wie er sich seinerzeit auch nach unserer Sitte verlobt hat.

* **Eine neue Zeitschrift für die Verbreitung der Rechtskenntnis unter den Frauen** beabsichtigt Dr. jur. Marie Raschke zu gründen. Wir entnehmen einem Aufruf, mit dem sie ihre Sache den deutschen Frauen nahelegt, folgende Ausführungen über den Charakter des Unternehmens:

„Die Zeitschrift für populäre Rechtskunde, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Frauen in das Recht einzuführen, ist eingegangen, weil sie nur wenige Abonnentinnen gefunden hatte. Es scheint, die Frauen haben sich noch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Rechtskenntnis eine wichtige Forderung unsrer Zeit ist, insbesondre die Rechtskenntnis der Frauen. Oder die Redaktion hat gefehlt, indem sie die Zeitschrift nicht volkstümlich genug gestaltete.

Fangen wir noch einmal von vorne an. Gründen wir eine Zeitschrift, die in volkstümlichster Sprache das bringt, was die erwerbende Frau und die Ehefrau vom Rechte wissen muß, wenn sie nicht ein Spielball des Willens andrer sein will. Alle Leserinnen der Zeitschrift müssen insoweit Mitarbeiterinnen sein, als sie der Redaktion ihre Wünsche inbetreff der Rechtsdarlegungen vorbringen und im Briefkasten Belehrungen über einzelne Rechtsfragen fordern, die der Gesamtheit nützlich sind. Die Zeitschrift muß auch Organ aller derjenigen Vereine sein, die Rechtsschutzeinrichtungen getroffen haben; eine Rubrik muß ihnen zum Austausch ihrer Erfahrungen im Rechtsschutz offen stehen. Die Zeitschrift, die billiger gestaltet werden soll als die frühere, kann erst in das Leben treten, wenn mindestens 500 Abonnenten sich gemeldet haben. Ich fordre die Frauenvereine insbesondre hiermit auf, ihre Mitglieder auf die Notwendigkeit der Neubegründung einer solchen Zeitschrift hinzuweisen und sie zur Meldung als künftige Abonnenten bei mir zu veranlassen. Wenn auch das Unternehmen selbst, so ist doch der Zweck, dem es dient, keine Privatsache. Die Zeitschrift stellt sich in den Dienst der Frauen; sie will ihnen helfen, die Unabhängigkeit zu erringen, welche der rechtskulturellen Umwälzung vorangehen muß. Insofern ist sie Bundessache und Sache aller Frauen, also auch derer, die nur um ihrer selbst willen unabhängig sein und sich zum Gefühl der Persönlichkeit durchringen wollen.

Berlin SW., Königgrätzerstr. 88.

Dr. jur. Marie Raschke.

Wir sind der Überzeugung, daß das Unternehmen der Frauensache auf einem ihrer wichtigsten Gebiete zur Förderung dienen wird, und bitten unsere Leser, sich dafür zu interessieren.

Digitized by Google

„Sommerbuch". Altweimarische Geschichten von Helene Böhlau. Verlag von F. Fontane und Co., Berlin W. 35, 1903. (Preis 3 Mark.) Helene Böhlau hat in diesem neuen Strauß altweimarischer Geschichten den alten Ton wiederaufgenommen, der von dem stillbewegten Leben der grünen Ilmstadt so ausdrucksvoll und innig zu künden wußte. Und doch ist es nicht ganz der alte Ton. Er ist schwerer, heißer und voller geworden, er hat sich noch mehr durchdrungen mit Lebenswonne und Lebenspein. Sommerklänge sind diese Dichtungen, in denen die Lebensglut der blühenden, reifenden Sommerwelt in vollen schweren Akkorden auf- und abflutet. Kein anderes Buch von Helene Böhlau giebt einen so starken Eindruck der eigentlich dichterischen Elemente ihrer Kunst, einen so starken Eindruck ihrer seltenen künstlerischen Macht über die Stimmung. Bis in die Charakteristik der Menschen hinein reicht diese Macht, auch hier noch jeden Zug bestimmend. Ihre Gestalten ziehen an uns vorüber wie eine Melodie, in der jeder einzelne Ton verklingt in dem geschlossenen, einheitlichen Stimmungseindruck des Ganzen. So wirkt auf uns die Sommerseele, die „gothische Liebste", in dem kleinen einsamen Häuschen unter den „dröhnenden" Lindenbäumen, und das junge Weib in „Muttersehnsucht", das so ganz eins ist mit der starken, gesunden, träumerisch-unbewußten Seele der Mutter Erde selbst. Und auch in dem Aufbau des Milieus um ihre Menschen finden wir diesen fast verschwenderischen Reichtum von ruhig und harmonisch wirkenden und doch in ihrer Feinheit und Ausdrucksfähigkeit immer wieder überraschenden Einzelzügen. Helene Böhlau findet das bezeichnend Intime, die feinsten Linien und Farben, in denen Persönliches, Charakteristisches sich ausspricht, mit einer hellseherischen Sicherheit, die wir wohl als etwas einzigartig Weibliches bezeichnen dürfen. Ihre Kunst ist in ihrer eigentümlichen Differenziertheit das lebendigste Zeugnis dafür, daß der Gedanke einer werdenden weiblichen Kunst keine Utopie ist.

Es ist besonders reizvoll, von diesen Sommerblüten von Helene Böhlaus Kunst wieder einmal zurückzukehren zu ihren ersten Frühlingskindern. In zweiter Auflage erscheint soeben der Novellenband **„Der schöne Valentin"** (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W, Preis 4 Mark). In der Titelnovelle und in der entzückenden kleinen Skizze „Die alten Leutchen", die den Band ausmachen, finden wir die künstlerische Individualität des Sommerbuchs in all ihren wesentlichen Zügen, noch nicht so stark und selbstgewiß, aber ebenso fein und tief, so lebensvoll und liebenswürdig.

„Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache," durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Vom Dichter autorisiert. Berlin, S. Fischer Verlag. 9 Bände. (Preis pro Band geh. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark bei Entnahme der ganzen Ausgabe, Einzelbände à 4 Mark geh., 5 Mark geb., Bd. I 5 Mark geh., 6 Mark geb.) Diese große, mit philologischer Sorgfalt und feinem litterarischen Verständnis hergestellte Ausgabe ist gewissermaßen das Siegel darauf, daß Ibsen auch dem deutschen Volke gehört, daß es von seiner mächtigen geistigen Persönlichkeit „wie ein Pulsschlag" auch in unser Leben gegangen ist. Die Ausgabe bietet neben den großen Dramen, die unsern deutschen Naturalismus mitbegründeten, auch eine Fülle von Neuem, von Gedichten, Prosa-Aufsätzen, Rezensionen, Reden (Bd. I), die uns oft unmittelbareren Einblick in die Lebens- und Kunstelemente von Ibsens Persönlichkeit gestatten, als die geschlossenen großen Werke. Wir sehen ihn im direkten, nicht erst dichterisch vermittelten Kontakt mit den geistigen, politischen, künstlerischen Bewegungen um ihn herum sich entwickeln, empfangend, beeinflußt und beeinflussend. Wir finden in den Rezensionen Mosaikstückchen zu dem großen kunsttheoretischen Grundriß von Ibsens Dramatik, in den mit unermüdlicher Energie von den Herausgebern gesammelten Gedichten zum Teil bisher verschollene Zeugen früherer wichtiger Entwicklungsphasen. Noch vollkommener wird eine für den Spätherbst 1903 angekündigte Sammlung von Briefen Ibsens uns das Bild des Dichters aufbauen helfen. Die gesamte Ausgabe ist ihren zum Teil sehr schwierigen Anforderungen — wie der Sammlung, Auswahl und Verdeutschung der Gedichte und theoretischen Aufsätze — in seltenem Maße gerecht geworden. Jeder Gebildete muß eine aufrichtige Freude darüber empfinden, daß eine so wichtige litterarische Zeitaufgabe, wie die Verdeutschung von Ibsens Werken, in so vornehmer Weise gelöst ist. Die einzelnen, ausgezeichnet ausgestatteten Bände bieten die Werke in folgender Zusammenstellung:

I Band: Generalvorwort. Lebensgeschichte. Gedichte. Prosaschriften. Reden und eine Auswahl von Briefen. Catilina.
II. Band: Das Hünengrab. Die Herrin von Östrot. Das Fest auf Solhaug. Olaf Liljenkrans.
III. Band: Die Krieger auf Helgeland (Nordische Heerfahrt). Liebeskomödie. Die Kronprätendenten.
IV. Band: Brand. Peer Gynt.
V. Band: Kaiser und Galiläer.

Digitized by Google

VI. Band: Der Bund der Jugend. Stützen der Gesellschaft. Ein Puppenheim.
VII. Band: Gespenster. Ein Volksfeind. Die Wildente
VIII. Band: Rosmersholm. Die Frau vom Meere. Hedda Gabler. Baumeister Solneß.
IX. Band: Klein Eyolf. John Gabriel Borkman u. s. w.

„Goethe-Briefe." Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Bd. III. Weimar und Italien 1784—1792. Berlin 1902. Verlag von Otto Elsner. Der vorliegende Band der Briefausgabe stellte den Herausgeber vor eine nicht leichte Aufgabe. Es hieß aus einer Periode großer und reicher Entwicklung das Wesentliche geben und zugleich die so eigenartig ausdrucksvollen kleinen Alltäglichkeiten der Goethe-Briefe, in denen oft erst die bezeichnenden Nuancen erkennbar werden, zur Geltung kommen zu lassen. Die vielen Kürzungen, die zur Erfüllung dieser zwiefachen Aufgabe notwendig waren, sind mit Geschick gemacht, und die Auswahl des Textes der Briefe giebt, wie in den beiden bereits erschienenen Bänden, eine in den Hauptzügen erschöpfende „Generalbeichte" des Lebensabschnittes, dem sie entstammen. Die Ausgabe in ihrer hübschen Ausstattung ist warm zu empfehlen.

„Friedrich Spielhagens Romane". Neue Folge. Vollständig in 50 Lieferungen à 35 Pfg. Verlag von L. Staackmann, Leipzig. Die soeben erschienenen Lieferungen 3—6 führen den Roman „Sonntagskind" weiter, der vielen Verehrern Spielhagens als ganz besonders charakteristisch für die zweite Schaffensperiode des Dichters erscheint. Sein Lieblingsthema, der Mann, der aus eigner Kraft zu der Höhe gelangt, die ihn die Hand erfolgreich nach dem Höchsten und Besten ausstrecken läßt, hat in diesem Roman einen glücklichen Ausdruck gefunden.

„Ein Märchenstrauß". Dem Andenken Auguste Schmidts gewidmet von Hedwig Dan. Zu beziehen durch den Frauen-Gewerbeverein in Leipzig. Preis 1 Mark. Eine Reihe anmutiger Märchen sind hier zu einem Strauße zusammengestellt, der der Lebenden gewidmet werden sollte und nun der Dahingeschiedenen auf das Grab gelegt werden muß. Ein Teil des Erlöses aus dem kleinen Büchlein soll dem großen Unternehmen zu gute kommen, durch das Auguste Schmidts Andenken späteren Geschlechtern überliefert werden soll: dem geplanten Auguste Schmidt-Haus in Leipzig. So dürfen wir dem Büchlein aus zwiefachem Grunde einen guten Erfolg wünschen.

„Nachwuchs". Roman von Amalie Skram. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. München, Verlag von Albert Langen. Es ist kein behagliches Milieu, in das Amalie Skram uns führt. Drei Familien — in zweien die offenbare Verkommenheit, in der dritten der volle Glanz des Reichtums und doch das verborgene Skelett im Hause. Und was an Sichgehenlassen und Schuld bei den Alten sich häufte, das fällt in voller Wucht auf die Kinder, den „Nachwuchs", der, früh unterrichtet, sich seinen Anteil am Leben zu sichern sucht, so gut es geht. Jede einzelne Gestalt ist lebenswahr und mit der ganzen realistischen Kunst herausgearbeitet, die Amalie Skram kennzeichnet und ihren Büchern Beachtung sichert; nur in der Häufung des Schrecklichen, in der Unbarmherzigkeit der Konsequenz, die vielleicht über das wirkliche Leben hinausgeht, zeigt sich ihre pessimistische Weltanschauung. — Die Übersetzung von Mathilde Mann ist auch hier wieder mit besonderer Anerkennung hervorzuheben.

„Nie und immer". Neue Märchen von Kurd Laßwitz mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig (Preis 4 Mark, geb. 5 Mark). Wer „Auf zwei Planeten" gelesen hat, wird mit Vergnügen zu einem neuen Bande „Laßwitz" greifen. Unter den „Traumkristallen", die er diesmal bietet, möchte die ergötzliche kleine Satire auf die „Fernschule" den Preis davon tragen, die Schule der Zukunft, in der die Lehrer 50 000 Mark Gehalt beziehen und selbsttätige Ermüdungsmesser gegebenenfalls die Verbindung zwischen Lehrer und Schüler automatisch unterbrechen, so daß die betreffenden Schüler vom weiteren Unterricht dispensiert werden. Den größten Teil des Buches nimmt ein „Tiermärchen aus der oberen Kreide" ein, die Geschichte von „Homchen", dem direkten Vorfahren des Menschen, der als Träger der Intelligenz den Säugern die erste Kulturgabe, das Feuer, bringt und damit die Herrschaft der brutalen Kraft, die Herrschaft der Rieseneidechsen, bricht.

„Die hinter den Bergen." Gestalten und Gewalten im hannoverschen Berglande von Heinrich Sohnrey. 3. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. (Preis 2,40 Mark.) Die dritte Auflage beweist, daß auch diese „Gestalten und Gewalten" einem größeren Leserkreis ans Herz gewachsen sind. Wenn einige der hier gebotenen Erzählungen hinter „Friedesinchens Lebenslauf" zurückbleiben, so können andre als völlig ebenbürtig bezeichnet werden. Vor allem gilt dies von der Erzählung „Wie die Dreieichenleute um den Dreieichenhof kamen". Hier ist wieder das ganze wunderbare Ineinandergreifen von Natur- und Menschenleben, die Einheit von Landmann und Scholle, die Sohnrey in so hervorragendem Maße wiederzugeben weiß. Die Erzählung ist auch im Sonderabdruck erschienen. (Fein geh. 50 Pfg.)

„Kapital-Anlage und Wert-Papiere". Ein Ratgeber bei Ankauf, Verwaltung und Aufbewahrung von Wert-Papieren mit einem Anhang: Die Börse und ihre Geschäfte von Georg Obst, Beamter der Dresdner Bank in Berlin. Sechste vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Carl Ernst Poeschel. Preis 1 Mark.

„Der Depositen- ꝛc., Kontokorrent- und Checkverkehr". Ein Ratgeber für den Verkehr mit dem Bankier. Allgemein verständlich dargestellt von Georg Obst, Beamter der Dresdner Bank. Vierte unveränderte Auflage. Leipzig, Verlag von Carl Ernst Poeschel. Preis 1 Mark. — Die kleinen Ratgeber können all denen warm empfohlen werden, die in der Lage sind, eigenes oder fremdes Vermögen zu verwalten. Sie erfüllen in der That, was sie versprechen, sie geben dem Laien eine Vorstellung vom Wesen der Wert-Papiere, ihrer Verwaltung und Aufbewahrung und machen ihn mit den Einrichtungen und der Geschäftsabwicklung der Börse sowie mit den bei uns noch wenig bekannten und ausgenutzten Vorteilen des Depositen-, Kontokorrent- und Checkverkehrs mit dem Bankier vertraut.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Adelung, Sophie von. Sonntagsfriede am Werktag. Heidelberg, Evang. Verlag. G. m. b. H.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia von. Der Kampf ums Glück. Roman, Dresden, E. Pierson's Verlag. 3 Mark.

Baars, Ernst, Pastor. Was wir wollen! Vortrag in der Versammlung des Alkoholgegnerbundes zu Bremerhaven am 18. November 1900. Bremen, Verlag der Landesgruppe Deutschland des „Alkoholgegnerbundes". Ausgabe für den Buchhandel durch Gustav Winter's Buchhandlung, Bremen. Preis 20 Pf. (bei 10 Exempl. 15 Pf., bei 100 Exempl. 10 Pf.)

Bacmeister, Frau Lucie. Zwei Eide. Leipzig, Friedrich Luckhardt, 3 Mark, gebd. 4 Mark.

Bastier, Paul. La mère de Goethe d'après sa correspondence. Paris, Perrin & Cie.

Behnisch-Kappstein, Anna. Wanderkameraden, Gedichte. Mit einem Geleitbriefe von Peter Rosegger. Thüringische Verlagsanstalt. Eisenach — Leipzig. 1 Mark.

Berneburg, Ferdinand, Kaufmann zu Cassel. Die Arbeit der Ansiedlungs-Kommission in nationaler und sozialpolitischer Hinsicht. Vortrag, gehalten in einer Versammlung des Alldeutschen Verbandes am 4 Dezember 1900. Cassel, Selbstverlag des Verfassers. Preis 50 Pf. Der Reinertrag ist für die vom „Spar- und Bauverein" Cassel unterhaltenen und unterstützten Kleinkinderschulen bestimmt.

Bernhard, Marie. Das corpus delicti, Erzählung. Dresden, E. Pierson's Verlag. 3 Mark.

Binega, J. Frühlingsstürme, Roman. Dresden, E Pierson's Verlag. 3 Mark.

Bittenfeld, Agnes, Herwarth von. Sie muß heiraten, Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 2,50 Mark.

Brandt, Maria, Johannisburg. Mosaik, Lebensbilder und andre Gedichte. Königsberg i. Pr., Thomas Oppermann.

Bretschneider, H., Realschuloberlehrer. Lectures et Exercices Français. Französisches Lese- und Übungsbuch. Carlshorst-Berlin, Verlag von Hans Friedrich.

Buchholz, Hermann. „Lebensfreude". Gedichte. Berlin, Verlag von Max Schildberger.

Bülow-Wendhausen, Baronesse von. Durch den Magen in das Herz. Kleines Wirtschaftsbuch. Verlag von Alexander Köhler, Dresden. Preis 75 Pf.

Burnett, Frances Hodgson. Sara Crewe. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen von F. Mersmann. Berlin-Carlshorst, Hans Friedrich.

Castellani, Ch. Das Weib am Kongo. Deutsch von Margarete Bruns. Minden in Westf., J. C. C. Bruns.

Christaller, Helene. Weihnachten in den Bergen. Darmstadt, Waitz Hofbuchhandlung.

Clint, Alfred. Anleitung zur Landschaftsmalerei in Öl nach der Natur. Autorisirte Übersetzung aus dem Englischen von O. Straßner. Stuttgart, Paul Neff, Verlag.

Cornelius Lite. So bleibt ihr gesund von der Wiege bis zum Grabe! Winke und Ratschläge für den ganzen Lebenslauf des Weibes unter besonderer Berücksichtigung der Pubertäts- und Wechsel-Jahre. 1. Aufl., Preis 1 Mark. Verlag von Wilhelm Möller, Berlin S.

Davidis, Henriette. Der Beruf der Jungfrau. Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. 16 Aufl. Leipzig, Verlag der Arbeitsstube. Eugen Twietmeyer.

Dawe, C. S. Rev. B. A. Queen Victoria, her time and her people. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Arthur Peter. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung.

Ebersberger, Thea. Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther. 5 Mark, gebd. 6,50 Mark.

Ebhardt, Melanie. Stromschnellen. Gedichte. Wiesbaden. Verlag von Heinrich Staadt.

Eck, Miriam. Marien-Lieder. Buchschmuck von Max Froehlich. Berlin, Axel Juncker. 2 Mark, gebd. 3 Mark.

Einsam, Hans, Königsberg. Ein hoher Adel. Königsberg, Braun u. Ueber. 1 Mark.

Fischer, Dr. med. Die Schwindsucht. Praktische Winke für Gesunde und Kranke. Würzburg. A. Stuber's Verlag. Preis 75 Pf., 20 Exemplare 12 Mark.

Fischer, Dr. med. Für junge Mütter. Belehrungen über Schwangerschaft, Wochenbett und Kindespflege. 4. Aufl. Preis 2 Mark. Verlag von Wilhelm Möller. Berlin S.

Fladt, Wilhelm. Thalwarth. Gedicht. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1,50 Mark.

Frauen-Privilegien in England und wohin dieselben führen. Eine Warnung von zwei englischen Juristen. Ins Deutsche übersetzt und mit einem Vorwort von E. Belfort Bax. Leipzig, Th Schröter's Verlag.

Freytag, J. Krieg und Frieden in Asien und im Burenland. E. Pierson's Verlag. Dresden und Leipzig. Preis 60 Pf.

Fried, Alfred H. Der Theaterteufel. Bamberg, Handels-Druckereи

Friedberg, Johanna. Aus meiner Welt. Gedichte. Straßburg i. E., Josef Singer 1,50 Mark, gebd. 2,50 Mark.

Geiger, Albert. Emile Zolas Lebenswerk: Die Rougon Macquart. Studie. München, Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung.

Georges, Sanitätsrat Th., dirigierender Arzt des Elisabeth-Kinder-Hospitals in Berlin. Das Kind im ersten Lebensjahr. Berlin, Ullstein & Co., gebd. in Leinwand 1 Mark.

Henschke, Margarete. Die weibliche Jugend und die Aufgaben unserer Zeit. Vortrag. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 40 Pf.

Herwi, B. Rache. Roman. Berlin. Franz Grunert Sept.-Cto. 2,50 Mark, gebd. 3,50 Mark.

Höcker, Paul Oscar. Es blasen die Trompeten. Eine Reitergeschichte. Leipzig, Paul List Verlagsbuchhdlg. 3 Mark, eleg. gebd. 4 Mark.

Hoffmann-Odenkoven, Ida. Wie gelangen wir Frauen zu harmonischen und gesunden Daseinsbedingungen. Halmhausen, Reformverlag C. v. Schmitz. 40 Pf.

Jerome, Jerome K. John Ingerfield und andere Erzählungen. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1 Mark.

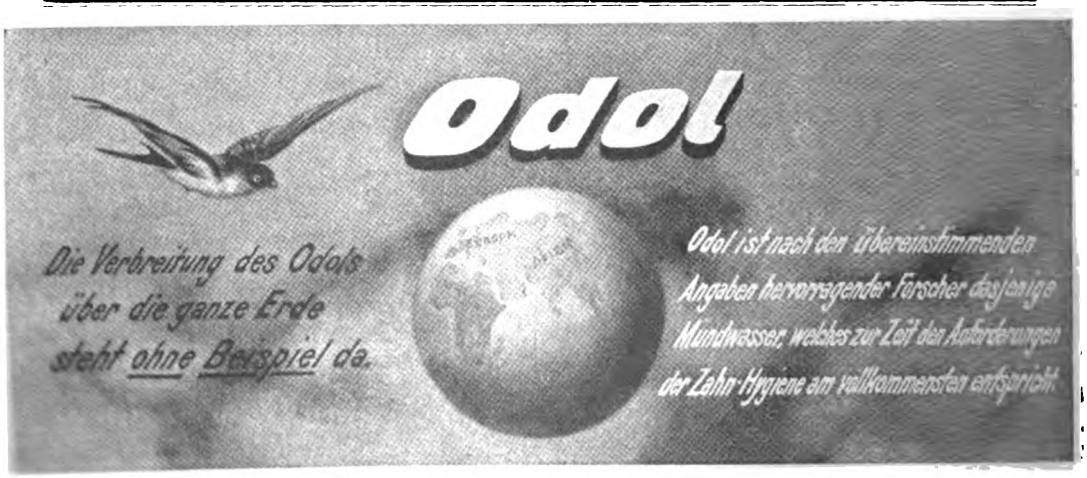
Karlsen, Hans. Marianne Wildenberg. Roman. Dresden, E Pierson's Verlag. 4 Mark.

Kinzel, K. und **Michaelis, E.** Wie reist man in Italien? Ein Buch zum Lust- und Planmachen. Schwerin i. M., Fr. Bahn Verlag. Gebd. 3,60 Mark

Klette, Dr. med. W. Erziehung nervöser und nervös beanlagter Kinder. Berlin, Deutscher Verlag (G. m. b. H.) 60 Pf

Koenigsbrun-Schaup. Das heilige Blau. Eine japanische Liebesgeschichte. Dresden, E Pierson's Verlag. 2 Mark.

Lagarde, Louis. La clef de la Conversation française. Deuxième édition revue corrigée et considérablement augmentée. Berlin, R. Gaertner's Verlag.



Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis ½ Fl. 3 M., ½ Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 10.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Leistner, Carl, Richard. Herdfeuer oder Luxus und Frauenehre. Dramatisches Volksgedicht. Selbstverlag des Verfassers in Waltersdorf, Post Obergolitz, Böhmen. 1 Mark.

Lingen, Thekla. Am Scheidewege. II. vermehrte Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler.

Lütt, Ila von der. Das feine Dienstmädchen, wie es sein soll. Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen. IV. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Marker, Wilhelm. Die Gefahr des Alkoholgenusses und die Aufgabe der Schule, in der Bekämpfung derselben mitzuhelfen. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung. 50 Pfg.

Martin, Professor **Dr. A.** Hygiene des Wochenbettes. 50 Pfge. Sändende. Berlin, Verlag von Vogel & Kreienbrink.

Matthey, Maja. Claudine. Epischlyrische Dichtung in Gesängen. Bellinzona, Verlag „Liberta" (B. Beuttner und Co.).

Melnikow, Nikolaus. Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Frauenfrage. Berlin, Herm. Walther.

Michaelis, Ad. Alf. Pflanzenheilkunde. Lieferung 1. (Vollständig in ca. 6 Lieferungen à 30 Pf) Halle a. S, Gebauer-Schwetschke.

Michaelis, Liselotte. Innenleben. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Moser, Felix. Allerlei Erwerb und Nebenerwerb. Über 100 Ratschläge zum Geldverdienen. Leipzig, Verlag des „Hausfleiß", W. Friedrich. 3 Mark.

Oberdieck, Marie. Balsamindel. Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart. Breslau, Eduard Trewendt. gbd. 2 Mark.

Kleine Mitteilungen.

Die Kölner Höhere Handelsschule für Mädchen entspricht mit dem Lehrgang, den sie ihren Schülerinnen bietet, den modernen Ansprüchen an die kaufmännische Bildung der Frauen in hervorragendem Maße. Wer die Arbeits- und Gehaltsverhältnisse der weiblichen kaufmännischen Angestellten kennt, weiß, wie durchaus jede Möglichkeit, ihre Lage günstiger zu gestalten, von der Vertiefung der Ausbildung abhängt. Wir möchten alle, die sich dem kaufmännischen Beruf widmen, auf die in jeder Beziehung tüchtigen und gediegenen Leistungen der Kölner Höheren Handelsschule nachdrücklichst hinweisen.

The Study of English in Oxford.

Vacation Course in English Language & Literature in St. Hilda's Hall, Oxford. Commences July 2nd Ends July 29th. Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors. Apply

Mrs. Burch. 28 Norham Road. Oxford.

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Posen W. III.

Haushaltungsschule und Pensionat.

Seminar für Handarbeits-, Gewerbeschul- und Koch- und hauswirtschaftliche Lehrerinnen.

Ausbildung in allen praktischen Fächern für **Beruf** und **Haus.**

Kurse für Handelswissenschaften, einschl. fremder Sprachen, Stenographie und Schreibmaschine.

Beginn des Sommerhalbjahres am 16. April.

Programme und nähere Auskunft durch die Vorsteherin **Hermine Ridder.**

Verein Mädchengymnasium in Köln.

Eröffnung

der 6jährigen Gymnasialklassen und des Internats

Ostern 1903.

Schulgeld 126 M., Pensionspreis 700 M. jährlich.

Anmeldungen: Frau **von Langsdorff, Köln-Lindenthal,** Bachemerstraße 118.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Die abgeschlossene Bildung der 10klass. höheren Töchterschule. Aufnahmeprüfung. **Zweck d. Anstalt:** Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung f. **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen, sowie wirtschaftl. u. soziale Selbständigkeit. **Lehrgang 2jährig:** a) **Sämmtliche** theoret. und prakt. **kaufm. Fächer** einschließl. Wirtschafts-, Betriebs-, Gewerbelehre, Geld-, Bank-, Kreditwesen 2c. b) **Sprachen** (Ziel: Gewandtheit im freien, schriftl. u mündl. Gebrauch). c) **Allgemein bildende Fächer:** Aufsatz, Zeichnen, Kalligraphie, deutsche, französ. und engl. Stenographie, Geographie, Warenkunde, Physik, Chemie 2c. Ein **Übungskontor** ersetzt die prakt. Lehre u. ermöglicht direkten Eintritt in auskömml. Stellungen. Auswärt. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — **Auskunft,** Prospekt und Jahresbericht unentgeltl. — Schriftl. u. mündl. Anmeldungen für d. nächste Schuljahr nimmt schon jetzt entgegen Direktor **Riepe,** Klapperhof 28. Sprechstunden Montags, Dienstags, Donnerstags, Freitags 12—1.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Digitized by Google

Originalrezept. — **Kalbskoteletten im Ofen.** Hübsch dressierte Kalbskoteletten brät man in Butter saftig und braun und richtet sie mit folgendem vorbereitetem Ragout an: Eine große Kalbsmilch sowie einige Champignons kocht man in ½ Liter Fleischbrühe (bereitet aus Maggis Bouillonkapseln) mit Gewürz und einer Zwiebel. Hierauf schneidet man die Kalbsmilch und Champignons in Würfel, verdickt die Brühe mit Buttermehl, würzt sie mit Citronensaft und etwas Muskatblüte, thut die Würfel hinein, läßt sie darin warm werden und richtet das Ragout über den Koteletten auf einer Schüssel an, übersiebt sie dick mit Parmesankäse, beträufelt sie mit zerlassener Krebsbutter, stellt die Schüssel auf ein Gefäß mit kochendem Wasser, stellt sie in die heiße Röhre und überbäckt sie braun.

E. v. W.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 M. durch Post oder Buchhandel. —

Leipzig. Moritz Schäfer.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: Berlin W., Culmstr. 5.

Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine höhere Privat-Töchterschule in Oberschlesien wird zum 1. April eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Sprachen, Rechnen, Deutsch und Geschichte auf der Oberstufe gesucht. Auslandssprachen erwünscht. Gehalt 11—1200 Mark, für Sprachstunden 200 bis 400 Mark extra.

2. Für eine städtische höhere Mädchenschule in kleiner Stadt Hannovers wird zum 1. April 1903 eine evangelische, für Englisch und Geschichte geprüfte Oberlehrerin gesucht. Unterricht im Seminar und in den Oberklassen. Auswärtige Dienstjahre werden angerechnet. Gehalt 1800 Mark, steigend bis 3000 Mark.

3. Für eine Kuratoriumschule in kleiner Stadt Westfalens wird zum 1. April eine jüngere, evangelische Elementarlehrerin, die auch Gesangunterricht erteilen kann, gesucht. Gemischte Klassen. Gehalt 1000 Mark.

4. Für eine höhere Privat-Töchterschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zum 1. April eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Sprachen, Litteratur, Rechnen und Geschichte auf der Oberstufe gesucht. Gehalt 1200 Mark.

5. Für ein Pensionat am Harz wird zum sofortigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Deutsch, Kunstgeschichte und Französisch gesucht. Gehalt bei völlig freier Station 800 Mark.

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Familien-Pension L. Langes

von [E]
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. Helene Lange, Berlin-Halensee, Bornimer Straße 9.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zu Berlin, Potsdamerstraße 40 IV.

nimmt Lehrerinnen u. Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf

Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. — Ganze Pension pro Tag 2,75 M.

— Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. —

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Berliner Bambus- u. Luxus-Möbelfabrik

Inhaber:
Berger & Co., H. C. Freimüller
Berlin SO., Köpnickerstrasse 112, part.

Paravants, Ofenschirme und Bänke, Gondeln, Damenschreibtische, Säulen, Brillantstühle etc. Veranda-Möbel, Luxus-Boudoir-, Erker- und Veranda-Einrichtungen aus Theestaude, Congoeiche und Bambus zu Fabrikpreisen.

Illustr. Kataloge franco gegen freie Rücksendung.

Frankreich. Amiens, 21. rue Dufour. Melle Mattmann, professeur agrégée de l'Université, offre pour cet hiver (1er oct. à Pâques), pension de famille et leçons à deux institutrices désirant faire des études sérieuses. Prix exceptionnellement très modéré.

Paris.

In nächster Nähe der Sorbonne und des Luxemburggelasses finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez Mme Pasteau. Paris VI rue, Monsieur le Prince 48.

Paris 19 Rue Brunel, 17 arrt.

Mme Poujaud reçoit quelques jeunes dames desirant visiter Paris et se perfectionner dans la langue Française. Bon. ref. prix modé. Vie de famille (n'est pas une école).

Wer an einer Krankheit leidet

oder sich vor Krankheit schützen will, abonniere auf d Aerztlichen Ratgeber, popul. Organ d. wissenschaftl Medizin. Unt. Mitarb hervorrag. Univ.-Profess., Spezialärzte u. prkt. Aerzte herausg. v. Dr. med. Höckendorf. Best. b. Buchh. u. Postanst. (Ztgsl No. 36) f. 60 Pf. viertelj. Man verl. Proben grat. v. Verl. d. Aerztl. Ratgebers (A. Juch) in Friedenau-Berlin.

Digitized by Google

6. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zum 1. April eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Deutsch, Englisch und Erdkunde in den Mittel- und Oberklassen gesucht. Schulerfahrung, gutes Englisch Bedingung. Gehalt 14—1600 Mark, steigend in regelmäßigen Zwischenräumen bis 2600 Mark.

7. Für dieselbe Schule wird eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Naturkunde, Rechnen, Zeichnen und Deutsch in den Mittelklassen gesucht. Anfangsgehalt 12—1400 Mark, steigend bis 2600 Mark.

8. Für eine höhere Privat-Töchterschule in kleiner Stadt bei Berlin wird zum 1. April eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Deutsch und Geschichte auf der Oberstufe gesucht. Gehalt 1200 Mark.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine Familie auf dem Lande in Ostpreußen sucht zum 1. April eine evangelische, musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 3 Mädchen von 15, 12 und 11 Jahr. 2 Abteilungen, Kinder etwas kränklich. Gehalt 700 Mark.

2. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum 1. April eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 13 Jahr, 1 Knaben von 9 Jahr. Latein erwünscht. Musik nicht verlangt. Netter Familienanschluß. Gehalt nach Übereinkunft.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W., Culmstraße 5 pt.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin W., Leipzigerstr. 92. * Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Gesangschule:

Emily Hamann-Martinsen

Oratorien- und Liedersängerin.

Schülerin

der Frau Prof. **Marchesi, Paris.**

BERLIN W., Bülowstr. 88.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

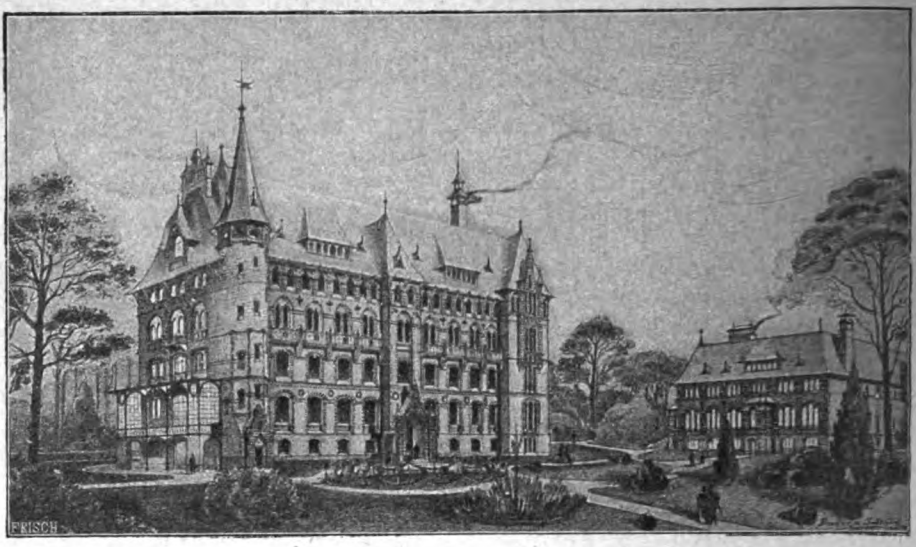
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehun

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospe

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse in allen Zweigen der Küche u. Haushalt für Töchter höherer Stände für Bürgertöchter. Kochcurse für Schulkinder. Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstboten. Auskunft über diese erteilt Frl. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: ✲ ✲ **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** ✲ ✲

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 6 März 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Einweihung des Asyls „Mariuccia“ in Mailand durch Ada Negri.

Deutsch von **Hedwig Jahn.**

Nachdruck verboten.

Am 14. Dezember ist in Mailand ein Haus eingeweiht, das zur Rettung junger gefallener Mädchen von Frauen begründet wurde und von Frauen unterhalten und geleitet wird. Es trägt als ein Zeichen seines Ursprungs und seiner Geschichte den Namen Mariuccia, und dieser Name kennzeichnet es als das Vermächtnis eines Kindes, der zwölfjährigen Mariuccia Majno Bronzini. Der Name Majno Bronzini wird manchen unserer Leser nicht unbekannt sein. Ersilia Majno, die Mutter des Kindes, ist die Verfasserin der Geschichte der Frauenbewegung in Italien im ersten Bande des Handbuchs. Sie ist die Führerin jener tätigen und bedeutsamen Mailänder Gruppe in der italienischen Frauenbewegung, die sich um die „Unione Femminile“, das Hauptorgan der fortschrittlichen Frauen Italiens, zusammengeschlossen hat. Mitten in der Arbeit an ihrem Beitrag zum Handbuch rief Ersilia Majno die Erkrankung ihres jüngsten Kindes aus Rom nach Mailand zurück. Sie kam gerade noch rechtzeitig, um die letzten Augenblicke mit der Kranken zu durchkämpfen. Eine tückische Diphteritis hatte das Leben des Kindes in zwei Tagen zerstört.

Ersilia Majno hat in der Arbeit für die Not der Frau und des Kindes, der sie schon seit Jahren mit so reinem Enthusiasmus, mit so glühender Hingabe diente, einen Trost gesucht. Ein Haus, das dem tiefsten Elend der Frau, des Kindes, einen Hort bieten soll, ist die Tat, in die sie ihr schmerzlich getroffenes Muttergefühl ausströmen ließ, ist zugleich die Verkörperung eines Wunsches, der ihr Kind in seiner letzten Stunde erfüllte.

Ada Negri hat die Eröffnung des Hauses mit einer Ansprache geweiht, die in dem Januarheft der Unione Femminile veröffentlicht ist. Wir bringen diese Ansprache in der Übersetzung von Hedwig Jahn, der bekannten Urheberin jener ausgezeichneten Verdeutschungen von Ada Negris beiden Gedichtsammlungen.

D. Red.

Digitized by Google

„Eine Einweihungsfeier ist fast immer ein fröhliches Ereignis. — Aber das Haus, das sich unter dem lieben und tragischen Namen „Mariuccia" erschließt und das wir heute einweihen, wird unter seinem schirmenden Dach so großes, so furchtbares Elend aufnehmen, daß wir alle, die wir in dieser Stunde versammelt sind, das volle Bewußtsein von dem Ernst des unternommenen Werkes haben, und unser Antlitz ist bleich, und unser Herz erzittert.

Wir fühlen alle, daß dieses Haus nicht in einer der gewöhnlichen Formen der Wohltätigkeit dient und dienen soll, die nur einen Verband auf krebsartiger Wunde bedeuten. Wir fühlen unsere ganze Kleinheit, die Geringfügigkeit dieses ersten und doch mit so vieler Mühe gemachten Schrittes, und sehen vor uns den langen, steilen Weg, den es zu ersteigen gilt, und der reich an Dornengestrüpp und endlosen Gefahren ist.

Aber wir werden durch die Überzeugung getragen, daß niemals Frauen und Männer, von gleichem Geist der Liebe entflammt, sich vereint haben, um ein größeres Elend zu bekämpfen und zu lindern.

Wir ehrbaren Frauen, die wir ganz vorschriftsmäßig nach Sitte und Gesetz leben, haben schon unzählige Male im Leben mit Abscheu, mit oberflächlichem Mitleid oder mit stolzem Zorn das Wort „Prostituierte" ausgesprochen. Wir haben eifrig und sorgfältig vor unseren Töchtern oder den unserer Obhut anvertrauten jungen Mädchen die Zeitungen und Bücher versteckt, die von gefallenen Mädchen reden. Auf der Straße haben wir, instinktiv zurückschreckend, den Blick von der weiblichen Gestalt abgewandt, die in einer Wolke starken Parfums an uns vorüberging, mit gefärbtem Haar, geschminktem Gesicht, schwankendem Schritt und dreister Haltung.

Aber wir haben wohl nie daran gedacht, daß diese Geschöpfe in den meisten Fällen mehr unglücklich als schlecht sind.

Wir haben nie bedacht, daß sie unsere Schwestern sind, im Namen der Natur und des Evangeliums, und daß ein zu rechter Zeit gesprochenes edles und gutes Wort, eine andere Richtschnur, ein neu erschlossener Horizont bei manchen dieser Mädchen vielleicht Wunder gewirkt hätten.

Die Frage der Prostitution ist ja eine entsetzlich schwierige, verwickelte und heikle, und ihre Wurzeln liegen in den trüben sozialen Verhältnissen, in dem Egoismus der Welt, im ökonomischen Problem, und — wie man zugeben muß — in unvermeidlichen physischen und psychischen Vererbungserscheinungen.

Die vornehme Courtisane, die Abenteurerin, die siegesgewiß einherschreitet im Glanze ihrer stolzen Schönheit, in der Glut unersättlicher Sinnenlust, in der Hypertrophie ihres wollüstigen Organismus und dem absoluten Mangel jedes moralischen Gefühls, kann und wird niemals von der Gesellschaft ausgeschieden werden. Aspasia, Imperia, die Gallerani, die Pompadour, Emma Lyona und Nana — sie gehen strahlend, gewissenlos, übermütig und unbesieglich wie Naturgewalten aus den Verderbtheiten und Verlogenheiten ihrer Zeit hervor; aufblühend wie ungeheuerliche Orchideen, vorbeiziehend wie ungestüme Meteore, vom Verhängnis ihres Wesens und ihres Schicksals getrieben.

Aber um sie herum und hinter ihnen, im Schatten, schreitet eine endlose Schar von Unglücklichen, die nicht für dieses Leben geboren wurden, sondern von Elend und Verlassenheit, schlechten Beispielen und arglistigen Einflüsterungen feiler Subjekte auf die Bahn der Prostitution getrieben wurden.

Digitized by Google

Es waren vielleicht zarte, schwächliche Kinder, mit weichen Seelen, die schöne, auserlesene Blüten getrieben hätten, wenn ein guter Same in sie gestreut worden wäre. Aber ihre Seele wurde schon im Keime befleckt, und ihr fast noch kindlicher Körper den gemeinen Brutalitäten eines zahlenden Greises überliefert. — So zu Grunde gerichtet, krank an Körper und Geist, zum schmachvollsten Gewerbe gezwungen, das man sich denken kann, sehen wir sie (wenn sie nicht schon vorher an unbekennbaren Krankheiten, oder an Peritonitis oder Schwindsucht sterben) mit zwanzig Jahren gealtert, mit dreißig verlebt, in den Besserungshäusern, den Hospitälern, den Heilanstalten für Syphiliskranke, auf den Straßen, auf den Bühnen von Konzert-Restaurants vierten Ranges — oder in den Gefängnissen zu Grunde gehen.

Die Welt ist voll von heranwachsenden Mädchen, die zu einer solchen fürchterlichen Hinopferung bestimmt sind, und wenn wir wirklich wollen, daß die großen Worte von Nächstenliebe und Barmherzigkeit, von denen uns Herz und Lippen so oft überströmen, nicht haltlose, eitle Redensarten bleiben, dann müssen wir alles tun und alles hingeben, was wir können, damit dieser Mord nicht begangen werde.

Weiße Sklavinnen. — Wer hat diesen Namen für sie erfunden? . . . Ich weiß es nicht. — Aber er drückt alles aus, die Niedrigkeit und das Grauen dieser Existenzen und unser schlechtes Gewissen und unser Erbarmen.

Ersilia Majno Bronzini
und ihre Tochter Mariuccia.

Das Mailänder Komitee ist nur einer von den vielen Ringen der Kette, welche die gesittetsten italienischen und ausländischen Städte bei diesem Erlösungswerke vereinigt.

Auf bestimmten Wunsch der jungen liebenswürdigen Frau mit dem glühenden Geist und der starken Seele, die zuerst zehntausend Lire gab, damit das Asyl Mariuccia begründet werden konnte, soll dieses nicht eine Ergänzung der schon in Mailand bestehenden Institute sein, die den Zweck verfolgen, den gefährdeten und geschädigten jungen Mädchen Zuflucht zu gewähren — sondern eine Art von Verbindungsglied mit diesen, ein Aufenthaltsort, der sofort, in jedem Falle und ohne irgend welche gesetzliche Formalität, die armen minorennen Mädchen aufnimmt, die durch gewissenlose und schändliche Eltern oder gemeine Vermittler an den Rand des Verderbens gebracht sind.

Digitized by Google

In diesem Asyl finden sie für den Augenblick ein schützendes Dach, eine reinere Luft und die Liebe und mütterliche Anleitung von pflichtgetreuen Frauen, die versuchen werden, sie auf einen reineren Weg zu lenken und zu einer ihren Fähigkeiten angemessenen Arbeit; oder man wird sie an größere und reichere Anstalten überweisen, wo sie erzogen und unterrichtet werden können.

Vor allem aber (und das müssen wir uns recht in die Seele prägen) ist das Asyl Mariuccia bis jetzt nur der erste Stein zu einem ungeheuren Regenerationswerk, das himmelweit verschieden ist von den alten Betätigungsformen oberflächlicher Wohltätigkeit.

Besonders ausgewählte und angestellte Vertreterinnen unseres Komitees werden in die dunkelsten Winkel der armen Stadtviertel eindringen, die verpesteten Häuser betreten, die Wunde an der üblen Ausdünstung erkennen, und die bleichen rachitischen Blumen der erstickenden Atmosphäre entreißen, in der sie verkommen würden. Ich wiederhole, minorenne Mädchen, auch wenn sie schon gefallen sein mögen, sofern sie nur den aufrichtigen und festen Willen zeigen, aus dem Laster herauszukommen, werden sofort in das Asyl aufgenommen, ohne irgend welche endlosen bureaukratischen Förmlichkeiten, die die Aufnahme verzögern und in den meisten Fällen den Beistand fruchtlos machen.

Gewiß ist es nötig, klar und praktisch vorzugehen und sich nicht der sentimentalen Auffassung hinzugeben, die in jedem gefährdeten Mädchen eine Heilige sieht und in jeder Gefallenen ein Opfer.

Aber der Same wird ausgestreut, und wo er auf guten Boden fällt, wird er Frucht bringen. Das Fenster wird aufgetan, und wer Augen hat, wird das Licht sehen. Einer reinen und erfrischenden Luft wird der Zugang gestattet, und die nicht unheilbar verdorbenen Lungen können bei diesem belebenden Hauch sich ausdehnen und genesen. Wenn nur hier und da eine ehrbare und kräftige Frau, eine freimütige und gewissenhafte Mutter aus dem Schmutz hervorgeht — dann wollen wir schon dafür unser Werk segnen.

Es wird langsam, aber sicher vorwärts schreiten, suchend und heilend, sich immer mehr befestigen und vergrößern und gleichen Schritt halten mit den andern Versuchen zur Hebung des sozialen Elends.

Wir haben schon von der edlen Frau gesprochen, die aus eigenem Antrieb zehntausend Lire zur Begründung des Asyls gab. Eine andere hochherzige Persönlichkeit kaufte für das Asyl dieses freundliche Haus, mit seiner Umgebung von Grün und Luft und Stille, unterstützt von einer dritten Wohltäterin. Dieselbe Dame, welche das Haus erstand, brachte dem Unternehmen in diesen Tagen eine weitere reiche Gabe dar.

Alle drei wünschen, daß ihr Name ungenannt bleibt; wir ehren ihren Willen und danken ihnen aus tiefstem Herzensgrunde und hoffen, daß die Subskriptionsliste sich immer vergrößern wird; — und je weiter wir vorwärts schreiten, um so weiter hoffen wir, die Grenzen unseres Werkes hinausgeschoben zu sehen, bis sie nicht mehr vorhanden sein werden.

Der ganze Schlamm, das ganze verpestete Blut, die ganze aufschäumende, trübe Flut des Lasters und des Elends, dem wir mit so tief und schmerzlich empfundenem schwesterlichen Mitleid entgegentreten, wird uns von allen Seiten umfangen, uns bis an die Kehle steigen und uns mit seinen todbringenden Ausdünstungen fast ersticken.

Digitized by Google

Denn vielleicht niemand von denen, die das Glück haben, ruhig im Sonnenschein leben zu können, vermag sich eine klare Vorstellung von dem physischen und moralischen Krebsschaden zu machen, der den elendesten und verwahrlosesten Teil des Volkes in seinem Mark zerstört.

Die Hospitäler, die Syphilisheilanstalten, die Besserungshäuser und Gefängnisse reichen nicht aus. Asyle sind notwendig, wo den jungen Mädchen Körper und Seele behütet — oder geläutert werden kann; und Hospitäler und Gefängnisse werden sich leeren, wenn diese aufblühen. Ihr zukünftigen Prostituierten, wir begrüßen in euch die zukünftigen Arbeiter-Mütter, gesund an Körper und Seele.

Und nun gedenke ich, in unser aller Namen, der Frau, die sich der Begründung des Asyls Mariuccia völlig hingab; die das Werk erschuf und ihm die lebendige und mächtige Seele einhauchte, aus der unauslöschlichen Liebesglut, die ihrem tiefsten Innern entströmt.

Sie ist heute nicht hier. Eine heilige Familienpflicht hält an diesem feierlichen Tage unsere treue Genossin von uns fern. Aber wir wissen, wieviel von diesem Werke ihr eigenstes Herzblut ist, und der liebe und tragische Name, nach dem das Asyl benannt ist, spricht zu allen von dem kurzen und erschütternden Drama, das für immer das Leben der glücklichen Mutter verdüsterte.

Aber das schöne und gute Kind mit den krausen, braunen Locken und den seltsam bezaubernden Augen, die sich mitunter verschleierten, als ob sie ein Geheimnis verhüllten, das nur ihr vertraut war, das Mädchen mit der glühenden Seele, die für alles Schöne offen war wie ein Fenster, das weit hinausblickt auf Meer und Himmel, es starb, mit vollem Bewußtsein und mit einem göttlichen Worte des Erbarmens auf den schon bläulich gefärbten, verdorrten Lippen.

„Ich sterbe glücklich" — sagte sie —, „weint nicht um mich, weint um die armen kleinen Mädchen, die verlassen auf Erden leben."

So sprach sie. Und die Mutter erfüllte diesen letzten Willen, und wir alle, die wir sie geliebt haben, schreiten auf dem lichten Wege vorwärts, den uns ihre letzten Worte vorgezeichnet haben.

Diese Worte, die in ihrer erschütternden Kürze in jenem erhabenen Augenblick offenbarten, was Mariuccia Majno geworden wäre, wenn sie hätte leben dürfen, sie sagen auch hier, in diesem Asyle der Erlösung, daß es Geschöpfe gibt, prädestiniert, zu sterben, um wieder aufzuleben. Ihre Seele wird Idee.

Verwandelt in luftige und lichtvolle Wesenheitsfülle, lebt hier das reine Mädchen ein reiches, erbarmungsvolles Leben fort und heißt die unglücklichen jungen Geschöpfe willkommen, die, sich selbst überlassen, im Leben vielleicht ein weit schrecklicheres Los finden würden, als einen frühzeitigen Tod. Ihr Name wird mit seinen großen, weißen Flügeln reinigend das abscheulichste Elend überschatten, dem jenes heilige Geschöpf ausgesetzt werden kann, als das von jedermann und in allen Klassen die heranwachsende Jungfrau angesehen werden müßte.

Und nun will ich als mystisches Siegel unter meine Worte deinen Namen setzen, der uns allen ein Symbol heiliger Kämpfe und heiliger Siege geworden ist — deinen Namen, Mariuccia."

Digitized by Google

Entwicklung und Organisation der weiblichen Handlungsgehilfen.

Von

Agnes Herrmann.

Nachdruck verboten.

Einer tiefgreifenden Veränderung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse hat es bedurft, die eigenartige soziale Stellung der Handlungsgehilfen und -gehilfinnen der Gegenwart zu schaffen. Bis zum Beginn, bezw. bis gegen die Mitte des eben vergangenen Jahrhunderts war für den jungen Kaufmann die Stellung in einem fremden Geschäft ein Übergangsstadium. Er konditionierte — wie man sich ausdrückte — um für sein späteres eigenes Geschäft Kenntnisse zu sammeln und blieb Angestellter nur so lange, bis er die nötige Reife und Erfahrung zu besitzen glaubte, um das väterliche Geschäft zu übernehmen oder um selbst ein solches zu begründen. Der vorherrschende Kleinhandel gab hierzu reichlich Gelegenheit, auch solchen, die nur über geringe Mittel verfügten. Es ist hiernach selbstverständlich, daß der „junge Mann" sich nicht eigentlich als abhängiger Angestellter, sondern als dem Geschäftsinhaber nebengeordnet fühlte. Er entstammte der gleichen Gesellschaftsschicht und wußte, daß er nach Verlauf einer kurzen Zeit in dieselbe zurückkehren, selbst Chef sein werde. Die Situation änderte sich, als Deutschland Industriestaat wurde. Der Großbetrieb der Industrie bedingt mit Naturnotwendigkeit auch den Großbetrieb des Handels, das Kapital konzentriert sich in verhältnismäßig wenigen Händen, der Kleinhandel hört auf konkurrenzfähig zu sein und wird vom Großhandel teilweise aufgesogen. Und in demselben Grade wie der Kleinhandel abnimmt, schmilzt auch für den Handlungsgehilfen die Aussicht auf Selbständigkeit zusammen. Besonders Begabten zwar bietet die Handelsvermittlung, das Agenturenwesen, auch jetzt noch eine Möglichkeit, ohne große Mittel unabhängig zu werden, doch ist dies nur einer Minderzahl vergönnt. Im allgemeinen ist das, was früher Übergangsstadium war, dauernde Einrichtung, ist Lebensberuf geworden, und der „Kommis" von ehemals ist jetzt Privatbeamter mit der Aussicht, es dauernd zu bleiben. Diese Entwicklung zeigt deutlich sowohl die Organisation der Handlungsgehilfen als auch die Gesetzgebung, der sie unterstehen. Die älteren kaufmännischen Vereine und Verbände kennen in ihren Statuten keinen Unterschied zwischen Chefs und Angestellten, beide haben dieselben Rechte und Pflichten, und so finden wir denn Handlungsgehilfen-Vereine, in denen Chefs weit überwiegen. Die jüngeren Vereine haben dagegen die beginnende Differenzierung erkannt und in feste Formen geprägt. Bei ihnen können Chefs wohl unterstützende Mitglieder sein, (und viele Firmen sind es geworden, weil sie einsichtig genug waren, die Forderungen der Handlungsgehilfen als berechtigt anzuerkennen) ein wirklicher Einfluß auf die Organisation aber ist ihnen absichtlich versagt. Sie sind außerordentliche Mitglieder ohne Stimmrecht.

Die Gesetzgebung bot keine klare Rechtslage für das Verhältnis des kaufmännischen Arbeitnehmers zum Arbeitgeber. Da die Rechtsprechung den vorhandenen Bedürfnissen aber irgendwie Rechnung tragen mußte, hatte sich eine Art ungeschriebenes Gewohnheitsrecht herausgebildet; erst durch das neue Handelsgesetzbuch von 1898 resp. 1900 ist dasselbe festgelegt worden, und ebenso sind die Schutzgesetze Produkte der neuen Verhältnisse.

Digitized by Google

Im Zusammenhang mit dieser geschichtlichen Entwicklung ist die Frauenarbeit im Handelsgewerbe aufzufassen. Großindustrie und Großhandel schufen nicht nur den Stand der Handlungsgehilfen als Stand, sie sind es auch gewesen, die der Frau die Einlaßpforte geöffnet haben. Der Großbetrieb mit seiner weitgehenden Arbeitsteilung kann für eine Reihe von Verrichtungen mit ungelernten Kräften auskommen, und zu diesen untersten Posten hat man die billige weibliche Arbeitskraft herangezogen. Sie hat zuerst damit vorlieb nehmen müssen, ist jetzt aber auf dem besten Wege, sich auch höhere, verantwortungsvollere Stellungen zu erkämpfen. Wir treffen die Frau in mittleren Geschäften bereits als erste Buchhalterin, Korrespondentin, Prokuristin, Filial-Leiterin 2c. Trotzdem muß zugestanden werden, daß ihre Bezahlung, ebenso wie in allen anderen Berufen, noch immer geringer ist als die des Mannes.

Es wirken hier mehrere Ursachen zusammen. Am schwersten wiegt die geringe Ausbildung. Nach Erhebungen des Kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte zu Berlin bringen 75 % des weiblichen Kontorpersonals eine theoretische Vorbildung mit und treten als sogenannte Anfängerin ins Geschäftsleben ein. Bei den heute herrschenden Lehrverhältnissen wird man diese Art der Ausbildung nicht ohne weiteres verwerfen können, sofern sie nur gründlich ist, d. h. wenn 1—2 Jahre ernsten Studiums darauf verwandt sind. Leider aber überwiegen Schnellpressen, die in sechs Wochen bis drei Monaten aus unwissenden Schulmädchen perfekte Buchhalterinnen machen, wie wenn man einem unmodernen Hut eine neue Façon gibt. Solche Mädchen erheben dann den Anspruch, als Handlungsgehilfinnen angesehen zu werden! Sie leisten natürlich nicht mehr als der männliche Lehrling im ersten Jahr seiner Lehre, werden auch nicht besser bezahlt als jener; der einzige Unterschied liegt darin, daß die ohnehin geringe Lehrverpflichtung, die der Chef dem Knaben gegenüber allenfalls noch empfindet, der Anfängerin gegenüber ganz ausgeschaltet ist. Sie wird mit rein mechanischen Arbeiten ausgenutzt, bringt es nie zu auskömmlichem Gehalt, und ihre ganze Existenz dient nur dazu, der Frauenarbeit das Odium der Minderwertigkeit zu erhalten. Es herrscht eben die Anschauung noch immer vor, daß für die Mädchen eine gründliche Ausbildung nicht lohne, weil sie in der Regel heirateten und die Berufstätigkeit mit der Ehe ende. Diese Annahme entspricht jedoch erwiesenermaßen nicht den Tatsachen. Abgesehen davon, daß viele Handlungsgehilfinnen Kaufleute heiraten, denen sie natürlich anders und besser zur Hand gehen können, wenn sie in ihrem Fach Gründliches gelernt haben, abgesehen davon, daß viele Frauen auch während der Ehe durch stundenweis ausgeübtes Bücherführen und Stenographieren das Familieneinkommen vergrößern müssen, wird der kaufmännische Beruf auch für die Unverheiratete immer mehr zum dauernden. Der Kaufmännische Hilfsverein für weibliche Angestellte zu Berlin hat unter seinen Mitgliedern 8 %, die 25—40 Jahre geschäftlich tätig sind, und erheblich größer ist der Prozentsatz jener, die 10—25 Jahre im Geschäft ihr Brot sich verdienen. Diese Zahlen gewinnen an Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, wie jung der kaufmännische Beruf für die Frau noch ist, und daß die Handlungsgehilfin bis zum Jahr 1873 in Deutschland eine verhältnismäßig seltene Erscheinung war.

Ein anderer Grund für die geringe Entlohnung liegt darin, daß die Töchter des sogenannten höheren Mittelstandes sich dem kaufmännischen Beruf nur ungern zuwenden und es somit an gebildeten, tüchtigen Kräften mit guten Sprachkenntnissen zur Besetzung besserer Stellungen fehlt. Diese Klage kehrt in den Jahresberichten aller Vereine wieder. Unter dem Engrospersonal hatten (Erhebungen des Kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte) 40 % eine abgeschlossene höhere Mädchenschulbildung, unter dem Detailpersonal (Verkäuferin, Kassiererin) gar nur 10 %; der weit überwiegende Teil bringt also Gemeindeschulbildung mit und entbehrt völlig der für den Handel fast unerläßlichen Kenntnis des Französischen und Englischen. Für die Mädchen, welche eine höhere Töchterschule absolvieren, kommt das kaufmännische Fach eben nur in Betracht, wenn plötzliche Schicksalsschläge sie zu einem Beruf zwingen, in dem sie allenfalls ohne lange Vorbereitung Geld verdienen können, oder wenn konfessionelle Rücksichten ihnen den Lehrerinnenberuf verschließen. So kann

Digitized by Google

man unter dem gut vorbereiteten, sprachkundigen Personal ein Überwiegen der Jüdinnen beobachten. Nun kann gewiß nicht behauptet werden, daß alle Mädchen, die sich heute dem Lehrerinnenberuf zuwenden, eine hervorragende Begabung dafür haben; viele würden sicher in einer kaufmännischen Tätigkeit besser am Platz sein, das Vorurteil aber, das man dem kaufmännischen Beruf entgegenbringt, zwingt sie in eine falsche Stellung. Das ist in ihrem Interesse auch in materieller Beziehung zu bedauern, denn trotz der geringen Bezahlung des minderwertigen Durchschnitts bringen es tüchtige, sprachkundige Mädchen zu guten Gehältern, die den Vergleich mit der Entlohnung anderer Berufe durchaus aushalten.

Detailpersonal, Verkäuferinnen — aus diesen Schichten gehen die Kassiererinnen zumeist hervor — müssen natürlich praktisch lernen; leider ist aber auch für diese die Lehrzeit viel zu kurz. Es wird gewöhnlich nur $^1/_4$—$^1/_2$ Jahr, selten ein ganzes Jahr gelernt. Der Fehler gleicht sich allerdings zum Teil dadurch aus, daß strebsame Mädchen nach Beendigung der Lehre in demselben Geschäft verbleiben und so als junge Verkäuferinnen das Versäumte nachholen.

Die Bezahlung der Verkäuferin wird nicht nur beeinflußt durch die bessere oder geringere Ausbildung, sondern sie schwankt auch erheblich je nach Art und Branche des Geschäfts, in welchem die Angestellte tätig ist. Am besten zahlen feine Spezialgeschäfte, Wäsche, Weißwaren, Passementerie, Konfektion, Putz, stellen selbstverständlich aber auch die höchsten Anforderungen an die geistige Qualifikation ihrer Leute. Geringer ist die Entlohnung in Warenhäusern und Bazaren, wo zwar die körperliche Anstrengung infolge des überaus lebhaften Geschäftsganges größer ist, doch aber so eindringende Kenntnisse wie im Spezialgeschäft nicht notwendig sind.

* * *

Die Organisation der weiblichen Handlungsgehilfen nimmt ihren Anfang mit dem Jahre 1889. Damals gründete Julius Meyer, der selbst Handlungsgehilfe war, den Kaufmännischen Hilfsverein für weibliche Angestellte zu Berlin, der als der erste für alle anderen Organisationen vorbildlich wurde und darum in seinem Aufbau hier einer kurzen Besprechung unterzogen werden mag. Von einer Mitgliederzahl von 600 zu Beginn ist er auf 14 700 gestiegen und vereinigt ca. 80 Prozent aller in Berliner Geschäften angestellten Handlungsgehilfinnen. Sein letzter Bericht zeigt eine Jahresausgabe von 271 000 Mark, die bis auf den verhältnismäßig kleinen Rest von 16 000 Mark, welche Geschäftsinhaber lediglich zur Krankenkasse beisteuern, von den weiblichen Angestellten allein aufgebracht werden. Er hat einen Stellennachweis, der mit 3 000 Besetzungen pro Jahr den kaufmännischen Arbeitsmarkt Berlins, soweit weibliche Personen in Frage kommen, beherrscht, Darlehns- und Unterstützungskassen, eine eigene Krankenkasse, Bibliothek, ein eigenes Vereinsorgan mit einer Auflage von 23 000 Exemplaren, er gründete Handels- und Fortbildungsschulen, und erst dieser Tage haben seine Mitglieder ihre sozialpolitische Einsicht dadurch bewiesen, daß sie die obligatorische Arbeitslosenversicherung einzuführen beschlossen. Er gründete im letzten Jahr drei Ortsgruppen, Hagen i. W., Hannover und Stettin und beabsichtigt die Entwicklung der Fachorganisationen weiter zu führen. Seinen lokalen Charakter hat er somit abgestreift und dem auch äußerlich durch Änderung seines Namens in „Kaufmännischer Verband für weibliche Angestellte, Sitz Berlin" Rechnung getragen. Seine öffentliche Tätigkeit gilt gegenwärtig der Herbeiführung des 8 Uhr-Ladenschlusses, der kaufmännischen Schiedsgerichte, der Zwangsfortbildungsschule, der Regelung der Arbeitszeit in Engros-Geschäften, der Einführung von Handels-Inspektoren, der staatlichen Pensionsversicherung für Privatbeamte 2c.

Um dem Stande der Handlungsgehilfinnen auch in der breiteren Öffentlichkeit jenes Ansehn zu geben, das ihm nach seiner Bedeutung zukommt, und um die Interessen desselben mit noch größerem Nachdruck vertreten zu können, wurde im Sommer 1901 ein Zusammenschluß der bereits bestehenden 32 weiblichen Handlungsgehilfen-Vereine bewirkt unter dem Namen „Verbündete Kaufmännische Vereine für weibliche

Digitized by Google

Angestellte". Ausgegangen war der Gedanke vom Berliner Kaufmännischen Hilfsverein für weibliche Angestellte, dessen Vorsitzender Julius Meyer Vorsitzender auch des neugegründeten Bundes wurde, als Sitz wurde Frankfurt a. M. bestimmt. Seit dem Ableben Julius Meyers ist die Vorsitzende des Frankfurter Kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte Vorsitzende auch des Bundes. Es scheint verwunderlich, daß nicht auch die repräsentative Führung dem bedeutendsten kaufmännischen Verein verblieb, zumal ihm naturgemäß die größten Opfer zugemutet werden mußten und auch sein Vereinsorgan zugleich Organ des Bundes ist. Der Grund für diesen Verzicht der Berliner Organisation war der Wunsch, alle Vereine im Bunde vereinigt zu sehen, auch die süddeutschen, und diese standen dem ihnen benachbarten Frankfurter Verein besonders sympathisch gegenüber.

Die Organisationen der weiblichen Handlungsgehilfen haben also manches erreicht, und doch bleibt viel zu tun übrig. Es fehlt bei uns in Deutschland diejenige Ergänzung dieser Bestrebungen, die ihnen erst in der Wirklichkeit Kraft und Bestand verleiht: das Interesse des Publikums, der Konsumenten. Die Konsumenten in ihrer Vereinigung sind eine Macht, sofern sie nur erst zur Erkenntnis dieser Tatsache gelangen. Sie haben das in England bewiesen, wo erhebliche Verbesserungen in den Arbeitsbedingungen der Handlungsgehilfen durchgesetzt sind ohne gesetzliches Einschreiten, lediglich durch den Willen des Publikums. Deutschland hat zwar mehr Schutzgesetze, ein Teil davon steht indes nur auf dem Papier. Ein Beispiel dafür ist die vom Bundesrat erlassene Verordnung, nach welcher jeder Ladenbesitzer verpflichtet ist, ausreichende Sitzgelegenheit für das Verkaufspersonal zu beschaffen und deren Benutzung zu gestatten. Da das Vorhandensein der Sitze von der Polizei kontrolliert werden kann, sind dieselben zumeist beschafft, benutzt werden sie aber fast nur dort, wo ein humaner Chef auch zuvor schon das Sitzen gestattete. Sonst ist trotz des Gesetzes so ziemlich alles beim Alten geblieben, und der Kampf um die obligatorische Sitzgelegenheit, welcher zehn Jahre gedauert hat, ist, wenn auch mit äußerem Erfolg, in Wirklichkeit doch umsonst gekämpft. Der Arbeitgeber hat eben, schon allein durch sein wirtschaftliches Übergewicht, Mittel genug in der Hand, Gesetze lahm zu legen, wenn sie ihm unbequem sind. Die Angestellten aber, denen ihre Organisation wohl das gesetzliche Recht erstreiten konnte, müssen nun doch dem Chef gegenüber als einzelne und für sich allein diesem Recht Geltung verschaffen. Dazu sind sie in ihrer Abhängigkeit zu schwach, und darum beginnt hier die Aufgabe der Konsumenten. Diese Aufgabe ist der Sitzgelegenheit gegenüber umso zwingender, als den Verkäuferinnen — um diese handelt es sich hauptsächlich — das Sitzen verboten wird aus Rücksicht auf das kaufende Publikum, das, wie man behauptet, am Sitzen des Personals Anstoß nimmt. Aus diesem Grunde also müssen die Ladnerinnen 11—13 Stunden täglich stehen, ohne Rücksicht auf das körperliche Befinden, eine geradezu unerhörte Anstrengung für den weiblichen Organismus. Aus diesem Grunde jene Tausende von Unterleibskranken und Siechen, welche die Statistik der Krankenkassen aufweist! Wollen die Frauen, die ja doch die Hauptkonsumenten sind, all die Schädigung an Gesundheit und Arbeitskraft, die den Verkäuferinnen in ihrem Namen angetan wird, nicht mitverantworten, so müssen sie von nun an ihre Konsumentenpflicht erfüllen und sich darum kümmern, unter welchen Bedingungen die Verkäuferinnen in den Geschäften, welchen sie ihre Kundschaft zuwenden, arbeiten. Die Frauen Berlins haben jetzt unter Führung des „Berliner Frauenvereins" damit den Anfang gemacht. Möge dieser von Erfolg sein und der erste Schritt werden zu Konsumenten-Vereinigungen großen Stils in ganz Deutschland, als notwendiges Korrelat unserer sozialen Gesetzgebung.

Digitized by Google

Millet-Reflexe.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

... Façon de voir grand, simple et d'ensemble ...

Es reizt, das Leben mancher Menschen aus dem Stofflichen des biographischen Materials, aus dem Netz der Daten und der Einschnittslinien äußerer Ereignisse herauszulösen und es anzusehen wie eine Landschaft, wie ein Naturereignis, als elementares Schauspiel.

Selten habe ich diese Möglichkeit stärker empfunden, als beim Lesen der Zeugnisse zu Millets irdischer Laufbahn.[1]) Dies Malerleben aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist in seinen Umrissen absolut typisch Künstlers Erdewallen: Not und Sorge, „manch ehlich Glück daneben", ein Schaffen, das der eigenen Zeit nur Ärgernis und Torheit scheint, das abgelehnt, verlacht, oder im besten Fall aus Gnade mit kärglichen Summen geschätzt und heut mit Höhenwerten gemessen wird; späte Anerkennung nach zermürbenden Leiden und dann der Tod.

Sehr unverwunderlich für den Beobachter von Entwicklungen erscheint das, unerbittlich einfache Schicksalsvorgänge, so einfach fast, wie die Ereignisse auf Millets Bildern, die uns Menschen der Arbeit auf dem Felde in ihren Alltagsverrichtungen zeigen: den Sämann, die Ährenleserinnen, den Mann mit der Hacke im dampfenden Acker, die Bauern, die in der Friedensstunde des Angelus von schwerem Dienste rasten und in sich still werden, doch morgen geht das harte Leben weiter ... Aber diese Alltagsgeschöpfe, gekrümmt von Lasten, gezeichnet von ihrer Fron, furchig, wetterzerpeitscht, mit schwieligen Händen, ohne die Grazie und Heiterkeit der Kinder der Götter, berühren uns mit Ewigkeitsgefühl, wie sie da zwischen Himmel und Erde stehen, als Vollstrecker immer sich erneuernder Arbeit, von der die ältesten Blätter der Bibel schon sprechen und die nicht aufhören wird im Wechsel der Jahreszeiten, „so lange die Erde steht". Nicht ihr Einzelgeschick, nicht die persönlichen Geschehnisse ihrer engen Existenz interessieren uns, sondern nur jene Momente, wo sie unter dem Himmel den Rücken beugen und die Hände rühren, der Erde zu dienen, wie ihre Väter taten und ihre Kinder tun werden. Mit der Landschaft verwachsen, mit der Natur eins geworden, sehen wir sie; wir fragen ihnen keine Anekdoten, keine Geschichten aus ihrem Leben ab, sondern genießen in großem, unstofflichem Eindruck die Einheit von Erde, Mensch und Himmel.

So kann man auch den anschauen, der sie geschaffen, sein Leben sich vorstellen in Bildern, Gesichten und Gedanken, zu denen er selbst die Farben, die Konturen und das Gespinst uns leiht. Die Bilder werden durch Einfalt und Tiefe uns treffen,

[1]) Jean François Millet. Sein Leben und seine Briefe von Julia Cartwright. Autorisierte Übersetzung von Clara Schröder. Leipzig 1903, Herm. Seemann Nachf.

Digitized by Google

und in den Gedanken wird man Vorklänge hören zu manchem, was uns heut aus Büchern, die wir lieben — an Maeterlincks seelische Bekenntnisse werden wir dann denken müssen — als Gefühlswahrheit ergreift.

* * *

Auf drei Bühnen spielt dies Leben, in der normännischen Ebene, in Paris, in den Wäldern von Barbizon. In der Ebene, die weit sich streckt, aus der die gotischen Kirchtürme ragen, die das Meer begrenzt, und in den Wäldern ist Wurzelstimmung, Mensch und Boden ist eins; in der Stadt, in dem Riesenlabyrinth sehen wir einen Verbannten und Verirrten, der seine Heimat schmerzlich sucht.

In Millets Leben schwingen die normännischen Kindererinnerungen wie ferne unbestimmte Träume, in einsamen Stunden hascht er nach ihnen, daß sie sich zum Gebild gestalten und ihm die Märchen der Jugend erzählen. Und die Szenen und Bilder, die sich da verdichten, sind erfüllt von der gleichen Lyrik, die in Lotis Islandfischern um den Urväterhausrat und um die nachdenklichen alten Menschenkinder der bretonischen Hütten webt.

Töne und Farben: große braune Schränke an der Wand, tiefe Bettladen, durch schmale Fenster der Sonnenstreif, in dem der Staub tanzt, und das alles erfüllt von dem eintönigen, wie im Halbschlaf vernommenen Schwirren der Spinnräder. Kirchenstimmung mit der Magie der rautenförmigen Scheiben, und der erste bebende Schauer, als bei der heimlichen Streife die vorwitzige Hand der Spielgefährtin mit dem großen Schlüssel an die Glocke schlägt und plötzlich der schweigend leere Raum an allen Enden hallend erwacht.

„La grande monotonie de la mer" erfüllt Millet früh und das tiefe Sinnen „von der Ohnmacht der Menschen und der Gewalt der See"; von der schwarzen Klippe sieht er im Sturm die rollenden Berge der Wogen und die zusammengeschleuderten Schiffe, und er sieht, wie „der Tod mit einer Hand voll Menschen spielt". Und den Cri de la terre vernimmt er wie eine Berufung, wenn er, der Bauernsohn, auf den Feldern säet und schneidet, das Korn drischt und sichtet, das Gras mäht und wendet, den Acker pflügt und die Schafherden in den Salzwiesen der Seeküste bis zum Sonnenuntergang hütet. In seinem Jugendleben spielen alle Motive seiner künstlerischen Männlichkeit, und dichterisch umgeprägt genoß er das Tagwerk seiner Hände in der Georgica und der Bukolica des Vergil, er las sie erbebend, und Verse wie „Majoresque cadunt altis de montibus umbrae" umfingen alle seine Sinne. Genesisstimmung, erhabene Einfalt ist in dieser Jugend; man fühlt all die Vorstellungen der alten Vulgata-Worte aufsteigen, die den ersten Menschen auf den Acker stellen, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brot esse. Und von biblischer Lapidarität ist das Wort, das der Knabe Millet, gefragt, was er werden wolle, sagt: „Ich möchte Bilder von Menschen machen" . . .

* * *

Keine erdwurzelnden echt Milletschen Bilder sehen wir, wenn das Pariser Leben des jungen um die Kunst ringenden Bauern flüchtig vorüber zieht und wir einige Szenen festhalten. Verzerrung und Grimasse taucht auf, das hastige, zerrissene Wesen eines im fremden Element sich müde arbeitenden Menschenkindes. Eine Freilichtnatur, von knorriger Integrität, spröden Wahrheitsinstinkten inmitten des Eitelkeitsmarktes der Weltstadt; ein heiliger Narr voll schmerzhafter Ehrlichkeit mit seinem Täufergesicht, von buschigem Haar und Bart umwallt, im grauen steinfarbenen Über-

Digitized by Google

rock mit der wollenen Mütze zwischen die Theaterkulissen und die geschminkten Figurinen der damaligen Kunst gestellt. Mit brennenden Augen sah er auf die seelenlosen Maskeraden, die dort aufgeführt wurden, Clicheekünste mit klassischen Etiketten in geistloser Wiederholung: „Orestes wird von jeder Art Furien verfolgt, unzählige Wölfe säugen Romulusse; Hektore und Andromachen sind in verabschiedende Umarmungen verwickelt." Und die Bilder seiner Seele fanden keinen Wiederhall, den „Jupiter in Holzschuhen" nannten ihn die Kameraden von der klassischen Parole oder den „Waldmenschen".

Es soll hier keine Biographie nachgezogen werden und keine Studie über Millets Entwicklung geliefert werden, nur einige „fruchtbare Momente", das, was sich von seines Lebens Grunde abhebt und im bildlichen Eindruck zugleich eine Seelenstimmung gibt. Solche wahrhaft Milletschen Bilder des eigenen Lebens, die im einfachsten Vorgang bedeutungsvoll wirken, die finden sich nicht in Paris, wo sich der Maler in täglichen Kämpfen um das Notwendige abmüht und manchmal sein eigenstes Wesen vergessen muß, sondern in den Wäldern von Barbizon, wo das Ringen zwar längst nicht aufhört und die Wirtschaftsmühsalen ihr Joch oft nur zu schwer auf seinen Nacken legen, wo aber unter allem Druck Millet sein Eigener bleibt und seines Inneren Garten treulich hüten darf.

Nun sehen wir ihn wieder wie in seiner Jugend zwischen Himmel und Erde. Holzschuhe trägt er, wie seine Vorfahren, und den Bauernkittel, und weit zieht wieder das ländliche Leben in ihm ein. Er braucht für sein Gefühl die Einheit mit Urvergangenheiten, die man niemals in den Großkulturatmosphären der Städte finden kann. Er braucht die Gegenwart jener Vorstellung, die ihn einmal im Scherz zu einem Freunde sprechen ließ: „Wer weiß, ob wir nicht Hirten waren, die im Zeitalter des Saturn zusammen Herden hüteten". Auf diesen Campagnaflächen genoß er die Zeitlosigkeit und das ewige Gleichmaß des ländlichen Daseins: „Die Schafhirten waren noch nachts auf den Feldern, wo sie ihre Herden hüteten, der Sämann säte noch selber, die Ährensammler folgten den Spuren der Schnitter, wie Ruth einst auf dem Felde des Boas." Er sah das Graben und Pflügen, die Frauen jäten und Kartoffel ausnehmen, er hörte, wie der Hirt das Schaf bei Namen rief und das Mädchen spinnend und strickend ihre Herde in den Stall zurückbringt. In diesem patriarchalischen Leben ging er auf, und die Gäste, die aus allen Ländern kamen und unter dem niedrigen Dach des kleinen Bauernhauses Einkehr hielten, fühlten sich traumhaft zurückversetzt „in entlegene Zeit und Ferne, etwa in das Jahr des Schafhirten Abraham. Millet sieht selbst ganz so aus, als sei er leibhaftig aus der Bibel genommen."

In mancherlei Gestalt sehen wir ihn: in Holzschuhen und grauem Anzug steht er gegen die Gartenmauer gelehnt, den Kopf gehoben, die Füße festgestellt, die Augen wie auf einen Feind gerichtet. „Der sieht aus," sagte ein Freund, „wie ein Bauernführer der Vendée, der erschossen werden soll," . . . oder am Herdfeuer, die Knie hochgezogen, altmeisterlich, Hans Sachsisch mit der gewaltigen Bilderbibel auf dem Schoß. Oder wir gehen durch den Garten voll Rosen und Obstbäumen auf das klematis- und efeubewachsene Häuschen zu — eine steinerne Treppe führt vom Garten hinauf zwischen einer großen Ulme und einem alten Apfelbaum mit knorrigem Stamm — und sehen, wie Millet bei offener Tür arbeitet, damit er die Stimmen seiner spielenden Kinder hören kann.

Digitized by Google

Und wandernd schauen wir mit seinen Augen: Über Gartenmauern weißblühende Bäume; Sonnengluten hinter den Baumstämmen langer Alleen, die (an die ganz gleiche Leistikowsche Grunewaldvision denkt man) „wie die Chorgänge einer großen Kathedrale erscheinen."

Die Fülle der Gesichter umdrängt ihn: die Schwermut der Felder und Wälder, in seinem Gehirn ist ein „Wirrwarr von vulkanischen Bergen, scharfen Felsen, Spalten, öden Heiden, grünen Abhängen. Die höchsten Gipfel in Wolken gehüllt und über allem Gottes Herrlichkeit."

Was aber unserem Fühlen vor allem nahe steht, ist dies Milletsche Organ, die Erscheinungen zugleich in ihrer Natürlichkeit und in der geheimnisvollen Beziehung, die sich um alles breitet, aufzunehmen; die Dinge rein wirklich ohne alles Hineintragen und Hineinlegen, ohne Schönfärberei anzusehen und sie doch durch das mitschwingende Gefühl phantastisch-symbolisch zu empfinden. Er ward selbst nicht müde, sich über diese Doppelgesichtigkeit auszusprechen, und alles, was er darüber sagte, ist wohlvertraute Sprache für unser modernes Gefühlsleben, das alle Wirklichkeit respektiert und sie doch dabei tiefer auffaßt als das enge Naturalistenauge: „Die Landschaft ist ein Seelenzustand."

Wenn er in der Abendbeleuchtung auf den Feldern den Erntearbeitern zusah, sagte er, von dem einfachen Vorgang tief erregt, zu dem Freund:

„Sieh, die Bewegung dieser Männer, wenn sie die Garben mit den Forken aufladen, es ist wundervoll, wie groß die Gestalten gegen den Abendhimmel stehen! Erscheinen sie nicht wie Riesen in der verschwimmenden Dunkelheit; sind die Figuren, die sich dort bewegen, nicht wie die Geister der Felder! Wir wissen, es sind nur arme menschliche Kreaturen — eine Frau, die sich unter ihrer Last beugt. Aber sind sie in der Ferne nicht herrlich? Sieh, wie sie die Last auf ihren Schultern im Zwielicht balanciert. Das ist großartig — geheimnisvoll."

So sah er in der Arbeit des Grabenden pathetische Bedeutung, und aus den einsamen Gestalten der Hirten, die unter dem Sternenhimmel hager, einsam, im langen Mantel gehüllt, allein mit dem Hund über die Felder schreiten, kamen ihm mystische Vorstellungen voll Unendlichkeit und Ewigkeit.

Diese Gabe, die einfachen Bilder des Lebens sich in Gefühlswerte umzusetzen, ohne ihnen Gewalt anzuthun, ohne die Bescheidenheit der Natur zu verletzen, zeigt Millet bewunderungswürdig.

Maeterlinck hat über solch Sehen und Schauen in seinem Buch der Bienen Feines und Tiefes ausgesprochen. Es ist in künstlerischer Form die vollendete Formulierung dessen, was in Millet vorging, dem Wanderer und dem malenden Banner der Alltäglichkeiten des Landlebens, der bei aller strengen Wirklichkeitswiedergabe doch so tief und symbolisch wirkt.

Maeterlinck spricht von den Wahrheiten des Lebens und er zeigt ihre mannigfache Spiegelung in einem Naturbilde: am Saum einer normännischen Ebene türmen Bauern einen Getreideschober auf.

Der Fanatiker der äußeren Wirklichkeit, der dem Schauspiel nahe tritt, hört Schimpfreden und Zanken, die Stärkeren mißhandeln die Schwachen, man sieht in den Zügen der Männer und Frauen Trunksucht und Brutalität, Heimtücke und Schadenfreude. Und der Fanatiker der äußeren Wirklichkeit wird das alles sorgsam nachmalen und mit peinlicher Treue wiedergeben, und er wird damit zweifellos — vorausgesetzt, daß er Könner ist — ein Stück Wahrheit schaffen.

Digitized by Google

Aber es ist nicht die einzige und sicher nicht die höchste, es ist eine Scheinwahrheit, die an der Zufälligkeit der Einzelerscheinung klebt; derselbe Vorgang mit den gleichen Statisten kann groß hinauswachsen über das enge, pedantisch getreue Abschildern von uninteressanten Persönlichkeiten zu einem Abbild voll Sinn und Notwendigkeit, das einen Lebensgedanken ausspricht.

Durch Distanz wird das bewirkt; nun sieht man den Menschen nicht mehr ins Gesicht, sondern sieht sie auf weitem Hintergrund; ihre Bewegung der Arbeit bekommt Rhythmus und Gliederung in dem natürlichen Rahmen; Ebenmaß liegt in dem Mann, der die Pferde lenkt, in dem Körper des andern, der die Garbe auf der Gabel hinaufreicht, in dem Beugen der Weiber über das Getreide: „Sie haben keinen Stein verschoben, keine Erdscholle bewegt, um die Landschaft zu verschönern, sie tun keinen Schritt, sie pflanzen keinen Baum, säen keine Blume, wo es nicht nötig ist. Das ganze schöne Bild ist nichts als das ungewollte Ergebnis des menschlichen Bemühens, sich eine kurze Zeit in der Natur zu erhalten." „Es ist das breite beschauliche Bild eines natürlichen, glücklichen Lebens, alltäglich genug, um symbolisch zu wirken." Alltäglich und symbolisch zugleich, das ist auch die Definition Milletscher Kunst, und das nämliche drückt sein künstlerischer Lebenssatz aus: „il faut pouvoir faire servir le trivial à l'expression du sublime". Das geschieht nicht dadurch, daß man die Dinge fälschlich idealisiert, überhaupt nicht durch eine Veränderung, die man ihnen vornimmt; sie sollen so bleiben wie sie sind, auf die Distanz kommt es an, auf die Art des Anschauens, auf den, der sie in seinem Gefühl abspiegelt. „Die Schönheit, sagt Millet, liegt nicht in der Natur der dargestellten Dinge, sondern in dem Drang des Künstlers, sie darzustellen, und dieser Drang an sich produziert das Maß der Kraft, mit welcher die Aufgabe ausgeführt wird." So kann derselbe Vorgang in der Reproduktion des einen eine banale Momentphotographie sein, in der des anderen ein Mysterium. „On peut partir de tous les points, pour arriver au sublime, et tout est propre à l'exprimer si on a une assez haute visée."

Die assez haute visée hatte nun Millet im höchsten Grade. Mit ihr sah er die alltäglichsten Vorgänge auf weitem Welthintergrund, und in der geringfügigsten Handlung erkannte er eine Manifestation des Lebens. Über das malerische Mittel, die Enge im Rahmen der Weite auszusprechen, gab er selbst ein Bekenntnis:

„Jede Landschaft sollte die Andeutung einer Entfernung enthalten. Wir müssen die Möglichkeit fühlen, die Landschaft nach einer Seite ins Unendliche ausdehnen zu können. Jeder Schimmer des Horizontes, sei er auch noch so gering, soll nur ein Teil des großen Kreises sein, der unsern Blick hemmt. Die Beobachtung dieser Regel verhilft jedem Bild zu dem Eindruck wahrer Tiefe und Weite."

Vor solchen Bildern verstehen wir, wie in der Bewegung des Grabenden, der die Erde aufwühlt, von der er genommen und zu der er zurückkehren wird, Pathos liegt, natürlich ungewolltes Pathos, wie wir vor Meuniers in Kleidung und Ausdruck durchaus realistischen Bronzegestalten der Minenarbeiter Pathos fühlen: Trotz, Kampf mit unterirdischen Gewalten, Kraft und Todgeweihtheit.

„Schönheit liegt nicht nur im Gesicht, sie liegt in der allgemeinen Wirkung der Form und in der Harmonie des Menschen mit seiner Tätigkeit," sagt Millet. Schönheit ist Charakter, Gefühl der Notwendigkeit, voll zwingender Überredung, daß eine Sache gerade so und nicht anders sein kann. Eindringlich bestätigt er sich und anderen immer wieder seine Kunstwahrheit: „Jedes Ding kann schön sein an seinem Platz und

Digitized by Google

andererseits ist nichts schön, was losgelöst ist von Ort und Zeit. Nur keine Schwächung des Charakters. Laßt Apollo Apollo sein und Sokrates Sokrates bleiben. Vereinigen wir sie, so verlieren beide. Was ist schöner — ein gerader Baum oder ein verkrüppelter: Derjenige, der an seinen Platz gehört."

Eine tiefe inbrünstige Verehrung für alles, das da ist, ein frommer Naturdienst liegt darin. Millet ehrte die Natur in jeder Erscheinung, und Aberwitz und Verrat schien ihm die Zumutung, die Szenen und Gestalten seiner Bilder glatt, geleckt zu verschönern, zu „idealisieren": „Sie mögen mich den Maler der Häßlichkeit nennen, den Verleumder meines eigenen Standes, es soll nur niemand glauben, daß man mich zwingen kann, den Bauerntypus zu idealisieren." Und aus der Fülle und Vielfältigkeit seines inneren Reiches ruft er schmerzlich vibrierend aus: „Ist es denn ganz unmöglich, die Gedanken zu verstehn, die der Anblick eines Mannes, der sein Brot im Schweiß seines Angesichts ißt, hervorruft? Die Menschen behaupten, ich sehe in der Natur keine Schönheiten, ich sehe mehr als Schönheiten, ich sehe unendliche Wunder. Ich sehe sowohl den Heiligenschein um den Löwenzahn, wie den Glanz der Sonne auf den Wolken, über entfernte Welten gebreitet. Aber ich sehe auch auf der Erde, wie dampfende Pferde den Pflug ziehen und wie der erschöpfte Arbeiter, dessen Ruf den ganzen Tag zu hören war, einen Augenblick ruht, um neue Kräfte zu sammeln. Das Drama ist mit Glanz umgeben."

So lebt auch in ihm die Andacht der stillen, feinen Seelen zum scheinbar Unbedeutenden. Sein Auge hängt am Kleinsten; im rauhreif überhangenen Wald entzücken ihn gerade die „einfachsten Dinge", die übersponnenen Zweige und Grasbüschel; und die Blumen auf dem Felde sieht er mit der Innigkeit eines mittelalterlichen Heiligen an, gemäß dem Evangelienwort: „Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine." Wie er gewissermaßen mikrokosmisch jedes Produkt der Erde, seiner Göttin, ansah, das empfinden echt und schön die Worte eines amerikanischen Millet-Verehrers über eine Stilllebenstudie von Birnen nach: „In diesen Birnen fand ich alle Töne einer Landschaft. In den gebogenen Stielen sah ich wettergebeugte Bäume. Die Modellierung war mit demselben Interesse studiert, als wäre es ein Berg oder ein menschlicher Körper." Sein Gefühl nahm die Feldblume und den Bauern, der sich mit der Hand den Schweiß abwischt, auf; es empfand aber auch „l'infini", die Gegenwart des Unendlichen, den Gesang, das Schweigen und das Murmeln der Luft. Die Stille verstand er, die Stille „die schweigt, um zu lauschen, die Stille, die stiller als das Schweigen selbst ist."

Millet lebte und ließ sein Gefühl schwingen mit allem „was die Sonne beschien". Und wie er in der Kunst leidenschaftlich gegen das corriger la nature war und sie so anbetete, wie sie war, so verfuhr er auch im Leben. Er ward ein Schützer bedrohter alter Friedhöfe und Wälder; das Abholzen empfand er als Mord; er haßte die wehrende Gartenscheere, und gerade so war es ihm recht, daß in freier Wucherung Efeu, Jasmin, Klematis sein Haus umrankten, Kletterrosen und Geisblatt die Gartenmauern umspannen und zwischen Gemüsen und Obststräuchern wilde Blumen aufschossen.

Dieser große Künstler und reine Mensch war würdig seines Schutzpatrons, des heiligen Franziskus von Assisi, „der die Vögel seine Brüder und Schwestern nannte und Gott pries für Sonne und Sterne und alle lebende Kreatur . . ."

Digitized by Google

Der Einsame.

Von

Cyriel Buysse.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Rhea Sternberg.

Nachdruck verboten.

Poovers Häuschen stand verlassen und einsam auf der großen Heide. Es sah gar armselig und traurig aus, die gelb getünchten Mauern waren schief und geborsten, das graue Strohdach halb verfallen, verblichene blaue Läden hingen schräg an den vielteiligen Fensterchen, und die enge, niedrige Tür von der gleichen Farbe war wurmstichig und rissig.

Wenn rauhe Herbststürme klagend über die Ebene brausten, drohten sie, das öde, kleine Häuschen mit sich fortzunehmen. Doch friedvoll und lieblich lag es da, wenn im Sommer das Heidekraut in bunten Farben blühte, wenn die Sonne ihre funkelnden Strahlen auf Tür nnd Fenster warf, daß sie wieder zu leuchten schienen wie das lautere Himmelsblau.

Poover nannten ihn die wenigen Menschen, die ihn kannten, und die von ihm gehört hatten. Seines eigentlichen Namens erinnerte sich niemand. Er lebte da mutterseelenallein, drei Stunden von der nächsten menschlichen Wohnung, vier von dem nächsten kleinen Dorf entfernt. Man wußte nur, daß er vor vielen Jahren mit seinen Eltern dahin gekommen war. Damals zogen sich die tiefen Wälder, welche die weite Heide umgaben und rings den Horizont begrenzten, noch bis in die Nähe der einsamen Hütte, und sein Vater war Forstwärter des reichen Herren, dem sie gehörten. Aber der Herr hatte seinen Reichtum verloren, und viele Wälder waren abgeholzt und ausgerodet worden. Doch das Häuschen, das keinen Wert mehr hatte, war stehen geblieben, und Poovers Vater und Mutter bewohnten es bis zu ihrem Tode. Danach war er allein darin geblieben, da er nun einmal an dieses Leben gewöhnt war, kein anderes verlangte, und — unbekannt mit allem, was in der weiten Welt vorging — sich auch gar kein anderes vorstellen konnte.

Er besaß einige Hühner, die ihm Eier gaben; ein Schwein, das er mästete; einen Hund, den er vor seinen Handwagen spannte; eine Katze, welche die Ratten und Mäuse aus seinem Hause vertrieb. Er hatte auch einen Zeisig im Käfig, der in sonnigen Morgenstunden gar lustig sang, und eine Eule, einen merkwürdigen, stillen Gast, der tagsüber unbeweglich in einem dunkeln Winkel saß, erst in der Dämmerstunde auftauchte, und sich dann still mit den großen, runden, bösen Katzenaugen auf die Fensterbank setzte, wo Poover ihm sein Futter, Frösche, Spatzen und Mäuse, in die Klauen steckte.

Sonst war nichts Lebendes in seiner Umgebung. Auf einem von ihm urbar gemachten Stückchen Heide pflanzte und säte er Kartoffeln, Korn, Gemüse; aus dem fernen Wald holte er Reisig zum Feuern. Seine Schlafstätte bestand aus einem Haufen Stroh und dürren Blättern zwischen vier rohen Planken, und seine Kleider hatten die Farbe der Erde.

Er war von mittelgroßer Gestalt mit auffallend langen Armen und ging etwas gebeugt. Die mageren Wangen, von grauem, struppigem Kopf- und Barthaar umrahmt, hatten eine eigentümliche, hochrote Farbe, und in seinen merkwürdig hellgrauen, unruhigen Augen lag ein Ausdruck ängstlicher Scheu und Erregtheit.

Fast niemals verirrte sich ein menschliches Wesen in seine Nähe; doch wenn es geschah, hielt Poover sich am liebsten scheu verborgen, als fürchte er sich vor einem Unheil. Das Sprachvermögen hatte er beinahe verloren. Seinen Tieren gab er ganz kurze Namen: der Hund hieß Duc, die Eule Köb, die Katze Mie, der Zeisig Fientje. Diese kurzen Rufe waren alles, was er während des Tages sprach. Und spärlich wie seine Worte waren auch seine Gedanken, die sich unveränderlich

Digitized by Google

auf den eng begrenzten Horizont beschränkten, der sein einsames Leben umschloß. Er dachte an seine Arbeit, an seine Kartoffeln, an sein Korn und seine Tiere. An stillen Sommerabenden kauerte er, die Pfeife im Munde, in dem Sand vor seiner Tür, gedankenlos und unbeweglich in die Luft starrend. Während der Winterabende saß er am Herdfeuer, die Hände auf den Knieen, die Augen in die Flammen gerichtet. Er sah wohl auch der träge schnurrenden Katze zu oder setzte sich in der Dämmerung ans Fenster neben die Eule, um in starrer Unbeweglichkeit zu beobachten, wie sie ihre Frösche nnd Vögel verschlang.

Geld besaß er nicht; er brauchte es ja auch nicht. Alle vier oder fünf Monate brachte er sein Schwein, wenn es gemästet war, oder seine Hühner, wenn ihrer zuviel geworden waren, ins nächste Dorf, um dort allerlei Waren dagegen einzutauschen. Doch vor diesen unvermeidlichen Gängen fürchtete er sich stets von neuem; denn sein Erscheinen erregte jedesmal große Aufregung in dem sonst so stillen Ort. Sobald ihn die Straßenjugend mit seinem Hund und dem beladenen kleinen Wagen kommen sah, schrie sie aus vollem Halse:

„Poover ist da! Poover ist da!"

Und johlend, brüllend, spottend liefen sie scharenweise neben ihm her, indem sie das Bellen seines Hundes, das Grunzen seines Schweins und das Krähen seiner Hähne nachmachten, während Poover, scheu zur Erde blickend, feuerrot vor Angst und Scham, so schnell wie möglich den doppelten Reihen der ihn umringenden Buben und der spottend auf ihren Schwellen stehenden Dörfler zu entrinnen suchte. Hatte er nur erst das Haus des Schlächters und Krämers erreicht, so fühlte er sich wie in einem sichern Hafen, geschützt vor ihrem Hohn. Sein Schweinchen wurde nun gewogen, der Preis besprochen, und für den Wert desselben erstand er allerlei Waren; ein anderes junges Schwein, das er wieder mästen wollte, Speck und Spezereien, Wäsche oder Kleider, Butter, Mehl, Kaffee, Tabak und was er sonst noch für die nächsten Monate der Einsamkeit gebrauchte. Die Inhaber des Ladens nötigten ihn dann noch zu einer Kumme Kaffee mit Butterbrot und Käse und begleiteten ihn darauf mit ihren etwas spöttischen aber doch gutmütigen Wünschen bis zur Tür.

Hier draußen aber wiederholte sich jedesmal dasselbe Schauspiel: Poover schritt zu seinem Handwagen, hob die Deichsel, und in dem Augenblick, da er mit einem „Hüh" gegen seinen Hund den Körper weit vornüber neigte, um das Gefährt in Gang zu bringen, erhob sich in der Schar der jenseits der Straße versammelten Jungen ein johlendes Gelächter. Einer von ihnen hatte heimlich einen Backstein zwischen das Rad und die vordere Planke geschoben, und der Wagen konnte nicht vorwärts. Einfältig lachend und den Kopf schüttelnd, als überraschte ihn dieser jedesmal erneuerte Schabernack immer wieder, ließ Poover die Deichsel los, holte mit Mühe den Backstein hervor und fuhr dann endlich fort, wie auf dem Herwege bemüht, so rasch wie möglich den schreienden Gassenbuben zu entkommen, die ihn weit hinter das Dorf verfolgten.

So lebte er lange, lange Jahre sein unbewußtes, farbloses, vegetierendes Leben in vollkommener Verlassenheit, bis eines Tages die weit entfernte Welt seiner Mitmenschen selbst ihn erreichen und stören sollte. An einem sonnigen Sommermorgen bemerkte er plötzlich in der Nähe seiner Hütte etliche Leute, die geschäftig auf der Heide hin und her liefen. Sie waren mit langen Ketten und rot und weiß angestrichenen Stäben bewaffnet, die sie hier und da in die Erde steckten, um sie dann mit gespannter Aufmerksamkeit aus einiger Entfernung zu betrachten.

Überrascht und ängstlich verbarg Poover sich scheu hinter einem seiner kleinen Fenster und konnte nicht begreifen, was sie dort trieben. Doch da sah er einen Herrn mit einem Arbeiter sich seiner Hütte nähern, und im nächsten Augenblick wurde an seine Tür geklopft.

„Ist da jemand?" hörte er draußen rufen.

Poover antwortete nicht. Doch es wurde heftiger geklopft, und zitternd kam er endlich zum Vorschein.

„Guter Freund," sagte der Herr sehr höflich, „können Sie uns nicht vielleicht zu einigen langen Stöcken verhelfen? Wir sind dabei, Messungen für die neue Eisenbahn vorzunehmen, die hier entlang gehen soll."

„Ja, das kann ich," antwortete Poover

Digitized by Google

mit seiner heiseren, hohlen Stimme, deren Klang ihm selbst fremd geworden war. Er holte die erbetenen Stöcke hinter seiner Hütte hervor und übergab sie dem Arbeiter.

„Merci, vielen Dank," sagte der Herr. „Wollen Sie eine Zigarre rauchen?"

„Bitte, ja."

Der Herr gab ihm einige Zigarren und sagte dann mit einem gewissen Triumph in der Stimme, als glaubte er, Poover damit ein großes Vergnügen zu bereiten:

„Es wird nun hier nicht mehr lange so einsam sein, wissen Sie das?"

Poover wandte die matten Augen scheu zur Seite und antwortete nicht.

„Wir legen hier nämlich die Geleise für den großen Expreßzug," fügte der Herr erklärend hinzu, indem er einen erstaunten Blick auf den Sonderling warf.

Doch Poover schwieg eigensinnig, als wäre er plötzlich stumm geworden.

„Adieu denn, abends bringen wir Ihnen Ihre Stöcke wieder," und der Herr ging mit seinem Arbeiter fort.

Eine Eisenbahn! dachte Poover. Er fürchtete sich vor dieser Neuerung, die hier eingeführt werden und sein Leben stören sollte; brachte sie doch schon eine Umwandlung hinein, ehe sie noch da war. Nun würden beständig Menschen in seiner Nähe sein, die ihren Spott mit ihm treiben würden. Und doch erwachte die Neugier in ihm, die allmählich zu einem unbestimmten, brennenden Verlangen wurde. Anfangs flüchtete er sich vor all den fremden Leuten, die nun immer in der Arbeit waren, in den fernen, tiefen Wald. Aber nach und nach verminderte sich seine Scheu, sodaß er es bald wagte, den Arbeitern zuzusehen und sogar mit den unbekannten Menschen, die ihm ja nichts Böses taten, ein paar Worte zu wechseln.

„Na, Poover," scherzten sie, „das wird hier lustig werden für Dich, was, wenn erst die Bahn hier geht? Dann siehst du nur noch Luxuszüge mit Königen und Prinzen und Prinzessinnen hier vorbeisausen."

„Und kommt auch eine Station her?" fragte er.

„Aber nein, bist Du denn närrisch? Sie geht ja bloß hier durch, um den Weg für die großen Züge ein wenig abzuschneiden. Doch weißt Du was", spotteten sie, „der Zug hält wohl auch mal vor Deinem Schloß, wenn Du nur mit Deinem Taschentuch zur rechten Zeit ein Zeichen gibst."

„Ich hab' noch nie 'n Zug gesehen", antwortete Poover. Und nachdenklich ging er wieder in den finstern Wald.

Bald kamen pfeifende, puffende kleine Lokomotiven mit langen, langen Reihen kleiner Wagen, von denen Sand, Holzstangen und eiserne Schienen abgeladen wurden. Das fand Poover unbegreiflich, wunderbar; das Wunderbarste von allem aber war, daß diese langen, schweren Fahrzeuge stets so sicher auf den dünnen, eisernen Stäben entlang liefen, ohne ein einziges mal abzugleiten.

Wie ist das nur möglich! dachte Poover, und immer wieder stand er erwartungsvoll dabei, in der Meinung, daß jeden Augenblick ein unvermeidliches Unglück geschehen müßte. Aber nie geschah es.

Die Bahnstrecke zog sich in gerader Linie durch Wald und Heide, von einem Ende bis zum andern, und endlich wurde sie für den Verkehr eröffnet. Poover wohnte diesem Ereignis bei. Er stand mit den Arbeitern, die das große Werk vollbracht hatten, neben dem Damm, auf welchem die Geleise lagen. Da kam er an, der erste große Zug! In weiter, weiter Ferne, an dem äußersten Punkt, wo die Schienen scheinbar in einander liefen, sah er etwas wie ein schwarzes, kriechendes, ächzendes kleines Tier, das sich fürchterlich zu beeilen schien, um zur rechten Zeit zu kommen, und das sich bald mit schwindelnder Schnelligkeit näherte, sich zusehends vergrößernd, als ob es vor innerer Wut anschwelle. Es wuchs zu einem Ungeheuer, das oben Rauch und unten Feuer spie, es stürmte dröhnend vorbei, mit tobendem Lärm, wie eine riesige Kanonenkugel die zischende, mit aufgewirbeltem Staub gefüllte Luft durchbohrend.

Poover stieß einen Schrei aus und sank zitternd in die Kniee. Er schlug vor Schreck mit beiden Armen aus, als ob er tödlich getroffen wäre und stürzte wie weggemäht zu Boden. Die Arbeiter, welche die erste Vorüberfahrt des Zuges mit lautem Jubel begrüßt hatten, lachten den armen Poover tüchtig aus.

Digitized by Google

„Bist noch heil, lebst noch?“ schalten sie.

Beschämt und sprachlos stand Poover auf und kehrte mit schwankenden Schritten in seine Hütte zurück.

* * *

Nun waren sie wieder alle fort, die da monatelang in seiner Nähe gelebt und gearbeitet hatten. Nun war Poover wieder allein, und seine Einsamkeit wurde nur noch durch das Vorbeisausen der großen Weltzüge gestört. Viermal täglich stürmten sie vorüber; nach jeder der beiden Richtungen einer morgens, einer abends. Und regelmäßig ging Poover hinaus, um sie zu sehen. Er hatte zwar den ersten Schreck überwunden, aber eine heftige Aufregung ergriff ihn jedesmal wieder, wenn das gewaltige Ungeheuer vorüberschnaubte. Eine lange Weile zuvor schon trieb es ihn gewaltsam aus seiner Hütte; er kletterte auf den Damm, starrte in die Ferne, legte sich platt auf die Erde und drückte sein Ohr gegen die Schienen. Und dann hörte er sie singen, die Schienen. Sie sangen von fernen Wundern, von unbekannten, seltsamen Dingen; sie sangen von einer ganzen Welt, die er nicht kannte, von einer großen, unendlichen Welt, in die er noch nie einen Fuß gesetzt hatte, und die er auch nie betreten sollte; sie sangen ununterbrochen, leise, klagend. Aber wenn der Zug kam, ward ihr Gesang schriller und lauter, als würden sie aufgeschreckt aus der Ruhe ihrer langen Träume. Dann zitterten sie und schrieen wie unter Folterqualen, wie in wütendem Rachedurst . . . Da war der Zug! Dort am fernen Horizont zeigte er sich als dunkler Punkt. Und stets wie beim ersten Mal wuchs das kleine, schwarze Tier an zu dem rasenden Ungeheuer, das dann mit donnerndem Getöse verschwand.

Poover war einige Schritt in die Heide zurückgewichen und sah in stummer Erregung dem Schauspiel zu. Und wie in einem Blitz gewahrte er etwas von dem Leben des Zuges: den offenen, mit Steinkohlen vollgestopften Feuerschlund des Untiers; den Maschinisten, der mit angestrengter Aufmerksamkeit durch sein kleines Fensterchen wie durch eine riesige Brille schaute; und dann in der langen Reihe der prächtigen Wagen die Umrisse menschlicher Gestalten, rauchende Herren, die sich auf roten Kissen ausstreckten, essende Damen und Herren im Speisewagen an den gedeckten Fenstertischen, die Damen fein und elegant, mit hellen Blousen und dunkeln Hüten, sich lachend zu den Herren hinüber neigend.

Das war also das große Leben, von dem die Schienen sangen, das fremde, wunderbare Leben, von dem er nichts kannte, als diese blitzschnell vorbeihuschenden Schatten, die er nie in der Nähe sehen sollte! Wenn er doch einmal, ein einziges Mal nur still gehalten hätte, dieser glänzende Zug mit all seinen Wundern, damit er, der Weltfremde, Einsame endlich etwas von dem großen Leben da draußen erfahren hätte. Denn plötzlich begriff er, daß es ein anderes Leben gab als das seine, als das eines Einsiedlers, der nie eine große Stadt gesehen, nie eine schöne Frau gekannt, nie ein leckeres Mahl gekostet hat.

Eine Art Heimweh erwachte in ihm, eine krankhafte, quälende Sehnsucht. Wie ein Bettler stand er, jeden Morgen und jeden Abend da, mit weit aufgerissenen Augen, die vor Aufregung und Verlangen aus den Höhlen traten. Die Zugbeamten, die ihn bald kannten, hielten ihn wirklich für einen solchen, und manchmal wurde ihm während der vollen Fahrt etwas zugeworfen, ein Stück Brot, eine Flasche Bier, die einen oder andern Überreste aus dem Speisewagen. Doch andere ihm selbst unbewußte Wünsche stürmten in ihm, das sehnsüchtige Verlangen nach dem wilden, gewaltsam mitreißenden Strom des zum ersten Mal sich ihm offenbarenden großen Lebens.

So stand er auch wieder an einem Novemberabend wartend auf dem Damm, das Gesicht nach Süden gewandt, woher der Zug nun kommen mußte. Die Nacht war hell und kalt, unzählige Sterne funkelten an dem wolkenlosen Himmel, die schmale Mondsichel warf ihr träumerisches, sanftes Licht auf die fernen, schwarzen Baumkronen. Über die ganze Fläche breitete sich ein tiefer Frieden, eine stille Harmonie; die Dunkelheit des Himmels verschmolz mit der finstern Nacht der Wälder rings herum, die fernen Lichtchen der Bahn mischten ihr leises Flimmern in das liebliche Funkeln der Sterne.

Poover kauerte sich nieder und neigte das Ohr gegen die Schienen. Melancholisch leise

Digitized by Google

sangen sie ihr geheimnisvolles Lied, und es schien, als sollte diese ruhige Melodie heute garnicht gestört werden, als sollte der Zug, der augenscheinlich bereits Verspätung hatte, heute garnicht mehr kommen. Poover, der sonst nichts von Zeit und Stunde wußte, dachte bei sich: wie spät es heute abend wird! Und ein Gefühl von Angst und Traurigkeit kam über ihn, wie die unbestimmte Vorahnung eines nahenden Unglücks. Doch da schien aus der Ferne eins der funkelnden Lichte ihm zuzublinzeln, die Schienen sangen plötzlich schrill an seinem Ohr und riefen: Jawohl, ich komme, ich komme!

Da war der Zug! Poover konnte ihn in der Dunkelheit noch nicht unterscheiden, doch blitzschnell vergrößerte sich das zitternde, flackernde Licht, als peitschte ein Sturm es vorwärts, und Poover hatte den Eindruck, als ob der Zug mit ungewöhnlicher, erschreckender Geschwindigkeit herangeflogen kam. Die bebenden Schienen schrieen buchstäblich unter den rasend schnell sich nähernden Wagen, der Boden dröhnte, das Licht ward zu einer funkelnden Brandfackel, zu einem lichterloh brennenden Feuerturm, aus dem nach allen Seiten Rauch und Flammen emporschlugen — und plötzlich ein furchtbares Getöse, wie bei der grauenvollen Eruption eines sich öffnenden Kraters — rote und schwarze Massen krachen mit donnerndem Gepolter zusammen — Metalle werden zerschmettert — Holz fliegt in Splitter — Glas bricht in Scherben — und durch alles hindurch gellt der Todesschrei menschlicher Stimmen.

Wie ein Wahnsinniger stürzte Poover fort über die Heide und wieder zur Unglücksstelle zurück, die Fäuste auf die Schläfen gedrückt, mit herausgequollenen Augen, schreiend, heulend, schluchzend. Er wurde umgerissen, mit Füßen getreten, er sprang wieder empor und fiel wieder hin, in eine klebrige, laue Feuchtigkeit gebadet, verwundet an scharfen Splittern, erstickend im Qualm von Rauch und Flammen, schreiend im Geschrei der Fliehenden, im Geröchel der Eingequetschten und Sterbenden, in dem anhaltenden, entsetzlichen, ohrenzerreißenden Pfeifen, Blasen und Brüllen der Lokomotive, die — zu halber Höhe in den Grund gebohrt — unter den Trümmern der Wagen lag.

Im Sturmlauf floh er plötzlich nach seinem Häuschen zurück.

„Nun hab' ich's gesehen! Nun hab' ich's gesehen!" schrie er, und in seiner Hütte sah er es wieder, sah er die wimmernden Schlachtopfer, die man bereits dahin getragen hatte, Männer und Frauen, flach auf der Erde liegend, auf Decken und Kissen ausgestreckt, in Seide gehüllt, mit Juwelen geschmückt, aber mit zerrissenem Körper, mit bluttriefenden Arm- und Beinstümpfen, mit brechenden Augen in fahlen Gesichtern, mit bebenden Lippen, die um Gnade und Erlösung flehten.

Eine matte Glut beleuchtete die kleinen Fenster, durch die er das entsetzliche Schauspiel noch einmal betrachtete: die grausenvolle Verwirrung; die wie eine Hölle aus dem schwarzen Schutthaufen zum Himmel emporlodernden roten Flammen; das Schreien der Sterbenden; das Brüllen der Lokomotive, deren schauerliche Töne klangen, als würde ein tödlich getroffenes Ungeheuer bis zum letzten Atemzug gefoltert.

„Ho! Ho! . . . Ho! Ho! Nun hab' ich's gesehen! Nun hab' ich's gesehen!" Und von den ohrenzerreißenden Tönen verfolgt, floh Poover schreiend aus seiner Hütte querfeldein über die Heide nach dem fernen, schwarzen Wald. Schluchzend fiel er in das welke Laub, er stand wieder auf und raste weiter, tiefer in den dichten Wald hinein, bis er zu einer Art Höhle kam, die mit wilden Ranken bewachsen war — der letzte Überrest eines verfallenen Forstwärter-Häuschens. Da hörte er nichts mehr von den grausigen Tönen. Da kroch er hinein, wie ein zu Tode gehetztes Wild in seinen letzten Schlupfwinkel. Die ganze Nacht blieb er da sitzen, stumm, unbeweglich, zitternd, zusammengekauert, mit weit aufgerissenen, entsetzten, starrblickenden Augen.

Bei dem ersten Morgengrauen kam er hervorgekrochen und pflückte reife Brombeeren, um seinen Hunger zu stillen. Dann brach er Zweige von den Bäumen und stellte damit ein primitives Dach über der Höhle her, auf deren Boden er sich ein Lager aus trockenen Blättern bereitete.

Den ganzen Tag irrte er wie verloren im Walde umher, nur von Brombeeren sich nährend. Erst lange nach Sonnenuntergang kehrte er in sein Häuschen zurück; mit

Digitized by Google

schwankenden Schritten taumelte er über die holperige Heide, jeden Augenblick stillhaltend, um forschend in die Finsternis zu blicken und zu lauschen, bereit, bei dem geringsten Geräusch wieder in den Wald zu fliehen.

Aber nichts regte sich. Alles blieb still, totenstill. Und in der stockfinstern Nacht stand er vor seiner Hütte, ehe er sich dessen bewußt war.

Sein Herz klopfte laut vor Schreck und Grauen, als er plötzlich seinen eigenen Schatten vor sich auftauchen sah, und mit heiserer Stimme stieß er die Worte hervor:

„Wer ist da! Ist da jemand?"

Ein dumpfes Heulen seines Hundes klang ihm als Antwort zurück.

„Duc, wo bist du?" rief er und ging hinter das Häuschen, wo der Hund noch an seiner Kette lag. In dem Verschlag daneben hörte er das Schweinchen grunzen. Er machte Duc los, der sogleich durch die offene Hintertür ins Haus lief.

Zitternd blieb Poover auf der Schwelle stehen. Er hörte den Hund schnüffelnd umherlaufen. Dann nahm er ein Streichholz aus der Tasche, doch er wagte nicht, es anzuzünden; er fürchtete den Anblick, der sich ihm vielleicht bieten würde.

„Ist da noch jemand?" rief er endlich mit bebender Stimme. Alles blieb totenstill. Da entzündete er das Streichholz und wagte sich einen Schritt hinein.

Nichts mehr . . niemand . . Grabesstille.

Zitternd ergriff er das von der Tür aus erreichbare Öllämpchen und steckte es an. Der schwache, fahle, gelbe Schein tanzte, mit grauen Schatten Fangball spielend, auf den nackten Mauern der armseligen Hütte. Das braungeräucherte Christusbildchen auf dem Rauchfang des Herdes schien wie in Folterqualen die zuckenden Beine zu krümmen. Er neigte das Licht zur Erde. Da sah er auf dem Lehm-Fußboden große, dunkle, klebrige Flecken, weit ausgebreitete Blutflecken, und mitten auf einem derselben saß die schwarze Katze, mit ruhigem Behagen daran leckend. Schaudernd fuhr er zusammen, und die kleine Lampe fiel ihm beinahe aus der Hand. Er kehrte sie nach dem Herd, nach den grauen Wänden, nach der verräucherten, schwarzen Decke. Nichts mehr . . . nichts . . . alles weg. Er sah nach dem Käfig; der Zeisig schlief auf seiner Stange, zu einer kleinen Kugel zusammengerollt, das Köpfchen nach unten gedreht, den Schnabel in den Federn. Er sah unter den Tisch, wo Duc umherkroch, und wo er plötzlich etwas pusten und blasen hörte. Und da saß Köb, seine Eule, mit wütend funkelnden Augen, die beiden Klauen in einen blutigen Lappen gekrallt.

„Hierher Duc," rief er, den Hund am Schwanz zurückziehend. Aber mit einem heisern Schrei des Entsetzens sprang er selbst zur Seite: es war ein blutender Fetzen Menschenfleisch, den Köb zwischen den Klauen hielt.

„Komm," rief Poover seinem Hund zu. Er nahm ihn mit hinaus und spannte ihn vor den kleinen Wagen. Dann lud er seinen dürftigen Hausrat auf, ein Stück nach dem andern, und zog damit in die ferne, verlassene Höhle im dunkeln, tiefen Wald.

Die ganze Nacht fuhr er hin und zurück, und ehe der Morgen graute, war die Hütte leer. Zuletzt führte er seine Tiere hinaus. Das Schwein saß in einer durchlöcherten Holzkiste, die Hühner in einem Korb, der Zeisig in seinem Käfig, die Katze in einem Sack und die Eule in einem alten, verrosteten Ofenrohr, das oben und unten mit Strohpfropfen zugestopft war.

Als im leuchtenden Morgenrot die Tautropfen auf dem Heidekraut glitzerten und funkelten wie zahllose, köstliche Brillanten, hatte er seine Hütte für immer verlassen, ohne noch einen Blick auf die grausige Unglücksstelle.

O, nun wußte er es, nun hatte er es gesehen! Nun hatte er es ein für allemal gesehen, das Leben der Menschen von der großen Welt!

Und weit, weit fort von allem, in den tiefsten Tiefen des dichten Waldes, vor den Menschen verborgen und verschollen, wurde er wieder der stumpfe, starre, verlassene Einsame von ehedem.

Digitized by Google

Frauen im Staatsdienst.

Von

Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

II.

Die grundlegende Frage ist auch hier die nach der Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft. Bisher wird sie vom Staat, in Österreich wie in Deutschland, praktisch verneint: Der Staat läßt im allgemeinen nur unverheiratete Frauen und kinderlose Witwen zu und macht Verheiratung mit Dienstentlassung gleichbedeutend. Die heiratende Beamtin verläßt daher den Staatsdienst, wie Nawiasky sagt „gerade in der Vollkraft der Jahre und nachdem sie sich erst richtig in ihren Obliegenheiten eingearbeitet hat". „Die Hoffnung der Neueintretenden, durch die Ehe ihrer Tätigkeit wieder entrückt zu werden, vermindert das Interesse an einem engeren Verhältnisse zu ihrer Dienststellung und beeinträchtigt bei den jüngeren sogar nicht selten den Ernst und Eifer in der Verrichtung ihrer Obliegenheiten." Dennoch lehnt Nawiasky die Forderung der österreichischen Frauenrechtlerinnen nach Aufhebung des sogenannten Eheverbots ab: „In den Kreisen der Bediensteten selbst wurde sie zum Teil lebhaft bekämpft, zum Teil als durchaus nebensächlich betrachtet, und nur um des lieben Friedens willen wurde in ihre Aufnahme (in eine Petition) eingewilligt. Man hält es dort für richtiger, daß diejenigen, welche durch die Heirat eine Versorgung erlangen, ausscheiden und ärmeren Unversorgten Platz machen. Man besitzt kein Verständnis für eine Logik, die es auf der einen Seite beklagt, daß die Arbeiterinnen ihre Kinder nicht selbst erziehen können, auf der andern den Frauen des Mittelstandes empfiehlt, die Betreuung ihrer Kinder den Dienstmädchen zu überlassen. Kindererziehung, Haushaltsführung und Beruf nebeneinander, diese Kraft mutet sich niemand zu. „Und da Nawiasky dem Zukunftsbild, dem Lily Braun und andre zustreben, nicht folgen, sondern an der Grundlage des Familienverbandes festhalten will, sieht er mit Adele Gerhard und Helene Simon den berufsmäßigen Staatsdienst und die Stellung der Ehefrau als unvereinbar an. Auf die Mahnung dieser beiden, daß die bisherige Vorbildung für die Aufgaben der Mutter nicht genüge, daß die Mutterschaft viel höhere und immer steigende Anforderungen stelle, daß sie als ein Beruf mit selbständiger Berufsbildung anerkannt werden müsse, stützt Nawiasky noch einen weiteren Schluß: Die Berufsbildung der Frau muß zum Teil Mutterberufsbildung sein, sie kann daher derjenigen der Männer nicht gleichwertig sein, die Frauen werden daher im allgemeinen zwar *mehr* Vorbildung und entsprechend *mehr* Gehalt auch im Staatsdienst erreichen können als jetzt, aber ein Unterschied der Geschlechter wird darin bleiben.

Bei diesen Schlußfolgerungen übersieht Nawiasky, daß auch der junge Mann ein oder mehrere Jahre einer zweiten Berufsbildung, der militärischen, zu widmen hat. Entscheidend ist nur der Unterschied in der voraussichtlichen Dauer der Berufsarbeit:

Digitized by Google

beim Mann ist sie unbedingter Lebensberuf, bei der Frau im Fall der Heirat nur ein Durchgangsstadium — falls der Beruf der Mutterschaft wegen aufgegeben wird. Und auch hier möchte ich nicht ohne Einschränkung Nawiasky zustimmen. Auch ich halte weder das Zurücktreten des Mutterberufs hinter der Erwerbsarbeit noch die volle Vereinigung beider für allgemein wünschenswert; aber ob es nicht auch im Staatsdienst den Frauen ermöglicht werden könnte und sollte, im Fall des persönlichen Wunsches den Beruf stark vermindert und durch halb- oder ganzjährige Urlaube unterbrochen doch fortsetzen zu können? Da die Zahl der täglichen Dienststunden in Österreich bei der Post- und Telegraphenanstalt nur 5 bis $7^1/_2$, bei den Staatsbahnen 7, bei den Telegraphen- und Telephonzentralen (dem größten Frauengebiet des Staatsdienstes) nur 6 Stunden beträgt, so könnte schon mit 2 bis 3 Stunden täglichen Dienstes ein Viertel, ein Drittel oder auch die Hälfte des Gehalts beibehalten werden, Summen, die gerade bei dem Ansteigen des Gehalts in den späteren Dienstjahren nicht unbedeutend wären. Auch bliebe die Möglichkeit, in späteren Jahren, wenn die Kinder erwachsen sind, die Tätigkeit im vollen Umfang wieder aufzunehmen, während das nach jahrzehntelanger völliger Unterbrechung selten tunlich sein wird. Für den Staat aber würde der Wert der weiblichen Arbeit steigen, da er die gerade eingearbeiteten Kräfte durch die Heirat nicht mehr gänzlich verlieren würde; auch würde der Staatsdienst den auf die Ehe hoffenden jungen Beamtinnen nicht mehr nur als Durchgangsstadium erscheinen — wenn er auch nach wie vor für sie weniger bedeuten würde als für die männlichen Beamten.

Warnen möchte ich allerdings ebenso lebhaft wie Nawiasky vor dem Gedanken, hier Gleichstellung der Geschlechter anzustreben. Es hieße das, die Mutterlosigkeit der Kinder des untersten Proletariats aufs Bürgertum übertragen und die Bebelsche Kinderpflegefabrik zum einzigen Ausweg machen. Auch ist die Ermöglichung einer solchen stark eingeschränkten Fortsetzung gegenwärtig nicht das Dringendste. Das Dringendste ist die Beseitigung der auch im österreichischen Staatsdienst herrschenden Auffassung, daß die heiratende Beamtin nun ihr Leben lang versorgt sei. Es müßte entweder ihr die Pension ebenso wie jeder anderen ausscheidenden Beamtin gezahlt werden, oder der Pensionsanspruch müßte wenigstens wieder aufleben, sobald Tod oder Arbeitsunfähigkeit des Ehemanns dies nötig macht.

Das andere große Problem des weiblichen Staatsdienstes ist die Gehaltsfrage im Zusammenhang mit Bedürfnis und Leistung. Nawiasky sagt: „Die Entlohnung des Staatsdieners wird nicht unter dem Gesichtspunkte eines Entgeltes für einzelne wirtschaftliche Leistungen bemessen, sie soll ihm den standesgemäßen Unterhalt sichern. Der Bedarf hierfür ist natürlich bei der ledigen Frau geringer als bei dem Manne, auf dessen Schultern die Lasten der Erhaltung der Familie ruhen. Dazu kommt noch, ganz abgesehen davon, das im allgemeinen geringere Maß der weiblichen Bedürfnisse." Hier mache ich ein Fragezeichen an den Rand. Ein noch größeres Fragezeichen verdient die Stelle, wo Nawiasky sagt: „Der Bedarf des ledigen Mannes ist ziemlich hoch mit dem anderthalbfachen desjenigen der ledigen Frau angesetzt; der standesgemäße Verdienst der Frau also müßte etwa zwei Drittel von dem des Mannes betragen. Der Bedarf des Verheirateten ist wesentlich höher. Rechnen wir die Familie auf fünf Köpfe und berücksichtigen, daß die Frau in der Regel ein kleines Kapital in die Ehe bringt, welches wir gleich den Kosten ihres Lebensunterhaltes setzen können, dann hat der Mann für sich und die drei Kinder zu sorgen. Für sich bedarf er das

Digitized by Google

Anderthalbfache der Frau, für die Kinder im Anfange weniger, wenn sie größer werden, wohl ebenso viel. Sein Verdienst muß also das 2—3fache der ledigen Frau betragen."

Suchen wir dieses Gestrüpp von Willkürlichkeiten und Unmöglichkeiten zu entwirren. Zunächst ist ein größeres „Bedürfnis" des ledigen Mannes nicht anzuerkennen. Bier, Wein, Zigarren sind kein Bedürfnis; wenn solche und ähnliche Ausgaben bei der ledigen Frau fortfallen, so mag sie umsomehr für Theater, Konzerte, Kleidung oder anderes ausgeben: das „standesgemäße Bedürfnis" ist für die ledigen beiderlei Geschlechts nicht verschieden, und wenn die Frauen bisher gewohnt sind, sich unwürdig und schädlich einzuschränken, für körperliche und seelische Ernährung so wenig auszugeben, daß ihre Leistungsfähigkeit darunter leidet, so ist das kein Grund, ein geringeres Gehalt für sie als ausreichend anzusehen. Sind sie von Natur (oder durch Kultur) zarter und mehr gefährdet durch starke Anstrengungen, so bedürfen sie umsomehr einer Entlohnung, die ihnen ermöglicht, durch gute Ernährung, gesundes Wohnen und Erholung aller Art sich gesund und leistungsfähig zu erhalten. Sollte das Nahrungsbedürfnis des männlichen Körpers tatsächlich ein größeres sein, so wird das hierdurch völlig ausgeglichen. Und wenn Nawiasky gelegentlich davon spricht, daß beim Beamten „ein Teil des Diensteinkommens in den jüngeren Jahren mit zur Sammlung eines kleinen Kapitals für die Zeiten der Ehe dienen muß," so glaube ich, daß diese Idee nicht nur für das junge Mädchen genau so richtig ist wie für den jungen Mann, sondern auch bei dem weiblichen Geschlecht viel mehr Aussicht hat, verwirklicht zu werden: Die Beamtin kann im Fall der Heirat von einer selbst erworbenen Mitgift ebenso viel Nutzen haben wie der Beamte, und daß auf diesen Gedanken hin ein Teil des Gehalts zurückgelegt werde, ist, gleiches Gehalt vorausgesetzt, eher auf der Seite zu erwarten, wo weniger üppige Lebensgewohnheiten, mehr Sparsinn und mehr Interesse für Ehe und Mitgift üblich sind, also beim jungen Mädchen.

Ebenso verfehlt ist die Voraussetzung, „daß die Frau in der Regel ein kleines Kapital in die Ehe bringt, welches wir gleich den Kosten ihres Lebensunterhaltes setzen können." Mit demselben Recht könnte der Staat annehmen, daß jede Beamtin ein kleines Kapital besitze, das ihren Lebensunterhalt deckt; er könnte sie daraufhin überhaupt ohne Besoldung anstellen. Oder soll der Beamte nur außerhalb seines „wenig Privatvermögen besitzenden" Standes, soll er nur in denjenigen Ständen seine Frau suchen, in denen jede Tochter Kapitalistin ist? Dieser Gedanke wäre so unsittlich, für den Beamten so entwürdigend und für den Staatsdienst durch die Verschmelzung mit der Kapitalistenklasse so korrumpierend, daß er keiner Widerlegung bedarf. Allerdings besteht gegenwärtig vielfach der Zustand, daß der Beamte die Heirat entweder bis spät hinausschieben oder auf das Geld der Frau begründen muß; es ist das der große Fehler der bisherigen Beamtenbesoldungspolitik, daß sie ihr Bedürfnisprinzip, auf die einzelnen Lebensstadien Rücksicht zu nehmen, gegenüber dem jungen Mann nicht durchführt, ihm die Heirat nicht rechtzeitig ermöglicht und durch die so geschaffene Ehelosigkeit auch ebenso vieler Frauen die Frauenberufsfrage verschärft. Die dadurch vermehrte Unsittlichkeit, daß die jungen Männer entweder ehelos von armen Mädchen Ersatz kaufen oder an reiche Mädchen sich selbst in die Ehe verkaufen, ist nicht die geeignete Grundlage für die Prinzipien der Besoldungspolitik. Daß der Staat das Überangebot junger Männer dazu mißbraucht, ihnen ein für ihre „Bedürfnisse", nicht aber für rechtzeitige Heirat ausreichendes Gehalt zu zahlen, und daß er das Überangebot junger Mädchen dazu mißbraucht, ihnen nicht einmal den notdürftigsten

Digitized by Google

Lebensunterhalt, geschweige denn „Bedürfnisse“ analog denen des jungen Mannes zu gewähren, ist beides gegenwärtige Wirklichkeit, aber es ist nicht geeignet als die Norm, an der die gegenwärtige Wirklichkeit zu messen ist.

So fällt denn Nawiaskys ganze Bedürfnisberechnung in nichts zusammen. Will man überhaupt von Bedürfnis sprechen, so muß das standesgemäße Bedürfnis bei gleicher Berufsstellung für beide Geschlechter als gleich und nur deswegen für den Mann als größer angesehen werden, weil ihm rechtzeitige Heirat ohne Kapitalbesitz und ohne andauernden oder gar vollberuflichen Erwerb der Frau ermöglicht werden soll. Will man dieses Bedürfnisprinzip durchführen, so ist das nur möglich, indem man die jungen Männer von einem entsprechenden Zeitpunkt ab höher als die gleichgestellten weiblichen Beamten besoldet, ihnen aber, so lange sie Junggesellen bleiben, das Mehr durch eine von der besoldenden Behörde gänzlich getrennte Junggesellenbesteuerung wieder wegnimmt; denn eine ungleiche Bezahlung der verheirateten und der unverheirateten Männer würde das Heiraten bei der vorgesetzten und von oben zum Sparen angehaltenen Behörde mißliebig machen und das Gegenteil des Beabsichtigten, nämlich Verminderung des Heiratens, bewirken.

Neben dem Bedürfnisprinzip steht das der Leistung. Das Beamtengehalt wird grundsätzlich auf das Bedürfnis zugeschnitten, aber nach der Leistung abgestuft, die qualitativ durch den übertragenen Posten und quantitativ durch Überstunden oder durch die Stückzahl bestimmter Verrichtungen ihre Verschiedenheit zeigt.

In dem Leistungsprinzip liegt ebenso wie in dem Bedürfnisprinzip viel Willkür. Ob man ein Mehr an Qualität der Leistung durch ein größeres oder kleineres Mehr an Bezahlung belohnt, ist schließlich Sache einer willkürlichen Entscheidung, auch wenn man gerecht zu sein versucht. Daher läßt sich schwer ein Urteil darüber fällen, ob der höheren Vorbildung, die im allgemeinen vom männlichen Beamten gefordert wird, eine gewisse höhere Bezahlung genau entspreche, oder ob gewisse, viel Körperkraft erfordernde Arbeiten der Männer eine bestimmte höhere Entlohnung verdienen. Ebenso wenig läßt sich zahlenmäßig entscheiden, wie weit die bisher angenommene, aber noch wenig erprobte geringere Verwendbarkeit der Frauen als Vorgesetzte ihre geringere Entlohnung rechtfertigt, wie weit die schwierigere Versetzbarkeit der Beamtinnen und ihr prinzipiell angestrebter Ausschluß vom Nachtdienst ihren geringeren Lohn begründen.

Auch stimmen natürlich die Erfahrungen über Qualität und Quantität der Leistungen weiblicher Beamten nicht überein. So wird bei den ärarischen Postmanipulantinnen „von der Zentralleitung immer betont, daß ihre Leistungen im Durchschnitt hinter denjenigen der Beamten zurückbleiben, und angenommen, daß die Arbeit von 3 Frauen ungefähr derjenigen von 2 Männern entspricht.“ Die Amtsvorstände der Postämter dagegen versichern, „daß die Frauen in den ihnen übertragenen Dienstleistungen vollkommenen Ersatz bieten“. Und wenn zum Teil durch geringere Dienststundenzahl u. s. w. eine besondere Schonung für sie sich nötig zeigt, so fragt sich, ob nicht großenteils der ungenügende Lohn daran schuld ist, ja, ob nicht dieser zu geringe Lohn, der sie zu doppeltem Dienst und zu außerdienstlichem Nebenerwerb zwingt, überhaupt verhindert, daß ihnen die geringere Dienststundenzahl zu gute kommt! Hier wie bei den Industriearbeiterinnen macht ja der ungenügende Frauenlohn, indem er zu Überstunden außerhalb der gesetzlichen Arbeitszeit drängt, den Frauenschutz wieder zu nichte. Und so lange die Geschlechter „nach dem Bedürfnis“ ungleich entlohnt werden, läßt sich nicht sagen, ob bei einem nur nach der Leistung berechneten

Digitized by Google

Lohn der Unterschied in der Leistungsfähigkeit nicht bedeutend geringer sein würde; denn der höhere Lohn des jungen Mannes kann seine Lebenshaltung und damit seine Leistungsfähigkeit verbessern.

Berechnet man mit Nawiasky auf Grund der recht zweifelhaften Annahme der Zentralleitung, daß 3 Postmanipulantinnen in der Leistung 2 Beamten gleichzusetzen seien, das Verhältnis von Lohn und Leistung, so ergibt sich, da die Bezüge der Manipulantin durchschnittlich 40 % von denjenigen der Beamten betragen, das Folgende:

3 Manipulantinnen kosten	120 %
2 Beamte kosten	200 %
die Ersparnis bei 3 Manipulantinnen .	80 %
" " " 1 " . .	27 %

Selbst wenn man davon noch einige kleine Abzüge macht, bleibt eine Ersparnis von je 1/4 bis 1/5 des Beamtengehalts; die 3000 Manipulantinnen, berechnet Nawiasky, bedeuten daher eine Gesamtersparnis von 600—750 Beamtengehältern oder von jährlich mindestens 1½ Millionen Kronen, das ist von jährlich mehr als eine Million Mark!

Diese kolossale Ersparnis, die durch Ausbeutung der hungernden und infolgedessen überanstrengten Mädchen zustande kommt, legt die Frage nahe, ob überhaupt der Staat durch Anstellung von Frauen etwas sparen dürfe. Er spart dabei, indem er ihnen entweder für gleiche Leistung weniger oder für geringere Leistung relativ noch weniger oder für bessere Leistung nicht mehr als den Männern zahlt. Wenn z. B. die Telephonistinnen wegen ihrer höheren Stimmlage und ihrer größeren Höflichkeit vorgezogen werden, wenn sie einen Dienst tun, von dem ihre männlichen Vorgesetzten sagen, daß sie selbst ihn nicht aushalten würden, und für diese Mehrleistung nur dasselbe wie vorher die männlichen Telephonisten erhalten, so ist das ebenso eine Ersparnis für den Staat, wie wenn im Landpostdienst der Lohn so niedrig angesetzt wird, daß sich nur Frauen dazu melden, während man ohne Zulassung von Frauen höhere Entlohnungen hätte auswerfen müssen; eine Ersparnis ist es auch, wenn Frauen an Stelle von Männern mit gleichem Gehalt wie vorher die Männer angestellt werden, der Staat nun aber auf Grund des Bedürfnisprinzips nicht so bald zu einer Teuerungs-Gehaltserhöhung genötigt ist, wie wenn er die Männer beibehalten hätte.

Auch in diesen feineren Formen ist die Ersparnis eine Verletzung des Prinzips „Gleicher Lohn für gleiche Leistung". Dieses Prinzip ist eine Forderung der Gerechtigkeit; aber in der auf freier Konkurrenz und Erwerbssinn beruhenden modernen Volkswirtschaft ist sie nicht ganz durchführbar: alle Konkurrenz besteht ja darin, daß man nicht gleichen Lohn für gleiche Leistung fordert, sondern weniger für dieselbe oder nicht mehr für bessere Leistung. Und der Staat ist innerhalb gewisser Grenzen gewiß berechtigt, von diesem Unterbieten und Überbieten Gebrauch zu machen. Sofern er sein Bedürfnisprinzip wirklich durchführt und die Kräfte, die er anwirbt, nicht überanstrengt, ist es sein Recht und im Interesse der Gesamtheit seine Pflicht, so billig wie möglich zu arbeiten. Er wird daher mit Recht junge Burschen als Depeschenboten aufs Rad setzen, wenn sich zeigt, daß diese das ohne Schaden ebenso gut oder besser leisten können wie ältere Männer, denen er als Familienvätern das Doppelte dafür zahlen müßte. Ebenso ist es mit der weiblichen Arbeit. Wo die fortschreitende Arbeitszerlegung auch des Staatsdienstes Teilarbeiten ergiebt, für die sich Frauenarbeit

Digitized by Google

ohne Schaden irgend welcher Art verwenden läßt, mag der Staat sie verwenden, auch ohne sie ebenso hoch zu bezahlen, als er die von Familienvätern seinem Bedürfnisprinzip getreu bezahlen müßte.

Allerdings bleibt dabei immer das Mißgefühl, daß es ungerecht ist, für dasselbe dem einen weniger als dem andern zu geben. Aber man kann sagen, daß jener, der Familienvater, infolge des Bedürfnisprinzips, der Leistung nach zu viel erhalten hätte, da sich zeigt, daß auch ein anderer, der weniger bedarf, dasselbe leisten kann. Das heißt, es stellt sich der Wunsch ein, daß dem Weniger an Bezahlung auch ein Weniger an Leistung entspreche und dem Mehr ein Mehr; daß die Ersparnis nur in einer richtigen Arbeitsverteilung bestehe, die den Mann im Alter des Familienernährers nur dahin stellt, wo die billigeren Kräfte nicht genügen. Man wünscht, daß für gleiche Leistung nicht nur gleicher Reallohn (hier die Befriedigung quantitativ verschiedener, aber qualitativ gleich hoher Bedürfnisse) sondern auch gleicher Nominallohn gezahlt werde: also Arbeitsteilung, so daß nicht für gleiche Leistung verschiedener, sondern für verschiedene Leistung verschiedener Nominallohn gezahlt wird. Es ergiebt sich daher als wünschenswert, daß nicht nebeneinander z. B. verheiratete Militäranwärter und ledige Mädchen als Fahrkartenausgeber dasselbe leisten und verschieden hohes Gehalt dafür bekommen; es ist wünschenswert, daß diese Männer zu Arbeiten verwendet werden, zu denen die Frauen sich nicht so gut eignen, daß sie also durch jene in der Fahrkartenausgabe völlig ersetzt werden, oder daß sie auf dem gleichen Gebiet durch längere Arbeitsdauer, Fernverkehrschalter, Nachtdienst oder sonst irgendwie ein der Bezahlung entsprechendes Mehr leisten. Und da es viele Arbeiten gibt, in denen die Männer nach Menge oder Art der Leistung etwas vermögen, das die Frauen nicht ohne geschädigt zu werden vermöchten, so läßt sich eine solche Harmonie zwischen Bedürfnisprinzip und Leistungsprinzip in dem Nebeneinander der Geschlechter gewiß herstellen.

Dabei bleibt aber noch eins.

Wäre der Staat die Verwirklichung seines Ideals, so würde er allweise und allwissend und allgütig stets jede neu entstandene Erwerbsfrage, auch die des weiblichen Geschlechts, durchaus verstehen, genau kennen und, soweit es in seiner Macht liegt, zur Lösung bringen. Er würde eine Menge von Posten ausfindig machen, auf denen das nun erwerbsbedürftige weibliche Geschlecht angemessene Tätigkeit und Bezahlung fände; nicht nur für Beamten- und Offizierstöchter, sondern für viele Tausende von Mädchen auch aus andern Ständen würde er all die ihm dienenden Berufe eröffnen, in denen Männerkraft nicht nötig ist und von wo sie daher besser denjenigen industriellen Arbeiten zugeführt würde, in denen die Frauen jetzt zum Schaden ihrer selbst und zum Schaden der nächsten Generation aufgerieben werden.

So würde der ideale Staat handeln, dessen Leiter — nicht Menschen wären. Da sie aber Menschen sind und als solche weder allweise noch allwissend noch allgütig, so bedarf es anderer Antriebe, um sie zur Verwendung von Frauenarbeit zu bewegen; aus reinem Wohlwollen für das weibliche Geschlecht, aus tiefer Erkenntnis der geschichtlichen Notwendigkeit der Frauenberufsarbeit, aus überschauendem, großem Blick für das, was der Gesamtheit gut ist, haben die Staatsmänner bisher nur selten die Frauenarbeit herangezogen und all den „Reibungswiderstand" überwunden, der jeder solchen Neuerung entgegensteht. Die Mühe des Erprobens, die Gefahr des Mißlingens, die herrschenden Vorurteile, die Unzufriedenheit der bisherigen männlichen Beamten, die

Digitized by Google

sich gegen die ihnen drohende Verdrängung sträuben, die Unbeweglichkeit der abgeneigten ausführenden Organe, das alles muß überwunden werden, um Frauen in namhafter Zahl dem Beamtenkörper einzuverleiben. Eine solche Neuerung hat nur einen mächtigen — aber gefährlichen — Freund: wenn sie eine Ersparnis bedeutet, den Finanzminister. Die Billigkeit im Sinn von recht und billig mag später einmal in der aufgeklärten öffentlichen Meinung und in der Volksvertretung auch bei uns so mächtig werden, daß ihr Druck die Regierungen zwingt, Frauen in entsprechender Zahl, unter entsprechenden Bedingungen und an entsprechenden Stellen in den Staatsdienst als Beamtinnen aufzunehmen; bis jetzt hat sich die Billigkeit nur im Sinn von Wohlfeilheit dazu fähig gezeigt. Ja die geringe Zahl der Frauen im Staatsdienst beweist, daß selbst die Ersparnismöglichkeit noch nicht im stande gewesen ist, in großem Umfang die entgegenstehenden Widerstände zu überwinden. Das Geschäftsleben, viel mehr als der Staat vom Streben nach Gewinn beherrscht, ist längst vorangegangen; skrupellos hat es die Frauen geschädigt, indem es sie zu gänzlich ungeeigneten Arbeiten heranzog, aber ebenso schnell hat es auch die Punkte gefunden, wo die Frau hingehört. An der Schreibmaschine und in andern Kanzlei- und Kassenarbeiten folgt der Staat allmählich nach; die private profitgierige Findigkeit hat die Proben angestellt.

So ist es denn in gewisser Hinsicht ein Glück, daß die Frauen als Unverheiratete ein geringeres Bedürfnis als der verheiratete Mann zu befriedigen haben. Wäre es nicht so, so müßten sie auch ohne das zuerst ihre Bedürfnisse einschränken, um durch Wohlfeilheit ihre Arbeitskraft begehrt zu machen und überhaupt erprobt zu werden, wo bisher nur Männer üblich waren. Das verschiedene Bedürfnis aber bewirkt, daß der Staat an vielen entsprechenden Posten durch Verwendung von weiblichen Beamten sparen kann, ohne diese geringer bezahlen zu müssen, als ihrem standesgemäßen Bedürfnis entspricht. Und so ist die anfänglich oft ungerechte Bezahlung ein enges und doch wieder ein weites Tor, durch das die Frau in die heiligen Hallen des Staatsdienstes eindringt, um sich drinnen zuletzt den nicht gerade üppig gepolsterten, aber doch behaglichen und sicheren Sitz zu erringen, den bisher nur der Mann inne hatte: den Sessel des Beamten.

Was aber die Frauen mitbringen, ist nicht nur die Möglichkeit, mit geringerem Gehalt standesgemäß versorgt zu sein, sondern auch eine Fülle von Eigenschaften, durch die sie mehr als der Mann zu dem echten Beamtentum geboren sind, das der Staat immer nötiger braucht, je mehr er sozialistisch neue große Aufgaben auf sich nimmt. Daß den weiblichen Beamten manche männliche Eigenschaften fehlen, zeigt von vornherein, wie viel Platz im Staatsdienst für Männerarbeit bleibt; aber wie man gesagt hat, daß die Mischung von Slavischem und Germanischem die Größe Preußens, vor allem preußischen Beamtentums, geschaffen habe, so scheint mir auch der Eintritt des weiblichen Elements in den Beamtenkörper eine gute Blutmischung zu bedeuten, wenn uns Nawiasky die Vorzüge nennt, die man an den weiblichen Beamten lobt: ihren Diensteifer und ihre Pflichttreue, ihre Geduld bei mechanischen Leistungen, ihre Höflichkeit gegenüber dem Publikum, ihre Verträglichkeit unter einander, ihre Fügsamkeit gegenüber den Vorgesetzten, ihre Ordnungsliebe und schöne Schrift, ihren Fleiß und ihre Ehrlichkeit.

Digitized by Google

„Gyges und sein Ring."

Von

E. Kroll.

Nachdruck verboten.

Hebbels Trauerspiel „Gyges und sein Ring" darf wohl des gedankenreichen Dichters tiefsinnigstes Werk genannt werden. Schon mancher Versuch ward gemacht, es für die Bühne zu erobern, deren äußeren Anforderungen es mit seinem streng gefugten Bau, seinen wirksamen Szenen und seiner schönen, kraftvollen Sprache durchaus entgegenkommt. Vor kurzem hat es im Königlichen Schauspielhause zu Berlin eine neue, würdige Darstellung gefunden. Möchten ihr noch viele andere folgen! Allzu selten erscheint auf unseren Bühnen „das große, gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Vater Herodot erzählt uns im ersten Buche seiner Geschichten naiv und ausführlich, wie der Lyderkönig Kandaules die Schönheit seines Weibes, um sich ihrer zu rühmen, vor den Augen seines Lanzenträgers Gyges enthüllte und darüber das Weib, die Krone und das Leben verlor. Aus dieser uralten Fabel hat Hebbel sein Drama gewonnen.

Den Kern des Ganzen fand er schon vorgebildet: es ist der furchtbare Entschluß der gekränkten Frau, den Gatten, der ihr solches angetan, durch die Hand des Lauschers zu töten und sich selber diesem zu vermählen. Aber die Begründung des Entschlusses ist des Dichters innerstes Eigentum. Die lydische Königin des Herodot stillt ihren Rachedurst und hebt sodann den Mörder frohgemut zu sich auf den Thron. Von anderer Art ist Hebbels Rhodope.

Von fernen Grenzen, wo griechisches und indisches Wesen sich vermischen, hat sich Kandaules einst die stille Braut geholt. Dort sang die Amme dem Mägdlein vor, daß Mannes Angesicht ihm Tod bedeute, und vor dem Gatten hat sie nur der Vater, sonst kein Mann auf Erden je erblickt. Ihr Schleier ist ein Teil von ihrem Wesen. Der König kann sie nicht bewegen, die Spiele, die man zu Ehren des Herakles feiert, durch ihre Gegenwart zu schmücken; sie genießt lieber mit sich selbst allein die ernsten Freuden der Beschaulichkeit, die ihrer Heimat eigen sind:

„Das Träumen kennt hier keine! Auch der Besten
Ist Opfer, was mir einz'ge Freude ist."

Den König schmerzt es heute doppelt tief, daß Rhodope nicht neben ihm erscheinen will, weil er sie seinem Gast und Freunde, dem jungen Griechen Gyges, zeigen möchte. Nun wirft noch dessen Bewunderung einer weit geringeren Schönheit einen neuen Stachel in seine Seele, und über dem Becher fordert er den anfangs Widerstrebenden auf, Rhodopes Gemach heimlich mit ihm zu betreten. Es kann ohne Gefahr geschehen, denn Gyges soll den unsichtbar machenden Ring, den er selber dem Könige soeben geschenkt hat, noch einmal am Finger tragen.

Wieder hebt sich der Vorhang, das mutwillige Spiel ist vollbracht, aber der Lauscher hat sein Verhängnis darin gefunden: glühend hat ihn die Liebe zur Königin und im gleichen Augenblick das tiefste Entsetzen vor dem eigenen Tun ergriffen. So ist er aus Rhodopes Gemach entflohen und will jetzt, nachdem er dem erschütterten Kandaules sein Empfinden offenbart hat, noch weiter fliehen, bis an den alten Nil, „wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen für tote Kön'ge ew'ge Häuser bauen", um dort unten einen abzulösen, der müde ist.

Von nun an wird Rhodope die Handelnde. Die zarte, blumenhafte Königin wandelt sich, einer Kriemhild ähnlich, vor unseren Augen; sie spricht zu ihrer erschrockenen Sklavin:

Digitized by Google

„Ja, Lesbia, ich bin's! Rhodope ist's,
Die euch so oft gewarnt und abgehalten,
Dem Tode in sein traurig Amt zu greifen,
Und wenn es auch nur eine Spinne galt! . . .
Jetzt rufe ich nach Blut, jetzt ist von mir
Nur so viel übrig, als die Götter brauchen,
Um das zu rächen, was ich einmal war."

Und dennoch wandelt sie sich in ihrem tiefsten Innern nicht. So furchtbare Entschlossenheit wird Rhodopen nur zu teil, weil das keusche Frauenempfinden, mit dessen Verlust sie aufhören müßte zu sein, für sich selber in die Schranken tritt.

Nur allmählich, in ergreifender Steigerung geht der Königin die Wahrheit und der Umfang des Frevels auf. Wir finden sie verstört, sie schauert vor dem Morgenlicht, läßt die Spiegel verhängen, die Türen verschließen. Sie hat in der Nacht einen Seufzer aus fremdem Munde vernommen, eine Gestalt gesehen. — Gyges hat, da ihn das Entsetzen faßte, den Zauber gebrochen, sodaß er für einen Augenblick sichtbar wurde. — Der König stellt ihr dies alles als einen Traum hin, und fast gelingt es ihm, sie zu überreden, als die Nachricht von Gyges' plötzlicher Entfernung ihren Verdacht auf's neue erregt, und die Erinnerung, daß der Zauberring zu Nacht nicht an der Hand des Königs war, ihn zur Gewißheit steigert. Noch bleibt ein dunkles Rätsel übrig:

„Ein Gatte sieht
Sein Weib entehrt — entehrt? Sprich gleich: getötet —
Getötet? — Mehr, verdammt, sich selbst zu töten,
Wenn nicht des Frevlers Blut zur Sühne fließt!
Der Gatte ist ein König, . . . hat die heil'ge Pflicht,
Den Greu'l zu strafen, . . .
Und dieser Gatte, dieser König zückt
Nicht Schwert noch Dolch, er läßt den Frevler flieh'n!"

Aber sie rafft sich empor, ist sie doch eines Königs Tochter, nicht schutzlos und verlassen. Sie ruft die alten Vielgetreuen auf, die einst ihr Geleite bildeten; diese sollen ihr den Gyges bringen, und dann will sie zu Kandaules sprechen: „Hier bin ich, dort ist der Günstling, wähle, dieser Dolch ist für mich selbst, wenn nicht dein Schwert für ihn."

Es geschieht. Gyges tritt vor sie hin. Wir stehen auf dem Höhepunkt des Dramas mit dieser wundervollen Begegnung, deren fast überirdisch zarte Farben auf dem dunkeln Hintergrunde der Todesweihe nur um so heller leuchten. Ich kenne keine andere Dichtung, in der die Leidenschaft so glühend und so scheu, so sehnsüchtig und so entsagungsvoll redet, wie an der Stelle, wo Gyges sich in die Vergangenheit hinein mit dem Könige vergleicht:

„Hat nicht dein Gatte auch vor dir gezittert? . . .
Erinnre dich der Stunde, wo er dir
Zum erstenmal ins Antlitz schauen durfte,
Und frag' dich, ob er mir nicht völlig glich.
. . . . . Ihm schwindelte,
Er stand geblendet da, und als ihm die
Besinnung wiederkehrte, riß er stumm
Die Krone sich vom Haupt, wie einen Kranz,
Der plötzlich welk geworden ist im Haar,
Und warf sie mit Verachtung hinter sich.
. . . . Du lächeltest ihn freundlich an,
Als du es sahst, da kam ihm so viel Mut,
Sich dir um einen halben Schritt zu nähern.
Doch seine Knice wankten unter ihm,
Sie wollten einen edlern Dienst verrichten,
Und eh' du's ahntest, lag er so vor dir!
. . . . . Du streckteſt
Ihm unwillkürlich, halb um ihm zu wehren,
Halb auch vielleicht, um ihn empor zu ziehn,
Die Hand entgegen, die er scheu und schüchtern
Ergriff, und die sich doch zur Fingerspitze
Verkürzte, ehe er sie noch berührt . . . .
Ihn aber traf es, wie ein Wetterschlag.

Digitized by Google

Ihm war zu Mut, als hätt' er sich bisher,
Wie ein ereb'scher Schatten, kalt und nüchtern,
Nur unter die Lebendigen verirrt
Und jetzt erst Blut bekommen, wie sie selbst;
Als hätte er ihr Lachen und ihr Weinen,
Ihr Jubeln, Seufzen, ja ihr Atemholen
Nur nachgeäfft und nie geahnt, warum
Die Menschenbrust sich ewig hebt und senkt.
Da brannt' er vor Verlangen, auch zu leben,
Und sog dein süßes Bild mit Augen ein, . . .
So glomm er, deine Schönheit in sich trinkend,
Allmählich vor dir auf in düstrem Feuer . . ."

Nun naht der König, den Rhodope als Richter berufen hat. Gyges will die ganze Schuld auf sich nehmen, um ihr das Bild des Gatten ungetrübt zu erhalten; doch Kandaules läßt es nicht zu, er bekennt sich als den Urheber des Frevels und geht, ohne ein Wort für sich selber zu sprechen. Gyges soll der Königin sagen, „wie es kam", und Kandaules hat sich den besten Anwalt erlesen, aber Rhodope hört ihn nicht. Sie will das Blut des Gyges nicht mehr, das er willig bietet; sie heißt ihn den König töten, und dann wird sie sich ihm vermählen. Gehorcht er ihr nicht, so will sie sich selber die Adern öffnen, ehe der neue Morgen anbricht. Diese Kunde bringt Gyges dem Könige. In stiller Abendstunde nehmen die Freunde schmerzlichen Abschied, bis der Duft der Aloe sie mahnt, daß die Nacht hereinbricht. Sie schreiten zum Kampf, und der Lyder fällt von der Hand des Griechen.

Ahnungslos hat sich der edle, liebenswürdige König in sein Schicksal verstrickt. Aber seine Verschuldung ist mehr als mutwillige Verirrung des Augenblicks. Mit dem hellsehenden Auge des Sterbenden erkennt er, daß der tiefe Zwiespalt zwischen Wollen und Können ihn die Liebe seines Volkes wie seines Weibes gekostet hat. Er hat das altehrwürdige Diadem und Schwert der Herakliden gering geachtet, um sich neue Zeichen der Königswürde schmieden zu lassen, die er dann doch durch neue Thaten zu adeln vergaß; seine Hand war nicht stark genug, um seine Rhodope aus dem Dämmer ihres Frauengemaches an das helle Tageslicht hinauszuführen, und dennoch riß und zerrte er an ihrem Schleier:

„Was steckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Ist über diesen Dingen eingeschlafen,
Die sie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will,
Der weckt sie auf. Drum prüf' er sich vorher,
Ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
Wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt,
Und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
Wenn sie den Tand unwillig fahren läßt.
Herakles war der Mann, ich bin es nicht;
Zu stolz, um ihn in Demut zu beerben,
Und viel zu schwach, um ihm es gleich zu tun,
Hab' ich den Grund gelockert, der mich trug,
Und dieser knirscht nun rächend mich hinab."

Die Lyder bringen dem Sieger um so williger die Krone dar, als Feinde ihr Land bedrängen. Gern lassen wir uns den männlichen Trost der Kriegsdrommeten für den hochgesinnten Jüngling gefallen. Erst wenn er das Reich befreit hat, will Gyges die Königin heimführen; aber Rhodope gibt ihm keine Frist. Am Altar der strengen Hestia, deren Flamme das verzehrt, was sie nicht läutern kann, fügt sie ihre Hand in die seine und stößt sich dann den Dolch ins Herz:

„Ich bin entsühnt,
Denn keiner sah mich mehr, als dem es ziemte,
Jetzt aber scheide ich mich so von dir."

Mehr als einmal hat unser Dichter die tragische Entwicklung einer Frauenseele vor uns hingestellt, die an dem Schicksal wächst und doch ihr eigenes Selbst bewahrt.

Digitized by Google

So seine Judith, so vor allen seine Kriemhild, von der es jeder wissen soll, daß sie „um Treue nur die Treue brach". Sind Judith und Kriemhild gewaltige Frauencharaktere, so ist Rhodope weniger und mehr: sie ist das Weib an sich in seiner eingeborenen Heiligkeit, die, so leicht verletzlich sie ist, Verletzung nimmer ertragen kann. Mit tiefer und leicht verständlicher Symbolik hat der Dichter diese Gestalt zu ihrer Verkörperung gewählt, die streng erzogene, streng bewahrte Inderin, in ihren Schleiern, im sicheren Frauengemach. Fremdartig ist nur das Außenwerk; in ihrem Wesen stellt Rhodope das germanische Frauenideal dar, wie unser Volk und unsere Dichter es geschaut haben. Sie ist verschwistert mit der Walküre Brunhild, die ihre Frauenwürde an Siegfried rächt; selbst die arme Dulderin Griseldis steht ihr nahe in der tiefsinnigen Wendung, die Friedrich Halm ihrer Geschichte gegeben hat: als der Fürst, der sich vor seinen Freunden seines Weibes gerühmt hat wie Kandaules des seinen, ihre Hand ergreift, um sie wieder zu erhöhen, ihr kund tut, daß er sie nur zum Schein verstoßen hat, um ihre Sanftmut zu erweisen, da wendet sie sich von ihm; die alles ertrug, kann das Preisgeben ihrer Seele nicht verzeihen. Rhodope aber, für leidvolle Abkehr zu kräftig, zu groß für bloße Rache, tut mehr als jene beiden: sie gibt sich die geraubte Ehre wieder. Und dann verschmäht sie es, den Hingeopferten an der Seite des Neuerkornen zu vergessen, obwohl dieser ihrer würdiger ist als jener; das weiß sie wohl. Sagt sie doch zu Gyges, als sie ihn mit dem blutigen Auftrage entläßt, und es ist, als leuchte zwischen Sturmgewölk einen Augenblick lang der Mond mit schwermütigem Glanze: „Leb' wohl! und wenn's dich freuen kann, vernimm noch eins: Du hättest mich der Heimat nicht entführt, um so an mir zu tun". — Rhodope ist das Weib an sich auch noch in einem andern Sinne. Hebbel läßt sie nicht Mutter sein; wäre sie das, so würden andere Gewalten in ihrer Seele mitsprechen, so könnte sie nicht Rhodope sein. Es war gewiß nicht wohlgetan, daß Ibsen seine Nora Mutter sein ließ; ihr Entschluß, der sonst möglich und ergreifend sein könnte, wird durch dieses Element fremd und ungeheuerlich.

Trotz des mythischen Gewandes, trotz des fabelhaften Ringes, der, wie nicht zu leugnen, als notwendiges Werkzeug der sonst ganz realen Handlung eine störende Zutat, als tiefsinniges Symbol nicht ganz aufgeklärt ist, steht uns die edle Dichtung nicht fern. Denn sie umschließt einen Gedanken, der ewig ist, und mehr als das, einen Gedanken, der ewig ein Hort der Menschheit sein wird.

Märzenschnee.

Sacht aus silbergrauer Höh'
Nieder sinkt der Märzenschnee, —
Junges Grün und weißer Glanz,
Fast, als wär's ein Nummenschanz.
Auf dem Rasen, kraus und dicht,
Hebt sich's, weich und hoch und licht,
Wie das Bettlein wunderlind
Für ein zart behütet Kind.
Nieder fallen ungezählt,
Sanft, so wie die Liebe schmählt,
Flocken, die, bevor sie sinkt,
Noch die Frühlingssonne trinkt:
So verhüllt ein flücht'ges Weh
Sich're Hoffnung, — Märzenschnee.

Marie Tyrol.

Digitized by Google

Über Ernährung.

Von

Ökonomierat Plehn.

Nachdruck verboten.

Von den verschiedenen Gebieten der Gesundheitslehre ist eines der wichtigsten wohl am wenigsten in des Volkes Bewußtsein eingedrungen, die Lehre von der Ernährung. Wann der Mensch an den Ersatz für die abgenutzten Lebensstoffe seines Körpers denken muß, lehrt ihn der Magen, und seiner Mahnung wird gefolgt. Der Magen ist aber zunächst befriedigt durch irgend welche schmackhaften Stoffe, ob sie ihrem Gehalt und ihrer Zusammensetzung nach zu sachgemäßer Ernährung geeignet sind, kümmert ihn nicht; höchstens zeigt er nach einer kürzeren als der gewöhnlichen Pause an, daß die Speise in Menge oder Nährwert nicht zureichte. Aber der eigentliche Zusammenhang zwischen dem Bedürfnis des Körpers und der Zusammensetzung der Nahrungsmittel bleibt den meisten dunkel und wird meist erst empirisch durch die Praxis in höchst dürftiger Weise gelernt. Dürftig meist deshalb, weil es an einem Lehrmeister fehlt. Die junge Hausfrau hat von ihrer Mutter oder in Kochschulen einiges über die Bereitung der Speisen abgesehen, muß oft von ihrer eigenen Köchin lernen und erhält nicht zu selten eine nicht angenehme Quittung über ihre Leistungen durch die unzufriedene Miene des Ehemannes. So ist es eine zeitgemäße Forderung, daß die Schule ebenso wie Physik und beschreibende Naturgeschichte auch so viel von der Physiologie lehre, als für das praktische Leben unentbehrlich ist. Und zwar wäre es auch für die Männer sehr nützlich, solche Kenntnisse zu gewinnen, schon weil sie einmal ihren Kindern gegenüber eine klägliche Rolle spielen werden, wenn diese in der Schule etwas lernen, wovon die Eltern keine Ahnung haben.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die im Lebensprozeß unseres Körpers verwendeten und verzehrten Stoffe teils organische — durch Feuer zerstörbare, — teils mineralische — unverbrennliche — sind.[1]) Die Mineralbestandteile, die im menschlichen Körper vorkommen, sind in der Hauptsache Kalk, aus dem sich die Knochen und Zähne aufbauen, ferner Kali, Natron, Schwefel, Phosphor, Eisen, das besonders im Blut vorkommt. Die organischen Bestandteile sind Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, von denen die drei ersten nur als Gase vorkommen. Diese werden auch Organogene (Organbildner) genannt. Die Mineralstoffe spielen ja eine wichtige Rolle in der Ernährung, sie sind aber in den meisten Nahrungsmitteln reichlich vorhanden, so daß, abgesehen von Krankheitszuständen, die Hausfrau sich mit ihrer Beschaffung nicht viel Sorge zu machen hat. Die organischen Substanzen sind aus den vier genannten Stoffen, oder aus einigen derselben in ganz ungeheuerer Mannigfaltigkeit zusammengesetzt. Dabei kommen in der Hauptsache zwei Gruppen von Nährstoffen in Betracht, stickstoffhaltige und stickstofffreie, die ersten bestehen aus allen vier, die letzten aus drei Elementen; Stoffe, die nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen — gewisse Öle —, kommen für die Ernährung nicht in Betracht. Stickstoff ist der wichtigste Bestandteil der Muskelfaser, des Blutes, des Gehirns und der meisten anderen Organe. Deshalb werden die stickstoffhaltigen, auch „eiweißartige" genannten Nährstoffe besonders hoch bewertet und, da sie seltner sind, auch teurer bezahlt. Die

[1]) Anm.: Unter Verbrennung versteht man — strenger gefaßt — die Verbindung von Körpern, die Kohlenstoff und Wasserstoff enthalten, mit Sauerstoff bei Licht- und Wärmeerscheinung. Deshalb gehören Phosphor, Schwefel, Kalium und Natrium nicht hierher.

Digitized by Google

stickstofffreien Nährstoffe teilt man in stärkeartige, zu denen auch der Zucker gehört, und Fette ein, die sich unter gewissen Umständen gegenseitig ersetzen können. Liebig nannte die eiweißartigen Nährstoffe Bausteine des Körpers, die stärkeartigen das Heizmaterial, weil sie mit Sauerstoff verbunden, oder verbrannt werden, um teils die Körperwärme zu erzeugen, teils den Umsatz der Körpersubstanz möglich zu machen. Er wußte sehr gut, daß auch diese Nährstoffe, namentlich auch das Fett, mit zum Aufbau des Körpers dienen.

Die Wissenschaft lehrt, daß jeder Mensch die genannten Nährstoffe in einem bestimmten Verhältnis aufnehmen muß, und diese Regel ist von den Militärbehörden dahin festgelegt worden, daß die Soldaten in ihrer täglichen Kost 120 Gramm Eiweiß, (der Kürze wegen wird anstatt eiweißartiger Stoff Eiweiß, statt stärkeartiger Stoff Stärke gesagt) 50 Gramm Fett und 500 Gramm Stärke verzehren müssen, wenn sie leistungsfähig bleiben sollen. Dies sind natürlich Durchschnittszahlen, denn selbstverständlich ist der Bedarf eines Mannes, der 150 Pfund wiegt, ein größerer als der eines viel leichteren, wie es deren in der Armee in großer Zahl giebt. Außerdem darf man für das gewöhnliche Leben den Bedarf eines bei sitzender Beschäftigung tätigen Mannes, einer Frau, eines nicht Erwachsenen niedriger veranschlagen als den eines Soldaten, also eines jungen, kräftigen, körperlich angestrengten Mannes. Hier wird die verständige Hausfrau die sich ergebenden Abweichungen von der Regel leicht finden können.

Was die Zusammensetzung der täglichen Nahrung betrifft, so hat man auch ohne genaue Kenntnis der wissenschaftlichen Grundlage im großen und ganzen durch Erfahrung oder gewissermaßen instinktmäßig ungefähr das richtige Verhältnis gefunden; auch in Bauernwirtschaften oder in dem Haushalt von Arbeiterfamilien findet man selten sehr grobe Verstöße gegen die wissenschaftlichen Grundsätze. Aber sie kommen doch vor, wie ich aus eigner Erfahrung behaupten kann. Auf einem großen Gute, auf dem ich meine landwirtschaftliche Lehrzeit zubrachte, erhielten wir in einer Zeit recht anstrengender Tätigkeit zu Mittag Kürbissuppe, darauf Äpfelklöße, zum Abendbrot Makkaroni mit sehr wenig geräuchertem Schinken. Die Hausfrau hatte natürlich keine Ahnung von der Sünde gegen die Ernährungsgrundsätze, deren sie sich an ihren Pflegebefohlenen schuldig machte; der in der Chemie wohl bewanderte Gatte war verreist, und die mangelhaft beköstigten jungen Leute wanderten am späten Abend in das ländliche Wirtshaus, um das chemische Gleichgewicht durch eine große Zahl weicher Eier herzustellen.

Aber Verstöße dieser und ähnlicher Art strafen sich in dem Punkte, welcher der Hausfrau recht empfindlich zu sein pflegt — dem Geldbeutel. Wenn sie anstatt 120 g einmal 200 g Eiweiß reicht, was durch eine Zusammenstellung etwa von Fleisch und Fisch oder von Erbsensuppe und Eierspeisen sehr leicht möglich ist, so hat das für die Ernährung etwa die Wirkung, als ob sie 80 g Eiweiß in den Müllkasten würfe, nur daß diese Speisen außerdem beschwerend für den Magen wirken. Jeder Überschuß eines einzelnen Nährstoffes geht unbenutzt durch den Körper, ist also eine Verschwendung, die eine verständige Hausfrau sich nicht zu Schulden kommen lassen sollte.

Außer dem Nährstoffgehalt der Speisen ist natürlich auch die Anpassung an die Aufnahmefähigkeit des Körpers, die Verdaulichkeit, wichtig. Verdaulichkeit besteht darin, daß die im Magen vorhandenen Säfte, größtenteils aus Pepsin und etwas Salzsäure bestehend, im stande sind, die zugeführten Nährstoffe löslich zu machen, sodaß sie durch die Zellenmembran der Blutgefäße, die einem unendlich feinen Siebe vergleichbar ist, aufgesogen und in die Blutbahn übergeführt werden kann.

Um die Verdaulichkeit einzelner Speisen nachzuweisen, werden künstliche Verdauungsversuche gemacht. Man zerkleinert die Speisen, mischt sie in einem Tiegel mit einer künstlich hergestellten, dem natürlichen Magensaft ganz ähnlichen Flüssigkeit bei 37° C, rührt sie eine halbe Stunde um und filtriert dann die Masse. Das Filtrat wird analysiert, und man nimmt an, daß die in der Lösung gefundenen Stoffe auch im Magen gelöst und in die Blutbahn übergeführt, d. h. verdaut worden sind. Auf diesem Wege hat man für die meisten Speisen die Verdaulichkeitsziffer so festgestellt,

Digitized by Google

daß man sich ungefähr danach richten kann. Ist beispielsweise das Eiweiß in einer Speise zu 90 % verdaulich, so wird man nach dem Ansatz 90 : 100 = 120 : x anstatt 120 g 133 g zu vier Portionen verwenden müssen. Absolut zuverlässig aber sind die Zahlen nicht, denn schließlich ist der menschliche Magen kein Kochtopf, und es spielen sich die chemischen Prozesse in dem einen anders ab, als in dem andern. Auch kann man zu absoluter Genauigkeit die Wertschätzung der Nahrungsmittel nicht bringen, schon weil die Zusammensetzung derselben wechselt und man doch nicht jede Speise vor dem Einkauf analysieren lassen kann.

Es sind auch direkte Verdauungsversuche an Menschen gemacht worden in der Weise, daß man die Nahrung analysiert, die Ausscheidungen des Körpers ebenfalls, und daraus berechnet, wie viel von den Nährstoffen im Körper geblieben ist. Jedoch sind auch diese Versuche nicht völlig maßgebend, denn neben der objektiven Lösungsfähigkeit des Nahrungsmittels kommt es auf die persönliche Disposition des einzelnen Menschen an. Ein schwächlicher Magen wird weniger gut verdauen können, als ein völlig gesunder; es müßten demnach Versuchsmenschen von mittlerer Gesundheit gewählt werden, und das ist eine schwere Aufgabe. Dann kommt es sehr auf die „Bekömmlichkeit" einer Speise an, auf ihre Appetitlichkeit, ihren Wohlgeschmack, die Art des Anrichtens. Nach den Versuchen von Luehrig-Altona zeigte Margarine zweiter Qualität die gleiche Verdaulichkeitszahl, wie reine Butter, und es wird wohl wenig Menschen geben, die beide Fette mit gleichem Appetite verzehren.

In diesen Ausführungen soll kein Widerspruch gesucht werden mit der vorher betonten Auffassung, daß es nötig sei, die Verdaulichkeit der Nahrungsmittel zu berücksichtigen. Es sollte nur dargelegt werden, daß die Ergebnisse dieser Versuche keinen Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit erheben, sondern nur ungefähr zum Anhalt dienen mögen. Mit Sicherheit ist aus ihnen zu entnehmen, daß die Nahrungsmittel tierischen Ursprungs in bedeutend höherem Grade ausgenutzt werden können als pflanzliche Stoffe.

Was die Verwendung der drei Hauptstoffe, Eiweiß, Fette und Stärke, betrifft, so braucht man am mindesten skrupulös mit dem Fett zu verfahren; einmal kann es im Körper zur Not durch Stärke ersetzt werden, und dann ist die geringe Menge von 45 bis 50 g für den Durchschnittsmenschen meist in den eiweißhaltigen Nahrungsmitteln, wie Fleisch, Fisch, Eier, Käse an sich vorhanden, endlich gehört zur Zubereitung der Speisen so viel Fett, daß ein Mangel daran wohl nicht leicht eintreten wird. Wie oben gesagt, hat sich in der Volksgewohnheit eine mit der wissenschaftlichen Anschauung vielfach übereinstimmende Zusammenstellung der Nahrungsmittel eingeführt, wie z. B. Fleisch oder Hering mit Kartoffeln, Reis mit Milch, Ei mit Mehl, Brot mit Käse. Oft genug aber findet man auch Sünden gegen dieses Gesetz, wie Schweinefleisch mit Erbsenbrei, Mehlspeise mit Obst 2c. Will man aus Wohlgeschmack oder Gewohnheit diese Zusammenstellung haben, so muß man, um Verschwendung zu verhüten, in ersterem Falle etwa eine Reissuppe, in letzterem ein Gericht von Fleisch oder Fisch der Mahlzeit hinzufügen.

Es seien nun einige ziffernmäßige Angaben über den Gehalt häufiger vorkommender Nahrungsmittel angeführt.

Nach Meinert enthalten in Prozent:

	Eiweiß	Fett	Stärke		Eiweiß	Fett	Stärke
Ochsenfleisch, mager . .	21,9	0,1	—	Junger Hahn	23,3	3,1	—
„ mittelfett .	15,5	10	—	Taube	18,5	1	—
Kalbfleisch	18,9	7,4	—	Hering, gesalzen . . .	18,9	16,6	—
Hammelfleisch, mager . .	20,3	2,8	—	Karpfen	18,1	1	—
„ mittelfett .	14,5	9	—	Aal	12,8	29,3	—
Schweinefleisch, halbfett .	12,3	26,2	—	Eier	13,1	10,4	—
„ sehr fett .	13,3	42,5	—	Milch	4	3,5	4,5
Suppenhuhn	17,5	1,4	—	Magermilch	3,2	0,4	4,8

Digitized by Google

	Eiweiß	Fett	Stärke
Fettkäse	32,9	25	—
Magerkäse	43	7	—
Blutwurst	11,8	11,9	—
Leberwurst	15,9	26,3	—
Cervelatwurst	17,6	39,7	—
Schinken, geräuchert	23,9	36,4	—
Erbswurst	19,60	34,59	29,75
Cornedbeef	33,8	6,4	—
Weizenmehl, fein	8,9	1,1	74,1
Weizenmehl, gröber	12	1,1	72,3
Roggenmehl	11	1,6	71,9
Graupen	7,2	1,1	76,1
Reis	6,7	0,5	77
Erbsen	22,5	2,5	58,1
Linsen	24,8	1,8	54,7
Kartoffeln	2	0,3	20,7
Roggenbrot	6	0,5	47,8

	Eiweiß	Fett	Stärke
Komißbrot	6,2	1,4	46,8
Äpfel, frisch	0,4	—	13,3
„ getrocknet	1,3	—	66,9
Sauerkraut	1	0,2	4,6
Möhren	1,3	0,2	9,8
Kohlrabi	2,7	0,2	8,6
Spargel	1,9	0,2	2,7
Schotenkerne	6,1	0,4	12,4
Schnittbohnen	2	0,2	5,7
Blumenkohl	2,3	0,9	5,3
Weißkohl	1,9	0,2	6,6
Kopfsalat	1,4	0,3	2,2
Spinat	2	0,3	6
Champignons, getrocknet	23,8	1,2	50,3
Gurke	1	0,1	2,2
Milchkaffee	4	4,9	5,2

Diese Tabelle enthält Durchschnittszahlen von sehr vielen Analysen und kann wohl als Grundlage für die Zusammenstellung von Speisen angenommen werden.

Dasselbe gilt von den folgenden, gleichfalls von Dr. Meinert zusammengestellten Speisetabellen. Wenn die Preise nicht überall mit den Ortspreisen übereinstimmen, lassen sie sich leicht entsprechend reduzieren.

I.

Bezeichnung der Nahrungsmittel für drei Männer	Mengen g	Preis pro Kilo resp. Liter der zu Grunde gelegt ist in ₰	Preis der berechneten Menge in ₰	Gehalt an Eiweiß g	Fett g	Stärke g
Rindfleisch (Mittag)	360	120	43	60	30	—
Brühreis (Mittag)	100	50	5	7	—	76
Kartoffeln (Mittag)	2 000	7	14	40	2	400
Schweinefett (Mittag)	30	170	5	—	28	—
Magerkäse, Abends	200	50	10	80	14	—
			77	187	74	476
pro Kopf			25,7	62	25	159
im Frühstück und Vesper			24	52	30	328
Summa pro Tag und Kopf			49,7	114	55	487

II.

Schweinefleisch zu Klops	125	160	19,5	21,5	10	—
Rindfleisch „ „	125	150	18,5	30	6	—
Fleischpulver (Konserve)	25	350	8,5	17,5	—	—
Schmalz	80	170	14	—	76	—
Roggenmehl	25	40	1	3	—	17
Zwiebeln und Gewürz	20	10	0,5	1	—	6
Semmel	72	—	3	4	—	36
Ein Ei	50	—	6	7	6	—
Möhren	500	10	5	6	1	50
Kartoffeln	1 500	7	10,5	30	1,5	300
			86,5	120	100,5	409
pro Kopf			28,8	40	33	136
im Frühstück und Vesper			30,7	48	34	347
Summa pro Tag und Kopf			59,5	88	67	483

Digitized by Google

III.

Bezeichnung der Nahrungsmittel für drei Männer		Mengen g	Preis pro Kilo resp. Liter der zu Grunde gelegt ist in ℳ	Preis der berechneten Menge in ℳ	Gehalt an Eiweiß g	Fett g	Stärke g
Rindfleisch	Mittag	500	120	60	80	40	—
Schmalz	Mittag	100	130	13	—	95	—
Kohlrabi	Mittag	1 000	15	15	27	2	86
Kartoffeln	Mittag	1 500	7	0,5	30	3	300
Magerkäse,	Abends	300	50	15	120	21	—
				113,5	257	161	386
	pro Kopf			37,8	86	54	129
	im Frühstück und Vesper			38,8	53	39	379
	Summa pro Tag und Kopf			76,6	139	93	508

In der vorstehenden Tabelle sind drei Speisezettel zur Probe gegeben, nach denen die Ernährung für drei Männer oder für Mann, Frau und zwei Kinder für 49,7, 59,5 und 76,6 Pfennige für eine Person und einen Tag hergestellt werden kann, vorausgesetzt, daß die angenommenen Preise mit den Ortspreisen übereinstimmen. Sollte es nicht der Fall sein, so wird es nicht schwer fallen, nach obigem Muster eine Änderung der Zahlen vorzunehmen.

Es fehlt noch der Nachweis, wie durch Frühstück und Vesper für die an den anderen Mahlzeiten fehlenden Nährstoffe gesorgt werden kann. Das ist aus der folgenden Tabelle zu ersehen:

Bezeichnung der Nahrungsmittel	Mengen g	Preis pro Kilo oder Liter der zu Grunde gelegt ist in ℳ	Preis der verbrauchten Nahrungsmittel in ℳ	Gehalt an Eiweiß g	Fett g	Stärke g
Weißbrot	290	—	12	15	2	148
Roggenbrot	1 500	24	36	90	9	750
Kaffee und Surrogat	60	—	9	5	1	28
Magermilch 1½ Liter	1 250	8	10	38	6	50
Butter [1])	100	240	24	—	98	—
Salz	75	20	1,5	—	—	—
Braunbier 2 Liter	2 000	12	24	10	—	160
			116,5	158	116	1 136
pro Tag und Kopf			38,8	53	39	379

[1]) 100 g Schmalz würden gleichfalls 98 g Fett liefern und bei einem Preise von 140 Pfg. pro Kilo eine tägliche Ersparniß von 3,3 Pfg. pro Kopf bewirken.

Digitized by Google

Vom Stamm gerissen.

Skizze

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

Unter demselben niedrigen Dache, an demselben Tische waren sie groß geworden. Der hatte weder Politur noch Decke gehabt, und doch hatte es schön daran geschmeckt. Erwartungsvoll saßen sie schon alle: der Christian, der Paul, die Liese und der immer fröhliche Vater, wenn die Mutter mit der breiten Suppenschüssel eintrat, sie schwer in die Tischmitte setzte und die Hände pustete und an der gestreiften Schürze nachrieb. Denn schwer und heiß trägt sich schlecht. Alle schnüffelten behaglich in den kräftigen Dampf hinein, der sich sofort bereit hielt, zu verkünden, was unter ihm lauere. Ein ausgesprochener Zwiebelgeruch herrschte meistens vor, doch kamen auch Wrucken, Bohnen und Erbsen zu ihrem Recht. Hart knallten nun die irdenen Teller, von flinker Mutterhand verteilt, um den Tisch, und das Schöpfen und Schmausen begann. Lehnte sich nach einer guten Viertelstunde, in der kein Wort gesprochen ward, der Vater zurück und befreite mit dem braunen, behaarten Handrücken den Schnurrbart von allem Überflüssigen, so waren auch Frau und Kinder gesättigt und das „Gott sei Dank für Speis und Trank" jubelte das Kind, das „dran war", eben so hell und laut durch die Stube, wie das „Komm Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was Du uns bescheret hast" vor der Mahlzeit.

Einstmals trat der Gutsherr um diese Stunde, die bei ihm noch lange nicht Dinerzeit war, bei seinem Gärtner ein. Über dem Schauen in die sechs blanken, blauen Kinderaugen vergaß er fast den Auftrag an den Untergebenen. Und später, hinter dem stilvoll durchwebten Tafeltuche, hinter Meißner Porzellan und mattfunkelndem Silber, gegenüber der schlanken, kühlen Gemahlin, reifte ein längst gehegter, heimlicher Wunsch zum Entschluß.

Frau Irene v. Zehlen lehnte befremdet und bestimmt ab, was nach tagelangem Mitsichumherschleppen dem Gemahl endlich stockend über die Zunge ging. Die korrekte Dame war sich keiner Leere bewußt. Kinder seien nicht allemal ein Glück, fremde ein Risiko. Man habe die rege Geselligkeit, und man lebe nun doch schon zehn Jahre, ohne das Geringste zu vermissen.

Also das war nichts. Und Gärtner Jakob Tretow wurde nicht vor die kitzlige Frage gestellt, ob er bereit sei, aus dem Christian oder dem Paul einen feinen Herrn machen zu lassen. Trotzdem knetete das Schicksal schon mit flinken Fingern an dem Lebensteige des einen der beiden Knaben. Denn Herr Gutsbesitzer von und auf Zehlen war nicht eben gewöhnt — außer von zarten, wohlgepflegten Händen — sich Pläne durchkreuzen zu lassen. Trotzig rettete er, was zu retten war. Wohl! durfte er den Jungen nicht zu eigen haben, wenigstens ließ er ihn erziehen, wurde sein Wohltäter. Einmal im Leben sollte ihm ein Dankesblick erstrahlen aus intelligentem Menschenauge, einmal wollte er den warmen Druck einer Rechten fühlen, ohne die Pudelmütze in der Linken. Der Paul sollte es sein. Der barfüßige, auch holzpantoffelklappernde Junge, der heute noch so emsig seine Weidenruten zu Pfeifen klopfte und den von Vater und Großvater überlieferten Reim dazu summte. Nach längerer Beobachtung war der älteste, der Christian, zu plump befunden worden, und des Schulmeisters

Digitized by Google

wichtiges Blinzeln und vorschnelles Bestätigen des „hellen Kopfes" hatte das Rad ins Rollen gebracht. Mit Windeseile drehte es sich, zerrieb die letzten Bedenken, Befürchtungen hier — Staunen, Erschrecken, Tränen dort und förderte ein Produkt zu Tage, das eine bunte Mischung von tatkräftiger, übereifriger Nächstenliebe und widerwilliger Dankbarkeit aufwies. Aus allem aber ging für Paulchen Tretow ein Wohltäter hervor.

Wohl — täter.

Wozu brauchte das gesunde, fröhliche Bübchen, das so warm im Elternhause gebettet war, einen Wohltäter? Niemand sah es recht ein; Vater und Mutter am allerwenigsten.

* * *

Die Zeit schritt stark aus. Ihr stetiger Fuß zertrat, was die Natur geschaffen zu haben glaubte für die Dauer eines Menschenlebens.

Der hochaufgeschossene Sekundaner sah sich nach langer, langer Abwesenheit scheu um im Vaterhause. Jeder seiner Sinne ward beleidigt. Dann folgte die Vorstellung im Schloß, der eingedrillte Handkuß, die tiefe Verbeugung — der eisige Blick, die gewollte Herzlichkeit. Und oben im sauberen, eigenen Zimmer, mitten zwischen Schreibtisch, Bücherborde, Divan mit farbenprächtiger Decke und Fell, die unaufhaltsam strömenden Tränen.

Darauf also hatte man sich gefreut all' die langen, langen Jahre! Immer wehmütig den Kameraden zugesehen, wenn sie den Koffer packten für „nach Hause", immer gebüffelt und gebüffelt, bis die Oberklasse erreicht war und „es sich zeigen sollte"! Was?! — —

Zornig wurden die heißen Tropfen fortgewischt. Der kurzumlockte Kopf hob sich von den verschränkten Armen, die stahlblauen Tretowaugen musterten das wohlerwärmte, behagliche Zimmer, hafteten an all' dem Luxus, der die kahle Pensionsstube denn doch stark herabdrückte, und wanderten durch die hohen, blanken Scheiben in den weiten, glitzernden Park hinein. Welch eine Pracht! — ein Funkeln und Blitzen oben und unten. — Die bläuliche Fläche dort zwischen dem Schneegeflimmer — war das ein Teich? — Diese famose Schlittschuhbahn — Donnerwettsching!

Herr von Zehlen stand auf der Schwelle.

„Nun, Paulus, wie denkst du über die Korinther?"

Das sinnlose Wortspiel fiel dem Redner auf die eigenen Nerven. Unsicherer, wie er es je von sich für möglich erachtet hätte, stand der Mann vor dem werdenden Jüngling. Dem stieg lichte Röte in das klare Antlitz; die kühngeschwungene Lippe, auf der schon weicher Flaum sproßte, zitterte unter den verlegenen Worten: „Wie schön ist es hier!"

„Nicht wahr?" beherrschte der andere sofort die Situation, „aber noch gar nicht ausgepackt? — — — wenn Dir irgend etwas fehlen sollte . . . . . ."

Mitten im Satze brach er ab. Gegenüber diesem schlanken, hochgebauten Sechzehnjährigen, dieser reinen, weißen Stirn unter hochstrebendem lockigen Blondhaar, diesem herben, keuschen Lippen- und hellen, klugen Augenpaar ergriff den Hochstehenden, Vielbeneideten ein weiches, warmes Sehnen: Wenn das mein eigen wäre!

Langsam löste sich der bewundernde Blick von all der Jugendpracht. Die schlanke Aristokratenhand streckte sich dem frei und doch ehrerbietig dastehenden Knaben entgegen, wohl nicht in dieser warm aufquellenden Herzensregung zum Händedruck allein. Aber Paul hatte nicht umsonst gute Manieren erlernt. In leidlich korrekter Haltung trat er vor seinen Wohltäter, legte die kurze, feste Hand leicht und scheu in die dargebotene, neigte den Lockenkopf und flüsterte ein bedrücktes: „Ich muß Ihnen noch danken."

Muß Ihnen noch danken.

Auf dem langen Wege von dem Turmzimmer, über teppichbelegte Korridore und Treppen, über leise vibrierendes Parkett, bis an die glänzende, strahlende Tafel verfolgten Herrn von Zehlen diese vier Worte. Hier, wo die leckeren Schüsseln seinen ganzen Menschen einstweilen voll beanspruchten, nahm die Gemahlin, weniger materiell veranlagt, die Gedankenarbeit auf. Zuerst wurde festgestellt, wie und was man aß. Die allerdings noch wenig gepflegten Hände arbeiteten korrekt, von dem gefürchteten, ja direkt prophezeiten Schlingen und Einhauen keine Spur. Jetzt durchforschten die grauen Frauenaugen eben-

Digitized by Google

so dringlich wie unauffällig das frische Knabengesicht gegenüber. Das letzte Licht des hellen Winternachmittags fiel voll darauf: Die Tretow'n! — ganz und gar. — —

Das volle, lockige Scheitelpaar, das immer unter dem Kopftuche hervorquoll, die breite Stirn, die schmale, gerade Nase und der energische Mund — — — wie aus den Augen geschnitten. Selbst die unverwüstliche, klare Gesichtsfarbe, der kein Sonnenbrand etwas anhaben konnte, fand sich hier wieder. Also auch ihre sonstigen Eigenschaften: Die frische, frohe, recht laute Stimme, die auch in Gegenwart der Herrschaften sich absolut nicht zum Flüstern herabdämpfen ließ, der freie, heitere Blick, der wohl gern neugierig umherging, doch nie, nie scheu zur Seite wich, das tönende Lachen, das kurz und schrill und gänzlich unpassend oft mitten in der Arbeit laut wurde und beredtes Zeugnis ablegte von — nun ja, von unversiegbarer Lebens- und Arbeitsfreude; aber auch von grenzenloser Unverfrorenheit — über was sich solche Frau wohl immer zu freuen hatte —! Ein bequemer Schützling, mein Lieber, wird dies nicht. Der Christian mit dem breiten, gutmütigen Gesicht, auf dem die väterlichen Untertänigkeitsfalten schon langsam festzuwachsen beginnen, hätte dir weniger Kopfschmerzen gemacht.

Die hochlehnigen, wappengeschmückten Stühle glitten lautlos auf dem Smyrna zurück. Handkuß und Verbeugung waren gegeben und empfangen. Wieder knisterte das spiegelblanke Parkett unter den Sohlen der Lackstiefel, dem diskreten Rascheln der seidenen Unterkleider, da wandte sich der Hausherr jäh um: „Gehst du vielleicht jetzt noch auf ein Stündchen zu deinen Eltern? Auf Wiedersehen denn! Die Theestunde ist um neun Uhr."

Die wellige Schleppe glitt über die Schwelle, die langen, schmalen Männerfüße folgten — Paul ließ den gesenkten Blick noch sekundenlang an demselben Punkte haften.

Ein Befehl war das wohl nicht. Also. Auch gab es die Ausrede, daß man zu ordnen und einzuräumen habe. Langsam schickte er sich an, den Weg zurückzugehen, den er in Begleitung seines Beschützers gekommen war.

Im Turmzimmer hantierte ein Diener, schleppte mit dem Handkoffer und rückte an den Möbeln. Paul sandte ihn hinaus, kurz und bündig: „Machen Sie das später." Und als der junge Mensch zögerte, noch bestimmter: „Ich wünsche allein zu sein."

Jener besann sich erst draußen von seiner Verblüffung: Wie! dieser Laffe, ein Schulbengel, der Bruder von seinem Freund Christian, wies ihm die Tür! und er war ein Lehrerssohn! Dem würde er es noch einmal geben. Die Zeiten ändern sich zuweilen; mit den Herrschaften war nicht immer gut Kirschen essen.

Paul bediente unterdessen sich selbst, zündete die Lampe mit dem blaßrosa Seidenschirm an und begann seine Briefmappe auseinander zu legen. Bald stand das: „Mahlzeit! altes Haus!" in kreuz und querliegenden Buchstaben auf dem schräg hingeschobenen Briefbogen. „Ich muß dir doch berichten . . ." „Du bist doch der Einzige, dem ich . . ."

Die Feder ruhte. Die Linke nahm die Stirn auf, rieb sie energisch und vergrub sich in das Blondgelock. Langsam suchte der Blick den großen Briefumschlag, der schon fix und fertig am Rande des Tisches lag. An Herrn Ewald v. d. Lenzen, Sekundaner am Gymnasium in Parkim. Was wollte er ihm doch schreiben? . . . nun, von allem! — —

Jäh überflammte heiße Scham das Knabengesicht.

Er stand mitten in der dunstigen, überheizten Stube. Der Vater erhob sich von dem Ledersofa, ein feuchter Erdgeruch entströmte seiner blauleinenen Hose, der grauwollenen Unterjacke, die mit einem dunklen Flicken am Ellbogen ausgestattet war. Die kurze Pfeife qualmte lustig unter dem starken, fuchsigen Schnurrbart, an ihr vorbei quetschte sich das verlegene Lächeln, das unbeholfene Begrüßungswort. Die Mutter ließ die aufgesteckte Schürze, die umgekrempelten Ärmel herunter und reichte mit scharf-musterndem Blick dem Kinde eine harte, gekrümmte Hand: „Setz' dich, mein Sohn. Is recht, daß du zuerst zu deine Eltern kömmst. Ich hab's gleich gesagt, mögen sie da oben im Schloß sein, wie sie wollen — Schick is doch in die Vornehmen." Die Schwester stand mit dem

Digitized by Google

Rücken am Fensterbrett, blond, traushaarig und rotbackig, ein Zopfende in der Hand, an dem sie herumpusselte.

„Na Lieschen! kennst mich nicht mehr?"

„Ich heiß Liese," schrie sie überlaut und rannte mit der ganzen Tollpatschigkeit ihrer zwölf Jahre an ihm vorbei zum Zimmer hinaus. Die Mutter lachte hinterher, das gellende, stoßweise Lachen, das ihre Eigenart ausmachte.

Er schüttelte sich.

Und nun noch die Begegnung mit dem älteren Bruder in der Lindenallee, die zum Schloß hinanführte. Flugs waren Hacke und Mistforke von der Schulter, der stramme Achtzehnjährige stand vor dem Überraschten, sicher und fest in seinen hohen Schmierstiefeln und brüderlichen Gefühlen und feixte den Jüngeren an:

„Jsüh da, Paul! — Ja, du machst dich. — — Wenn ich's man nich sollt'. Wo geht's denn? ümmer auf zwei Bein'? ha, ha, ha! — — Nu kriech man zu Kreuz da oben! Warst du all zu Hauf'? Armer Jung! jammerst mich."

Und er schwenkte sein Werkzeug auf die kräftige Schulter und ging pfeifend seines Weges. Noch einmal sah er zurück: „Du! Zum Frühjahr geh' ich in die Frömd', damit daß ich die Gärtnerei orrig lern' — der Herr gibbt was zu — nachher muß ich bei's Militär — Soldat spielen — hi, hi, hi! — kommt auch vor deine Tür."

Der Regulator am Pfeiler setzte gemächlich ein: Eins, zwei . . . Paul schrak zusammen, zog die silberne Uhr, das erste Geschenk des Herrn von Zehlen und verglich. Gottlob erst sieben. Zögernd legte er Umschlag und Bogen in die Briefmappe und knippste langsam zu. Die Hand an der heißen Wange, durchmaß er hastigen Schrittes das Zimmer hin und her, hin und her. Verweilte einen Augenblick vor dem grünbespannten Schreibtische, der dichtbestellten, mit gedrehten Säulen verzierten Bücherborte, ließ den musternden Blick durch einen leicht zurückgerafften Vorhang über ein deckengeschmücktes Bett und farbenblinkendes Waschgeschirr eilen und gönnte ihm Rast auf den einladenden Polstern des Divans. Eine Sekunde später lag er langhingestreckt und starrte auf die schnurgeraden Linien der holzgetäfelten Decke.

Kein Stück der reichen, behaglichen Einrichtung sprach zu ihm in dem Sinne, wie der Spender erhofft, ja erwartet hatte. Dumpf pochte das Blut im Hirn und Herzen des Verwirrten. Die nagende Sehnsucht nach einem „Zuhause" — tapfer herunter gehalten in der Pension — die Erfüllung des heißen Wunsches, die grausame Enttäuschung dort, die überwältigende Berücksichtigung hier — verdichteten sich zu einem Gewebe, das seine Maschen eng und enger um sein Denken und Fühlen zog und ihm den Atem raubte. Wer war er — und was wollte man von ihm? —

* * *

Wieder hatte die Zeit den Weg rührig unter die Füße genommen.

Auf dem wachstuchbezogenen, viel bekleckten Tische lag das Zeugnis der Reife, und ein bildschöner Jünglingskopf beugte sich darüber. Donnerwetter! das waren Nummern! — — Wie armselig sich manche durchgedrückt, andere die Flinte ins Korn geworfen hatten. Hoch reckte sich der breit ausgewachsene Oberkörper, mit gesättigtem Selbstbewußtsein ging der stahlharte Blick durch das niedrige Fenster über den Pensionsgarten hin: Da wandert nur noch weiter, sittsame Knäblein! laßt euch füttern mit den ausgelaugten Weisheitsbrocken, trinkt die Milch der frommen Denkungsart, ich kehre euch den Rücken. Frei! frei! — — Fällt nun der Wechsel aus, wie ich ihn haben will, und er wird so ausfallen, deichseln läßt sich alles — dann hinein in's Leben ohne Rast und ohne Besinnen.

Ein Besuch in Zehlen? — — — Wohl unumgänglich. Heimatschwelgerei in Schloß und Hütte. An die Nieren geht's heute nicht mehr wie vor vier Jahren. Pah! — alles Mumpitz — ein Mann sein, das ist die Hauptsache. Auf die Depesche wird prompt die Einladung folgen neben dem Glückwunsch — vielleicht beides doppelt — alles bei mir ist doch doppelt, darum taugt's auch nicht viel — Übermaße erdrücken. Wenn ich jetzt . . . . . der richtige Zeitpunkt wär's — und allerseits

Digitized by Google

gelockerter Herzensboden, für frische Besamung empfänglich . . . .

Nein. Besser nicht.

Was könnte mir die Gewißheit nützen?

Wer seit zehn Jahren zwischen Himmel und Erde hängt, ist des Fliegens und Tretens entwöhnt, er bleibt schweben.

Ein neuer, fester Vater? — — brrrr. —

Eine neue, sichere Mut . . .? Sie ist es. Die! mit der breiten, hellen Stirn, dem klaren, furchtlosen Auge, das sich niemals senken wird, als vielleicht in der Kirche aufs Gesangbuch. Nicht die andere mit der schwankenden, zarten Gestalt, mit den feinen, seelenvollen Händen, die ein Menschenschicksal gern betasten und — nach Laune — fester zugreifen und modeln oder gelangweilt und naiv fahren lassen. Ich könnte sie lieben, diese Frau. Was in mir noch nicht völlig verkrustet ist, es gehört ihr, ihr allein, drängt sich ihr entgegen und — bettelt.

Den Mann hasse ich. Nichts in mir antwortet auf alle Liebesbeweise, rein gar nichts.

Und der andere in der muchligen Joppe? Der brave, redliche Diener einer verständigen Herrschaft, dessen ergrauendes Haar sich nie, nie über einem Gedanken bäumt, der betet, arbeitet und schläft? — — Auch für ihn habe ich nichts. Nein. Nichts.

* * *

Bei Tretows war gescheuert, geschlachtet und gebacken; es roch und duftete an Ecken und Enden. Die einzige Tochter machte Hochzeit. Viele Gäste erwartete man, auch „die vom Schloß" und den Doktorbruder; selbstverständlich Herrn und Frau Pastor mit allen Kindern und den Herrn Kandidaten.

Gegen drei Uhr Nachmittags war das letzte Amen in der Dorfkirche gesprochen. Die Geladenen zogen in das Häuschen durch die breit geöffnete Tür, deren Guirlandenschmuck fast die Köpfe des hochgewachsenen Gutsherrn und des ihn noch überragenden Doktors Paul Tretow berührten.

Dicht aneinander gerückt reihte man sich um das feste, schneeweiße Tischtuch. Mutter Tretow machte sich zum Mittelpunkte. Mit hochroten Wangen, gefüllten Schüsseln, unter beredtem Nötigen und Anpreisen schoß sie unausgesetzt zwischen den Stühlen umher, die Wichtigkeit der Stunde voll auskostend. Mehr als einmal ging ein leichtes Zucken durch Hand und Arm der Frau von Zehlen, kam hier ein Stoß Teller ins Gleiten, klatschten dort ein paar eiserne Gabeln und Messer hart auf den Fußboden. Dem Doktor ging die helle Röte schon bis unter das lockige Haar. Da erhob sich Pastor Knuth und befestigte mit seinem wohldurchdachten, gutgemeinten Trinkspruch das keimende: „Nie, nie wieder an diesem Tisch" im Herzen des täppisch gefeierten, schonungslos gedemütigten Hausſohnes zum unumstößlichen Gelübde. Noch in das Stuhlscharren und Gläserklirren hinein fiel das erste Wort der Rede des Gutsherrn. Sie galt dem jungen Paare, war sachlich, herzlich und launig und gab der Tafelrunde Unbefangenheit und Fröhlichkeit zurück. Doktor Tretow suchte dankbar den Blick seines Wohltäters; Frau Irenens Augen gingen denselben Weg und ruhten dann einen Moment auf dem noch von leichtem Rot überhauchten Antlitz ihres Tischnachbars. Ein feiner Faden wob sich von Seele zu Seele. Zwei stark und tief fühlende Naturen begrüßten sich, zwei spröde, vereinsamte Herzen erbebten unter wehem Sehnen. Paul Tretows Lippen ruhten plötzlich auf der schmalen Hand der sinnenden Frau.

* * *

Leicht und weich wie ein Blumenblatt lag dieselbe Hand eine halbe Stunde später auf dem nervigen Arm des jungen Doktors. Herr v. Zehlen konversierte hastig und eifrig. Sein Gast dankte es ihm nicht. Wortkarg schritt er neben der schlanken Dame her und führte sie sorgsam auf dem ansteigenden Wege. Was hätte er darum gegeben, wenn er jetzt mit ihr allein gewesen wäre in diesem Abendfrieden — Jahre seines Lebens. Diesen klaren, grauen Augen sein Herz hinlegen dürfen, offen und frei — beichten, klagen, bitten. Ganz, ganz klein werden, knieen zerrissen und demütig und warten auf das erlösende: stehe auf! Sie würde es sprechen. Ihre feingestimmte Seele mußte die Pein ermessen können, die der grausame Zwiespalt zwischen Kindespflicht und

Digitized by Google

Kindesrecht hier heraufbeschwor. Was dachte sie jetzt? — Beschäftigte sie sich mit ihm? und in welchem Sinne? — Oder war es nur Ermüdung, die sie hinderte, der glatt hinfließenden Unterhaltung des Gemahls zu folgen? —

Sie standen vor der Steintreppe, Paul Tretow fühlte seinen Arm frei werden. Sofort streckte sich die Hand des ritterlichen Gatten aus: „Nun, meine Liebe!“ — — Zusammen nahm das Paar Stufe um Stufe, der Gast folgte finsteren Blickes, die Lippe nagend.

In der Vorhalle ward noch eine Art herzlichen Abschieds inszeniert mit losen Händedrücken und gewundenen Worten. Frau Irene senkte das Auge unter dem festen, spürenden Blick des Doktors, die feine Nase hob sich unmerklich, ein abweisender Zug trat in das bleiche, müde Antlitz. Herr v. Zehlen sprach und sprach: von baldigem frohen Wiedersehen, von anstrengendem Beruf, der ihnen die Freude des Beisammenseins so sehr verkürze, von seiner mangelnden Einsicht, die ihm nicht klar zeige, daß ein Aufbruch in aller Herrgottsfrühe des nächsten Morgens so unbedingt nötig sei. Ein fester, hastiger Händedruck schloß das alles ab, und auf dem schmalen Aristokratengesicht stand deutlich geschrieben: genug, übergenug. Dies taktlose Zuviel liebenswürdig abzurunden, schien Frau Irenen jetzt an der Zeit. Ein konventionelles Lächeln umschwebte den feinen Mund und: „du ermüdest unsern Gast, bester Ewald!“ tönte kühl und klar durch die Halle an das lauschende Ohr des also Beschützten.

Doktor Tretow trat mit tadelloser Verbeugung zurück; einige Dankesworte für genossene Gastfreundschaft fielen kurz und herb von seinen Lippen, und der strenge, wissende Blick strafte sie sofort Lügen.

Noch einmal hielt er den Schritt auf der Treppe zum Gastzimmer an. Er mußte doch auf das joviale: „Auf Wiedersehen in der Residenz! unser Absteigequartier ist dir ja bekannt! —“ das Herr v. Zehlen noch hinauf rief, etwas Verbindliches antworten. Zu seiner eigenen Beruhigung stellten sich auch ein paar höfliche Worte prompt ein, sie hallten durch das hohe Treppenhaus. War er es, der sie gesprochen? —

Oben entnahm er dem eleganten Reisekoffer sofort ein wissenschaftliches Buch: Weg mit allen Nebengedanken! hier ist deine Heimat, hier hast du Wurzel geschlagen, sorge, daß du wächst.

Er rückte sich im Lehnstuhl zurecht.

Bald lag seine Hand über den Augen. War es denn nicht möglich, die Bilder zu verjagen? — Diesem Zehlen gegenüber war er doch wie verhext. Hatte es sich nicht in seine kahle Pensionsstube gedrängt mit dem quälenden Heimweh nach seinem Sonnenzauber, seiner köstlichen Luft, seinem Baumrauschen und Quellengerieſel! Lag es nicht in seinem ganzen Duft und Glanz in einsamen Nächten neben der kleinen Studierlampe auf der traditionellen Plüschdecke des Wirtinnenzimmers, und huschte es nicht mit leiser Mahnung durch weindunstige, verräucherte Räume, über verschwollene Jünglingsgesichter, über nackte Frauenschultern und freche Mienen, den Widerwillen weckend! — — — Und doch, und doch. — Nichts *mein* in diesem Zehlen — kein einziges Herz. Die Phantasie entwirft geschäftig wieder und immer wieder — das Herz baut, der Verstand reißt ein. Heimatlos.

Ein Ende denn.

Er sprang auf und durchmaß hastigen Schrittes das Turmzimmer.

Und auch ein Ende mit jenem Traum — jenem süßen Traum — der unausbleiblich eine volle Aufklärung nach sich ziehen muß, vor der mir — graut.

Feigling! — — —

Er sah sich rund um im Gemach. Hatte es jemand gesagt? Wenn dann war er im Recht. Er drückte auf den Knopf neben der Tür. Der Diener fand ihn noch auf derselben Stelle, die Augen in den Fußboden gebohrt, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

„Herr Doktor befehlen? — —“

Laut und sicher, in dem beherrschten, festen Tonfall, der ihn beruflich so auszeichnete, kam die Antwort:

„Bestellen Sie den Herrschaften, daß ich meine ursprüngliche Absicht geändert habe und besorgen Sie eine Karte an die gnädige Frau. Später befördern Sie wohl meinen Koffer auf die Station.“

Digitized by Google

Er trat zum Schreibtisch und warf stehend einige Worte auf die Rückseite der Karte.

„Wollen der Herr Doktor zu Fuß? . . ."

„Ja."

Die Tür fiel leise ins Schloß.

Doktor Paul Tretow reckte die hohe Gestalt. Das aufgeschlagene Buch fiel ihm in die Augen: Ja, so! — — heute nicht. Auf den Spaziergang freue ich mich. Ich werde den Weg durch den Wald nehmen — zum letzten Mal.

* * *

Die Liese genas ihres fünften Kindes.

Der Storch wohnte gleich um die Ecke beim Bauern Hinz auf dem Scheunendache und hatte eine ausgesprochene Anhänglichkeit für die nächste Nachbarschaft. Frau Pastor Knuth tadelte dies. Es war auch zu doll. Kam der Juli ins Land, konnte man hier und bei Kätner Bruhns mit dem Henkeltopf voll Wochensuppe antreten, grad in der hildesten Erntezeit. Und dabei kam der schöne Hinzesche Hof aus der Familie — selbst Professor Knörer hatte nichts dabei machen können. Aber das ewige Geplärre der Schulmeistersgöhren: Adebor, du Nester, bring mi'n lütte Schwester! Adebor, du Roder, bring mi'n lütten Broder, hatte den Vogel wohl verwirrt. Pastors Gretchen meinte es und blieb bei ihrer Ansicht, weil kein Mensch ihr widersprach.

Ja, das Fünfte. — — Der Schullehrer Prüter erinnerte sich seines geistlichen Standes und einiger Bibelverse und schaute stumm in den Korbwagen. Die Liese lachte aus ihren rotgewürfelten Kissen heraus: „Wieder 'ne Dirn!" Die Liese lachte immer. Sie dachte nie darüber nach, wo's herkommen sollte. Sie waren ja immer satt geworden, und wenn Kohl, Kartoffeln und Rüben auf die Neige gingen, schlüpfte die rundliche Frau durch die Zaunpforte über die Dorfstraße hinüber und wühlte in den elterlichen Vorräten. Denn wer sollte das alles aufessen! Der Garten war groß, das Haus leer. Und der Christian, dort unten im Dorf, auf dem fetten, schwarzen Kossätenacker — der, o, der verkaufte noch.

Stattlich ragte sein weißes Haus, das jeden Pfingsten frisch angekalkt wurde, aus den geduckten, windschiefen Büdnerhäusern rings herum hervor. Und innen war's wie außen: sauber und wohlhabend. Knirschender Sand auf dem Fußboden, fette Fleischhappen in der Schüssel, helles Gelächter und lautes Schelten, wenn's sein mußte.

Denn der Christian hielt Ordnung im Hause unter den vier Buben und dem Weib. Das war Eine! — Die sauberste im Dorf, auch die maulwähligste. — Aber der Christian stand seinen Mann, das hatte er von der Mutter. Und um keinen Preis hätte er Eine haben mögen, so ötepötete, die immer mit Handschuhen angefaßt sein will.

So Einen hatte eigentlich die Liese. Na, er war Schulmeister. Und wie sollen breite Schultern, forscher Appetit, rührige Art und kernige Gesundheit bei Bestand bleiben, wenn man sein ganzes Leben hindurch in der dumpfen Stube hockte und sogar das bißchen Gartenarbeit der Frau und Fremden überließ. Der Liese zwar war das gerade recht. Ärmel und Röcke hoch aufgesteckt, hantierte sie im Hof, Stall und Garten, je mehr, je froher; liebte stark und stolz ihren gelehrten, pessimistischen Mann und liebkoste und haute ihre Mädels nach altem, bewährtem mütterlichen Rezepte.

Was standen da Großmutter und Großvater aus! Sechs Tage Arbeit, die ihnen noch lange nicht sauer wurde, am siebenten Erholung im Kreise der Kinder und Enkel.

Viel zu schnell verflogen immer die paar Stunden im Schulhause oder auf dem Kossätengehöft, und Kuh, Schwein, Schaf und Kinder hatten selten ihr volles Recht bekommen, wenn Vater Tretow die Pfeife ausklopfte und sein dringliches: „Mudder, komm! 's is Schlafenszeit" aber und abermals in das eifrige Gerede der Frauen hineinwarf.

Was machte es da auch viel aus, als einmal ein breites, schwarz gerändertes Kartenblatt in diesem festgefügten Familienkreise von Hand zu Hand ging. Die betrübende Nachricht, die Professor Dr. v. d. Lenzen hier pflichtschuldig den Eltern und Geschwistern seines verstorbenen Freundes zukommen ließ, ward pflichtschuldig entgegengenommen. Kein Auge feuchtete sich. Ein kurzes Verstummen der Unterhaltung, ein Austauschen von Ver-

Digitized by Google

mutungen über Art und Dauer der Krankheit in gedämpftem Tonfall, und Paul Tretow hatte unter den Seinen ausgelebt.

Nicht erst seit heute.

Eine welke, feine Hand hielt jenes Kartenblatt lange, lange. Schwer fiel eine Träne auf den fettgedruckten Namen, die einzige wohl, die dem verblichenen Träger desselben nachgeweint wurde. Sie galt nicht dem Verlust. Spann sich auch noch oft ein weicher Faden von Seele zu Seele, ein sprödes Gespinnst ward es doch. Zu oft verknotete es sich. Und so ein harter Knoten, von ererbten Vorurteilen geschürzt, von Stolz und Trotz fester zugezogen, zerspaltete immer wieder, was sich von hüben und drüben heranwob zum innigen Verschlingen. Die Träne entfloß dem klarblickenden Auge einer denkenden Frau; sie galt einem Menschenschicksal.

Bei Herrn von Zehlen hatte mit der letzten Ratensendung aus der reichgefüllten Kassette an den promovierten Doktor das mühsam konservierte Interesse an dem Wohltätigkeitswerk endgiltig aufgehört.

Pastor Knuth unterließ nicht, einen wohldurchdachten, gutgemeinten Vortrag über Leben und Wirken des verstorbenen Dorfkindes, am ersten Sonntag nach dem Todesfalle, abzuhalten. Ein sanfter Tadel floß mit ein. Vernachlässigung der edlen Wohltäter, Hintenansetzung der Kindespflichten gegen die braven Eltern wurden mild gerügt und, im Hinweis auf menschliche Unvollkommenheit, Gott dem Herrn selbst übergeben zum gerechten Abwägen gegen mancherlei Anerkennenswertes, das aus dem Berufsleben des Verstorbenen bis hierher gedrungen war.

Frau Pastor meinte an der Kirchentür zur Försterin: „Gott! ja — er hätte ja auch noch leben können."

Björnsons Erziehungsroman „Thomas Rendalen".[1])

Von

Heinrich Meyer-Benfey.

Nachdruck verboten.

Björnson ist in Deutschland zuerst als Dichter norwegischer Dorfgeschichten bekannt geworden. Dann begründete er seinen Ruhm, als er mit seinen packenden Problemdramen aus dem Leben der Gegenwart als Nebenbuhler und Mitstreiter Ibsens in die Schranken trat. Viel weniger als diese beiden Gruppen sind bei uns seine großen Romane geschätzt, obwohl sie an poetischem Gehalt hinter jenen gewiß nicht zurückstehen und entstanden sind in der Zeit seiner höchsten Kraft und seines beginnenden Weltrufes. Es sind zwei: „Man flaggt in der Stadt und am Hafen" (1884) und „Auf Gottes Wegen" (1889). Freilich, geschlossene Kunstwerke von vollendeter Form und tadellosem Bau sind beide nicht. Komposition und die Beherrschung der großen Kunstformen ist nie Björnsons Stärke gewesen; dazu ist seine Begabung zu naturwüchsig, ist er zu sehr naiver Dichter in jedem Sinne. Auch unter seinen Dramen sind vielleicht nur zwei technisch einwandfrei. Dafür entschädigt überreichlich die erstaunliche Fülle und Schönheit des Details, die köstliche Frische seiner Natur- und Menschendarstellung, der unerschöpfliche Reichtum an Gestalten, die umfassende Weite und feinfühlige Tiefe seiner Psychologie. Und in dieser Hinsicht ist Björnson beständig gewachsen. Er hat begonnen mit den meisterhaften Darstellungen

[1]) Deutsch von Wilhelm Lange. 2. Auflage. Berlin, Franz Wunder, 1903. 360 S. 3 Mark.

Digitized by Google

der schlichten, aus wenigen starken Zügen bestehenden Volksseele, auch hier bereits eine unglaubliche Mannigfaltigkeit offenbarend; er hat die Psychologie des Kindes mit einer Sicherheit und Feinheit geschildert, wie ganz wenige Dichter in der Weltgeschichte; er hat den Kreis seiner Gestaltung immer weiter gezogen und die schwierigsten und apartesten Erscheinungsformen der Kulturmenschheit mit spielender Virtuosität bewältigt: auf leidenschaftliche Kraftnaturen wie Kapitän Mansana folgen zarte Elfengestalten wie Ragni, einfach-große Höhenmenschen wie Sang, nervös-sensible, überfeinerte Gehirnmenschen wie Thomas Rendalen oder Paul Lange. Und dieser ganze Reichtum findet sich gerade in diesen Romanen voll ausgebreitet und vereinigt.

Wenn von ihnen namentlich der ältere in Deutschland bisher weit weniger Beachtung fand, als er verdient, so ist daran gewiß der Umstand mit schuldig, daß von ihm eine gute, bekannte und leicht zugängliche Übersetzung nicht vorhanden war. Eine Übersetzung von Wilh. Lange war unter dem Titel „Thomas Rendalen" 1886 erschienen, war aber nicht sehr bekannt geworden, vielleicht auch wegen ihres hohen Preises, und inzwischen vergriffen. Eine andre in der Kollektion O. Janke gab sich selbst als „Bearbeitung" und war weder vollständig noch zuverlässig. So ist es gewiß ein glücklicher Gedanke des neuen Heimatverlegers, die Langesche Übersetzung, die im ganzen wohl gelungen ist, in neuer Auflage hinausgehen zu lassen. Vielleicht wird sie jetzt, wo der 70. Geburtstag Björnsons in erhöhtem Grade das Interesse der gebildeten Welt auf ihn konzentriert hat, mehr Erfolg haben und dem reichen Ruhmeskranze des Dichters ein neues Blatt einfügen.

Die Übersetzung umfaßt 360 Seiten; aber was für eine erstaunliche Menge von Inhalt, von Ereignissen, Schicksalen und Charakteren ist darin zusammengedrängt! Denn Björnson ist der geborene Erzähler, der eine unübertreffliche Lebendigkeit und Echtheit der Darstellung mit einer ebenso seltenen Knappheit verbindet. Daher haben seine Werke, außer ihren künstlerischen Qualitäten, noch den Vorzug klassischer Unterhaltungslitteratur, daß sie nie breit und langweilig werden, immer fesselnd und reizvoll zu lesen sind. Dem thut es auch keinen Eintrag, daß beiden Romanen deutlich eine moralische Tendenz zu Grunde liegt, welche die Einheit in dieser Mannigfaltigkeit herstellt, obwohl manche Vorurteile gegen diese Werke sich daraus herleiten und obwohl man zugeben muß, daß diese Tendenz, zunächst ganz auf Norwegen berechnet, im Auslande vielleicht nicht ebenso begründet und wertvoll erscheint. Aber wie man auch über diese Tendenz denken mag, der dichterische Wert des Buches hängt davon nicht ab, denn die Frische und Wahrheit alle der reichen Einzelheiten hat dadurch nicht gelitten; das ist alles unmittelbare Natur aus erster Hand.

„Thomas Rendalen" — mit Recht hat Lange diesen Namen auf den Titel gesetzt, an Stelle des etwas wunderlichen Titels im Original, den der Dichter in übermütiger Laune der Scenerie des letzten Kapitels entnommen hat — „Thomas Rendalen" behandelt das Problem der Erziehung. So wird uns der Titelheld zuerst als Zögling, dann als Erzieher vorgeführt. Aber noch weiter rückwärts lernen wir die Voraussetzungen seiner Erziehung kennen, die angeborene Anlage, das Ergebnis der Vererbung. Wir sehen die Ehe, der er entstammt, ja das ganze Geschlecht sehen wir in schneller Folge durch zwei Jahrhunderte an uns vorüberziehen. Schon dieses Vorspiel, geschrieben in dem altertümlich-primitiven, knappen, wuchtigen Chronikenstil, den Björnson liebt, ist ein Prachtstück für sich: Die Familie Kurt stammt aus der Fremde, — daß es gerade Deutschland ist, hat wohl in den wirklichen historischen Verhältnissen seine ausreichende Begründung. Um 1660 hat sich ein deutscher Schiffer, Seeräuber, dort niedergelassen, hat durch Betrug die Heirat mit der Erbtochter des „Gutes" erzwungen und durch brutale Einschüchterung aller Angesehenen und Begünstigung des „gemeinen Mannes" sich zum uneingeschränkten Herrn der ganzen Gegend gemacht, ein wahres Prachtexemplar der „blonden Bestie", das uns eher wie ein Nachzügler der alten Wikinger erscheint. Und nun sehen wir verschiedene Generationen an uns vorüberziehen und bewundern die Kunst des Dichters, wie er mit wenigen festen, sicheren Strichen eine Gestalt leibhaftig vor uns hinzustellen weiß,

Digitized by Google

wie trefflich er die Charaktere gegeneinander abhebt und doch in ihnen allen, unbeschadet der stärksten Individualisierung, die innere Verwandtschaft, den gemeinsamen Familienzug herausarbeitet. Aber es ist nicht eine beliebig abwechselnde Reihe, in ihnen offenbart sich deutlich der durchgehende Zug aller Menschheitsentwicklung, aller Völker- und Familiengeschichte, der allmähliche Übergang von der Barbarei zur Gesittung, die Wandlung der rohen, ungebrochenen Naturkraft in die Verfeinerung und Differenziertheit des Kulturmenschen.

Am Ende dieser Reihe steht Thomas Rendalen. Auch in ihm ist das Erbe des Geschlechts unverkennbar: das gewaltsame, eruptive, leidenschaftliche Temperament, das Eigenwillige, Herrische, Spröde und Unumgängliche seines Wesens, die gewaltige, aber ungleichmäßige und sprunghafte Tatkraft, das entschiedene, nicht aus seiner Bahn zu bringende Wollen. Aber alles ist in ihm geistig und sittlich gewendet; und durch die unermüdliche Sorgfalt seiner Mutter, die, schon als Mädchen eine musterhafte Lehrerin, nun, nachdem sie das Leben durch die harte Schule einer stürmischen Ehe hat gehen lassen, nur eine umso bessere Erzieherin wird, wie später durch energische Selbstzucht wird die Kraft in ihm, die anfangs noch mehr beängstigend und gefahrdrohend erschien, in wohltätige Bahnen gelenkt. So ist die Vererbung, deren Macht Björnson hier so eindrucksvoll schildert, nicht ein unentrinnbarer Zwang — damit wäre ja die Möglichkeit der Erziehung verneint — sondern nur eine Disposition, die durch ernsten Willen so oder so gelenkt werden kann, der rohe, aber bildsame Stoff, den die Erziehung zu formen hat. Sie ist, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „nicht eine Bestimmung, sondern eine Bedingung“.

Thomas Rendalen übernimmt die von seiner Mutter gegründete Mädchenschule und reformiert sie nach einem neuen Plane. Und diese Schule ist nun, nachdem die beiden Vorspiele der Geschichte des Hauses und der Erziehung des Thomas selbst zu Ende sind, nicht nur der Schauplatz und Mittelpunkt, sondern der eigentliche Held der Geschichte. Um ihr Wohl und Wehe, ihre Wirksamkeit, ihre Behauptung und Bewährung in allen Anfeindungen und Gefahren konzentriert sich das Interesse; die einzelnen Menschen erscheinen dem untergeordnet. Die Kämpfer- und Demagogennatur Björnsons, der beständig für irgend eine Idee im Kampfe liegt und dem dann die Idee solange das beherrschende Lebensinteresse bildet, bis sie von einer andern abgelöst wird, verrät sich deutlich in der Wichtigkeit, mit der hier diese Schule behandelt wird. Sie bildet in dem Roman den Mittel- und Angelpunkt der Weltgeschichte, und alle Figuren charakterisieren sich in ihrer Stellung zur Schule. Freund oder Feind der Schule, das heißt soviel wie gut oder böse, das ist der entscheidende Gesichtspunkt für die Beurteilung und Gruppierung der Personen. Vielleicht noch auffälliger ist diese pathetische Hyperbel am Schlusse, wo die beabsichtigte Heirat des vornehmen, sittenlosen Nils Fürst, der Thora Holm verführt hat, mit ihrer Freundin Milla Engel zu einer Haupt- und Staatsaktion wird, einem weltgeschichtlichen Entscheidungskampfe zwischen Himmel und Hölle, an dem alle Welt als Mitkämpfer oder Zuschauer teilnimmt, und wo erst in der letzten Minute, im Momente der äußersten Spannung, der Sieg des Guten durch einen Knalleffekt erreicht wird.

Es ist nun nichts leichter, als diese Schule, worin Sprach- und Geschichtskenntnisse als Nebensache, die naturwissenschaftlich-ärztliche Belehrung, namentlich über den eigenen Körper, als Hauptsache behandelt wird, lächerlich zu machen, über „Physiologie in der Mädchenschule“ zu spotten. Und Björnson fordert beinahe dazu heraus, wenn er uns erzählt, daß Thora nur deswegen zu Fall kam, weil Fräulein Hall ihren Vortrag über Nervenschwäche und Hypnose einige Wochen zu spät hielt. Aber es ist doch viel wichtiger, zu beachten, wie gesunde und fruchtbare Anschauungen dem allen zu Grunde liegen. Und gerade heute, wo bei uns das Problem der Mädchenerziehung endlich aktuell geworden ist und immer intensiver die Geister beschäftigt, muß dies Buch recht zeitgemäß und anregend wirken. Daß die Aufgabe der Schule sich nicht in der Unterweisung, in der Mitteilung von allerlei Kenntnissen erschöpft, daß vielmehr die sittliche Erziehung, die Charakterbildung die Hauptsache ist, daß diese eine Erziehung zur Selbständigkeit und zum Verantwortlichkeitsgefühle

Digitized by Google

sein soll, daß die Grundlage und Voraussetzung aller erzieherischen Einwirkung unbegrenztes Vertrauen zwischen Kind und Erzieher sein muß, — das sind doch alles sichere Wahrheiten, von deren Anerkennung und Geltendmachung in der Tat das Heil und die Aussicht aller Erziehungsreform abhängt. Und wenn es vielen als eine Veräußerlichung und Verflachung erscheinen wird, daß sich hier alles um die „Sittlichkeit" im geschlechtlichen Sinne handelt und die Erziehung vorwiegend darauf abzuzielen scheint, daß die Mädchen an ihrer Jungfräulichkeit keinen Schaden nehmen — wir werden dabei erinnert, daß der Roman unmittelbar nach dem „Handschuh" erschien —, so ist auch nicht zu übersehen, daß dieser Punkt doch in der Erziehung des weiblichen Geschlechts eine gewisse zentrale Bedeutung hat und daß er ebenso dem Bedürfnis des Dichters nach sinnfälligem Ausdruck und nach konkreter, greifbarer, allgemeinverständlicher Formulierung entgegenkommt, wie er dem Verlangen des Agitators und Volksredners nach unmittelbarem Effekt und Massenwirkung entspricht. Zudem fällt er durch die Art, wie Björnson ihn anpackt, doch wieder mit dem Gesamtinhalt aller Erziehung zusammen. Denn nicht durch Moralpredigt und Schutzvorrichtungen soll die Reinheit der Mädchen gesichert werden, sondern durch vorurteilslose Belehrung über das eigene Selbst, über die Welt und ihre Stellung in derselben, durch Gymnastik und Selbstkultur, die Körper und Seele gesund erhält, die Nerven kräftigt und dem Kinde zur Herrschaft über sich verhilft, durch Schonung seines Scham- und Ehrgefühls, durch Gewöhnung an Selbsttätigkeit, eigene Initiative, Selbstregierung (der „Verein"), — welche andern Mittel hat der Erzieher, um echte, tüchtige Vollmenschen heranzubilden?

Aber das Werk ist nicht eine Abhandlung über Erziehung, sondern ein Gedicht, ein buntes, farbenprangendes Gemälde, reich an lebendigen Gestalten und sprühend von Leben und Geist. Und in Leben ist selbst die Theorie umgesetzt, wie für den Dichter selbst die Ideen, für die er kämpft, ja auch volles persönliches Leben sind. Thomas eröffnet seine Schule mit einer großen Programmrede, die in diesem so ungemein knappen Buche ein ganzes Kapitel von 34 Seiten einnimmt; aber wie ist darin zugleich die Welt, in die der Held tritt, dieser selbst und ihr Verhältnis zueinander höchst anschaulich und dramatisch dargestellt! Es ist durchaus die Situation des „Volksfeindes", nur daß der unerschütterliche Optimismus des Dichters jeden schroffen Bruch ausschließt. Über alle Enttäuschung trägt Thomas die frohe Begeisterung der Kinderschar hinweg. Aus dieser, die zunächst als Chorus auftritt, sondern sich dann vier Gestalten, „der Generalstab", deren Beziehungen und Entwicklung nun im Vordergrunde stehen, alle ganz individuell und höchst lebensvoll ausgeführt. Mit welcher Liebe und mit wie feinem Verständnis Björnson diese Mädchenfiguren gezeichnet hat, zugleich verklärt und durchstrahlt von der Freude des Dichters an seinen Gebilden und von seinem festen, warmen Glauben an die Menschen, und doch ohne alle Schönfärberei, mit dem unbefangenen Blicke für alle kleinen weiblich-allzuweiblichen Schwächen und Eitelkeiten junger Mädchen, — das ist einfach wundervoll. Und derselbe Scharf- und Tiefblick, dieselbe sichere Hand und Kunst des Vortrags offenbart sich in den kleinsten Einzelheiten und Nebendingen. Man lese nur die köstliche, feine Satire in den beiden beiläufigen Schilderungen vom dänischen Hofe, ganz am Anfange und gegen Schluß in Millas Brief. Fürwahr, man mag über Björnsons Ideen und Tendenzen denken, wie man will, dem Eindruck wird sich kein unbefangener Leser dieses Romans entziehen können, daß er das Werk eines wahrhaften großen Dichters ist.

Digitized by Google

Marcel Prévost über weibliche Geschworene.

Aus dem Figaro übersetzt

von

Laura Feil.

Nachdruck verboten.

Bekanntlich erregten in letzter Zeit einige Urteilssprüche französischer Geschworenengerichte den allgemeinen öffentlichen Unwillen. Der eine dieser Fälle, bei dem das Opfer eine Frau war, wurde besonders in der Fronde — durch Frau Andrea Téry — einer scharfen Kritik unterworfen. Sie gipfelt in einem Angriff auf die nur aus Männern bestehende Jury und verlangt die Zuordnung von Frauen zu diesem Areopag, der seine gegenwärtige Zusammensetzung sicherlich nicht durch Berufung auf seine weisen Urteilssprüche rechtfertigen könne. Einer der befähigtsten Juristen, Herr Gustav Adolf Hubbard, gedenkt den Entwurf zu einem neuen Gesetze, betreffend eine gemischte Jury, auszuarbeiten, nach welchem Vertreter beiderlei Geschlechts, natürlich von erprobter Befähigung, Seite an Seite als Geschworene fungieren sollen. Zu dieser Forderung äußert sich nun Marcel Prévost im Figaro wie folgt:

„Ist eine solche gemischte Jury möglich? Und wenn sie es ist, wird uns ihre neue Zusammensetzung mit einer besseren Justiz beglücken?

Dies ist nun eine Doppelfrage, die zu erörtern Männer genau so ein gutes Recht haben, wie Frauen.

Im Prinzip werden auch die überzeugtesten Männerrechtler zugeben müssen, daß nicht ein einziger stichhaltiger Grund ins Treffen geführt werden kann, die Frauen von der Jury auszuschließen. Höchstens kann man einwenden, daß es einmal so Gebrauch und mit Gefahren verbunden sei, diesen Gebrauch zu ändern. Das Herkommen hinderte aber bis jetzt auch die Frauen, Zeugen bei Personal-Akten, Advokaten zu sein. Man hat sich darüber hinweggesetzt, und die Erde dreht sich noch immer um ihre Achse. Die Hinfälligkeit all solcher Gebräuche liegt klar auf der Hand. Man ist sicher, daß einer nach dem anderen mit der Zeit abgestellt werden wird. Die Gründe dafür sind so entscheidender Natur, daß man nicht mehr den Mut hat, das Herkommen als Argument ins Feld zu führen.

Was die Kompetenz der Frauen im Vergleich zu den Männern hinsichtlich der Beantwortung der vom Gerichtshof gestellten Fragen — die ausschließlich Tatbestandsfragen sind — anbelangt, so glaube ich nicht, daß jemand bestreiten wird, daß die Frauen bei gleicher geistiger Entwickelung den Männern an Scharfsinn noch eher überlegen sind. Lassen wir andererseits auch nicht außer acht, daß die Einsetzung einer Jury ausdrücklich den Zweck hat, grade nur die mittelmäßige menschliche Intelligenz zum Schiedsrichter über Tatsachen aufzustellen und nicht die durch die Berufsgewohnheit der Juristen umgeformte.

Der landläufige Einwurf der Anti-Feministen — die intellektuelle Unzulänglichkeit der Frauen — hat also hier keine Geltung. Endlich muß man auch einräumen, daß die ausschließlich von Männern gebildete Jury die höchste Forderung des Gesetzgebers, der sie ins Leben gerufen, nicht verwirklicht, die Forderung nämlich, daß der Angeklagte von seinesgleichen gerichtet werde.

Je mehr man Anti-Feminist ist, d. h. je mehr man die natürlichen und sozialen Unterschiede zwischen Mann und Weib für offenbar und nützlich erachtet, desto besser wird man einsehen, daß eine Angeklagte vor dem Schwurgericht wirklich niemals von

Digitized by Google

ihresgleichen abgeurteilt wird. Keiner dieser nach der Reihe in den Abschlachtungsraum der Jury berufenen Landwirte, Handelsangestellten, Rentner hat die Todesqualen der von ihnen gerichteten Magd mitgemacht, die da, rechts und links von einem Gendarmen flankiert, vor ihnen erscheint, weil sie ihr Kind erwürgte. Keiner von ihnen ist wie jene, zuerst verführt und dann im Stich gelassen, grausamen Betörungen zum Opfer gefallen. Keiner von ihnen verspürte an seinem eigenen Leibe, der, obwohl gröber geartet, doch durch das Gesetzbuch besser geschützt ist, die Wunden eines für Gatte und Gattin so ungleichmäßig strengen Ehegesetzes . . .

Die Jury wird, ob man es zugeben will oder nicht, einem angeklagten weiblichen Wesen gegenüber durch das Geschlecht beeinflußt. Dies kann der Angeklagten dienlich sein, wenn sie jung, hübsch ist oder zu rühren versteht. Geradezu schaden kann es ihr aber, wenn der der Jury unterworfene Fall sich auf die Rechte des Gatten, seine Prärogative als Autorität, seine Sicherheit erstreckt. In jedem Falle besteht keine Gleichheit zwischen der Angeklagten und den Richtern . . .

Die Frauen besitzen doch intellektuelle Fähigkeiten, welche schon jetzt mit denen, die man von einem Geschworenen fordert, auf gleicher Stufe stehen, und ihre moralischen Tendenzen, so ersichtlich verschieden von denjenigen der Männer, würden dazu dienen, den Tendenzen der „Hoministen" — das Wort ist von Frau Andrea Téry — die Wage zu halten.

Eine Jury soll im Sinne des Gesetzgebers eine Durchschnittsvertretung der den Gesetzen unterworfenen Bevölkerung sein; die Vertretung ist aber ungerecht und unvollständig, wenn sich die Jury nur aus Männern zusammensetzt. Warum sollte die Frau, die geradeso wie der Mann dem Gesetze unterworfen ist, nicht auch einen Teil der Körperschaft bilden, die man mit der Handhabung des Gesetzes beauftragt? Sie darf angeklagt werden, Opfer sein, die Entscheidungen aber werden ohne sie getroffen . . . Dies ist ein offenbarer Rechtseingriff, ein Mißbrauch, und heute schon kann man voraussehen, daß es so nicht lange mehr weiter gehen wird.

Nehmen wir einmal an, die Abstellung dieses Mißbrauchs, die Reform, hätte sich bereits vollzogen; wird durch diese Reform nur das Resultat erzielt werden, daß wir eine gerecht zusammengesetzte Jury hätten, eine Jury, die der hochherzigen Auffassung des Gesetzgebers entspricht, der sie ins Leben gerufen? Dies allein wäre allerdings schon von weittragender Wichtigkeit, doch mich dünkt, diese Reform würde auch noch anderweitig günstig auf den sittlichen Wert der Urteilsfällung einwirken.

Was mag wohl im Grunde die Ursache des jüngst erörterten Verdiktes der Jury gewesen sein, das so ungeheuerlich schien und die Gemüter derartig erregt hatte? Augenscheinlich eine immer mehr zunehmende Neigung der aus Männern bestehenden Jury, sich ihres Rechtes zu strafen zu entäußern, jene allgemeine Furcht vor der Verantwortung, die heutzutage die Funktionen so vieler nützlicher Einrichtungen lähmt. Geschworener sein ist für die meisten Steuerzahler eine Bürde, wie etwa die Wehrpflicht. Es kommt wohl vor, daß einer oder der andere, der unter Flüchen zum Waffendienst einrückt, durch ein gutes Vorbild, durch die Freude an gesunder Übung der Muskeln angefeuert, schließlich gern seiner Pflicht obliegt. Das Amt der Geschworenen aber ist, da es geistige Anspannung und gewissenhafte Überlegung erheischt, ein moroses Amt. Ist unter den zwölf Biedermännern, die da isoliert in diesem Abschlachtungsraum sitzen, wohl ein einziger, der jemals über Gewissens- oder Gefühlsprobleme eingehend nachgedacht? Ist nach den ersten zwei Sitzungen die Neugierde abgestumpft, dann überfällt diese aus ihren Sphären gerissenen ehrsamen Bürger eine düstere Langeweile. Ihr Amt widert sie an, flößt ihnen Abscheu ein . . .

Wie? Abgesehen von ihren Geld-, Haushaltungs- und Geschäftssorgen will sie die Gesellschaft noch obendrein der Qual aussetzen, allerhand gerichtliche Streitfragen entwirren, über Leben und Tod entscheiden zu müssen? . . . O, dafür danken sie! Ihr Entschluß ist rasch gefaßt! Alle kritischen und moralischen Bedenken beiseite schiebend, fällen sie ein freisprechendes Urteil und machen es, wie der Soldat, der sich marode stellt, um das Manöver nicht mitzumachen, oder wie ein gleichgiltiger Wähler, der sich der Abstimmung enthält . . . Ein Freispruch ist ja so bequem! Man braucht

Digitized by Google

nicht nachzudenken, nicht einmal hinzuhören, man ist in Zukunft gegen die Angst gesichert, vielleicht einen Unschuldigen verurteilt zu haben, man empfindet am Abende des Urteilsspruchs weder ein physisches, noch ein moralisches Unbehagen ... Ja, die Seelenverfassung des Geschworenen ist nicht eben kompliziert. Lauheit und Schlaffheit sind die vorherrschenden Eigenschaften. Nur sinkt dank dieser Lauheit und Schlaffheit die Geschworenenjustiz, die die gefürchtetste sein sollte, immer mehr zur Hanswurstiade herab.

Wird die Beiordnung der Frauen die Kraft dieses müden, abgenützten Mechanismus wieder beleben? Wahrscheinlich. Jedenfalls lohnte es, einen Versuch zu machen. Schon des öfteren habe ich ausgesprochen, daß ich von der Mitarbeit der Frau für so manche Institution eine Verjüngung und Wiederbelebung erwarte. Die „Frau" bedeutet selbst für unsere so bejahrte Nation ein ganz junges Volk. Sie ist die Schatzkammer noch unverbrauchter und seit so vielen Jahrhunderten angesammelter moralischer Energie. Seht doch, mit welcher Kraft, ja mit welchem Ungestüm die Frau die Ideen verteidigt, die sie sich einmal zu eigen gemacht! Ist sie nicht zu bewundern, wie tapfer sie sich im Kampfe gegen die verheerende Trunksucht u. a. gezeigt hat? Die Frau begeistert sich für große, gewaltige Ideen, sie vertieft sich gern in Probleme des Gewissens und Gemüts. Die Verantwortlichkeit schreckt sie nicht ab, sie zieht sie an. Höchstens läge die Gefahr nahe, daß sie als Mitglied der Jury allzueifrig ans Werk ginge, daß sie ein leidenschaftliches Verdikt fällte. Aber das hätte nichts auf sich. In einer gemischten Jury würde der männliche Teil, als der bedächtigere, genügen, um dem den Frauen eigenen Hochflug etwas Einhalt zu thun. Auf jeden Fall aber würde diese Jury lebendurchflutet sein: sie würde gewissenhaft hören, überlegen, richten. Sie wäre nicht mehr die armselige Gesellschaft schwächlicher Statisten, die keinen anderen Gedanken haben, als sobald wie nur möglich von der Bühne abzutreten.

Ich weiß nicht, wie die öffentliche Meinung und das Parlament den Gesetzentwurf des Herrn Hubbard aufnehmen werden, jedenfalls aber täten die maßgebenden Kreise gut daran, sorgfältig die Mittel und Wege zu überdenken, die er ihnen an die Hand gibt, um eine im Prinzip vortreffliche Institution zu retten, die nur nach und nach durch die beklagenswerte Art und Weise, wie sie gehandhabt wird, in Mißkredit geraten ist."

Versammlungen und Vereine.

Der IV. Internationale Kongreß gegen den Alkoholismus

tagt vom 14. bis 19. April in Bremen. Das Programm beschränkt sich auf Grund vorangegangener Erfahrungen und im Interesse einer gründlichen Bearbeitung der einzelnen Themen darauf, nur einige ausgewählte Kapitel behandeln zu lassen, über die auf Grund von Referaten, zu denen das Komitee auffordert, eingehend diskutiert werden soll. Um trotz dieser Beschränkung die verschiedenen Vereine in gebührender Weise zu Worte kommen zu lassen, sind die wichtigeren unter ihnen aufgefordert worden, an den Abenden und freien Nachmittagen der Kongreßwoche Versammlungen in Bremen abzuhalten, in denen sich jeder Verein seiner Eigenart entsprechend entwickeln kann.

Das Programm ist trotz dieser Beschränkung noch sehr reichhaltig. Erste Autoritäten aller Länder werden die verschiedenen Gebiete behandeln. Es fehlt an Raum, hier die ganze Reihe der in Aussicht genommenen Vorträge aufzuführen. Man erbitte das ausführliche Programm bei Herrn Dr. med. Delbrück, Bremen, Humboldtstr. 127. Anmeldungen zur Teilnahme sind zu richten an Herrn Franziskus Hähnel, Bremen, Donandstraße 13.

Zum erstenmal tagt der internationale Kongreß in Deutschland. Es wäre sehr wünschenswert, daß auch auf diesem Gebiet der Volkswohlfahrtspflege, auf dem wir in Deutschland hinter so mancher anderen Nation zurückstehen, die deutschen Frauen durch rege Beteiligung den Beweis ihres Willens und ihrer Fähigkeit zur Mitarbeit erbrächten.

Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten

wird vom 8. bis 10. März ihren ersten Kongreß in Frankfurt a. Main abhalten. Im Interesse der Frauen liegt es, sich an diesem Kongreß in ausgedehntem Maße zu beteiligen. Nicht ohne Mühe ist es gelungen, ihnen ihren Platz in der Gesellschaft zu sichern. Dieser Platz muß durch rege Beteiligung befestigt werden. Anmeldungen zur

Digitized by Google

Beteiligung sollten daher so zahlreich und so frühzeitig als möglich erfolgen, da bei der Kleinheit der in Aussicht genommenen Säle zu befürchten ist, daß unter Umständen Nichtmitglieder der Gesellschaft keinen Raum mehr bekommen. Frühzeitige Meldung bei dem Organisations-Ausschuß (z. H. des Herrn Stadtrat Dr. Wöll in Frankfurt) erscheint daher wichtig, um den genügenden Raum zu sichern.

Allgemeiner deutscher Frauenverein.

Realgymnasialkurse für Mädchen zu Leipzig.

Die von dem Allgemeinen deutschen Frauenverein gegründeten Gymnasialkurse für Mädchen zu Leipzig vermögen bereits auf ein 8½ jähriges Bestehen zurückzublicken und haben sich in diesem Zeitraum in gedeihlicher Weise entwickelt. Immer mehr bricht sich jetzt die Überzeugung Bahn, wie nötig es sei, den jungen Mädchen nach beendeter Schulzeit noch eine gründliche weitere Bildung zu teil werden zu lassen, und solchen, die sich einem wissenschaftlichen Berufe widmen wollen, die Möglichkeit zur Vorbereitung auf ein Universitäts-Studium zu gewähren. Bei den großen Fortschritten, die das Frauenstudium in den letzten Jahren gemacht hat, ist mit allem Nachdrucke darauf hinzuweisen, daß für alle, die später ihre Studien praktisch verwerten wollen und eine Universitätsprüfung anstreben, ein deutsches Abiturientenexamen unbedingtes Erfordernis ist. Die Gymnasialkurse zu Leipzig haben es sich zur Aufgabe gemacht, jungen Mädchen die geeignete Vorbildung für ein wissenschaftliches Studium zu geben, es haben bereits 26 Schülerinnen der Anstalt mit gutem Erfolge die Maturitätsprüfung vor der Prüfungskommission am Königlichen Gymnasium zu Dresden-Neustadt bestanden.

Seit Ostern 1902 sind die bisher humanistisch geführten Kurse in Realgymnasialkurse verwandelt worden, da erfahrungsgemäß der weitaus größte Teil der Schülerinnen sich dem Studium der neueren Philologie oder der Medizin und Naturwissenschaften widmet und diese Vorbildung dafür als die geeignete anzusehen sein dürfte.

Ostern 1903 wird wieder eine Anfangsklasse eröffnet werden. In diese können alle junge Mädchen eintreten, die das 16. Lebensjahr erreicht und die 2. Klasse einer höheren Mädchenschule durchgemacht haben. Der Besuch der Kurse ist auch solchen jungen Mädchen zu empfehlen, die nur eine Vertiefung ihrer allgemeinen Bildung erstreben, ohne ein akademisches Studium ergreifen zu wollen. Die Dauer des Kursus beträgt 4½ Jahre, das jährliche Honorar 260 Mark; auswärtigen Schülerinnen wird gute Pension nachgewiesen. Anmeldungen sind zu richten an die Leiterin, Frl. Dr. Windscheidt, Leipzig, Dorotheenplatz 2 III.

Der Frauenbildungsverein zu Halle a. S.

hielt am 20. Januar seine diesjährige Generalversammlung ab. Nach einem warmen Nachruf für Auguste Schmidt, deren Andenken die Anwesenden durch Erheben von den Sitzen ehrten, gab die Vorsitzende, Frl. Dr. Gosche, den Vereinsbericht des vergangenen Jahres. — Der propagandistischen Tätigkeit des Vereins dienten öffentliche Vorträge und die regelmäßigen Dienstag-Zusammenkünfte im Vereinslokal. — Der „Arbeitsnachweis" eröffnete eine Stellenvermittlung für Hausbeamtinnen. Auch machte er den Anfang zur Einrichtung einer Näh- und Flickstube, wie sie in Breslau und Hamburg bestehen, indem er vorläufig an einem Tage der Woche die arbeitsuchenden Frauen, deren Leistungen mangelhaft sind, unter Aufsicht einer Handarbeitslehrerin nähen, stopfen und ausbessern läßt. — Der Rechtsschutz arbeitete auch dieses Jahr mit bestem Erfolge, wie folgende Übersicht beweist: 1901 wurden verhandelt in 49 Sitzungen 143 Fälle in 214 Besuchen, 1902 wurden verhandelt in 49 Sitzungen 220 Fälle in 290 Besuchen. Hieraus ergibt sich, daß für diese Institution ein wirkliches Bedürfnis in unserer Stadt vorliegt. Die Herren Rechtsanwälte, sowie einzelne Behörden, wie Polizei, Vormundschaftsgericht, Land- und Amtsgericht, Armenverwaltung, haben in dankenswerter Weise diese Arbeit der Frauen an ihren unbemittelten Schwestern unterstützt und gefördert. — Die Fortbildungsschule arbeitete in gewohnter Weise weiter. Der Besuch der einzelnen Kurse war ein guter. — Die „Gruppe für soziale Hilfsarbeit" ist aufgegangen im „Zweigverein Jugendschutz", der im November 1901 gegründet wurde. — Aus dem Verein herausgewachsen ist der „kaufmännische Verein für weibliche Angestellte", der nach einem Vortrag von Frau Heckendorf-Berlin über Zwecke und Aufgaben eines solchen Vereins im Februar 1902 ins Leben trat. Derselbe zählt fast 200 Mitglieder und besitzt ein eigenes, behaglich eingerichtetes Heim. — Die 2. Vorsitzende, Frau Professor Uphues, legte ihr Amt aus Gesundheitsrücksichten nieder und an ihre Stelle trat Frau Professor Küßner.

Der Verein deutscher Lehrerinnen in England

16, Wyndham Place, Bryanston Square, London W., macht es sich jetzt auch zur Aufgabe, in Deutschland, England und Belgien Schulen und Pensionate, Familienpensionate und Privatfamilien für Mädchen und Knaben nachzuweisen. Viele der Mitglieder sind in Schulen und Familien der erwähnten Länder angestellt. Prospekte auf Verlangen. Für Frankreich verweist er an den deutschen Lehrerinnenverein in Paris, 8, rue Villejust.

Auch steht der Verein in Verbindung mit einigen guten englischen Familien, die bereit sind, deutsche Damen, welche Englisch lernen wollen, als sogenannte paying guests bei sich aufzunehmen und sie in ihren Kreisen einzuführen. Die Preise stellen sich in solchem Fall auf 50–60 Mark pro Woche. Für ganz einfache Ansprüche 30–40 Mark. Tadelloses Englisch wird in allen Fällen garantiert.

Im Vereinshaus können nur Lehrerinnen wohnen, die Mitglied des Vereins sind oder es bei der Ankunft werden. Schriftliche Anmeldung und Zeugnis-Einsendung ist vorher nötig.

Voller Pensionspreis im Verein 18–24 Mark per Woche je nach Wahl des Zimmers. Der Verein hat im Jahre 1902 zweihundertzwanzig Stellen besetzt.

Erwerbstätigkeit: Der Schluß des Artikels „Die Frau im Kunstgewerbe" von L. Hagen folgt in nächster Nummer.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Frauen und das Vereinsrecht in Braunschweig.** Am 10. Februar kam im Braunschweiger Landtage die Petition der Frauen um Abänderung des Vereins- und Versammlungsgesetzes zur Besprechung.

Bekanntermaßen sind die hiesigen Vereinsparagraphen von 1853 die denkbar härtesten, da sie die Frauen nicht nur von politischen Versammlungen, sondern auch von solchen ausschließen, in denen „Angelegenheiten von öffentlichem Interesse" verhandelt werden. Daß bei derartig radikalen Bestimmungen nur ein allergeringstes Maß von Hoffnung auf Befreiung der Frau von den sie entwürdigenden Einschränkungen gehegt werden konnte, ist begreiflich. Und auch nur einer solchen bescheidenen Erwartung erscheint der Ausgang der Landtagssitzung vom 10. Februar als ein gewisser Erfolg.

Auf die einzelnen Reden der Debatte einzugehen, verlohnt sich nicht, da sie mit verschwindenden Ausnahmen in althergebrachtem Geleise verliefen, nämlich die bei dem Thema „Frauenrechte" üblichen, abgebrauchten, aber immer wieder gern belachten Redensarten vorkramten und im übrigen sich durch Mangel an logischen Begründungen auszeichneten. Es kommt hier nur darauf an, das tatsächliche Ergebnis festzustellen.

Die Petition hatte seiner Zeit auf vollständige Gleichberechtigung der Frau im Vereinsrechte angetragen. Die beratende Kommission empfahl nunmehr die Bittschrift dem Landtag zur Berücksichtigung mit der Einschränkung, daß den Frauen Vereins- und Versammlungsfreiheit für berufliche Interessen, Zwecke der Erziehung und der Nächstenliebe gegeben werde. Die sich entspinnende Debatte war insofern interessant, als sie sich durch längere Dauer und lebhafte Erregung auszeichnete, was den mit Befriedigung erfüllen wird, der weiß, wie man vor noch nicht allzulanger Zeit über Frauenpetitionen mit einem mitleidigen Achselzucken, und ohne auch nur eine Minute kostbarer Zeit zu verlieren, zur Tagesordnung überging.

Die Regierung verhielt sich sehr zurückhaltend. Geh. Rat Hartwieg erklärte, daß man prinzipiell nicht einer Änderung des Vereins- und Versammlungsgesetzes entgegenstände, vielmehr die Notwendigkeit einer solchen anerkenne, sich aber nicht in der Lage sähe, die Einbringung eines Gesetzentwurfes in sichere Aussicht zu stellen.

Der Landtag nahm nach beendigter Debatte den Kommissionsantrag an.

Es bleibe nun abzuwarten, wie die ferneren Erwägungen der Regierung ausfallen werden.

Die Landesvertretung aber hat jedenfalls durch die Annahme des Kommissionsbeschlusses anerkannt, daß die augenblicklichen, die Frau degradierenden Vereins- und Versammlungsbestimmungen unhaltbar sind, und — wir sind ja nicht verwöhnt — das betrachten wir immerhin als einen Erfolg, wenigstens einen idealen. Ob wir wirklich nennenswerten praktischen Nutzen von der nach bayerischem Muster auszuführenden Abänderung haben, ist zweifelhaft. Interessen der erwerbenden Frau berühren, ebenso wie Wohlfahrts- und Erziehungspflege, zu vielfach innerpolitische Verhältnisse, und „politisch" ist außerdem ein so weiter Begriff heutzutage, daß bei etwaiger Ausführung des Gesetzentwurfes es rein vom diskretionären Ermessen der jeweiligen Polizeiverwaltung abhängen wird, ob die Abänderungen der Bestimmungen tatsächlich eine, wenn auch nur beschränkte Befreiung vom bisherigen Zwange bedeuten, oder nicht. M. v. W.

* **Zur reichsgesetzlichen Regelung des Vereinsrechts** bringt das 15. Februar-Heft der Deutschen Juristenzeitung (Verlag von Otto Liebmann, Berlin) einen ausgezeichneten Artikel von Justizrat Ollendorf, dem wir folgenden, auf die Stellung der Frau bezüglichen Passus entnehmen:

Die Frau, die im Laufe der letzten Jahrzehnte in die verschiedensten wirtschaftlichen und beruflichen Tätigkeiten — als Arbeiterin, Gewerbe- und Handelsgehilfin, Eisenbahn-, Post-, Telegraphen-, Telephonbeamtin, Lehrerin, Ärztin, kommunale Ehrenbeamtin — eingetreten ist, muß dem Manne hinsichtlich des Vereinsrechts gleichgestellt werden. Es

Digitized by Google

entspricht nicht mehr dem Bewußtsein unserer Zeit, die „Frauenspersonen" mit Schülern und Lehrlingen in eine Linie zu stellen. Aus der angeführten Tatsache der erweiterten wirtschaftlichen Betätigung der Frau hat man einer Erweiterung ihrer Vereinsrechte auch nur bezüglich ihrer Erwerbs- und Gewerbsinteressen, also auf sozialpolitischem Gebiete, das Wort reden wollen; aber mit Recht ist diese Beschränkung überwiegend abgelehnt worden. Politische und sozialpolitische Bestrebungen können weder nach ihren Mitteln, noch nach ihren Zwecken auseinandergehalten werden; beide wollen in derselben Weise, sei es auch unter Inanspruchnahme öffentlicher Organe, auf die öffentlichen Angelegenheiten einwirken. Der sozialpolitische Zweck ist im Grunde nur eine Unterart des politischen Zweckes. Wenn daher die Frau in demselben Augenblicke, in dem ihr Rechte gegeben werden, nicht neuen Beschränkungen und Verfolgungen ausgesetzt werden soll, so muß die Gleichberechtigung mit dem Manne auf diesem Gebiete unbeschränkt sein. Angesichts der Tatsache, daß den Frauen die gleiche Verantwortlichkeit wie den Männern innerhalb ihrer wirtschaftlichen und beruflichen Tätigkeit obliegt, daß große Gebiete des öffentlichen Lebens, wie die kommunale Armen- und Waisenpflege, der Mitarbeiterschaft der Frauen nicht entraten können, erscheint die völlige Gleichstellung nur als ein Gebot der Gerechtigkeit. Der Bericht der Reichstagskommission, die im Jahre 1896 einen wenig bekannten vollständigen Entwurf eines Reichsvereinsgesetzes mit allen gegen eine Stimme angenommen hat, sagt, „daß von keiner Seite beantragt war, das Versammlungs- und Vereinsrecht der Frauen zu beschränken", und statuiert die gleichen Rechte für alle Deutschen, sich zu versammeln und zu vereinigen (§§ 1 u. 4); nur bezüglich der minderjährigen Personen ist vorgeschlagen, daß dieselben von Versammlungen zu politischen Zwecken ausgeschlossen seien. Zwecke, die unter den § 152 der Gewerbeordnung fallen, gelten allerdings nicht als politische Zwecke, was ausdrücklich vorgesehen war.

In den Staaten, in denen die gesetzliche Gleichstellung der Frau, die übrigens jetzt auch auf privatrechtlichem Gebiete durch das BGB. durchgeführt ist, fehlt, hat das Leben die Gesetzgebung überflügelt; dieselbe muß der vorausgeeilten Entwickelung folgen. Das Gesetz darf nicht „eine Hälfte der Bevölkerung", wie der Abgeordnete Rickert es ausdrückte, ausschließen.

* **Die polizeilichen Mißgriffe** der letzten Zeit hat der Minister des Innern Frh. v. Hammerstein in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Februar eingehend besprochen. Er hat versucht, das Verfahren der Polizeiorgane in den bekannten Altonaer und Kieler Vorkommnissen zu rechtfertigen. Wir wollen nicht untersuchen, mit welchem Recht; in bezug auf beide Fälle hat die Auffassung des Herrn Ministers in der Lokalpresse höchstes Erstaunen erregt. Aber es ist für die Betrachtung dieser Vorkommnisse ja ganz gleichgiltig, wie weit das Verfahren der Polizeiorgane im einzelnen Fall entschuldbar ist. Das Wesentliche ist nicht die Handhabung des Gesetzes, sondern das Gesetz selbst, der § 361 6, der eben die Vermeidung solcher Mißgriffe schlechterdings unmöglich macht. So lange der § 361 6 besteht, werden keine noch so strengen Instruktionen an die niederen Polizeiorgane die Frauen zu schützen vermögen. Darauf ist der Herr Minister in seiner Rede freilich nicht eingegangen.

* **Zur Mitarbeit der Frauen in der städtischen Schulkommission** hat die Abteilung Cassel des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium bereits Schritte an Ort und Stelle getan. Der Vorstand arbeitete eine Petition aus, die unter Wahrung der bestehenden Schulkommissions-Dienstordnung in dem Ersuchen gipfelte, den § 8 auf die Hinzuziehung von Frauen — von Müttern — auszudehnen. Dieser Paragraph lautet: „Die Stadt Schuldeputation kann Sachverständige als Auskunftspersonen zu ihren Beratungen zuziehen. Dieselben dürfen aber an den Abstimmungen nicht teilnehmen." Die Petition wurde denn auch insoweit genehmigt, als die Stadtschulkommission unter Zugrundelegung von § 8 der Dienstordnung, „vorkommendenfalls Frauen als Sachverständige zu den Beratungen hinzuziehen will." Die Vorsitzende der Abteilung wurde ersucht, zwei für dieses Amt geeignete Frauen vorzuschlagen.

* **An der Berliner philosophischen Fakultät** promovierte Frl. Stratilescu, eine Rumänin. Sie ist die siebente Doktorandin der Universität. Nur zwei von diesen sieben waren Deutsche, alle anderen Ausländerinnen.

* **Eine staatliche Frauen-Gewerbeschule** in Potsdam ist in Aussicht genommen. Vorläufig bieten sich aber noch Schwierigkeiten, weil die Stadt den vom Handelsministerium geforderten Zuschuß nicht aufbringen zu können erklärt.

* **Städtische Waisenpflegerinnen** sind in Rixdorf ernannt und bereits in ihr Amt eingeführt worden.

* **Das achte Schuljahr für Mädchen in Elsaß-Lothringen** ist wieder einmal im Mittelpunkt heftiger Zeitungsdebatten. Bekanntlich besteht im Elsaß noch die Einrichtung, daß Mädchen nur sieben Jahre schulpflichtig sind, ein Jahr weniger als Knaben. Diesmal eröffnete Frl. Febronie Rommel, Vorstandsmitglied des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, den Kampf gegen die im Deutschen Reiche einzigartige Zurücksetzung der Mädchen. Von gegnerischer Seite greift man zu recht seltsamen Argumenten. Man beruft sich z. B. darauf, daß sämtliche 50 Familienväter eines Ortes sich gegen das 8. Schuljahr erklärt haben. Glaubt der anonyme Verfasser dieses Artikels, daß vor Einführung der allgemeinen Schulpflicht das Votum der Familienväter für diese Neuerung abgegeben worden wäre? Und sollte sie darum unterlassen werden?

Digitized by Google

* **Die Vertretung der Frauen in der Schulbehörde** von Basel-Stadt ist vom Regierungsrat endgiltig genehmigt.

* **Gegen den Mädchenhandel** hat, wie wir schon mitteilten, die Infantin von **Spanien** eine besonders energische Aktion eingeleitet. Über den Fortgang der Maßnahmen wird berichtet:

In dem am 4. Februar in Madrid stattgehabten Ministerrate gab der Justizminister seinen Kollegen Kenntnis von den überaus zufriedenstellenden Resultaten, welche bis jetzt durch das königlich spanische Patronat zur Unterdrückung des Mädchenhandels erzielt worden sind, sowie von den in der Sitzung vom 3. dieses Monats unter dem Vorsitze der Infantin Donna Isabella gefaßten Beschlüssen. Die königliche Regierung ist übereingekommen, vom Justizminister außer dem durch ihn vorbereiteten Gesetzentwurfe, der sich auf Abänderung einiger Artikel des Strafgesetzbuches bezieht, eine Verordnung zu erlassen, kraft deren das königliche Patronat ermächtigt wird, Delegationen in allen Provinzialhauptstädten einzusetzen. Um infolgedessen die Entschließungen, welche geboten erscheinen, zu vereinigen und in Uebereinstimmung zu bringen, sind die Minister des Inneren, des öffentlichen Unterrichts und der Justiz damit betraut worden, sich mit den ihnen unterstehenden Ressorts zwecks Uebermittelung dieser Instruktionen in Verbindung zu setzen. Die spanische Regierung wird den gleichen Eifer in der Unterstützung des königlichen Patronats beobachten, den dieses selbst zur Verfolgung seiner außergewöhnlich schwierigen Aufgabe an den Tag legt.

* **Handelsinspektoren und Inspektorinnen** sind schon seit längerer Zeit von allen gefordert worden, die sich für die Lage der Handelsangestellten interessieren. Über die Wirksamkeit der Handelsinspektion in London berichtet das Public Central Department folgendes:

9 Inspektoren, 6 männliche und 3 weibliche, inspizieren die Läden. Von April 1901 bis März 1902 wurden 127 502 Inspektionen gemacht. Mindestens einmal im Jahre werden sämtliche Ladengeschäfte besichtigt und, wo es geboten scheint, öfter. In 10 194 Fällen wurden Unregelmäßigkeiten festgestellt, jedoch nur in 110 derselben Anzeige gemacht. Die Behörde verhängte in 100 Fällen Geldstrafen im Gesamtbetrage von 148 Pfund Sterling. Schriftliche Warnungen erteilte der Grafschaftsrat in 1685 Fällen, in den übrigen beschränkte sich der Inspektor auf Mahnungen. Man stellte 212 Fälle achtzigstündiger Wochenarbeit jugendlicher Personen in Läden fest. 46 492 Frauen und Mädchen sind in London in 19 614 Läden beschäftigt, in denen für zureichende Sitzgelegenheit Sorge zu tragen ist. Es zeigte sich, daß nur in 657 Läden keine zulängliche Sitzgelegenheit vorhanden war. Nur zwei Fälle kamen zur Anzeige, da man in den anderen sich gütlich verständigen konnte. Die Ladengesetze erwiesen sich als durchaus günstig und brachten die beabsichtigte Wirkung hervor.

* **Der Frauenverband der norwegischen Arbeiterpartei** hat auf seiner letzten Generalversammlung beschlossen, am 17. Mai, dem norwegischen Verfassungsfest, eine Kundgebung für das allgemeine Frauen-Wahlrecht zu veranstalten. Eine Aufforderung des „Bundes dänischer Frauenvereine", der Frauenverband solle sich ihm anschließen, wurde aus den auch der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung gegenüber von den Sozialistinnen betonten Gründen einstimmig abgelehnt.

* **Zum Frauenstimmrecht in Australien** wird auf Grund der Listen für die im nächsten Jahre stattfindenden Bundeswahlen von den „Hamburger Nachrichten" interessantes Material beigebracht. Nimmt man den Bundesstaat als ein Ganzes, so befinden sich die Männer in der Mehrheit; denn die 1 817 000 männlichen und weiblichen Wähler in den einzelnen Staaten zerfallen in 973 000 Männer und 844 000 Frauen. In den großen Städten dominieren ausnahmslos die Frauen. In Sydney stehen 122 729 weibliche Wähler 102 424 männlichen gegenüber, — also eine weibliche Mehrheit von über 20 000. In Melbourne zählt man 148 828 weibliche und 122 198 männliche Wähler, — also eine Majorität von mehr als 26 000. In Süd-Australien, das Alexandra-Land und Nord-Australien einschließt, ist noch keine Einteilung in Bundes-Wahlbezirke vorgenommen worden; doch ist kein Zweifel, daß auch in der Hauptstadt Süd-Australiens, in Adelaide, die weiblichen Wähler in der Mehrheit sein werden.

Welche Folgen die Zulassung der Frauen für den Ausfall der Wahlen haben wird, läßt sich nur vermuten. Da ein großer Prozentsatz der weiblichen Wähler Frauen sind, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten, so erwartet man von ihnen eine Stärkung der liberalen Parteien.

* **Totenschau.** Die Gründerin der ersten politischen Frauenorganisation in Berlin, Frau Johanna Schakow, ist gestorben. Diese Organisation fiel dem Sozialistengesetz zum Opfer, und ihre Begründerin wurde aus Berlin verwiesen. Erst nach dem Fall dieses Gesetzes konnte sie nach Weißensee, einem Berliner Vorort, zurückkehren, wo sie bis zu ihrem Tode lebte.

Digitized by Google

„Die Mission und die Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten" von Adolf Harnack, Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1902. Auf Grund einer weitgreifenden Spezialforschung subtilster Art giebt Harnack den Ausschnitt aus der Geschichte des apostolischen Zeitalters, der durch den Titel des Buches umschrieben ist. Bei klarer und scharfer Innehaltung der Grenzen, die dem Stoff durch die Fassung der Aufgabe und der Darstellung durch den streng fachwissenschaftlichen Charakter des Buches gesetzt sind, ist es doch vielseitig und lebendig genug, um auch den Laien Belehrung und Genuß geben zu können. Und dafür werden sie dankbar sein. Handelt es sich doch um ein Stück Kulturgeschichte von höchster Bedeutung in jeder Hinsicht, um die Verdeutlichung einer Quellbildung, aus der noch heute zentrale Strömungen unseres geistigen und sozialen Lebens gespeist sind. Von besonderem Interesse sind in dieser Hinsicht das zweite und dritte Buch. Im zweiten wird das Wesen der urchristlichen Missionspredigt in religiöser, ethisch-sozialer, philosophisch-politischer Hinsicht analysiert mit einer in der vorhandenen Literatur noch nicht erreichten Schärfe und Präzision in der historischen Erfassung der Grundzüge. Das dritte Buch behandelt die Organisationsformen des Urchristentums, den sozialen Körper, den der neue Geist sich schuf, und seine Entwicklung im Kampf mit den feindlichen Mächten der antiken Welt. Aus dem vierten Buch „Die Verbreitung der christlichen Religion" dürfte der Abschnitt „zur intensiven Verbreitung" das größte allgemeinhistorische Interesse haben. Auf Schritt und Tritt frappiert die Klarheit und Plastik, mit der die einzelnen historischen Erscheinungen gegen einander abgehoben und ihre konkreten Beziehungen zu einander bestimmt werden. Die Harnack'sche Monographie zeigt wieder, wie sehr eine in dogmatischer Hinsicht voraussetzungslose, rein historische Darstellung, die dabei von einem nicht nur intellektuellen, sondern innerlicherem Verständnis getragen ist, die Kräfte des Christentums in ihrer historischen Bedeutung und ihrer ewig-giltigen Fruchtbarkeit auch dem modernen Bewußtsein nahe zu bringen vermag. Wäre eine solche Darstellung des Gesamtgebietes, von dem hier ein Ausschnitt gegeben ist, in einer für den gebildeten Laien berechneten Form, d. h. ohne Aufnahme des ganzen wissenschaftlichen Apparats, und ohne die Zuspitzung auf die Interessen der fachlich-theologischen Forschung, nicht eine zeitgemäße Aufgabe für die moderne Theologie?

„Im Kampf um Südafrika." Band I. Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger. Von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von A. Schowalter, München, J. F. Lehmann's Verlag. (Preis 5 Mark.) Der erste Band des umfassenden Werks über den Burenkrieg in Südafrika ist zu einem der Weihnachtsbücher des deutschen Volks geworden. Die schlichte, überzeugende Weise, in der Paul Krüger die Erinnerungen seines großen Lebens, das so eng mit dem seines Volkes verschlungen ist, wiedergiebt, hat seinem Wort überall Gehör gesichert und Herzen gewonnen. Wem die politische Entwicklung weniger bedeutete, den fesselten doch die eigenartigen Bilder aus fernen Zonen, die in so anschaulicher Lebendigkeit an uns vorüberziehen. Die nicht eben leichte Aufgabe der Herausgabe dieser aus dem Gedächtnis diktierten Erinnerungen ist von dem durch seine umfassende Tätigkeit in der Burensache bekannten A. Schowalter vorzüglich gelöst worden. — Das ganze Werk wird in 48 Lieferungen zu je 50 Pf. fertig vorliegen. Band II bringt: Die Transvaaler im Krieg mit England, Kriegserinnerungen von General Ben Viljoen; Band III: Präsident Steijn und die Freistaater im Krieg mit England; Band IV: Die Buren in der Kapkolonie im Krieg mit England.

Martin Luther: Denn der Herr ist dein Trotz. Auszüge aus seinen Werken. Gewählt von Fritz Bredow. (Preis brosch. 1,80 Mark, geb. 3 Mark.)

„Deutsche Art." Auszüge aus den Schriften von **Ernst Moritz Arndt.** Hrsg. von Gottlieb Schilling. Verlag von Karl Robert Langewiesche. Düsseldorf und Leipzig. (Preis brosch. 1,80 Mark, geb. 3 Mark.) Die beiden Bände sind ein Teil einer größeren Serie: „Lebende Worte und Werke", als deren erster Teil die schöne, von uns seinerzeit auch besprochene Sammlung aus Carlyle's Schriften erschien. Auch aus diesen beiden Bändchen spricht der immer lebendige, immer moderne Geist der großen Persönlichkeit. In dem ersten finden wir in kraftvollen Zeugnissen die „deutsche Art" jenes Mannes, von dem K. F. Meyer sagt: „Sein Geist war zweier Zeiten Schlachtgebiet." Sie ist in ihrer Einfachheit und Größe, in ihrer frischen Kraft und ungebrochenen Tatfreudigkeit wohl wert, dem Modernen einmal wieder nahegebracht zu werden, ihn mit dem Mut ihres glaubensstarken Optimismus aufzurütteln. Und eine ähnliche Aufgabe dürfte die Arndt-Sammlung zu erfüllen haben. Wenige von uns kennen ihn recht mehr, den kernhaften Mann, dessen Deutschtum wahrlich

Digitized by Google

nicht allein in jenem eisenfesten Patriotismus bestand, durch den er in den Schulbüchern noch lebt, sondern in jener schlichten Gradheit und Wahrhaftigkeit des Denkens, Forschens und Glaubens, jener Feinfühligkeit für Volkstum und Volksart, die seinem nationalen Bewußtsein erst Tiefe und Wurzelkraft gegeben haben. Die Auswahl der Aussprüche in beiden Bänden verrät sowohl durch Vielseitigkeit als durch die glückliche Erfassung des Charakteristischen, verständnisvolle Kenner.

„Geschwister." Ein Roman von Friedrich Huch. S. Fischer Verlag. Mit jener heiteren Souveränität, die dem Zwangs-Realismus der Modernen fremd ist, hebt Friedrich Huch seine Gestalten aus aller Wirklichkeitsmisere heraus in ein Reich reinerer Lebensformen. Die Atmosphäre der Goethe'schen Wahlverwandtschaften nimmt uns auf. In einer Umgebung, die allem häßlichen Weltgetriebe aristokratisch entrückt ist, folgen Menschen in ungetrübter Ganzheit den Gesetzen ihres Wesens, ihrer Persönlichkeit. Die Beziehungen dieser Naturen, deren jede mit seiner Gestaltungskraft zu einem abgeschlossenen Ganzen ausgeführt ist, werden nach klaren konsequenten Richtlinien entwickelt. Über Stil und Komposition liegt eine Formreinheit von seltenem ästhetischen Reiz, eine vornehme, stille Schönheit. Dabei zeigt die Erfassung des Seelischen, besonders die künstlerische Bewältigung des Halbbewußten, Verschleierten in Stimmungen und Empfindungen den modernen Künstler. Der Zeichnung der Cornelie ist es vor allem, in der das zur Geltung kommt. Die übrigen Gestalten verraten zuweilen ihren Ursprung aus einem vorgefaßten Idealbild durch eine unlebendige Ebenmäßigkeit, eine fast ein wenig marionettenhafte Konsequenz ihres Wesens.

„Der Beruf und die Stellung der Frau" von Johannes Müller. Verlag der grünen Blätter. Leipzig 1902. Wenn Johannes Müller von der „heutigen Behandlung der Frauenfrage" behauptet, sie sei „zu summarisch und zu oberflächlich", so dürfte man sein eigenes Buch mit besonderem Fug und Recht unter diese Behauptung subsummieren. Man kann gar nicht summarischer verfahren als Herr Johannes Müller sowohl in seiner Kritik der Frauenbewegung als in seiner positiven Konstruktion der Frauenfrage. Die Frauenbewegung, an der er Kritik übt, ist tatsächlich nur von verschwindend wenigen, unreifen Parteigängern, wie sie jede große soziale Bewegung aufweist, vertreten worden. Wenn Johannes Müller die Literatur zur Frauenbewegung sich wirklich angesehen hätte, so hätte er keinen besonderen Grund zu dem Glauben finden können, daß erst in ihm der Prophet erschienen sei, der „der Sache und dem Schaden auf den Grund zu kommen" vermöchte. Statt dessen konstruiert er sich aus wenigen extremen oder längst überwundenen Erscheinungen der Bewegung eine Folie für seine eigene Mission, — wie das freilich bei unsern Kritikern eine ganz beliebte Praxis ist. Er darf sich nicht wundern, wenn die deutsche Frauenbewegung sowohl seine Kritik — durch die kann sie sich nicht getroffen fühlen — als auch seine Mission — die hat sie nicht nötig — ganz entschieden ablehnt. — Was nun die psychologischen Voraussetzungen für Johannes Müllers positive Konstruktion der Frauenfrage betrifft, so bewegt er sich mit seinen Ausführungen über die Natur der Frau, darüber kann auch die moderne Prägung seiner Gedanken nicht täuschen, in den seit Kant und Schiller immer wieder befahrenen Gleisen. In einer Hinsicht freilich bringt er Neues: „Nur wenn eine Frau im Manne den Helden fühlt und von der Wollust bedingungsloser Unterwerfung berauscht wird, kann sie mit der ganzen Tiefe und Glut lieben, deren ein Weib fähig ist. Nur dann fühlt sie sich glücklich." Vor solchen hysterischen Übertreibungen bewahrte Kant und Schiller die Ehrlichkeit ihres Urteils und — ihr Geschmack. Übrigens würde das Eheproblem, das Johannes Müller in das Zentrum seiner ganzen Betrachtung stellt, doch vollends unlösbar, wenn jede Frau erst nach einem „Helden" suchen müßte, um glücklich zu werden. So reichlich sind die Helden doch wahrlich nicht gesäet. Auch die Konsequenz seines Gedankenganges ist von dieser Stelle aus charakteristisch zu beleuchten. Erst heißt es, Mann und Frau seien nach dem Wesen ihrer Fähigkeiten verschieden, nicht nach dem Grade. Es sei Unsinn, von einer Inferiorität der Frau zu sprechen. Dann aber soll sich die Ergänzung der beiden nur vollziehen können durch „bedingungslose Unterwerfung" der Frau. Man sollte doch meinen, je mehr man den Unterschied der Geschlechter als einen Wesens- und nicht als einen Gradunterschied faßt, umsomehr muß man die Art der Ergänzung der beiden Ehegatten von dem Gedanken der Unterordnung des einen unter den andern trennen. — Es würde Raumverschwendung sein, noch auf andere ähnliche Widersprüche einzugehen. Es sei nur noch einmal konstatiert, daß Schriften, die wirklich unsere Sache fördern könnten, eines viel sorgfältigeren, vor allem sozialpolitisch gründlicheren Unterbaus bedürften.

„Historischer Reisebegleiter für Rom." Von K. Baron Wolff. Berlin, Borstell & Reimarus. Auf Grund der klassischen wissenschaftlichen Werke über die römische Geschichte hat der Verfasser einen sorgfältigen, dabei knapp und klar gefaßten Kommentar zu den antiken Monumenten der Stadt gegeben. Die Geschichte selbst ist, wie der Titel andeutet, in weiterem Umfang herangezogen, als in den üblichen Reisehandbüchern, die geschichtlichen Zusammenhänge sind eingehender berücksichtigt. Das Buch wird deshalb allen Reisenden, die ihre antike Geschichte nicht mehr in allen Einzelheiten im Kopf haben und sich doch nicht mit zusammenhangslosen Notizen und Daten begnügen wollen, ein willkommenes Hilfsmittel sein. Ein Sachregister erleichtert die Benutzung. Die Ausstattung ist ausgezeichnet.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Die Neuauflage des Riesenwerkes, das nun schon zum sechsten mal seinen Weg ins deutsche

Digitized by Google

Volk antritt, ist in jeder Weise dem rapiden Schritt der modernen Entwicklung gefolgt. Es ist wahrlich keine kleine Aufgabe, den ungeheuren Apparat eines mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen umfassenden Kompendiums in all seinen Teilen ständig auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Sie ist durch die neue Auflage, deren erster Band uns vorliegt, ausgezeichnet gelöst. Die einzelnen Artikel verwerten sämtlich das allerneuste Forschungsmaterial in so durchaus zuverlässiger Weise, daß man sie mit Fug und Recht zur wissenschaftlichen Literatur ihres Faches rechnen kann. Zugleich ist die Fassung durchgehend klar und dem Verständnis des Laien angepaßt. Für solche, die tiefer in ein Sondergebiet eindringen wollen, als mit den Zielen einer Enzyklopädie vereinbar ist, sind sorgfältige Literaturnachweise geboten. Ein musterhafter Illustrationsapparat bietet die zum Verständnis notwendige Anschaulichkeit. Mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Pläne erscheinen teils im Text, teils auf über 1400 Illustrationstafeln, worunter etwa 190 künstlerisch vollendete Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen besonders hervorzuheben sind. Außerdem sind auf etwa 130 Textbeilagen noch besondere Erläuterungen zu den Abbildungen, Namensregister zu den Karten und Plänen, statistische Übersichten u. s. w. gegeben. Das Erscheinen der einzelnen Bände nacheinander erleichtert die Anschaffung dieses für den gebildeten Menschen jetzt unentbehrlichen Hilfsmittels.

„Mitteilungen aus der bayerischen Frauenbewegung" giebt seit einiger Zeit der Verein für Frauenintereſſen in München heraus. Die Mitteilungen erscheinen unter Redaktion von Ika Freudenberg zweimal monatlich. (Redaktion und Expedition im Bureau des Vereins, Jägerstr. 19/20.) Wir machen unsere Leser besonders auf die kleine Zeitung aufmerksam, weil sie die Aufgabe, für die Frauenbewegung in einfacher, leicht faßlicher, und überzeugender Form Propaganda zu machen, vortrefflich gelöst hat.

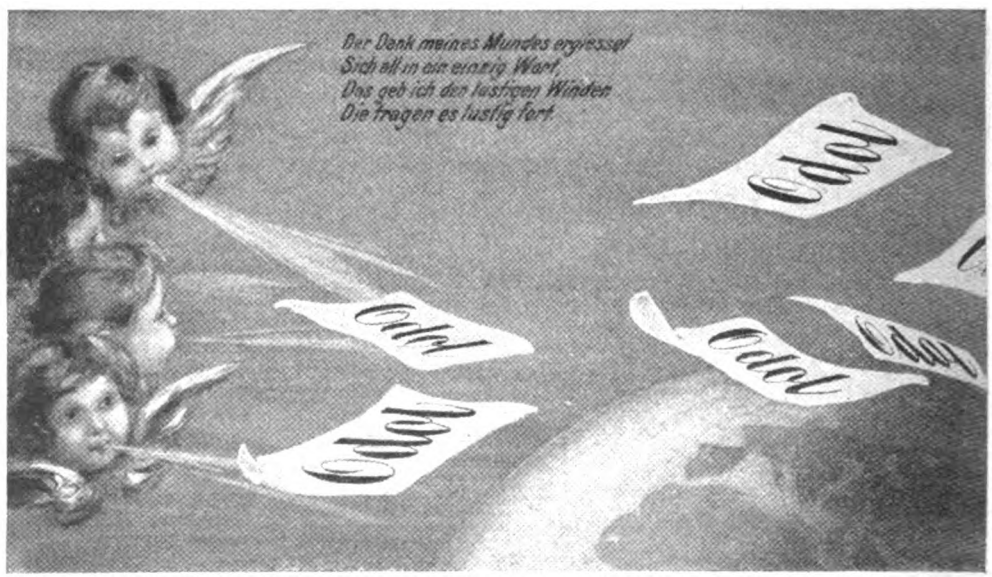
„Die Versicherung der Mutterschaft." Aus dem Französischen von Louis Frank, Dr. Keiser und Louis Maingie bearbeitet von Nina Carnegie Mardon. Hermann Seemann Nachf. Leipzig 1902. (Preis 2 Mark.) Es ist ein sehr dankenswerter Dienst, den die Herausgeberin der deutschen Frauenbewegung und insbesondere ihrer sozialpolitischen Arbeit geleistet hat, daß sie diese wichtige Arbeit weiteren Kreisen in Deutschland zugänglich machte. Ihr Inhalt ist bereits in einem ausführlichen Artikel unserer Zeitschrift (vergl. September 1902, Alice Salomon: Das Problem der Mutterschaftsversicherung) besprochen. Es genüge, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß diese für das Problem wichtigste Schrift jetzt in einer guten deutschen Bearbeitung vorliegt.

Kleine Mitteilungen.

Wir machen unsere Leser ganz besonders auf den dieser Nummer beiliegenden Aufruf zur Begründung des Auguste Schmidt-Hauses in Leipzig aufmerksam.

*

Die vom Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande vor Jahresfrist neu begründete **Frauenschule zu Oberndirchen,** Kr. Rinteln, blickte am 1. Oktober v. Js. auf ein erfolgreiches erstes Lehrjahr zurück. Die Schule dient häuslichen und sozialen praktischen Zwecken. Sie giebt Mädchen und Frauen der gebildeten Stände Gelegenheit, sich auf den Beruf der Hausfrau oder deren Stellvertreterin, der Lehrerin an landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen, für die Betriebsleitung in Anstalten, in der Wohlfahrtspflege u. s. w., vorzubereiten. Im Sommerhalbjahr faßte die Schule 24 Schülerinnen;



Digitized by Google

davon unterzogen sich 5 der Abschlußprüfung nach einjährigem Kursus. Acht Schülerinnen bestanden nach sechsmonatlichem seminaristischen Kursus die Prüfung als Lehrerin. Letztere hatten das erste Lehrjahr in Reifenstein, der älteren Vereinsschule, absolviert. Die in Obernkirchen angegliederte ländliche Haushaltungsschule giebt den Seminaristinnen Gelegenheit zur Uebung im praktischen Unterrichten.

Die Obernkirchener Schule steht unter dem Protektorat der Frau Fürstin zu Schaumburg-Lippe. Sie untersteht außerdem einem Kuratorium. Die technische Leitung liegt in Händen von Frl. Helene Morgenbesser, welche Anmeldungen entgegen nimmt und jede nähere Auskunft erteilt.

*

Chemikerinnen in der Zuckerindustrie.

Auf Wunsch der Unterzeichneten bringen wir folgende Warnung zum Abdruck:

Alle diejenigen Damen, welche geneigt sind, sich dem uns vor zirka zwei Jahren erschlossenen Berufe der Kampagnechemikerin widmen zu wollen, möchte ich, unter Hinweisung auf die zur Zeit in demselben bereits eingetretene Überfüllung, davor warnen, sich durch Reklame eines jener Institute hierzu locken zu lassen, deren Leiter, wahrscheinlich einzig des Gewinnes halber (Kursus = 300 Mark) geneigt sind, jährlich Kampagnechemikerinnen in Menge auszubilden, ohne im geringsten zu berücksichtigen, daß es denselben bereits sehr schwer wird, nach der Ausbildung eine lohnende Tätigkeit zu finden.

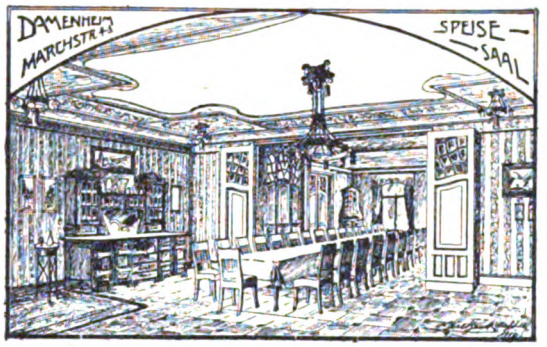
Da aber, wo der Wunsch diesen Berufszweig zu ergreifen nahe liegt, wie bei Töchtern von Beamten der Zuckerindustrie, möchte ich, schon mit Rücksicht auf den Kostenpunkt, zur Ausbildung auf das „Vereinslaboratorium der deutschen Zuckerindustrie" hinweisen, dessen Leiter, Herrn Professor Dr. A. Herzfeld, es seiner Zeit gelungen ist, uns Frauen diesen Beruf überhaupt zugänglich zu machen.

Frau Elisabeth Podlech,
Leiterin des Vereins Weiblicher Chemiker, Pelplin (Westpreußen), Zuckerfabrik.

*

Alice Salomon. **Soziale Frauenpflichten.**
Vorträge, gehalten in Deutschen Frauenvereinen. Eleg. ausgestattet, M. 2,20. **Soeben erschienen.**
„Das ganze Buch ist durchleuchtet von dem Hauptgedanken — dem Glauben an die soziale Mission der Frau." („Die Frauenbewegung".) Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag Otto Liebmann, Berlin W. 35.

Damen-Wohnungen.
1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.
Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Gr. Garten- und Obstbaumschule für Frauen und Mädchen, Schwetzingen.
Praktische und theoretische Unterweisung in
Blumenzucht, Obst- und Gemüsebau, Obst- und Gemüseverwertung.
Die Schülerinnen besorgen die Hausarbeiten unter Anleitung einer Haushaltungslehrerin selbst.
Aufnahme von Volontärinnen unter besonderen Bedingungen.
Beginn des Sommerkurses am 20. April ds. Js.
Auskunft durch den Vorstand **Unselt,** Gr. Hofgärtner.

Höhere Mädchenschule, wahlfreie Kurse und Lehrerinnen-Seminar
von Frau **Klara Hetzling, Berlin SW.,** Dessauerstr. 24
(dicht am Anhalter und Potsdamer Bahnhofe).
Anmeldungen täglich von 1—2, Freitags von 1—4 Uhr.

Gesangschule:
Emily Hamann-Martinsen
Oratorien- und Liedersängerin.
Schülerin
der Frau Prof. Marchesi, Paris.
BERLIN W., Bülowstr. 88.

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Die Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin, wird am 4. April die Feier ihres 25jährigen Jubiläums begehen.

*

Preisaufgabe.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1903 folgende Preisaufgabe zu stellen: „Es soll die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen begründet und die Organisation, sowie der Lehrplan solcher Schulen den modernen Anforderungen entsprechend dargelegt werden." Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 500 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königl. Akademie ab, welche ausschließlich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenen Foliobogen zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 20 und über 50 Foliobogen, sowie solche, welche den obigen Anforderungen nicht entsprechen, bleiben unberücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript in der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. Februar des Jahres 1904 an den Königlichen Bibliothekar, Herrn Oberlehrer Dr. Emil Stange in Erfurt, einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Kuvert ist beizufügen, welches die vollständige Adresse des Verfassers und das gleichlautende Motto enthält.

Die Bewerber werden im Laufe des Sommers 1904 von dem durch das Preisrichter-Kollegium gefällten Urteil in Kenntnis gesetzt. Die nicht prämiierten

The Study of English in Oxford.

Vacation Course in English Language & Literature in St. Hilda's Hall, Oxford. Commences July 2nd Ends July 29th. Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors. Apply

Mrs. Burch. 28 Norham Road. **Oxford.**

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Posen W. III.

Haushaltungsschule und Pensionat.

Seminar für Handarbeits-, Gewerbeschul- und Koch- und hauswirtschaftliche Lehrerinnen.

Ausbildung in allen praktischen Fächern für **Beruf** und **Haus.**

Kurse für Handelswissenschaften, einschl. fremder Sprachen, Stenographie und Schreibmaschine.

Beginn des Sommerhalbjahres am 16. April.

Programme und nähere Auskunft durch die Vorsteherin **Hermine Ridder.**

Verein Mädchengymnasium in Köln.

Eröffnung

der 6jährigen Gymnasialklassen und des Internats

Ostern 1903.

Schulgeld 126 M., Pensionspreis 700 M. jährlich.

Anmeldungen: Frau **von Langsdorff, Köln-Lindenthal,** Bachemerstraße 118.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Die abgeschlossene Bildung der 10klass. höheren Töchterschule. Aufnahmeprüfung. **Zweck d. Anstalt:** Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung f. **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen, sowie wirtschaftl. u. soziale Selbständigkeit. **Lehrgang 2jährig:** a) **Sämmtliche** theoret. und prakt. **kaufm. Fächer** einschließl. Wirtschafts-, Betriebs-, Gewerbelehre, Geld-, Bank-, Kreditwesen 2c. b) **Sprachen** (Ziel: Gewandtheit im freien, schriftl. u. mündl. Gebrauch). c) **Allgemein bildende Fächer:** Aufsatz, Zeichnen, Kalligraphie, deutsche, französ. und engl. Stenographie, Geographie, Warenkunde, Physik, Chemie 2c. Ein **Übungskontor** ersetzt die prakt. Lehre u. ermöglicht direkten Eintritt in auskömml. Stellungen. Auswärt. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — Auskunft, Prospekt und Jahresbericht unentgeltl. — Schriftl. u. mündl. Anmeldungen für d. nächste Schuljahr nimmt schon jetzt entgegen Direktor **Klepe,** Klapperhof 28. Sprechstunden Montags, Dienstags, Donnerstags, Freitags 12—1.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Digitized by Google

Arbeiten werden vernichtet, falls nicht die Verfasser bei der Einreichung ihrer Abhandlung unter Beifügung des Portobetrages den ausdrücklichen Wunsch erklären, dieselbe zurück zu erhalten. Auf weiteren Schriftwechsel wird sich die Königliche Akademie nicht einlassen.

Erfurt, im November 1902.

Der Senat
der Königlichen Akademie.
J. A.
Prof. Dr. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

O'Mnara, Barry, E. Napoleon I. in der Verbannung. Übertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. Meinungen und Äußerungen Napoleons über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in seinen eigenen Worten. 3 Bände ca. 60 Bogen 8°. Leipzig, Schmidt & Günther. 15 Mark, gebd. 18 Mark.

Paul, Johannes. Lucie. Eine Dichtung in Briefen und Tagebuchblättern. Dresden, E. Pierson's Verlag. 2 Mark.

Porisky, E. J. Die Studentin. Eine Novelle. Berlin, Hermann Walther.

Prager, Dr. med., in Barmen. Die sanitäre Erziehung erblich belasteter Kinder oder Wie kräftigen wir kranke und kränkliche Kinder. Leipzig, Verlag von Rudolf Roßberg.

Prager, Dr. med. Blutarmut und Bleichsucht, deren Ursachen, Verhütung und naturgemäße Behandlung. 1 Mark. Leipzig, Verlag von Rudolf Roßberg.

Rapp, Memoiren des General, Adjutant Napoleon I. Von ihm selbst erzählt. Übertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. Mit dem Bildnis vom General Rapp. 23 Bogen. Leipzig, Schmidt & Günther. 6 Mark, gebd. 7,50 Mark.

Rechtschreibung, Deutsche. 4. Aufl. Bielefeld, A. Helmich. 25 Pf.

Requiem. Erinnerungsblätter einer Mutter. Braunschweig, Rich. Sattler.

Riether, Gustav, Dr. Unser Kind. Ein Vormerkbüchlein über das Gedeihen des Kindes. Wien, Alfred Hölder. 1 Mark.

Roese, Chr., Dr., Oberlehrer. Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der lateinischen Sprache, ca. 45 Briefe in Lex. 8°. Jeder Brief 50 Pf. Leipzig, E. Haberland.

Schleier, Dr. theol. C. Giordano Bruno, der Dichter, Philosoph und Märtyrer der Geistesfreiheit. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Schlesinger-Eckstein, Therese. Die Frau im 19. Jahrhundert. Berlin, Verlag Aufklärung. 30 Pf.

Schmidt, Ada. Speisen-Verzeichnis zur Frage: „Was koche ich heute?" Leipzig, F. A. Körner. 30 Pf.

Schmiedel, O. In der Fremde daheim. Lebensbild aus der deutschen Kolonie in Tokyo. Heidelberg, Evang. Verlag G. m. b. H. 1,65 Mark, gebd. 2,50 Mark.

Zur Frauenfrage.

Thomas Rendalen

Roman von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von **Wilhelm Lange**

2. Auflage

Mit dem Bildnis des Dichters — Preis 3 M., eleg. geb. 4 M.

In diesem Roman des großen nordischen Dichters offenbart sich eine erstaunliche Schönheit und Fülle des Details, köstliche Frische der Natur- und Menschendarstellung, unerschöpflicher Reichtum an Gestalten, umfassende Weite und feinfühlige Tiefe der Psychologie. Er behandelt das

Problem der Mädchenerziehung

und der eigentliche Held ist eine neue Reform-Mädchenschule, deren Hauptaufgabe in der sittlichen Erziehung, der Ausbildung und Festigung des Charakters besteht.

Der Dichter behandelt das aktuelle und wichtige Thema in anziehender, lebendiger, packender Weise, nicht in Form einer trockenen Abhandlung, sondern als buntes, farbenprangendes Gemälde, reich an lebendigen Gestalten und sprühend vor Leben. In Leben ist selbst die Theorie umgesetzt, wie für den Dichter die Ideen, für die er kämpft, ja auch volles persönliches Leben sind.

Fürwahr, man mag über Björnsons Ideen und Tendenzen denken, wie man will, dem Eindruck wird sich kein unbefangener Leser dieses Romans entziehen können, daß er das Meisterwerk eines großen Dichters ist. (Nationalzeitung).

Der Roman ist im Verlage von Franz Wunder in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berliner Bambus- u. Luxus-Möbelfabrik

Inhaber:
Berger & Co., H. C. Freimüller
Berlin SO., Köpnickerstrasse 112, part.

Paravants, Ofenschirme und **Bänke, Gondeln, Damenschreibtische, Säulen, Brillantstühle** etc. **Veranda-Möbel, Luxus-Boudoir-, Erker-** und **Veranda-Einrichtungen** aus Theestaude, Congoeiche und Bambus zu Fabrikpreisen.

Illustr. Kataloge franco gegen freie Rücksendung.

Obst- u. Gartenbauschule für gebildete Frauen.
Marienfelde-Berlin.

Beginn des Kursus für Schülerinnen und Hospitantinnen 2. April. Lehrerinnen-Kursus vom 16. bis 30. April. Meldungen zu richten an

Marienfelde-Berlin. **Elvira Gastner Dr. D. S.**

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu **gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Adelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange,** Berlin-Halensee, Bornimer Straße 9.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen
::::::::: und Zeitschriften der Welt :::::::::

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Digitized by Google

Schreibershofen, H. von. Jan van Knebel. Erzählung aus Antwerpens Inquisitionszeit. Halle a. S., C. Ed. Müller. 4 Mark.

Stolle, Rose. Das Einmachen und Konservieren der Früchte und Gemüse, sowie die Bereitung von Essig, Fruchtsäften und Gelees, Obstweinen und Likören. Berlin, Wilhelm Möller, Verlag. 50 Pf.

Strecker, Karl. Totentanz. Hamburg, August Harms Verlag.

Originalrezept. — Weiße Rüben. 6 Personen. Zubereitungszeit 1 Stunde. Die Rüben werden von der dicken Schale befreit, in Streifchen geschnitten und in kochendem Salzwasser 20 Minuten gekocht, damit sie von ihrer Schärfe verlieren. Nun läßt man ein gutes Stück Butter heiß werden, dämpft darin eine feingeschnittene Zwiebel, giebt die Rüben hinein, streut Salz darüber und läßt sie unter öfterem Umwenden andünsten, bis sie eine hellgelbe Farbe haben, dann gießt man Fleischbrühe zu und ¼ Stunde vor dem Anrichten bindet man mit einem kleinen Eßlöffel angerührtem Mehl. Beim Anrichten fügt man zur Verfeinerung und Bekömmlichkeit des Gerichtes einen Eßlöffel Maggi-Würze bei. A. u. R.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: **Berlin W., Culmstr. 5.**

Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine höhere Privattöchterschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zum 1. April eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, gutes Französisch Bedingung. Gehalt 1000 bis 2000 Mark, frühere Tätigkeit an Schulen sowie Aufenthalt im Ausland wird angerechnet.

2. Für eine Familienschule in der Mark wird zum 1. April eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 24 Stunden, ca. 15 Kinder, Knaben und Mädchen von 7—12 Jahren, zu unterrichten. Gehalt 1020 Mark und freie Wohnung oder 1080 Mark ohne dieselbe.

3. Für eine höhere Privattöchterschule in Oberschlesien wird zum 1. April eine Oberlehrerin für den Unterricht in Deutsch, Französisch, Englisch, Geschichte und Geographie gesucht. Fakultas nebensächlich. Gehalt 1800 Mark und 180 Mark Wohnungszuschuß.

4. Für eine königliche höhere Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar im Osten Deutschlands wird zum 1 April eine erfahrene, evangelische, für Französisch und Deutsch geprüfte Oberlehrerin gesucht. Gehalt 1800 Mark, steigend bis 2800 Mark, und 660 Mark Wohnungsgeld Unterricht im Seminar und in den Oberklassen.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine adlige Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum 1. April eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 9 Jahren. Mit älterer Tochter von 15 Jahren Sprachen und Musik treiben. Gehalt 800 Mark.

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Required by a young English lady (25) an Engagement as Governess in a German school or family. 5 yearis experience. — **M., 53. Lausanne Road, Stornsey. London N.**

Lette-Verein

○ ○ unter dem Protektorat ○ ○
I. M. der Kaiserin u. Königin.

Berlin W.,
Victoria Luisen-Platz 6.

Am 1. April beginnt der neue Kursus des **Seminars zur Vorbereitung für das staatliche Handarbeitslehrerinnen-Examen.** Dasselbe ist auch für solche Damen erforderlich, welche sich zur **Industrielehrerin** ausbilden wollen. — Das Seminar besitzt eine eigene Übungsklasse.

Für wissenschaftliche Lehrerinnen **Sonderkurse** zur Vorbereitung für das Handarbeitslehrerinnen-Examen in entsprechend **kürzerer Zeit.**

Nähere Auskunft schriftlich wie mündlich durch das Verwaltungsbureau des Lette-Vereins, geöffnet wochentäglich von 9—6 Uhr.

Prospekte gratis und franko.

Der Vorstand.

Lette-Verein,

Unter dem Protektorat J. M. der Kaiserin u. Königin.

Berlin W., Viktoria Luisen-Platz 6.

Am Ersten eines jeden Monats beginnen

a) in unserer **Gewerbeschule:** die neuen Kurse für alle einfachen und feinen Handarbeiten, Kunststickereien, für Maschinensticken und Ornamentzeichnen für Schneidern, Putz, Wäschezuschneiden und -Nähen, Plätten, Frisieren 2c.;

b) in der **Kochschule:** die neuen Kurse zur Erlernung der einfachen und feinen Küche, des Backens, Servierens 2c.;

c) Ausbildung zur Kammerjungfer und für den häuslichen Beruf in den hierfür erforderlichen Fächern;

d) Ausbildung junger Mädchen in der **Buchbinderei** und unentgeltliche Aufnahme von Lehrlingen.

e) Unentgeltliche Ausbildung von Kunststickerinnen und Schriftsetzerinnen.

Damenpensionat im Hause.

Nähere Auskunft und Anmeldung durch das **Verwaltungsbureau,** geöffnet von 9—6 Uhr wochentäglich.

Prospekte gratis und franko.

Familien-Pension I. Ranges

von [21]

Elisabeth Joachimsthal

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichanstraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Jena. **Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen**
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. F. Haft und Frau.

Hübsches Landhaus
am Bodensee mit 10 ar Garten, passend zu kleiner Fremdenpension, zu verkaufen. Preis M. 18 000. Frau **L. Guertler, Allensbach,** Amt Konstanz.

Sehr günstiger Verkauf einer

Sommer-Pension

Sächs. Schweiz, prachtvoll gelegen. Adr.: **Dresden,** Uhlandstraße 5, II.

Paris. **Mr. de la Peine** vient de transférer sa pension **81. Boulevard St. Michel** pour faciliter aux pensionaires la fréquentation des cours de la Sorbonne et de l'Alliance française.

Paris.

In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburgpalastes finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez **Mme Pagesu. Paris VI rue, Monsieur le Prince 48.**

Zur Miterziehung der einzigen Tochter wird ein **Mädchen gesucht** von 12 Jahren aus guter Familie. Waise bevorzugt. Bewerbungen sind zu richten an Frau **Ottilie Scheibner, Liegnitz,** Nikolaistr. 4.

Paris 19 Rue Brunel, 17 arrt.

Mme Poujaud reçoit quelques jeunes dames desirant visiter Paris et se perfectionner dans la langue Française. Bon. ref. prix modé. Vie de famille (n'est pas une école).

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Digitized by Google

2. Eine adlige Familie auf dem Lande in Oesterreich sucht zum baldigen Antritt eine erfahrene katholische Erzieherin für ein Mädchen von 12½ einen Knaben von 7½ Jahren. Englische oder französische Konversation, etwas Musik Bedingung. Gehalt 1500 Mark.

3. Eine gräfliche Familie auf dem Lande in Schlesien sucht zum 1. April eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 11 Jahren. 2 Knaben sind teilweise zu unterrichten. Gute Sprachkenntnisse Bedingung Gehalt 800 Mark.

4. Eine deutsche Familie in Spanien sucht zum 1 Juli d. J. eine jüngere, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin, katholisch oder evangelisch, für 2 Mädchen von 13 und 12 Jahren, 2 Knaben von 9 und 6½ Jahren. Auslandssprachen erwünscht. Gehalt 1500 Mark, freie Reise.

5. Eine adlige Familie auf dem Lande in Pommern sucht zum 1. April eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 15 Jahren. Auslandssprachen verlangt, Gehalt bis 1000 Mark, Musik nicht Bedingung.

6. Eine adlige Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum 15. April eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 12 und 8 Jahren. Eventuell noch ein Knabe von 5½ und ein Mädchen von 6½ Jahren zusammen zu unterrichten. Gute Sprachen und Musik verlangt. Gehalt 1000—1200 Mark.

7. Eine adlige Familie auf dem Lande in Westpreußen sucht zum 1. April eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 7 und 9 Jahren. Gutes Englisch Bedingung. Gehalt 8—900 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W., Culmstraße 5 pt.

Das alt bewährte
MAGGI
verbessert
SUPPEN, SAUCEN und GEMÜSE

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des

Lotus Verlag in Leipzig

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin W., Leipzigerstr. 92. ✱ Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. ✱

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau.

Frauenwahlrecht.

Von

Helene Lange.

Zweite vervollständigte Auflage.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung von 65 Pf. direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. **W. Moeser Buchdruckerei.**

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

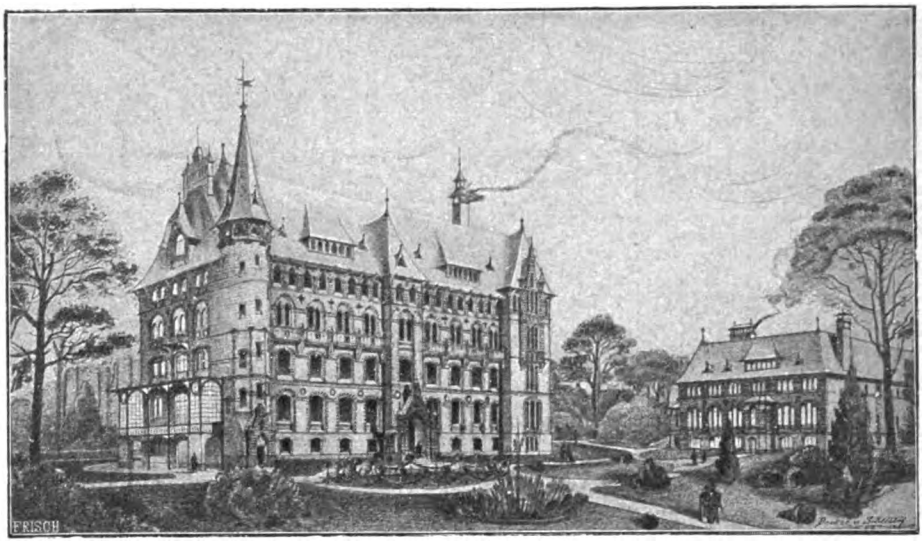
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr für Haus II von 11—1 Uhr

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30.
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

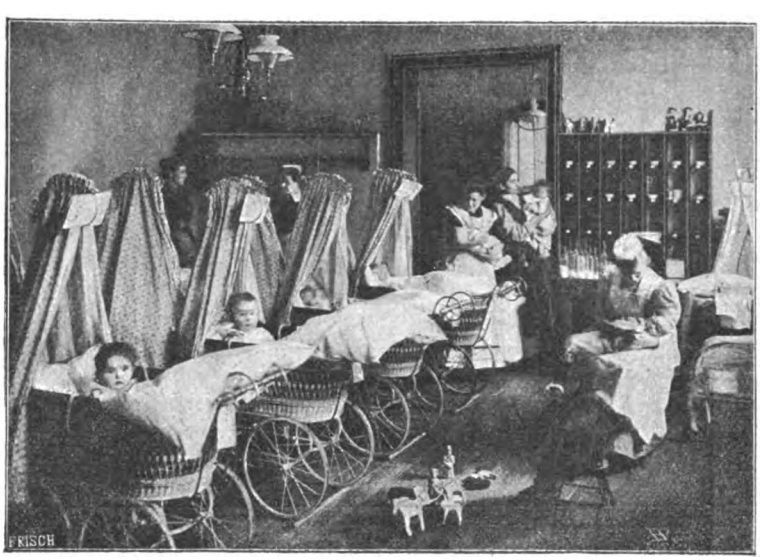
Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.

Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse.
Vermittlungsklasse.
Kindergarten.
Säuglingspflege.
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin.

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 7 April 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Grundfragen der Mädchenschulreform.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wo heute über Mädchenbildung verhandelt wird, sehen wir meistens einzelne praktische Fragen, wie sie die drängenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zeitigen, in den Vordergrund treten. Früher, wo die Möglichkeit einer selbständigen wirtschaftlichen Existenz der Frau mit ihren besonderen Anforderungen noch nicht in Frage kam, erging man sich gern mit einer gewissen Muße und Beschaulichkeit in einer Programmmache im großen, die ein ganzes System weiblicher Bildung nach einem bestimmten Grundprinzip ausbaute. Sie beginnt bewußt erst mit Rousseau. Eine Art unbewußter Programmmache liegt freilich schon vorher der Mädchenbildung zu Grunde. Das dabei vorschwebende Ziel ist, die Frau mit dem auszurüsten, was ihre Rolle als Frau ihres Mannes erfordert. Unter diesen Gesichtspunkt fällt zum Teil schon die einzige Zeit einer der männlichen gleichwertigen Frauenkultur, die unsere Geschichte aufweist: die Zeit der geistlichen Bildung der Frau in den Klöstern und der weltlichen gesellschaftlichen Kultur der ritterlichen Frauen. War in den Klöstern vielfach das wirkliche Interesse an der Wissenschaft ausschlaggebend, so ist das Endziel der Bildung der ritterlichen Frau ihre Ausrüstung für die Rolle, die sie als Angehörige ihres Standes in gesellschaftlichem Sinne zu spielen hat. In dem den Ritterstand ablösenden Bürgertum, das in seiner breiten Masse die Frau nicht mehr, wie einst der Minnedienst, zum Mittelpunkt des geselligen Lebens machte, schwand auch das Bedürfnis, sie an dem Wissen der Zeit teilnehmen zu lassen. Nur was die Kirche von ihren Gläubigen verlangte, wurde auch den Frauen auf eine oder die andere Weise notdürftig beigebracht. Rät doch ein lateinisches Lehrgedicht des 13. Jahrhunderts dem verunglückten Gelehrten:

Digitized by Google

Kannst du die Grammatik auch nicht so recht erfassen,
Bist du schwachen Geists vielleicht oder schwach bei Kassen,
Lerne nur den Psalter gut und die Horen richtig,
So bist du schließlich immer noch zum Mädchenlehrer tüchtig.[1])

Daß auch zur rechten Erfüllung der einfachsten Aufgaben der schlichten Hausfrau und Mutter im Volke ein scheinbar gar nicht damit zusammenhängendes Wissen wertvoll werden könne, diesen Gedanken vertritt zuerst wieder Luther; daß dies Wissen nicht beschränkter zu sein brauche als das des Mannes, ein Jahrhundert später Comenius. Das praktische Leben aber beherrscht nach wie vor der Grundsatz: die Frau hat zu lernen, was die Stellung des Mannes von ihr erfordert, und wir sehen diesem Gedanken in naivster Form noch durch die Populärpädagogen des 17. Jahrhunderts Ausdruck gegeben, wenn z. B. Moscherosch den Mädchen empfiehlt, rechnen zu lernen, „auf daß, so ihr durch Gottes gnädige Schickung in einen Heirat kommen solltet, da verrechnete Dienste sind, ihr eurem Mann möchtet zu Hülfe sein" oder wenn später Flattich sich rühmt: „Ich habe meine Töchter im Leiblichen und Geistlichen nicht begehrt raffiniert zu machen. Sie sind so in der Einfalt nach der Weise der Patriarchen aufgezogen . . . Was noch fehlet, kann ein maritus selbst erstatten und sie gewöhnen, wie er sie haben will."

Auch die breiten Schichten des Volkes dachten nicht anders. Mit dem Eindringen der schlüpfrigen italienischen und französischen galanten Romanliteratur, mit der Angst vor den verwegenen, ketzerischen neuen Gedanken der aufsteigenden Naturwissenschaften wächst noch die allgemeine Abneigung gegen das Schulwissen der Mädchen. Verständige Behörden, wie man sie hier und da findet, kämpfen einen harten Kampf gegen den Widerstand der Eltern, ihre Töchter schreiben und lesen lernen zu lassen, ja sie sehen sich häufig zu der Konzession gezwungen, Schreiben wenigstens nur von den Mädchen zu verlangen, deren Eltern es ausdrücklich gestatten. Sind doch viele bis in das 19. Jahrhundert hinein der Ansicht jenes alten Schulmeisters: „bei den virginibus ist das Schreiben nur ein vehiculum der Lüderlichkeit." Wenn August Hermann Francke in seinem Gynaeceum, der „Anstalt für Herren Standes, adeliche und sonst fürnehmer Leute Töchter", wenn die gelehrten Sprachgesellschaften auf eine höhere Bildung der Frauen dringen, so ist das eben deshalb, weil die Gesellschaft wieder einmal die Aneignung einer fremden Kultur verlangte. Die Französin ist schließlich doch auch in dem Gynaeceum des urdeutschen Francke die Hauptperson. Man versteht das Eifern des kernhaften Justus Moeser gegen diese französierende Verbildung; freilich schüttet er unter dem Beistand seiner „guten Seligen" das Kind mit dem Bade aus.

Höchst seltsam berührt es nun, daß der erste, der ein festgefügtes System aus dieser Bildung der Frau für den Mann und so weit es dem Manne bequem war, machte, daß Rousseau weit zahlreichere und tatkräftigere Anhänger in Deutschland gefunden hat als in Frankreich. Und das bis in unsere Tage hinein. Als in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Frankreich durch seine lex Camille Sée einen dem Knabenunterricht gleichwertigen Mädchenunterricht schuf, stand das deutsche Mädchenbildungswesen noch unter dem ausschließlichen Einfluß der Weimarer Mädchenschulpädagogen und ihrer unsterblichen These: Das Weib muß gebildet werden, damit der deutsche Mann nicht durch ihre geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit an dem häuslichen Herde gelangweilt werde.

[1]) S. Handbuch der Frauenbewegung, Teil III. Geschichte und Stand der Frauenbildung in Deutschland.

Digitized by Google

So befremdlich vielen von uns dieser Ausspruch heute klingen mag, so begreiflich erscheint er dem, der tiefer in die pädagogische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts hineingesehen hat. Von dem direktesten Schüler Rousseaus, Basedow, an, der das Programm des Franzosen, freilich mit sehr wenig Grazie, einfach ins Deutsche überträgt, bis in den Schluß des 19. Jahrhunderts hinein finden wir eine Reihe bekannter und glänzender Namen der pädagogischen und gelehrten Welt als Träger der Theorie vom absoluten Gegensatz der Geschlechter und einer daraus abzuleitenden absoluten Ungleichheit der Bildung, und von der Unterordnung des einen Geschlechts unter das andere. So meint der einflußreiche Pädagoge Schwarz die Garantie für eine bequeme Lebensgefährtin zu haben, wenn er dem Mädchen „Seelenstille, Seelenreinheit, Seelenschönheit" anerzieht, und der große Kant macht schon jene bekannte saubere Zweiteilung zwischen dem vernünftelnden Mann und der empfindenden Frau und folgert ganz korrekt: Von dem Weltgebäude werden die Frauen „nichts mehr zu kennen nötig haben, als nötig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaßen begriffen haben, daß noch mehr Welten und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seyn".

Auf ganz derselben Grundlage ruht eines der ersten praktischen Mädchenschulprogramme, das des seinerzeit vielgenannten Berliner Rektors Spilleke, der sämtliche Lehrfächer der höheren Mädchenschule einordnet in die zwei Rubriken: unmittelbarer Religionsunterricht und mittelbarer Religionsunterricht. Als Religionsunterricht muß seiner Ansicht nach in der Mädchenschule jeder Unterrichtsgegenstand im letzten Grunde aufgefaßt werden, um dem Gemüt die wünschenswerte Form geben zu können.

Man sollte nun meinen, solche Stimmen seien zum Schweigen gebracht worden in dem Augenblick, wo nicht mehr ausschließlich das oft verspottete und geleugnete geistige Bedürfnis der Frau in Frage kam, sondern die drängende Not der Zeit ihr eine tiefere Bildung zur Lebensbedingung machte. Aber im Gegenteil. Bis in die achtziger Jahre hinein werden diese Stimmen immer wieder laut, ja in noch schärferem Ton, in dem manchmal eine höhnische Note mitklingt. Wenigstens wird man es kaum anders nennen können, wenn Paul de Lagarde in seinem Programm der konservativen Partei verlangt, daß aus den Häusern alle Welt- und Literaturgeschichten verschwinden, wenn aus den Mädchen etwas werden solle. Denn, so behauptet er: „ein einziger Mann, der in seiner Pflichttreue und Begeisterung einem Mädchen bekannt wird, das er sogar ignorieren darf, wirkt bildender als alle die getonten und bedruckten Haderfilze Deutschlands zusammen ... Jedes Mädchen lernt nur von dem Manne, den es liebt, und es lernt dasjenige, was, und so viel, wie der geliebte Mann durch seine Liebe als ihn erfreuend haben will." Aus dem gleichen Geist bedauert Professor v. Nathusius, daß man „dem Manne so viel tägliches Vergnügen raube, indem man die Mädchen zu gelehrt mache."

Es würde leicht sein, die Zahl dieser Belegstellen noch um viele zu vermehren.[1]) Selten, sehr selten klingt bei maßgebenden Männern ein Ton an, der auf die Erkenntnis hindeutete, daß die Frau zur selbständigen Persönlichkeit gebildet werden müsse, um ihrer selbst willen, und vor allem um ihrer Kinder willen. Diesen Gedanken finden

[1]) Wer sich für die Frage interessiert, sei auf die Darstellung der deutschen Frauenbewegung und des deutschen Mädchenschulwesens im I. und III. Teil des Handbuchs der Frauenbewegung (W. Moeser, Berlin 1901, 1902) verwiesen, dem die vorstehenden Citate zum größten Teil entnommen sind.

Digitized by Google

wir fast ausschließlich durch Frauen vertreten. Er hat sich, durch den Zwang der äußeren Verhältnisse unterstützt, sehr langsam durchgesetzt; wir dürfen wohl sagen, daß er heute im Beginn des neuen Jahrhunderts als stillschweigende Voraussetzung hinter allen Reformbestrebungen steht, die auf dem Gebiete der Mädchenbildung von den verschiedensten Seiten eingeleitet werden.

* * *

Wer nun auf dem Boden der Auffassung steht, daß die Frau ihrem tiefsten Wesen nach anders geartet ist, als der Mann, und ich bekenne mich vollständig zu dieser Auffassung, der wird sich zu fragen haben, inwiefern diese Verschiedenheit, die natürlich keineswegs einen absoluten Gegensatz in sich schließt, Abweichungen der Mädchenbildung von der der Knaben bedingt. Wir werden am besten zur Klarheit kommen, wenn wir die Aufgabe der Schule nach ihren verschiedenen Seiten auf eine bequeme Formel zu bringen suchen. Mir scheint der Inhalt dieser Aufgabe in folgenden drei Punkten ausgedrückt zu sein: Die Schule soll die Fähigkeiten entwickeln, sie soll in das Verständnis der Umwelt einführen, und sie soll wenigstens die erste Handhabung der Werkzeuge lehren, mit denen man sich in dieser Umwelt behauptet.

Was zunächst den ersten Punkt betrifft: die Entwicklung der Fähigkeiten, so kann es natürlich nicht meine Aufgabe sein, zu untersuchen, welche Fähigkeiten die Schule überhaupt entwickeln sollte, ein Punkt, über den die Zukunft vermutlich ganz anders urteilen wird, als wir von heute. Ich kann nur mit den Verhältnissen von heute rechnen und muß mich darauf beschränken, zur Erörterung zu stellen, ob die Differenz, unter die man gerade in diesem Punkt die Knaben- und Mädchenbildung zu stellen pflegt, das Rechte trifft oder nicht. Diese Differenz hat nun nicht nur nach dem bisher erörterten Programm, sondern nach der bei vielen Mädchenschulpädagogen auch heute noch herrschenden Tradition hauptsächlich darin zu bestehen, daß bei dem Knaben vorzugsweise der Verstand, bei dem Mädchen das Gemüt zu entwickeln sei. Als Begründung dafür weist man auf eine von der Natur gegebene, nach diesen Richtungen zielende Anlage hin, sowie auf den stärkeren Verbrauch, den das Leben vom Mann an Verstand, von der Frau an Gemüt fordere.

Lassen wir zunächst einmal diese Argumentation zu, und fragen wir uns: wie wird denn diese besondere Pflege des Gemüts bei den Mädchen betrieben, und was kommt dabei heraus?

Die Zeiten des alten Spilleke, der ein so köstlich einfaches Rezept für diese Gemütspflege wußte, nämlich jedes Fach als mittelbaren oder unmittelbaren Religionsunterricht zu behandeln, sind vorüber. Wir müssen der höheren Mädchenschule — die Volksmädchenschule hat ein von der Knabenschule abweichendes Programm überhaupt nicht aufgestellt — die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugestehen, daß sie seit der Falk'schen Aera keinen Versuch einer Zwangsgruppierung dieser Art mehr gemacht hat. Für die Pflege des Gemüts kommen daher eigentlich nur zwei, oder, wenn der Geschichtslehrer danach ist, drei Fächer in Betracht, Religion, Deutsch und Geschichte. Inwiefern läßt sich nun eine besondere Pflege des Gemüts in diesen Disziplinen denken, oder mit anderen Worten: wie ist hier das Plus gedacht, das dem Knabenunterricht gegenüber herauskommen soll? Denn offenbar soll doch auch der Knabenunterricht die religiös-sittlichen Fähigkeiten entwickeln, das Verständnis für die große Welt unserer Dichter und das Wesen ihrer künstlerischen Verkörperung, sowie das Vermögen, die Idee des Edelmenschlichen, Sittlich-Großen aus den Persönlichkeiten und

Digitized by Google

den Entwicklungszusammenhängen der Geschichte auf sich wirken zu lassen. Was den Mädchen an Plus gegeben werden kann und tatsächlich meistens gegeben wird, ist ein stärkerer Appell an ihre Gefühle, der denn auch auf eine stärkere Entwicklung des Gefühlslebens nicht ohne Einfluß bleibt.

Ist nun das identisch mit Entwicklung des Gemüts? Ich glaube, daß gerade hier der fundamentale Irrtum in unserer Mädchenerziehung liegt. Davon sollte schon das Resultat, das auf den Händen liegende Resultat dieser Erziehung überzeugen: jene unleugbare Überspanntheit der Gefühle, die in der spezifisch deutschen Schwärmerei für Religions- und Literaturlehrer und in jenem Sichabwenden vom wirklichen Leben liegt, das der Tochter mit dem zehn Jahre lang so intensiv gebildeten Gemüt ruhig gestattet, sich in Romanwelten zu versenken, ohne der geplagten Mutter beizuspringen, obwohl sie bei der in Mädchenschulen gewöhnlich recht eingehend erörterten Stelle: „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung" ihrem Lehrer die treffendsten und feinfühligsten Antworten gegeben hatte. Diese intensive Gemütsbildung läßt es zu, daß das junge Mädchen von Ball zu Ball flattert, ohne von dem sozialen Elend, das durchaus in ihrer Gesichtsweite liegt, auch nur im geringsten Notiz zu nehmen. Das fein kultivierte Gemüt läßt es in nicht seltenen Fällen sogar zu, daß das Mädchen über die innerlichsten Forderungen ihrer Persönlichkeit hinweg mit recht irdisch-derben Kompromissen in die Ehe tritt.

Um den fundamentalen Irrtum, der hier zu Grunde liegt, mit einem Wort zu bezeichnen: das Gemüt *kann* eben nicht durch Gedankenschwelgereien gebildet werden, nicht durch ein absichtliches Aufspüren und Demonstrieren von Gefühlsmomenten über das hinaus, was die großen Gegenstände, deren erste Vermittlung die Schule übernimmt, an sich, unter bloßer Interpretation des Lehrers, zu sagen haben; das Gemüt findet seine tiefere Durchbildung nur durch *Taten*, durch die Erfüllung an uns herantretender sittlicher Forderungen.

Wenn nun schon durch das starke Fiasko, das die Mädchenschule an diesem Punkt aufzuweisen hat, die herrschende Methode gerichtet erscheint, so auch durch eine ganz einfache psychologische Erwägung. Es ist völlig richtig, daß bei dem Mädchen die Gefühls-, bei dem Knaben die Verstandesanlage vorherrscht, richtig, daß die bösen Schulbuben, die bei Andersen dem kleinen Mädchen die Puppe hoch oben in den Baum setzen, den tiefen Seelenschmerz der Eigentümerin dieser Puppe gar nicht nachzuempfinden vermögen. Aber ist denn daraus zu schließen, daß diese von der Natur gegebene und daher auch schwerlich je verlierbare Verschiedenheit weit über die Grenzen des von der Natur Gewollten hinaus gesteigert wird? Ist etwa der bei uns heute vielfach herrschende Zustand ein naturgewollter, daß Mann und Frau zwei verschiedene Sprachen reden, daß *ihn* nur noch Tatsachen, *sie* nur noch Personen und die damit zusammenhängenden Gefühlskreise interessieren? Sollte nicht vielmehr eine vernünftige Schulbildung alles thun, um die schon durch so manche andere Einrichtung unseres gesellschaftlichen Lebens geförderte Hypertrophie des Gefühls bei den Frauen zurückzubilden zu seiner natürlichen und zweckmäßigen Stärke? Ist es denn nicht überdies eine jämmerliche Phrase, daß die Hausfrau und Mutter in erster Linie des Gefühls bedürfe? Nach meiner Auffassung bedarf sie davon nicht mehr und nicht weniger, als die Natur ihr mitgegeben hat. Ihre weibliche Anlage wird sich ganz von selbst in der Auffassung und Aneignung des von der Schule Gebotenen betätigen und entfalten, ohne daß sie durch besondere Nachhilfe, durch eine Art von Gemütsmastkur,

Digitized by Google

besonders, d. h. auf Kosten der anderen Seiten ihres Wesens, gepflegt wird. Was die Kultur ihr dazu geben muß, ist die logische Schulung, die ihr ermöglicht, im praktischen Leben die Gefühlselemente in sich intellektuell durchzubilden und zu beherrschen, ist die Einführung in die tatsächlichen Verhältnisse, in denen die Frau den Kulturwert ihrer spezifischen Geschlechtsanlagen nachher zur Geltung bringen soll.

Und das bringt uns zu dem zweiten Punkt: wie steht es mit der Einführung der Frauen in die Verhältnisse der realen Welt? Auch hier kann es unmöglich meine Aufgabe sein, alles zu kennzeichnen, was mir in unserm heutigen Schulwesen unrichtig erscheint. Das würde sonst auf eine meinem Thema fern liegende Kritik auch des Knabenunterrichts hinauslaufen. Denn daß es auch hier mit der Einführung in die wirkliche Welt hapert, dürfte niemand bestreiten wollen. Um aber in dem mir hier gesteckten Rahmen zu einem greifbaren und verwertbaren Resultat zu gelangen, muß ich mich wieder beschränken auf das, was die Mädchenschule von der Knabenschule unterscheidet.

Es ist klar, daß unter Einführung in unsere Umwelt nicht etwa nur die Vermittlung der dem jugendlichen Alter entsprechenden Kenntnis der heutigen Welt und der sie wesentlich bestimmenden Faktoren zu verstehen ist; diese Einführung umfaßt vielmehr auch den geschichtlichen Werdegang, auch das Verständnis der Gedankenwelt vergangener Epochen. Bis auf den heutigen Tag noch herrscht in dieser Beziehung ganz ausgesprochen ein doppeltes Prinzip für Mädchen- und Knabenschulen. Aus dem 18. Jahrhundert, wo die populär-wissenschaftlichen Bücher für Frauen: „Weltweisheit für das Frauenzimmer", „Mathematik für das schöne Geschlecht" u. s. w. ins Kraut schossen, haben sich die Lehrbücher ad usum puellae bis in die Gegenwart hineingerettet. Man braucht aber auch nur die Lehrziele ins Auge zu fassen, die in den preußischen Bestimmungen über den Geschichtsunterricht den Mädchenschulen im Gegensatz zu den Knabenschulen gestellt sind, um zu begreifen, daß auf solcher Grundlage allerdings besondere Leitfäden für Mädchenschulen nötig sind. Für die Knabenschulen soll erreicht werden: Kenntnis der Geschichte „im Zusammenhang ihrer Ursachen und Wirkungen und Entwicklung des geschichtlichen Sinns"; in der Mädchenschule dagegen „fällt dem Geschichtsunterricht im Verein mit dem Unterricht in der Religion und im Deutschen die Aufgabe zu, den heranwachsenden Mädchen eine höhere sittliche Auffassung des Lebens zu vermitteln, die Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit in ihnen fester zu begründen."

Also auf der einen Seite Entwicklung des geschichtlichen Sinns, Einführung in die großen Kausalzusammenhänge — auf der andern Seite als Endziel Befestigung der „Liebe zur Menschheit!" Wenn man darauf verzichtet hat, die doch gewiß auch für den heranwachsenden Knaben sehr wünschenswerte „Liebe zur Menschheit" auf diese einfache Weise einzutrichtern, so ist das wohl damit in Zusammenhang zu bringen, daß man sich bei der ernst zu nehmenden Knabenschule der geschwollenen Phrasenhaftigkeit dieses Ausdrucks zu deutlich bewußt sein mußte. Gerade unsere Zeit mit ihren Reformversuchen auf allen Gebieten, mit der großen Mitverantwortlichkeit, die die konstitutionelle Organisation unseres gesamten öffentlichen Lebens dem einzelnen auferlegt, verlangt vor allem den geschichtlichen Sinn, das heißt die Fühlung für die Bedingtheiten und Entwicklungsmöglichkeiten des geschichtlichen Lebens. Sie tut in einer Zeit, wo die Frauen mehr und mehr in die Öffentlichkeit hinaustreten, gerade ihnen, den auf die Gefühle gedrillten, doppelt not. Eine „Liebe zur Menschheit," die

Digitized by Google

sich mit dem Einblick in die geschichtlichen Zusammenhänge nicht verträgt, ist eine Gefühlsduselei. Sie als Ziel zu setzen, öffnet der Tendenzmache Tür und Tor. Daß die Mädchen sehr wohl für einen ganz im Sinne des Knabenunterrichts gehandhabten Geschichtsunterricht zugänglich sind, daß sie ihm lebhaftes Interesse entgegenbringen, davon haben mich jahrelange Erfahrungen in der Leitung der Berliner Gymnasialkurse überzeugt. Übrigens: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Wir dürfen wohl wiederum fragen, wo ist denn diese durch den Geschichtsunterricht nach amtlicher Überzeugung doch wohl erweckte „Liebe zur Menschheit" bei unseren jungen Mädchen zu finden? Um es noch einmal zu wiederholen: gerade das soziale Interesse, und das wäre doch die konkrete Gestaltung der nebelhaften „Liebe zur Menschheit", ist der am allerwenigsten ausgebildete Zug der aus der höheren Mädchenschule hervorgegangenen Frauen.

Wenn sich auch in den Bestimmungen über den deutschen Unterricht für Mädchen und Knaben Spuren jenes Gegensatzes von „Liebe" einerseits und geschichtlichem Verständnis andrerseits finden, so doch nicht in so krasser Form. In der Praxis herrscht aber auch hier in nicht berechtigtem Umfang das Prinzip der Differenzierung. Während neun Zehntel der Jugend unseres Volkes die nationale Literatur in einem gleichen Ausschnitt, aus denselben Lesebüchern kennen lernt, hält man bei der Jugend der sogenannten höheren Stände eine Trennung für absolut geboten, als ob man die Gedankenkreise nicht weit genug auseinanderreißen könnte. Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises darauf, daß das Gefühlselement in den Lesebüchern für Mädchen eine stärkere Betonung erfährt. Es sind nicht eben die schlecht veranlagten Mädchen, die an den Lesebüchern ihrer Brüder größeres Gefallen finden als an ihren eigenen. Wenn wir das augenblicklich in dankenswerter Weise angestrebte Ideal eines guten Lesebuches erreichen, das neben der klassischen auch die wertvolle moderne Literatur darbietet — und wir haben ja schon Bücher, die diesem Ideal nahekommen — dann ist absolut nicht einzusehen, weshalb ein solches Buch nicht für beide Geschlechter sein sollte. Es würde überdies den Knaben sehr wohltun, wenn sie einmal auch über das bisher nur verschämt in Mädchenschulbücher eingeschmuggelte Wirken tüchtiger Frauen etwas erführen, ebenso wohl wie den Mädchen eine gründlichere Einführung in die große geschichtliche Literatur.

Aber auch abgesehen vom Lesebuch stellt sich der deutsche Unterricht in Mädchenschulen vielfach als eine liebevolle Pflege der natürlichen Einseitigkeiten der Mädchen dar. Wenn die preußischen Bestimmungen vorschreiben, „die gewählten Gedichte dürfen dem weiblichen Anschauungs- und Empfindungskreise nicht fern liegen", so bedeutet das, abgesehen von dem Kautschukartigen dieser Bestimmung, die Ausschließung einer wertvollen und wichtigen Seite des menschlichen Geisteslebens aus dem Gesichtskreis der Frau, eine Einengung ihrer Verständnisfähigkeit. Hier liegt eine der feinen Wurzeln der bis zur gegenseitigen geistigen Fremdheit gehenden Interessenverschiedenheit der Geschlechter in Deutschland. Man hat — um zu einem konkreten Beispiel zu kommen — wohl behauptet, daß der Wallenstein den Mädchen durch den Unterricht nicht nahe zu bringen sei, oder daß das Verständnis für Uhlandsche Balladen, wie „die Schlacht von Reutlingen" wegen des spezifisch männlich-ritterlichen Ehrgefühls, das dort die Grundlage bildet, bei Mädchen nicht zu erreichen sei. Das kann nach meiner Erfahrung zunächst nur in sehr beschränktem Grade zugegeben werden. Es liegt eben das, wie vieles andere, beim Lehrer. Aber selbst wenn das Verständnis für eine so spezifisch männliche Handlungsweise noch ferner läge, als es tatsächlich der Fall ist, so würde

Digitized by Google

daraus keineswegs die Zurücksetzung solcher Dichtungen in der Mädchenschule zu folgern sein. Es handelt sich doch nur um eine einfache Anschauung menschlicher Handlungsweise, die dem Mädchen als Tatsache gegenübersteht, und die sie als Tatsache anerkennen und zu verstehen versuchen muß, ob sie sie nun mit ihren tiefsten Sympathieen erfaßt oder nicht. Übrigens ist es für den durch die Verhältnisse gezeitigten wachsenden Wirklichkeitssinn der jungen Mädchen von heute bezeichnend, daß sich — wie mir vielfache Erfahrungen bewiesen haben — ihr Interesse weit mehr Wallenstein zuwendet, als dem früher im Mittelpunkt der Mädchenträume stehenden Max Piccolomini.

Es ist nicht möglich, alle Schuldisziplinen in dieser Weise durchzugehen. Nur ein Wort über die Naturwissenschaften sei noch gestattet. Hier ist eine Gleichheit der Ziele schon durch den einfachen Umstand ausgeschlossen, daß die Mädchenschule keine Mathematik fordert. Der Lehrer ist daher auf großen Gebieten auf die Darbietung fertiger Resultate angewiesen. Daß diese Resultate auf dem festen Grunde mathematischer Beweisführung stehen, daß sie erarbeitet werden wollen, bleibt den Mädchen fremd. Das mag einer der Gründe sein, die die Naturwissenschaften auch in ihren anderen Disziplinen zum Stiefkind der Mädchenschule werden ließen, die sie über etwas Spielerisches nicht hinauskommen lassen und eine feste Aneignung selbst elementarer Tatsachen hindern. (Wenn es vor kurzem geschehen konnte, daß in einer von Frauen redigierten Zeitschrift Eier legende Raupen dem billig erstaunten Publikum vorgeführt wurden, so ist das wohl zu dieser Behauptung die beste Illustration.) Das Resultat ist, daß die Frau — auch hier wieder im Gegensatz zum Mann — das gewaltige Gebiet der Naturwissenschaften nicht frühzeitig genug in den Kreis ihrer Anschauungen aufnimmt, um einerseits seine positive Bedeutung recht zu würdigen, andrerseits, wenn sie zur intellektuellen Selbständigkeit sich durcharbeitet, für die philosophischen Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis die richtige Abschätzung zu haben. Und daraus folgt wieder die heute bei so vielen halbgebildeten Frauen beobachtete unbegrenzte Hochachtung vor der sogenannten naturwissenschaftlichen Weltanschauung, die keinen anderen Faktor kennt, als eben die Naturwissenschaften, und sich über die schwierigsten erkenntnistheoretischen Probleme mit einem kühnen salto mortale hinwegsetzt. Gerade der dilettantische Bildungseifer der Frauen in bezug auf dieses Gebiet dürfte beweisen, daß ein Interesse für die exakten Wissenschaften bei ihnen nicht fehlt. Daß die Mädchenschule aber auch diese Fächer genau so behandeln könnte, wie die Knabenschule, das beweisen wiederum nicht nur die Resultate in den deutschen Mädchen-Gymnasialanstalten, sondern auch die längst vorhandene Gewohnheit fremder Kulturländer.

Der dritte Punkt schließt sich nun unmittelbar an und ist rasch zu erledigen: die Schule soll das Mädchen so gut wie den Knaben die erste Handhabung der Mittel lehren, durch die sie sich in der Umwelt, das heißt heute, wo wir noch Standesschulen haben, in ihrer sozialen Sphäre behauptet.

Unsre heutigen Schulen sind Standesschulen und bis zu einem gewissen Grade Vorbereitungsschulen auf einen Beruf, oder besser gesagt, auf die Berufe, die innerhalb der Gesellschaftssphäre liegen, der die Schüler angehören. Man hat das in der Theorie vielfach leidenschaftlich bestritten, aber jedes objektive Urteil muß zugeben, daß tatsächlich die Lehrpläne der Gymnasien, der Realschulen 2c. auf bestimmte Gruppen von gelehrten oder praktisch-technischen Berufen zugeschnitten sind. Für die weitesten Kreise unsres Volks, aus denen sich die Schüler der Volksschule rekrutieren, hat man

Digitized by Google

es nun gar nicht in Frage gestellt, daß die Frau die Bildung des Mannes teilt, daß sie dieselben — hier leider nur elementaren — Hilfsmittel handhaben muß, wie er, Hilfsmittel, ohne die ein Fortkommen heute nicht denkbar ist. Bei den Mädchen der höheren Stände liegen die Sachen anders. Hier bietet die höhere Mädchenschule nur das, was für das Sichbehaupten in der gesellschaftlichen Sphäre der betreffenden Kreise in Betracht kommt, die Kenntnisse, ohne die man sich blamiert; für das Sichbehaupten im Leben sind sie überall unzureichend.

Aber was heißt denn für eine Frau: sich im Leben behaupten? Oder in anderer Fragestellung: was ist ihr Beruf? Das kann sie im voraus niemals wissen. Sie kann zu den 60—70 Prozent gehören, die sich verheiraten. Sie kann aber auch von Anfang an auf sich selbst gestellt bleiben. Ist sie verheiratet, so kann sie mitverdienen müssen; sie kann Mutter werden und Kinder zu erziehen haben, sie kann auch Witwe werden und diese Kinder zu ernähren haben. Das bedeutet unleugbar eine große Schwierigkeit für die Gestaltung der Mädchenbildung. Und dennoch scheint mir, daß dieser Schwierigkeit nicht so schwer zu begegnen sei.

Es ist offenbar, daß ein gewisses mittleres Niveau der Ausbildung erreicht werden muß, das der Frau die Möglichkeit offen läßt, sich einem der bürgerlichen Berufe mit der gleichen Aussicht auf Erfolg zuzuwenden wie der Mann; es ist ebenso offenbar, daß eine solche Ausbildung ihr als Frau und Mutter nur zu statten kommen kann. Es wird hinzukommen müssen, was der spezifische Frauenberuf erheischt an Handfertigkeiten, wirtschaftlichen und pädagogischen Vorkenntnissen, Dinge, deren Fehlen bei der Frau, ob sie Hausfrau und Mutter wird oder nicht, unter allen Umständen von ihr selbst und anderen als Mangel empfunden werden wird. Eine mehr als propädeutische Vorbildung kann freilich für dieses Gebiet so wenig wie für andere Aufgabe der Schule sein.

Das würde etwa für die Allgemeinheit gelten können. Daß für die Frau mit besonderen Anlagen und Neigungen, ebenso wie für den Mann, Gelegenheiten vorhanden sein müssen, sich zu dem von ihr gewünschten Beruf auszurüsten, erscheint als eine so einfache Forderung der Gerechtigkeit, daß der lange Kampf, den man speziell in Deutschland darum kämpfen muß, auf spätere Generationen sehr befremdend wirken wird.

* * *

Fassen wir das Ergebnis unserer Erörterungen noch einmal zusammen, um dann daraus die konkreten Forderungen abzuleiten. Es wird auf folgendes hinauslaufen:

Wenn auch Mann und Frau ihrer ganzen Anlage nach verschieden sind, so ergibt sich daraus die Forderung einer durchaus verschiedenen geistigen Nahrung ebenso wenig für die höheren Stufen der Schule wie für die Volksschule. Wie sich aus der gleichen Nahrung der weibliche wie der männliche Körper jeder nach seinem eigenen organischen Prinzip verschieden baut, so wächst die Psyche des Mädchens wie die des Knaben nach der von der Natur geprägten Form durch den Stoff, den die Umwelt bietet, und den die Schule der jeweiligen Entwicklungsstufe entsprechend auszuwählen und zu vermitteln hat. Unter dem ersten Gesichtspunkt, unter dem wir die Aufgabe der Schule betrachteten, nämlich im Hinblick auf die Entwicklung der Fähigkeiten, ist eine Differenzierung der Mädchen- und Knabenbildung nicht gerechtfertigt. Ebenso wenig gerechtfertigt ist ein Unterschied in den Stoffen, d. h. in den Unterrichtsgegenständen. Denn die Kultur, die unser geistiges und soziales Leben bestimmt, ist die gleiche für

Digitized by Google

Mann und Frau; die Frau von wichtigen Gebieten derselben ausschließen, heißt, den Abstand zwischen Mann und Frau, zwischen ihrer und seiner Interessensphäre, künstlich zur Kluft erweitern. Und schließlich ist es gerade in unserer Zeit am allerwenigsten gerechtfertigt, die Frau ohne die Hilfsmittel zu lassen, die ihr sowohl als Frau und Mutter, wie als Berufsarbeiterin die Möglichkeit einer vollen Erfüllung ihres Lebenskreises geben.

Die konkrete Verwirklichung dieser Schlußfolgerungen wäre der Ersatz der mittleren und höheren Mädchenschule durch Anstalten, die den Realschulen und Oberrealschulen der Knaben etwa entsprächen, soweit diese, besonders die Oberrealschule, nicht eine ganz spezielle Zuspitzung auf die für die Frau vorläufig wenigstens wenig in Betracht kommenden technischen Wissenschaften zeigen. Von den elf Wochenstunden, die, speziell mit Rücksicht auf diese Berufe, den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen auf der Oberstufe der Oberrealschule zugewiesen sind, ließe sich leicht erübrigen, was für die dem spezifischen Frauenberuf dienenden Disziplinen notwendig wäre. Solche Anstalten würden dem allgemeinen Bildungsbedürfnis der Mädchen entsprechen; die Errichtung einer Anzahl gymnasialer Bildungsanstalten müßte selbstverständlich hinzukommen. Die sich daraus von selbst ergebende Verlängerung des Bildungsganges unserer jungen Mädchen würde angesichts der bei uns herrschenden geselligen Verhältnisse als ein wahres Glück zu betrachten sein, um so mehr, als damit ein gründlicher Strich durch die Pseudobildung der Pensionate gemacht würde. Inwieweit die Beschaffung der genannten Unterrichtsanstalten für die Mädchen durch das Mittel der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter geschehen könnte, das scheint mir im Augenblick weniger eine Frage der prinzipiellen Erörterung als der praktischen Versuche.

Was hier gefordert worden ist, hat bei anderen Kulturvölkern seine Verwirklichung längst gefunden. Bei uns wurden ähnliche Forderungen schon 1872 bei der Tagung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Eisenach gestellt; sie sind seitdem häufig vertreten worden, von mir selbst u. a. auf dem Bundestag der deutschen Frauenvereine in Cassel (1896). Hier habe ich nun versucht, diese Forderungen, für die in erster Linie praktische Gesichtspunkte maßgebend waren, auch innerlich zu begründen. Was mir ihrer Erfüllung hauptsächlich entgegenzustehen scheint, ist die Angst vor der Angleichung an die Knabenschule, die Furcht, den Mädchen möchte die Weiblichkeit verloren gehen. Diese Furcht, die nur bei uns eine solche Rolle spielt, scheint mir in einem freilich nicht zu klarem Bewußtsein gelangenden Kausalzusammenhang mit dem auch nur bei uns so ausgedehnten Brauch zu stehen, die Mädchen durch Männer erziehen zu lassen. Hier scheint mir der Grund dafür zu liegen, daß man immer glaubt, durch künstliche Mittel, durch Treibhauskultur, das weibliche Element in den Mädchen besonders pflegen zu müssen. Liegt die Erziehung in der Hand von Männern, so *muß* künstlich gesucht werden, was sich bei der Erziehung durch Frauen von selbst ergibt: die zwanglose, das Innerlichste der weiblichen Natur ergreifende Anpassung des Unterrichts an die Eigenart des Mädchens, jene feine, als Methode gar nicht lehrbare Anpassung, von der die Wirksamkeit aller ethischen Momente des Unterrichts im tiefsten Grunde abhängig ist. Ohne den Mann von der Mitarbeit an der Mädchenbildung ausschließen zu wollen, müssen wir doch die schon seit Jahren erhobene Forderung festhalten, daß der Frau der leitende Einfluß zufalle, wie er dem Mann beim Knaben gebührt und gegeben ist; die Forderung ferner, daß ihr zunächst in der kommunalen, und, sobald sie die dazu erforderlichen Bedingungen erfüllen kann, auch in der staatlichen Schulverwaltung Sitz und Stimme gegeben werde.

Digitized by Google

Die Erfüllung dieser Forderungen, die erst die Mädchenschule mutatis mutandis unter dieselben Bedingungen stellen würde, wie die Knabenschule, würde in Verbindung mit der erörterten Unterrichtsreform das Problem der Mädchenbildung bis zu einem gewissen Grade lösen. Ein Ideal würde natürlich noch nicht erreicht werden. Ist doch die Knabenschule auch keines. Aber die immer weiter werdende Kluft zwischen Mann und Frau würde sich mehr und mehr schließen. Und die Weiterentwicklung der Schule könnte dann von beiden Geschlechtern und für beide Geschlechter in gemeinsamer Arbeit gefördert werden.

Damit erst wäre die unentbehrliche Grundlage für eine vollwertige Ergänzung in der Arbeit der Geschlechter auf allen Lebensgebieten geschaffen, damit erst das Ziel in erreichbare Nähe gerückt, auf das immer deutlicher die Entwicklungstendenzen unserer Zeit weisen: eine voll-menschliche, nicht nur einseitig von einem Geschlecht bestimmte Kultur.

* * *

Mißt man nun die Möglichkeit der Durchführung dieser Pläne an dem offiziellen Gradmesser, der Stimmung der Volksvertretung, so kommt man für den „führenden" deutschen Staat, Preußen, nach den letzten Landtagsverhandlungen zu einem sehr traurigen Ergebnis. Und wer sehen will, muß sehen: der geschlossene Vorstoß der Feinde, die Lauheit der erst zur Abwehr herzukommenden Freunde, die matte Haltung der Regierung, das alles bewies schlagend das Illusorische der Auffassung, daß die Rechte der Frauen in der „Volksvertretung" genügend durch Männer gewahrt werden.

Wir sind bei Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über die Mädchenbildung nicht eben an ein hohes Niveau der Debatten gewöhnt. So niedrig aber wie diesmal hat es seit einem Jahrzehnt nicht gestanden. Den Eindruck aus den Reden der Mehrheitsparteien insbesondere kann man nur mit dem Minister Dr. Studt dahin zusammenfassen: dann könne man ja mit dem ganzen höheren Mädchenschulwesen überhaupt aufräumen, vielleicht höchstens die Mädchen das Alphabet lehren, sonst sie aber nur der körperlichen Ausbildung und ihrer Gesundheit sich widmen lassen.

Es verlohnt sich nicht, auf die Programmreden der Mehrheitsparteien, aus denen im Grunde nur die Angst vor der denkenden Frau spricht, hier näher einzugehen. Nur eine These des Abgeordneten Dittrich sei hervorgehoben, die in direkter Beziehung zu der von mir vertretenen Auffassung steht. Sie lautet: „Die Frauenseele ist etwas anderes als die Männerseele, und daraus folgt, daß die Frauen auf einem anderen Wege zur Bildung geführt werden müssen als die Männer."

Die Parallele zu dieser Schlußfolgerung würde zu dem Brauch wilder Völkerschaften zurückführen, gewisse kräftigende Stoffe ausschließlich für den Aufbau des Männerkörpers zu reservieren. Es soll übrigens auch noch deutsche Hausväter geben, die ihren Männerkörper für besonders geeignet halten, durch Beefsteaks, Braten und allerlei angenehme Zutaten aufgebaut zu werden. Neuerungssüchtige Ärzte, welche die sogenannte weibliche Bedürfnislosigkeit nur für eine schlechte Angewohnheit halten, wollen allerdings behaupten, daß auch der Frauenkörper sich aus solchen Stoffen vorzüglich aufbauen lasse.

Im übrigen fragen wir den Abgeordneten Dittrich, wie er es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, nicht alljährlich beim Kultusetat einen geharnischten Protest dagegen zu erheben, daß neun Zehntel der deutschen Mädchenjugend, die Volksschülerinnen, zu Männerseelen herangebildet werden? Oder ist ihm etwa die „Männerseele" nur

Digitized by Google

unbequem bei den eigenen Standesangehörigen, die er lieber zu gefügigen, freundlich tändelnden Haustöchtern als zu selbständigen Persönlichkeiten erziehen möchte?

Wer die gegenwärtige politische Konstellation übersieht, wird sich sagen, daß bei solchen Mehrheitsparteien auch der beste Wille der Regierung wenig Aussicht hätte, sich durchzusetzen. So scheint mir, wenigstens für Preußen, auch für die Mädchenrealschulen die einzige Chance in der Initiative der Privaten und der Städte zu liegen, denen wir auch die ersten Gymnasialanstalten verdanken.

An der endlichen Durchführung unseres Programms zweifeln wir nicht. Denn in den deutschen Frauen von heute ist das Wort eines Predigers in der Wüste zur innerlich befreienden Macht geworden, das Wort Schleiermachers:

„Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre!"

Selma Lagerlöf und ihr Roman Jerusalem.

Von

Maria Kassow.

Nachdruck verboten.

Zu Weihnachten erschien in Stockholm der zweite Teil des Romans „Jerusalem" von Selma Lagerlöf, dem der erste bereits im Sommer vorangegangen war. Möchte das nun vollendete Werk, das demnächst in sechs Sprachen übersetzt seine Reise durch die gebildete Welt antreten wird, seiner Verfasserin, der bedeutendsten lebenden schwedischen Schriftstellerin, auch bei uns viele Freunde erwerben. Selma Lagerlöf ist in weiteren Kreisen Deutschlands nicht so bekannt, daß es überflüssig wäre, auf sie hinzuweisen. In ihrem Vaterlande genießt sie seit Jahren Anerkennung und Bewunderung, die schwedische Akademie hat sie durch ein Dichtergehalt ausgezeichnet, der kunstsinnige König Oskar sie durch ein Reisestipendium geehrt, und ihr neuster Roman ist, ohne Übertreibung, im Augenblick das gelesenste Buch in Schweden.

Als dichterische Persönlichkeit nimmt die Verfasserin von „Jerusalem" — auch in Skandinavien — eine Stellung ganz für sich ein. Steht sie in ihrer sittlichen Weltanschauung, die ein blindes Schicksalswalten entschieden ablehnt, Magdalena Thoresen nahe, so bildet doch ihre frohe Lebensbejahung einen starken Kontrast zu dem fast herben Ernst der dänisch-norwegischen Dichterin. Sie ist auch nicht wie diese einem bedeutenden Pfadfinder gefolgt, sondern hat sich selbständig einen eigenen Weg gebahnt, auf dem sie, ohne Nebenzwecke, allein künstlerischen Zielen zustrebt. Denn fern liegt ihr alles Tendenziöse. Wenn sie die „gleich einem schweren Rätsel auf der Welt lastende Frage: wie der Mensch gut und glücklich zugleich sein könne" durch Verherrlichung der Arbeit und der hingebenden Liebe zu beantworten versucht, wenn sie jedem Menschen ein Recht auf Freude zuspricht, so geschieht dies ohne jede Absicht, uns für ihre Ansicht zu gewinnen. Sie will nie belehren, sie sucht sich kein Problem, um es geistvoll zu lösen, sie folgt einfach ihrem dichterischen Instinkt, und wenn ihre ethischen Anschauungen durch ihre Schöpfungen hindurchleuchten, so kann sie das so wenig hindern, wie eine Rose das Duften lassen könnte.

Digitized by Google

Das Charakteriſtiſche an Selma Lagerlöf iſt die ganz ungewöhnlich lebhafte Phantaſie und das feine Ohr für die im Volke lebenden Sagen. Dieſen geht ſie nach, erfaßt ihren ewigen Wahrheitsgehalt und drückt ihnen, indem ſie ſie neubelebt, den Stempel ihres Geiſtes auf. In dieſer Neigung zu Sagen und Legende und in dem Fernbleiben von den eigentlichen Tagesfragen berührt ſie ſich zweifelsohne mit der alten romantiſchen Schule, doch kann ſie im Gegenſatz zu ihr einen ganz modernen Wirklichkeitsſinn zeigen, und gar nichts findet man bei Selma Lagerlöf von der abſtrakten

Selma Lagerlöf.

Nach einer Aufnahme aus dem phot. Atelier von James Bourn in Göteborg.

Reflexion und dem Schwulſt, die den Phosphoriſten, den ſchwediſchen Romantikern, anhaften, und der Unklarheit, die ſo manchen der deutſchen kennzeichnet. Wohl kann ihre Stärke, ihre fruchtbare Phantaſie, auch ihre Schwäche werden; die Schriftſtellerin läßt ſich vorübergehend zu ſehr von ihr beeinfluſſen; dann häufen ſich die Epiſoden, aber das Grundthema klingt immer leiſe durch, und Finale und Präludium hängen ſtets folgerichtig zuſammen. — Der romantiſche Zug ihrer Natur führt ſie — leicht verſtändlich im Land der langen Winternacht — auch einmal in das Gebiet des Traumhaften, und was „durch das Labyrinth der Bruſt wandelt in der Nacht“ wird darzuſtellen verſucht. Ein ſchwediſcher Rezenſent (H. Lindgren) meint, daß Selma Lagerlöf den „von Ibſen in Peer Gynt angeſponnenen Faden des Traumleben

Digitized by Google

weitergesponnen habe". Dies wäre jedenfalls die einzige Beziehung, welche die tatfrohe Optimistin mit dem gewaltigen Grübler verknüpft.

Auf dem Landgut Märbacka in Wermland, der Provinz, die dem schwedischen Volke Tegnér und Geijer geschenkt hat, ist Selma Lagerlöf geboren und aufgewachsen. Die rauhe Großartigkeit und die Weltabgeschiedenheit der Landschaft blieben nicht ohne Einfluß auf ihren empfänglichen Sinn. Aber die ernste Natur wirkte nicht bedrückend auf sie, wie das Fichtelgebirge auf Jean Paul. Die Wälder und Seen waren beseelt für sie, und die wermländischen Herrensitze, die abgelegenen Pfarrhäuser erzählten der Aufhorchenden alte Familiengeschichten, erschütternde, heitere, aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

Aus diesen erwuchs ihre Gösta Berling[1]) Saga, mit der sie 1891 zuerst in die Öffentlichkeit trat. Nicht als eine Anfängerin mit unsicherm Schritt, nein, ihr erstes Werk ist ihr Meisterwerk, dem sich von ihren späteren Schriften nur der erste Teil von Jerusalem gleichwertig zur Seite stellt. — Mit der Verschwendung einer reichen Natur hat sie eine Fülle von Stoff in Gösta Berling zusammengedrängt. Der Roman ist im Grunde eine Reihe von Novellen, die mit einander verknüpft sind durch die leuchtende Gestalt Gösta Berlings, des Poeten, des abgesetzten Pfarrers, der in Schweden so außerordentlich populär geworden ist. Nur eine echte Dichterkraft konnte diese edle aber schwache Natur, die stets das Gute will und meist das Böse schafft, und zu der es die Frauen hinzieht wie die Falter zum Licht, bilden, nur ein origineller Geist die seltsame Herrin von Ekeby, die noch mit dem Bettelsack auf der Landstraße groß bleibt, zeichnen, und nur ein feiner weiblicher Sinn die rührende Erscheinung der unschuldig schuldigen Gräfin Elisabeth glaubhaft machen. Eine zauberhafte Frische liegt über dem Ganzen; da ist nichts Konventionelles, Enges, da ist ein Verstehen alles Menschlichen und eine feine Ironie für kleine Schwächen. Manchmal scheint uns etwas seltsam, ja bizarr, aber wir kommen nicht dazu, stehen zu bleiben und den Kopf zu schütteln, die Verfasserin reißt uns mit sich fort. Ihre Darstellung ist packend. Gleich das erste Kapitel, in dem Gösta Berling sein Amt verliert, ist meisterhaft, und weiter — ist es nicht, als sähen wir die Wölfe im Walde den einsamen Schlitten verfolgen, als hörten wir die altmodische Tanzmusik bei den Festen des wermländischen Adels und am Schluß das Dröhnen des Hammers im Eisenwerk, der „die Siegeshymne der Arbeit" anstimmt? — Und dieses glänzende Buch wurde geschrieben, während die Verfasserin den mühsamen Beruf der Lehrerin an einer höheren Mädchenschule in Landskrona ausübte. Das hat Selma Lagerlöf ein Dezennium hindurch getan. Jetzt lebt sie, die Anfang der Vierziger und unverheiratet ist, ganz ihren literarischen Arbeiten und hat nach einem längeren Aufenthalt im Ausland Falun zu ihrem Wohnsitz gewählt.

Auf die noch in Landskrona entstandenen Novellen „Unsichtbare Bande",[2]) die von ungleichem Werte sind, von denen aber „Die Vogelfreien" und „Die Legende vom Vogelnest" hohes Lob verdienen, will ich nicht näher eingehen. Ein längeres Verweilen fordert der höchst eigenartige Roman „Wunder des Antichrist",[3]) die Frucht der italienischen Reise der Schriftstellerin. Sie zeigt darin, daß sie sich auch in ein

[1]) Deutsch von Mathilde Mann, Leipzig, Philipp Reclam.

[2]) Deutsch von Margarethe Langfeldt, Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

[3]) Deutsch von Ernst Brausewetter, Mainz, Franz Kirchheim.

Digitized by Google

fremdes Volkstum zu versetzen weiß, und daß der Nordländerin die lebhafteren, ja grellen Farbentöne, wie sie eine sizilianische Schilderung verlangt, wohl zu Gebote stehen. Verständnisvoll hat sie dieses herrliche, heruntergekommene Land erfaßt, und das Bild, das sie entwirft von der kleinen Sarazenenstadt Diamante in der Nachbarschaft des Ätna, in der neben zerfallenden Palästen schmutzige Hütten stehen, in der die Menschen inmitten einer üppigen Natur darben und inmitten der Reste einer Jahrhunderte alten Kultur in Unwissenheit und Aberglauben verkommen, ist typisch für die ganze Insel. Mit warmen Empfinden und köstlichem Humor zeichnet sie in der etwas episodenhaften Erzählung das Leben der naiven und heißblütigen Bevölkerung, und auch der übliche sizilianische Bandit und die ebenso unvermeidliche reisende Engländerin erscheinen hier neu; eine heiße Leidenschaft jedoch, wie sie uns aus der Cavalleria Rusticana entgegen glüht, darf man nicht darin erwarten. Besonders hat die Verfasserin ihr Augenmerk auf die beiden großen Faktoren in den sizilianischen Verhältnissen der Gegenwart, auf die gewaltigen Mächte, die um die Volksseele streiten, gerichtet, den Klerikalismus und den Sozialismus. Ihrer Eigenart gemäß hält sich Selma Lagerlöf auch bei Hereinziehung dieser geistigen Elemente in den Kreis der Erzählung vom Doktrinären, Abstrakten gänzlich fern und greift in origineller Weise zum Symbol. — Dem Christentum, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, stellt sie den Sozialismus als Antichrist, dessen Reich nur von dieser Welt ist, gegenüber und wendet eine Stelle aus einer sizilianischen Volkssage auf ihn an: „Wenn der Antichrist kommt, wird er ganz gleich Christus zu sein scheinen. Dann wird große Not herrschen, und der Antichrist wird gehen von Land zu Land und den Armen Brot geben. Und er wird viele Anhänger gewinnen." Diese Worte sind das Leitmotiv des Buches. Der Antichrist gleicht demnach Christus, so hat ihn auch Signorelli auf einer Freske im Dom zu Orvieto dargestellt. Unter dem Symbol eines untergeschobenen Christusbildes also, — dem heiligen Bambino in der Kirche Aracoeli auf dem Capitol genau nachgebildet, — läßt die Verfasserin den Antichristen in der Welt erscheinen. Er gelangt auch in das Städtchen Diamante. Die Verehrung, die er dort findet, die vermeintlichen Wunder, die er zum Wohl der dürftigen Bevölkerung wirkt, und seine Entfernung durch einen frommen Pater, der mit Entsetzen die Inschrift: „Mein Reich ist nur von dieser Welt", an dem Bilde entdeckt, bilden den tieferen Inhalt des bei aller Symbolik durchsichtig klaren Buchs. Geistvoll ist der Schluß, in dem Papst Leo dem Pater Vorwürfe über sein Vorgehen in Diamante macht. Die Priester, führt der heilige Vater aus, könnten diese große Volksbewegung, solange sie noch wie ein Kind sei, auf ihre Arme nehmen und zu Jesu Füßen bringen, dann würde sie sehen, daß sie nur eine Nachbildung seiner Vollkommenheit sei, und ihn als Meister erkennen. Aber statt dessen würfen sie das Antichristentum auf den Scheiterhaufen. „Hütet Euch, daß es nicht bald Euch dahin zu werfen trachtet! . . . Ihr habt vergessen, daß die Sibylle ihn (den Antichrist) unter die Welterneuerer rechnet." Und weiter heißt es: „Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien, aber dem soll viel vergeben werden, der in ihnen neuen Mut erzeugt, sie zu tragen!" Leos XIII. Ansichten entsprechen diese Ausführungen schwerlich, Selma Lagerlöf präzisiert in ihnen ihren eigenen Standpunkt.

Die nächsten Schöpfungen der Schriftstellerin entsproßten wieder dem heimatlichen Boden; es sind zum Teil sehr feine Novellen, darunter die der ältesten schwedischen Geschichte entnommenen „Königinnen in Königshallen" und der Roman „Eine Guts-

Digitized by Google

geschichte",[1]) der sich in Schweden einer besonderen Beliebtheit erfreut. Trotz der fraglos schönen Behandlung, — es liegt ein zarter poetischer Duft über der auf einer schwedischen Sage aufgebauten märchenhaften Erzählung, die uns wieder tief in die einsamen Wälder von Wermland und nach Dalekarlien führt, — glaube ich nicht, daß das phantastische Werk für deutsche Leser die Anziehungskraft hat, wie die früher genannten Romane und wie der, auf den ich heute vor allem die Aufmerksamkeit hinlenken möchte, den trefflichen Dalekarlierroman „Jerusalem".[2])

Eine wahre Begebenheit liegt dieser tiefen, feinsinnigen Erzählung zu Grunde. In der Mitte der neunziger Jahre ist eine große Schar dalekarlischer Bauern in religiöser Schwärmerei nach Jerusalem ausgewandert, um sich dort einer Sekte anzuschließen. Dies schildert uns die Verfasserin im ersten Bande, indem sie die Schicksale einer Großbauernfamilie, der Ingmarssöhne, mit der Bewegung verknüpft. Der alte Ingmarhof mit seinen Insassen wird in der schwedischen Literatur dauernd weiter leben. Mit realistischer Kraft hat Selma Lagerlöf in den Ingmarssöhnen, die dem Norden geworden sind, was uns die Marschenbauern Frenssens, das Charakteristische des gutherzigen einfachen Volksschlags in Dalekarlien, der seit Jahrhunderten seiner tüchtigen Eigenart treu geblieben ist, zusammengefaßt. Sie lehrt uns diese Bauern achten, auch die Betörten unter ihnen, die ihrem Wahn die Heimat opfern.

Der eben erscheinende zweite Band nun führt uns nach Palästina, und auch hier spricht die Schriftstellerin aus eigener Anschauung. An ihrer kundigen Hand durchwandern wir das Jerusalem von heute. Auf Zion und Moria belebt sie uns die Trümmer der ältesten Zeiten und läßt — etwas phantastisch — buchstäblich den Stein reden. — In den dürren Boden dieses glutatmenden Landes sollen die nordischen Bauern verpflanzt werden, aus einer Atmosphäre schlichten Christentums in ein buntes Religionsgemisch. Können sie hier Wurzel fassen? Viele vermögen es nicht. Fieber und Krankheiten aller Art raffen die des Klimas Ungewohnten, aus ihrer Lebensweise Herausgerissenen hinweg; aber auch in anderer Hinsicht ist die heilige Stadt gefährlich. „Jerusalem kann wahnsinnig machen", ja „Jerusalem kann töten", sagt die Verfasserin. Nicht in der alten, in ihren tausendjährigen Erinnerungen tief eingebetteten Stadt finden wir die bezeichnete Gefahr, sie zu suchen müssen wir uns aus den Mauern heraus nach Nordwesten und Westen wenden. „Auf dieser Seite", erzählt Selma Lagerlöf, „breiten sich die stattlichen jüdischen und deutschen Ackerbaukolonien, die großen Klöster, die mannigfaltigen Barmherzigkeitseinrichtungen aus. Hier wandern Mönche und Nonnen, Krankenpflegerinnen und Diakonissinnen, Popen und Missionäre umher. Hier wohnen Wissenschaftsmänner, die Forschungen über Jerusalems Vorzeit anstellen und alte englische Damen, die nirgends anderswo leben mögen. Hier findet man die prächtigen Missionsschulen, die ihren Zöglingen freien Unterricht, Kost, Kleidung und Wohnung geben, um die Gelegenheit zu haben, ihre Seelen zu gewinnen, hier stehen Missionskrankenhäuser, wo man die Kranken anfleht, zu kommen und sich pflegen zu lassen, damit man sie bekehren kann. Hier werden Gebetszusammenkünfte und Gottesdienste gehalten, in denen man um Seelen kämpft. — Hier ist es, wo der Katholik schlecht vom Protestanten spricht, der Methodist vom Quäker, der Lutheraner vom Reformierten, der Russe vom Armenier. Hier schleicht der Neid, hier mißtraut der

[1]) In deutscher Übersetzung von M. Buchholz bei Philipp Reclam, Leipzig.

[2]) Jerusalem I. In Dalarne. Jerusalem II. Im heiligen Lande. Autorisierte Übersetzung von Pauline Klaiber. München. Albert Langen.

Digitized by Google

Schwärmer dem Wundertäter, hier streitet der Reingläubige mit dem Ketzer, hier wird kein Erbarmen geübt, hier haßt man jeden Menschen zu Gottes höherer Ehre. — Und hier findet man, was man sucht. Hier ist das Jerusalem der Seelenjagd, hier ist das Jerusalem der bösen Zungen, das Jerusalem der Lüge, der Verleumdung und der Schmähung. Hier verfolgt man ohne Ermatten, hier mordet man ohne Waffen. Das ist das Jerusalem, das Menschen tötet." Selma Lagerlöf führt nun aus, wie die unter der Leitung einer Amerikanerin, Mrs. Gordon, stehende religiöse Gemeinschaft, der sich die Dalekarlier angeschlossen haben, durch den Neid und die Verleumdung ähnlicher Gruppen schwer leiden muß. Kein Wunder, daß sich bei manchen Reue zeigt und Jerusalem seines heiligen Nimbus entkleidet wird. Während die Fiebernden sich mit Ekel von dem Cisternenwasser Jerusalems wenden, malen sie sich den Dalelf aus, der daheim ihre Wiesen durchrauschte und in dessen Nähe ihre roten Holzhäuser standen. — Fahnenflucht hat nie im Charakter der Dalekarlier gelegen, aber die übrigen Glieder des Verbandes regen mit Rücksicht auf die vielen Todesfälle unter den Schweden an, daß die Überlebenden wieder heimziehen möchten. In allgemeiner Versammlung soll es überlegt werden, die kranken Gesichter hellen sich auf, eine zustimmende Bewegung geht schon durch die Bauernschar. Da tritt Karin Ingmarstochter in den Saal. Sie hat ihren Mann und ein Kind hier verloren und ist zu Haut und Knochen abgemagert, aber sie hält fest an dem, was sie für recht erkannt hat; die Energie ihres Geschlechts ist in Fieber und Trübsal nicht erloschen. „Gottes Stimme berief uns zur Fahrt nach Jerusalem", sagt sie, „hat nun jemand gehört, daß Gottes Stimme uns befohlen hätte, wieder von hier wegzuziehen?" Keiner der ehrlichen Dalekarlier hat sie gehört, das Bleiben ist entschieden, und sie danken Karin! — Auch als Karins Bruder Ingmar Ingmarssohn, der angesehenste Bauer ihres Kirchspiels, nach Jerusalem kommt, bleiben die zähen Leute fest, und nur ein junges Paar kehrt mit ihm heim. Er hat dem Unternehmen immer mißbilligend gegenübergestanden, jetzt lernt er doch den reinen Geist der Genossenschaft anerkennen, und sich selbst erwirbt er die höchste Achtung der ganzen Kolonie. Denn der schwerfällige Bauer mit dem schläfrigen Ausdruck, dem die Worte immer so langsam kommen, erweist sich durch Einsicht und Tatkraft als Wohltäter aller. Er ist es, der seinen Landsleuten erst die notwendigen Bedingungen ihres Gedeihens schafft, indem er für geeignete Arbeitsfelder sorgt und für Arbeit um Gewinn, denn er erkennt, daß ein bloßes Wohltun und Arbeiten um Gotteslohn auf die Länge den Seinigen keine Befriedigung zu geben vermag, auch wenn ihre materielle Lage gesichert ist. Mit tiefer Bedeutung stellt Selma Lagerlöf diesen Helden ihres Romans, Ingmar, die Personifikation des gesunden Menschenverstandes, dem religiösen Mystizismus siegreich gegenüber.

Am Schluß, der uns wieder nach Dalekarlien führt, wird die sonst so knappe Darstellung der Dichterin etwas ausführlich, wie sich überhaupt der zweite Teil nicht immer auf der Höhe des ersten hält. So würden wir unter den zahlreichen, zum Teil hochpoetischen, Episoden die an das Gespensterhafte streifende in Jaffa gern entbehren, dafür aber über die geheimnisvolle gegen die Kolonie gesponnene Intrigue besser orientiert werden, und der plötzliche Tod des Intriganten wirkt befremdend. — Aber trotz solcher Mängel tritt die eigenartig schlichte Größe der einfältigen Gottsucher, der Jerusalemfahrer, wie der daheim nach dem rechten Wege forschenden Ingmarssöhne, in jedem Teil des Buches packend und fesselnd hervor.

Digitized by Google

Vierzig Jahre.

Kleinrussische Sage, von L. Tolstoi umgedichtet.[1])

Übersetzt von R. Speyer.

Nachdruck verboten.

In dem Dorf Manduki lebte Ende des 18. Jahrhunderts ein reicher Bauer Denis Shpak. Dieser Mann hatte eine sehr schöne, blondhaarige Tochter Vassa. Bei Shpak arbeitete ein junger Bauer Trokim Jachnik; er hatte weder Vater noch Mutter gekannt, und seine nächste Verwandte war die Witwe eines Soldaten, eine alte Frau, die von Almosen lebte. Mit dreizehn Jahren war Jachnik sehr häßlich, später aber wurde er ein hübscher Bursche, fleißig und arbeitsam. Shpak, der auf ihn aufmerksam wurde, nahm ihn in seinen Dienst. Vassa verliebte sich in Trokim, aber der Vater wollte von einer solchen Heirat nichts wissen: Jachnik, ein armer Teufel ohne eine Kopeke, war keine geeignete Partie für seine Tochter. Jedesmal, wenn er Vassa weinen sah, erklärte er, daß er Jachnik fortschicken und in eine Heirat nur willigen würde, wenn der Bursche in einem neuen Anzug und eigener Equipage ihm vor die Augen käme. So gab er also Trokim den Abschied.

Weil es Trokim unmöglich schien, diese Bedingungen zu erfüllen, beschloß er, sich das Leben zu nehmen. Aber in dem Augenblick, da er sich ins Wasser stürzen wollte, sah er einen großen, merkwürdigen Mann, mit einem Lederriemen um den Leib, vor sich. Es war das der Obergärtner des Herrn Pridebalka, der Besitzer des Dorfes war. Er nahm Trokim mit in die Kneipe und ließ sich von ihm seine Sorgen erzählen.

„Aber," sagte Pridebalka, zu Trokim, „das ist leicht genug zu machen. Gerade jetzt ist im Dorf ein sehr reicher Kaufmann, der viel Ware bei sich hat. Er bleibt hier bis zur Nacht und reist dann weiter, dabei muß er durch einen Wald und durch eine tiefe Schlucht. Wenn er dort angelangt ist, kommst du aus deinem Versteck heraus und schlägst den Kaufmann mit einem Knüppel auf den Kopf. Dann nimmst du dir den Wagen, das Tuch, das du brauchst, nimmst das Geld, läßt ihm aber die ganze Ware und etwas Geld. Wirfst den Wagen außerdem in die Schlucht, und niemand wird etwas ahnen. Man wird annehmen, daß er beim Sturz mit dem Wagen umgekommen ist, und wenn man dich fragt, wo du das Geld herhast, um dir alles zu kaufen, sagst du, daß ich es dir geliehen habe."

Alles kam, wie er es vorgeschlagen hatte.

Trokim tötete den Kaufmann und den Kutscher, und nahm das Tuch und 8000 Rubel. Pridebalka ließ ihm einen schönen Anzug machen, kaufte ihm ein Pferd und einen Wagen und fand für ihn zwei Männer als Zeugen.

Trokim aber hatte Gewissensbisse und entschloß sich, Vassa alles zu erzählen.

Vassa riet ihm, ganz verstört, an den Ort des Verbrechens zu gehen und gab ihm die Versicherung, daß Gott ihm um Mitternacht sagen würde, welche Strafe er ihm vorbehalten habe. Trokim begab sich dorthin, und eine Stimme sagte ihm: ich werde dich in vierzig Jahren strafen.

Er kam zu Vassa, erzählte ihr, was er gehört hatte, und da sie noch vierzig Jahre vor sich hatten, verheirateten sie sich. Nach der Heirat ließen sie sich in einer großen Stadt nieder. Trokim fing ein Geschäft an, erwarb sich ein großes Vermögen und nahm den Namen Trofine Semionowitsch Jachinkow

[1]) Diese Sage wurde von dem berühmten russischen Schriftsteller Kostomarow aufgeschrieben und interessierte den Grafen Tolstoi so lebhaft, daß er den Schluß in der hier vorliegenden charakteristischen Form umdichtete.

Digitized by Google

an. Seine Frau, die nach Kiew pilgern wollte, um von Gott Verzeihung für ihren Mann zu erflehen, verschob diese Reise von Tag zu Tag und starb schließlich, ohne sie auszuführen.

Trofine verheiratete sich wieder; sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr.

Zwanzig Jahre waren verflossen, und Trofine quälten die Gewissensbisse oft, so daß er beschloß, dem Erzbischof zu beichten. Der Erzbischof beruhigte ihn und sagte, daß er trotz der Größe des Verbrechens durch zwanzigjährige Arbeit und Ehrbarkeit gesühnt habe, und daß Gott ihm, wenn er eine schöne Kirche bauen würde, das Verbrechen verzeihen würde. Er ließ die Kirche bauen.

Sein Geschäft blühte; er besaß Häuser und Goldminen; seine Tochter heiratete einen Fürsten; sein Sohn Alexander erhielt einen hohen Posten in der Diplomatie. Er schien der Glücklichste der Menschen zu sein.

Aber das verhängnisvolle vierzigste Jahr war gekommen, und mit Entsetzen wartete er auf die Strafe, die ihn treffen würde. Um zu vergessen, besuchte er seine Freunde, ging zur Beichte und war sogar im Begriff, alles seinem Sohn zu erzählen. Dieser wollte davon nichts hören und erklärte seinem Vater, als er ihm von der Strafe Gottes sprach, „es giebt keinen Gott." Endlich verging der gefürchtete vierzigste Jahrestag des Verbrechens ohne Unfall; nun glaubte der Greis sich aller Strafe enthoben — —

Den Schluß dieser Erzählung fügt L. Tolstoi hinzu.

I.

In jener Nacht vom 12. zum 13. August, als er sich nach der Unterhaltung mit seinem Sohn allein in sein Zimmer zurückzog, fing die Strafe an.

„Es giebt keinen Gott! Es giebt keine Seele! Es giebt keine Strafe! Wie gut ist das! Wie beruhigend, und wie lange habe ich mich umsonst gequält! Wir alle kämpfen, einer gegen den anderen. Wir töten uns gegenseitig um zu leben, wie Alexander sagt. Der Kampf ums Dasein, das ist das Ganze, etwas anderes giebt es nicht. Gott hat mir gewährt, Sieger zu bleiben! Gott hat es gewährt — immer diese dumme Gewohnheit Gott anzurufen! Es ist ja gar nicht irgend ein beliebiger Gott, der mir das gewährt hat; ich bin Sieger geblieben; das ist die Wahrheit. Jeder soll kämpfen, und der Sieger seinen Sieg ausnutzen. Ich habe gesiegt und koste ihn aus, das ist außerordentlich günstig für mich; nur die Gewissensbisse haben mir das Leben vergiftet. Ich kann es begreifen, daß die andern mich darum beneiden. Jeder will besitzen, und wenn er das will, muß er kämpfen. Kämpfe und rechne nicht auf Hilfe! Da ist zum Beispiel Alexander ....." und er entsann sich, daß Alexander ihm gerade heute gesagt hatte, daß er an 20 000 Rubel im Jahre, die er von seinem Vater bekäme, nicht genug hätte, und daß er ihn um weitere 10 000 gebeten hatte .... „und als ich sie ihm abschlug, war er unzufrieden. Ich nehme an, er rechnet darauf, nach meinem Tode alles zu besitzen ..." und plötzlich sagte Trofine sich, daß sein Sohn seinen Tod wünschen müsse. „Kämpfen, um Sieger zu sein. Ich habe gekämpft, ich habe den Kaufmann getötet; sein Tod war für mich Notwendigkeit, und deshalb habe ich ihm das Leben genommen. Und für ihn, für meinen Sohn, wessen Tod ist für ihn notwendig?" Er erhob sich und setzte sich in seinem Bett auf, „wessen Tod? Der meine! Ja, ich versperre ihm den Weg. Wie viel ich ihm auch gebe, zufrieden wird er nur sein, wenn ich sterbe und wenn ihm alles bleibt."

Und Trofine Jachnikow rief sich wieder alle Worte und Blicke seines Sohnes und den Ton seiner Stimme ins Gedächtnis zurück; er sah nun ein, daß sein Sohn seinen Tod wünschte.

„Und er kann gar nicht anders, als ihn wünschen. Aber wenn er ihn wünscht, er, ein gebildeter Mann ohne Vorurteile, dann muß er mich töten. Ich nehme an, daß er sich nicht ins Verderben stürzen will, aber es giebt doch Gift ....." und plötzlich entsann er sich einer Unterhaltung, die er mit seinem Sohn gehabt hatte, über die alten Gifte, die töteten, ohne eine Spur zurückzulassen. „Und wenn er sich ein ähnliches Gift verschaffte, weshalb sollte er es mir denn nicht geben? Er muß es mir geben. Er hat schon gesagt, daß ich mein Geschäft schlecht führe, und

Digitized by Google

daß man es viel besser machen könnte ..... Ja, ein Glas Tee und alles ist vorbei. Sich die Dienstboten kaufen, den Koch? Sie sind alle käuflich ....." und er dachte an den sehr eleganten Kammerdiener ..... „er braucht ihm nur 1000 Rubel zu geben, und er tut alles. Der Koch ebenso ....."

Trofine wollte, erregt durch seine Reflexionen, zur Beruhigung ein Glas Wasser trinken. Er griff nach dem Glas, das neben seinem Bett auf dem Nachttisch stand und entdeckte auf dem Boden des Glases etwas Weißes. „Was ist das? Nein, so faßt ihr mich nicht!" sagte er und stand auf, goß das Wasser aus, ging an seinen Waschtisch und trank das Wasser, das dort war. „Ja, der Kampf aller gegen alle! Also heißt es kämpfen und sich nicht unterkriegen lassen. Ich werde klüger sein und nur noch von dem nehmen, was meine Frau ißt. Ja, und sie auch! Sie weiß, daß sie den siebenten Teil meines Vermögens erbt, und ihre armen Eltern belagern sie schon seit langer Zeit. Im Krieg ist das nun mal nicht anders. Ich müßte es so einrichten, daß ihnen durch meinen Tod kein Vorteil erwüchse. Ich muß ein Testament machen, das sie alle enterbt, so daß mein Tod nur ein Verlust für sie ist. Ja, morgen will ich das tun, aber niemand etwas davon sagen."

II.

Er hatte schlafen wollen, aber seine Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Er beschloß, sein Testament aufzusetzen, zog seinen Schlafrock und seine Pantoffeln an, setzte sich an den Tisch und schrieb das Konzept eines Testaments, worin er sein ganzes Vermögen wohltätigen Stiftungen vermachte. Dann wollte er sich wieder niederlegen, aber nun ließ ihn der Gedanke an seine Diener und an seinen Portier nicht zur Ruhe kommen. Er versetzte sich in die Seele des Dieners und fragte sich: „Wenn ich ein armer Diener wäre, der monatlich fünfzehn Rubel Gage bekäme, und wenn fünf Zimmer von mir ein reicher Mann schliefe, der im Gelde erstickte, und ich genau wüßte wie ich jetzt, daß es keinen Gott und keinen höheren Richter giebt, was würde ich dann tun? Ich würde dasselbe tun, was ich mit dem Kaufmann getan habe."

Und Trofine Semionowitsch packte die Furcht. Er erhob sich nnd verriegelte die Türe, aber der Riegel wollte nicht halten. Er rollte einen Fauteuil vor die Tür und band ihn mit Handtüchern an die Klinke. Auf den Fauteuil stellte er einen Stuhl, der beim Fallen Lärm machen sollte. Dann erst löschte er das Licht und legte sich nieder.

Er schlief erst gegen Morgen ein und erwachte, als seine Frau, die unruhig geworden war, die Tür öffnete. Der Stuhl fiel mit großem Getöse auf die Erde. Trofine Semionowitsch sprang erschreckt und totenbleich auf: „Wer, was? Mörder!" schrie er. Es dauerte lange Zeit, bis er sich wieder erholt hatte. Er hatte beim Erwachen geglaubt, daß man ihn töten wollte. Als er sich beruhigt hatte, erklärte er, daß er seine Tür aus Vorsicht so verbarrikadiert hätte, hütete sich aber, seine Furcht einzugestehen.

Trotz all seiner Bemühungen aber bemerkten seine Familie und seine Dienstboten von dem Tage an eine große Veränderung bei ihm. Früher war er fast immer heiter, wenn es ihm auch passierte, daß er in Zorn geriet. Er war freundlich, zuweilen auch traurig, wenn er an das Verbrechen dachte. Früher liebte er manche Menschen, anderen war er sehr zugetan, besonders Kindern, seinen Enkelkindern. Aber jetzt war er immer schlechter Laune, immer schweigsam und mißtrauisch, gegen alle argwöhnisch und sogar gegen seine Kinder gleichgiltig und hart.

III.

Seine Hauptbeschäftigung bestand von nun an in der Abfassung seines Testamentes. Lange konnte er sein Testament nicht so machen, wie er es wünschte. Keiner der dazu herbeigeholten Notare konnte es ihm recht machen. Er schrieb, schrieb wieder ab, verbesserte.

Das Geld, das ihm früher so viel Freude bereitet hatte, verursachte ihm jetzt nichts als Sorgen. Er versuchte, es vor der Habsucht der anderen zu verbergen, fühlte aber sehr gut, daß man einen Schatz gegen gottlose Menschen, wie er selbst einer war, nicht verteidigen konnte.

Er fühlte, wenn alle wüßten, wie er und sein Sohn, daß es weder einen Gott noch

Digitized by Google

einen Richter gibt, so würde ihn keine Vorsicht vor Mordwaffen und Gift schützen und man würde mit List oder Gewalt versuchen, ihm sein Vermögen zu nehmen. Es gab nur ein Mittel: den Menschen nicht zu zeigen, daß es weder einen Gott noch einen Richter gibt, sondern im Gegenteil so viel wie möglich dafür zu sorgen, daß sie an das Dasein Gottes und an seine Vergeltung glauben.

So zeigte sich nach dem 12. August bei Trofine noch eine andere Wandlung; er wurde außerordentlich fromm, frommer als er je im Leben gewesen war; er versäumte nicht ein einziges Fasten am Mittwoch und am Freitag, überschlug nicht eine einzige Messe; er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seiner Familie, seinen Bekannten und seinen Dienstboten klar zu machen, daß es einen Gott und Gottes Gebot gibt, und daß diejenigen, die dieses Gebot mißachten, umkommen und im späteren Leben grausam bestraft werden. So sprach er selbst zu seinem Sohn und gab vor, die Unterhaltung, die er mit ihm auf diesem Gebiet gehabt hatte, vergessen zu haben oder sie zu bereuen.

Seit dem 12. August, seitdem er überzeugt war, daß er jetzt sein Leben ungestört genießen könnte, gab es keine Genüsse mehr für ihn; sie hatten sich für ihn in Leiden verwandelt.

IV.

Die Furcht vor Mord, Vergeltung, Betrug und den schrecklichsten Verbrechen, die man in einer Familie oder im Geheimen begehen konnte, verließ ihn nicht. Er vermutete bei allen, die ihn umgaben, die schwärzesten Komplotte, er beargwöhnte und verabscheute alle Menschen, seine Frau, seinen Sohn, seine Tochter; selbst seine Enkelkinder, die er sonst so liebte, erschienen ihm jetzt wie grausame kleine Tiere. Er bildete sich ein, daß man ihn ebenso haßte; um seine Angst zu töten, versuchte er zweierlei: er verbarg sich vor allen, täuschte fortwährend seine ganze Umgebung und versicherte sich gegen jeden, obgleich niemand daran dachte, sich gegen ihn zu verschwören. Und dann spielte er gegen alle den Heuchler, versuchte, ihnen den Glauben an Gott, an die Tugend, an das Gericht Gottes einzuflößen. Er sah ein, daß seine Rettung darin bestand, daß er die Menschen von dem überzeugte, was er selbst nicht glaubte. Sein Vermögen, das unaufhörlich wuchs, erfreute ihn nicht mehr, sondern erschreckte ihn. Seine Verwandten waren seine Feinde. Die einfachen Freuden — essen, trinken, schlafen — gab es für ihn nicht mehr; immer sah er sich als das Opfer der schrecklichsten Komplotte.

So lebte der unglückliche Semionowitsch mehr als zehn Jahre. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, merkten sein seltsames, wunderliches Wesen, niemand aber ahnte etwas von seinen Leiden, so schwer sie auch waren. Besonders, da er auch vom Tode keine Erlösung erhoffen konnte. Er quälte sich, litt, ohne zu wissen weshalb, und fürchtete sich vor dem Tode, trotz seiner Überzeugung, daß mit dem Tode alles aufhöre, und daß es danach nichts mehr gäbe. So konnte er also seine Tat nicht sühnen, weder in diesem noch im anderen Leben.

Trofine Semionowitsch führte dieses Leben dreizehn Jahre lang. Eines Tages, als er von der Messe zurückkam, legte er sich, als er in seinem Zimmer gefrühstückt und ein Glas Wein getrunken hatte, nieder um zu schlafen und wachte nicht mehr auf.

Der plötzliche Tod ist zweifellos am wenigsten grausam. Der reiche Sarg Trofine Semionowitschs wurde auf dem Sankt Alexander Newsky-Kirchhof begraben. Eine Menge Müßiggänger, die tapfer beim luxuriösen Mahl des reichen Mannes waren, folgten dem Sarg. Ein Prediger, der in Petersburg einen großen Ruf wegen seiner Beredsamkeit hatte, hielt die Leichenrede und sprach viel über die Tugenden und das glückliche Leben des Verstorbenen.

Niemand außer Gott kannte Trofines Verbrechen und die Strafe, die ihn an dem Tage ereilte, da er Gott aus seinem Herzen vertrieben hatte.

Digitized by Google

Tonbildung und Technik auf dem Klavier.[1])

Von

Tony Bandmann.

Nachdruck verboten.

Unter Tonbildung auf dem Klaviere verstehe ich die Bildung eines Klanges, der unter allen Umständen, auch bei der größten Stärke, dem Gehör wohltut.

Weshalb der eine Klang wohltut und der andere nicht, läßt sich wohl kaum nachweisen. Aber das eine ist sicher: das Klavierspiel des einen Spielers befriedigt uns in Hinsicht des Klanges, das des andern nicht, und hätte er auch noch soviel Fingerfertigkeit, Treffsicherheit und selbst Vortrag.

Selbst der Laie und nicht Ausübende ist im stande, den Unterschied zu machen zwischen wohllautendem und hartem Klavierspiel, ja, man ist sehr oft feinfühliger als die Spieler selbst, deren Gehör durch die Gewöhnung an mangelhafte Klangwirkungen abgestumpft wird gegen die feineren Nuancen. Wer sich aber mit dem Klange intensiv beschäftigt, empfindet schließlich peinlich die geringste Abweichung von dem ungeschriebenen Gesetz der Klangschönheit.

Besonders in der Cantilene verlangt das Gefühl eine Folge gleichmäßiger, voller, weicher Klänge, beim Klavierspiel ebenso gut wie bei der menschlichen Stimme. Stößt unsere Empfindung auf einen fremden, nicht musikalischen Ton, so wird sie verletzt, sie vermag ihn nicht mehr mit den vorhergehenden und folgenden Klängen zu vereinigen, es scheint, als höre die Musik auf, die Klanglogik scheint gestört zu sein.

Ich spreche damit nichts Neues aus. Die größten Klavierkünstler sind eben die, bei denen diese Unterbrechungen des schönen Klanges ausgeschlossen oder doch eine Seltenheit sind. — Aber, ist das Bewußtsein von der Notwendigkeit dieser Art der Klangwirkung in unserer Klavier spielenden Welt lebendig?

Ich möchte es verneinen.

---

[1]) Die Frage der Tonbildung auf dem Klavier haben Theorie und Praxis noch nicht endgiltig zu lösen vermocht. Frl. Tony Bandmann hat die neuen Prinzipien, die sie für dieses Gebiet aufgestellt hat, sowohl in der Internationalen Musikgesellschaft in Berlin als in der dortigen Ortsgruppe der Musiksektion des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins entwickelt und damit das lebhafteste Interesse der beteiligten Kreise erregt. Auch in der von Professor Fleischer herausgegebenen Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft hat sie ihre Gedanken ausgeführt. Professor Fleischer selbst äußert zu dem Grundprinzip ihrer Theorie folgendes:

„Schon in der Konstruktion der Klaviermechanik liegt die Nötigung zum Wurfe begründet. Denn das heutige Klavier ist, im Gegensatz zu den früheren Formen des Clavichordes, Clavichymbels, Spinettes u. s. w. ein Hammerklavier, wo die Saiten weder angerissen noch angestoßen, sondern direkt angeschlagen werden und zwar vermöge eines ganzen Systems von Hebeln mit einer ziemlich beträchtlichen Kraft. Dabei darf die Saite von dem runden Hammerkopf nur in einem möglichst mathematischen, räumlichen und zeitlichen Punkte getroffen werden, sonst kann die Saite nicht in ihrer ganzen Länge, d. h. mit ihrem möglichst kräftigen Grundton voll ausschwingen. Es kommt also, soll die Saite möglichst ohne Hemmung, d. h. möglichst schön klingen, darauf an, daß sie mit voller Kraft, aber möglichst kurz und präcis angeschlagen werde. Das kann nur durch eine Art von Wurf geschehen. Unterstützt wird der Anschlag des Spielers darin durch die sogenannte Auslösung, vermöge deren der Hammer sogleich nach dem Anschlage wieder von der Saite ablassen muß und herunterfinkt; aber die Art des Anschlages tut viel dabei. Drückt man den Hammer an die Saite, statt ihn zu werfen, so dämpft der Hammer, wenn er auch nur einen kleinen Bruchteil einer Sekunde länger gegen die Saite gepreßt wird, den Grundton der Saite ab, es klingen die Obertöne stärker als sie sollen hervor, und der Klang wird unschön gepreßt oder mindestens abgeschwächt klingen."

Digitized by Google

Sollte dies nicht daran liegen, daß die Art und Weise, wie man vielfach Klavierspiel lehrt, nicht von dem Gedanken ausgeht: Du willst und mußt in erster Linie einen guten Klang erzeugen, sondern davon: Wie kann der Schüler möglichst schnell technische Schwierigkeiten beherrschen?

Gehen wir nun einmal von dem Klange aus. Untersuchen wir, wie die Rücksicht auf dieses Ideal die Technik beeinflußt.

Die Mechanik des Klaviers — repräsentiert durch die verschiedenen Hebel und Hämmer, die in sinnreichster Weise gegen die Saiten schlagen — ist im Laufe der Zeit immer mehr vervollkommnet worden, um einen immer volleren, kräftigeren Klang zu erzeugen. Mit ungemeiner Sorgfalt sind unsere Klavierbauer bemüht, in der Mechanik das Element der Elastizität zu benutzen. Man denke nur an die Hebel, die Befilzung der Hämmer 2c. 2c. Überall das größte Raffinement, dahin zielend, den Ton aus einem leeren zu einem vollen und doch harmonisch klingenden zu machen. — Aber, — wir, wir Spieler, denken wir genug daran, daß alles darauf ankommt, diese Elastizität in uns fortzusetzen? Denn die größte Elastizität des Instruments hört auf zu wirken, wenn sie auf einen starren Widerstand stößt. Mit andern Worten: der Anschlag muß mindestens ebenso schwingend sein wie die Mechanik. Man beobachte einen großen Künstler beim Spiel: da ist alles Rundung von den Fingerspitzen bis zur Schulter, — alles Schwung — schwingend runde Bewegung, nirgends eine Lücke, eine Ecke — alles Fluß. In der langsamsten, wie in der schnellsten Bewegung nur Kurven. Alle Glieder folgen wie willenlos einem Impulse, der schwingenden Bewegung.

Nicht die Finger, nicht die Hände, nicht die Arme spielen, sie alle tun nichts als sich ihrer unwillkürlichen Bewegungen entäußern, mir scheint, sie sind passiv, nicht aktiv. — Danach hieße „schön spielen" nichts weiter, als die unwillkürlichen Bewegungen der Glieder ausschalten, die nur ein Hindernis sind, nur Ecken uud Lücken bilden in dem Kreislauf, den wir Klang-Erzeugung nennen.

Gewiß spielt die körperliche Beanlagung eine große Rolle beim Spiel, die Stärke der Muskeln, — die Bildungsgröße von Hand und Fingern — vor allem die Spannweite — alles dieses wird den Ton beeinflussen. Aber — wenn schon Oskar Raif nachgewiesen hat, daß es eine Täuschung sei, zu glauben, man müsse normale Finger erst gelenkig machen, damit sie die nötige Schnelligkeit der Bewegung erreichten, — so möchte ich behaupten, es ist eine ebensolche Täuschung, wenn man glaubt, durch Übung der einzelnen Finger deren Kraft nennenswert zu beeinflussen.

Was dadurch vielleicht physisch erzielt wird, wird durch den psychischen Nachteil mehr als aufgewogen, daß die Aufmerksamkeit des Übenden sich dabei absolut den Fingern zuwendet; was wiederum zur Folge hat, daß sich jene unwillkürlichen und darum hindernden Bewegungen der Einzelglieder, also der Hand, des Unter- und Oberarmes einstellen.

Tatsächlich zeigt, wie schon erwähnt, ein schönes Spiel das Gegenteil; bewußtes Klanggefühl zwingt alle Glieder des Armes in seinen Dienst, und in diesem Dienst ist eben jede unwillkürliche Bewegung ausgeschlossen.

Fragen Sie einen Violinspieler, der im stande ist, sich genau zu beobachten, ob er einen Triller spielen kann, wenn die geringste Muskelanspannung an irgend einer Stelle des Armes vorhanden ist. Ganz dasselbe ist beim Klavierspiel der Fall. —

Für das, was ich jetzt ausführen möchte, erbitte ich mir besondere Nachsicht. Die verwickelten Verhältnisse, unter denen die Bewegung der Glieder überhaupt und insbesondere beim Spiele vor sich geht, erfordern andere Kenntnisse physikalischer, physiologischer und anatomischer Art, als sie mir zur Verfügung stehen, ich muß mich also begnügen, die Resultate meiner Untersuchungen und langjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiet, so gut ich es vermag, ganz unwissenschaftlich darzulegen.

Es scheint mir, daß die Klangbildung abhängig ist von dem Zustand der Muskulatur des Armes vom Schultergelenk bis zur Fingerspitze, und daß jede Anspannung dieser Muskelgruppen den Ton ungünstig beeinflußt. Um also einen vollen, schwingenden

Digitized by Google

Klang zu erzielen, muß ich meine Armmuskeln in möglichst schlaffem, elastischem Zustand während des Spielens erhalten. — Wie ist das möglich? Ich glaube, daß die Passivität oder Schlaffheit der Muskeln der Hand und des Arms nur erhalten werden kann:

1. in der Ruhe; 2. beim Fall; 3. beim Schwung.

Ich will versuchen, diese Ansicht zu begründen.

Daß ein schlaff niederhängender oder im Schoße ruhender Arm sich in absoluter Passivität befindet, ist wohl einleuchtend.

Beim Fall werden alle Glieder, dem Gesetz der Schwere folgend, von selber schlaff, wenn ich sie nicht durch meinen Willen daran hindere.

Der Schwung ist schwerer zu definieren, man denke etwa an eine russische Schaukel oder einen Trapez-Künstler; meiner Ansicht nach kann der Körper nur dann schwingen, wenn die Glieder loslassen oder schlaff sind.

Wenn ich die Ruhe in diesem Fall als eine momentan zurückgehaltene Bewegung betrachte, — so ist man im stande, bei diesen drei Arten der Bewegung, die aktive Tätigkeit dorthin zu verlegen, von wo aus der ganze Arm bewegt werden kann, nämlich in den Rücken, beziehungsweise in die Rückenmuskeln.

Sollte sich das bis hierher Ausgeführte als richtig erweisen lassen, wie ich es bestimmt annehme, so folgere ich daraus: daß der Fall und der Schwung abwechselnd mit der Ruhe die einzig erlaubten oder möglichen Bewegungsformen sind, diejenigen, die den schönen Klang nie hindern können, weil sie seinen Voraussetzungen entsprechen. Fall und Schwung setzen ein Gewicht voraus, umsomehr sobald sie eine Kraftleistung zum Endzweck haben. Dieses Gewicht ist vorhanden in der Schwere des Armes, der Hand und der Finger.

Auf welche Weise läßt sich nun dies Gewicht behandeln und verwerten?

Da wir im stande sind, unsern Arm vermöge der Rückenmuskeln zu heben, so sind wir auch im stande, ihn fallen zu lassen. Jedoch heben kann man den Arm nur, wenn die Armmuskeln aktiv sind, den schlaffen Arm kann man nur werfen. Der vom Rücken ausgehende Anstoß der Kraft setzt sich dabei durch die verschiedenen Glieder des Armes fort und kommt zur Wirkuug in den Fingerspitzen. Es gilt also, unsere Finger als auffallende oder auffinkende Gewichte zu behandeln uud das in denselben zur Wirkung kommende Gewicht durch den Wurf oder die Art des Wurfes zu regulieren. Dabei ist die Hauptbedingung, daß wir dieses Gewicht nicht aus den Fingerspitzen verlieren, es nicht etwa, wie das meist geschieht, in das Handgelenk oder den Ellenbogen zurücksinken lassen. Die Regulierung des Gewichts ist die Hauptsache.

Bei dem einfachen Niederfallen des Fingers, der Hand oder des Armes kommt nur das wirkliche Gewicht zur Geltung, das viel zu gering ist, um alle beabsichtigten Stärkegrade unbedingt hervorzurufen. Durch Einführung des Wurfes hingegen können wir das fallende Gewicht vervielfachen, denn jetzt kommt es auf den Grad der Kraftwirkung — vor allem der Freiheit an, mit der wir im stande sind, das fallende oder schwingende Gewicht auf die Taste zu schleudern.

Da nun nach meiner Meinung alles auf das ankommt, was ich Wurf nenne, so will ich versuchen, denselben etwas näher zu beleuchten.

Unter Wurf verstehe ich die Doppelbewegung des Hochwerfens und Niederfallens des Armes. Beim Fortissimo, sowie bei großen Sprüngen wird dieses Werfen jedem notwendig und natürlich erscheinen, aber auch noch bei der kleinsten Figur, beim Pianissimo, beim Legato und in der Cantilene, oft sogar für jeden einzelnen Ton ist es unentbehrlich. Beschränken wir uns dort, wo scheinbar die bloße Fingerkraft ausreicht, auf diese, — und das ist die gebräuchliche Praxis, — so werden wir den Unterschied im Klange sehr schnell bemerken und das Ziel einer einheitlichen Tonbildung nie erreichen.

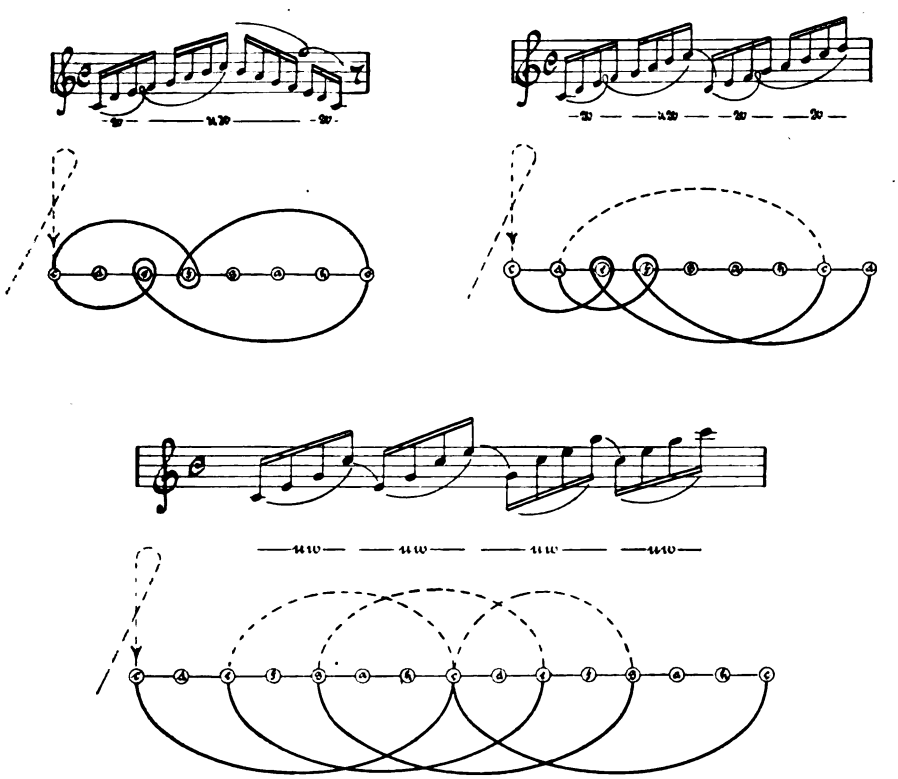
Durch den Wurf kann ein Finger eine Taste treffen, ebenso zwei Finger zwei Tasten, also Terzen, Sexten, Oktaven u. s. w., beziehungsweise mehrere Finger entsprechende Akkorde. Aber ein Wurf kann nicht nur ein gleichzeitiges Intervall, sondern auch eine Tonfolge bewirken, ein Nacheinander von 2—5, eventuell 6 Tönen.

Digitized by Google

Ich unterscheide einfachen Wurf und Umkehrungswurf. Unter diesem letzteren verstehe ich zwei Würfe, bei denen der letzte Ton des ersten Wurfes zugleich der erste Ton des zweiten Wurfes in entgegengesetzter Richtung ist. — Da wir ein Gewicht nur in einer Richtung werfen können, so bedarf es bei jedem Wechsel der Richtung eines neuen Wurfes, deshalb erfordert der Umkehrungswurf zwei Würfe. Nur in Ausnahmefällen bei sehr kleinen Intervallschritten oder vielleicht im Presto wird man einen Umkehrungswurf durch einen Wurf hervorrufen können. — Wollte man bei einem Umkehrungswurf vorschreiben, wo der zweite Wurf einzusetzen hat, man würde unnötige Schwierigkeiten schaffen, zum Teil ergibt es sich von selbst, zum Teil ist es durch den musikalischen Inhalt bedingt und ist Sache der Übung.

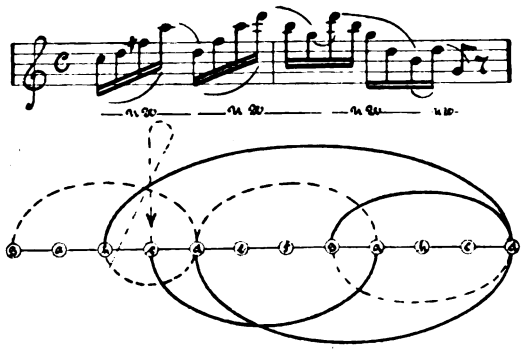
Bei allen längeren Tonfolgen nun, die über einen Wurf hinausgehen, tritt ein neues Moment hinzu. Durch die horizontale Anordnung der Tastatur scheinen wir zu horizontalen Seitenbewegungen gezwungen zu sein, wie sie die alte Technik gebraucht und gebrauchen muß. Seitenbewegungen des Unterarms aber, die nur möglich sind durch den aktiven Gebrauch der Oberarm-Muskeln, müssen wir als einseitige Betätigung einer einzelnen Muskelgruppe verwerfen. Als Ersatz dafür tritt ein, daß die durch Werfen des Armes in schwingende Bewegung versetzten Finger Kurven beschreiben, die eine Fortbewegung über die horizontale Klaviatur ohne jeglichen einseitigen Muskelgebrauch ermöglichen.

Vielleicht gelingt es mir, durch folgende Notenbeispiele[1]) die aus den Würfen sich ergebenden Kurvenbewegungen zu veranschaulichen. Die Bewegungen, die eine Tonfolge bewirken, sind durch zusammenhängende Linien und die, welche den anderen nur als Verbindungen dienen, durch punktierte Linien gekennzeichnet.



[1]) Die Clichés sind uns durch die Verlagshandlung von Breitkopf u. Härtel in Leipzig freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Digitized by Google



Aus der Anlage unserer Muskulatur, die die Drehung des Armes von außen nach innen als die natürliche vorschreibt, ergibt es sich von selbst, daß die durch die Würfe hervorgerufenen Bewegungen von der Mitte des Instruments nach außen untere, von außen nach der Mitte obere Kurven beschreiben.

Also ich wiederhole: Aus der ununterbrochenen Kette solcher Würfe besteht das Klavierspiel. Schwung und Rundung sind seine Charakteristika, und ihnen entsprechen auch die ästhetisch befriedigenden, unabsichtlichen Bewegungen der großen Künstler. Besonders wichtig aber ist das psychische Moment der Entlastung des Gehirns, welche durch das Aufhören des aktiven, spezifischen Fingeranschlags gewonnen wird, und die damit verbundene Kraftersparnis. Früher waren für die Tonfolge c d e f g auf- und abwärts, also c d e f g f e d c, zu jedem Ton 2 Muskelbewegungen — das Heben- und Niederschlagen des Fingers — erforderlich, das heißt 18 Muskelbewegungen für 9 Töne. Für uns sind diese 9 Töne nichts anderes als ein Umkehrungswurf. Entsprechende Erleichterung tritt bei jeder anderen Tonfigur ein.

Das Klavierspiel besteht nach meiner Anschauung eben in nichts anderem, als in dem geschickten Aneinanderreihen oder Wiederauffangen solcher Würfe, wodurch jegliches Passagenwerk, mag es nun aus Tonleitern, Arpeggien oder den verwickeltsten Tonfiguren bestehen, gebildet werden kann. Bei gebundenen Passagen sind die Würfe nur so hoch auszuführen, daß bei jedem Wurf der letzte Finger noch die Bindung mit dem nächsten vermitteln kann.

Wenn sich meine Anschauung als wahr erweist, so ist es möglich geworden, die ganze Klaviertechnik auf eine einzige Bewegung zurückzuführen und durch diese einzige Bewegung zu beherrschen.

Wenn ich mich richtig ausgedrückt habe, so ist klar geworden, daß meine Auffassung des Klavierspiels vielmehr auf psychologischem Gebiet als auf physiologischem liegt, und daß, anstatt die Finger und das Handgelenk gymnastisch zu üben, — was ich für unnütz halte — das Nachdenken des Lernenden in erster Linie auf die psychische Arbeit zu lenken ist.

Psychisch arbeiten heißt hier: die Muskeltätigkeit unseres Organismus empfinden, kontrollieren und beherrschen. Erst dies setzt uns in den Stand, die Würfe so zu gestalten, daß neben der technischen Ausführung die beabsichtigte ästhetische Wirkung von selbst folgt. Zweitens aber fällt der psychischen Arbeit die Aufgabe zu, die aus den Würfen resultierenden Kurven zu erkennen, da ihre Art und Form mit der praktischen Ausführung, sowie auch mit Rhythmus und Phrasierung in Wechselwirkung stehen. Die Kurven bilden gleichsam die Geleise, in denen sich die Tonfolgen abrollen. Diese psychische Arbeit, sobald sie zur Gewohnheit geworden ist — ist als solche kaum noch erkennbar. — Um den wesentlichen Anteil, den diese psychische Arbeit hat, näher zu beleuchten, möchte ich einige Beispiele aus meiner Erfahrung anführen.

Digitized by Google

Die Hauptschwierigkeit den Wurf zu erlernen, beruht nicht in der Ausführung desselben. Sobald man den Trick herausgefunden hat, ist der Wurf kinderleicht, eine unserm Organismus völlig natürliche Bewegung, — denn sonst würden nicht so unzählige Spieler ihn unbewußt oder intuitiv ausführen. Jedoch für den, der ihn eben nicht intuitiv hat, ist das Suchen und Finden des Wurfes ungewohnte psychische Arbeit und deshalb nicht jedermanns Sache.

Die Schwierigkeit liegt wohl in dem Umstand, daß wir einen Teil unseres Körpers, — Arme, Hände und Finger — als etwas Fremdes, uns nicht Gehörendes fühlen lernen müssen. Einen Ball werfen ist leicht, aber seine Hände als Ball, als Gewicht empfinden lernen, ist weniger leicht! Hier hilft oft eine Art Suggestion augenblicklich. Wenn ein Kind seine Hand nicht zu werfen vermag, so erfasse ich die am schlaffen Arm niederhängende Hand des Kindes und sage: „Wirf meine Hand", — sofort erfolgt die gewünschte Bewegung, denn meine Hand ist so gut wie der Ball ein fremder Gegenstand, den man ohne Schwierigkeit von sich werfen kann. — — —

Ehe man nicht an sich selbst den Versuch gemacht hat, ahnt man nicht, wie feinfühlig und korrekt die Muskulatur unseres Organismus den psychischen Anregungen gehorcht. — Ich entsinne mich, daß in früheren Jahren ein Lehrer von mir verlangte, ich solle die Hand zusammenziehen, wobei er unglücklicherweise auf die Oberfläche meiner Hand zeigte. Ich versuchte es immer wieder und immer wieder vergebens. Später erkannte ich die Ursache. — Auf der Oberfläche der Hand befinden sich keine Muskeln zum Zusammenziehen, diese liegen in der innern Handfläche. Hätte er es unterlassen, mir speziell die Oberfläche zu bezeichnen, so hätte ich es selbstverständlich wie jedermann gekonnt, so jedoch, — da ich gewohnt bin, genau zu arbeiten — mußte es mißlingen.

Aus derselben Ursache würden wir bei unserer Technik schwer zur völligen Freiheit gelangen, wenn wir uns bemühen würden, die Kurven, in denen sich unsere Tonfolgen zu bewegen haben, zu sehen, sie vielleicht aufzuzeichnen, anstatt sie nur geistig zu erkennen und zu begreifen. — Im ersten Fall würden naturgemäß und unwillkürlich sogleich jene Muskeln ihre Arbeit beginnen, die zunächst vorhanden sind, um solche Bewegungen auszuführen. Dies sind für die Hand die Muskeln des Unterarms, und für diesen die Muskeln des Oberarms, also gerade die ganze Muskelgruppe, die schlaff bleiben soll. Hingegen sobald die psychische Arbeit sich darauf beschränkt zu erkennen, aus welchem Wurf die gewünschten Kurven bestehen, durch welche Würfe sich dieselben bilden, so liegt die Sache völlig anders; sogleich ist unser Wollen nur auf den Wurf gerichtet und seine korrekte Ausführung, und wir sind nicht mehr in Gefahr, die Passivität des Armes zu verlieren.

Eine andere Vorstellung erwecke ich bei dem Lernenden, bezüglich der Tondauer, wenn ich anstatt von der Länge des Tones von der Schwere und dem Gewicht desselben spreche. Ich sage: „denke dir, du wirfst das Gewicht eines Achtels, einer halben Note." Weshalb?

Die Vorstellung eines Gewichts geht schon unwillkürlich dem Erklingen der Note voran, hingegen der Begriff der Länge kommt nach dem Erklingen. Bei der Länge „dem Aushalten" hält der Finger unwillkürlich still, beim Gewicht dagegen schwingt er ebenso unwillkürlich weiter.

Auch durch dieses Mittel soll dem Spieler zum unverlierbaren Bewußtsein gebracht werden, daß es im Spiele einen eigentlichen toten Stillstand nicht gibt, sondern daß selbst während des Ausklingens der Töne die schwingende Tätigkeit sich fortsetzen muß.

Ziel und Resultat dieser Untersuchungen fasse ich in folgendem Satz zusammen: Die Tonbildung ist abhängig vom Zustande der Muskulatur des Arms vom Schultergelenk bis zur Fingerspitze (d. h. von der Fähigkeit unseres Willens, diese Muskelgruppen während des Spielens schlaff zu erhalten) und darum lehrbar und nicht nur Sache der individuellen Begabung und des Genies.

Digitized by Google

Nicht unerwähnt lasse ich, daß die vielen krankhaften Zustände der Muskulatur, sowie fast jegliche Ermüdung der Arme und Hände, die sich bei der bisherigen Art des Übens so leicht einzustellen pflegen, bei unserer Art aufhören. Denn diese läuft nicht wie jene — beispielsweise in dem widernatürlichen Heben der Finger — der natürlichen Anlage der Muskulatur zuwider, sondern entspricht ihr bis ins Kleinste.

Zu erschöpfen vermag ich hier den Gegenstand nicht, daher nur noch einiges über Unterricht und Üben. Kindern sage ich grundsätzlich nichts von dem psychischen Vorgange. Ihr Gehör und ihre Muskulatur folgen noch intuitiv der Psyche; man sieht es schon an der Weichheit und Grazie ihrer Bewegungen. Benutzt man das noch unverdorbene Ohr und den natürlichen Muskel-Instinkt des Kindes, so erspart man ihm viel Quälerei. Erwachsene dagegen müssen von vornherein jene bewußte psychische Arbeit leisten, von der ich oben gesprochen. Da es nun aber leichter ist, kurze, schnelle Tonfolgen zu werfen, als lange, langsame, so muß, im Gegensatz zu der alten Methode, die Übung mit ersteren beginnen, um nach und nach zu den langsamen überzugehen, — etwa so, wie man erst lernen muß, ein Gewicht, das man in schnellem Tempo durch Schwingen leicht in zentrifugale Bewegung bringt, in langsamem Tempo schwingend zu erhalten. Das Beginnen mit dem schnelleren Üben bringt die Lernenden im Anfang erstaunlich schnell vorwärts; sobald sie den Schwung erfaßt haben, empfinden sie auch sogleich die erlösende Befreiung vom alten Zwange; und wenn sie gelernt und begriffen haben, erst einzeln, dann kontinuierlich zu werfen, wird diese der Natur abgelauschte Bewegung sehr schnell Gewohnheit.

Während der ersten Übungen tritt zwar das ästhetische Hören zurück; sind aber die ersten Schwierigkeiten überwunden, so zwingt den Schüler das erwachende Klangurteil von selbst zum langsamen Üben, das ja die unentbehrliche Grundlage für jede Kunstleistung ist.

Das quantitative Üben noch unverstandener Formen halte ich für sehr hinderlich, da es falsche Muskelbewegungen anerzieht. Das Üben solcher Figuren, die man bewußt beherrscht, schärft die Feinfühligkeit für das Erkennen des normalen Muskelzustandes und befähigt zum fortschreitenden Erfassen neuer, beziehungsweise schwierigerer Figuren.

Als das Wesentliche meiner Ausführungen möchte ich zum Schlusse folgende drei Punkte feststellen:

1. Jede Klavierlehre muß ausgehen von dem Bedürfnis nach Klang, und wenn dies Bedürfnis nicht vorhanden ist, so muß es erweckt werden.

2. Fingerübungen glaube ich verwerfen zu müssen, weil sie nutzlos oder doch ein Umweg sind, denn die großen Klang- und Passagen-Virtuosen scheinen, wenn sie wirklich nach der alten Fingerübungsmethode ausgebildet wurden, ihre Leistungen nicht eben dieser Methode zu verdanken, sondern sie sind trotz derselben geworden, was sie sind, indem sie sich intuitiv frei machten von dem Zwange derselben. (Ich verstehe unter Fingerübungen jegliche Knöchelarbeit, wie Heben der Finger — Untersetzen des Daumens — Spannübungen — Übungen des Handgelenks 2c. 2c.)

3. Psychische Arbeit muß an Stelle der Fingerübungen treten, und dieselben werden zweckmäßig ersetzt durch Gymnastik außerhalb des Klaviers.

Digitized by Google

Die wirtschaftliche Lage der gebildeten Arbeiterin.

Von

Dr. Elisabeth Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Wenn der Laie heute von der „Frauenbewegung" spricht, pflegt er in erster Linie an die bürgerliche Frauenbewegung zu denken, d. h. an die Bestrebungen unter den Frauen der oberen und mittleren Volksklassen, die für sich und ihre Schwestern gleiche Rechte und Pflichten fordern, wie sie der männliche Staatsbürger besitzt und ausübt. Weit weniger hebt sich die proletarische Frauenbewegung von dem Grunde ab, auf dem sie erwachsen ist. Sie ist, wie die proletarischen Frauen selbst bei keiner Gelegenheit zu verkündigen versäumen, nur die eine Seite der allgemeinen Arbeiterbewegung. Die Arbeiterinnenfrage kann nur gleichzeitig mit der Arbeiterfrage gelöst werden. Sie ist ein Teil von dieser und ohne Rücksichtnahme auf sie weder historisch verständlich noch sozialreformatorisch zu beeinflussen. Gerade dieses aber ist der Grund, warum man ihr in der Wissenschaft bisher einen viel größeren Platz eingeräumt hat, als der Frauenfrage im engeren Sinne.

Mit dem Aufblühen der Industrie waren die Frauen in so großer Zahl auf den Arbeitsmarkt getreten, daß sie ein Faktor geworden waren, mit dem gerechnet werden mußte. Diese Entwicklung war aber nicht etwa das Resultat theoretischer Gleichberechtigungsideale, sondern hatte sich einfach aus der Tatsache heraus ergeben, daß die immer steigende Nachfrage nach billigen Arbeitskräften gemeinsam mit dem Streben nach Verdienst das entsprechende Angebot zur Folge hatte. Ohne daß irgend jemand sich der Tragweite des Schrittes bewußt geworden wäre, trat die Frau in die verschiedensten Industriezweige ein, und erst die Mißstände, die infolge dieses Schrittes sich entwickelten, öffneten dem Staate die Augen über die Bedeutung der Arbeiterinnenfrage, und man begann die betreffenden Verhältnisse eingehender zu untersuchen und zu beleuchten.

Gerade entgegengesetzt verlief die bürgerliche Frauenbewegung. Die Maschine, welche die Proletarierin in ihr Joch spannte, machte die bürgerliche Hausfrau arbeitslos. Eine Beschäftigung nach der andern ward ihr genommen, und fast alle Produkte häuslichen Fleißes stellte die Fabrik billiger und besser her. So bekam sie Muße, über sich selbst nachzudenken, und ihr Tätigkeitsdrang trieb sie an, nach neuen Pflichten und Beschäftigungen Umschau zu halten. Da aber erging es ihr wie dem Dichter in Schillers Teilung der Erde, es war „überall nichts mehr zu sehen, und alles hatte seinen Herrn". Sie mußte das Gebiet, auf dem sie tätig sein wollte, sich erst erobern, sie mußte überall dort einzudringen suchen, wo sie die größte Aussicht hatte, sich neben dem Manne zu behaupten. So traten namentlich in den ersten Jahren der Bewegung die tüchtigsten Kräfte in den Dienst der Agitation. Ihre Schriften waren Programm- und Kampfschriften, ihre Erfolge waren anfänglich gering und kamen außerdem nur einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Frauen zu gute. So ging die Wissenschaft bis in die allerletzten Jahre hinein ziemlich achtlos an dieser Erscheinung vorüber. Die Frauenfragelitteratur ist fast ausschließlich auf dem Boden der Frauenbewegung gewachsen. Erst heute beginnt man allmählich die Berufsarbeit der bürgerlichen Frau in den Rahmen rein wissenschaftlicher Betrachtung hineinzuziehen, und dieser Fortschritt ist um so freudiger zu begrüßen, als die Tatsache, daß bereits genügend Material für

Digitized by Google

eine objektive Behandlung vorliegt, der schlagendste Beweis dafür ist, daß die Frauenbewegung aus dem Stadium der Agitation und des Kampfes in das friedlicher Arbeit übergegangen ist.

Zu den wenigen unter diesen Gesichtspunkt fallenden Schriften, ist im vergangenen Jahre eine neue hinzugekommen. Es ist dies eine Reihe von Aufsätzen über die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Frauen des Mittelstandes, welche ihre Verfasserin, die bekannte englische Nationalökonomin Clara Collet, unter dem Titel „Gebildete Arbeiterinnen“ [1]) in einem Bändchen vereinigt, herausgegeben hat.

Auch sie lassen, wie die Verfasserin in der Vorrede offen bekennt, noch viele heute lebhaft erörterte Fragen unberührt, aber sie geben im ganzen doch ein klares Bild von der augenblicklichen Lage der arbeitenden Frau des Mittelstandes in England. Diese Lage bezeichnet Miß Collet durchweg als eine exzeptionelle, denn die große Mehrzahl der arbeitenden Frauen gehört der Arbeiterklasse an. Während diese jedoch nach schwerer, arbeitsvoller Jugend in der Fabrik ihre eigentliche Lebensarbeit in der Regel im Hause finden, sieht sich die gebildete Frau höherer Stände, die ihr eigenes Brot verdienen muß, weit häufiger dazu verurteilt, ihr ganzes Leben lang allein zu stehen und wird so vor die brennende Frage gestellt, wie sie ihr Leben für sich und andere wertvoller gestalten könne. Die Ausbildungskosten und ihr Verhältnis zur späteren Entlohnung sowie zu der aus der Arbeit fließenden Befriedigung sind daher in fast sämtlichen Aufsätzen in den Vordergrund gerückt.

Man blickt in England jetzt auf vierzig Jahre der Frauenbewegung zurück. Die Verfasserin überfliegt sie in raschem Fluge am Eingang des ersten Kapitels. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß es den Frauen aus eigener Kraft zweifellos gelungen ist, das Vorurteil zu besiegen, daß sich ihrer höheren Ausbildung entgegenstellte. Dann aber kommt sie auf die Kernfrage. In welchem Verhältnis zu diesen Fortschritten steht heute die ökonomische Lage selbst der akademisch gebildeten Frau? Trotzdem die Kosten der Universitätsjahre für die Frau fast die gleichen sind wie für den Mann, steht das Gehalt, auf das sie im späteren Berufsleben zu hoffen hat, weit unter dem, das ein Mann mit der gleichen Vorbildung erreicht. Das kommt zum großen Teil daher, daß fast alle akademisch gebildeten Frauen sich dem Lehrberuf widmen, der ohnehin schon stark besetzt ist. Für den Lehrberuf entscheiden sich nicht nur die Mädchen, deren Eltern ihnen nur in der Hoffnung eine kostspielige Ausbildung geben, daß sie nach den Lehrjahren auf eigenen Füßen stehen können. Er ist auch der Zufluchtsort aller derer, die, im Falle sie unverheiratet bleiben, gerade in den Jahren abnehmender Kraft, nach Verlust des Elternhauses auf sich selbst angewiesen sein werden, und die klug genug sind, rechtzeitig einen Beruf zu wählen, der sie später ernähren kann. Der Grund dieses ungeheuren Zudrangs zum Lehrfach liegt in einer beim weiblichen Geschlecht heute noch fast allgemeinen Überschätzung des Gelehrtentums. Das Gehirn wird angebetet, und wer keine Fähigkeit oder Vorliebe für Mathematik, klassische Philologie oder Philosophie zeigt, dem wird Intelligenz einfach abgesprochen. „Die ganze Richtung geht dahin“, sagt Miß Collet, „mit dem Manne gerade da zu konkurrieren, wo er am stärksten ist. Und da liegt in sozialer, moralischer und ökonomischer Beziehung der große Irrtum des weiblichen Geschlechts. Die Frauen begeben sich auf ein engbegrenztes Bildungsgebiet; sie entfremden sich auf diese Weise der Mehrzahl der Männer ihrer eigenen Gesellschaftsklasse; sie gelangen zu der falschen Anschauung, daß höhere Kultur in dem Besitz eines unnützen Wissens besteht.“

Hat sich so schon in sozialer Beziehung eine Kluft zwischen der akademisch gebildeten Frau und der Gesellschaftsklasse, der sie entstammt, aufgethan, unter der sie leiden muß, so leidet sie vielleicht noch mehr darunter, daß sie nicht ihre natürlichen Fähigkeiten ausgebildet hat. „Das Frauengemüt ist anders als das eines Mannes, die Erfahrungen einer Frau sind andersartige, ihr Geschmack ist ein anderer, und endlich auch ihr Intellekt ein anderer. Interesse und Gemütsart bestimmen die Richtung der geistigen Arbeit; und hier liegt der große Unterschied zwischen Mann

[1]) Clara E. Collet M. A. Educated Working Women. London P. S. King & Son 1902.

Digitized by Google

und Weib, jetzt und in aller Zukunft, denn mit dem weiblichen Nervensystem ererbt die Frau auch des Weibes Gemütsart. Und gerade auf diese Verschiedenheit zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht, trotz allem, was ihnen beiden gemeinsam ist, baue ich meine Hoffnung auf die zukünftigen Erfolge des Weibes. Ich rufe den Frauen nicht zu, mit den Männern zu konkurrieren, weil sie auch können, was diese können, sondern weil ich glaube, daß sie Dinge vermögen, welche die Männer nicht vermögen. Und ich glaube ferner, daß gerade in den Zweigen, in denen die Männer es zu der größten Vollkommenheit gebracht haben, die Frauen selten oder nie Hervorragendes leisten werden."

In bezug auf manche Betätigungen, für die Miß Collet die Frauen für besonders befähigt hält, mögen ihre Vorschläge zuerst befremden. Denn auch in Deutschland, wo die höhere weibliche Bildung sich vielleicht weniger einseitig entwickelt hat, wie in England, liegt die Gefahr einer Überschätzung der wissenschaftlichen Arbeit den meisten studierten Frauen sehr nahe. Bei näherer Überlegung wird man aber zugeben müssen, daß die Beschäftigung mit kaufmännischen Dingen, mit der Landwirtschaft, als Apothekerin oder als Musterzeichnerin in einer großen Fabrik der Eigenart der Frau, die durch jahrhundertelange Übung innerhalb des Haushalts gerade ihre praktischen und organisatorischen Fähigkeiten ausgebildet hat, eigentlich viel näher liegt, als die Vertiefung in die griechischen Klassiker oder in die Probleme der höheren Mathematik.

Es gibt große Gebiete unseres Wirtschaftslebens, die durch tätiges Eingreifen der Frau nur gewinnen könnten. Die Verfasserin weist unter anderem auch auf die Organisation der Industrie hin. Hier ist überall Raum für Verbesserung. Gute Organisatoren sind selten, und der Großindustrielle hat meist andere Dinge im Kopf, als die innere Ordnung seiner Fabrik. Wäre hier nicht reichlich Platz für die Betätigung einer gebildeten Frau? Wenn sie die Räume der Fabrik durchschreitet, wird sie ganz andere Dinge dort erblicken, als das Auge eines Mannes, das auf anderes zu achten gewöhnt ist. Eine solche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern hält Miß Collet auf den meisten Gebieten für möglich.

Wie Miß Collet richtig darlegt, wäre der Hauptvorteil einer solchen Ausdehnung der weiblichen Beschäftigungssphäre die Möglichkeit, den Frauen einen Maßstab für den Wert ihrer eigenen Arbeit zu geben. In jedem Lehrberuf werden die Gehälter aus einem festen Einkommen bezahlt; sie werden daher in erster Linie durch die Lebenshaltung bestimmt und haben bei starker Konkurrenz die Tendenz, auf das Existenzminimum herabzusinken. Im höheren kaufmännischen Beruf hingegen würde das Gehalt nach dem Gewinn bemessen werden, die Bezahlung würde sich daher hier nicht nach der Lebenshaltung, sondern nach dem persönlichen Wert der arbeitenden Frau richten, und dies würde eine günstige Rückwirkung auch auf die Frauengehälter in anderen Berufen ausüben.

Dem Einwand, der an dieser Stelle gemacht zu werden pflegt, daß die wirtschaftlich selbständige Frau die Ehe scheue und die nächste Generation darunter zu leiden haben werde, daß gerade die tüchtigsten Frauen der Mutterschaft entzogen werden, begegnet Miß Collet mit der Behauptung, daß Frauen mit sehr stark ausgeprägter Individualität garnicht die besten Ehefrauen abgäben, besonders wenn sie heiraten, ehe sie sich ihres eigenen Charakters bewußt geworden sind. Die Geschichte der Frauenbewegung weiß von mancher unglücklichen Jugendheirat kluger Frauen zu erzählen. Aber sie berichtet auch von einer langen Reihe unverheirateter Frauen, die Befriedigung in ihrem Beruf gefunden haben. Wenn ihnen auch das Glück der Mutterschaft versagt blieb, sie sind doch sich selber stets treu geblieben, denn sie widerstanden der großen Versuchung, die an die meisten Frauen einmal im Leben herantritt, der Versuchung, die Ehe als Versorgung zu betrachten und durch sie der Armut zu entgehen.

Von anderer Seite wird gegen die Frauenberufsarbeit vielfach der Einwand erhoben, sie müsse darunter leiden, daß die Aussicht auf die Möglichkeit der Heirat die Mädchen hindere, ihre ganze Kraft für die Arbeit einzusetzen. Und diese Seite der Frage nimmt Miß Collet, vielleicht durch persönlichste Erfahrungen dazu bewogen,

Digitized by Google

meines Erachtens doch ein wenig zu leicht. Sie meint, durch einen Hinweis auf die im allgemeinen glänzend ausfallenden Examina der weiblichen Studierenden das Gegenteil beweisen zu können, vergißt aber, daß es sich da heute noch um eine intellektuelle Elite handelt, die außerdem durch die noch immer nicht ganz überwundenen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, zu besonderen Leistungen angespornt wird. Das muß sich ändern, sobald die Sphäre der weiblichen Berufsarbeit weiter ausgedehnt wird. Wir finden heute in Arbeiterinnenkreisen, wo die Fabrikarbeit der Frau als etwas fast ebenso Selbstverständliches aufgefaßt wird wie die des Mannes, z. B. beinahe allgemein die Anschauung vertreten, der Beruf sei nur ein Provisorium bis zur Zeit der Ehe.

In der von Adele Gerhard und Helene Simon so eingehend erörterten Frage, in wie weit Mutterschaft und geistige Arbeit mit einander Hand in Hand gehen können, sieht auch Miß Collet den eigentlichen Angelpunkt der von ihr aufgeworfenen Frage der wirtschaftlichen Selbständigkeit der bürgerlichen Frau. In einem Kapitel über die „Heiratsaussichten des weiblichen Geschlechts", in dem sie eine reiche statistische Materialsammlung bringt, auf die wir hier nicht näher eingehen können, kommt sie zu dem Schluß, daß das ständige Vorhandensein einer beträchtlichen Zahl gut unterrichteter, geistig und körperlich gesunder, von ihrem Beruf lebender, unverheirateter Frauen ausschlaggebend dafür sein muß, ob die Frauen im allgemeinen imstande sein werden, ausreichenden Lohn und gute Arbeitsbedingungen zu erlangen. Die ehelos bleibenden Frauen allein bringen ein Element der Ruhe und der Ständigkeit in den weiblichen Arbeitsmarkt, ohne das weder Lohnverbesserungen noch feste Organisationen jemals durchgesetzt werden könnten.

Aber gerade weil so viele arbeitende Frauen zur Ehelosigkeit verurteilt sind, ist es nötig, daß sie eine Beschäftigung finden, die nicht ihren Intellekt, sondern auch ihr Herz befriedigt. Darin besteht eben der große Unterschied zwischen Männern und Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Alles, was der Durchschnittsmann verlangt, ist, daß seine Arbeit ehrenwert und einträglich sei; was er verdient, ist ihm von größerer Wichtigkeit, als was er thut. Die Frau aber fühlt sich unbefriedigt, wenn ihr Beruf nicht auch ihre Herzenseigenschaften, ihre mütterlichen Fähigkeiten in Anspruch nimmt.

Wenn man die Verbesserung der ökonomischen Lage der Frauen beurteilen will, darf man, wie Miß Collet mit Recht betont, dieses Bedürfnis nach einem inneren, persönlichen Interesse an der Berufsarbeit niemals außer acht lassen. Auch wird man in der Regel finden, daß eine Frau selten ein hohes Gehalt verdient, wenn ihre Arbeit sie nicht interessiert. Und daher finden wir so häufig die anscheinend paradoxe Tatsache, daß die Frauen, welche in ihrem Berufe am meisten verdienen, ihre Arbeit nicht um des Lohnes, sondern um der Arbeit willen erwählt haben.

Die Betonung der Verschiedenartigkeit, wenn auch Gleichwertigkeit, der männlichen und weiblichen Begabung zieht sich durch das ganze Buch, und auf sie baut Miß Collet gerade ihre höchsten Hoffnungen für die Zukunft.

Noch besitzen wir keine Theorie der Begabung und noch weniger unanfechtbare Anschauungen über die spezifischen Begabungen der Geschlechter, aber soviel kann man heute wohl schon mit der Verfasserin behaupten, daß die Entwicklung zum Höheren für die Frau in der Entwicklung ihrer Eigenart liegt. Georg Simmel, der feinsinnige Soziologe, sagt ganz richtig, unsere Kultur trage heute noch einen männlichen Charakter, das Kriterium für die höhere Ausbildung der Frau aber sei, ob sie die objektiven Kulturwerte durch solche Werte bereichern könne, die sie und nur sie zu schaffen im stande sei. Die Frau soll nicht werden wollen, was ein Mann, sondern was ein Weib werden kann, weil es Weib ist.

Digitized by Google

Ein Weltanschauungs-Roman.

(Offenbarungen des Wachholderbaums von Bruno Wille.)

Von

Else Hasse.

Nachdruck verboten.

Die weitgehende Arbeitsteilung und Berufstyrannei in unsrer Zeit nötigt die Kulturmenschheit, sich Organe zu schaffen für die Befriedigung von solchen geistigen Bedürfnissen, denen der einzelne nur durch tiefe Studien und zeitraubendes Nachdenken genugtun könnte, ohne doch die Aussicht zu haben, sich über seinen Berufshorizont oder sein subjektives Empfinden wesentlich erheben zu können. Solche „Organe" sind uns auch auf einem Gebiet erstanden, wo wir alle säen und doch die Gesamternte nicht allein einheimsen können: auf dem Gebiet der Weltanschauung. Und da taten sie uns vor allem not. Zurückgeschreckt von dem Dorngehege der abstrakten Schulsprache, und außer stande, den immer gesteigerten Ansprüchen der strengen Fachphilosophie zu genügen, befriedigen viele ihren Hunger nach Weltanschauung mit dem philosophisch längst überwundenen Materialismus oder begnügen sich mit der mageren Kost von Haeckel's „Welträtseln", beinahe stolz auf ihre geistige Abhärtung, die ihnen erlaubt, bei der Weltbetrachtung auf Gemütsbefriedigung zu verzichten.

Von dieser unnötigen Resignation will — neben andern Populärphilosophen, die ihres Jargons oder mangelnder Klarheit halber keine große Gemeinde finden können — Bruno Wille alle diejenigen erlösen, welche einer Nachhilfe und Anregung in Sachen der Weltanschauung bedürfen. Er hat sein Weltbild in einem Roman[1]) niedergelegt, der, originell nach Form und Inhalt, eine Fülle alter und neuer Erkenntnisse anschaulich macht, wie sie seit Heraklit und Demokrit in unaufhörlichem Wandel durch die Geistessphären eines Giordano Bruno, Spinoza, Leibniz, Kant, Goethe, Schelling, Fechner, Lotze sich auf uns vererbt haben. Bruno Wille ist es gelungen, das Reifste an diesen Erkenntnissen zu einer Einheit zu verbinden, ihnen alles Scholastische, Fremdartige zu nehmen und sie gleichsam auf dem Heimatsboden erst erwachsen zu lassen durch Naturanschauung und reinmenschlich-sittliches Erleben. Der Held seines Romans findet den rechten Erkenntnisweg nur, weil er den rechten sittlichen Erlösungsweg betritt; ihm enthüllen sich die Tiefen des Seins, die Rätsel der Umwelt nur, weil er Selbsterkenntnis und die liebende Seele besitzt, die fremdes Wesen verstehend in sich aufnimmt, weil er das feine Gehör des Poeten hat, das die

[1]) „Offenbarungen des Wachholderbaumes" Roman eines Allsehers. Eugen Diederichs, Leipzig. 2 Bände.

Digitized by Google

Sprache aller Dinge vernimmt und weil er mit dem Auge des Künstlers die Runenschrift der Weltseele zu lesen vermag, die im Tanz der Staubelfen sowohl als im Sternenreigen, in den Formenwundern der Radiolarien wie im Gesamtleib des Kosmos, in unsern Schicksalen ebenso wie in unsern feinsten Ideenbildern verzeichnet steht und zum Rätsellösen auffordert.

Der Mann der strengen Wissenschaft wird vielleicht an Willes „Offenbarungen" vorbeigehen oder dieselben Einwände für ihn haben, wie sie die Exakten und Nüchternen seinerzeit Fechner gemacht haben: daß es nicht immer statthaft sei, das Selbstzeugnis der inneren Wahrnehmung zum Ausgangspunkt von Analogieschlüssen zu machen, daß er die Naturwissenschaft öfters der Philosophie opfere oder das Gemütsbedürfnis zu innig mit jener verschmelze, daß er zu individuell geistreich oder zu phantastisch sei, den anthropomorphen Charakter unsrer Begriffe verkenne, u. s. w. Allein: Wille sowohl wie seine großen Vordenker haben erkannt, daß es über uns hinaus etwas gibt, was sich nicht in der nüchternen Erkenntnis löst, wohl aber in der künstlerischen Anschauung, der religiösen Stimmung, der sittlichen Handlung. Darum vertauscht er einmal den eingeschränkten naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt mit dem schrankenloseren poetischen und rechtfertigt sein Denken und Dichten vor sich selber mit der These: „Phantasie ist fruchtbare Forschung, eine Art Experiment, ein Gedankenexperiment. Jede Weltanschauung ist Phantasie, ist eine philosophische Dichtung . . . Die wundervolle Gabe, analogisch zu schließen und neue Zusammenhänge zu entdecken, darf nicht mit Geringschätzung betrachtet werden — sie ist die Mutter der wertvollsten Entdeckungen gewesen."

Bruno Wille gestaltet also sein philosophisch-dichterisches Experimentieren zu einem Geistesschicksal, das sich vor unsern Augen langsam aus den Gemütstiefen seines Helden heraus entfaltet, wobei inneres und äußeres Erleben einander bedingen und durchdringen.

Das Buch beginnt mit der Heimkehr des Dichterphilosophen in das alte, graue Schloß am märkischen See, wo er in der Nähe seines nun verstorbenen strengen Vaters eine traurig-einsame Jugend verlebt hat. Nun ist er Herr seiner Besitzungen, Herr seines Lebens — aber sein Wohin, das Ziel seiner Tatkraft fand er noch nicht. Er haust auf Krampendorf mit dem Freunde Oswald, der — Naturforscher und Mediziner wie Brunos Vater — dessen Praxis übernommen hat. Oswald hält dem Idealisten mit seiner materialistisch-mechanistischen Weltanschauung in geistreichen Gesprächen tapferen Widerpart und spart kein Argument, um den Freund dem „Aschenbrödel Poesie", seiner Seelenbraut, abspenstig zu machen. Aber zu dem Träumer Bruno spricht die Seele der Natur, und er ist entschlossen, sie zu finden.

Erinnerungen huschen durch seine Träume. Einmal, als Student, ist er glücklich auf Krampendorf gewesen — als Maria kam. Ein wilder Durst nach Seligkeit entbrannte in seiner Seele — und er gewann, was er ersehnte. Dann entwich sie und blieb verschollen — er war ja zu feige gewesen, vor den Vater hinzutreten und zu bekennen, daß die verwaiste Nichte des Verwalters sein Weib sei. Jetzt beginnt er zu begreifen, wie unsäglich viel er durch eigne Schuld verlor. In der dunklen Stunde, als er die Leiche des fremden jungen Weibes bewacht, das sich im Krampensee ertränkt hat, fallen ihm Gedanken von Schuld und Schicksal, Tod und Vernichtung mit voller Wucht auf sein Herz. Er hört im Geist seinen Anatomieprofessor mit

Digitized by Google

souveräner Blasiertheit vom Tode, vom endlosen Zerstörungstrieb der Natur, von der Sinnlosigkeit und Seelenlosigkeit der Welt sprechen; als sein Weg ihn Tags darauf über den Kirchhof führt, lauscht er dem tröstlichen Gesange des goldhaarigen Kindes, das mit einer alten Frau gekommen ist, das Grab der Selbstmörderin zu besuchen — wo ist nun Wahrheit? bei der Wissenschaft? bei der Poesie? — Jene Tote, in deren Nähe ihn die leidvollsten Grübeleien überfielen, flößt ihm ein seltsames Interesse ein, und er ersteht das Medaillon, das sie um den Hals trug.

Die Geister aller tiefsten Fragen sind nun entfesselt — angesichts des Todes. Fortan peitscht ihn der Zweifel mit seiner Aegis durch eine Fülle von geistigen Erlebnissen. Alles um ihn her wird plötzlich lebendig; mit allen Dingen tauscht er Rede und Gegenrede. Die alte Guitarre mahnt ihn, auf die Lebensmusik, das große Zusammenstimmen im All zu horchen und Musik auch aus *seinem* Leben zu machen; aus allerlei Märchen klingen Glocken hinein in sein Gewissen, und die lebendige Natur, die der Kinderglaube mit Undinen, Nixen, Spukgeistern bevölkerte, redet ihm zu: ich bin nicht toter Stoff, nicht ein Wesen ohne Seele. Allerlei Waldseelen beginnen ihn anzusprechen, und am Faden der buntesten, geträumten und wirklichen Erlebnisse tastet sich sein Denken vorwärts. Was die Analogieschlüsse Fechners einst der Natur theoretisch abgerungen haben, das plaudern hier die Bäume, Blumen, Tiere selber aus: die Birkenmaid und die Kiefern, der Hopfen und die Mistel, die Schnecke und der Schmetterling, vor allem aber der Wachholderbaum, der Waldphilosoph im grünen Stachelkleide. Er verteidigt das Seelenleben der Pflanze gegen die Einwände Brunos, gegen die Witze des alten Försters, gegen den skeptischen Widerspruch des Totenschädels im Studierzimmer und läßt sich in seinen Behauptungen von der wissenschaftlichen Objektivität des Mikroskops unterstützen. Und wie die kleinen Gewächse, so redet auch das Gewächs der Gewächse, der große Pan, das All: ich, eine lebendige Gliedergestalt, bin die Seele aller Seelen. Der sturmbewegte Wald, der wogende See, die lächelnde Sonne — sie alle raunen leise: es erlebt sich alles; jeder Lebensleib ist innerlich Seele, intuitiv empfundenes Dasein, das sich dem Menschen nur durch Vermittlung der Sinnesorgane als körperlich darstellt. Die Staubelfen, die hier an Stelle des Atoms auftreten, das ja nur ein abstrakter Grenzbegriff ist, erscheinen ihm als kleinste Besonderungen der Allseele, die sich ins Unendliche differenziert und sich in ihren Schöpfungen erlebt; auch im kleinsten Stoffteilchen wohnt schon Empfindung und Trieb — wie wäre sonst Entwicklung seelischen Lebens in höheren Organismen verständlich? Der Tanz der Staubteilchen macht ihm das Wesen der Form als einer Reigengruppe begreiflich, die durch eine innere Wahl, eine Empfindung für Ordnung zustande kommt. Der Lindenbaum zeigt ihm, von der Wurzel bis zur Blüte, was ein Reigen von Persönlichkeiten mit individueller Reigenseele ist. Die tote Schnepfe enthüllt ihm das Mysterium: Tod ist Geburt.

Er spricht mit Haeckel, verständigt sich mit dem Geiste Fechners, befragt Faust, die Verkörperung der deutschen Volksseele, und lernt von der Sokratesbüste im Studierzimmer, wie das „Erkenne dich selbst" erweitert werden müsse zum „Erkenne dich selbst im Andern wieder" — alle Dinge sind ja eines Leibes Glieder, „Wurzelgenossen, dem einen heiligen Busen entsprossen". Erlöserbilder nahen und mahnen, treu zu lieben, groß zu leiden, in fremder Schuld zugleich die eigne zu erkennen, die besten Kräfte in den Umleib, die Gemeinschaft aller Seelenwesen, die Kultur hineinzubilden. Denn Dasein heißt wirken. Die Rehspur erzählt, wie jedes Eigenwesen sich in Autogrammen

Digitized by Google

der Nachwelt überliefert; ein identischer Kern jedes Wesens lebt fort in seinen Wirkungen, die Individualität ist unvernichtbar — die ganze Kultur ist ein Gewebe von lauter Individualität. Der Tatenleib, den der Mensch sich wirkt, wird von Mängeln und Beschränkung erlöst, sobald seine Wirkungsstrahlen sich mit fremden verbinden, wachsen und sich vollenden in der Ewigkeit. Darum findet jede Dissonanz ihre Auflösung, und das Böse ist das werdende Gute. Das Weltgericht heißt: Läuterung, Verklärung.

Mitten hinein in Brunos sinnendes Erleben aber drängt sich sein Schicksal, und die Wirkungen alter Verschuldung verfolgen ihn und holen ihn ein. Erst trifft er auf den Unseligen, der die Kleider der Selbstmörderin findet und wiedererkennt und sich anklagt, sie in den Tod getrieben zu haben — sie verschmähte ihn und er rächte sich, indem er sie auspfiff, als sie im Variété sang; ihr Direktor warf sie auf die Straße, und er kam ins Gefängnis, weil er Geld unterschlagen hatte. Bald darauf findet Bruno bei der Fischerhanne, der alten, wunderlich guten Frau, die das goldhaarige Mägdlein bei sich hegt, Papiere der Selbstmörderin, Schilderungen aus dem Leben der Verworfenen in der Großstadt, deren Elend sich an sie krallt, dem sie sich fast schon verfallen fühlt. Der Phonograph, den Oswald ihm schenkt, singt Marias Lied, womit sie die gaffende, lüsterne Langeweile der Großstädter unterhalten hat, und Bruno erkennt die Stimme wieder. Träume helfen nach, Offenbarungen, die sich in den Tiefen der Seele aus Daten der Wirklichkeit zusammenreimen. Als er entdeckt, daß die Locke im Medaillon des ertrunkenen Weibes einst seinem jugendlichen Haupte angehört hat, da schließt sich der Ring: die Selbstmörderin war Maria, und das Kind, von dem sie in ihren Papieren redet, ist ihr und *sein* Kind, das goldhaarige Marleneken. Die Fischerhanne jedoch verweigert ihm das Kind — sie war's, die sich einst der Verzweifelnden annahm; durch ihre Barmherzigkeit und Fürsorge erwarb sie sich ein Recht auf das Kind. Der treulose Vater aber, den jetzt das Schuldgefühl vernichtet, darf sein Vergehen sühnen: mit Aufopferung des eigenen Lebens errettet er sein Kind aus den Fängen des Mühlrades. An der davongetragenen Wunde siecht er langsam dem Tode entgegen, und nun, angesichts der letzten Stunde, erheben ihn die innern Offenbarungen über den Sinn der Welt und des Lebens von Himmel zu Himmel. Er ist eins mit der Allseele; sein Wesen überströmt von Liebe zu allen Geschöpfen, denen er sich verbrüdert fühlt; ein Allverstehen erfüllt ihn, weil all die fremden Dinge hineinragen in seine fühlende Seele; er begreift: Gott-Natur ist werdende Vollkommenheit; der Gott, den wir in der Endlichkeit begreifen, heißt Excelsior; das Höchste ist unser Beruf — es keimt, es wächst, vom Atom zum All. Lächelnd sinkt er zurück in den Schoß der großen Ordnung:

„Nun komm, du Wünschelmeister Tod,
Mein Frühling du, mein Morgenrot!
Erwecke mit dem Zauberstab
Zur Jugendwiege mir das Grab!
Ich halte still und lächle."

Als das Wertvollste an Bruno Willes Philosophie, in welche Poesie, Kunst und Religion liebliche Rosen hineinflechten, dürfte vielen die höchstgesteigerte Lebenserfassung, die religiös-sittliche Heilslehre erscheinen. Allein es ist ebenso bedeutsam, daß er das praktische Tun derer, die keimendes Höhenleben in ihrer Seele spüren, mit einem gewaltigen *Horizont* zu umgürten sucht, einem Gotteshorizont. Ohne Horizont

Digitized by Google

keine Entwicklung, kein Auftrieb. Wille, fest auf dem Boden des Psychomonismu stehend, hat durch seine Ideen von Allbeseelung, Unsterblichkeit und Harmonisierung aller Zwistigkeiten des sich emporkämpfenden Lebens einen Horizont geschaffen, innerhalb dessen eine breite Entfaltung menschlichen Wesens, ein hohes Zielbewußtsein möglich ist.

Daß seinen Erkenntnissen hie und da Einwendungen gemacht werden könnten, — daß z. B. durch die schon bei Fechner angedeutete Idee der Reigenseelen sich der Begriff der Persönlichkeit verflüchtigt oder daß das Bewußtsein der Tatenleiber etwas Unvorstellbares ist — all dieses drückt den Wert des Buches nicht herab. Der Reichtum des darin niedergelegten Schauens, die Kraft der Stimmungen, die in den eingestreuten Gedichten weben, die Fülle der Bilder ist nicht wiederzugeben, und man kann nur wünschen, daß viele durch eigne Lektüre der seelenvollen Weltansicht des Verfassers nähertreten.

Der Grössere.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Josephe spielt mit der mageren, kleinen Katze oben in ihrer Giebelstube. Sie spielt um so hingebender, weil sie vergessen will, daß die Natur draußen ihr jede Anregung versagt. Der Wintertag hat keinen Schnee oder so gut wie gar keinen, denn diese harten, dünnen Reste, die im Schutze von Mauern, an Bretterstapeln, in den Vertiefungen der dürren Erde von dem Tauwind, der in voriger Woche blies, vergessen wurden, die geben keinen Begriff von Schnee. Am Himmel ist nicht ein Wolkenumriß; nicht eine Farbe, nicht ein Glanz begegnet dem Auge, alles liegt apathisch da und läßt sich gleichgiltig in seiner Armseligkeit von den ungeduldigsten, durstigsten Blicken ansehen.

Josephe erwartet ihre Schwester. Sie nimmt es sehr groß, daß diese nun endgiltig nach Hause kommen soll. In der Landeinsamkeit hat die Erwartung Raum und Zeit genug gehabt, um sich auszuwachsen. Jetzt spielt sie mit der Katze, und rasche Vorstellungen von dem, was ihr Leben in tiefer Brust bedeutet, ziehen durch ihren Sinn. Wie war es doch gewesen, als sie zum allerersten Male Wasser gesehen? Das linde, bewegliche Wasser der Binnenseen mit seiner Hingabe an die himmlischen Weiten, es gehörte zu diesen Vorstellungen von Leben. Sie wollte sich nicht klar machen, welcher See, in der Nähe welchen Gehöfts, nach welcher Himmelsrichtung gelegen es sein mochte, der ihr den ersten und bleibenden Eindruck gegeben. Es war ein schmales, tiefblaues Wunder gewesen, in weichen Hängen eingesunken, die es gelb und märchenhaft, einsam und liebend bewachten. Ganz still bot es sich dem hellen und leichten Himmelblau dar; was es von ihm ergriff, wandelte sich zu einem starken, lachenden Glanz der Wonne. Dem Wasser entgegen, mit dem sie ein Wiedersehn feierte, wie mit einem alten Freunde, war ihr Herz geflogen, es lag da mitten ausgebreitet, offen und selig in dieser Farbe begraben, noch ehe ihre Füße das Ufer erreichten und ehe ihre Hände darein tauchten und die Augen mit einem leisen Bangen die hellen Steinchen in der tieferen Flut verglimmen sahen.

Digitized by Google

Aus der Stille draußen quillt ein leises Donnern, dann wird es ein Rattern, und jetzt schüttern die Dielen ein wenig und die Fensterscheiben brummen. Josephe springt aus dem heiteren und zauberhaften Licht ihrer Gedanken und Bilder heraus auf ihre Füße mitten in die Erwartuug des Augenblicks.

Sie ist am Fenster. Mit einer letzten Anstrengung reißen die von Schweiß dunklen Füchse den Spazierwagen die etwas ansteigende, rumplige Auffahrt vor dem Landhause in die Höhe. Die schmalen Flanken, die dicken Bäuche und ermüdet hängenden Köpfe der Pferde, als sie still stehen, machen auf Josephe einen raschen und harten Eindruck. Im Fondsplatz des offenen Wagens sitzt eine wohl eingewickelte Gestalt. Ein paar Hände strecken sich ihr entgegen. Josephe richtet sich auf. Sie sieht das Fuhrwerk langsam um das Rondel, auf dem die Hühner in einem Häuflein zusammenhocken, der Remise zufahren. Die große Türe wird von innen geöffnet, ein schwarzes Viereck. Der Sohn des Kutschers steht schlank vor dem Schwarz in einer blauen Schürze.

Josephe greift sich an die Stirn und läßt die Hand langsam von den starrenden Augen sinken. Sie lauscht und beobachtet. Es geschieht so etwas Sonderbares mit ihr. Eine plötzlich erstandene Mutlosigkeit, ein wehes Ahnen ist in ihrer Brust; sie weiß nicht, von wo dies kommt oder worauf es zielt; es tropft aus dem Raume dunkel und schwer herab, aus dem Raume, der soeben durch die Ankunft der Schwester bereichert wurde. Sie macht eine langsame Wendung und wird die Katze gewahr. Wie die nur vermag, so harmlos weiterzuspielen? Auf Zehspitzen geht Josephe zum Spiegel. Wie sieht denn jemand aus, dem so Sonderbares begegnet? Unter hochgezogenen Augenbrauen ein erschrecktes Staunen und erbleichte Wangen. Wie sonderbar, so unentschlossen war sie noch nie in ihrem Leben! An der Tür vermag sie nicht die Klinke herunterzudrücken, und vom Fenster treibt es sie fort!

Man kommt die Treppe herauf. Josepha klopft das Herz, als nahe sich eine Katastrophe. — „Geh du zuerst herein, du bist die Hauptperson, Ida," sagt der Mutter Stimme vor der Türe.

Eine junge, helle Blondine mit vollem Gesicht und runden Blauaugen, in einem marinefarbenen Wollkleid tritt ein. Aug in Auge gehen sich die Schwestern entgegen. Sie küssen sich. Man küßt keinen Menschen, dem man atemlos voller Argwohn entgegensieht. Josephe ist tief errötet, als sie sich bewußt wird, daß ihr Gewissen verletzt wurde. Wieder stehen sie Aug in Auge. Ida fühlt undeutlich etwas Peinliches, was man aber glücklicherweise nicht so sehr wichtig zu nehmen braucht. Sie kommt aus einem angeregten Leben bei Verwandten in der Stadt, wo sie wie Kind im Hause war seit mehreren Jahren und hat den Kopf voller Pläne für ihre Lebensführung hier auf dem Landgute.

Die Mutter macht Worte. Wie Onkel Artur generös gewesen ist, und was für Erfolge Ida im Hause sowohl als in der Geselligkeit zu verzeichnen hat.

„Ist das nicht meine Katze?" fragt Ida. „Das ist doch mein Peter, den die Stellmacherfrau für tot vor die Türe geworfen hatte, und den ich auffammelte. Es war vor einem halben Jahr, als ich hier zu Besuch war. Ich wusch ihm die Augen mit Milch aus."

„Ja, das ist dein Peter. Du warst rührend zu ihm", sagt die Mutter und man hört ihrer Stimme die Freude über die zurückgekehrte hübsche Tochter an.

Nun fragt es sich, ob die Katze ihre Wohltäterin noch wiedererkennt. Josephe sieht verloren auf ihren Spielkameraden im geringelten Pelzkleid und hört Idas süße Lockstimme mit einer Erwartung, die auf Unangenehmstes gefaßt ist. Peter kommt, er kommt aus einer Ecke angetrappelt, wo er nach Mäusen vigilierte. Er gurrt liebenswürdig.

„Er erkennt dich", sagt Josephe. Um ihren Mund liegt es wie ein Reif.

Ida bestreitet, daß der Peter sie wiedererkennt. Bewahre, das scheint nur so. Als er sich an ihren Kleiderfalten einkrallt und sich aufrichtet, wobei sein Schwanz züngelt, dann mit einem Schwung seinen dicken Kopf an ihren Knieen reibt, sagt sie immer noch: „Das ist Zufall, er hat mich längst vergessen."

„Aber nein! Er erkennt seine Wohltäterin", behauptet die Mutter. Ida lehnt ihre Wange

Digitized by Google

auf den Katzenkopf und lächelt geschmeichelt und entzückt.

Statt Josephe aufzurichten, bestärkt dieser kleine Anfang ihre bange Ahnung. Weshalb ist Ida in Worten abwehrend und ihre Miene verrät Genugtuung? Und noch peinlicher zu fragen: weshalb erregt es in ihrer Stimmung so viel Düsteres, die Schwester zu belauschen?

Dem Hausherrn kommt es sehr gelegen, einem neu dazu gekommenen Mitglied von den allerlei Nöten zu reden, die in letzter Zeit der Familie zu schaffen machten. Er war krank gewesen, hatte daher seine gewöhnlichen Fahrten zu den Nachbarn und Verwandten aufgeben müssen, die ihm Kartenspiel, Getränke und Aussprachen zu seiner Zerstreuung gewährt hatten. Ein Überschuß von Unruhe und Reizbarkeit ist in ihm angesammelt. Brieflich hatte Ida davon erfahren, daß der Brunnen bei dem letzten Tauwetter eingestürzt ist und daß es in der Räucherkammer gebrannt hatte. Diese Nachrichten hatten sie dann stets daran erinnert, daß ihre Heimat ein armes, kleines Landgut war; sie vergaß es gerne für ein paar Monate.

Der Vater erzählt, blinzelt rasch und hat einen roten Kopf. Er ist grauer geworden und redseliger. In der Luft liegt noch immer mehr von dieser prosaischen Sorte Kümmernisse. Ja, das noch: die gute, blaue Pelzdecke ist gestohlen worden, und der Gärtner hat gekündigt.

Die Mutter, die strickend in der Sofaecke sitzt, läßt die Nadeln sinken, legt die ganze Arbeit mit einer gewissen Wichtigkeit der Bewegungen auf den Tisch und zieht ihren Schulterkragen über ihre Hände. „Das Schlimmste von allem ist: wir sind mit den Nachbarn erzürnt," sagt sie und räuspert sich, während sie starr gradeaus blickt.

Ida hat ein sehr langes Gesicht bekommen. Es sind doch nicht die Schrewner, die die Mutter meint? Ja, die sind es. Und weswegen hat man sich erzürnt? Der Vater kann nicht anders, als mit einer peinlich wirkenden Hitze und einem erzwungen spöttischen Lachen davon erzählen. Der Jagdhund von drüben aus Schrewen hat die Angewohnheit angenommen, fast täglich, wenn er nicht eingesperrt ist, nach Tralich herüber zu kommen. Das ist die Ursache der Erzürnis. Man macht den Hund seinem Besitzer abspenstig, man ist zu freundlich zu ihm in Tralich. Man soll jedesmal, wenn er sich blicken läßt, mit einer Reitpeitsche auf ihn stürzen und ihn prügeln. Als ob man nichts anderes zu thun hätte! Wenn Hektor zitternd vor Frost, ausgehungert und winselnd auf einer der Bänke in der Veranda sitzt und mit seinen schönen Hirtenknabenaugen flehend in die Fenster sieht, dann soll man ihn schelten und fortpeitschen, ihm nicht etwa eine Brodsuppe reichen oder einen Knochen, wie die ganz von Gott verlassene Josephe getan hat!

Josephe sitzt schlank und fein und müßig auf ihrem Stuhl und sieht mit offenem Munde, um den das Lachen über einen schon oft durchgekosteten Humor flüchtig schwebt, nach den Fensterscheiben. Bei längerem Hinsehen zeigt sich da ein Gebilde in Form eines Pilzenwaldes. Der Frost nimmt zu, er ist dabei zu schaffen, und die Hängelampe vergoldet die perlgemusterten Formen seiner Laune. Diese Formen sind befriedigend, bedeutsam und liebreizend, ganz im Gegensatz zu den rohen Schreckbildern der Übelstände und all den Karrikaturen von menschlichen Beziehungen, von denen geredet wird. Josephe nimmt mit Eifer den feinen Sinn des Pilzenwaldes in sich auf.

„Und nun ist der Verkehr zwischen den Gütern abgebrochen?" erkundigt sich Ida gespannt.

„Der Verkehr abgebrochen?"

Der Vater lacht Hohn. „Der alte Narr, der Platow, grüßt mich nicht einmal, er kauft nichts von mir, seine Anhänger laden uns nicht ein, wenn er kommen soll. — Ich bin sein bester Feind! Und wenn man bedenkt, wie lebhaft wir noch vor kurzer Zeit verkehrten! Die Zeiten sind gewesen und ganz vergessen! Wie oft hat Josephe Eisfeste auf dem kleinen See mitgemacht. Alles zu Ende!"

„Ihr hättet den dummen Köter fortjagen sollen, immer wieder fortjagen. — Man weiß es ja, daß die Schrewner so empfindlich sind bei allem, was zu ihnen gehört. Wie abscheulich, erzürnt zu sein!" sagt Ida ganz vernichtet von dem Mißgeschick, welches in

Digitized by Google

ihre besten Pläne wie eine Bombe fällt. Gerade bei den Nachbarn gedachte sie sich zu regen; die Nachbarn machen ein Haus aus, sie sind reich und angesehen, sie haben einen Sohn, der Offizier war und jetzt das Vorwerk von Schrewen bewirtschaftet. Man durfte sie nicht erzürnen!

Josephe sagt rasch unter der Einwirkung von Idas stummem, aber heftigem Vorwurf für das Verhalten der Eltern: „Ja, ganz abscheulich von den Schrewnern, mit so friedliebenden Menschen, wie Vater und Mutter es sind, einen Zank anzufangen!"

„Und der Gärtner hat gekündigt?" fragt Ida, die jetzt ganz wach und unzufrieden geworden ist.

„Ihm wurde gekündigt."

„Der gute Mensch? Kann man das nicht wieder zurücknehmen?"

Josephe biegt den Kopf, um einen volleren Glanz von den Eisblumen am Fenster zu erhaschen. „O, er möchte gebeten sein! Aber kein gutes Wort für den Kerl", ruft sie. „Er war unverschämt zu Mutter, die stets gut zu ihm war. Er muß fort, es ist uns gerade recht!"

Die Schwestern sehen sich an, jede die andere, wie einen Eindringling in ihre Kreise.

Es werden an diesem Abend noch viele Worte gemacht, und es wird mancherlei beredet, aber womit man auch anfängt, stets kommt man auf Umwegen auf den Nachbarzwist. Es ist die wundeste Stelle am Familienkörper. Wenn Vater und Mutter auch bemüht sind, die Rolle der Schrewner in diesem Drama als durchaus lächerlich darzustellen, unversehens schwimmen ihre Augen in einem Naß, das die Kränkung ihres arglosen und weichen Gemüts ihnen auspreßt und das ein Zeichen dafür ist, daß sie da in etwas hinein geraten sind, worunter sie bitter leiden.

* * *

Ida erweist sich als ein sehr tüchtiger Mensch. Sie entdeckt Übelstände und wirtschaftet mit einer Art Demonstration gegen Josephes Manier, schlecht und recht mit der Prosa fertig zu werden. Josephe läßt sich aus der Hand nehmen, was sie ohnehin nur lose gefaßt hielt. Deshalb hört sie nicht auf, weiche und oft schmerzliche Blicke mit dem Gesinde zu tauschen und, wo sie kann, die Dinge in eine leichte, tändelnde Beleuchtung zu rücken. Man ist tiefer in den Alltag eingesunken, seit Ida in Tralich ist. Es ist, als säße eine Reihe scharfschnäbliger, unruhiger Vögel auf dem Dachfirst, die fortwährend eine Litanei der Notdurft krächzen. Kein Gesang, kein mutiges Geschrei mit dem Nachhall aus fernen Wäldern verjagt sie. Das, was laut wird, ist das Bravo der Verwandten und Bekannten, die stehen hinter Ida, Josephe wird überstimmt, denn ihre Meinung geht stets gegen den Strom. Es drückt so schwer auf ihrer Brust, daß ihr der Schwester Tun weit öfter fatal ist als wohltuend. An das Glück eines feinen, zarten Verhältnisses wagt sie garnicht zu denken, dann schwillt ihr das Herz vor Kummer. Und die Eltern lassen sich in dies andere Fahrwasser schleppen, in das der Voraussicht, der ängstlichen Einteilung, des eifrigen Bestrebens, so wie die andern zu sein.

Eines Morgens will es gar nicht hell werden in den Tralicher Stuben, die Luft ist ein Vorhang aus fallenden Flocken, grau und groß kommen sie aus einer trüben Helligkeit. Es ist so, als bekommen die Menschen etwas geschenkt. Erstens erfreut die neue Erscheinung, und dann denkt man an die gepeinigten Wintersaaten und die spitzen Äcker, die rumpligen Wege, an diese ganze kahle Härte draußen, auf die eine Wohltat herabkommt. Am Nachmittag läßt der Schneefall nach, von allen Seiten zieht der Horizont die Wolken herunter, und frische, klare Himmelspracht steht urplötzlich über den still gewordenen Schwanendaunen.

Josephe hält auf der Hofveranda Umschau in diesem Festgesicht des Winters. Da kommt eine Männergestalt nahe an der Hauswand heran; sie erschrickt. Erich Platow. Und dann freut sie sich hoch und lacht. Wenn sie mit ihren guten Beziehungen zu ihm irgend etwas in dieser Zwistigkeit nützen könnte! Die neue Herrlichkeit unter diesem frohen Blau macht so viel Hoffnung, im kleinen wie im großen.

Es ist eine Begrüßung, als käme ein guter Freund zu Besuch auf eine im Polareise steckende Fram.

Digitized by Google

Erich Platow trampelt sich den Schnee von den Stiefeln. „Sie sehen mich an wie ein aus dem Schnee entstandenes Wunder," sagt er mit einer Dunstwolke um den nassen Schnurrbart.

Josephe lächelt blitzschnell herauf zu seinem roten, festen Gesicht, aus dem die blauen Augen beinahe grell blitzen. „Ja, soll ich mich nicht wundern?" Sie wartet. Er legt den Kopf etwas auf die Seite und lächelt ebenfalls milde. Da errötet sie. „Ich hoffe, Sie kommen in irgend einer Mission, Herr Platow. Ich meine in dieser höchst bedeutsamen Affäre mit Ihrem Hektor."

„Ich komme von meinem Vorwerk, zu Fuß über die Schonungen an der Grenze. Da sah ich Tralich so nahe, ich mußte rüber und sehen, wie's geht und steht. In Schrewen war ich ganz flüchtig am Sonntag Vormittag, seit meiner Reise zum ersten Mal."

Josephe will es nicht in den Kopf, daß er garnichts mit der Angelegenheit seines Vaters zu tun haben will. Seine Miene ist unleserlich, aber seine Nähe wirkt erfreuend wie der Neuschnee.

„Schade, schade, unsre famose Eisbahn ist nun ein zugeschlagenes Buch. Waren Sie öfters da Schlittschuh laufen, Fräulein Josephe?"

Josephe schüttelt mit dem Kopf. Ihr Sinn strebt der Heiterkeit zu, in die sie dies dunkle Organ, diese große Gestalt versetzt. Die dumme Hundegeschichte! Soll sie noch einmal davon anfangen? Es ist so ungraziös, so verkehrt, das Ganze! Sie geht nach der Gartenstubentür; als Erich Platow nochmals fragt, ob sie ohne ihn Schlittschuh laufen war, dreht sie kurz vor der Tür um. „Nein, kein einziges Mal seit dem letzten Abend, wo wir uns so greulich verspäteten."

Sie sieht Erich Platows Augen befriedigt blinzeln und seine Lippen sich teilen. Die Schelte ihrer Mutter damals und dies körperlich ermüdete Gefühl bei so viel Frische und Fülle der Laune, als sie an jenem Abend nach Hause gekommen, fallen ihr ein.

„Rechts herum nach dem Erlenbusch, links herum nach dem Sandhang das Bogenschneiden ging wohl schön!" sagt Erich Platow mit etwas geblähten Nüstern.

„Über den Sandhängen stand das Mondchen! Wie schwarz, wie kostbar glatt und tadellos das Eis war!" Josephe ist atemlos und strahlend.

„Der kleine Handschuh liegt jetzt unterm Schnee begraben!"

„Nur der eine? Ich denke doch beide?"

Erich Platow lacht über Josephes neugierig erregtes und naives Gesicht und klopft sich auf die Brust.

O ja, ich darf dankbar und heiter sein, denkt Josephe, sich straffer aufrichtend. Ich trete leise auf, damit ich nichts wecke, was mich in meiner Genußsucht stört.

„Ich kam dazu her, um zu erfahren, ob Sie wie ich diesen Eissport weiter treiben wollen. Das Barometer steht tief, es ist noch mehr Schnee zu erwarten, gleichviel, ich schicke alle meine Leute auf den See — das Buch soll wieder aufgeschlagen werden. Wir wünschen Fortsetzung. Ist es so?"

„Ja, ich wünsche eine Fortsetzung."

„Sie sagen so gemessen: ja, ich wünsche eine Fortsetzung. Haben Sie denn Zerstreuungen, leben Sie angeregt?"

„Ich lebe so dahin, wie gewöhnlich. Meine Schwester ist jetzt zu Hause. Und was meine Gemessenheit anbetrifft, so geht die von dem stillen Schnee aus."

„Hm. Also vergehen die Tage recht eintönig wie sonst auch in diesem ausgetrockneten Erdenwinkel. Hätt ich gewußt, daß ich derart vereinsamt auf dem Lande sein würde, im Winter, wo man nichts zu tun hat und die Jagdverhältnisse so schlecht sind, — wahrhaftig, ich hätte mich noch besonnen und meinem Hauptmann nicht den Degen vor die Füße geworfen."

Josephe kannte aus Erichs Erzählungen jenen Akt der Insubordination, den er, durch Ungerechtigkeit zur Raserei gebracht, verübt hatte und dem er es verdankte, daß er den Dienst quittieren mußte. „Das mußten Sie nun schon tun", sagte sie bestimmt und wohlwollend, denn sie mochte es an ihm, daß er den Zwang abgeschüttelt. Für nichts hatte sie mehr Verständnis als für die Notwendigkeit, Gerechtigkeit in seinem Leben zu verspüren; sie suchte unausgesetzt in höheren Beziehungen nach einer göttlichen Gerechtigkeit in allem,

Digitized by Google

was ihr begegnete und was sie selber war.

In der Gartenstube, in die sie jetzt eintreten, wirft der glatte Schnee im Garten ein gleichmäßiges, mildes Licht. Josephe streckt eine Hand aus, nach dem Fenster weisend. „Und das da? Ist das nicht sehr schön? Man hat ja ein bischen lange drauf warten müssen, dafür ist es aber jetzt so gekommen, wie man's nicht erwarten konnte!" Ihre Stimme ist belegt und geheimnisvoll.

„Ich vermisse jetzt nichts," erklärt Erich Platow mit der gewöhnlichen Ruhe und Festigkeit in der Miene und einem halben Blick der Zärtlichkeit. Vorne die Dielen der Gartenveranda haben eine flache Spur von Menschenfüßen, die Treppe sieht aus, wie mit Alabaster belegt, dann kommt der unberührte Rasenplatz, der sich mit dem Acker, durch den niedrigen Zaun nicht aufgehalten, zu einer einzigen makellosen Steppe verbindet. Über den eingedeckten Rosen und dem Buchsbaum wölbt es sich sanft, mit blauen Schatten, auf dem Kamm dieser stillen Wellen liegt es rosig vom Sonnenuntergang her.

„Das entschädigt wirklich für vieles," sagt Josephe mit einem unsicheren Freudegefühl. Sie empfand es, in wie geheimnisvoller Weise Erich Platows Nähe zu ihrem Wohlbefinden angesichts dieser reizenden und doch schwermütigen Pracht beitrug, und doch wußte sie ganz genau, daß er sie nicht verstand. Er lebte von einer derberen Zufuhr. Wenn das fahle, dürre Schilf, das am Seerande in dem harten Eise steckte, in einer verlorenen Brise sauste, hatte ihn das nicht ergriffen; die trägen Linien dieser öden Hänge, hinter denen das bunte Glühen des Sonnenuntergangs wie eine Wahrheit und Erfüllung reicher Träume brannte, gaben ihm nicht diese ahnungsvollen Eindrücke. Er spiegelte auch nicht rings umher von dem ersten Funkelstern bis zu den feinen Blasen im Eise alle Erscheinungen mit solcher Raschheit und einem stets wachsenden Gefühl.

Sie waren sehr verschieden. Wenn sie beide heiß in rascher Bewegung mit verschlungenen Händen, von einem Brausen umströmt, dahin gefahren waren, hatten sie sich ihrer Verschiedenheit gefreut und ausgetauscht; Anregung und Beruhigung zugleich ging aus diesem starken und begrenzten Wesen in das zartere, in bangen Fragen und scheuen Entzückungen bebende über. Der Reiz, wenn sich seine hohe und kantige Gestalt leicht und überraschend vor ihr in allerhand Figuren bewegte, konnte den Vergleich mit irgend einem anderen Phänomen aufnehmen. Sie war nie so gesund und freudig gewesen, als wenn sie, körperlich ermüdet, mit erfrischtem Gemüt aus der verdunkelten, großartig öden Landschaft mit den klimpernden Schlittschuhen nach Hause gekommen war. „Das brauche ich," hatte sie befriedigt vor sich hingesagt. „Er ist besorgt um mich und huldigt mir — und er hat so große, starke Knochen und ein festes Herz, und seine Hand giebt mir Blumen." —

Auch heute, als er da in der Gartenstube auf und abging und sie am Fenster lehnend mit ihm sprach, hatte er es fertig gebracht, ihr einen Blumenstrauß in die schmachtende Hand zu geben. Rosen waren es nicht, vielleicht tiefblauer Aklei, Blumen von preziöser Form und tiefer Farbe, fein und besonders duftend, eindringend in ihr erwartungsvolles Fühlen und voll sanfter Schmeichelei.

Und sie verhehlte ihre Schwäche und Dankbarkeit nicht. Da sie immer noch bei dem Thema der Entbehrungen des winterlichen Landlebens waren, sagte sie halb im Scherz, halb aus dem wirklichen, furchtbaren Ernst, den sie mit sich herumtrug: „Manchmal habe ich den Wunsch, noch viel einsamer zu sein, um rein zu bleiben. Ich bin Versuchungen so wenig gewachsen; weder mit Reizen noch mit Abschreckungen werde ich rasch fertig ohne Einbuße. Vielleicht ist es schon zu spät für mich, mit der Welt in Berührung zu kommen, ich bin ohne Waffen und ohne Rüstung."

Darauf sagte er stehen bleibend. „Ich sehe ein, daß unsere Schlittschuhpartien durchaus ihren Fortgang haben müssen. Da hab' ich Ihnen doch manchmal Ihr Träumerköpfchen zurechtgesetzt. Zu spät, um mit der Welt in Berührung zu kommen! Nach zu viel Zerstreuungen und Versuchungen in Tralich." Er lachte gerade heraus und Josephe mit. Meinetwegen hat die feierliche Schneedecke eine Spur bekommen, dachte sie. Es ist gut so.

Digitized by Google

Man war im Familienkreise verblüfft über die Ankunft des Nachbarsohnes. Als Josephe die Mutter so sprachlos und groß blickend dem jungen Manne gegenüber sah, fiel ihr die Zwistigkeit ein und dieses versteckte oder ahnungslose Wesen, das Erich Platow in der Sache gezeigt hatte. Sie erwartete jetzt eine Andeutung.

Ida hatte einen langen Schubkasten mit verschiedenen Fächern vor sich, aus denen sie einzelne Gewürzkörner nach ihren Sorten heraus suchte. In der ersten Verwirrnng über des Gastes unerwartete und imposante Erscheinung blieb sie damit am Tisch sitzen. Sie beteiligte sich wenig an dem etwas befangenen Anfangsgespräch, wie verzaubert, gedankenlos, von einem Gefühl beherrscht, das dem der Genesung nach einer langen schleichenden Verstimmung glich, pickten ihre kleinen, weichen Finger hier und da eine Gewürznelke oder ein Pfefferkorn aus den Fächern. Erst als die Mutter sie ersuchte, mit ihrer stark duftenden Handarbeit aufzuhören, ging sie errötend damit fort.

Es kam zu keiner Erörterung über den Fall Hektor. Die Mutter scheute sich davon anzufangen, und Erich Platow tat es nicht. Das Band, das die Kehlen der Tralicher gewürgt hatte, lockerte sich trotzdem, allein durch die Anwesenheit des Nachbarsohnes. Gewissermaßen spielte er die Rolle einer königlichen Geisel. Man konnte hoffen, daß nun alles in Ordnung kommen würde, man durfte gastfreundlich und munter sein; es stand der Anschauung nichts im Wege, diesen Besuch als eine Genugtuung aufzufassen.

Der Hausherr kam von einer geschäftlichen Ausfahrt. Seine Frau ging ihm entgegen, was sonst nicht ihre Gewohnheit war. Seit Wochen hatte sie nicht so frisch ausgesehen, ihre Stimme hatte einen resoluten Klang, als sie den Gatten begrüßte.

„Nun?" fragte der sogleich. „Ich komme mit einer Unannehmlichkeit nach Hause. Und du? Dir geht es gut?"

„Der junge Platow ist da", sagte die Hausfrau frank.

Ihr Mann trat, noch halb im Pelz steckend, einen Schritt zurück.

„Seit vier Uhr sitzt er bei uns an der Hängelampe."

„Wie hängt denn das zusammen! Sein Vater hat mich vor einer halben Stunde in gröbster Weise brüskiert. Ich geh ins Gasthaus von Duschinski herein, um ein Glas Grogk zu trinken, da sind ich da eine ganze Gesellschaft, den Schrewner darunter. Als ich eintrete, erhebt er sich und verabschiedet sich mit einem infamen Gesicht von den andern und geht dicht an mir vorbei, ohne mich zu grüßen zur Türe."

„Er ist verrückt!" Mit einem Achselzucken, ungerührt, steuert die Mutter zurück in die Wohnstube, wo sie die drei Anwesenden lachend am Fenster findet.

„Denke nur," so fährt Ida auf die Mutter los, „wir sitzen hier ganz ruhig, plötzlich heult es ganz erbärmlich vor dem Fenster und kratzt und scheuert. Wir machen das Fenster auf, da streckt sich eine braun-weiße Pfote herein . . ."

Der Hausherr und Erich Platow begrüßen sich. „So macht doch das Fenster zu! Was gibt es denn da?" sagt der Hausherr, der so schnell wie möglich sein Erlebnis vor diesen Ohren, gerade vor diesen auskramen will.

Josephe verhandelt immer noch mit Hektor; unausgesetzt reicht er seine Pfote dar, seine Augen glühen grasgrün, und seine Lefzen schnattern. Erich Platow kommt ihr zur Hilfe. „Gestatten Sie, daß ich ihn hereinhole. Später geht er dann mit mir aufs Vorwerk," murmelt er, sich aus dem Fenster beugend. Der Hund wird heraufgezerrt und rast wie außer sich in der Stube herum, von einem zum andern, wobei er ein Geheul ausstößt, das wie Weinen klingt.

„Es ist eine tolle Geschichte," sagt der Hausherr kopfschüttelnd. „Dieser verdammte Köter trägt mir solche Erfahrungen ein, wie ich sie heute erleben mußte."

Erich Platow befiehlt dem Hund, sich ihm zu Füßen zu legen; das tut er, aber sofort erhebt er sich wieder und kriecht geduckt, mit der Miene eines armen Sünders, zwischen der Hausfrau und Josephes Kleiderfalten, wo er sich mit einem Ächzen niederläßt. Alle lachen. Das Lachen ist wild und unbändig. Die Mutter lacht Tränen hinter ihrem Taschentuch.

Digitized by Google

„Jawohl, eine höchst lächerliche Geschichte, besonders wenn man, wie ich, aus Duschinskis Gasthaus kommt," sagt der Hausherr grimmig. Es entsteht eine peinliche Stille. Die Mutter und Ida wechseln besorgte Blicke. Man soll Erich Platow nicht mit den häßlichen Geschichten seines Vaters kommen; er kann nichts dafür, er muß geschont werden. Auf keinen Fall sollen jetzt lange Erörterungen kommen.

Erich Platow sitzt straff auf seinem Stuhl und fixiert den Hund. „Du bist ein mäßiger Jagdhund und ein ganz treuloser Bursche, aber deinen Geschmack muß man gelten lassen", sagt er mit einer phlegmatischen und souveränen Lippenbewegung, die ihm gut ansteht. Ihm steht es überhaupt gut an, sich bei den von seinem mächtigen Vater schlecht behandelten, gutmütigen Tralichern liebenswürdig zu zeigen. Eine bessere Unterhaltung kann er sich für seine Tage nicht wünschen. Hier winkt ihm ein Ausgleich für die Entbehrung an Beachtung und Bevorzugung, die ihn in den ländlichen Kreisen oft wie eine Krankheit peinigt, aus diesen Frauenaugen träufelt der Balsam der äußersten Wertschätzung. Was diese Ida für blaue, deutlich redende Augen hat. Und diese sympathische Fleischfülle, dies behaglich umgängliche, muntere Wesen. Josephe wirkt dagegen wie eine etwas schwer verständliche Cantilene für den Feiertag. Wenn sie etwas sagt, so ist es beinahe so, als ginge eine Türe auf, und man sähe den für den Familientisch unter der Hängelampe wenig passenden Hintergrund einer Fernsicht. Allerhand Unterströmungen werden aufgedeckt, und die Dinge werden dadurch unnötig kompliziert. Man will vergessen und nicht aufwühlen, man will sich gehoben fühlen und weiblichen Reiz verspüren, der die Dinge glättet und behaglich macht.

Die Eltern wollen es durchaus nicht dulden, daß Erich Platow, wie er gekommen, zu Fuß nach Hause gehen soll. Auf keinen Fall. Man sucht einen Ehrgeiz darin, den Sohn der feindlichen Nachbarn so gastfreundlich wie möglich zu behandeln. Der Vorreiter wird die jungen Pferde vor den kleinsten Kuffschlitten spannen. Man wartet nur ab, bis der Mond aufgegangen ist.

Wie ängstlich herrlich diese helle Nacht ist! Die Menschen, die heraus aus der stickigen Enge der Wohnräume, von Eifer für allerhand oberflächliche gesellschaftliche Dinge erfüllt, aus der Türe treten, müßten betroffen schweigen und staunen. Die weißen Dächer der Hofgebäude stehen so klar in dem lichtdurchschienenen, beinahe vergißmeinnichtblauen Nachthimmel. Der Mond ist nicht zu sehen, nur einige schwach strahlende Sterne. Alles, was aufwärts ragt aus weißem Grund, ist weiß geschmückt, sieht fremd und verzaubert aus wie die Wünsche einer phantastischen Stunde.

Josephe ist still geworden, die Anstrengung, mit der sie ihre Art zu sein noch soeben vor den andern vertreten hat, läßt nach sie zu beherrschen. Wie ängstlich herrlich diese Nacht ist! Diese leidenschaftslose, harmonische Natur begegnet einer sich selbst quälenden, zweifelnden Seele. Nur noch wenige Minuten, und Erich Platow wird davon gleiten, die kleinen Pferdchen stampfen schon vor der Remisentüre. Josephe faßt im voraus Angst vor diesem Fortgleiten. Etwas, was sich nicht halten läßt, wird mit ihm entgleiten, was noch soeben lebendiger Besitz war, wird spurlos verwehen. Die blauen Akleiblumen werden einzeln zerstreut die blanke Schlittenspur begleiten, dann nichts, nichts als Schnee. Eine deutliche Stimme in ihr sagt ihr genau, wie es kommen wird, aber sie kämpft trotzdem mit all ihren Mächten, das zu behalten, was sie in Händen hatte. Sie wird dem Freund, noch ehe er fährt, Gelegenheit geben, irgend eine Häßlichkeit, die er sich zu schulden kommen ließ — sie besteht wahrscheinlich nur in ihrer Einbildung, wenn der Mond voll ist, ist ihr Gemüt mehr als sonst zu Einbildungen geneigt — sie wird ihm die Gelegenheit geben, diese mohnkorngroße Verletzung ihrer zarten Beziehungen zu einander wieder gut zu machen. Vielleicht rührt sie leise an seinem Ärmel und sagt ihm, daß sie ein Endchen mit ihm hinaus in die verzauberte Welt fahren wird. Sie hat hohe Stiefel an, der Weg zurück ist eine Kleinigkeit. Dann wird er sie lächelnd und mit Sympathie ansehen, und sie wird begreifen, daß es nur so schien, als hätte er sich von ihr abgewandt.

Erich Platow und Ida haben gemeinsame Bekannte aus der Stadt, Leutnants und Ball-

Digitized by Google

damen, über die sie endlos reden. Und für hübsche Wohnungseinrichtungen begeistern sie sich, und die Fahrten und Gelage der Herren der Gesellschaft nehmen sie mit viel Wichtigkeit durch. In der Türe geht das Gespräch noch immer weiter. Das Fahrwasser ist Ida ganz geläufig, und Erich Platow scheint es höchst angenehm. Ach, welche Pein der Ungeduld und des Überdrusses häuft sich in Josephes Brust! Die Mutter ist auch zu liebenswürdig und besorgt um den Gast. Deshalb kommt es nicht dazu, daß Josephe ihren Vorschlag heraus bringt — es findet sich kein einziger Moment, wo sie es hätte tun können, ohne ihren Stolz zu verletzen.

Die Schwestern wollen zu gleicher Zeit durch die Haustüre, als der kleine Schlitten fortgehuscht ist. Ida tritt zurück und läßt Josephe voran gehen. „Dein Schlittschuhläufer und Verehrer ist wirklich famos," sagt sie ein wenig durch die Zähne mit einem üppigen Tonfall des Triumphes.

„Ich werde erst feststellen, ob er famos ist, wenn er Mannes genug ist, seinem Vater ein passendes Benehmen gegen seine Freunde beizubringen," erklärt Josephe kalt. Sie selber weiß es am besten, wie gefärbt von verletzter Eigenliebe diese Worte klingen. Beschämt steigt sie die Treppe herauf, ihr Herz klopft wild. Folgt Ida ihr vielleicht, um sie mit körperlicher Kraft zu bewältigen? Ida ist fürchterlich! Durch Tränen sieht Josephe in die weiße, verklärte Nacht. Die strahlt so groß und weiß nichts von diesen armseligen Leiden.

In der Wohnstube, von dem Licht der Hängelampe umschlossen, in Grogkdunst und Cigarrenrauch sitzen die Menschen, von denen Josephe sich ausgeschlossen fühlt. Durch die halboffene Tür fällt ein kraftloser Schein auf die Dielen in der Gartenstube, durch die Fenster leuchtet der Schnee, den man jetzt gewöhnt ist, mit geringer Helligkeit. Noch ging der Vollmond nicht auf. In diesem Zwielicht hält sich Josephe unschlüssig auf. Ein Blick hinaus. Am schwarzen Himmel stehen ein paar Sterne; trotz seines Schmuckes lastet er leer und drohend auf der erbleichten Erde und den geduckten Bäumen und Büschen. Es ist da draußen nichts, was ihre Unruhe beschwichtigen könnte. Auf Umwegen durch die Küche gelangt sie in die Wirtschaftsstube, die auf der andern Seite an das mächtige und gemiedene Wohnstubenreich grenzt. Ein fader Dunst liegt in der Luft. Durch das Fenster sieht man den zertrampelten Schnee vor der Küchentüre, im Vorbau hinter einer zerbrochenen Scheibe brennt eine qualmende Lampe ohne Cylinder; ihr Licht fällt auf den Ausguß mit seinen blank befrorenen Rändern.

In Josephe ist Aufruhr. Was sie sieht, stößt sie ab, sonst sah sie drüber weg ein anderes . . . Es ist quälend, sich so gänzlich von dem abgestoßen zu fühlen, was einen umgibt. Und diese Entdeckung: der zerwühlte Schnee ist deinem aufgewühlten Empfinden gleich, die häßliche Lampe darf es sich herausnehmen, dir vertraulich zuzublinzeln wie einer Verwandten . . . Von der Gesindeküche im Nebenhaus kommt, vorsichtig den geschaufelten Steig betretend, eine Gestalt. — Noch ehe Josephe den Schweinehirten erkennt, flieht sie vor der Aussicht, sein Gesicht, diese Ansammlung von Grobem und Rauhen, sehen zu müssen.

Die Eltern blicken auf. Die Mutter nimmt ein Wollknäul zur Seite, damit sich Josephe zu ihr auf das Sopha setzen kann. Sie sieht so munter und aufgeputzt aus, als hätte sie soeben tüchtig gelacht. Man ist oben auf. Man lebt zu gerne vorwärts, vorwärts.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Jugendlichen in der Sozial- und Kriminalpolitik.[1])

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die Jugend ist die Zukunft eines Volkes. Von ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Entwicklung hängt es ab, welche Stellung ein Staat in den nächsten Jahrzehnten im wirtschaftlichen Weltstreite erobern kann. Weitblickende Vertreter der sozialen Körperschaften sollten in umfassenden Fürsorgeeinrichtungen für die heranwachsende Generation ihre beste Kapitalsanlage sehen. Das sind Gemeinplätze, die man heute in jedem Wochenblättchen findet.

Und doch werden Jahr für Jahr Tausende unfertiger Kinder, dreizehn- und vierzehnjährige Knaben und Mädchen, von der Schule ins Leben hineingestoßen, um den Kampf ums Dasein, den Kampf gegen Härten und Gefahren auf eigene Faust aufzunehmen. Im besten Fall steht den Kindern der Arbeiterklasse liebende Elternsorge zur Seite, die aber auch zumeist das auf Erwerb angewiesene Kind nicht zu schützen vermag. Zwingen doch die wirtschaftlichen Verhältnisse vielfach neben den Vätern auch die Mütter, die Erziehung ihrer Kinder zu vernachlässigen — um ihnen Brot zu schaffen. Fehlt es den Eltern doch häufig an der Gelegenheit und Möglichkeit, sich selbst fortzubilden, um ihren Kindern getreue und gute Ratgeber in allen wichtigen Lebensfragen zu sein.

Schlimmer aber ist es um die jugendlichen Scharen bestellt, die sich ohne elterliche Fürsorge — mitten im Entwicklungsalter stehend — ihren Weg selbständig suchen sollen: die Waisen, die Unehelichen. Ohne weitere Leitung, Erziehung, Fortbildung und Aufsicht treten diese Kinder in einem Alter in das Erwerbsleben ein, in dem für die Kinder der besitzenden Klassen die wichtigsten Lernjahre gerade beginnen, in dem man ihrer Entwicklung doppelte Aufmerksamkeit schenkt, weil ihnen doppelte Gefahren in gesundheitlicher und geistiger Beziehung drohen. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Klagen über die „Verrohung der Jugendlichen" immer häufiger werden und die Aufmerksamkeit aller Sozialpolitiker durch „das Problem der Jugendlichen" in Anspruch genommen wird. Die vielseitigen Aufgaben, die dieses Problem der Gesellschaft auferlegt — Aufgaben der Sozial- und Kriminalpolitik — hat Arthur Dix in einer Studie[2]) zusammengefaßt, die einen Überblick über die bestehenden Fürsorgebestrebungen privater und staatlicher Natur gibt und ihrem Ausbau die Wege weist.

Über den thatsächlichen Umfang der Kriminalität unter den Jugendlichen gibt Dix beachtenswerte Daten. Während im ganzen die Zahl der schweren Verbrecher in den letzten beiden Jahrzehnten erheblich zurückgegangen ist (trotz der starken Bevölkerungszunahme hat sich die Zahl der Zuchthäusler seit 20 Jahren um mehr als 40 % vermindert) zeigt die Kriminalität der Jugendlichen eine stete Steigerung. Dabei steht sie — und das ist vor allem wichtig für die sozialpolitische Behandlung des Problems —

---

[1]) Wir bringen in diesem Artikel hauptsächlich das Tatsachenmaterial, dessen Kenntnis für die Beurteilung der augenblicklich aktuellen kriminalpolitischen Fragen unerläßlich ist. Die außerordentlich wichtige, angesichts der bevorstehenden Strafrechtsreform ganz besonders bedeutungsvolle Frage der Bekämpfung der Kriminalität durch Erziehung wird in größerem Rahmen ein Artikel der nächsten Nummer behandeln.

[2]) Die Jugendlichen in der Sozial- und Kriminalpolitik. Verlag Gustav Fischer, Jena 1902.

Digitized by Google

in engstem Zusammenhange mit der Zunahme des gewerbsmäßigen Verbrechertums. In einem Jahre wurden beinahe 50 000 Personen im Alter von 12 bis 18 Jahren in Deutschland gerichtlich bestraft. „Während im Jahre 1882 auf 100 000 der jugendlichen Civilbevölkerung erst 568 Verurteilungen entfielen, waren es im Jahre 1899 über 700. Der größte Teil davon entfällt auf Diebstahl und Unterschlagung. Aber Hand in Hand mit der Zunahme der Bestrafungen Jugendlicher geht auch eine Zunahme der Bestrafungen wegen Körperverletzung: auf 1000 Verurteilungen Jugendlicher im Jahre 1882 kommen 110 wegen Körperverletzung, im Jahre 1899 bereits 191.“ [1])

Diese Zahlen sind besonders erschreckend, wenn man bedenkt, daß die Zunahme der Verurteilungen bei den Jugendlichen hauptsächlich durch die wachsende Zahl der Rückfälligen entsteht. Im Jahre 1899 gab es 9000 Personen zwischen 12 und 18 Jahren, die mindestens zum zweiten Mal bestraft wurden. Darunter waren 5485 einmal Vorbestrafte, 1870 zweimal Vorbestrafte. Die übrigen waren dreimal oder öfter vorbestraft, erlitten also im Jahre 1899 mindestens die vierte Strafe.

In den Zusammenhang von jugendlicher Kriminalität und gewerbsmäßigem Verbrechen leuchtet die preußische Zuchthausstatistik tief hinein. Das Ergebnis ist erschütternd; aber es weist die Richtung für die notwendige Reform. Dix berichtet darüber:

„Man hat in Preußen seit 1894 für die Zuchthausgefangenen mit wenigstens drei Freiheitsstrafen besondere Zählkarten eingeführt, die über Herkunft, Vorleben und persönliche Verhältnisse der betreffenden Personen Auskunft geben. Bis zum 1. April vorigen Jahres waren solche Karten für insgesamt 31 000 Personen ausgestellt worden. Von diesen hatte ein erheblicher Teil bereits mehr als dreißig Freiheitsstrafen vor der letzten Einlieferung in das Zuchthaus erlitten. In welchem Maße diese Personen zu dem gewerbsmäßigen Verbrechertum zu zählen sind, zeigt die Tatsache, daß nach dem Gutachten der Anstaltsbeamten in nahezu 30 000 Fällen nach der Entlassung ein baldiger Rückfall als wahrscheinlich bezeichnet wurde. Beiläufig bemerkt, enthält dieses eigene Urteil der Anstaltsbeamten wohl die schwerste Anklage, die gegen das herrschende Strafsystem erhoben werden kann; bildet es doch das Eingeständnis, daß in wenigen Jahren 30 000 Menschen gegen die Gesellschaft losgelassen wurden, von denen fast mit Bestimmtheit anzunehmen war, daß sie aufs neue die Rechtsordnung schwer verletzen und die Sicherheit aufs ernsteste gefährden würden. Was an der Statistik aber besonders interessiert, ist der Umstand, daß im ganzen etwa die Hälfte der späteren Zuchthäusler und gewerbsmäßigen Verbrecher vor Vollendung des zwanzigsten Jahres zum ersten Male straffällig geworden und mit dem Gefängnis in Berührung gekommen ist.“ Bei 2022 fiel die Begehung der ersten Strafthat in das Alter unter 14 Jahren!

Im Jahre 1901 sind 5503 neue Zuchthausgefangene aufgenommen worden. Davon waren mehr als 10 Prozent bis zum vierzehnten Lebensjahre nicht im Elternhause erzogen worden. 2832 hatten keine oder nur mangelhafte Schulbildung; bei 300 fehlte diese vollständig! Die Volksschule hatten 2585 besucht, höhere Schulen 86.

Um die Ursachen der steigenden Kriminalität der Jugendlichen festzustellen, müssen die am häufigsten vorkommenden Verbrechen und Vergehen nach zwei Gruppen unterschieden werden: nämlich Delikte gegen das Vermögen oder gegen die Person. Diese werden hauptsächlich repräsentiert durch einfachen Diebstahl und durch gefährliche Körperverletzung. Dix teilt mit, daß von den 45—50 000 in einem Jahr verurteilten jugendlichen Personen im Reiche annähernd die Hälfte (von den 2000 in Berlin genau die Hälfte) wegen einfachen Diebstahls bestraft wurden. In Bezug auf die Roheitsverbrechen tritt die jugendliche Berliner Bevölkerung erheblich hinter dem Reichsdurchschnitt zurück. „Die Vergehen gegen das Vermögen charakterisieren sich bei den Jugendlichen mehr als Erscheinung der Großstädte, während die Roheitsvergehen ihren Boden weit mehr, als der landläufigen Ansicht entspricht, in der ‚urwüchsigen‘ Landjugend finden.“ Aber aus den gegen das Vermögen sich vergehenden Jugendlichen der

[1]) Vgl. Dix a. a. O. S. 9.

Digitized by Google

Großstädte rekrutiert sich die Armee der gewerbsmäßigen Verbrecher. Das mag zum Teil auf die Zerrüttung des Familienlebens in den Großstädten zurückzuführen sein, wo häufig alle Glieder einer Familie dem außerhäuslichen Erwerb nachgehen müssen. Auch die frühzeitige Heranziehung der Kinder zur Lohnarbeit, die Anziehungskraft der Großstadt für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen, die, unbekannt mit ihren Gefahren, zuströmen, kommen wohl mit in Betracht. Welche starke, sittlich festigende Macht die Familienbande tatsächlich ausüben, ergibt sich daraus, daß von den gewerbsmäßigen Verbrechern ein Neuntel unehelich geboren, ein Drittel vor dem 14. Lebensjahre Waise geworden sind.

Nach zwei Richtungen sind nun diese Ergebnisse der Kriminalstatistik von größter Bedeutung: für die Sozialreform einerseits, die Kriminalpolitik andrerseits. Dix bringt für die beiden Gebiete des Kampfes gegen das Verbrechen eine Reihe beachtenswerter Vorschläge. Er fordert auf der einen Seite obligatorische Einrichtung von Fortbildungsschulen für Knaben und Mädchen, für letztere mit Aufnahme des Haushaltungsunterrichts; einen Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung, um den Jugendlichen Zeit und Kraft für Belehrung und Unterhaltung zu schaffen, um sie körperlich und geistig leistungsfähig zu erhalten; gesundheitlichen Schädigungen der Jugendlichen wäre auch durch einen geeigneten Berufswechsel — eventuell auch durch zeitweiligen — entgegenzuwirken.

Ausführlich behandelt Dix in bezug auf den zweiten Punkt, die Kriminalpolitik im Kampf gegen das Verbrechertum der Jugendlichen, die Frage der bedingten Begnadigung.

Diese Reform hat ihren Ausgangspunkt vom Staat Massachusetts genommen, wo 1869 die bedingte Verurteilung eingeführt wurde. Das dortige Gesetz bestimmt, daß für straffällige Personen unter 17 Jahren ein Beamter bestellt wird, der über die Persönlichkeit des betreffenden Erkundigungen einzuziehen hat und ihn bei günstigem Ausfall derselben eine bestimmte Zeit lang auf Probe stellen kann. Entspricht die Führung des Beaufsichtigten in dieser Zeit den Erwartungen, so wird die gerichtliche Vollziehung des Urteils eingestellt.

Ähnlich ist das englische Gesetz reformiert worden. In den australischen Staaten, in Norwegen, Portugal, Luxemburg, Frankreich und Belgien, wird unter allen Umständen ein Urteil gefällt; die Vollstreckung tritt aber nur ein, wenn der Verurteilte sich in der bewilligten Probezeit nicht gut führt. Auf ähnlichem Standpunkt stehen die neuen Gesetzentwürfe für Österreich, Ungarn, Italien und die Schweiz, in denen es sich überwiegend um einen bedingten Erlaß kurzer Freiheitsstrafen für nicht vorbestrafte Täter in jüngerem Alter handelt

Die Deutschen Bundesstaaten haben sich bisher diesem Vorgehen nicht in vollem Umfange angeschlossen. Es scheinen prinzipielle — nicht praktische — Bedenken dabei geltend gemacht zu werden. Man vertritt die Anschauung, daß der Strafaufschub und der bedingte Straferlaß nicht Sache des Rechtes, sondern der Gnade sei. „Demgemäß sind die obersten Justizverwaltungsbehörden nur durch landesherrliche Anordnung zur Bewilligung von Strafaufschub mit der Maßgabe ermächtigt worden, daß bei guter Führung der Verurteilten die endgiltige Begnadigung in die Wege zu leiten, im entgegengesetzten Fall die Strafe zu vollstrecken ist."

Trotzdem durch dieses System dem Strafaufschub etwas engere Grenzen gezogen sind als in den andern Ländern, und trotzdem die einzelnen Bundesstaaten ganz verschiedene Bestimmungen für die Ausübung der bedingten Begnadigung getroffen haben, scheint diese sich doch überall gut zu bewähren und immer mehr einzubürgern. Während des ersten halben Jahrzehnts, in dem die bestehenden Vorschriften in Kraft waren, belief sich die Gesamtzahl der bedingten Begnadigungsfälle auf 32 500. Im letzten Jahr ist die Zahl in den meisten Staaten um nahezu 20 Prozent gestiegen. Der stärkste Gebrauch wird von der bedingten Begnadigung in Hamburg gemacht; dort sind bald 5000 Fälle erreicht.

„Für alle Bundesstaaten zusammen betrug die Zahl der endgiltigen Begnadigungen in den im letzten Jahr abgeschlossenen Fällen etwas über 70 Prozent der Straf-

Digitized by Google

aufschiebungen. Doch wird die Zahl der erfolgreichen Fälle von Jahr zu Jahr größer. Namentlich weibliche Personen erlangen in den weitaus meisten Fällen die endgiltige Begnadigung."

So vielversprechend die Erfolge dieser Neuerung für die Abnahme des gewohnheits- und gewerbsmäßigen Verbrechertums sind, so ist damit die möglichste Fernhaltung der Jugendlichen aus den Gefängnissen keineswegs durchgesetzt. Handelt es sich doch bei der bedingten Begnadigung meist um geringere Freiheitsstrafen. „Deshalb halten Kriminalisten, Lehrer und Ärzte die Forderung nach einer Heraufsetzung der Altersgrenze der Strafmündigkeit aufrecht. Dagegen wird von der Regierung geltend gemacht, daß in den Jahren 1894—1898 wegen Vergehen und Verbrechen 45 510 Kinder im Alter von 12—14 Jahren verurteilt worden seien, und daß sich in vielen Fällen unverkennbare Spuren dafür zeigten, daß sich die Kinder bereits zu gewohnheitsmäßigen Verbrechern ausbildeten. Eine größere Anzahl solcher Kinder, zum Teil Brandstifter und selbst Mörder (!!), seien wiederholt rückfällig geworden, und man habe sich in Anbetracht dessen zur Heraufsetzung des Alters der Strafmündigkeit nicht entschließen können."

Es ist dem gegenüber aber zu bedenken, daß die Verurteilung von Kindern im schulpflichtigen Alter auch auf die Umgebung der Bestraften die schädlichsten Folgen ausüben muß. Dix weist darauf hin, daß ein mit allen schlechten Erfahrungen nach der Freiheitsstrafe in die Schule zurückkehrendes Kind nur zu oft als Gegenstand einer gewissen bewundernden Neugier von schlechtestem Einfluß auf die Mitschüler wird. Zwar sollen jugendliche Missetäter in Deutschland nicht in Massengefängnissen untergebracht werden, um nicht im Gefängnis mit schlechten Vorbildern in Berührung zu kommen. Aber diese Bestimmung steht vielfach nur auf dem Papier, da es an den notwendigen Einzelzellen fehlt. Dix bringt ausführliche statistische Angaben dazu. Er verweist auch auf die ausländische Gesetzgebung, die zum Teil die Strafmündigkeit bis auf das 18. Jahr (Niederlande) heraufgesetzt hat und Straffällige bis zum 21. Jahr einer Erziehungsanstalt überweisen kann. Vielleicht wird das preußische Fürsorge-Erziehungsgesetz einmal in dieser Richtung ausgestaltet oder ergänzt.

In bezug auf die Erfolge dieses Gesetzes berichtet Dix, daß in der Praxis der Fürsorgeerziehung fast nur solche Kinder überwiesen werden, die bereits als verwahrlost zu bezeichnen sind. Wer mit armenpflegerischen Aufgaben zu tun hat, weiß, daß bisher der eigentliche Zweck des Gesetzes, der Verwahrlosung vorzubeugen, nicht erreicht wird. Die Zahl der bereits Verwahrlosten, die durch die Fürsorgeerziehung zu Tage tritt, hat selbst die schlimmsten Befürchtungen so erheblich übertroffen, daß zunächst erst mit der verkommensten Schicht aufgeräumt werden muß, ehe die vorbeugende Fürsorge zu ihrem Recht gelangen kann. Ein Verwaltungsbeamter der Rheinprovinz sagt in seinem Bericht über die bisherigen Wirkungen des Gesetzes: „Fast immer steht der Richter vor einem Abgrund menschlicher Verkommenheit. Wenn ich auch als Dezernent des Zwangserziehungswesens die betreffenden Verhältnisse schon zu kennen glaubte, so etwas hatte ich mir nicht vorgestellt."

Die Zahl der Fürsorgezöglinge scheint sich gegenüber den früheren Zwangserziehungszöglingen nicht nur zu verdoppeln, sondern zu verdreifachen. Erst dann wird voraussichtlich ein Beharrungszustand eintreten. Und dann wird die Zeit gekommen sein, in der, dem Grundgedanken des Gesetzes gemäß, die Erziehung zum Zweck der Verhütung von Verwahrlosung eintritt. Es ist Aufgabe aller an der Jugendfürsorge beteiligten Personen — besonders auch der in öffentlicher Tätigkeit stehenden Frauen — sorgsam darüber zu wachen, daß überall, wo begründeter Anlaß vorliegt, eine drohende Verwahrlosung der Jugendlichen zu befürchten, auch tatsächlich das im Gesetz gebotene Mittel ergriffen wird.

Wenn das Gesetz seinem Sinne nach Erfüllung findet, wird die Kriminalität der Jugendlichen sicherlich zurückgehen. Eine geeignete Jugenderziehung kostet den Staat weniger als die Erhaltung von Gefängnissen und Zuchthäusern. Sie gibt die Gewähr für ein leistungsfähiges, gesundes und sittliches Bürgertum!

Digitized by Google

Die Frau im Kunstgewerbe.

Von L. Hagen.

(Nachdruck verboten.) (Schluß.)

B. Die Kunststickerin.

Die Kunststickerin ist merkwürdigerweise durch die moderne kunstgewerbliche Bewegung in mancher Hinsicht geschädigt worden. Mit aufopfernder Liebe hatten Frau Bach in Wien und später Frau Emma Dernburg mit ihrer Schwester Ida Seliger in Berlin die alten Arbeitsweisen neu belebt und mit ebenso sicherem künstlerischen wie pädagogischen Verständnis in organischer Entwicklung die Anpassung der alten Arbeitsweise an die Bedürfnisse des modernen zeichnerischen Geistes angebahnt. Dann schlug im Winter 1895/96 eine überflutende Welle irregeleiteter Künstlerreklame von München nach Berlin herüber. Die tonangebenden Berliner Kreise, die sich nie die Mühe genommen hatten, darauf zu achten, daß das Gesund-Moderne längst von den Geschwistern Seliger gepflegt wurde, erschauerten in stummer Verehrung vor den Arbeiten, die Hermann Obrist von armen italienischen Stickerinnen — deutsche waren für den bescheidenen Lohn nicht zu haben — hatte fertigen lassen. Große Summen wurden für Arbeiten gezahlt, die sich in ihren besten Teilen an die Japaner anlehnten, im übrigen aber nichts bedeuteten als ein geistreiches zeichnerisches Linienspiel, bei dem der Geist der Stickkunst durchaus nicht zu seinem Recht kam, dem auch kaum etwas echt Deutsches anhaftete. Unsere schnelllebige Zeit hat Obrists Stickereien längst wieder vergessen. Sie haben aber doch das Gute gehabt, der Stickkunst mehr Geltung zu schaffen, als sie bis dahin hatte. Der Fortschritt hat sich hier einmal im Gedankengang des Philosophen Leibniz bewegt, auf der Schraubenlinie, die kein Aufwärts und Abwärts kennt. Etwas später hatte dann Ida Seliger Gelegenheit, an dem Thronhimmel für den Palazzo Caffarello in Rom zu zeigen, was sich mit tüchtiger Beherrschung des Überlieferten und verständiger Ausgestaltung des Neuzeitlichen erreichen läßt. In Wien hatte inzwischen Olbrich der Kurbeltechnik und der modernen Maschine neue Bahnen vorgezeichnet. In den vorzüglich geschulten Wiener Stickerinnen fand seine Kunst verständnisvolle Dolmetscherinnen seiner zeichnerischen Gedanken. Manches Brauchbare, aber auch unendlich viel völlig Verfehltes und Mißverstandenes — namentlich in riesigen, unsoliden Applikationsarbeiten wurde in München zu Tage gefördert. Niemand schien sich darum zu kümmern, daß es in der Stickerei zahllose ungenützte Möglichkeiten giebt, daß aber auch von einem so kostspieligen Erzeugnis, wie die Stickerei immer bleiben muß, unbedingt größte Haltbarkeit zu fordern ist. Da wurden unermeßlich lange Seidenfetzen zu Applikationen verwendet, während doch Applikationen nur dauerhaft sind, wenn sie in kurzen Abständen durch Umrandung und festgestickte Partien unterbrochen werden. In dieser Hinsicht ist von den Wienern viel zu lernen. Doch wird auch in Wien oft genug die Grenze zwischen Weberei und Stickerei nicht inne gehalten. Nichts, was in gleicher Wirkung vom Webstuhl geliefert werden kann, darf heute noch gestickt werden. Stickerei ist nur da am Platz, wo die besonderen Maßverhältnisse einer bestimmten Fläche die Anwendung geradezu gebieten — wo der Einzelentwurf nur auf diesem Wege in der gewünschten Wirkung ausgeführt werden kann.

Eine Hauptschwierigkeit in der einheitlichen Ausbildung der Kunststickerin liegt darin, daß oftmals der Zeichenunterricht mit dem Stickunterricht nicht hinreichend Hand in Hand geht. In Berlin sind die angehenden Stickkünstlerinnen in Bezug auf das Zeichnen in der Schule des Lettevereins (Victoria Luiseplatz) unter der bewährten Leitung von Frl. Emmy Luthmer ganz besonders günstig gestellt; in den Zeichenkursen der Stickerinnen an der Kunstgewerbeschule wird auf die Sonderbedürfnisse der Sticktechnik nicht hinreichend Rücksicht genommen; auch die wohlbekannte Kunstschule in der Klosterstraße gewährt für diesen Zweck nicht ganz das Entsprechende. — Frl. Martus, die Lehrerin

Digitized by Google

der Victoriafortbildungsschule, Tempelhoferufer 3, zeichnet sich dadurch aus, daß sie keine zu hohen Aufgaben in Angriff nimmt und durch weise Beschränkung des Gebietes wahrhaft künstlerische Wirkungen erreicht.

Der Erfolg einer Stickkünstlerin wird stets in hohem Grade von ihrer geschäftlichen und kaufmännischen Befähigung abhängig sein. Unendlich viel hängt vom richtigen Voranschlag ab: Material und Arbeitszeit müssen genau abgeschätzt werden, damit die Rechnung nicht hinterher den Auftraggebern einen Schrecken, der Stickerin einen empfindlichen Punkt auf dem Verlustkonto darstellt. Die Einrichtung eines eigenen Ateliers erfordert gegen 5000 Mark Anlagekapital; die Lehrzeit beträgt mindestens drei Jahre. Bei der Ausbildung bevorzuge man Schulen, die mit Lehrwerkstätten verbunden sind. Das bloße Arbeiten an peinlich saubern Mustertüchern macht noch nicht zur Stickkünstlerin. In der Lehrwerkstätte kann man stets die verschiedensten Techniken gleichzeitig in Anwendung sehen und lernt mit großen Stücken hantieren, was für Schülerinnen, die nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit streben, unentbehrlich ist und denjenigen, die ein bescheideneres Ziel im Auge haben, doch immer einen Vorsprung vor den lediglich mechanisch gedrillten Gefährtinnen sichert. Die Schule des Berliner Kunstgewerbemuseums (Frl. Ida Seliger, z. Z. Genthinerstr. 19) wird nach diesem System geleitet; in München ist Frl. Gertrud Rommel, von der Tannstr. 2, eine Schülerin der Berliner Anstalt, als Lehrerin der Kunststickerei angestellt. In hohem Ansehen steht auch die Karlsruher Schule. Für gewerbliche Stickerei ist die Victoriafortbildungsschule Berlin vorzüglich. Gegenwärtig wird außer der Kurbelstickerei auf der Maschine auch das Sticken auf der Singernähmaschine viel betrieben. Beiden Techniken schadet es im künstlerischen Ansehen, daß sich ihrer so unendlich viele geistlos arbeitende Kräfte bemächtigt haben. Für alle gewissenhaften Elemente aus den gebildeten Klassen unseres Volkes sollte es als Pflicht gelten, sich eine vollwertige künstlerische Ausbildung in der Stickerei mit der Hand und gleichzeitig im Zeichnen zu sichern, bevor man sich der Ausnutzung einer Maschinentechnik widmet. Ein unabänderliches volkswirtschaftliches Gesetz, dessen Bedeutung man in Amerika und England besonders scharf erfaßt, lehrt, daß eine Überproduktion immer nur auf den Gebieten stattfindet, die von mangelhaft geschulten Arbeitskräften versorgt werden, daß hingegen fast ausnahmslos Mangel an gewissenhaft durchgebildeten Arbeitern zur Herstellung feinerer, besser bezahlter Sachen herrscht. Es giebt keine kurzsichtigere Lebenspolitik als die Vorstellung, man könne eine solide Berufsarbeit und bleibenden Erfolg im Erwerbsleben auf mangelhafter Vorbildung aufbauen. Die Ausbildung der Meister an den Pariser Gobelinmanufakturen, die auf vielhundertjähriger Erfahrung beruht, ist derart geregelt, daß die Zöglinge mit 12 Jahren eintreten und mit 26 Jahren Meister werden. Ähnliche Erfahrungen werden wir voraussichtlich in Deutschland mit unsern Scherrebecker Arbeiten machen, bevor sie sich endgiltig einzubürgern vermögen. Allerdings scheint dieser Technik durch die Erfindung des Witteschen Webepultes eine neue Perspektive eröffnet zu sein. Das letzte Wort darüber wird aber erst die Zukunft sprechen. Immerhin darf man augenblicklich behaupten, daß jede Stickkünstlerin gut tut, das Wirken von Wandteppichen in ihr „Repertoire" aufzunehmen. Auf Wandteppiche hin allein eine Existenz gründen zu wollen, scheint bedenklich; die Schwestern Brinckmann spielen hierin eine Ausnahmerolle. Als Nebenzweig in einem Stickerei-Atelier wird sich diese Technik voraussichtlich behaupten können.

Die Zeichenlehrerin. Wer einen einigermaßen vertieften Einblick in den Zusammenhang kunstgewerblicher und volkswirtschaftlicher Fragen besitzt, wird nicht umhin können, der neuzeitlichen Aufgaben der Zeichenlehrerin zu gedenken, wenn von der Frau im Kunstgewerbe die Rede ist. Ja, wenn man es recht ansieht, ist das gesamte Kunstgewerbe in fast unberechenbarer Weise von der Tätigkeit der Zeichenlehrerin abhängig. Einmal ist die Zeichenlehrerin, wenn sie ihren Beruf recht auffaßt, eine Geschmackbildnerin ersten Ranges. Ihr bildender Einfluß hat eine große Tragweite auf dem heimischen Kunstgewerbemarkte. Denn je feiner das Verständnis für die Vorzüge der Erzeugnisse einer höher entwickelten kunstgewerblichen Industrie, desto beschränkter wird das Absatzgebiet für die minderwertige Schleuderware. Einmal erhöht sich also durch die Leistung der Zeichenlehrerin die nationale Kaufkraft. Dann aber erhält durch recht verstandenen Zeichenunterricht alle Kunsterziehung erst ihren vollen Wert. Denn mit der Einführung des bessern Bilderschmuckes allein, mit Museumsbesuchen und Kunstgeschichte wird man wenig erreichen, so lange nicht das weibliche Gemüt allgemein sich auflehnt gegen aufdringliche Tapetenmuster, gegen einen sinnlos verschnörkelten Teppichentwurf, gegen brutal gezeichnete Gardinenornamente, breitspurige Tischdeckenbordüren und alle jene tausend Geschmacklosigkeiten, die im vollen Sinne des Worts eine Tempelschändung für das deutsche Heim bedeuten. Endlich erhält die Arbeit der Zeichenlehrerin auch eine vielfach erhöhte Bedeutung durch die mehr

Digitized by Google

und mehr sich ausbreitende Erkenntnis, daß die Zukunft auf dem Weltmarkte demjenigen Volke gehört, das den stärksten Nachwuchs an zeichnerisch geschulten Kräften besitzt. Im letzten Grunde ist der vielgeschmähte und unnötig gefürchtete Koloß Kapital ein ohnmächtiger Klotz, wenn ihn nicht Wissenschaft, Technik und Kunst in Bewegung setzen. Und je gründlicher der Zeichenunterricht erteilt wird, desto sicherer wird der Nachwuchs für Technik und Kunst vorgebildet werden.

Die Zeichenlehrerin älteren Stils mußte — der Zug der Zeit wollte es so — immer darauf ausgehen, die Schülerin nach Kräften zu einer Collegin Rafaels auszubilden. Unter einem nach Gips gezeichneten klassischen Kopf tat man es nicht und eilte dann möglichst, um sich dem Kopieren farbiger Vorlagen widmen zu können. In so manchen Privatschulen hallt diese Nachwirkung des hyperidealistischen Charakters der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch nach. Nun hat zwar die Ausbildung des großen Kupferstechers und Radierers Daniel Chodowiecki zum guten Teil auf einer ähnlichen Vorbildung beruht. Immerhin waren es Miniaturbildchen, die er als Kind bei seinen Tanten auf Holzdosen und Kästchen malte, d. h. Sachen, bei denen der Sinn für richtige Abmessungen, das sichere Proportionsgefühl gedeihen kann. Im übrigen beweist dieser Ausnahmefall nur, was aufmerksame Beobachter sehr häufig finden werden: daß genial veranlagte Knaben bei weiblicher Schulung namentlich auf künstlerischem Gebiet ausgezeichnet gedeihen. Die normale Methode des Zeichenunterrichts besteht darum noch lange nicht in der Kunst, das Publikum darüber zu täuschen, daß die Schülerinnen nichts gelernt haben.

Die einzelne Zeichenlehrerin steht dieser noch immer allzusehr verbreiteten Strömung ziemlich machtlos gegenüber. Auch die einzelne Schulvorsteherin hat es nicht immer leicht, wenn sie gründliche Reformen anstrebt. Doch weiß ich, daß z. B. die Vorsteherinnen der v. Steyberschen höhern Töchterschule in Leipzig (Frl. Wislicenus u. Langerhannß) schließlich ungeteilten Beifall auch z. B. von Berliner Künstlern ernteten, als sie die neuere Dresdener Methode mit starker Betonung des Zeichnens nach lebenden Pflanzen und frühzeitiger Pflege des Stilisierens der Pflanzen in ihre Schule einführten. Mehrfach sind auch in Leipziger Professoren-, Gymnasial- und Offiziersfamilien Privatzirkel für Knaben eingerichtet worden, die mit großem Interesse dem Unterricht einer dortigen Lehrerin folgten. Naturgemäß kann im Privatzirkel noch mehr der Eigenart des einzelnen Schülers Rechnung getragen werden, als in einer großen Klasse. Eine pädagogisch veranlagte Lehrerin findet hier bald heraus, daß auch bei der besten Methode Abweichungen zu Gunsten der Individualität notwendig sind. Es giebt zwölfjährige Mädchen, die imstande sind, eine stilisierte Blumenform frei vom Naturmodell auf bestimmte Flächen mit sicherem Proportionsgefühl zu übertragen und andere, bei denen die natürliche Begabung nach anderer Richtung liegt. Auch hier ist das „Wie" wichtiger als das „Was". Sehr viel aber hängt davon ab, daß der erste Anfangsunterricht in sicherer Hand liegt — womöglich in derselben, die bis zum Schluß der Schulzeit die Leitung behält. Hier, wo das Individualisieren so gut wie alles ausmacht, ist in dem System des einheitlichen Unterrichtes entschieden das Heil zu suchen. Privatschulen suchen bisweilen aus Sparsamkeitsgründen in den untern Klassen mit Lehrerinnen auszukommen, die den Zeichenunterricht nur nebenher erteilen. Diesem Übel wäre leicht beizukommen, wenn, wie in einem mir bekannten Fall, alle höher geschulten Zeichenlehrerinnen den Mut hätten, auch den Unterricht an den höhern Klassen solcher Schulen abzulehnen, durch den sie entschieden zum Dekorationsstück im Dienste einer bloßen Firnisbildung herabgewürdigt werden.

Verfehlt scheint mir das in Preußen verbreitete System, von der Zeichenlehrerin auch Turn- und Handarbeitsunterricht zu fordern. Sie wird dadurch verhindert, an ihrer Fortbildung zu arbeiten und kann ihre volle Kraft nicht in die Arbeit legen. Auch die zweijährige Ausbildung in Preußen ist kaum für Volksschulen hinreichend und doch ist man an höhern Töchterschulen damit zufrieden! In Sachsen nehmen diejenigen Zeichenlehrerinnen, denen es mit ihrer Ausbildung ernst ist, zu den vorgeschriebenen drei Ausbildungsjahren mindestens noch eins hinzu und arbeiten dann noch bei einzelnen Künstlern. Je eher wir überall danach streben, diesem Ideal in bezug auf die Ausbildung der Zeichenlehrerin einigermaßen nahe zu kommen, desto besser. Es könnte sonst geschehen, daß das Vaterland den Mangel an nationalökonomischer Weitsicht auf diesem Gebiet bitter zu bereuen hätte.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauenbewegung in der Tagespresse.[1])

Eine Stichprobe über den Fortschritt der Frauenbewegung in der öffentlichen Meinung geben die Urteile der Presse über die großen Frauenkongresse. Diese Stichprobe fiel nach dem Wiesbadener Bundestag im Herbst überraschend günstig aus. In den großen deutschen Zeitungen sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Verhandlungen mindestens sachlich wiedergegeben — zum größeren Teil durchaus wohlwollend besprochen worden. Wir dürfen heute sagen, daß die Frauenbewegung von der öffentlichen Meinung prinzipiell anerkannt ist. Daß dasselbe noch nicht von den Forderungen gilt, die zu ihren letzten Konsequenzen gehören, wie von der des Wahlrechts, ist natürlich. Unterdessen ist es gut, wenn solche Forderungen als notwendiges letztes Ergebnis der Frauenbewegung dem Publikum nahegebracht werden. Diesen Gefallen hat uns kürzlich die Kreuzzeitung in einer Reihe von Artikeln zur Frauenfrage erwiesen. Die Artikel sind als „Beitrag zur Frauenfrage" in Broschürenform kürzlich im Verlag von Wiegand u. Grieben, Berlin erschienen und für 0,30 M. zu erstehen. Der Verfasser hat es vorgezogen, anonym zu bleiben, indessen hat der konservative Abgeordnete Irmer in seiner Rede im preußischen Abgeordnetenhaus am 15. März den Inhalt der Broschüre so wortgetreu wiedergegeben, daß man, wenn er nicht etwa vorzüglich memoriert hat, auf den Gedanken kommen könnte, daß er selbst der Verfasser sei. Der Titel des Elaborats lautet: „Die Erweiterung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts ohne Universitätsstudium der Frauen und ohne Mädchengymnasium." Frauenstudium und Mädchengymnasium erscheinen als die soziale Gefahr, gegen die alle Gutgesinnten sich zusammenschließen sollten. Denn Mädchengymnasien und Frauenstudium führen in direkter Linie zu einer wirtschaftlich-sozialen Revolution, ja, horribile dictu! — zum Frauenstimmrecht! Wenn nun auch die Frauenbewegung sich nicht der freundlichen Illusion hingiebt, daß eine entsprechende Zahl von Doktorhüten auf weiblichen Häuptern genügen würde, um das Frauenstimmrecht herbeizuführen, so wird sie doch gern zustimmen, wenn der Verfasser zeigt, daß die Konsequenz des ersten Abiturientenexamens, das der preußische Kultusminister gestattete, die Zulassung zum Studium und zu den höheren Berufen sein müsse. Zum Spaß haben jene Abiturientinnen die Reifeprüfung doch nicht gemacht. Seltsam nur, daß die Kreuzzeitung diese Konsequenzen erst jetzt mit einer Miene aufzeigt, als zöge sie den Schleier von einem Zukunftsbilde, an das niemand auch nur im entferntesten gedacht habe! Ja, daß sie sich Hoffnung macht, dieses Schreckbild werde dem „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo", das sie der Regierung zuruft, schleunige Folgeleistung sichern! Auf die volkswirtschaftliche Prognose, die der Verfasser aus der voraussichtlichen Entwicklung des Frauenstudiums ableitet, soll hier nicht weiter eingegangen werden; erstens ist sie in der ernsthaft zu nehmenden Litteratur zur Frauenfrage schon vielfach zurückgewiesen, und zweitens wollen wir uns nicht der Oberflächlichkeit schuldig machen, eine so komplizierte Materie auf ein paar Seiten abzuhandeln. Der Verfasser der Broschüre hält es nicht einmal für nötig, die Erfahrungen des Auslandes heranzuziehen. Warum die Broschüre den Titel „Erweiterung der Erwerbsfähigkeit ꝛc." trägt, ist vollkommen unerfindlich. Verlangt sie doch nichts als Beschränkung auf den schon erschlossenen Gebieten des ärztlichen und des Lehrerinnenberufs: statt weiblicher Ärzte „weibliche Heilpersonen", die auf besonderen Anstalten in einzelne Zweige der Medizin eingeführt werden sollen, und statt wissenschaftlich gebildeter Oberlehrerinnen die Rückkehr zu dem schlichten, alten seminaristischen Examen, mit dem man's „so herrlich weit" bringen konnte. Und das vor allem, damit der höhere Beamte für die Ausbildung seiner Tochter nicht mehr zu zahlen habe, als

[1]) Vgl. die Novembernummer.

Digitized by Google

bisher. Giebt es erst höhere Berufe für die Frauen, dann ist es nicht mehr „standesgemäß", daß die Geheimratstochter Lehrerin wird, dann muß sie eben auch studieren, so kalkuliert die Broschüre. Und unter diesem ganz einseitigen Klassengesichtspunkt erscheint ihr die ganze Frauenberufsfrage. Welche Folgen es für die Frauen in den unter den Staatsbeamten doch schließlich auch noch existierenden Gesellschaftsschichten hat, daß sich die Frauenarbeit auf die wenigen vorhandenen Berufe zusammendrängt, das geht natürlich den Verfasser nichts an.

Eins kann man in der Haltung dieses konservativen Frauenbewegungs-Programms anerkennen: gegen frühere ähnliche Kundgebungen — man denke an die fabelhafte Grobheit des Paul de Lagarde — ist der Ton gebildeter und sachlicher geworden.

* **Frau Elise Wentzel-Heckmann,** die bekanntlich wegen ihrer hochherzigen Schenkung an die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum Ehrenmitglied dieser Körperschaft ernannt ist, feierte vor kurzem ihren 70. Geburtstag. Die vielfachen Beziehungen, die sich die Jubilarin (wir verweisen u. a. auf den Artikel im Aprilheft 1898) durch ihr tatkräftiges Eintreten für gemeinnützige Bildungsbestrebungen geschaffen hat, gaben dem Fest, an dem auch der preußische Kultusminister teilnahm, ein Interesse weit über die Kreise der persönlich Beteiligten hinaus.

* **Eine Liste der kommunalen Arbeitsnachweise für Frauen** wird laut Genehmigung des Ministers der öffentlichen Arbeiten künftig in den Frauenabteilen der Personenwagen vierter Klasse aufgehängt werden.

* **Zur Krankenversicherungs-Novelle** hat der Verein der Dienstherrschaften und Dienstangestellten an den Reichstag eine Petition gerichtet, die um Ausdehnung der Kranken- und Unfallversicherung auf die Dienstboten bittet. Die Petition wird unterstützt von 46 deutschen Frauenvereinen mit zusammen ca. 75 000 Mitgliedern.

* **Das deutsche Nationalkomitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels** hat zwecks einer geordneten Überwachung und zur besseren Verteilung der für die Bekämpfung des weißen Sklavenhandels notwendigen Arbeiten eine Organisation geschaffen, welche aus 160 Vertrauensmännern besteht, die in verschiedenen Gegenden des deutschen Reichs ansässig sind und denen es anheim gegeben ist, Zweigvereine zu gründen. Ferner ist von dem Komitee ein Agent angestellt, welcher die Hafen- und Grenzstädte bereisen soll, um die Praxis der Mädchenhändler genau zu studieren.

* **Fortbildungs-Schulzwang für weibliche Angestellte.** In der Stadtverordnetensitzung in Hanau wurde über eine Eingabe des Kaufmännischen Vereins berathen, den Fortbildungsschulzwang für die weiblichen Handelsangestellten einzuführen. Es wurde nach lebhafter Debatte beschlossen:

„Die Einführung der Verpflichtung zum Besuche der kaufmännischen Fortbildungsschule für die im Handelsgewerbe beschäftigten weiblichen Personen soll vorerst noch zurückgestellt werden. Dagegen wird genehmigt, daß die Schülerinnenabteilung der Anstalt von Ostern 1903 an dem Leiter der Schülerabteilung unterstellt wird."

Der in Mannheim Ostern 1902 eingeführte Fortbildungs-Schulzwang für weibliche Handlungsbeflissene hatte sofort zur Folge, daß eine große Anzahl minderwertiger Elemente aus dem Geschäftsleben verschwand.

Es zeigt sich also bereits in der Praxis, daß von hier aus den Mißständen in der Lage der kaufmännischen Angestellten begegnet werden kann.

* **Ein Kuriosum der Frauenbesoldung** verdient zur allgemeinen Kenntnis gebracht zu werden. In Berlin beträgt der Wohnungszuschuß für die Volksschullehrerinnen 432 Mark, für die Lehrer, auch die unverheirateten, 648 Mark. Man scheint also anzunehmen, daß die Lehrerin in Berlin in bezug auf ihre Wohnung weniger wählerisch zu sein braucht als der unverheiratete Lehrer.

* **Schrankenwärterinnen,** und zwar 691, sind bei der Reichseisenbahnverwaltung im Etatvoranschlage für das Jahr 1903 angeführt mit einem Tagelohn von 55 Pfg. (!)

* **Die Tätigkeit der Gewerbeassistentinnen** erfährt in dem diesjährigen Bericht der bayerischen Gewerbeinspektion folgende Beurteilung:

„Was die weiblichen Aufsichtsbeamten betrifft, so vollzog sich deren Diensttätigkeit im Berichtsjahre in befriedigender Weise. Der Verkehr mit den Arbeitgebern wickelte sich fast durchweg glatt ab, und es ist besonders hervorzuheben, daß die früher da und dort bestandene Mißstimmung gegen die weiblichen Beamten einem die Sache fördernden Entgegenkommen gewichen ist. Die Arbeiterinnen selbst zeigen, nachdem ihnen das Erscheinen der Assistentinnen nicht mehr neu und deren Tätigkeit bekannt ist, erhöhtes Interesse und Vertrauen. Diesem Fortschritt ist es zuzuschreiben, daß die Arbeiterinnen Anfragen und Beschwerden nunmehr häufiger gelegentlich der Revisionen vorbringen oder, in seltneren Fällen, den schriftlichen Weg hierzu wählen; die Sprechstunden werden nur sehr wenig besucht. Außer der Revisionstätigkeit fanden die Assistentinnen auch im inneren Dienste Verwendung."

Digitized by Google

* **Weibliche Gewerbeaufsicht** forderte bei der Etatsberatung des Elsaß-Lothringischen Landesausschusses der Abgeordnete Emmel. Es wäre allerdings dringend wünschenswert, daß das Reichsland mit seiner großen Industrie sich zu dieser Neuerung entschlösse. Aber in der Südwestecke scheint so etwas langsam zu gehen.

* **Die Anstellung einer zweiten Assistentin der Gewerbeinspektion** ist im württembergischen Etat vorgesehen. Die Assistentinnen der hessischen Gewerbeaufsicht sollen demnächst definitiv als Beamte angestellt werden.

* **Realgymnasialkurse für Mädchen** mit dem Ziel der Reife für Obersekunda hat der Verein „Frauenwohl" Bromberg ins Leben gerufen. Die Kurse haben vor allem die Vorbereitung für den Apothekerberuf im Auge.

* **Aus dem Großherzogtum Hessen.** Laut ministerieller Verfügung ist von nun an Mädchen gestattet, die Realschule zu Gernsheim a. Rh., Großherzogtum Hessen, zu besuchen, vielfachen Wünschen der Eltern entsprechend. — Am Realgymnasium zu Darmstadt bestand Frl. Lilli Sior die Maturitätsprüfung, nachdem sie vorher einige Zeit am Unterricht der Oberprima daselbst teilgenommen hatte.

* **Die Zulassung zum Apothekerberuf in Sachsen** wurde einer Bewerberin kürzlich verweigert, trotz ordnungsmäßiger Vorbildung und guter Zeugnisse. Das Ministerium fügte der abschläglichen Antwort folgende Begründung hinzu: „Da in sächsischen Apotheken Gehilfinnen bisher nicht angestellt wurden, liegt für das Ministerium kein Anlaß vor, von dieser Gepflogenheit abzuweichen." Die Logik dieses Satzes ist natürlich schlagend.

* **Die Leitung der städtischen höheren Mädchenschule** in Metz in die Hand einer **Frau** zu legen, regt die Metzer Zeitung an. Der Beweis, daß Frauen derartigen Aufgaben gewachsen sind, wird durch eine große Zahl von städtischen Anstalten unter weiblicher Leitung erbracht. Dies sind u. a. die städtischen höheren Mädchenschulen von Buchsweiler, Forbach, Gebweiler, Markirch, Zabern, Pfalzburg, Rappoltsweiler, Saargemünd, Wasselnheim und Weißenburg. „Alle diese Anstalten," so heißt es dann weiter, „stehen in ihren Leistungen keiner anderen nach, einzelne gelten als besonders hervorragend und mustergiltig. — — — Ob zur Leitung einer höheren Mädchenschule ein Mann oder eine Frau sich besser eignet, darüber können die Ansichten verschieden sein; das eingehendere und bessere Verständnis für die erziehliche Seite der Aufgaben einer Mädchenschule wird sich jedoch eher bei einer Frau finden. Diese Anschauungen dürften von vielen Eltern, besonders von Müttern, geteilt werden; wir würden es dankbar begrüßen, wenn sie an maßgebender Stelle ebenfalls Beachtung fänden und in Erwägung gezogen würden."

* **Zur „Minderwertigkeit der Lehrerinnen"**, die von seiten der Herren Kollegen immer noch ins Feld geführt wird, lieferte folgende Notiz der „Münchener Post" einen interessanten Beitrag:

Die Anstellungsprüfung der oberbayerischen Schuldienst-Exspektanten und -Exspektantinnen ergab folgendes Resultat: Von den 60 männlichen Kandidaten erhielten 2 die Note I, 40 die Note II, 17 die Note III und einer die Note IV, 6 haben die Prüfung nicht bestanden. Von den 83 Exspektantinnen bekamen 5 die Note I, 70 die Note II, 7 die Note III, durchgefallen ist eine Exspektantin. Rechnet man dieses Resultat in Prozentziffern um, so ergibt sich folgendes interessante Bild:

	Note I	II	III	IV	durchgefall.
weibliche Exspektanten .	6%	84⅓%	8,40%	—	1,20%
männliche Exspektanten .	3%	60²/₃%	25¾%	1⅓%	9,10%

* **Der Rheinisch-Westfälische Frauenverband** gibt seit kurzem Mitteilungen zur Förderung seiner Verbandsinteressen heraus. Das Blatt enthält Mitteilungen und Veröffentlichungen aus dem Vereinsleben der rheinisch-westfälischen Lokalvereine und wird der westdeutschen Frauenbewegung sicher gute Dienste leisten. Herausgeberin ist Frau E. Krukenberg-Bonn.

* **Zum Doctor Juris** promovierte in Zürich Fräulein Frieda Duensing auf Grund einer Dissertation: „Gefährdung und Verletzung des Wohles Minderjähriger durch die zur Fürsorge für dieselben gesetzlich Verpflichteten. Ein Vorschlag zur strafgesetzlichen Behandlung dieses Delikts."

* **Englische Frauen in öffentlichen Aemtern.** Von der englischen Regierung wurde Miß Martindale als Fabrikinspektorin angestellt. Miß Lucy Arnold ist zur Sanitätsinspektorin in Birmingham ernannt worden. Die Stadtverwaltung von Dundee ernannte in ihrer Sitzung zwei Frauen zu den Aemtern von Inspektorinnen für das Gesundheitswesen (Lady Healty Visitors). Beide Frauen haben die Prüfung abgelegt, wie sie für die Anstellung in der staatlichen Sanitätsinspektion in Schottland nötig ist. Dr. Mary Scharlieb, eine der ersten englischen Chirurginnen, ist als konsultierende Ärztin im allgemeinen königlichen freien Hospital in Grays Inn Road angestellt worden und Miß Josephine Gardener im Bruntsfield Krankenhaus für Frauen und Kinder in Edinburg.

Digitized by Google

* **Das Recht der Ehefrau im schwedischen Reichstage.** Veranlaßt durch die in der Ersten und der Zweiten Kammer angenommenen Resolutionen über die Mündigkeit der Frau, „über sich selbst und ihr Eigentum zu verfügen und zu bestimmen", machte der Gesetzgebungs-Ausschuß den Kammern den Vorschlag, die Regierung um Vorlegung eines Gesetzes zu ersuchen, durch das ohne wesentliche Änderung der bisherigen Grundsätze die rechtliche Stellung der Frau klarer und folgerichtiger bestimmt werde. Ein anderer Antrag verlangte eine Gesetzesänderung, wodurch, unter Beibehaltung des allgemeinen Verwaltungsrechts des Mannes, die Vormundschaft des Mannes über die Frau im übrigen aufgehoben werden soll, so daß die verheirateten Frauen danach für ebenso mündig erklärt werden sollen wie die unverheirateten. — Dieser Vorschlag wurde nun am 25. Februar in der Zweiten Kammer nach kurzer Verhandlung ohne Abstimmung angenommen. Für den Vorschlag des Gesetzgebungs-Ausschusses trat nicht ein einziger Redner ein. In der Ersten Kammer wurde dagegen gerade dieser Vorschlag angenommen und zwar mit 51 gegen 48 Stimmen, die prinzipiell jede Änderung der Gesetzgebung ablehnten.

* **Die Mitbewerbung um die Rompreise** ist durch Verfügung des französischen Unterrichtsministers auch den Frauen gestattet.

* **In Argentinien** studieren gegenwärtig 5 Frauen Medizin, 13 Zahnheilkunde, 6 Philosophie und 1 technische Wissenschaften. In Buenos Ayres wirken neben 383 männlichen 1459 weibliche Elementarschullehrer.

Versammlungen und Vereine.

Der erste deutsche Kongreß zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten

zu Frankfurt a. M. wurde unter zahlreicher Beteiligung von Seiten der verschiedenartigsten Behörden, von Vereinen, von hervorragenden Ärzten, Strafrechtslehrern, Sozialpolitikern ꝛc. am 8. März durch Professor Dr. Neisser-Breslau eröffnet. Die Themen der Verhandlungen waren: „Die strafrechtliche und zivilrechtliche Behandlung der Geschlechtskrankheiten" (Oberlandsgerichtsrat Schmölder-Hamm), die Aufklärung als Mittel zur Bekämpfung (Dr. Neuberger-Nürnberg), „Das Wohnungselend der Großstädte und seine Beziehungen zur Verbreitung der Geschlechtskrankheiten" (Dr. Pfeiffer-Hamburg, Kampffmeyer-Kronberg) und schließlich: „Nach welcher Richtung läßt sich die Reglementierung der Prostitution reformieren?" (Prof. Neisser-Breslau, Frl. Pappritz-Berlin). Der letzte Nachmittag brachte eine Debatte über die beiden Richtungen der Reglementaristen und Abolitionisten. Da, wie das ja bei so unendlich komplizierten Problemen selbstverständlich ist, von Abstimmungen abgesehen wurde, so kommt nur die Stellung der einzelnen Redner, nicht die des Kongresses zu den einzelnen Fragen zum Ausdruck. In einem kurzen Referat die Behandlung der verschiedenen Fragen wiederzugeben, ist nicht wohl angängig. Wir verweisen nachdrücklich auf die Kongreßberichte, die in den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" (Verlag von Joh. Ambr. Barth-Leipzig) erscheinen werden. Die Frauen, — wir finden außer Frl. Pappritz, Frau Henriette Fürth und Frau Scheven auf der Rednerliste — hatten keinen ganz leichten Stand. Es ist bei allem Entgegenkommen, das die Gesellschaft den Frauen gezeigt hat, doch ganz selbstverständlich, daß die Gesichtspunkte, die ihnen in dieser ganzen Bewegung die wichtigsten sind, sich mit denen der männlichen Mitglieder nicht ohne weiteres decken. Der dringendste Wunsch, den man im Interesse der Frauensache für die weibliche Mitarbeit in der Gesellschaft äußern kann, ist: nur hier kein Dilettantismus, keine oberflächliche Frauenrechtelei ohne gehöriges Wissen! Und doppelt freut man sich der Tatsache, daß die bisher an den Arbeiten der Gesellschaft beteiligten Frauen sich der Schwierigkeit ihrer Aufgaben und der Verantwortung ihrer Stellung in vollem Maße bewußt sind.

IX. Internationaler Kongreß gegen den Alkoholismus.

(Bremen, 14.—19. April 1903.)

Das ausgeführte Programm des Kongresses ist nunmehr erschienen und erhältlich bei dem Schriftführer, Herrn Franziskus Hähnel, Bremen, Donandtstraße 13. Die Rednerliste weist neben vielen Rednern 15 Rednerinnen auf. Von deutschen Frauen sprechen Frl. O. Hoffmann, Frl. Mathilde Lammers, Fr. Lina Morgenstern, Fr. Dr. Röse.

Die Arbeiterinnenschutzkommission des Bundes deutscher Frauenvereine

veranstaltete am 5. März in Berlin einen Diskussionsabend mit dem Thema: Mutterschaft und Krankenversicherung. Es handelte sich gelegentlich der bevorstehenden Novelle zum Krankenversicherungsgesetz um eine Kundgebung zu der wichtigen Frage des Wöchnerinnenschutzes, bezw. der Mutterschaftsversicherung. Die Referenten, Frl. Alice Salomon, Herr Dr. Zadek, Frl. Anna Pappritz, einigten sich mit den Versammelten auf folgende Forderungen:

1. Änderung der Reichsgewerbeordnung § 187, Abs. 5, das Verbot der Beschäftigung von Wöchnerinnen in Fabriken möge auf 12 Wochen ausgedehnt werden, von denen 6 Wochen vor den voraussichtlichen Termin der Niederkunft gelegt werden sollen.

Digitized by Google

2. Erlaß eines entsprechenden Beschäftigungsverbots für die Arbeiterinnen in Hausindustrie, Landwirtschaft und Gesindedienst.

3. Änderung des Krankenversicherungsgesetzes: a) Ausdehnung der reichsgesetzlichen Versicherungspflicht auf landwirtschaftliche Arbeiter, Dienstboten und Heimarbeiter. b) Ausdehnung der Pflicht zur Unterstützung von Wöchnerinnen für alle Kassen inklusive Gemeinde-Krankenversicherung. c) Die Erhöhung der Wöchnerinnen-Unterstützung auf den vollen Tageslohn, wie er in den verschiedenen Lohnklassen der Krankenkassen zum Ausdruck kommt. Ferner die freie Gewährung von Arzt und Hebamme, von Medikamenten und Heilmitteln an Wöchnerinnen.

Berliner Frauenverein

(Vorsitzende Fräulein Helene Lange). Zu einer **Käuferinnenorganisation** hat sich eine große Zahl von Frauenvereinen und Jugendfürsorge-Vereinen Berlins auf Anregung des Berliner Frauenvereins zusammengeschlossen, um eine Liste all der Geschäftsfirmen in Tausenden von Exemplaren zu verbreiten, die sich ausdrücklich den Vereinen gegenüber verpflichtet haben, für die Benutzung der Sitze seitens ihrer Angestellten sorgen zu wollen. Es sind bereits Anfragen an die Inhaber der Detailgeschäfte mit weiblichen Angestellten ergangen, um festzustellen, ob diese sich zu den Wünschen der betreffenden Vereine bekennen, und auf grund der eingegangenen Antworten wird nunmehr die Empfehlungsliste veröffentlicht und durch sämtliche beteiligten Vereine in weiblichen Kreisen verbreitet werden.

In einer zahlreich besuchten Versammlung des Berliner Frauenvereins und des Berliner Lehrerinnenvereins im Viktorialyceum hielt die Vorsitzende den in dieser Nummer abgedruckten Vortrag: **Grundfragen der Mädchenschulreform.** Die Versammlung sprach nach lebhafter Debatte ihre Zustimmung zu den Ausführungen der Rednerin in der folgenden, einstimmig angenommenen Resolution aus: „Die am 19. März im Viktorialyceum tagende Versammlung des Berliner Frauenvereins und des Berliner Lehrerinnenvereins bedauert die rückständigen Anschauungen, die von der Majorität des preußischen Landtages (Sitzung vom 15. und 16. März) in der Mädchenbildungsfrage gezeigt worden sind. Sie hält eine Umgestaltung der bestehenden mittleren und höheren Mädchenschulen nach dem Muster der Realschulen und Oberrealschulen für Knaben vorbehaltlich bestimmter aus den besonderen Aufgaben der Frau sich ergebender Modifikationen für die beste Lösung der Frage der höheren Mädchenbildung. Den besonderen Bedürfnissen der Mädchen, die sich gelehrten Berufen widmen wollen, müßte durch ausreichende Gelegenheiten zu gymnasialer Vorbildung Rechnung getragen werden."

Die Einweihung der neuen Räume der Poliklinik für Frauen,

welche von den Ärztinnen Frl. Dr. Tiburtius, Frl. Dr. Bluhm und Frl. Dr. Hacker geleitet wird, fand in diesen Tagen statt. Dieselbe befindet sich jetzt Berlin W., Gleditschstraße 48, parterre. In der Poliklinik, die auf Anregung von Fr. Dr. Tiburtius-Hirschfeld im Jahre 1876 von Frl. Dr. Tiburtius und Frl. Dr. Lehmus gegründet wurde, sind im Laufe der Jahre über 30 000 Frauen behandelt worden.

Späterhin trat Frl. Dr. Lehmus aus dem Verbande aus, und Frl. Dr. Bluhm und Frl. Dr. Hacker traten ein, während Frl. Dr. Tiburtius als die älteste Begründerin darin verblieb. Jetzt haben zwei dankbare Patientinnen der beiden Ärztinnen Tiburtius und Bluhm, die Mittel hergegeben, um die Übersiedelung der Klinik in eine schöne, helle und geräumige Wohnung zu ermöglichen. Auch die jährliche Miete dafür ist garantiert worden.

Alles ist aufs sauberste und beste ausgestattet, und schon am ersten Tage fanden sich 24 Patientinnen ein, die gern aus den fernsten Teilen der Stadt auch hierher kommen, um sich die oft bewährte Hilfe zu holen.

Ein Ostdeutscher Frauentag

wird im September des Jahres in Bromberg stattfinden. Er soll die Vertreterinnen der ostdeutschen in der Frauenbewegung stehenden Vereine zur Besprechung der Fragen: „Armen- und Waisenpflege", „Fortbildungsschulen für Frauen" und „Aufgaben und Organisation des ostdeutschen Frauenverbandes" versammeln. Vorsitzende des Kongresses ist Frau Professor Bohn-Königsberg.

Der Dritte Bayerische Frauentag

findet am 2., 3., 4. und 5. Mai in München statt.

Eine Ausstellung pfälzischer Frauenarbeit

wird der Verband pfälzischer Vereine für Fraueninteressen in den Tagen vom 14.–21. Juni in den Räumen des Saalbaues in Neustadt a. d. H. veranstaltet. Mädchenschulen und Institute, Arbeits-, Koch- und Handelsschulen, Gärtnereien und landwirtschaftliche Betriebe, die Industrie, deren Erzeugnisse von Frauenhand geschaffen werden, und auch jene, die das Material zur Frauenarbeit liefert — alle sollen sich an diesem Wettbewerb der Frauenarbeit beteiligen können. Die besten Arbeiten werden prämiiert werden. Eine Verlosung von in der Ausstellung angekauften Arbeiten schließt sich der Ausstellung an. Ein eventueller Reinertrag wird Wohlfahrtszwecken zugewandt. An alle Pfälzerinnen in und außerhalb des Landes, sowie an die in der Pfalz ansässigen und beschäftigten Frauen und Mädchen ergeht die freundliche Aufforderung, durch zahlreiche Beteiligung zu zeigen, was Frauenarbeit zu leisten im stande ist. Alles Nähere ist zu erfahren durch das Komitee der ersten Ausstellung pfälzischer Frauenarbeit in Neustadt a. d. H. (Vorsitzende: Frau Emma Geisel-Abresch in Neustadt).

Verein Frauenwohl-Nürnberg

Vorsitzende Frau Helene von Forster. Die zur Zeit bei Keller und Reiner in Berlin ausgestellten textilen Arbeiten der Kunstgewerblichen Abteilung des Vereins Frauenwohl Nürnberg sind fast ausschließlich mit der Maschine hergestellte Stickereien.

Die Abteilung, welche von Fräulein Else Oppler geleitet wird, umfaßt Werkstätten, die mit ausgebildeten Kräften für den Verkauf arbeiten, und ein Atelier für Unterricht und verfolgt, in kurzen Worten ausgedrückt, folgendes Ziel:

Der ungeheure Aufwand an Zeit und Kraft für weibliche Handarbeit zu Schmuck und Luxus-

Digitized by Google

zwecken soll vermindert und gleichzeitig bewiesen werden, daß die bisher verpönte, nur für die banalste Dutzendware ausgenutzte Maschinenstickerei für durchaus künstlerische Zwecke nutzbar gemacht werden kann.

Mit den verschiedenen Techniken der Maschinen lassen sich die mannigfaltigsten ästhetischen Wirkungen erzielen.

Die Preise solcher Stickereien bewegen sich ungefähr in derselben Höhe mit gleichwertigen Handstickereien, denn abgesehen von den künstlerischen Ansprüchen, welche an die Entwürfe gestellt werden müssen, erfordert die Arbeit große Sorgfalt, gut durchgebildete Arbeitskräfte und erstklassiges Material. Die Arbeitskräfte für Maschinenstickerei werden ungleich besser bezahlt, als die jämmerlich schlecht bezahlten Handstickerinnen, und die Werkstätten haben es sich zur unbedingten Pflicht gemacht — erstens nur rein künstlerische Arbeiten hervorzubringen und zweitens durch gute Bezahlung und sorgfältige Ausbildung ihrer Arbeitskräfte einen in Süddeutschland noch wenig entwickelten Erwerbszweig für Frauen und Mädchen tunlichst zu fördern.

Zugleich soll das Unterrichtsatelier auf weitere Kreise anregend und fördernd wirken, indem es die Schülerinnen künstlerisch erzieht und ihnen, verbunden mit der zeichnerischen Anleitung, auch Unterweisung in den Techniken gewährt.

Die Werkstätten nehmen zur Zeit neu in ihren Betrieb die Handweberei auf, und zwar zugleich in der ausführenden Werkstatt und als Unterrichtskurs für Privatzwecke. Diese Handweberei wird nicht an den bisher bekannten raumfordernden Webepulten, sondern an kleinen handlichen Pulten ausgeführt, welche leicht transportabel sind und sich deshalb besonders für die künstlerische Handarbeit in Haus und Familien eignen.

Wenn man bedenkt, wie unzählige Stunden unsre Frauen und Mädchen mit künstlerisch vollkommen wertloser, schablonenhafter Handarbeit zugebracht haben, so ist es mit Freude zu begrüßen, daß ihnen in dieser Weberei ein neues wertvolles Schaffensgebiet eröffnet wird.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung

wird jetzt, wenige Monate nach dem Erscheinen des ersten Aufrufes, ihre Tätigkeit beginnen. Man wird sich erinnern, daß dieser Aufruf, der von Sr. Exzellenz dem Herrn Reichskanzler, dem preußischen und dem österreichischen Kultusminister, vielen anderen Staatswürdenträgern und Hunderten von Männern und Frauen aus allen geistig bedeutenden Kreisen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz unterstützt wird, als Zweck der Stiftung aussprach, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen." Obwohl die der Stiftung bisher zugeflossenen Geldmittel sehr geringe sind, glaubt der Vorstand doch mit der praktischen Tätigkeit nunmehr beginnen zu sollen: es sollen in diesem Jahre 500 Volksbibliotheken in Deutschland, Österreich und der Schweiz mit je 7 Werken (in 9 Bänden) unterstützt werden. 5 Werke (7 Bände) sollen von den betreffenden Verlagsbuchhandlungen in einer Auflage von je 500 Exemplaren angekauft werden; wir nennen darunter Marie von Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind", Fontanes „Grete Minde", eine Auswahl der „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm und Roseggers frische Erzählungen „Als ich noch der Waldbauernbub' war". Wie man sieht, handelt es sich darum, die Meisterwerke unserer Litteratur in möglichst weite Kreise zu tragen; man hofft auch, damit der schlechten Litteratur am sichersten den Boden abzugraben. — Zwei andere Bücher (Kleists „Michael Kohlhaas" und ein Band „Ausgewählte humoristische Erzählungen") werden von der Stiftung selbst in guter Ausstattung hergestellt und zu billigem Preise in den Buchhandel gebracht werden. Wer der Stiftung mit einem **Jahresbeitrage von mindestens 2 Mark** beitritt, erhält eins dieser Bücher zugesandt. — Bewerbungen von Volksbibliotheken um Zuwendung der Bücher können schon jetzt an den Schriftführer der Stiftung, Dr. Ernst Schultze-Hamburg, gerichtet werden. An dieselbe Adresse werden Beiträge erbeten, die in jeder Höhe entgegengenommen werden; der Aufruf steht auf Wunsch gern zur Verfügung.

Bücherschau.

„Geschichte der Philosophie", von Dr. Karl Vorländer. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg. 2 Bde. (2,50 und 3,60 M.) Es fehlte bisher an einem Lehr- und Orientierungsbuch für Studenten und Interessenten der Philosophie, das die Lücke zwischen den großen Werken von Ueberweg-Heinze, T. E. Erdmann, Ed. Zeller, Kuno Fischer und den kleineren, zum Teil antiquierten Kompendien von Schwegler, Kirchner u. a. ausfüllen konnte. Die vorliegende „Geschichte der Philosophie" stellt sich nach Umfang und Stoffbewältigung zwischen jene Werke und giebt, bei aller gedrängten Kürze, ein fein detailliertes, anschauliches Bild des tiefsten Gedankenlebens der Menschheit bezw. ihrer philosophischen Repräsentanten. Kein Kapitel der Philosophiegeschichte ist vernachlässigt worden; das mittelalterliche Denken tritt scharfumrissen heraus aus seinem romantischen Dämmer, und die tausendfältigen Denkströmungen der Neuzeit werden in ein übersichtliches Schema gegliedert und treffend charakterisiert. Überall sind die neuesten gelehrten Forschungen berücksichtigt worden; der Verfasser dient dem Leser mit den durchweg wertvollsten Literaturangaben und hat seinem Buch als Neuheit auch ein getrenntes Register der Philosophen und Literatoren beigefügt. Die Reichhaltigkeit und originelle Prägnanz des trefflichen Lehrbuchs wird ihm viele Freunde machen. E. H.

Digitized by Google

„Vom Müller-Hannes." Eine Geschichte aus der Eifel von Clara Viebig. Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. 1903. Wer Clara Viebigs Dichtung bis hinauf zur „Wacht am Rhein" gefolgt ist, der wird ihrem neuen Roman mit Spannung entgegengesehen haben. Die „Wacht am Rhein" schien so durchaus einen Höhepunkt in ihrem Schaffen zu bedeuten, es lag so etwas Abschließendes darin, daß man schlechterdings nicht voraussagen konnte, wohin nun der Weg führen würde. Clara Viebig ist zur Eifel zurückgekehrt. Eifelgeschichten bezeichnen den Anfang ihrer Dichtung; eine Eifelgeschichte, „Das Weiberdorf", steht auf der Höhe einer zweiten, gewissermaßen der Sturm und Drang-Phase, und die Eifelgeschichte „Vom Müller-Hannes" zeigt uns nun ihre Kunst in der durch eine strenge Schulung erworbenen Reife, die in der „Wacht am Rhein" erreicht ist. Es ist ein außerordentlich schwieriges Problem, das die Fabel des „Müller-Hannes" der dichterischen Behandlung stellt: für ein Lebensschicksal, dessen äußerer — abwärts führender — Weg von Anfang an fraglos klar ist, auf allen Stufen die Teilnahme des Lesers wieder von neuem zu erringen. Clara Viebig löst es durch die Art, wie sie den Charakter des Helden zu behandeln versteht. Ihre selten vielseitige Gestaltungskraft verkörpert die scharf und klar angelegte Eigenart des Helden bei jeder neuen Wendung seines Schicksals wieder in neuen Zügen, durch deren wunderbare Echtheit wir immer wieder zur Teilnahme gezwungen werden. Und eine geistvolle Schlußwendung nimmt in echt künstlerischer Weise den Rest von dem Unbefriedigtsein, das sich nun einmal unwillkürlich einstellt, wenn wir gezwungen sind, einem solchen hoffnungslosen Abstieg zu folgen. Der Optimismus der Natur, des Lebens selbst, der Clara Viebigs Kunst die liebenswürdige Frische giebt, kommt in dieser prächtigen Schlußwendung zu seinem Recht und schüttet über das ganze Schicksal des Helden seinen Glanz. Clara Viebig hat über ihr bisheriges Können hinaus im Müller-Hannes einen Fortschritt gemacht, er liegt in der straffen folgerichtigen Durchführung, in der künstlerischen Abrundung der Fabel, die ihr nirgend so gelungen ist, wie hier.

„Die Jungfrau" (Lettres à Françoise) von Marcel Prévost. Verlag Albert Langen, München 1902. Marcel Prévost glaubt an die neue Frau und ihre Zukunft. Er begrüßt sie als ein großes, neues Volk im Schoß der müden Völker. Sie verfügt über unberührte Vorräte von Hoffnung und Tatkraft. Sie repräsentiert im allgemeinen Bankerott des 19. Jahrhunderts die einzige aufstrebende Energie an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Und von ihr wird vielleicht die Rettung der Menschheit ausgehen ....

Wer aber öffnet dem jungen Mädchen von heute die Augen über seinen zukünftigen Menschheitsberuf, das man noch immer im klösterlichen Halbdunkel aufwachsen läßt? Prévost will mit seinem Buch die Lücke füllen, den Zwiespalt zwischen Leben und Erziehung ausgleichen. Bei seiner feinen Kenntnis der weiblichen Psyche betritt er das gefährliche Gebiet, ohne zu straucheln. Er spricht über Toilette, Erziehung, Spiel und Sport, über Tageseinteilung, Führung des Haushalts, Lektüre, über Liebe und Ehe. Überall legt er den Finger auf die gedankenlose Torheit der auf all diesen Gebieten bestehenden Praxis, überall ruhen seine Ratschläge auf dem Grunde einer freien und vorurteilslosen Menschlichkeit. Das herrschende Unterrichtssystem richtet er mit dem Wort: die Erziehung der Knaben ist dazu da, Gelehrte, die der Mädchen, Ignorantinnen zu schaffen. Natürlich wünscht er gemeinschaftliche Erziehung. Köstliche Worte fallen über die öffentlichen Prüfungen. Dabei bleibt er stets im gefälligen Plauderton eines glaubhaften Briefverkehrs zwischen Onkel und Nichte. Prévosts Buch ist nicht nur für das französische junge Mädchen zugeschnitten. Wir kämpfen denselben Kampf und erstreben das gleiche Ziel: Entwicklung der weiblichen Eigenart zu freier Menschlichkeit. Auch wir kennen zur Genüge den Einwand gegen die Berufstätigkeit der Frauen: „Wozu Frauen noch Berufe öffnen, die von Männern schon überfüllt sind?" auf den Prévost die Antwort giebt: „Eben dadurch schon, daß eine Frau Frau ist, verjüngt sie das Amt, das sie dem Manne abnimmt." Solche Worte sind eine Stärkung auf dem Wege. Daher wünschten wir dem Buch auch in Deutschland viele Leser.

Schriften zur Lage der weiblichen Handlungsgehilfen. Zwei kleine Broschüren, die zur Aufklärung über die Lage der Handlungsgehilfinnen und die angestrebten Reformen geeignet sind, sind kürzlich erschienen: **„Die Fürsorge für die Handlungsgehilfinnen"**, ein Vortrag von Dora Vollmöller (Dresden, Kgl. Sächs. Hofbuchhandlung) und **„Fortbildungsschulzwang für jugendliche weibliche Handlungsgehilfen und Lehrlinge"**. Schriften des kaufm. Hilfsvereins für weibliche Angestellte zu Berlin, Nr. 3. Während das erste Heftchen einen allgemeinen kurzen Überblick über die Fürsorgebestrebungen zu Gunsten der Handelsangestellten und die Aufgaben der Organisation und im Anschluß daran eine eingehende Schilderung der Arbeit im Dresdener Verein gibt, dürfte die zweite Broschüre ein größeres sozialpolitisches Interesse beanspruchen. Sie enthält die Resultate einer sorgfältigen Statistik des Berliner Vereins über die Vorbildung der weiblichen kaufmännischen Angestellten, eine Darstellung des Einflusses, den der Fortbildungsschulzwang auf die Gestaltung der Vorbildung und infolgedessen der ganzen Lage des Standes ausüben würde, Gutachten von Fachautoritäten und Eingaben der verschiedenen Hilfsvereine in bezug auf diese Frage. Wem es um ein eingehenderes Verständnis der ganzen Reformbewegung im Stande der weiblichen Angestellten zu thun ist, der sei auf die kleine Schrift (zu beziehen im Vereinsbüreau, Berlin C., Seydelstraße 25) hingewiesen. Sie legt, wie die vorher von dem Verein herausgegebenen Schriften, ein erfreuliches Zeugnis ab für die sozialpolitische Schulung, die sich die Standesvertretung der weiblichen Angestellten erarbeitet hat.

„Daatjes Hochzeit." Novelle von A. Hauschner. (Kleine Bibliothek Langen, Bd. 52.) München, Albert Langen. Ein echt niederländisches kleines Bild aus der Welt, wo lediglich Hunger und Liebe die Brennpunkte bilden. Nicht nur der Lokalton ist mit einer bewundernswerten Sicherheit getroffen, auch das Schicksal, das den Armen blind zutappend vor sich hinstößt, tritt uns in seiner typischen Gleichgiltigkeit lebenswahr entgegen. Auf diesem Hintergrund spielt sich das Sondergeschick der kleinen Daatje spannend ab, ein eigenartig erfaßtes Frauengeschick, das mit realistischer Kunst zur Darstellung gebracht ist.

Digitized by Google

„Der Geopferte". Liebesroman eines modernen Mannes von Ella Mensch. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Die Verfasserin hat ein interessantes Problem in den Mittelpunkt ihres Romans gestellt. Das Wort: „dem Manne ist die Liebe Episode, dem Weibe Lebenserfüllung" in umgekehrter Anwendung. Einen Mann läßt sie an der Liebe zu einer Frau zu Grunde gehen, die ihn, ausgefüllt durch ihre geistige Arbeit, nicht zum Lebensinhalt machen kann. Man denkt etwa an George Sand und Chopin. In der Durchführung des Motivs siegt freilich die Reflexion über die Psychologie. Die Gestalten werden bei manchen Feinheiten nicht recht glaubhaft, und zu häufig drängt undichterisch-gedankliches, sentenzenhaft ausgesprochen, sich unorganisch in die Entwicklung der Charaktere und der Handlung. Man merkt es überall, daß das Interesse der Verfasserin an ihrem Problem mehr ein intellektuelles, als ein künstlerisches ist.

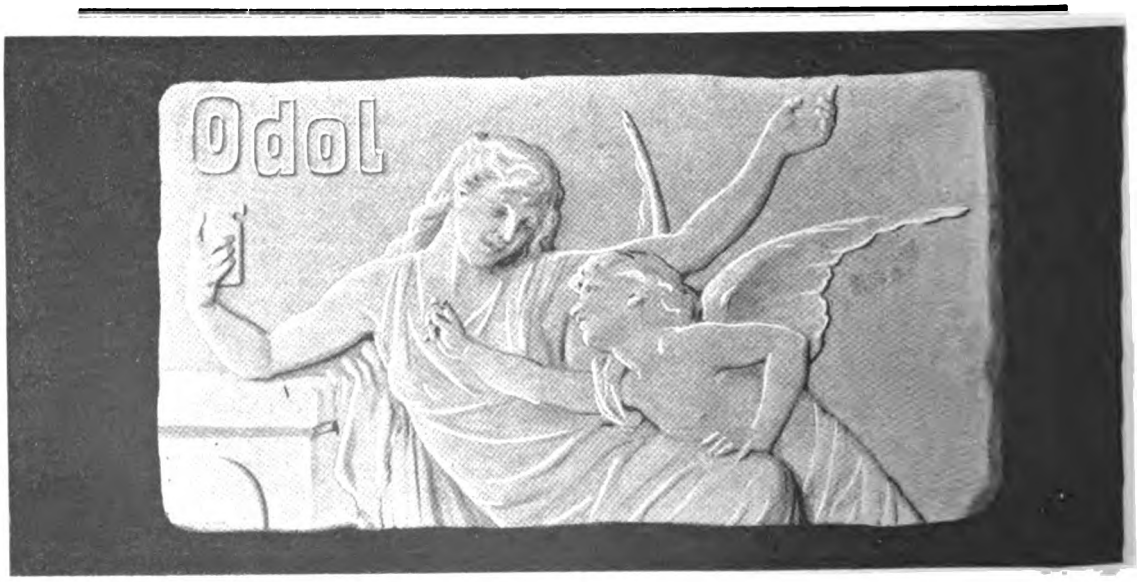
„Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit". Von Max Bauer. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Der kleine handliche Band bietet einen kurzen Abriß seines Themas, wie ihn jeder kennen muß, der sich mit den schwierigen Fragen der Prostitution und der öffentlichen Sittlichkeit auch nur in passiver Anteilnahme beschäftigen will. Wer wirklich ein Urteil darüber gewinnen will, inwieweit den vielbeklagten Übelständen auf dem beregten Gebiet Abhilfe zu schaffen ist, wird selbstverständlich tiefer zu dringen haben; der Verweis auf manche gute Quelle bahnt den Weg dazu an.

Paul Heyse, Romane und Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin. Die Lieferung 16—21, die soeben erschienen ist, enthält Paul Heyses Roman „Im Paradiese", jene feine, temperamentvolle Dichtung aus dem Münchener Künstlerleben, in der alle Seiten von Heyses dichterischer Kraft, seine Gestaltungsfähigkeit und seine Grazie, die Leichtigkeit und Konsequenz der Komposition und der Glanz seines Stils zu voller Entfaltung kommen.

„Deutscher Dichterwald". Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit 152 Porträts, 32 schwarzen und mehrfarbigen Illustrationen. Jubiläumsausgabe. 20. Auflage. In Original-Prachteinband 7 Mark. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Auf dem deutschen Büchermarkt ist kein Mangel an Anthologien. Keine andere Sammlung jedoch hat ihre Beliebtheit einen so langen Zeitraum — 50 Jahre — hindurch zu behaupten und sich in so weiten Kreisen einzubürgern vermocht wie die vorliegende. Das hat seine Ursache darin, daß der Herausgeber mit der Zeit fortschritt und seine Sammlung beständig durch Neues jeder Art ergänzte. Auch die vorliegende Jubiläumsausgabe bringt die bedeutendsten Lyriker der Gegenwart in geschickt gewählten Proben. Die Sammlung kann somit inhaltlich durchaus empfohlen werden und wird sich als Geschenkwerk ganz besonders eignen. Von den Illustrationen kann man das freilich durchaus nicht uneingeschränkt sagen. Bilder, wie das zu Heines „Lotosblume" — um das schlimmste zu nennen — sollten in einem sonst vornehm ausgestatteten Buch nicht zu finden sein.

Friedrich Spielhagen Romane — Neue Folge. — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Lieferungen à 35 Pfg. Alle vierzehn Tage eine Lieferung (Verlag von L. Staackmann in Leipzig). Die Lieferungen 7 bis 10 bringen die Fortsetzung und den Schluß des umfangreichen Romanes „Sonntagskind", welcher bereits in acht starken Auflagen verbreitet ist. Die hier gebotene billige Ausgabe wird sicher noch mehr dazu beitragen, Spielhagens Werke zum Gemeingut der Nation zu machen.



Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

„Die fleißige Puppenschneiderin", Verlag von Gustav Weise, Stuttgart. Die neue Auflage dieses hübschen Beschäftigungsspieles hat die veralteten Muster der Anzüge und einzelnen Kleidungs- und Wäschestücke durchweg durch neue und geschmackvolle Modelle ersetzt. Die Herausgeberin hat sämtliche Stücke selbst angefertigt und damit 9 Puppen bekleidet. Diese wurden hierauf bis ins kleinste Detail von einer Künstlerin kopiert und nach deren Kopien in feinem Farbdruck ausgeführt. Zu den 9 Puppentafeln kommen 3 weitere Tafeln mit einzelnen Kleidungsstücken und im Text 36 hübsche schwarze Abbildungen. Ferner sind 10 Bogen mit 88 Schnittmustern beigegeben, zu allen abgebildeten Gegenständen, sämtlich ausgeführt und für den Gebrauch erprobt. Der ganze Kasten wird für geschickte kleine Mädchen ein willkommenes Geschenk sein.

„Aus der slavischen Welt" von Teja Victus von Tröl. 2 Bände. Leipzig. Verlag von Paul List. In einem Gedicht- und einem Prosaband bietet die Herausgeberin charakteristische Proben aus dem Leben der slavischen Völker in der Absicht, ihnen unter ihren deutschen Landsleuten neue Freunde zu werben. Wer für die Literatur des Ostens, der Russen, Kroaten, Montenegriner Interesse hat, sei auf das Buch hingewiesen.

Originalrezept. Kräftiges einfaches Kalbfleischgericht. 6 Personen. Zubereitungszeit 1¼ bis 1½ Stunden. Von drei Pfund Kalbfleisch aus der Keule schneidet man ungefähr thalergroße Scheiben und brät diese schnell in einer Kasserolle in steigender Butter nebst einer mittelgroßen feingeschnittenen Zwiebel braun, dann gießt man kochendes Wasser oder eine aus

Kaiser-Borax SEIFE

Die beliebte **Kaiser-Borax-Seife** (mit herrlichem Veilchen-Duft) ist unübertroffen als **Verschönerungsmittel für die Haut**, macht dieselbe **zart, rein** und **weiss**. Preis **50 Pf.**

Vorrätig in den Niederlagen von Kaiser-Borax.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Evangelische Lehrerin (Siebenbürger Sächsin) sucht in deutscher **Universitätstadt** gegen freie Station entsprechende Beschäftigung. Dieselbe besitzt sehr gute Zeugnisse für Kindergarten und Elementarschule, war drei Jahre hindurch an einer öffentlichen Schule praktisch tätig, besitzt musikalische Bildung, beherrscht die magyarische Sprache neben der deutschen vollkommen, spricht auch etwas französisch und war ein Semester hindurch Hörerin der Universität Jena.

Gef. Anfragen sind zu richten an: Frl. **Wachner**, Lehrerin, **Bistritz (Beszterecze)**, Siebenbürgen, Baadergasse Nr. 8.

Paris 19 Rue Brunel, 17 arrt.

Mme Poujaud reçoit quelques jeunes dames desirant visiter Paris et se perfectionner dans la langue Française. Bon. ref. prix modé. Vie de famille (n'est pas une école).

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichnstraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Engl. Erzieherin,

25, 5jährige Erfahrung, sucht Stelle sofort in deutschem Pensionat od. Familie. **Miss Cox, 53 Lausanne Rd. London N.**

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Sehr günstiger Verkauf einer

Sommer-Pension

Sächs. Schweiz, prachtvoll gelegen. Adr.: **Dresden**, Uhlandstraße 5, II.

Paris.

In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburgpalastes finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez Mme **Pasteau. Paris VI rue**, Monsieur le Prince 48.

Jena. Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. F. Haft und Frau.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Digitized by Google

½ Maggi-Bouillonkapsel durch Aufgießen von kochendem Wasser bereitete kochend heiße Brühe darauf, fügt Pfeffer, wenn nötig, noch etwas Salz dazu und läßt das Fleisch auf mäßig heißer Stelle eine kleine Stunde langsam schmoren; schmeckt es ab, würzt mit ½ Theelöffel Maggi-Würze und richtet es zu Bratkartoffeln oder durchgerührten Kartoffeln in tiefer Schüssel an. v. Bg.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des **Vereins der Bücherfreunde** bei (Geschäftsleitung Berlin W. 30), den wir unsern Lesern zur Durchsicht empfehlen. Der im 12. Jahrgang stehende Verein der Bücherfreunde vermittelt seinen Mitgliedern die Werke unserer besten lebenden Schriftsteller preiswert und in vornehmer Ausstattung. Jedem sei der Beitritt empfohlen, der unsere gute Literatur kennen und in seiner Bibliothek besitzen will.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: **Berlin W., Culmstr. 5.**

Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine Familienschule in Ostpreußen wird zum 15. April eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 23 Kinder, Knaben und Mädchen, sind zu unterrichten; noch zwei andere Lehrkräfte an der Schule. Gehalt 1200 Mark.

2. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in größerer Stadt Ostpreußens wird zum 15. April eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Französisch, Englisch, Rechnen, Raumlehre und Naturkunde gesucht. Zirka 24 Stunden wöchentlich. Gute Sprachen Bedingung. Gehalt 1000 Mark und freie, unmöblierte Wohnung.

3. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zum 15. April eine geprüfte Oberlehrerin oder Schulvorsteherin zur Vertretung der Vorsteherin gesucht. Spätere Übernahme der Schule erwünscht. Gehalt nach Qualitäten der Anzustellenden, zirka 1800 Mark. Fünf Jahre Schulpraxis verlangt.

4 Für eine Volksschule in der Rheinprovinz wird zur Vertretung bis Oktober 1903 eine jüngere, evangelische Volksschullehrerin gesucht. Gehalt monatl. 100 Mark.

5. Für eine städtische höhere Mädchenschule in größerer Stadt Sachsens wird zum 15. April eine für Französisch und Deutsch geprüfte Oberlehrerin gesucht. Hohes Gehalt, Pensionsberechtigung.

6. Für dieselbe Schule wird eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Mathematik und Naturwissenschaften gesucht. Anfangsgehalt 1900 Mark, steigend bis 3600 Mark, Pensionsberechtigung.

7. Für eine Familienschule in der Mark wird zum 15. April eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 14—20 Mädchen von 7—14 Jahren zu unterrichten. Gehalt 1000 Mark, Gelegenheit für Privatstunden am Ort.

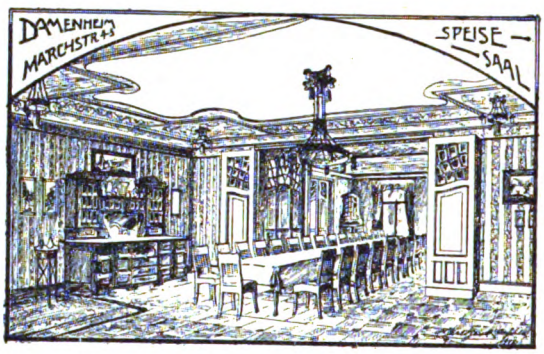
Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen und die Erhöhung des Schutzalters für jugendliche Arbeiter in Fabriken. Referate, der Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform in Köln am 22. September 1902 erstattet von Dr. August Pieper-M.-Gladbach und Helene Simon-Berlin. Nebst einem Bericht über die Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform in Köln. (Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform, Heft 7 u. 8.) Zweiter unveränderter Abdruck. 1903. Preis: 1 Mark.

Gotha. **Pensionat** von **Agnes** und **Elisabeth Müller**, gepr. Schulvorsteh.
Schöne Villa m. groß. Garten; liebev. Pflege; vortreffl. Unterricht; Vorbereitg. z. preuß. Lehr.-Exam. i. d. Anstalt; Prüf.-Kommiss. i. Gotha; gepr. Paris. Lehrerin u. Engländ. i. H. — **Vorzügl.** Ref. Näh. d. Prospekt.

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Neu erschienen:

Wissen und sittliche Kultur.

Von **Helene Lange.**

Preis 30 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung von 35 Pfg. direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. **W. Moeser Buchhandlung.**

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Digitized by Google

8. Für eine Volksschule in kleinem Ort Oldenburgs wird zum 1. Mai eine jüngere, evangelische Volksschullehrerin gesucht. Zirka 28 Stunden auf der Unterstufe. Gehalt 1000 Mark, freie Wohnung, Wäsche und Bedienung. Stelle pensionsberechtigt.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine Familie auf dem Lande in Westfalen sucht zum 1. Mai eine jüngere, katholische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 12 Jahren. Ein Mädchen von 14 Jahren in einigen Fächern zu unterrichten. Klavier erwünscht. Gehalt 600 Mark.

2. Eine Familie auf dem Lande in Mitteldeutschland sucht zum 15. April eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 13 Jahren. Gute Sprachen und Musik erwünscht. Gehalt 800 Mark, Stelle auf ein Jahr.

3. Eine Familie an der See in Pommern sucht zum 15. April eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 12 und 13 Jahren. Gutes Französisch und Musik Bedingung. Gehalt 800 Mark.

4. Eine Familie auf dem Lande in der Nähe einer größeren Stadt Norddeutschlands sucht zum 15. April oder 1. Mai eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 15 Jahren. Gute Auslandssprachen, vorzügliche Musik Bedingung. Gehalt 1000 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W., Culmstraße 5 pt.

Verbessert mit
Maggi
Suppen, Saucen u. Gemüse

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Szczepański, Paul von. Sie emanzipiert sich. Novelle. Leipzig, Georg Wigand. 2 Mark, gebd. 3 Mark.

Vereinsleitung, Grundriß der. Die wichtigsten vereinsgesetzlichen Bestimmungen und parlamentarischen Gebräuche zur Orientierung für Laien. Herausgegeben vom Verbande fortschrittlicher Frauenvereine.

Pariser Weltausstellung 1900
Von der Internationalen Jury wurden den
Singer Nähmaschinen
der
GRAND PRIX
der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.
Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.
Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.
Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.
Berlin W., Leipzigerstr. 92. * Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Verlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin W. 9.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ☛ Das **neunte** und **zehnte Tausend** erschien bereits von **Wilhelm Weigand's** humoristischem Kleinstadtroman

Die Frankenthaler. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Raummangels wegen sei aus den hunderten glänzender Urteile, die dieses Buch gefunden hat, nur ein einziges hier wiedergegeben. Man lese, was die **„Neue freie Presse"** in Wien unterm 31. August 1902 über die Frankenthaler schreibt:

„Unter den Jüngeren bedeutet Wilhelm Weigand vielleicht die erfreulichste Erscheinung. Ein abseits Gehender, der sich still um Selbstentwickelung bemüht und einen eigenen Weg vornehmer Schönheit sucht, ist er in keine der literarischen Gruppen einzuschalten. — — — Aus einer ernsten Geschlossenheit der Weltanschauung ist dieser Roman hervorgewachsen, der schon aus einem Grunde beachtenswert scheint, weil er nämlich den durchaus geglückten Versuch darstellt, ohne alles Epigonentum zur recht eigentlich deutschen Form des Romans, dem Goetheschen Bildungsromane, zurückzukehren, eine kaum gewonnene Form, die zu Gunsten der von den Russen und Skandinaviern übernommenen streng veristischen und psychologischen Methode allzu rasch aufgegeben ward. Nach diesem Goetheschen Muster wird eine schmale Lebenssphäre mit breiter Behaglichkeit ausgemalt. — Folgt ausführliche Inhaltsangabe. — Zum Schluß: Wie immer man über „Heimatkunst und Heimatbewegung" denken möge, dies ist gewiß: zu ihrer künstlerischen Lösung hat sich hier eine starke dichterische Persönlichkeit geschmackvoll zum Worte gemeldet. Das Wort selbst bildet den feinsten Vorzug des tüchtigen Buches: Wilhelm Weigand besitzt die immer seltener gewordene schwere Kunst der deutschen Prosa. Seine Sprache hat besonderen farbigen Glanz, Fülle und reizvolle Biegsamkeit. Durchaus lyrisch in ihrem Ursprung, verschwimmt sie doch nicht im allgemeinen; sie schmiegt sich an die Erscheinungen, zumal der Landschaft, und scheint doch mit zartem Duft darüber zu schweben. **Gottfried Keller ist dieser lyrischen Sprachkunst Meister.** Es besagt nichts Geringes, daß man durch den Stilisten Weigand an diesen großen Namen gemahnt wird."

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

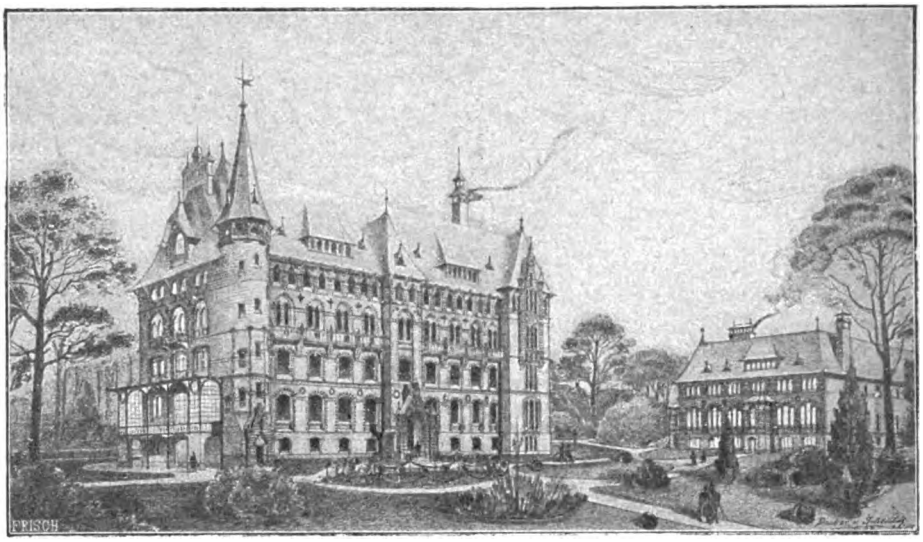
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalt jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr für Haus II von 11—1 Uhr

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse in allen Zweigen der Küche u. Haushaltung für

Töchter höherer Stände.

für

Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: ✻ ✻ **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** ✻ ✻

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2.50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 8 Mai 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Der Tendenzcharakter des modernen Frauenromans.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es ist gar keine Frage, daß die Gegenwart eine eigene, d. h. eine eigenartige Frauenliteratur gezeitigt hat, wie wir sie in der Geschichte der Weltliteratur bisher nicht finden. Das wird auch die literarische Forschung als eine Tatsache festhalten, wenn sie nach vielen Jahren das Bild unserer Zeit zu konstruieren versucht. Dann werden die zahllosen, oft einander so seltsam widersprechenden und sich so vielfach kreuzenden Impulse und Bestrebungen unserer Zeit, deren Woher und Wohin wir jetzt nicht zu übersehen vermögen, sich um wenige bedeutungsvolle Punkte krystallisieren, und man wird die eigentlichen Quellorte in dem großen Stromnetz unserer ästhetischen Kultur klarer erkennen. Man wird dann anders urteilen als die journalistische Kritik der Gegenwart. Die ruhig abwägende Forschung wird manches emportragen, das der Lärm zeitbeherrschender Richtungen heute überläubt, sie wird vieles als unecht fallen lassen, was heute fesselt und blendet.

Aber die Tatsache einer ganz neuen Frauendichtung am Ende des 19. Jahrhunderts wird man sicherlich festhalten.

Es ist nur die Frage: worin besteht dies Neue? Ist es das Erwachen einer bis dahin gebundenen, verkümmerten oder zersplitterten künstlerischen Kraft? Oder ist es etwas, das mit der Kunst nichts zu tun hat, sind es die neuen Gedanken über die Frau, die sozialen Veränderungen, mit einem Wort, sind es ihre Tendenzen, die auf die Entstehung der Frauenliteratur so befruchtend gewirkt, die ihr einen so breiten Raum auf dem literarischen Markt gegeben haben?

Digitized by Google

Man stößt in der literarischen Kritik noch oft auf die Ansicht, daß die Frauendichtung nichts sei als Tendenzdichtung. Nicht die eigene Kraft, meinen viele, hat sie emporgetragen, sondern allgemeine kulturelle Strömungen. Die Zeit der Frauenfrage hat Probleme der Frau, des Frauenlebens in den Vordergrund geschoben, hat ein Interesse für das erweckt, was die Frau über sich auszusagen hat, und nach dem auch auf geistigem Gebiet in feinerer Form wirkenden Gesetz von Angebot und Nachfrage hat eine besondere Frauenliteratur, so sagt man, diesem Interesse Nahrung gegeben. Ja, die Frau selbst, heißt es auch wohl, ist über die Grenzen ihrer eigentlichen Natur hinaus zum künstlerischen Schaffen getrieben, weil die Zeit ihrer Gestaltungslust ungewöhnlich reizvolle psychische Motive, ihrem Denken unentrinnbare Probleme gegeben hat. Denkt man sich diese Tendenzen weg, so fällt ein mächtiger Antrieb. Wenn, so oder so, die Bewegung, die das Frauenleben jetzt ergriffen hat, zu Ende geht, so wird die Frau selbst in die rein rezeptive Rolle zurücksinken, die sie von jeher in der Literatur eingenommen hat.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich dann auch die künstlerische Bewertung der Frauenliteratur, sofern sie in irgend einer Form Ausdruck des Befreiungskampfes der Frau ist. Sie wird als Tendenzdichtung von vornherein künstlerisch verurteilt. Man beurteilt sie vielfach so, als hätten die Schriftstellerinnen nur Beispiele aus dem Leben gesucht für ein Programm, auf das sie nun einmal eingeschworen waren.

Damit wäre also die Frage nach der Berechtigung der Tendenz in der Kunst gestellt, und wir müssen eine Antwort suchen, um einen Standpunkt zur künstlerischen Beurteilung der Frauenliteratur zu gewinnen.

Das Empfinden der modernen Kunstkritik ist außerordentlich nervös gegen alles in der Kunst, was an Tendenz anklingt. Man pflegt schon peinlich berührt zu sein, wenn in einem Kunstwerk Gedanken ausgesprochen werden, die im Leben Gegenstand der Propaganda und der Agitation sind. Ich glaube nun, daß man darin leicht zu weit gehen kann. Sicherlich können doch Ideen, die eine Generation beherrschen, politische und soziale Programme, religiöse oder philosophische Überzeugungen ebenso gut wie alles andere Menschliche Motiv künstlerischer Behandlung werden. Ja, in unserer Zeit, wo die Wogen des großen sozialen Lebens bis in die fernsten Winkel branden, ist es eigentlich selbstverständlich, daß die Probleme dieses Lebens den Künstler ergreifen und zur Gestaltung zwingen. Man denke nur an den großen Tendenzkünstler Björnson. Und schließlich, auch Götz und Werther repräsentieren Tendenzen, sind Persönlichkeit gewordene Kulturideale eines bestimmten Abschnitts im geistigen Leben unseres Volks. Sind sie darum minder lebendig?

Nicht darin, meine ich, liegt das Unkünstlerische, daß zeitbewegende Programme in die Kunst eingehen. Auf eins aber kommt es an, ob solche Gedanken in der Dichtung ganz zu Fleisch und Blut werden, ob sie ganz aufgesogen sind in das persönliche Empfinden und Wollen der handelnden Personen. Die im Mittelpunkt der Dichtung stehende Idee muß das Lebenszentrum einer Persönlichkeit, eines lebendigen Menschen geworden sein, und allein und ganz durch sie wirken, sich entwickeln, kämpfen, siegen oder besiegt werden. Der Held darf nicht an seine Idee durch den Dichter verkauft erscheinen, sie darf keine Seite seines persönlichen Lebens gegen ihre eigenen Gesetze zwingen. Und ferner: auch die Welt um den Helden herum darf nicht gewaltsam in den gedanklichen Inhalt seiner Dichtung hineingezwängt erscheinen, auch

Digitized by Google

in ihr darf den Persönlichkeiten die natürliche Freiheit der Entfaltung nicht durch Theorien oder Programme verkümmert werden. Erst wo das geschieht, beginnt das Unkünstlerische.

Diesen Gesichtspunkt muß man festhalten, wenn man die neue Frauendichtung kritisch als künstlerischen Ausdruck des Kampfes der Frau betrachtet.

Und von dem Kampf der Frau ist sie auf der ganzen Linie in irgend einer Form, wenn auch oft nur mittelbar, berührt. Freilich, in der Form, wie er in der Öffentlichkeit gekämpft wird, erscheint uns dieser Kampf in der Dichtung nicht. Es sind andre Seiten, die dort zum Ausdruck kommen. Die Frauenbewegung hat es mit der Lage der Frau als einer sozialen Erscheinung, einem Lebensproblem der Vielen zu tun, mit der Wandlung von Institutionen, dem Kampf um allgemeine Rechte, um die äußeren Bedingungen, die geschaffen werden müssen, damit die Frau die ihrem neuen Ideal, den Anforderungen einer neuen Zeit entsprechenden Aufgaben erfülle. In der Dichtung erscheint die innere Seite dieses Kampfes, da finden wir die Probleme, um die es sich handelt, in individueller Spiegelung, in persönlicher Gestaltung. Da finden wir die Krisen, die die „Frauenfrage" für das innerste Icherleben der Frau bedeutet, die Konflikte zwischen der neuen Seele in ihr und der alten Seele in der Welt, der alten Seele auch in ihr selbst, da sehen wir sie tastend die geistigen Fühler ausstrecken und unter tausend beseligenden Siegen und tausend schmerzhaften Enttäuschungen die Grenzen ihrer Entwicklungsfähigkeit, ihrer Kraft suchen. Daß die Gärung hier, auf dem Gebiete des persönlichsten Lebens hervorragender Frauen, noch intensiver ist als in der großen äußeren Bewegung, das Suchen nach neuen Lebensformen noch viel kühner und weitgreifender, die Lösung von den alten leidenschaftlicher und unvermittelter, daß hier ein viel heißerer Strom persönlichsten Begehrens und Empfindens flutet, das ist natürlich. Auch das ist erklärbar, daß hier Extreme, Fehlgriffe, Abwege die Krisen begleiten.

Unendlich reich in seinen persönlichen Nuancen, unendlich mannigfaltig in seinen Lösungsversuchen spiegelt sich der Befreiungskampf der Frau in der modernen Frauendichtung: da ist das Weib, das um seine Künstlerschaft ringt mit einer Welt von Gebundenheit und Unruhe, in die es hilflos hineingeraten, wie Olly in Helene Böhlaus Rangierbahnhof, da ist die Isolde in Halbtier, die sich zu retten ringt von dem Fluch des Nichtkönnens, des Nichtsollens, das auf ihrem Geschlecht liegt. Da ist das Mädchen aus „guter Familie", das sich zerarbeitet an dem baumwollenen Widerstand der Philistertraditionen, da ist die Lebensdurstige, der die Enge oder die Roheit des Lebens keine reine Erfüllung ihres tiefinneren Bedürfens gestatten.

Auch wo wir nicht geradezu diesen Kampf als Gegenstand der Dichtung selbst finden, da liegt er doch irgendwie dem Ganzen zu Grunde, da beeinflußt er doch so oft die Betrachtungsweise oder bestimmt die Verteilung der Farben, die Verteilung von Licht und Schatten. Suchen wir für das Charakteristische, was wir da finden, das Neue, was da ersehnt und errungen wird, einen gemeinsamen Ausdruck, so scheint es dieser: Die Frau sucht ein eigenes, selbständiges inneres Leben zu leben und auszusprechen. Sie sucht nach ihrer eigenen weiblichen Persönlichkeit im Leben und in der Kunst. Sie sucht nach den äußeren Möglichkeiten, ihr eigenes Ich zu schaffen, ihre eigene Seele in Tat, in Wirken umzusetzen. Sie will nicht mehr tun, was ihr die Konvention sagt, nicht mehr nur das sehen, was man ihr zu sehen gestattet, nicht

Digitized by Google

mehr urteilen, wie man ihr vorschreibt, nicht mehr aussprechen, was man für sie passend hält. Sie will sehen, was wirklich ist und urteilen, wie sie fühlt, und aussprechen, was sie erlebt. Und so erklärt es sich, daß ein bewußter Realismus, die rücksichtslose Aussprache des Letzten, in der Frauenliteratur noch stärker zur Geltung kommt als in der männlichen.

Sehen wir nun in der Frauendichtung zu, wie dieses Wollen sich bei den verschiedenen Persönlichkeiten äußert, wohin dieses Suchen die verschiedenen Künstlerinnen führt. Da machen wir zuerst Halt vor denen, die vielleicht künstlerisch die Größesten sind, die, deren Künstlertum so stark und so frei, so klar und rein ist, daß von den Wirren einer gewaltigen Krise im Leben der Frau bei ihnen nichts mehr zu spüren ist.

Ich denke vor allem an Marie von Ebner-Eschenbach. Für ihr Dichtertum gilt ihr eigenes Wort:

„Unsterblich wandelt durch der Zeiten Frist
Das Werk des Denkers, der ein Künstler ist."

Aus der beherrschten Stille eines vornehmen Lebenskreises und mit der reifen Gelassenheit eines Menschen, der das Leben denkend zu überwinden weiß, mit klarer Stirn und freiem Blick schaut sie in die Menschenwelt hinein. Ihr künstlerisches Bedürfnis ist nicht Aussprache, subjektive Aussprache, sondern objektive Darstellung, Verkörperung. Und mit der liebenswürdigen pädagogischen Weisheit, die das Weiblich-Mütterliche in ihrem Schaffen ist, sucht sie nichts als das Edelmenschliche in ihren Gestalten, gleichgiltig, welcher Art nun ihre besonderen Kämpfe und Erlebnisse sind. Ihr steht immer etwas Größeres, Allgemeines über dem Zeitlichen und Persönlichen. Sie hat ihr Programm — wenn man bei ihrer Kunst von einem Programm reden darf — gegeben in den Worten des Blaustrumpfs am Himmelstor:

„Wär Dir bekannt mein Lebenslauf,
Du wüßtest, daß in sel'gen Stunden
Ich meinen Herrn und Gott gefunden —
(Mein Handwerk brachte das mit sich) —
Im Menschenherzen. Wunderlich
War dort der Höchste wohl umgeben,
Oft blieb von seines Lichtes Weben
Ein glimmend Fünklein übrig nur,
Und führte doch auf Gottes Spur."

Und führte doch auf Gottes Spur: darin liegt der Optimismus, für den es keine hoffnungslose Zerrissenheit, keine unlöslichen Konflikte gibt. Und so steht sie mit klugem, vorurteilsfreiem Blick, mit warmem Herzen dem Problem der Frau gegenüber, sie erwägt es wohl einmal in Gedanken, aber es steht ihr in einer Reihe neben vielen andern menschlichen Fragen und beherrscht sie nicht mehr als viele andre.

Ebenso stark und frei, aber sensitiver, weicher ist die Kunst der Ricarda Huch. Wir fühlen es, daß ihre feinnervige Empfänglichkeit ihr alle die Frauenkämpfe und Frauenkonflikte, die in der Luft liegen, zu intensiv persönlichem Erlebnis gemacht haben muß. Aber sie hat es verstanden, sich von der drückenden, dumpfen Schwere solchen Erlebnisses durch ihre Kunst zu befreien. Was der Held in Vita somnium breve für sich gewinnt, ist Ricarda Huchs persönlicher Sieg gewesen. Im künstlerischen Schauen des Lebens um sie her, in der Kraft, all diese Menschenschicksale mit dem

Digitized by Google

Seherblick des Dichters verstehend zu durchdringen, hat sie Befreiung gefunden. Nur in einem Hauch von weichem, schmerzlich-süßem Mitgefühl mit dem Allzumenschlichen, der gewissermaßen die Atmosphäre, die Stimmung ihrer Schöpfungen beherrscht, verrät sich, daß die Ruhe ihrer Kunst etwas Errungenes ist. Die Kraft des Künstlerischen kommt unter allen Dichterinnen vielleicht bei Ricarda Huch am stärksten zur Geltung.

Auch Clara Viebig wird man noch aus der Reihe derer herausstellen müssen, bei denen wir von einer Tendenzdichtung sprechen können. Und doch ist sie ihnen in einem wesentlichen Zug verwandt. Wenn auch der stoffliche Inhalt ihrer Dichtung nicht oder nur in einem sehr kleinen Teil durch die Probleme des Frauenlebens gegeben ist, so liegt doch etwas von diesem Ringen nach Selbständigkeit, von dem schon gesprochen wurde, in dem stark realistischen Zuge ihrer ganzen Produktion. Nehmen wir die besten ihrer kleinen Skizzen, den „Sonnenbruder", „Hinter Mauern", die eigentliche Pointe darin gibt ein gewisser oppositioneller Zug: Ich sehe nicht mehr durch den weißen Schleier der Dame aus guter Gesellschaft. Ich sehe mir das Leben an, wie es ist. Und dieses Oppositionelle führt bei ihr — besonders in den ersten Büchern — zu einer starken Betonung der primitiven Triebkräfte des Menschenlebens, der Sinnlichkeit in jeder Form, einer Betonung, die zuweilen fast materialistisch wirkt, ja, die auch zu künstlerisch bedenklichen Versuchen verleitet, wie zum Beispiel das „Weiberdorf" einer ist. In dem Widerstreit dieser primitiven, urgewaltigen Instinkte des Weibes und der Mutter mit sozialen Verhältnissen sieht Clara Viebig auch vor allem das Problem der Frau. Nicht in der komplizierten, intensiv-persönlichen, seelisch-gedanklichen Ausprägung, wie bei den Heldinnen von Helene Böhlau und Lou Andreas, sondern in den einfach-elementaren Formen, in denen der Kampf zwischen Hunger und Liebe in dem Dienstmädchen, in der Frau des Volkes sich abspielt, wird er ihr zum Motiv. In der Form, in der er nicht mehr als persönliches Erlebnis, sondern als ein Erlebnis der Gattung Weib, als ein soziales Phänomen, und mit der unbezwinglich-wuchtigen Naturgewalt eines solchen auftritt. Und in der Kraft der Verdeutlichung dieses Naturgewaltigen, Elementaren zeigt auch das Weiberdorf die Künstlerin. In wenigen Romanen hat Clara Viebig auch direkt in Konflikte der modernen Frau hineingegriffen. Ich denke an den Erstlingsroman „Rheinlandstöchter" und vor allem an „Es lebe die Kunst". In dem zweiten Roman steckt sicherlich ein großes Stück eigenen Erlebens. Aber das außerordentlich stark konkrete Bedürfnis der Schriftstellerin, das immer nach einem äußeren, dramatischen Geschehen sucht, gestattet gar nicht die Vertiefung der Schilderung in das persönliche Seelenleben eines komplizierten modernen Menschen. Das wird besonders anschaulich, wenn man diesen Roman „Es lebe die Kunst" neben Helene Böhlaus „Rangierbahnhof" stellt. In beiden das Ringen einer Frau um ihr Künstlertum. In dem einen aber der äußere Kampf um die Selbstbehauptung gegen das herrschende Cliquenwesen, der Kampf um das Selbstbewußtsein, das vom Erfolg abhängig ist, bei Helene Böhlau etwas viel Innerlicheres, Subtileres, Schmerzlicheres: der Kampf der Künstlerseele gegen die Frauenseele, gegen das zerreibende Frauenschicksal. Der äußere Erfolg liegt ganz fern, darauf kommt es nicht an. Sondern das vollenden, das verwirklichen zu können, was ihr Künstlerauge klar und doch ungreifbar vor sich sieht, wonach ihr Künstlerwille mit verzehrender Gewalt begehrt. Clara Viebigs Kraft liegt, wie gesagt, auf anderm Gebiet. In der meisterhaften Wiedergabe der Völkertypen ihres Romans „Die Wacht am Rhein" hat sie das gezeigt.

Digitized by Google

Aber mitten hinein in die tiefste Psychologie der modernen Frau, oder vielleicht, besser gesagt, in die Psyche der Frau, wie das scharfe Auge der Moderne sie entdeckt hat, führt Lou Andreas-Salome. Bei ihr finden wir die Probleme in der feinsten, man könnte sagen, edelsten und vornehmsten Ausprägung. Eins steht im Mittelpunkt: das Problem ihres Romans Ruth. Stark tritt darin hervor die Doppelseitigkeit in dem Verhältnis des Weibes zum Mann: sie sucht den Führer, den Freund für ihr geistiges Leben, sie wird sich dessen, was der Mann für ihr Leben bedeutet, bewußt in dem seelischen Austausch, in dem Ineinanderklingen feinster geistiger Stimmungen, in einer unendlichen Bereicherung an inneren Kräften, an Genußfreudigkeit, an Erkennen. Und bei diesem Suchen steht sie plötzlich vor dem Begehren des Mannes, das über dies Seelische hinweg auf etwas andres gerichtet ist und nach diesem andern brutal greift, ohne Achtung vor ihrer Seele, die er selbst aufgebaut hat. Das ist das Geschick von Ruth und ihrem Lehrer. Er hat die scheue Seele des halbwüchsigen Kindes gesucht, in seinem Schutz, in seiner Pflege hat sie sich vertrauensvoll und stark entfaltet, er hat mit dem Stolz, mit dem Schaffensgenuß des Künstlers, der Menschen bildet, ihre Schönheit sich gestalten sehen. Und dann war seine Leidenschaft stärker als alles andre, und mit einem einzigen herrischen Griff hat er das Zarteste und Schönste seiner Arbeit vernichtet. Er hat einen Vertrauensbruch innerlichster, feinster Art begangen, aber einen schweren, nicht wieder gut zu machenden Vertrauensbruch. Die letzte Novellensammlung von Lou Andreas: „Zwischenland" bringt ähnliche Motive. In „Vaters Kind" klingt die Anklage der Ruth wieder auf. Der Mann, der das Wesen seines Kindes nach sich gebildet hat und der in ihm nichts achtet als sein Werk, nichts sieht, als was er hineinlegt. Und der das Weiche, das Weiblich-Zarte, das doch stark und naturkräftig in Vaters Kind aufstrebt, eigenwillig ausrotten will, wie der Gärtner eine überflüssige Ranke. Und nun dies erste Zusammenstoßen seines Herrenwillens und des Eigenen in ihr. Durch die ganze Sammlung „Zwischenland" geht diese Tragik, die Lou Andreas als typisch für das Frauenleben empfindet: Weil die Frau ihr inneres Leben nervöser, intensiver lebt, als der Mann, weil sie sich mit viel tieferer Innerlichkeit hingibt an alles, was als Kraft und als Glück in ihr Leben tritt, weil sie viel abhängiger ist davon, ob die feinen Forderungen ihres Wesens erfüllt werden, und weil man ihr das alles als Unselbständigkeit und Schwäche auslegt, darum muß der erste Zusammenstoß des heranwachsenden Kindes mit der Welt schon eine Enttäuschung sein. Daneben aber stehen andre Verkörperungen solches spezifischen Frauenschicksals, alle aber mit diesem leisen Anflug einer ungreifbar feinen Tragik, am rührendsten die Mutter „Ma".

Im Mittelpunkt aber der gesamten Frauendichtung, die man als Tendenzdichtung empfindet, steht Helene Böhlau. Sie ist vielleicht die Künstlerin der genialsten Begabung. Nicht nur in der Feinheit der Charakteristik, sondern vor allem in ihrer Macht über die Stimmung empfinden wir den Reichtum und die Kraft des eigentlich dichterischen Elementes in ihr. Wo dieses Element rein zum Ausdruck kommt, wie in vielen ihrer kleinen Skizzen, ihrer altweimarischen Geschichten, und in vielen einzelnen Stücken ihrer großen Romane, da werden wir davon gefangen genommen wie kaum bei einer andern unserer Schriftstellerinnen. Da findet sie Bilder und Klänge von einer Stimmungsschwere, wie kaum eine andre. Aber sie kommt nicht immer zu einem solchen reinen Ausklingenlassen.

Digitized by Google

Wenn man versucht, sich die Gestalt der Helene Böhlau in unserer Literatur in ihrem Wesen zu verdeutlichen, so mag man an ein Bild denken, das sie selbst in ihrer kürzlich erschienenen Novellensammlung, dem „Sommerbuch", braucht. Sie spricht von vier Schwestern, die draußen vor den Mauern des alten Weimar in einem kleinen Häuschen unter brausenden Lindenbäumen wohnen. Und sie vergleicht sie den Jahreszeiten. Die eine von ihnen nennt sie die Sommerseele, „deren Flamme aus dem Leben herausschlägt und von dem Leben zehrt." Und in Helene Böhlaus Kunst ist etwas von dieser sich selbst verzehrenden Sommerseele. Wenn in Ricarda Huchs nachdenklichen Geschichten die Gestalten, eine nach der andern, leise an uns vorübergleiten, so denkt man wohl an Winterabende, in denen man träumerisch Geschichten spinnt aus Menschenschicksalen einer fernen Welt. Aber aus Helene Böhlaus Dichtung flammt uns das Leben selbst entgegen mit all seiner sommerheißen Gewalt, mit seinem großen Glück und seinem tiefen Schmerz, mit seiner Macht, zu vernichten und zu verzehren. Ihr ist die Kunst nicht das Bedürfnis nach Verkörperung, sondern nach Aussprache, nach einem vollen, ungemilderten, ungebrochenen Ausklingen persönlichsten Erlebens. Sie *will* die Gewalten, die das Leben beherrschen, in ihrer vollen Wucht in der Dichtung aufleben lassen, sie will die Probleme in schärfster rücksichtslosester Ausprägung geben, darum schafft sie alles fort, was mildernd und ausgleichend wirken könnte. Darum verteilt sie alles Licht auf die eine, alle Schatten auf die andre Seite: der Tendenzroman „Halbtier". Ein Tendenzroman, zweifellos. Auch in dem Sinne eines Tadels in künstlerischer Beziehung. Und doch kann man sagen — so notwendig und organisch aus der Seele der Verfasserin und der Seele der Zeit heraus entstanden wie ein echtes Kunstwerk.

Sie ist ein Mensch, der gemacht ist, von allem *ganz* überwunden und durchdrungen zu werden, von der Lebenswonne und dem Lebensleid. Von ihr gilt auch, was sie im Sommerbuch vom Dichter sagt: „er sieht die Dinge immer neu, immer zum erstenmal. Das ist die große Wonne und die tiefe Pein". Mit der Macht, die alle Lebensgewalten über diese Seele haben, trifft sie das Problem der Frau. All der Schmerz, all die Not, die in den ganzen Befreiungskampf der Frau wie eine mächtig treibende Glutwelle einströmt, erscheint bei ihr zusammengefaßt zu einer gigantischen Anklage. Und aus diesem Zusammenhang heraus ist ihre Lösung des Problems zu verstehen: es sind zwei urgewaltige Lebenstriebe im Weibe, deren Erfüllung ihr Glück ausmacht, das Muttergefühl, die Mutterseh nsucht, und der rein menschliche Schaffenstrieb. Ihre Tragik ist, daß sie durch die Erfüllung des ersten an den Mann gefesselt, daß ihr die Erfüllung des zweiten dadurch unmöglich wird. Und darum die Lösung: Gebt dem Weibe das Recht auf ein Kind und das Recht auf Arbeit. — Aber eben mit diesem Programm schreitet Helene Böhlau über die Basis, die ihrem Werke als Kunstwerk gegeben ist, hinaus. Diese Lösung dürfte nur eine individuelle sein, eine aus dem ganz persönlichen Schicksal ihrer Heldin heraus gegebene. In diesem Generalisieren liegt das unkünstlerisch Programmhafte, das eigentlich Tendenziöse. Helene Böhlau ist in einem Teil ihrer künstlerischen Kraft ein Opfer unserer Zeit der Probleme und Konflikte im Frauenleben geworden, aber dieses Opfer hängt zusammen mit bestimmten Seiten ihrer Persönlichkeit, in denen zugleich die Größe ihrer Kunst liegt. Das hat die Kritik, die sich mit ihr beschäftigte, nicht immer festgehalten. Ihr ist, wie das so leicht geschieht, ihre Gefolgschaft zum Verhängnis geworden, und man betrachtet sie bewußt und unbewußt sub specie dieser unreifen,

Digitized by Google

sensationsbegierigen Pseudoliteratur, die sich an ihre Fersen heftete. Man darf Helene Böhlau gewiß nicht dafür verantwortlich machen, daß das Wort der Isolde von dem „Kind und Arbeit" seines persönlichen Charakters ganz entkleidet und im Sinne schrankenloser Erotik zu einem törichten Programm gemacht worden ist, in dem freilich die „Arbeit" zumeist ausgeschaltet wird. Von sozialethischem Gesichtspunkt aus wird diese „Richtung" energisch zu bekämpfen sein, die ästhetische Kritik braucht mit der Flut der „Fräulein Mutter"-Literatur überhaupt nicht zu rechnen, sie wird an ihrem Fanatismus und ihrer Unbedeutendheit von selbst zu Grunde gehen.

Ziehen wir aber aus der kurzen Charakteristik der großen Vertreterinnen des modernen Frauenromans das Fazit für die geistige Zukunft der Frau, so zeigt sich eines klar: die Frau versucht mit Bewußtsein und Ehrlichkeit, eigene Wege in der Kunst zu beschreiten, sie versucht, über das hinaus, was andere von ihr und ihrem Wesen geschrieben haben, selbst ihr Wesen auszusprechen. Daß unsere Literatur schon eine außerordentliche Bereicherung für ihre Psychologie der Frau aus dem modernen Frauenroman gewonnen hat, wird jeder Literarhistoriker zugeben müssen. Aber in diesem Streben nach eigenem Ausdruck und eigenem Inhalt liegt mehr. Es ist der Anfang, der erste Anfang zu einer Differenzierung der weiblichen Kunst, die der einzige Weg ist, auf dem die Frau zur Kraft originalen Schaffens kommen kann. Und in dem Hinblick auf dieses Ziel können uns die Irrungen auf dem Wege dahin nicht irre machen. Sie dürfen nicht ausbleiben, wo etwas ganz Neues für die Welt, für die Kultur gewonnen werden kann.

Scherer hat einmal von weiblichen Epochen in der deutschen Literaturgeschichte gesprochen. Epochen, in denen man für die Frauen dichtete und sang. Vielleicht stehen wir am Anfang einer neuen literarischen Epoche, nicht der genießenden, sondern der selbst schaffenden Frau.

Ein Stück Frauenarbeit im Fortbildungsschulwesen.

Von

Elsa Kroll.

Nachdruck verboten.

Am 4. April dieses Jahres durfte eine Schule auf ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken, deren Eigenart eine kurze Würdigung in diesen Blättern wohl beanspruchen kann. Es ist die Victoria-Fortbildungsschule in Berlin, eine von Frauen gegründete, von Frauen geleitete und in erster Linie von weiblichen Lehrkräften versorgte Lehr- und Bildungsstätte für die schulentlassenen Mädchen aller Stände.

Im Jahre 1878 wurde sie auf Anregung des Lettevereins von einer unserer edelsten Vorkämpferinnen, Frau Ulrike Henschke, ins Leben gerufen.[1]) Im frohen Jugendmut hatte die Gründerin sich wohl ein andres Feld erträumt als diese bescheidenen Anfänge einer Arbeitsgemeinschaft, in welcher Schere, Plätteisen und Kontobuch die führenden Rollen spielen. Aber sie warf in tatkräftiger Resignation den

[1]) Vergl. den Aufsatz: „Ulrike Henschke" von Helene Lange im Januarheft von 1898.

Digitized by Google

ganzen Reichtum ihrer unverbrauchten Wirkenskräfte auf diesen scheinbar so dürren Boden und schuf daraus eine Pflanzung, die heute so lebenskräftig dasteht wie einst, eine Schule, von der man vielleicht sagen darf, daß sie dem Ideal ihrer Gattung nahekommt, und die es wohl wert ist, daß sie vor allem Nivellieren und Schematisieren geschützt bleibe.

Als Ulrike Henschke im Jahre 1897 die Augen schloß, hatte ihr ein gütiges Geschick die Nachfolgerin bereitet. Es war die Tochter, die mit dem gleichen Verzicht auf andre Ziele ihr schon seit langem Mitarbeiterin, Helferin gewesen war und sich wiederum nun bemüht, den Geist der Mutter in der Schule lebendig zu halten. Wir können das Werk der beiden nicht sondern, und sie selber würden das nicht wünschen.

Galt es zunächst vor allem, die jungen Töchter des Volkes zur Erwerbstätigkeit geschickt zu machen, so ward darum doch keinen Augenblick der Grundsatz außer acht gelassen, der mit Ulrike Henschkes eigenen Worten lautet: „Wir müßten es als eine bedenkliche Entwicklung der weiblichen Jugenderziehung betrachten, wenn das unabweisliche Streben nach wirtschaftlicher Selbständigkeit nicht durch ein sittliches Moment geadelt würde.“ Und so stand und steht noch heute in der Victoria-Fortbildungsschule der Gedanke der Erziehung über allen Forderungen der kaufmännischen, gewerblichen und hauswirtschaftlichen Einzelfächer, die dabei keineswegs zu kurz kommen, sondern, in ihm zusammengefaßt, ihre Vertiefung und rechte Bewertung erst durch ihn empfangen. Nicht in Gestalt eines verschwimmenden Ideals, sonder greifbar verkörpert in der bevorzugten Stellung wie in der Eigenart des deutschen Unterrichts.

Der deutsche Unterricht in der Victoria-Fortbildungsschule ist für alle Schülerinnen obligatorisch, gleichviel welchen Einzelkursen sie sonst angehören, eine Einrichtung, durch welche diese Anstalt vorbildlich geworden ist. Seine Art und Weise läßt sich wohl nicht besser kennzeichnen, als an der Hand des von Ulrike und Margarete Henschke herausgegebenen deutschen Lesebuches für die weibliche Jugend. Dieses Buch gründet sich auf zwanzigjährige Praxis, auf mühevolles Suchen und Sichten, auf sorgsames Hindurchsteuern zwischen den beiden Gefahren ästhetischer Verstiegenheit und realistischer Verflachung. Es ist eine Erquickung in unserer eifrig, allzu eifrig auf die bloße Beherrschung des Materiellen gerichteten Zeit, daß wir hier keinen realen Stoff finden, „der nicht in seinem tieferen Gehalt poetisch verklärt worden ist“. Eigenartig wie die Auswahl ist die Gruppierung der Lesestücke, die jedesmal im Anschluß an das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit in ihrem Zusammenhange acht große, oft überraschend vielseitige und dennoch einheitliche Kulturbilder ergeben, von Gutenberg zur Wiedergewinnung Straßburgs, von Kolumbus zum Weltpostverein, von Barbara Uttmann zu Göthes Schatzgräber und dem Schutze der nationalen Arbeit.

Ein Unterricht, aus dem ein solches Buch hervorwachsen konnte, welcher die Schülerinnen in den großen Zusammenhang aller Kulturarbeit hineinblicken läßt, muß wohl dazu geeignet sein, vor den Augen der jungen Mädchen ihre auch noch so bescheidenen Verrichtungen und damit sie selber, die Arbeitenden, zu adeln. Und wie für sie geschaffen erscheint ihr Festlied:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.“

Ihr eigentümliches Gepräge erhält die Anstalt außerdem vor allem durch die vorherrschende Besetzung der Lehrstellen mit weiblichen Kräften. Dies bedeutet keine feindselige Ablehnung der männlichen Arbeit auf diesem Gebiete; es ist vielmehr wiederum der Grundsatz der Erziehung, der darin zum Ausdruck kommt. Das Verhältnis der Lehrenden zu den Lernenden ist dadurch auf einen eigenartig vertraulichen und doch durchaus angemessenen Ton gestimmt, den wir wohl mit einem Worte als mütterlich bezeichnen dürfen.

Digitized by Google

Doch kehren wir zu der Geschichte der Schule zurück. Von hohem Wert war für sie das warme und ganz persönliche Interesse, welches ihr die Kaiserin Friedrich zu allen Zeiten zuwandte, und das sie — noch als Kronprinzessin — nach außenhin durch die Übernahme des Protektorats und die Verleihung ihres Namens an die Anstalt, im Jahre 1888, bekundete. Dasselbe Jahr brachte eine wichtige Neugestaltung; die bisherigen sogenannten Oberkurse wurden vom Abend auf den Vormittag verlegt, und diese Tagesschule, mit welcher die Anstalt einzig in ihrer Art dasteht, hat seitdem eine solche Entwicklung genommen, daß das ehemalige Reis den Baum, an dem es erwachsen ist, die Abendschule, jetzt fast in den Schatten stellt. Sie empfängt ihre Schülerinnen etwa zu gleichen Teilen aus der Volksschule wie aus der höheren Schule und bietet uns das erfreuliche Bild einer glücklichen Vermischung und Harmonie der Stände.

Nach abermals zehn Jahren, im Winter 1898, fand ein weiterer Ausbau statt. Da in der gewöhnlichen Ausbildung der Lehrerinnen den eigentümlichen Bedürfnissen einer Fortbildungsschule begreiflicherweise nur sehr wenig Rechnung getragen wird, da andrerseits die Anstalt von jeher den Grundsatz befolgt hat, auch in ihren technischen Fächern geschulte Lehrerinnen zu haben, die nicht abrichten, sondern unterrichten, so war es im Grunde eine unabweisliche Forderung, Fortbildungskurse für Lehrerinnen zu schaffen, um diese für ihre besonderen Aufgaben auszurüsten. Die Errichtung solcher Kurse nach langgehegtem Plan ist die wichtigste Neuschöpfung der gegenwärtigen Leiterin. Aus dieser Arbeit erwuchs das im vorigen Jahre erschienene Buch „Zur Einführung in die Theorie und Praxis der Mädchen-Fortbildungsschule“ von Margarete Henschke. Praktische Durchführung und theoretische Klärung der Grundsätze haben sich an dieser Anstalt stetig ergänzt, wofür bereits die Denkschrift über das weibliche Fortbildungsschulwesen in Deutschland von Ulrike Henschke und das vorerwähnte Lesebuch Zeugnis ablegen.

Die Victoria-Fortbildungsschule ist nach wie vor Privatanstalt, während die andern Berliner Fortbildungsschulen in den Besitz der Stadt übergegangen sind. An der Spitze ihres Kuratoriums waltet jetzt Frau Geheime Sanitätsrat Feig mit mütterlicher Sorgfalt und pietätvollem Eifer. Die Schule erhält sich durch private Unterstützungen, sowie durch Zuschüsse aus städtischen Mitteln und von seiten des Berliner Schulvereins für Fortbildung von Mädchen und Frauen. Außerdem werden ihr von der Stadt Räumlichkeiten, teils zur ausschließlichen, teils zur Mitbenutzung gewährt, über deren engen Rahmen sie mit ihren 98 Einzelkursen freilich längst hinausgewachsen ist. Gegen 12 000 Schülerinnen sind im Laufe der Jahre durch die Anstalt hindurchgegangen.

Die lebhafte Anteilnahme der maßgebenden Behörden an dem schönen Jubelfeste, die neu bewiesene Huld der regierenden Kaiserin (sie verlieh der Leiterin das silberne Frauen-Verdienstkreuz am weißen Bande), welche damit das Erbe der verewigten Kaiserin Friedrich antritt, scheinen Bürgschaft zu leisten, daß die durch fünfundzwanzig Jahre bewährte Eigenart der Victoria-Fortbildungsschule auch künftighin ihre Würdigung finden wird. Wir ehren sie als eine Stätte der sozialen Arbeit, als ein Werkzeug der sozialen Gesundung, und rufen ihr von Herzen ein: Blühe, wachse und gedeihe!

Digitized by Google

Die Friedensbewegung in Italien.

Skizze

von

Dr. Robert Michels.

Nachdruck verboten.

Nicht zu Unrecht hat der talentvolle Guglielmo Ferrero in seinem vielgelesenen Buch „Il Militarismo“ [1]) darauf hingewiesen, daß das italienische Volk in seiner Mehrzahl von Natur aus kein militaristisches, ja nicht einmal ein militärliebendes sei und nur durch die unglückliche politische Konstellation Europas sowie die ebenso unglücklichen innerpolitischen Verhältnisse des Landes überhaupt dazu gekommen sei, sich ein starkes, großmachtwürdiges Heer zu halten. Nirgends sehen wir, es ist wahr, die Bevölkerung eine verhältnismäßig so geringe Teilnahme an dem Heere bekunden als gerade in Italien. Wohl kommt es vor, daß sich bei der alle paar Jahre stattfindenden Umversetzung sämtlicher Regimenter dieses oder jenes kleine Nest an das Kriegsministerium wendet — wie das bei der vielbesprochenen Petition der Stadt Arezzo im Jahre 1899 der Fall war — mit der inständigen Bitte, den Ort doch nur ja nicht ohne Garnison zu belassen.[2]) Doch dürften solche Fälle weit weniger der Soldatenliebhaberei als vielmehr dem Wunsche zuzuschreiben sein, durch die Stationierung einer Schwadron oder eines Bataillons für die betreffende Stadt allerhand kleine materielle Vorteile zu erzielen.

Schon äußerlich wird man leicht des weniger großen Ansehens gewahr, das die italienische Armee im Vergleich mit der französischen, der deutschen und sogar der englischen genießt. Wenn ein italienisches Regiment mit seiner wohltönenden Hörnermusik durch die Straßen marschiert, sammelt sich weit weniger fehdegieriges Publikum, schließt sich weit weniger Jugend und Volk dem Marsch der Soldaten an, als das in den anderen vorhin erwähnten Ländern zu geschehen pflegt. Ein noch drastischeres Beispiel aber dafür, daß der italienische Soldat trotz seiner gutsitzenden, adretten Uniform im Volke nicht denselben Rang einnimmt wie die meisten seiner fremden Kameraden, dürften wohl seine Beziehungen zum weiblichen Geschlechte ergeben. Es wird selbst jedem aufmerksamen Italienreisenden auffallen, daß man in dem „glutreichen Lande der Liebe“ so gut wie nie einen Soldaten am Arm seines Mädchens sieht. Das liegt teilweise allerdings an militärischen Verordnungen, die einst zur Wahrung der Sittlichkeit gegeben worden sind. Aber der Hauptgrund ist doch der — und nur diesen allein hört man in Italien als maßgebend nennen — daß, während die französischen und deutschen Mädchen stolz darauf sind, sich Sonntag nachmittags neben einer schmucken Uniform zur Schau zu stellen, die italienischen Mädchen dasselbe zu tun für unter ihrer Würde halten. Non è che un soldatino!

Aber auch im politischen Leben des Volkes offenbart sich dieselbe, ich möchte fast sagen, antimilitärische Stimmung. Die Zahl derjenigen Parteien, welche entweder überhaupt die Abschaffung eines stehenden Heeres oder zum wenigsten dessen Einschränkung erkämpfen wollen, ist in Italien weit größer als in irgend einem anderen in Betracht kommenden Lande, Spanien vielleicht ausgenommen. Es gibt ein sonder-

[1]) Milano 1899. Fratelli Treves Editori.

[2]) Mario Pilo: „La Petizione degli Aretini“ in „Bandiera Bianca, Almanacco per la Pace“ Milano 1900 p. 49.

Digitized by Google

bares, aber durchaus erfreuliches Bild von den Verhältnissen auf der Halbinsel, wenn man bedenkt, wie einerseits der Engländer erst jüngst hartnäckig sein Land bluten ließ, um nur immer wieder neue Truppen nach Südafrika werfen zu können, wie der Franzose aller Parteien bis zum radikalen Sozialismus herunter einmütig Milliarde auf Milliarde opfert, um sich nur ja eine große, „des Landes würdige" Armee halten zu können, wie der Durchschnitts-Deutsche, nicht ganz so geschmeidig, bei neuen Truppenforderungen sich dennoch nach kurzer, oft recht summarischer Erklärung des Sachverhalts seitens der Regierung stets von neuem ins „Unabänderliche" fügt, und man dann seinen Blick nach Italien wendet, wo selbst ein Minister, und keineswegs ein Sozialist wie Millerand, sondern der hochkonstitutionelle Ascanio Branca bei einer Rede in Baglio (Oktober 1893) offen und frei für Einschränkung der Militärausgaben sprechen konnte.

Dasselbe Phänomen finden wir auch in der Stellung der alten Offiziere zum Militarismus wieder. In Deutschland kann es wohl vorkommen, daß ein verabschiedeter Stabsoffizier, wie Herr von Egidy, sich freieren, in seinem Berufsstande nicht üblichen Ansichten hingiebt, es kann sogar der Fall eintreten, daß ein bayrischer Oberleutnant außer Diensten, wie Rudolph Krafft, mit gutem Wissen und Gewissen die Zustände im Heere einer scharfen Kritik unterzieht, (Rudolph Krafft ist später freilich Sozialist geworden, aber er ist durch eine lange Reihe von äußeren Kämpfen zu dem Ziele gekommen, welches De Amicis aus allmälig reifender innerer Überzeugung als das richtige erkannte) aber es ist bis jetzt kaum denkbar, daß ein gewesener Offizier dermaßen mit seiner ganzen Vergangenheit und deren Ansichten bricht, daß er die gänzliche Abschaffung des Heeres überhaupt für ein erstrebenswertes Ziel erklärt. Wenn in Italien die große Masse der verabschiedeten Offiziere freilich ebenfalls gut königstreu gesinnt bleibt, so hat doch mancher, und als der Bedeutendste unter ihnen eben Edmondo De Amicis, die Maske des alten Militärs abgelegt und ist offen zum Sozialismus übergegangen, da er nur von diesem eine Besserung der sozialen Zustände erwarten zu können glaubt. — [1])

Auch der Geist im Heere selbst ist in Italien ein weit friedlicherer. Wenn das französische Offizierskorps mit der ihm angeborenen kriegerischen Neigung eine stetige Gefahr für den Weltfrieden bleiben wird, und auch das deutsche in einzelnen Bestandteilen und zu einzelnen Zeiten schon bedenkliche Lust zum Dreinschlagen zeigte, so ist das italienische Heer in allen seinen Rangklassen, soweit das bei einem Stande, dessen „Beruf" ja eigentlich nicht nur im Exerzieren besteht, möglich ist, so gut wie durchaus friedlich gesinnt. Das beste Beispiel für diese Behauptung dürfte wohl das Jahr 1896 liefern. Als die Italiener trotz der vorzüglichen Haltung der Truppen in Abessynien Niederlage auf Niederlage erlitten und das Parlament nach heftigen Debatten eine schleunige Zurückziehung des Heeres aus dem gegnerischen Lande und einen sofortigen Friedensschluß mit dem Negus Menelik forderte, da waren es nur ganz vereinzelte Stimmen im Lande, die da behaupteten, man dürfe den Kampf doch nicht mit einer Schlappe beendet sein lassen. Die überaus große Mehrheit fand in diesem Umstand keineswegs etwas Anstößiges und stand jedem Vergeltungsgedanken fremd gegenüber. Man stelle sich, um sich über die Bedeutung der Haltung des italienischen Volkes bei dieser Gelegenheit klar zu sein, einmal die gegenteilige Wirkung vor, die in Deutschland oder Frankreich Niederlagen wie die bei Amba Aladschi und Adua hervorgerufen haben würden. Die Revanchegelüste der Franzosen von 1870 und die Rachegedanken der Deutschen

[1]) Wir haben hier in Deutschland einen scheinbar ähnlichen Fall an dem sozialistischen Abgeordneten Georg von Vollmar, der deutscher Reiteroffizier war und eine Zeitlang sogar in Diensten der päpstlichen Armee gestanden hat. Der Unterschied zwischen diesem Falle und dem De Amicis' ist aber doch ein gewaltiger. Vollmar wurde durch einen äußeren Umstand — eine schwere im Krieg 1870/71 erlittene Verwundung, welche ihn im langen Krankenbett zu eingehenden ernsten sozialen Studien trieb — zur sozialistischen Weltanschauung bekehrt, bei Edmondo De Amicis aber vollzog sich die Umwandlung vom Militaristen zum Sozialisten ganz allmählich, ohne starken äußeren Impuls und, als sein schriftstellerischer Ruhm den Zenith erreicht hatte, trat er plötzlich auch politisch als Sozialist hervor. Er hat aber seinen Grad als Offizier behalten dürfen. Unter den Mitgliedern der Friedensgesellschaft in Italien befindet sich übrigens sogar ein Veteranenverein, die Società Veterani e Reduci di Crimea. Wäre das in Deutschland möglich?

Digitized by Google

nach der Ermordung des Gesandten von Ketteler in Peking werden den im Privatleben zur vendetta doch so sehr geneigten Italienern stets mehr oder weniger unverständlich bleiben.

Der Grund für diese offenbare Friedensliebe im italienischen Volke mag nun darin zu suchen sein, daß das Heer dort so recht keine historische Tradition hat und es bei aller unleugbaren Trefflichkeit und allem soldatischen Geiste, der es beseelt, sowie trotz seiner so günstigen Mischung nationalitalienischer Tugenden mit den teils aus Frankreich, teils aus Deutschland entlehnten militärischen Einrichtungen, es bisher eben noch keine Lorbeeren zu pflücken im stande war; denn der Krieg 1859 ist doch in der Hauptsache durch französische Waffen, der von 1866 allein durch die preußischen Siege und andere günstige Umstände gewonnen worden. Die Garibaldianer aber, die sich unstreitig am besten schlugen, waren keine „königlichen", sondern von durchaus demokratischem Geiste beseelte Truppen. Es mag aber auch die Auffassung nicht unrichtig sein, welche man bisweilen von italienischen Patrioten zu hören bekommt, daß nämlich die Friedensliebe einfach dem Gerechtigkeitssinn der Italiener entspränge. Man wolle in Italien heute nicht die Rolle derer spielen, die in früheren Zeiten in so skrupelloser Weise den Krieg dorthin gebracht und das Land auch im Frieden weiter ausgesogen hätten. Es habe der Befreiungskampf, den Italien über vierzig Jahre lang führen mußte, dem Volke auf das Tiefste ins Bewußtsein geprägt, daß das Heer nur zur Befreiung des eigenen Landes von ausländischer Knechtschaft und nicht zum Angriff auf fremdes Gebiet da sei.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls dürfte es verständlich erscheinen, daß bei einem solchen Volke die Grundbedingungen vorhanden sind, um einer Bewegung Lebenskraft zu verleihen, die sich das Ziel gesetzt hat, den Völkerfrieden aufrecht zu erhalten.

Als die Friedensgedanken der Baronin Bertha von Suttner um 1889 in Italien festen Fuß faßten, da befand sich das Land im Anfangsstadium einer agressiven Kolonialpolitik. Der von der Mehrheit des Volkes der Regierung ausgesprochene Vorwurf, daß sie ihr in der Abwehr fremder Eroberer entstandenes Volksheer unlogischer und unmoralischer Weise nun in dem friedlichen Abessynien selbst den Eroberer spielen lassen wolle, kam ihnen dabei sehr entgegen. Die großartigen Demonstrationen, welche in Mailand, Palermo und Rom im März 1896, vorzugsweise von Frauen veranstaltet, energisch die Rückkehr der Truppen aus Afrika forderten, übten, unterstützt von einer in energischen Worten abgefaßten Petition der Mütter, Gattinnen und Bräute der Soldaten mit über 150 000 Unterschriften, einen starken Druck auf die Regierung aus und zeigten gleichzeitig den schnell wachsenden Einfluß der italienischen Friedensfreunde.[1])

Zwei sehr verschiedene Weltanschauungen haben in Italien die Bewegung weiter unterstützt, die christliche und die humanitär-demokratische, diese letztere im Norden, jene mehr im Süden. Den verschiedenen Anschauungen entsprachen verschiedene Vereine. Die frommen Friedensfreunde begründeten die mächtige „Pia e Nobile Compagnia della Pace" in Palermo,[2]) die humanitären unter anderen die noch weit mächtigere und größere „Unione Lombarda della Società Internazionale per la Pace" in Mailand. Während wir in der ersteren hauptsächlich Priester und vornehme Gutsbesitzer vereinigt sehen, so ist die zweite aus viel verschiedenartigeren Elementen zusammengesetzt. Sie hat engsten Anschluß an die Gesinnungsgenossen des Auslandes und verfügt über eine weite, tätige Propaganda. Es dürfte interessant sein, einmal näher auf ihr Streben und Wirken einzugehen.

Daß die Friedensbewegung von Zeit der Entstehung an alle Kriege und alle Verhältnisse, die zu solchen zu führen drohten, auf das heftigste bekämpfte, liegt ja in

[1]) Vgl. Rosalie Schönfließ: „Friedensgrüße aus Palermo" in „Der Internationale Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen Berlin 1896", Berlin 1897 p. 346.

[2]) Näheres über ihre Bestrebungen in der einführenden Broschüre: Per l' Inaugurazione di una Scuola Femminile per la Pace e la Fratellanza Universale" Palermo 1895. Tipografia Zapulla. 31 Seiten.

Digitized by Google

der Natur der Sache. Am kräftigsten war die Betätigung dieses Kampfes in den beiden Fällen, in welchen Italien selbst in Mitleidenschaft gezogen war, nämlich der langen Konfliktzeit mit Frankreich und dem Kriege in Eritrea. Von letzterem haben wir schon kurz gesprochen. Er führte zu Betrachtungen über die Nützlichkeit des Kolonialsystems überhaupt, und es dürfte begreiflich erscheinen, daß die italienischen Friedensfreunde in diesem den Urheber neuen Blutvergießens entdeckten und ihm daher scharf zu Leibe gingen. „Die sogenannten barbarischen Volksstämme", schrieb damals einer der Hauptvertreter der Friedensbestrebungen, Emilio Caldara, „können sich die Europäer ja niemals anders als zur Sklaverei vorbestimmt denken. Demgemäß werden sie behandelt, das setzt böses Blut, und dann spricht man zum Schluß von befleckter Fahnenehre, nationaler Würde und ähnlichen Dingen."

Weit einflußreicher noch als in der Kolonialfrage waren diese Idealisten in der peinlichen und gefahrvollen Zeit der Mißstimmungen gegen Frankreich. Die Besetzung von Tunis, die Vorfälle in Aignes-Mortes und viele kleinere Reibungen hatten damals das italienische Volk auf das höchste gereizt. Überall im ganzen Lande war es zu Ausbrüchen der Volkswut gekommen, und selbst die offiziellen Vertreter Frankreichs wußten sich nirgends mehr sicher. Eine zeitlang schien es, als wäre Krieg unvermeidlich. Da setzten neben der Frankreich günstig gesinnten Demokratie Felice Cavallotti's und der jungen sozialistischen Partei die humanitären Friedensfreunde ein,[1]) indem sie mit charakteristischem politischem Idealismus außer auf die Schrecken jeglichen Krieges noch ganz besonders auf die Unnatur eines Bruderkampfes mit dem Befreier von 1859 hinwiesen. Man möge doch einmal Frankreich in seiner Wesenheit betrachten, sagten sie. Fand man dieses Land nicht an der Spitze jeden politischen und sozialen Fortschrittes, als steten Förderer neuer Ideen? Überall, wo es die Freiheit galt, sind die Franzosen die Ersten gewesen ins Feld zu springen! Während deutsche Fürsten ihre Untertanen verkauften, um den Engländern bei der Unterdrückung der Amerikaner zu helfen, eilten die Franzosen, Lafayette an der Spitze, den Geknechteten zu Hilfe! In Griechenland, Polen und Italien haben sie ihr Befreiungswerk teils versucht, teils vollbracht! Und hoffen nicht noch heutzutage alle bedrückten Nationen auf die Hilfe Frankreichs? Betrachten nicht auch jetzt noch die Tschechen in Böhmen, die Griechen auf dem Balkan, die Katalonier auf der Pyrenäenhalbinsel und die Iren in Großbritannien die Franzosen als die natürlichen Bundesgenossen ihrer Zukunft? Und mit einem solchen Volk, das dazu noch ebenfalls „lateinisches" Blut in den Adern habe, wolle man Krieg führen? Das wäre ja doppelt menschenunwürdig.[2]) — Nicht zum geringsten den italienischen Friedensfreunden ist es zu verdanken, daß damals die Stimmung gelinde umschlug, und wir heute von der Seite wohl kaum eine Ruhestörung mehr zu befürchten brauchen.

Nach den beiden errungenen moralischen Siegen in der Konfliktszeit mit Frankreich und in der abessynischen Frage, denen bald darauf noch ein dritter folgte, als man die Regierung zwang, die bereits vor sich gegangene Besitznahme des Hafens Sanmun in China wieder rückgängig zu machen, hat sich die Friedensbewegung vorzugsweise die Bekämpfung des Militarismus, in dem sie ihren Hauptfeind erblickte, und zwar weit mehr des Militarismus zu Lande als des zu Wasser, zum Ziele gemacht und zumal die von Nikolaus II. beantragte Einsetzung obligatorischer Schiedsgerichte gefordert. Es ist natürlich, daß sie auch den Dreibund auf das heftigste bekämpft, der ja nur oder wenigstens fast nur militärischen Zwecken dienen soll. Nur wenige Zeitungen treten ihr dabei zur Verteidigung der Armee kräftig entgegen, darunter zumal das Blatt des italienischen Heeres, das in Rom erscheinende „L'Esercito italiano", die neugegründete, jetzt schon wieder verschwundene Mailänder Zeitung „L'Alba" und ab und zu der crispinianische Neapler „Mattino", dessen Redakteur Edoardo Scarfoglio neuerdings in so ein trauriges Licht gesetzt worden ist.

[1]) Hierüber vgl. meinen Aufsatz: „Die Friedensbewegung der Frauen in Italien und ihr Kampf gegen den Militarismus" in „Die Gleichheit" XII, 22.

[2]) Vgl. den Artikel von Gabriela Rosa: „La Nazione Pacificatrice" in „Giù le Armi! Almanacco per la Pace" Milano 1899. p. 21.

Digitized by Google

Es ist begreiflich, daß sowohl die Frauenbewegung als zumal die Arbeiterbewegung in Italien, wenn auch in der Taktik prinzipiell getrennt, die Friedensfreunde auf das einmütigste unterstützen. So sehen wir viele Sozialisten unter den Mitarbeitern des jährlich erscheinenden „Almanacco illustrato per la Pace", der „Bandiera bianca". Der bekannteste Führer der Partei selbst, Enrico Ferri, erklärte vor etlichen Jahren einmal, daß Friedensliebe und Sozialismus zwei Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache seien.[1])

Doch wenn auch die radikalen und republikanischen Elemente der „Unione Lombarda" ihre Hauptkraft verleihen, so ist sie doch in ihrer Mitgliederzahl keineswegs auf sie beschränkt. Auch der Hochadel ist ganz besonders stark in ihr vertreten. Unter den Gründern lesen wir Namen wie Principe Scipione Borghese, Duca Pompeo Litta Visconti Arese, Conte Giulio Belinzaghi, und im Vereinskomitee finden wir die Grafen Aldo Annoni und Ambrogio Viganotti-Giusti und den Marchese Allessandro Tassoni.[2]) Fast noch stärker als der Adel ist der Handel und die Industrie an der Friedensbewegung beteiligt. Es seien aus ihnen hier nur der bekannte Musikverleger Edoardo Sonzogno, der Bankier Weill-Schott sowie der Inhaber des großen Speditionshauses Gondrand genannt. Aber das Hauptkontingent der Friedensfreunde stellen doch ohne Zweifel die Dichter, Schriftsteller und Gelehrten des Landes. Kaum einer, dessen Name in Italien Achtung genießt, steht der Weltfriedensbewegung feindlich oder auch nur gleichgiltig gegenüber. Sie alle sind Mitarbeiter an der „Bandiera bianca". Die große Dichterin Ada Negri wendet sich in ihr hoffnungsvoll an die Zukunft, der feine Lyriker Lorenzo Stecchetti höhnt die Barbarei der Jetztzeit. Der Idealist Edmondo De Amicis, der auch in der von ihm heißersehnten sozialistischen Umgestaltung der Dinge jede Gewalttat verbannt sehen will, kämpft hier an der Seite des konservativ-mystischen Antonio Fogazzaro, des geistreichen Antonio Giulio Barrili, des feinsinnigen Antonio Ghislanzoni, des kräftigen Bruno Sperani (Beatrice Speraz) und des vielseitigen Rodolfo Paravicini. Alle Wissenschaften sehen wir vereinigt, den Weltfrieden zu begründen. Der Pathologe Cesare Lombroso, der Kunstkritiker Pompeo Molmenti, der Orientalist Angelo De-Gubernatis, der Literaturhistoriker Arturo Graf, die Nationalökonomen Vilfredo Pareto und Napoleone Colajanni sowie der Soziologe Guglielmo Ferrero reichen sich hierin die Hände, und von einem großen Teil der Presse unterstützt, ist ihre Stimme, und zwar unabsichtlich, sogar bis an den Thron gedrungen.

Mit Recht mag man annehmen, daß die in jedem Staate üblichen Friedensbeteuerungen nirgendwo so ehrlich gemeint sind als in Italien. Hat nicht neulich sogar der junge König Victor Emanuel III. bei der dem ehemaligen Chefredakteur des Mailänder „Secolo", dem bekannten Friedensfreunde und Präsidenten der „Unione Lombarda", E. Teodoro Moneta gewährten Audienz selbst erklärt, er hege einen großen Abscheu vor dem Krieg und bewundere deshalb die Friedensbemühungen des Zaren und seines Staatsrates von Bloch! Bei aller Wertschätzung dem guten Willen des liberalen Königs gegenüber muß jedoch — und das beweist auch das von Italien pflichtschuldigst mitgemachte Venezuela-Abenteuer wieder aufs neue — an der alten Erkenntnis festgehalten werden, daß eine Sicherung des Friedens hier wie dort nur durch die allmähliche Übertragung des politischen Übergewichtes an die arbeitenden, werteschaffenden Stände des Volkes, welche die Menschenjagd verabscheuen müssen, verwirklicht werden kann. —

Offenbar bietet Italien aber schon jetzt eine verhältnismäßig starke Bürgschaft für Aufrechterhaltung des Friedens. Ist es aber nicht doch eine gewisse Ironie des Schicksals, daß gerade das am friedlichsten gesinnte Land in Europa seine Heere scheinbar am notwendigsten brauchen könnte, um die Volksangehörigen außerhalb der Grenzpfähle endlich nach so viel Sehnen und Hoffen mit sich zu vereinen? Es darf hier nur als ein Trost angesehen werden, daß sich schon manche Umwandlung auf friedlichem Wege vollzogen hat.

---

[1]) Enrico Ferri: „La pace e il Socialismo" in Giù le Arrei", loco cit. p. 19.
[2]) Annoni und Viganotti-Giusti sind im vergangenen Jahre gestorben.

Digitized by Google

Der Grössere.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 429.)

Ida und Erich Platow, der jetzt ein häufiger Gast in Tralich ist, spielen Halma, sie haben die blonden Köpfe über das Brett gebeugt, jedes einen Arm aufgestützt. Man hatte garnicht gewußt, daß Erich Platow für ein so beschauliches Spiel, wie es Halma ist, Interesse haben könnte. Er hat es selber nicht gewußt.

Der Vater möchte gern eine Skatpartie zu stande bringen und zu diesem Zweck den katholischen Pfarrer herüberbitten — dieselbe Sache spielte auch voriges Mal, und auch damals schüttelte seine Frau gelinde mit dem Kopf.

„Noch immer die erste Partie?" fragt der Hausherr, von der bereits durchgelesenen Zeitung aufblickend. „Hat die denn gar kein Ende! Was meinen Sie zu einer Kartenpartie?"

Die beiden Halmaspieler verbeißen sich ein Schmunzeln; sie haben nämlich rasch, sich nur durch Blicke verständigend, das Halmabrett im Halbkreis gedreht. So, jetzt hat Ida die weißen und Erich Platow die roten Puppen, und sie sind mitten in der zweiten Partie. Erich Platows großer Ärmel fegt ein paar Schwadronen um, Ida schilt. Bei dem Sichbücken und Wiederaufsetzen kommt es, daß Erich Platow seitwärts sieht und Josephe auf dem Sofa bemerkt. Er hatte sie nicht kommen hören. Lieber wäre es ihm — es ist merkwürdig — wenn sie da nicht säße oder wenigstens nicht so, wie sie es tut, mit untergeschlagenen Armen, ganz en face, die Augen dunkler als sonst, um den kleinen Mund so etwas Beunruhigendes und Erstauntes. Irgend etwas ist ihm an ihr nicht sympathisch, oder sie erinnert ihn an etwas, was Anforderungen an ihn stellt, was jetzt im Augenblick bedeutungslos für ihn ist und daher den Beigeschmack des Zwanges bekommt. Erich Platow verabscheut Zwang. Seine Mutter hat ihn stets verwöhnt und das erlauscht, was ihm lieb ist, und das Leben scheint die Gewohnheit der Mutter zu respektieren. Ohne ein Wort zu sagen, wendet er sich dem Halma wieder zu. Ida hat sich den Spaß gemacht, für sich so günstig wie nur möglich aufzubauen. Es kommt zu einem langen, mit Gelächter durchzogenen Disput, in dem das gegenseitige Wohlgefallen wie eine angenehme Musik mitklingt. Der Hausherr gibt seinen Skatplan auf. Erich Platow hat stets die Genugtuung, seinen Willen durchzusetzen. Er nutzt es ganz einfach aus, daß seine Gegenwart in Tralich so geschätzt wird.

* * *

Einmal kommt er an einem Tage, an dem strenger Frost das Regiment führt. Es ist Dämmerstunde. Er findet Josephe vor dem Ofen in der Gartenstube sitzend, neben sich einen Korb voll Torfstücken.

„Störe ich Sie in schönen Gedanken oder sind Sie beim Heizen?" fragt er mit einem liebenswürdigen Tonfall, während er einen Sessel ergreift. Er setzt sich zu ihr in den roten Lichtschein. Es gehörte einige Kühnheit und Überwindung für ihn dazu, sich in dieser Weise in Josephes Welt einzudrängen, da diese sich vor ihm zurückzog und außerdem an Reiz für ihn verloren hatte.

Nebenan in der Wohnstube war noch niemand. In dieser Zwischenzeit kam so etwas wie eine Mahnung über ihn. Josephe klopft das Herz in Erschrecken über seine

Digitized by Google

unerwartete Nähe, der Blick, den sie auf ihn wirft, ist furchtsam und voll Erstaunen. Sie kann und kann es nicht begreifen, daß er, ein so großer und lebhafter Mensch, so wenig Geist und Gefühl beherbergt, um zwei Beziehungen gerecht zu werden.

„Ich versuche es mich zu erholen," sagt sie, leise ihr Kleid ein wenig enger um ihre Kniee zusammenlegend.

„Was hat Sie denn so angegriffen? Sehr viele Arbeit im Haushalt —" er zeigt rasch die Zähne und überschaut diese zarte, zu aller derben Arbeit so untüchtige, in sich versunkene Gestalt, die von den Emblemen eines ebenso hochfahrenden wie wertlos gewordenen Wappens umgeben scheint. „Oder ist es die Kälte?" setzt er gutmütig hinzu.

„Die Kälte ist schlimm. Wenn man das Fenster aufmacht, ist es wie ein Faustschlag."

„Sie müssen sich recht warm anziehen und herausgehen. Tüchtige Bewegung tut not bei dieser Temperatur." Das schmale, rot beleuchtete Gesicht scheint nicht nur von den Flammen bespült, sondern von ihnen durchdrungen und bebend. „Ja, ja," sagt sie, und stützt den Kopf.

Dies ablehnende Wesen paßte nun nicht in den Eitelkeitskram Erich Platows. Alle in Tralich sollte sein Kommen beschäftigen und bewegen, alle, ausnahmslos. Je beliebter er hier war, je ausgiebiger konnte er seiner Neigung folgen, mit Ida zusammen zu sein, denn diese Ida bewohnte seine Wünsche.

„Ich werde morgen den See schaufeln lassen. Das werde ich tun," sagt er gewinnend mit einem echten Anflug jener früheren Teilnahme für Josephes Wohlergehen. „Was meinen Sie, eine Bahn am Ufer entlang und zwei breite Querbahnen? Ich schicke morgen früh alle meine Leute. Übermorgen können Sie Schlittschuh laufen."

„O nein! Meinetwegen lassen Sie nicht fegen. Das Buch ist zugeschlagen. Lassen wir es so." Eine kleine Hand reckt sich rasch aus und zieht sich wie geängstigt vor der Leere ebenso rasch zurück.

Nebenan ging die Tür. Während Erich Platow Josephe fixiert, lauscht er, wer das nebenan wohl sein könnte. Sein starkes, frisches Gesicht mit der geraden Nase und den breiten Backenknochen gewinnt durch diesen jägermäßigen und jugendlich gespannten Ausdruck einen großen Reiz. Josephe empfindet den Reiz — sie bemerkt die Straffheit in seiner Haltung, den aufgerichteten Hals, sie spürt etwas von der betäubenden Hitze in seiner Brust — sie leidet. „Ida läuft nicht Schlittschuh," wirft sie hin und wartet. Er antwortet nicht und hört nicht auf, sie mit einem sonderbar groß und ernsthaft gewordenen Blick zu fixieren. Ihm im Rücken nähert sich ein Schritt. Mit einer gewissen Gemessenheit steht er auf. Ida kommt. Die Begrüßung ist kurz, wortlos.

„Bist du immer noch in Trauer um deine verlorene Nadel?" fragt Ida die Schwester mit absichtlicher Leichtigkeit.

„Ja immer noch."

„Da erfahre ich also den wahren Grund Ihrer Trübsal." Erich Platow näherte sich dem Feuer. „Eine Nadel ist verloren gegangen. Eine sehr wertvolle mit einem Diamanten in Taubeneigröße?"

„Eine sehr wertvolle, denn ich liebte sie," sagt Josephe, ihr Gesicht beschattend.

„Ein Ding von Mosaik, unecht gefaßt! Das ganze Haus ist schon auf Stützen gestellt worden deshalb." Ida lacht und fährt fort, wie ein Kind, das aus der Schule schwatzt: „Es hat sogar Tränen darum gegeben!"

„Weil die Nadel das Schönste war, was ich besaß," sagt Josephe heftig, zu den beiden aufsehend, die seitwärts stehen, im Glanz des Feuers lächeln und von heimlicher Genugtuung über ihre gegenseitige Nähe strahlen. „Ich wollte, ich könnte euch klar machen, was an dieser Nadel schön war. Die zierliche Dolchform, an die meine Finger gewöhnt waren, das Vergißmeinichtblau und die rotbraunen Bändchen" — Josephe empfindet, daß ihre Worte einen Stich ins Lächerliche haben, an diese Ohren gerichtet, aber sie muß in einer aufquellenden Hast weiterreden. — „Es ist doch auch, das was so eine Nadel mit erlebt hat — meine liebe Nadel! Und es gibt so bange Zeiten, da ist der geringste Verlust ein Zuviel, etwas, was einen umwirft.— Mir ist gerade so, als hätte der kleine Dolch mein Glück an meine Bluse festgesteckt. — Und ich bin so ängstlich über meinen eignen

Digitized by Google

Aberglauben, es ist so traurig, wenn ein Ding die Macht hat — — —." Sie stockt und wendet sich ab. Ihr seid ja meine Feinde ihr beide, geht es ihr durch den Kopf. Ihr raubt mir ja alles! Von Ida hab ich es ja gleich gewußt, und dieser große Mann, der so schrecklich rasch vergißt und fahren läßt — — er bürdet mir diese Leiden auf! O dieser höhnende Mangel überall! Die Erinnerung an diesen übel angebrachten Freimut damals auf der magisch glänzenden Eisfläche! Diese leeren, leeren Hände! Ach wie durften diese scharfen, hellen Augen sie ansehen, ohne sie zu beachten.

Josephe legt die Hand an die Schläfe, um sich vor den herausfordernden Strahlen der glückbegünstigten Kinder des Erfolges und der Lebensfreude zu schützen, es beleidigt ihre dunklen Augen.

Erich Platow sagt noch einiges über Aberglauben und die richtige Schätzung ersetzlicher Sachen, dann bietet sich ein guter Anlaß, den Ofenplatz zu verlassen, denn die Hausfrau tritt in die Gartenstube. Sie spricht nach rückwärts in den Hausflur, die Türe bleibt ein wenig geöffnet. Während der Begrüßung ihres Gastes und dem Wechseln einiger Reden hört man die Stimme eines Küchenmädchens, das gefühlvoll und laut einen Gesang anstimmt.

Josephe fährt zusammen, springt auf und rennt an die Tür, um sie zu schließen.

„Mein Himmel, die Antoscha ist vergnügt, sie singt sich eins," sagt Ida mit der Sanftmut einer Liebenden, die für alles, was in der Region des Herzens liegt, Verständnis hat.

„Sie singt schlecht," sagt Josephe finster, ihren alten Platz wieder einnehmend.

* * *

Am nächsten Morgen pocht eine Faust an die Tür, welche nach der Gartenveranda herausführt. Der Mann, der es tut, winkt und ruft etwas, das unverständlich bleibt. Die Familie tritt heraus, um zu sehen was es gäbe. Auf dem schneebedeckten Rasenplatz liegt ein braun und weiß gefleckes Häuflein. Das, was jeder ahnt, bestätigt sich beim Näherkommen: Der Hund aus Schrewen liegt da auf der Seite mit Reif überspannen.

„Er ist erfroren," sagt die Hausfrau, die Hände zusammenschlagend, mit roten Augen in ihrem welken, betroffenen Gesicht.

„Erfroren? Nein, ein Hund legt sich nicht in den Schnee, um zu erfrieren, der sucht einen Schlupfwinkel; er ist erschlagen."

Der Hausherr bückt sich und der Arbeitsmann, der den Fund gemeldet hat, greift zu und hebt den toten Körper.

„Es ist wirklich Hektor! Vergiftet!" Ida wendet sich ab, weil ihr Gesicht ein Schluchzen verzieht.

Ein rotbrauner, tief eingefressener Fleck zeigt sich im Schnee da, wo die Brust des Hundes lag. „Erschossen! Da hat er die Schußwunde! Geht, geht ins Haus, das ist nichts für euch hier zu sein," sagt der Hausherr erregt zu Frau und Töchtern. Sie beklagen den Hund, am meisten die Hausfrau, die den schönen Hektor so gerne mochte. Ida hat sich gefaßt, sie fühlt sich als Hauptperson in diesem Drama, das gibt ihr Stärke. Als die Mutter fragt: „Wie wird das der alte Platow auffassen?" erbleicht sie ein wenig und greift sich an das Herz.

„Wie er will," schnaubt der Hausherr zornig. „So geht doch herein, ihr erkältet euch!" Und dann bespricht er mit dem Arbeitsmann den Fall. Der Hund ist nicht hier am Ort erschossen, man hätte den Knall hören müssen, er ist getötet und dann hergeschleppt. Sie untersuchen die Spuren.

Ida weist mit ihrem kleinen Zeigefinger auf den Kadaver. „Ich ahne, wer das tat. Es ist ein Racheakt."

„Der Gärtner," platzt die Hausfrau heraus und hält sich nachträglich den Mund zu.

Indes betrachtet Josephe den toten Hund ganz genau, die Miene seines Gesichts, das gefrorne Auge, die Perlen an seinen Schnurrhaaren, den feinen, feinen Reif auf seinem gefleckten muskulösen Körper. Die Vernichtung hatte einen Schritt weiter getan. Jetzt war dies rasche Leben fort, nicht mehr, als der Schnee oder ein Stein in diesem frostumklammerten Land, über dem der überirdisch reine Äther stand und in Kälte schlief. Sie wunderte sich, daß sie selber noch atmete und lebte und immer noch kämpfte gegen den großen Raubzug der Vernichtung.

Digitized by Google

Man erzählte Erich Platow, als er das nächste Mal mit der harmlosesten Selbstverständlichkeit erschien, daß Hektor tot, erschossen aufgefunden sei. Man erzählte es ihm lärmend und sentimental, mit Erbitterung auf den Übeltäter und schließlich mit ängstlichem Forschen, wie die Seinigen wohl das Ereignis aufnehmen würden.

„Da ist ja denn endlich der Zankapfel aus der Welt geschafft," sagte der junge Mann ungerührt. „Er war ohehin kein berühmter Jagdhund. Friede seiner Asche." Und er blickte vergnüglich um sich, besonders nach der Tür. Ida war nämlich herausgeschlüpft, sobald er eingetreten. Als sie wieder kam, hatte sie ein blaßblaues Schleifchen unter dem Kinn, und die gelben Haare glänzten in runden zierlichen Locken.

„Was sagen Sie nun zu Hektor?" hauchte sie mit einer Welt von Bangen und Vertrauen in ihren Blauaugen. Erich Platow hatte einen zu starken Eindruck von diesem blaßblauen Schleifchen, von dieser Bewegung darunter, die es leise auf und ab beben ließ. Er griff in die Brusttasche und holte ein mühsam verschnürtes Päckchen heraus, das er Ida wortlos überreichte. Mit einem halben Blick sah die Mutter auf die liebenswürdige kleine Szene, sie sah genug, um zu empfinden, daß diese beiden Menschen wie für einander geschaffen waren. In beiden lebte dieses Element, welches eine Zukunft verspricht, es wurde zu einem Einklang. Unmöglich konnte so eine häßliche Episode, wie es die Erzürnis um den Hund war, einen Einfluß auf diese Entfaltung haben. Man mußte die Sache gehen lassen, wie sie ging, das beschloß die Mutter.

In der Folge wurde den Tralichern berichtet, wie der alte Herr Platow den Tod des Jagdhundes aufgenommen. Das kaum Ausdenkbare wurde zum Ereignis, er beschuldigte seinen Feind und Nachbarn, den Hund aus der Welt geschafft zu haben, selbstverständlich nicht mit eigener Hand, sondern durch den Gärtner, den Kutscher, was wußte er — damit er jegliche Verantwortung für den Fall los wurde und — o die guten Freunde ersparten den Tralichern nichts — damit der junge Platow seine Besuche und sein Werben in Gemütsruhe fortsetzen konnte. Denn auf Erich Platow hatten es die Tralicher abgesehen. Ein Bekannter des Hauses kam besonders aufgeräumt in einem kleinen Schlittchen an und fuhr mit der armseligen Befriedigung, eine Familie in eine furchtbare Erregung gestürzt zu haben, davon. Das Ehepaar kam nach der ersten Empörung darin überein, diese schnöden Annahmen zu ignorieren, die waren zu gewöhnlich und unter ihrer Würde; dabei sprach aus ihren Augen die Furcht, Erich Platow und damit für ihr Haus die Anwartschaft auf Aussöhnung und irgend welchen Erfolg zu verlieren.

„Wir fordern ihn doch nie auf, zu kommen, er kommt von selbst, es ist merkwürdig, wie er jede Gelegenheit ergreift," sagt die Mutter voller Unruhe.

Josephe war anwesend, als die Eltern das Thema besprachen. „Verbietet ihm unser Haus, das ist das Einzige, was wir tun können," sagte sie, auf ihre Hände sehend. Noch niemals waren ihr ihre eigenen Hände erschreckend gewesen, jetzt erschrak sie vor dieser schmalen, hungrigen Hand, und in ihren Wangen brannte eine Glut, wie sie sie noch nie gefühlt.

Die Mutter fuhr unwillig zusammen und seufzte dann. Josephe hörte in dem Seufzer viel, aber sie irrte sich vielleicht. Es war nur der Seufzer einer Mutter, die das mögliche Glück ihres Kindes nicht der Familienehre opfern kann.

Ida kam, und das Gespräch wurde abgebrochen. Sie wußte ganz gut, um was es sich handelte, setzte sich aber mit einer gesammelten, unschuldigen Miene hin und häkelte an einem ganz schmalen Spitzchen.

Ida war in letzter Zeit schön geworden. So unerträglich, so ungerecht schön, daß es Josephe war, als sollte sie versteinern, wenn sie ihre Gestalt und dies strahlende blonde Haupt ganz und deutlich ins Auge faßte. Ihr standen die Rosen so unvergleichlich, die sie in Händen hielt, stets in Händen hielt, eine Fülle, die warfen einen Schein der Vollkommenheit auf ihre Wangen, das Kinn und die Nase; der Mund blühte, die Augen waren das Klarste und Blauste, das man sich vorstellen konnte. Goldener war nie ein Frauenhaar unter der Sonne gewesen — —. Es war

Digitized by Google

eine immer weiter um sich greifende, an das Abergläubische grenzende Abneigung, die Ida bei ihrer Schwester erregte; abergläubisch deshalb, weil Josephe argwöhnte, daß Ida ihr noch mehr oder alles nehmen konnte, da sie ihr das eine genommen und damit ihre Ruhe und ihr Selbstgefühl angetastet hatte. Es war etwas an ihr, was es Josephe unmöglich machte, sie zu lieben. Dieses Äußere entsprach zu wenig den gewöhnlichen Zügen in ihrem Innern. Sie war nicht aufrichtig. Sie bekam es fertig, Erich Platows Besuche von einem rein wirtschaftlichen Standpunkt zu preisen. Er sollte sogar den Vater davon zurückhalten, zu oft Kneipabende in der Stadt mitzumachen. Es kam ihr nicht darauf an, den Vater hinzustellen, als neige er zum Trunke. Außerdem blähte sie sich in ihrer begünstigten Lage, sie bemäntelte nie, daß sie mit Vollkraft lebte, auch wenn die Schwester sich im Schatten wand und mit der Einwirkung kämpfte, die ihr Gemütszustand auf ihren Körper hervorrief.

Und Erich Platow kam nach wie vor. Womöglich mußte Josephe seine breiten Schultern schon beim ersten Frühstück sehen und seinem Blick begegnen, in dem so viel Energie und Feuer lag — das nicht ihr galt. Sie mußte dies zähe Liebesspiel bis in die feinste Nüance empfinden, wenn es sich auch noch so geschickt unter Harmlosigkeit, unter allerhand Hülfeleistungen im Haushalt versteckte.

Ida und Erich Platow waren stets von allerhand Kram und kleinen Unternehmungen umgeben. Waren einmal Bekannte oder Verwandte in Tralich, so setzte Erich Platow ihnen eine Stirn von Eisen entgegen. Jede Anspielung, jeder Versuch, eine Aufklärung von ihm zu erhalten, ob er ohne Einfluß auf seinen Vater war oder wie sich sonst sein zwiespältiges Verhalten erklärte, glitt von ihm ab.

Jetzt sollte sein Vater gesagt haben: gut, wenn die Tralicher meinen Sohn heranziehen, so amüsiert er sich seinerseits. Mag sich mein Sohn amüsieren.

Josephe kann nicht anders, sie muß diesen Sohn eines so abscheulichen Vaters, als er das nächste Mal frisch und behaglich am Familientisch in Tralich sitzt, wie ein Rätsel betrachten. In ihrem Innern hatte sich in der letzten Zeit eine Spannung angesammelt, die ihre Brust brodeln und kochen machte. Sie fühlte sich wie auf der Flucht, ein schwerbeladenes, dabei gehetztes Geschöpf, dem es graut vor allem, womit der Tag es umgibt, und das von keinem Ausweg weiß. Es möchte die Fesseln des Körpers sprengen; aber auch dann weiß es sich keinen Aufschwung für seine in niedrigen Leidenschaften lodernde Seele. Und das Leben geht seinen Gang, einen gar zu häßlichen Gang. Von wem ist sie umgeben? Da die Eltern, die so liberal, so vergnüglich waren, die ihre Besorgnisse jedesmal vergaßen, sobald der vielvermögende Verehrer ihrer Tochter erschien, die schöne, furchtbar schöne, verächtliche Ida — und dieser Mann, in dessen Brust sie sich mit Gewalt einen Einblick verschaffen möchte, dieses große Gefäß mit so wenig Inhalt! Ihr wankt der Kopf. Sie muß aus diesem Kreise fliehen. Im Hausflur kommt ihr ein Einfall. Sie stellt sich an das Fenster, die Tür im Auge, durch die Erich Platow kommen muß, wenn er endlich ein Ende für seinen Besuch findet.

Ihr Blick wird von einer Reitpeitsche angezogen, die an einem Haken hängt. Sie mag sie nicht ansehen. Sie wird ihm in den Weg springen, wenn er aus der Tür tritt, und ihn zur Rede stellen: Jetzt sage, gehörst du zu uns oder zu unsern Widersachern? Bist du ein selbständiger Mann oder nur der Sohn deines Vaters, der uns beschimpft? Bist du ein doppelzüngiger, übermütiger Landsknecht oder bist du ein Mensch von Seele und Ehre? Es kam so, daß Erich Platow zur Tür hereintrat und hinter ihm der Vater, und beide redeten über eine Treibjagd. Der Vater bot dem jungen Manne eine Zigarre für den Nachhauseweg an. „Ach so, Sie fahren heute direkt nach Schrewen," sagt er scherzend, „daß ihr Vater nur nicht das feindliche Kraut bei Ihnen wittert."

Josephe hat sich nach oben geschleppt, da sitzt sie erschöpft an ihrem Bett. Sie hatte ihn ihre kalte, ohnmächtige Rechte gereicht, und nichts war geschehen, als daß sie ihn verachtend ansah. Sie muß lachen und krümmt sich vor Scham zusammen. Wenn sie diesen Mann wahrhaft liebte, dann hätte dieses

Digitized by Google

Meer der Leidenschaft und Niedrigkeit, das ihr bis zu den Lippen geht, noch eine tragische Berechtigung. Aber sie liebt ihn nicht. — Er ist ein Mann, der ihr gehuldigt hat, und ohne Huldigung zu bestehen bringt sie aus ihrer Ruhe. Es war sehr häßlich mit ihr bestellt, und sie hatte gedacht, sie gehöre zum Licht.

Das Letzte auf ihrer Flucht ist immer gewesen, so rasch wie möglich in ihr Bett zu gelangen. Da winkt doch die Möglichkeit eines Nachlassens all dieser Verworrenheit. Es gab noch so etwas wie Kindheitserinnerungen und Träume, ein dämmerndes Wiederaufsteigen des Lichtes, das doch früher dann und wann auf ihre Wege gefallen war, ehe diese hassenswerten Menschen es ihr genommen hatten.

Kam nicht früher jeden Sommer zur Zeit der Lindenblüte ein Harfenspieler, ein Zigeuner? Das war jedes Mal ein Eindruck gewesen, der diese Regionen im Innern erschütterte, in denen die reinste Lebenswonne schläft. Josephe schickte ihre Vorstellungen weit hinaus und lockte und schmeichelte zu sich herab, die am allerlieblichsten und hellsten waren. Ach, die Linden blühen, die Luft, die nur das Dengeln der Sensen, das Wiehern der Pferde, das Knarren der großen Leiterwagen kennt, die Musik der Bäume und des Regens trägt jetzt goldenen Zierat. Sie läßt die Linden blühen und geht über die Pferdekoppel nach dem Torfbruch herüber, so war es einmal gewesen, und das war der bleibendste Eindruck geworden. Die Espe steht da in dem starken Licht. Man traut ihrer Ruhe nicht, ein Blatt bebt und redet, an seinem feinen Stengel gehalten; innen in dem Kapellenraum zwischen den Zweigen ist ein Vögelchen der Priester. Für sich allein singt es, es sollen's die Blätter bewahren. Ringsumher weht weltverlorener Urduft.

Da ist Schlamm und der Porsch auf schwarzem Boden, smaragdgrünes Blattzeug und blanke Spiegelung in den Löchern. Zuerst ist es wie eine Täuschung, wie ein Klingen im Ohr, dann wird es deutlicher, das Glück nimmt Gestalt an, es erweist sich als eine Folge von scheuen, zarten Akkorden. Der Harfenspieler, der Zigeuner ist da, der mit den braunen kleinen Händen, den spitzen harten Fingern, den Locken wie aus grauem Draht, den Augen, die wie überreife welke Kirschen matt und schwarz in seinem kümmerlichen Gesicht liegen. Ohne Mühe fliegt es sich diesen Tönen entgegen. Josephe ist schon auf der staubigen Landstraße, die Gartenbäume hängen über den Zaun. Das ist nicht der alte Garten! Jeder Grasplatz ist ausgedehnt, an den Büschen drängen sich die Blätter zu Wogen, die Bäume ragen. Und Stamm neben Stamm von Schatten überdunkelt — das ist der Obstgarten. Da wachsen Lilien, das, was dort weiß verdämmert vor langen Wällen von starkem Grün, alles Lilien! Wir lieben dich, sagen die edlen Lilien, und in den Bäumen schweigt ein unendlicher Trost. Diese blanken Blättermassen grüßen mit viel Heiterkeit, die ferneren Verstecke und Alleen, die Plätze und Blumennester weiterhin verkünden: es ist alles wahr, was dir je Seliges träumte, es lebt hier, hier, komme und empfinde das Wiedersehen! Aufwärts zum Hause wird die Anlage größer und feierlicher; an den Pappeln vorbei, in denen tiefblaue Himmelsblumen hindurchscheinen, geht es zu dem Rasenplatz vor der hellen weißen Hausfront. Da ist es erst reich! Die Mutter steht in der Sonne, verschönt, stärker, mit einem klaren und stolzen Lächeln der Zufriedenheit. Nebenan geht der Vater mit sorglosem Schritt zwischen Rosenbüschen, er schneidet hier und da Blüten und teilt sie aus. Ein freier Mann ist der Vater, dem es an nichts Köstlichem fehlt. Wie Ida wandelt! Auf Fußspitzen, sie ist ganz Seele und Selbstvergessen, sie winkt. Da unter dem weiten Gewölbe der Hängeeschen im grünen Licht stehen Leute, das Gesinde, und allen haftet dieses Festliche an, dies Genügen. Wer brachte die große Harfe in den Saal? Die Harfe überragt den Spieler. Wer vermag es wie er! Er gibt, gibt und sieht weiterhin, und alles dehnt sich zur Sonne, weitet sich und wird vollkommen. Dieser überhängende Busch mit den feinen Blüten wie beschneit! Die Lockung schwillt zu einer vollen Woge, mit ihr kommen sie alle herbei. Und nun sauft und flüstert es vorbereitend, eine hinreißende Mahnung, zum Genuß dieser seligen Gegenwart auffordernd, ein wehmütiges Gleiten, das das Vergangene streift und löst und heraufzieht,

Digitized by Google

damit es im reinen Wohlklang hell werde. Alle sind so schön, die da lauschen, jeder ist beglückt und beruhigt! Die Augen blicken ohne Angst, ohne Verstellung, sie bekennen sich alle als schönheitsdurstige Geschwister, sie alle. Der Fremde spielt. Er hat ein blaues Kleid an, sein Kopf ist auf die rechte Schulter geneigt. Ihm zur Seite dehnt sich ein Fenster, so groß wie eine Kirchentüre, über den Baumkronen ziehen weiße Wolken und ein Zug Kraniche, als sie vorüber sind. Die Blätter flimmern, die Kronen richten sich auf und senken sich, da hängt der weiße, große Mond.

Es weint jemand vor Glück, das ist die, die man die kluge Kascha nennt, die verhöhnte Dirne, die Scharwerkerin — Josephe saugt mit allen Fibern die wunderbare Schönheit ihres Traumes ein, die Stirne an den Bettpfosten gepreßt, noch im Schlafe angstvoll, daß es vorübergehen könnte.

Sie fand sich rasch zurecht, als sie erwachte. Das da war der Ofen, der lange bleiche Fleck; auf dem Sofa bauschte sich ihr Alltagskleid. Ein Buch lag aufgeschlagen auf dem Tisch, der Morgenschein deckte es mit einer scheuen Helligkeit.

Der Tag war ohne Sonne. Unstäte Flocken kamen aus der Richtung angetanzt, wo die schwarze Eisfläche unter der Schneedecke lag. Daran zu denken, gab einen Stich. Josephe wollte die Wirklichkeit lassen, wie sie war, und nicht daran rühren. Es war ja doch nur ein dünner Vorhang, der sie von der Welt des Glanzes trennte. Sie fand sich so gerecht behandelt durch diesen Traum, das stärkte sie. Fremder und reicher trat sie in ihre Familie und das Leben des Tages.

* * *

Schallwellen brachen gegen die vereisten Fenster, hinter denen die Schwestern saßen, Schellengeläut, das anklopfte, zurückfloh, dringlicher ward und mit aufrührerischem Klang die Glasscheiben bedrängte. In die Mädchenwangen steigt das Blut, die Augen vermeiden sich, in allen Adern wogt das Gelärm der Glocken!

„Kommt da nicht ein Schlitten?" fragt die Mutter aus dem Hintergrund des Zimmers, wo sie im Büffett kramt.

Ida bückt sich nach einem Faden auf ihrem Kleiderrock. „Es wäre möglich, die silbernen Schrewner Glocken — Erich Platow ist heute nach der Stadt gefahren, er wollte mir den Canevas — es wäre möglich"

„Ach, das ist aber zu viel — er war gestern hier!"

„Er erbot sich," stammelt Ida. Ihr gewaltsames Herzklopfen und das schmetternde Geläut vor der Tür werden zu einem betäubenden Lärm. Sie läuft rasch aus der Wohnstube in ihre eigene, und lehnt da in einem schmerzhaften Sturm der Überraschung und Freude in einer Ecke.

Indessen ist die Mutter ganz außer sich. „Das wächst uns über den Kopf, wo soll das hin! Die ganze Gegend redet darüber." Josephe sieht ihre Mutter starr an und bringt diese durch den Ausdruck der Kälte und des Argwohns auf. „Aber es kann doch nur Gutes von seiner Seite sein," erklärt sie heftig. „Der Ball in der nächsten Woche wird es ausweisen. Wie er sich da verhalten wird — mein Gott, es ist eine aufreibende Geschichte." Josephe hatte gemeint, ihre bereicherte Gemütsstimmung durch alle Fährnisse aufrecht erhalten zu können. Sie mußte erfahren, daß jetzt schon der Glanz verblich vor der Wirklichkeit dieses höhnenden Schellengeläutes.

Mit der unbefangensten Miene von der Welt trat Erich Platow zu dieser ungewöhnlichen Stunde in die Stube und überreichte Josephe ein Päckchen, erinnerte sich dann aber plötzlich, daß Fräulein Ida ihn darum gebeten. Die Hausfrau ließ ihn etwas von ihrer besorgten Stimmung merken, das hinderte ihn aber nicht auszuharren, bis Ida erschien. Und dann war es, als wenn die Sonne auf eine verworrene, dunkle Landschaft scheint. Scherz und Neckerei fingen an, die Wohnstube wurde zum Mittelpunkt eines frischen Lebens. Ida ist heute voller Einfälle, plötzlich spricht sie die Absicht aus, in den Schafstall zu gehen, um ihre jungen Ziegen anzusehen. Zu dem Zweck bindet sie sich einen schwarzen spanischen Schal um den Kopf. Ob sie weiß, wie das Rosenrot ihrer Wangen zu dem Muster aus Schwarz auf lichtem Gold steht? Und die weiße Stirn, das große, reinblaue

Digitized by Google

Auge? Josephe ist das Herz beengt. Das trägt den Preis davon, denkt sie, diese Blüte ist traumhafter, als alle Träume. Und die furchtbare Ungerechtigkeit herrscht wieder, sie entreißt ihr das, was sie festhalten wollte.

Erich hat so treuherzig gebeten, ob er Ida nicht begleiten dürfe. Sie sind beide fort. Die Wohnstube liegt im Schatten. Vor Erregung weint die Mutter leise hinter ihrer Hand in der Sofaecke.

Sie gehen über den schneebedeckten Hof. Die Krähen lärmen über dem Scheunendach. Ein Wetterumschlag bereitet sich vor, der Schnee sinkt fester in sich zusammen, Bäume und Gebäude sehen dunkler aus. Erich fragt nach Idas weißem Ballkleid, diesem mysteriösen, niegesehenen Kleid, welches schon im voraus ihren Triumph besiegeln hilft. Er ersehnte keine Entscheidung. Dies Verhältnis, so unschuldig, so idyllisch, beglückte seinen vielerfahrenen Sinn. Entscheidung würde die uralte Alternative: Liebe oder Pflicht bedeuten, nicht nur Pflicht, sondern Existenz, denn er hing von seinem Vater ab. „Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich nicht so, wie ich möchte, mich ganz, ganz und ausschließlich Ihrer Gesellschaft an dem Ballabend widme," sagt Erich nach einer Pause in der Unterhaltung.

„Sie nehmen Rücksicht auf Ihre Eltern?" fragt Ida mit einer Enttäuschung, die sie von einem gar zu üppigen Throne stößt.

„Auf meinen Vater. Meine Mutter ist die Güte selbst, das wissen Sie."

Nein, das wußte Ida nicht, sie hält nicht viel von dieser schwachen Frau, die ihrem Manne solche bösen Launen durchgehen läßt. „Um nicht die Dinge zu verschlimmern, muß ich auf meinen Vater eine notwendige Rücksicht nehmen. Mit einem Kranken muß man nachsichtig umgehen, Fräulein Ida."

„Also sollen die Kranken herrschen und nicht die Gesunden!" sagt Ida gekränkt vor sich hin.

Darauf sagt er vorwurfsvoll: „Es ist nur vorläufig. Mein gesunder Wille wird sich durchsetzen, wenn es Zeit ist —" So, nun tut Ida das, was er will, sie hebt das Auge zu ihm. „Ich will mich nicht zwischen Sie und Ihren Vater stellen," sagt sie halblaut und blinzelt mit aufsteigender Glut.

„Es könnte doch nur ein Segen sein, wenn sich ein so liebes weiches Geschöpf zwischen zwei harte Köpfe stellt. Er kennt Sie nicht, ma belle dame sans merci!"

Im Garten, als das Paar auf dem Rückweg vom Stalle her durch den Obstgarten kommt, begegnet ihnen Josephe. Sie hatte das nicht beabsichtigt, sie untersucht die längst ausgeschüttelten, trocknen, grauen Mohnköpfe auf den Rabatten. Vor dem Nebel einer tiefblauen Tannengruppe kommen sie angewandert. Etwas vollkommener Glückliches hatte es wohl noch nie auf dieser Welt gegeben — es fiel aus allem Rahmen heraus, es schärfte die Ungerechtigkeit zu einem Hohn, der zur Verzweiflung trieb. Ringsum der Garten ist nichts als ein demütiger Hintergrund für diese beiden Gestalten, alle seine Reize drängen sich um die beiden blonden Häupter. Die Mutter weint gramvolle Tränen in der verlassenen Stube, und die, die hier an den Mohnköpfen steht, ist vernichtet durch diesen Siegeszug. Es treibt Josephe an, etwas zu tun, um dies übermächtig strahlende Bild zu verändern. Da in den wenigen Sekunden, die das Paar brauchte, um näher zu kommen, zogen böse Gedanken durch ihr starr gewordenes Herz.

Ida ist plötzlich mit einer kurzen Erklärung, als sei sie von einem Willen geleitet, der zu stande kommen lassen will, was Josephe wünscht, auf dem Wege nach dem Hause. Erich steht ihr allein gegenüber. „Sie hat Angst vor ihrer strengen Schwester," sagt er mit dem Versuch, Josephe ohne allzu deutliches Mißbehagen in das Auge zu sehen.

„Da hatte sie wirklich eine Vorahnung, daß ich streng sein wollte, aber nicht zu ihr, zu Ihnen!"

Wie war Josephe unbequem und unhold! Alles, was überhebend und hart in Erich Platow war, straffte sich gegen sie. Er hätte sie kränken mögen, die ihm diese köstliche Stunde des Beisammenseins mit der Weichen, Holden verdarb.

„Ich vergehe vor Angst," sagte er kalt, und einen Augenblick zeigten sich seine Zähne.

Digitized by Google

„Wissen Sie, daß Ihre Besuche ohne die Zustimmung Ihrer Eltern und bei dem Betragen Ihres Vaters für uns eine Zumutung sind? Wissen Sie, daß man daraus eine Veranlassung macht, uns zu verunglimpfen?"

Josephe hält seinen empörten und harten Blick aus. Sie ist so ganz aus ihrem Naturell herausgeschleudert, daß sie sich kaum selber erkennt.

„Mich geht das Geklätsch der Leute nichts an," sagt Erich Platow erregt. „Und ich dachte, Sie wären auch erhaben darüber; nach Ihren Reden wenigstens, die immer so steil heraus wollten, mußte ich das annehmen."

„Sonderbar, daß ich Ihnen sagen muß: man lebt unter Menschen und erträgt nicht unbeschadet böse Nachrede. In nächster Woche ist dieser Ballabend. Was sollen meine gar zu vertrauenden Eltern da von Ihnen und Ihrem Vater erwarten?"

Erich Platow bewegte die Lippen, fixierte Josephe, sagte aber nichts. Sein Herz war vor Grimm zusammengepreßt, daß dieses Mädchen sich erdreistete, ihn vor das Entweder — Oder zu stellen. Es war da eine Wunde in ihm, eine Schwäche. „Sind Ihre Eltern derselben Ansicht wie Sie? Wünschen sie diesen — harmlosen Verkehr nicht?" fragte er mit unnatürlicher Stimme, und in seine Augen schossen Tränen, die er sehr rasch bewältigte, um seine vorige verletzte und kalte Miene anzunehmen.

Josephe wandte sich achselzuckend von ihm. „Ihre Schwester ist eine so liebenswürdige und verständige Natur, wir haben uns darüber geeinigt, wie der Ballabend zu gestalten ist, damit die Stimmung nicht verschlechtert wird," sagte Erich Platow, hinter ihr drein gehend. Josephe schmerzte jedes Wort, ihr war so wirr und elend zu Mut. Tropfen sprühten auf ihren Weg von den Bäumen, ein starker Hauch der Feuchtigkeit quoll aus den Rasen- und Blätterflecken, die naß aus dem Schnee sahen, die Farben wurden milder, ein erwachendes Raunen drang aus den Gebüschen. Sie fühlte sich dahin eilen wie in einer Atmosphäre von Hitze und Qual.

* * *

Das silberne Geläut der Schrewner Glocken durchbrach nicht mehr die Stille über den Feldwegen. Da Ida an einer Halsentzündung krank wurde, wird das Ballvergnügen also keine Entscheidung bringen. Ida fieberte, sah verquollen aus und litt. Sie lag zu Bett, die Mutter pflegte sie. Das Ausbleiben Erich Platows lastete wie ein schweres Mißgeschick auf der Familie. Es war so, als hätte sich ein Sternbild, welches Glanz und Heiterkeit in ihren Stuben und auf ihre Beschäftigungen warf, plötzlich verdunkelt. Das Unbehagen, von den Nachbarn gehaßt zu werden, nahm wieder seine frühere Schärfe an, dazu dies unerquickliche Warten auf das Schellengeläut. Die vier Menschen in Tralich standen klein und machtlos da, und in ihrer nächsten Nähe türmten sich Schicksalsfügungen wie Gebirge. Erich Platow hatte mit seinen jungen Schultern tragen helfen, man hatte es gar nicht genug gewußt, wieviel. Durch ihre Krankheit wurde Ida in Anspruch genommen, das Herz hielt seinen Besitz fest. Es war wunderlich genug, daß Erich Platow nicht kam, aber hundert Gründe der einfachsten Erklärung waren schließlich dafür vorhanden. An dem Ballabend langte ein Strauß für sie an und eine höflich teilnehmende Karte. Sie ließ sich die Blumen geben. Josephe hörte sie im Nebenzimmer aufschluchzen und näherte sich scheu. Idas Anblick, wie sie da mit verbundenem Hals und strähnigem Haar in ihren tiefen welken Betten lag, war das Seltsamste und Fesselndste, was sie noch je gesehen. Statt atemraubender, unwahrscheinlicher Pracht und Blüte lag da ein alltägliches, farbloses Gesicht mit zersprungenen Lippen und durch das Fieber übereizten Augen. Wie ein Festkleid war der ganze Glanz abgelegt, es blieb das Nüchterne. In dieser ganzen Luft und der Umgebung von wollenen Schals und Medizingläsern sprach sich ein höhnender Realismus aus im Vergleich zu jenem Triumph von sonst.

Es war sehr einsam. Die Wolken, die morgens aufstanden und heraufzogen, das frühe Abendrot im Westen, die in winterlich schwermütige Phantasien eingesponnenen Bäume im Garten und die noch viel herberen und wissenderen einsamsten Büschchen auf den

Digitized by Google

armen verschneiten Brüchen im weißen Gelände, die versteckten Wege, alles schwieg und kümmerte sich gleich wenig um die Fragen einer von unbekannten, schweren Regungen betroffenen Menschenseele. Mußte man nicht jene Dorfjungen beneiden, die so lärmend und unbekümmert Schneebälle an den Gartenzaun warfen? Josephe sieht sich nach der grünen Stube um. Diese ergebene, leise Dämmerung zieht sie an. Und da sind die Blumen — diese Rosen auf Draht, die welk sind, trotz ihrer festen Blätter und die dunklen großen Veilchen. O, wie für eine Leiche bestimmt, so leer, so unheimlich waren diese Blumen, sie hätte sie nicht berühren mögen; ihr Duft mußte furchtbar sein. Es sind die Phantome von Blumen, und dazu da, um einen dringenden, tief versteckten Vorwurf zu erheben. Sie weisen auf Josephe und verharren mit traurigen Mienen. Es treibt Josephe in das Krankenzimmer. Ida sitzt aufrecht im Bett. Sie scheint genesen zu sein, ihre Stimme ist klarer, vor ihr steht die Mamsell, der sie ihre Wünsche betreffs des morgenden Mittags äußert. Der Teckel liegt auf ihrem Bett, eins seiner Ohren hat sie zwischen den Fingern. „Bringt mir doch wieder die Blumen," sagt sie, als die Mamsell fort ist, in einem fordernden, ungeduldigen Ton. Die Mutter holt sie. Josephe, die an der Tür steht, hört sie seufzen. „Es war wegen des starken Dufts, Ida Kind," erklärt die Mutter. „Rege dich nur nicht auf!"

Ida streicht sich die Haare aus der Stirn und streckt die Hände aus, ihre Augen blitzen auf, und unter dem Nachthemd atmet ihre Brust stark. „Mutter, ist etwas geschehen? Hat jemand mit ihm geredet, ihm zugesetzt?" fragt sie weinend, während ihre Hände die Blumen überdecken.

* * *

Josephe weiß, daß sie keinen Traum der Schönheit haben wird. Ihr ist so bange nach Schönheit, sie will sie zu sich herabziehen aus ihrer reichen Ferne, damit sie dies mißratene Herz erlöse. Sie empfand so dringend diese Sehnsucht und zugleich eine dumpfe Ohnmacht. Der Ballast einer dumpfen Traurigkeit hängt sich an den Sinn, der Vergessenheit und Trunkenheit in der Schönheit sucht. Und eine Furcht, daß ihr im Traum die Häßlichkeiten und Verworrenheiten des Tages in allerhand Vermummungen versteckt wiederkommen könnten, hält sie wach. Sie weiß es, ihre Natur erspart ihr nichts im Schlaf. Schon oft ist ihr die Aufklärung über ihr Wollen und Tun im Traum gekommen, bald in Gestalt einer belohnenden Herrlichkeit, bald in dem verworrenen Erleben von allerhand Schrecknissen. Ihr ist heute so bange. Als sie ein Kind war, hatte ihr Schlummer manchmal damit angefangen, daß ein Regen goldener Sterne sacht auf sie herabgefallen war; von diesen bedeckt wie von einem köstlichen Deckbett hatte sie sich dann wunderbar behaglich gefühlt. Es fallen keine Sterne — nichts geschieht, als daß sie fortwährend ihr schweres Herz in der Brust fühlt. Soll ich mich daran gewöhnen und so weiter leben mit dem Gefühl der Vergiftung und Unreinheit? fragt sie angstvoll. Und selbst wenn dieser Harfenspieler noch einmal erstände, sie weiß es, auch dann würde sie diese Bürde fühlen und leiden. Sie allein wußte, wie sehr unwahr und niedrig ihr Dasein in diesen letzten Tagen gewesen. Niemand würde es bei ihrem Äußeren ahnen — um so verborgener und schwerer war ihre Krankheit.

Endlich wird Josephe matt, gegen die Erschlaffung von Körper und Geist anzukämpfen. Und da sieht sie die Zimmerlinde und die anderen Stubenpflanzen und träumt, sie säße daneben, unten an dem kleinen Tisch in der Wohnstube. Draußen treibt Schnee um die Stämme der Tannen in dem trüben, gleichmäßigen Licht eines bedeckten Wintertages. Obgleich sie herausstrebt, um zu schweifen, um etwas zu suchen, was ihr eine Entzückung bringen könnte, wird sie festgehalten, ein Schuldgefühl hält sie zurück im engen Zimmer. Was soll denn kommen? denkt sie im Halbschlaf mutlos und tastet nach ihrem Herzen. — Es ist ein Hin- und Herrennen, jemand bringt Schlüssel und hängt sie an den Haken, man redet leise und eilig zwischen Tür und Angel, als ob man noch rasch allerhand erledigen müsse, ehe ein Bestimmtes vor sich geht. Der Tisch wird vom Sofa fortgerückt. Man sammelt sich in Gruppen und fährt wieder auseinander. Der, der fortging, kommt mit

Digitized by Google

mehreren Personen zurück. Geschwister und Hausfreunde. Was erwartet man? Eine Aufführung, eine Bescherung, irgend einen feierlichen Akt im Familienkreise? Josephe hat es auf der Zunge zu fragen, sie bemüht sich, aus den Mienen und Bewegungen der Menschen zu erraten, was es sein könnte. Die Gesichter sind so deutlich ausgeprägt, jedes — da die Mutter auf dem Sofa, sie winkt mit der Hand, und der korpulente Schwager kommt schräge in seiner unbeholfenen Art auf Zehenspitzen. Allmählich ergreift alle in der Wohnstube eine seufzende Unruhe, Furcht und Bereitschaft für etwas Äußerstes. Josephe sieht die Blattpflanzen an. Sie fühlt eine mächtige und geheimnisvolle Zuversicht in sich aufsteigen, wie sie sie als Kind zuweilen empfand, ganz unähnlich jener Spannung vor der geschlossenen Tür zur Weihnachtsstube; sie kam unversehens mitten im Spiel bei irgend welcher Freude oder auch bei Mißbehagen, so eine plötzliche Gewißheit, daß für alle ihre Hoffnungen die Erfüllung ganz nahe sei und zwar für jene seltsam zarten und heißen Hoffnungen, die sich auf eine endliche selige Zufriedenheit mit dem, was sie selber war und tat, bezogen.

Es wankt alles durcheinander, ihre Hände klammern sich an den Tisch, die Menschen werden wie von einem Sturm zurückgefegt und an die Wände gedrängt. — Eine Gestalt steht in der Leere auf den Dielen, nicht groß, nicht schön, nicht strahlend — grau, fremd, streng, ersehnt, so weit das Gedächtnis reicht der Kern, das Ziel der Sehnsucht. Der Hals ist steil aufgerichtet, das Kinn angedrückt, die grauen Lippen festgeschlossen; eine hohe Brust, in der der Atem zu stocken scheint, ein magerer Arm, eine schmale Hand, die hält ein nacktes Schwert. Der Rächer! Josephe zittert, und ihre Lippen teilen sich, als sollten sie einsaugen, wonach sie dürstet. Diese furchtlosen, unbarmherzigen Augen richten sich, indes sich der Kopf langsam dreht, auf jeden. Da gibt es keine Flucht und kein Verhüllen, sie sehen ins Innerste, in jede Faser, in jede Erinnerung. An der Schärfe dieses kalten Schwertes fallen lautlos dunkle Tropfen jenes vermischten niedrigen Blutes aus allen Herzen herab. Um die Gestalt steht die Luft still, in dieser unbewegten Insel ist es, als wüchsen zwei starke Blumen aufwärts: Wahrheit und Gerechtigkeit. Es tut so weh, es tut so wohl, sie so nahe zu wissen.

Wie damals dem Wasser, so voraus stürzt Josephes Fühlen und Sehnen dem Rächer entgegen. Da fällt sie ihm zu Füßen, begierig, ihr Herz dem Schwerte zu bieten, da lehnt sie an ihm, an dieser kalten hohen Brust, und fühlt das straffe heilige Haar und die gespannte rächende Hand. Heller wie der hellste Wintertag wird es zu Häupten und senkt sich in sie hinein, alle Adern kühlend; das Herz wird durchstrahlt, als sei es nichts als ein Teil dieses hellen, fremden und ersehnten Lichtes.

Josephe erwachte und entdeckte, daß ihr Herz leicht war und ihre Seele sich in einem weiten Umfassen von Wachstum und Genesung dehnte. Und gerade unsere Wohnstube und der Familienkreis, und all die bekannten Gesichter und kein haarbreit Veränderung der Wirklichkeit, und da mitten darin das für alle gleich lebensnötige Erhabene. — Als sie dem nachsann, wurden ihr die Augen naß vor Freude über etwas so Großes und Nahes.

Schmal, mit durchwühltem Antlitz trat sie in ihre Familie. Zum erstenmale brach durch diese schönheitswütige, krasse und habsüchtige Jugendlichkeit ein Strahl von Milde und Verständnis. Das Leben enthüllte sich ihr in näheren und stilleren Tiefen.

Ida dachte an dem einen Fenster: er kommt nicht, das sind nicht seine Glocken — und am andern: er kommt gar nicht mehr! Und die Qual, dieses mangelnde Vertrauen zu verspüren, welches sie noch außerdem für sich behalten mußte, lag auf ihrem kummervollen und verwirrten Gesicht. Josephe beobachtete sie; es war ihr, als empfände sie Idas Unruhe wie ihre eigene. „Ich wünsche es so dringend, daß Erich Platow bald kommt," sagt sie zu ihr.

„Du?" Ida errötet und zieht eine beleidigte Miene. „Ich denke, dir waren seine Besuche recht unlieb. Wenigstens hat mir Erich Platow mal gesagt: er wüßte gar nicht, woran er mit dir sei." Sie sieht der Schwester auf die Füße, weil sie sich der Heftigkeit in ihren Blicken bewußt ist.

Digitized by Google

„Meine Gefühle für ihn sind reiner geworden, ich darf es wünschen, daß er wiederkommt. Wenn dir nun Übles geschehen sollte — so glaube mir, daß ich von heute an keinen Anteil daran habe."

„Also hast du mit ihm gesprochen?" fährt Ida auf, bleich wie Kreide.

„Ja." Josephe hat ein so großes Mitleid mit ihrer Schwester, deren Augen wie Irrlichter brennen in der Angst um den Geliebten.

„Ich sagte ihm nur," fährt sie dringend fort, „daß seine Besuche uns viele gehässige Redereien einbrächten und wir erwarten müßten, sein Vater würde die nicht weiter beleidigen, die sich er zu Freunden nimmt. Ich hatte aber kein Recht, ihm dies zu sagen. Mich tröstet das eine: wenn es dein aufrichtiger Freund ist, Ida, wird er dich nicht im Stich lassen."

Ida sieht Josephe unsicher an. „Glaubst du, daß er wieder kommt?" fragt sie gepreßt.

„Ich wünsche es sehr von ganzem Herzen."

Ida fährt sich über die Augen und setzt sich dann zu ihrer Handarbeit mit einer Geberde der Standhaftigkeit und weiblichen Zähigkeit. Josephe bleibt bei ihr stehen, ihr ist, als hätte sie diesen Menschen noch nie vorher mit ungetrübtem Blick gesehen. Bei weitem nicht so mächtig und gefährlich war sie, und nicht so unsympathisch, wie es ihr damals an jenem schneelosen Wintertage erschienen war, wo sie zum Spielball boshafter Mächte geworden. Sie hatte sich einschüchtern lassen, und sogleich war eine Niederlage der andern gefolgt. Aus dieser allergefährlichsten Beziehung zum Manne wurde das starke Seil gedreht, an dem sie durch Trauer und Dunkelheit gezogen wurde. Ihre verletzte Eitelkeit, ihr verfeinertes Fühlen, alles wurde zum Fallstrick.

Da saß die Schwester über ihre Handarbeit gebeugt im hellen Vormittagslicht, ihre Gestalt war bedeutsam und rührend genug, diese so begrenzte Eigenart, der Ausdruck dieser kleinen und gewöhnlichen Hände, dieser häusliche und abhängige Stil ihrer Haltung und Geberde. Es war nicht jene geheimnisvolle Sympathie zwischen ihnen, nicht jenes Ausstrahlen von Glanz und Belebung, das zu empfinden uns in unserer Menschenwürde kräftigt und uns zu seligem Dankgefühl hinreißt, das gab es nicht — Josephe hatte danach verlangt — aber eine ruhige, achtende Liebe konnte es zwischen ihnen geben, das Gemeinsame, das Menschliche in ihnen war wohl groß genug.

Was Josephe heute an ihrer Schwester entdeckte, war gereinigt von Vorurteil und Blendwerk und Furchtsamkeit. Es war die einfache, erlösende Wahrheit, daß man sich selber in seinem Mitmenschen entdeckt, sobald man ihn mit klarem Blick betrachtet. Und diese eine Welle der Reinheit war stark genug, alle Trümmer und Zerrbilder jener neidischen, heftigen und verdorbenen Gefühle fortzuspülen, noch mehr, sie schuf das Herz um zu einem edlen Bau, durch dessen Säulen Licht und Ferne hereinschauten.

Ob Ida empfand, wie ihrer Schwester Gedanken verändert waren? Mußte sie nicht diese Sorgfalt und Achtung verspüren?

Es war so, als würde ihre fahle und belastete Stirn unter den krausen goldenen Locken ein wenig freier. Und Josephe fühlte Verantwortung und zugleich die Verpflichtung, großmütig zu sein, nicht nur gegen Ida, sondern auch gegen die andern Menschen in und um Tralich. Wenn jetzt die silbernen Schlittenglocken laut wurden und Erich Platow erschiene in dem höchsten Reiz, den er zu entfalten im stande war, Ida im Umsehen zu jener poetischen und triumphierenden Schönheit käme in seiner Nähe, und dieses reiche Liebesspiel sich entfalten würde — sie hätte dennoch Ursache großmütig zu sein. Josephe atmete auf, und ihr war, als höbe sich ihre Brust heraus aus dem gewohnten Dunst zu einem unbekannten ersehnten Licht; wer so träumte wie sie, wer solche starken und plötzlichen Wonnen erlebte wie sie, der war befähigt, ohne Beunruhigung den andern alles zu lassen. Sie erbebte unter den Einwirkungen eines zwar kahleren, aber höheren Lebens. Von ihr wurde gefordert, das am höchsten zu achten, was unsichtbar der Seele Nahrung gibt und unversehens kommt wie auf Engelsschwingen. Sie war bereit zu ihrem Leben.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Erziehung für die Bekämpfung der Kriminalität.

Von

Dr. Oskar Netter.

Nachdruck verboten.

I.

Die Frage nach den Ursachen des Verbrechens ist in der Wissenschaft sehr spät aufgetaucht. Man wird die Anfänge nicht viel weiter zurück verlegen können als in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, in welchen Quételet seine Arbeiten, vor allem sein Hauptwerk „Physique sociale“ veröffentlichte. Maßgebende Bedeutung haben diese Forschungen erst in den letzten Jahrzehnten erlangt, vor allem unter dem Einfluß dreier Gelehrten, der Italiener Cesare Lombroso, Enrico Ferri und des jetzt in Berlin wirkenden deutschen Professors Franz von Liszt. Die Gründe dafür, daß das Problem der Kriminalität eine so kurze Geschichte hat, liegen einmal in der allgemeinen Richtung des Denkens und der wissenschaftlichen Forschung, sodann in dem Formalismus der zünftigen Jurisprudenz, endlich in dem bedrohlichen Anwachsen des Verbrechertums. Damit hängt es zusammen, daß die Ursachen des Verbrechens heute in einer umfassenden Literatur wissenschaftlich klargelegt sind, daß in unserem geltenden, bald ein halbes Jahrhundert alten Strafrecht aber diese gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft keine Stätte finden konnten. Zunächst möge an einem typischen Fall aus der Praxis gezeigt werden, wes Geistes Kind unser geltendes Strafrecht und die herrschende Praxis ist, wie formalistisch die überwiegende Mehrzahl der Kriminalisten, wie gefährlich für die Kriminalität unser Strafensystem.

Ich setze die Verhältnisse einer Fabrikvorstadt voraus: Enge, dumpfe, schmutzige Wohnungen, nirgends freie Ausblicke, nichts, was das Auge ergötzt, das Herz erfreut; sechs lange Wochentage nur Arbeit vom frühsten Morgen bis zur späten Nacht, 11—12 Stunden. Selbstverständlich werden Menschen, in solchen Verhältnissen aufgewachsen, fremd und stumpf bleiben gegen alle Genüsse einer höheren Kultur. Der Durst nach Glück, der uns nun einmal alle beherrscht, wird sich nur in der Befriedigung von zwei Bedürfnissen ihres verkümmerten Wesens stillen können, jenen mächtigsten des Menschenherzens, deren Macht der Dichter in den Worten feststellt:

So lange nicht den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Hunger! Nicht nur der leibliche Hunger quält sie infolge ungenügender Ernährung, auch jener tiefere Hunger nach dem Besseren. Der Mangel an Sättigung heischt Abhilfe; und wenn sie schon nicht satt sein können, so wollen die Menschen doch in irgend einer Weise das Gefühl des Mangels loswerden, betäuben. Das Problem löst sich im Wirtshaus. Dieselbe Atmosphäre dort, unschön, roh, verraucht, ein wildes Durcheinander. Ein rasches Wort, und ein Bierseidel fliegt dem Beleidiger an den Kopf. Der Täter weiß gar nicht, was er getan; er war zwar nicht betrunken, aber nach einem ganz richtigen Wort der Volkssprache „benebelt“. Unglückseliger Weise hatte der Beleidiger schwache Schädelknochen, was ja auch bei vollem Bewußtsein der

Digitized by Google

Täter nicht wußte und auch nicht hätte wissen können. So zieht der Wurf tragische Folgen nach sich: Die Kopfwunde erzeugt eine Schädelverletzung, die den Tod des Verletzten nach sich zieht. Dies das Bild von der sozialen Seite. Betrachten wir es nun von der juristischen: Angeklagt ist ein Fabrikarbeiter, weil er durch eine Körperverletzung den Tod eines Menschen verursacht hat. (§ 226 St. G. B.) Der Richter soll ihn strafen; er kann wählen unter folgenden Möglichkeiten des Strafmaßes: Zuchthaus von 3 bis zu 15 oder Gefängnis von 3 bis zu 5 Jahren. Unter der Annahme mildernder Umstände Gefängnis nicht unter 3 Monaten. Wird der Richter nun 3, 4, 5, 6, 7, 10, 15 Jahre Zuchthaus, 3, 4, 5 Monate oder Jahre Gefängnis verhängen? Niemand kann das sagen. Das Gesetz bestimmt nur Mindest- und Höchstgrenze; zwischen ihnen, im leeren Raum, steht die freie richterliche Überzeugung. Man muß nun annehmen, für die Bildung dieser Überzeugung seien bestimmte Grundsätze maßgebend, denn von ihr allein hängt es ja ab, ob der Angeklagte 3 Monate Gefängnis oder 15 Jahre Zuchthaus bekommt. In der herrschenden Praxis gilt aber nur ein Grundsatz, der mit dem Geiste unseres Strafrechts vollauf in Einklang steht: Die Strafe soll eine Sühne sein für die Schuld des Verbrechers. Was ist das: eine „Sühne", was ist die „Schuld" des Angeklagten? Es giebt gar keinen besseren Weg, sich den Doktor honoris causa von sämtlichen Universitäten zu verschaffen, als für das, was eine Sühne ist, was die Schuld eines bestimmten Angeklagten, eine Definition zu finden, die die Billigung aller Juristen finden müßte. Wen aber auch dieser Ruhmeskranz locken möchte, er würde das Problem so wenig ergründen als „alle die Gelehrtenhäupter, Häupter in Hieroglyphenmützen, Häupter im Turban und schwarzem Barett, Perrückenhäupter und tausend andere, arme, gequälte Menschenhäupter," die sich mühten um die Erkenntnis der menschlichen Schuld. Gewiß, es gibt viel schöne Definitionen, darunter auch solche, die wissenschaftlich unanfechtbar sind, z. B. die meines Erachtens richtige: Schuld ist die Auflehnung des Einzelwillens gegen den Gesamtwillen. Was aber geschieht mit unserem Angeklagten? Der Richter bemißt die Schuld nach der Intensität seiner Entrüstung über die Tat. Die Roheit und Unüberlegtheit der Tat, das blinde Draufloswerfen, die schlimmen Folgen, das fordert Sühne. Und so wird bei Verkündigung der Urteilsgründe der Richter dem Angeklagten wohl eine zündende Moralpredigt halten über die Verwerflichkeit des Alkoholgenusses und die Roheit seiner Gesinnung, vielleicht wird er seine ganze Empörung in die edlen Worte jenes ergrauten Richters kleiden, den ich einmal bei einer Begründung ausführen hörte: „Der Angeklagte mußte eine empfindliche Strafe erhalten; denn so etwas tut ein anständiger Mensch nicht." Die Trunkenheit wird ihm ein Richter als mildernden Umstand anrechnen und also eine Prämie auf die strafbaren Handlungen setzen, die unter dem Einflusse des Alkohols begangen worden; der andere Richter wird ein Exempel statuieren, um vor solchen Wirtshausraufereien abzuschrecken und dabei nicht bedenken, daß die vorhandenen sozialen Verhältnisse aller solcher Abschreckungsversuche spotten. Beide aber werden und müssen nach dem Gesetz für einen Erfolg strafen, den der Täter nicht verschuldet hat. Hätte der Verletzte zufällig einen dickeren Schädel gehabt, so wäre eine leichte Kopfverletzung entstanden, die dem Täter schlimmsten Falls eine kurze Freiheitsstrafe eingebracht hätte. Das alles aber findet im Urteil von Gesetzeswegen keine Berücksichtigung.[1])

Der Angeklagte wird verurteilt; er wandert etliche Monate oder Jahre ins Gefängnis oder Zuchthaus. Dort überläßt man ihn im großen ganzen seinem Schicksal. Nach verbüßter Strafe kommt er heraus; seine Familie ist inzwischen mangels Verdienstes völlig herabgekommen, seine Frau sitzt vielleicht wegen eines Diebstahls, den sie in der Not beging, um Nahrung für sich und die Kinder zu gewinnen. Die Kinder sind im Waisenhaus oder in der Besserungsanstalt. Der Mann hat kein Heim und keinen Beruf mehr, einen Zuchthäusler nimmt niemand in Arbeit. Und eines Tages kommt

[1]) Immerhin kann auch unter der Herrschaft des geltenden Rechts der einsichtige Richter diese Gesichtspunkte beim Ausmaß der Strafe und in der Begründung des Urteils verwerten. Er kann, aber er ist durch keine gesetzliche Vorschrift gezwungen!

Digitized by Google

er auf den Gedanken, daß es ihm im Gefängnis doch immer noch besser ging. Er wird rückfällig, entsprechend höher bestraft. Nach seiner Entlassung ergeht es ihm wie früher, er begeht abermals ein Verbrechen. Der Gewohnheitsverbrecher ist fertig.

Man glaube nicht, daß diese Schilderung übertrieben ist. Wohl giebt es Einrichtungen, die in Erkenntnis dieser unheilvollen Schäden unserer Strafrechtspflege dem geschilderten Verlauf der Dinge entgegenzuwirken bemüht sind. Ich werde später von ihnen sprechen. Hier galt es zu zeigen, was ohne diese Gegenwirkungen geschähe, wenn der Verlauf lediglich der ist, wie ihn unsere Gesetze bedingen. Wer die Gerichtsverhandlungen aufmerksam verfolgt, wird leicht zu der Erkenntnis kommen, daß die gegebene Schilderung in Wirklichkeit grauenhaft häufig ist.

Woher kommt das? Der Schuldspruch hängt, wie sich zeigte, von der Persönlichkeit des Richters ab. Und er muß es; denn der Richter muß innerhalb eines bestimmten Rahmens Freiheit haben, es ist logisch unmöglich, für jede einzelne abzuurteilende strafbare Handlung eine feste Strafe gesetzlich zu bestimmen. Die Persönlichkeit des Richters wie die des Gesetzgebers, der ihm seine Stellung anwies, ist aber abhängig von der Denkrichtung seiner Zeit, von dem Geiste seiner Erziehung, von den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen er wirkt.

Von der Denkrichtung der Zeit! Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, zu zeigen, wie etwa seit dem 17. Jahrhundert eine Strömung unseres Geisteslebens einsetzt, die in vollem Gegensatz zu der vorhergehenden Entwicklungsperiode des menschlichen Geistes beginnt und diesen Gegensatz immer schärfer ausprägt. Ich müßte sonst hinweisen auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und die Richtung auf die Wirklichkeit, die sie dem Denken gegeben haben; auf die Entstehung der Sozialwissenschaften, die im menschlichen Geiste die Wahrheit aufkeimen ließen, daß der Mensch kein Einzel-, sondern ein soziales Wesen sei, und auf den Einfluß der Sozialwissenschaften auf Recht, Staat, Kunst, Religion, kurz auf alle Formen des menschlichen Gemeinschaftslebens; ich müßte hinweisen auf die Einflüsse von Pantheismus und Kunst, der Humanitätsidee und des Demokratismus, des Materialismus und der wirtschaftlichen Entwicklung, um zu zeigen, daß die Wissenschaft eine andere geworden ist. Mit einem — freilich leicht mißverständlichen — Worte kann man sagen: Wir haben naturwissenschaftlich denken gelernt.

Im Strafrecht besonders tritt dies darin hervor: Die klassische Strafrechtsschule glaubt an eine ursachlose Willensfreiheit; ob der Mensch sich für das Böse oder das Gute entscheidet, ist sein freier Wille. Seine Schuld liegt darin, daß er sich für das Böse entschied. Diese Auffassung beruht auf tiefen Zusammenhängen der Weltanschauung. Sie enthebt der Notwendigkeit, jede Erscheinung des Gemeinschaftslebens auf ihre Ursache und Entstehung zu prüfen, denn sie kann die Idee nicht anerkennen, die unsre alten ethischen Anschauungen aufs tiefste umgewandelt hat, den Entwicklungsgedanken. Es ist eine formalistische Anschauung, weil sie über der Form den Inhalt vernachlässigt, über der Handlung als Willensäußerung die Entwicklung und Entstehung des verbrecherischen Willens.

Darum ist sie vielen, ach, allzuvielen unserer zünftigen Juristenhäupter willkommen; denn deren Berufskrankheit ist eben der Formalismus. Der Jurist definiert heute wie vor hundert Jahren: Das Verbrechen ist eine strafbare Handlung, die Strafe ihre Sühne. Inzwischen wächst die Kompliziertheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, in den Industriezentren sammelt sich das Proletariat, der Kampf ums Dasein wird schwerer und schwerer, und die Kriminalität steigt fortgesetzt rapid. Auf 100 000 Strafmündige der Zivilbevölkerung kommen im Jahre 1882 1043 Bestrafte, 1895 1251. Darunter sind nicht inbegriffen strafbare Handlungen, die gegen das Militärstrafgesetzbuch oder gegen Landesgesetze verstoßen, auch nicht die große Masse der Übertretungen, und zwar nicht nur etwa das unschuldige Radfahren ohne Licht und Nummer, sondern auch die soziologisch ungemein wichtigen Delikte des Bettels, der Landstreicherei und Prostitution. Man muß die genannten Zahlen etwa mit 5 vervielfachen, um ein richtiges Bild der bestraften Handlungen zu bekommen, und alle nicht entdeckten bleiben dabei natürlich außer Ansatz. Die Steigerung der Kriminalität nimmt einen patho-

Digitized by Google

logischen Charakter an. Aber der Jurist definiert immer noch: Das Verbrechen ist eine strafbare Handlung; die Strafe ihre Sühne. Fiat justitia, pereat mundus.

Doch wenden wir uns von dem Zunftjuristen zu einem modernen Typus, zu jenen Juristen, die sich bewußt sind, der Wissenschaft vom Gerechten zu dienen. Ihre Definition des Verbrechens lautet ganz anders. Jedes Verbrechen, sagt der geniale Führer der jungdeutschen Kriminalistenschule, Franz von Liszt, ist das Produkt aus der Eigenart des Verbrechers einerseits und den den Verbrecher im Augenblick der Tat umgebenden gesellschaftlichen Verhältnissen andrerseits. Es ist der zusammenfassende Ausdruck für die Wahrheiten der biologischen und der soziologischen Theorie. Die biologische Theorie wird besonders von dem Italiener Lombroso vertreten. In seinen ersten Schriften erklärte er: Der Verbrecher sei ein Atavismus, ein Rückfall in bereits überwundene frühere Entwicklungszustände der Menschheit. Der Verbrecher wird als solcher geboren und es ist vom geborenen Verbrecher gar nichts anderes zu erwarten, als daß er Verbrecher wird. Später hat Lombroso diese Theorieen etwas eingeschränkt; in der neuerdings erschienenen deutschen Übersetzung eines Werkes von ihm: Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens, nähert er sich etwas der soziologischen Theorie, die freilich gerade so einseitig ist. Nach ihr ist das Verbrechen ein Ereignis im Leben der Gesellschaft, und es erklärt sich aus den gesellschaftlichen Verhältnissen heraus. Im Anschluß an von Liszt sei an einem Beispiel das Richtige dieser Theorie klargelegt: Ein Mann von 40 und ein Weib von 30 Jahren, beide vom Kampf ums Dasein erschöpft, krank, er vielleicht schwindsüchtig infolge ungenügender Wohnungsverhältnisse, und sie hysterisch durch die Wirkung der Fabrikarbeit, heiraten. Das Kind aus dieser Ehe wird als Erbteil seiner Eltern eine verminderte Widerstandskraft zum Kampf ums Dasein ins Leben mitbringen. Sterben die Eltern früh oder müssen sie beide der Berufsarbeit nachgehen, so wird das Kind körperlich, geistig, sittlich verwahrlosen. Gegenüber denen, die, sorgfältig erzogen, in guter Umgebung heranwachsen, wird sich seine Minderwertigkeit von Jahr zu Jahr steigern. Tritt nun noch eine Zeit wirtschaftlicher Depression, verminderte Produktion oder Arbeitslosigkeit ein, so wird mit aller Wahrscheinlichkeit der Jugendliche zum Verbrecher. In anderm Zusammenhang habe ich an einem Beispiel zu zeigen versucht, wie aus dem Gelegenheitsverbrecher der gewerbsmäßige Verbrecher wird. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden so wirksam nicht nur im Augenblick der Tat, sondern in der Vorgeschichte der Tat ebenso wie in der Vorgeschichte des Täters: Die Schuld an diesem Verbrechen trifft die Gesellschaft, die erstens aus den Erzeugern des Verbrechers minderwertige Individuen machte, die zweitens dem erzeugten minderwertigen Individuum ungenügende Lebens- und Bildungsmittel gewährte, die endlich keinen Schutz vor völliger Verarmung bot, keine Arbeitslosenversicherung, um hier bereits eine konkrete Reformforderung anzudeuten.

Wie tief die wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifen in die Zunahme der Kriminalität, zeigen die Ergebnisse der Kriminalstatistik, auf die ich noch kurz hinweisen will. Bei andauernd schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen nehmen nicht nur die Verbrechen überhaupt zu, besonders Diebstahl und die andern Vermögensdelikte; es fällt auch die Zahl der Eheschließungen und der ehelichen Geburten, während die unehelichen Geburten zunehmen; die Kindersterblichkeit, die Selbstmorde vermehren sich. Die größte Kriminalität zeigt der Osten der preußischen Monarchie von der Grenze bis tief ins Innere; der Grund liegt in der wirtschaftlichen Lage und im Branntweinkonsum. Im Dezember, Januar, Februar nehmen die Vermögensdelikte zu. Die Kriminalität der Frau ist geringer als die des Mannes, hauptsächlich weil unter den heutigen Verhältnissen Frauen immerhin doch noch weniger im wirtschaftlichen Kampfe stehen wie Männer. Die Juden sind gering, die Katholiken stark beteiligt an der Kriminalität, was zum Teil in den wirtschaftlichen Verhältnissen, zum Teil freilich in andern Ursachen begründet ist.

Wir sehen also: Die Ursachen des Verbrechens sind teils sozialer, teils individueller Natur. In welchem Verhältnis stehen beide Ursachengruppen? Bietet etwa die Erziehung die Möglichkeit, sie an dem Punkt zu bekämpfen, wo sich der soziale und

Digitized by Google

individuelle Faktor vereinigen, liegt hier die Wurzel des Verbrechens? Mit der Untersuchung dieser Frage gehen wir zum zweiten Teile unsrer Erörterungen über, dem eigentlich problematischen: Ist es möglich, das Verbrechen zu bekämpfen, welche Lösungsmöglichkeiten bieten sich, welche Bedeutung hat ihnen gegenüber die Erziehung?

II.

Ich habe zu zeigen versucht, aus welchen Gründen die Wissenschaft sich erst spät mit den Ursachen des Verbrechens zu beschäftigen begonnen hat. Erst die Erkenntnis dieser Ursachen aber ermöglicht eine Gegenwirkung gegen das Verbrechen, eine Bekämpfung. So wird es verständlich, daß erst allmählich — die ersten Anfänge liegen nun hundert Jahre zurück — diese Bekämpfung des Verbrechens Gegenstand zielbewußter Tätigkeit geworden ist. Das Verbrechen aber war früher da als die Wissenschaft vom Verbrechen, wie ja das Leben stets *vor* der Wissenschaft ist und die Wissenschaft nur den einzigen Zweck hat: Das Gegebene zu erforschen, um es zu verstehen und dadurch unser Menschtum zu vertiefen. So ist alle Wissenschaft nur einer der Wege, die aus dem Dunkel des Unbewußten in das Licht des Bewußtseins und der Wahrheit führen. Ehe die Menschheit begann — und noch hat sie kaum begonnen — das Verbrechen bewußt zu bekämpfen, bekämpfte sie es unbewußt. Das *Mittel*, das ihr der Instinkt bot, war die Strafe, die *Form*, die Vergeltung.

Wir wollen hier nicht untersuchen, wie sich das Verbrechen möglicherweise bekämpfen ließe, bekämpft werden sollte, nach dieser, nach jener Theorie, nach der Ansicht dieses oder jenes Professors. Wir wollen untersuchen, wie die Menschen das Verbrechen *tatsächlich* bekämpft haben.

Die instinktive Reaktion geschieht in Form der Strafe. In den Anfängen der Rechtsentwicklung ist die Strafe überall Privatstrafe. Der Verletzte rächt sich selbst für den Eingriff in seine Rechtssphäre. Nach altrömischem Rechte, dem Zwölftafelgesetze, durfte man z. B. den ertappten Dieb auf der Stelle selbst töten. Das germanische Strafrecht ist beherrscht von dem Gedanken der Blutrache: der Verletzte und seine ganze Sippe rächt den verbrecherischen Eingriff. schafft sich selbst Recht, selbst Sühne für das Verbrechen. Spärliche Reste dieser Selbsthilfe sind noch im heutigen Rechte bemerkbar, ich erinnere an das Duell. Diese primitive Form der Vergeltung entspricht der primitiven Weise, wie sich auf jenen niedrigen Stufen der Zivilisation der Drang nach Selbstbehauptung geltend machte. Wollen wir uns dies ganz klar machen, so bedarf es nur der Erinnerung, daß ja die Geschichte der Gattung sich in der Geschichte des Individuums wiederholt: Ein Kind, das sich an der Tischecke stößt, schlägt gegen den Tisch. Und wenn die Mutter so töricht ist, die Vergeltungsinstinkte des Kindes zu nähren, so wird auch sie auf den Tisch einschlagen, um das Kind zu beruhigen. Auch in der Gemeinschaftsentwicklung tritt im alten Recht dieser Rachegedanke hervor: Der Verbrecher wird aus der Rechtsgemeinschaft ausgestoßen, friedlos, vogelfrei. Jeder darf ihn töten. Die Reaktion ist hier wie dort instinktiv und impulsiv, unüberlegt und heftig, wie jeder ungeläuterte Naturtrieb.

Allmählich aber dringt das Bewußtsein vor. Zunächst das Bewußtsein der schweren Schädigung, die die Gemeinschaft sich selbst durch solch wilde Reaktion zufügte. Wir können dies heute noch an der sizilianischen Vendetta und dem mit ihr zusammenhängenden Brigantenunwesen beobachten. Daher greift die Gemeinschaft ein; zunächst, indem sie die Möglichkeit eines Ausgleichs bietet, einer Kompositio: Der Täter zahlt eine bestimmte Summe, ein Wergeld, und entgeht dadurch der Blutrache. Mit dem Erstarken der Staatsgewalt aber weicht die Privatstrafe immer mehr zurück. An ihre Stelle tritt die öffentliche, vom Staat verhängte Strafe unter Ausschluß der Selbsthilfe. Nun reagiert der Staat mit seiner Strafe sogar gegen jeden, der sich selbst Recht schafft. Kleist's Erzählung Michael Kohlhaas, auch der Fall Kneißl bietet ein Beispiel. An Stelle der Vergeltung durch den Einzelnen tritt die Vergeltung durch die Gesamtheit. Damit ist aber, wenn auch der Vergeltungstrieb nur in andere Form übertragen wurde, doch seine Wildheit gemäßigt. Die Tat wird Gegenstand richterlicher Feststellung, die Leidenschaft der Beteiligten tritt zurück hinter der Gerechtigkeit. Mit

Digitized by Google

Recht sagt Wundt, daß „die Erstarkung der staatlichen Strafgewalt der wichtigste Schritt war für die sittliche Vertiefung der Staatszwecke. Indem der Staat sich eine über aller Verfolgung persönlicher Interessen stehende Strafgewalt beilegte, hat er zum ersten Male erkannt, daß es für ihn sittliche Zwecke gibt, die um ihrer selbst, nicht um des Schadens oder Vorteils willen, der durch sie einzelnen oder vielen zuteil wird, erreicht werden müssen. In der Verfolgung des Verbrechens erkennt der Staat sich selbst als sittliche Institution an."

Freilich hatte dies auch seine bedenkliche Seite. Denn der mittelalterliche Staat war der Diener der Kirche, das weltliche Schwert. In der Kirchenlehre aber herrschte der Begriff der Vergeltung, die Lehre von der Hölle. Der Staat als Ausführungsorgan der Kirche mußte den von ihr erkannten Willen Gottes vollziehen. Es beginnt jene dunkelste Zeit menschlicher Geschichte, die Zeit der Hexen- und Inquisitionsprozesse, der Folterstrafen, in denen die Grausamkeit der Strafen schier unerträglich wuchs. Köpfen, hängen, rädern, vierteilen, aufs Rad flechten, mit glühenden Zangen brennen, in siedendem Öl schmoren, geschmolzenes Blei in den Mund gießen, das waren die Formen, in denen der Vergeltungstrieb sich äußerte. Das bedeutendste Strafgesetzbuch des älteren deutschen Rechts, die peinliche Gerichtsordnung Karls V. von 1532, ist noch durchaus durchtränkt von diesem Geiste. Erst die Aufklärung schaffte hier Wandel; sie führte zur Milderung des Strafensystems und erzeugte eine umfangreiche Literatur über den Zweck der Strafe. Aber selbst ein Kant stand noch durchaus auf dem Boden des Talionsprinzips, des Prinzips der Wiedervergeltung; auch er vertritt noch den biblischen Satz: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Erst im Kulturstaat vollzieht sich ein weiterer Schritt vom Instinkt zum Bewußtsein: Der Staat dient nicht einem jenseitigen Herrscher, er untersteht seinem eigenen Gesetze; die Sittengesetze sind nicht überirdische Gebote, sondern Entwicklungsgesetze der Gemeinschaft. Der Staat ist eine der Formen, die sich in der Gemeinschaft emporbilden, um die Verwirklichung des Sittengesetzes im Werdegang der Menschheit zu ermöglichen. Er schafft die Bedingungen freier Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit. Diese Bedingungen, das Mindestmaß der für eine bestimmte Gesellschaft auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung erforderlichen Sittlichkeit, sind in den Rechtssatzungen enthalten. Das Recht ist das ethische Minimum. Die Strafe hat somit den Zweck, eine Abweichung des Einzelwillens von diesem im Rechte niedergelegten Gesamtwillen auszugleichen, die Willensrichtung des verbrecherischen Individuums anzupassen an die Willensrichtung der Gesamtheit. Die Strafe ist ein Erziehungsmittel.

Hier haben wir die erste Möglichkeit einer Bekämpfung des Verbrechens durch Erziehung. Sie macht sich geltend im Vollzug der wegen eines Verbrechens erkannten Strafe. Die geschichtliche Betrachtung zeigt, daß die Strafe sich gegen die schuldhafte, pflichtwidrige Willensbetätigung wendet, die als Verbrechen in die Erscheinung tritt.

Aber diese Abweichung des Einzelwillens vom Gesamtwillen ist vorhanden, ehe sie zum Verbrechen wird; das Verbrechen ist nur ihre Erscheinungsform. Die Erkenntnis dieser Ursache des Verbrechens führt uns daher über das Strafrecht hinaus zur Kriminalpolitik. Jenes hat es nur mit Verbrechen und Strafe, diese mit der Verhütung beider zu tun, sie soll der Entstehung der pflichtwidrigen Willensrichtung vorbeugen. Die Bekämpfung des Verbrechens schreitet im Laufe der geschichtlichen Entwicklung fort von der instinktiven Reaktion zur bewußten, die bewußte Bekämpfung aber von der Bekämpfung der Wirkung, dem Verbrechen, zur Bekämpfung der Ursache, der Pflichtwidrigkeit des Willens. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, und zwar war es einer der scharfsinnigsten Denker der Gegenwart, der dies sagte, der Berliner Philosoph Simmel, man werde einst eine neue soziale Ära von dem Auftauchen des Gedankens datieren, daß der Kampf gegen das Verbrechen nicht durch Strafen zu führen ist, sondern durch eine Organisation des öffentlichen Wesens, die Verbrechen nicht entstehen läßt. Wie nun ist diese präventive Bekämpfung möglich?

Ich habe früher dargelegt, warum sich das Denken erst so spät mit der Ursache des Verbrechens befaßte, und hervorgehoben, daß daher erst spät eine Sozialisierung des Schuldbegriffes erfolgte. Ja, wir stehen noch mitten in der Bewegung, die sich

Digitized by Google

diese Sozialisierung zum Ziel gesetzt hat, der Reformbewegung im Strafrecht. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Verbrechensdefinition dieser neuen Schule: Das Verbrechen ist das Produkt aus der Eigenart des Täters und den gesellschaftlichen Bedingungen. Demgegenüber definiert die alte Schule: Das Verbrechen ist eine strafbare Handlung. Jetzt können wir, auf Grund der geschichtlichen Betrachtung, Wahres und Falsches an beiden Definitionen unterscheiden: Die erste ist zu weit, die zweite zu eng. Jede Handlung ist Produkt der Eigenart des Täters und der gesellschaftlichen Bedingungen, die sittlich hochstehende ebenso wie das Verbrechen, die Inbrandsetzung eines Hauses ebenso wie die Erbauung einer milden Stiftung. Eine Handlung wird andrerseits nicht dadurch zum Verbrechen, daß sie strafbar ist, denn sie ist eben nur strafbar, weil sie ein Verbrechen ist. Diese Definition setzt also ein X an Stelle eines Y. Eine Handlung wird zum Verbrechen aber dadurch, daß sie eine pflichtwidrige Willensbetätigung enthält, das heißt eine solche, welche sich im Widerspruch mit den Entwicklungsbedingungen der Gesellschaft befindet, also unter dem ethischen Minimum liegt. Die Verhütung solcher Handlungen kann auf zwei Wegen erfolgen: Durch Maßnahmen, welche das Pflichtbewußtsein fördern, also positive; und Maßnahmen, welche entweder die Verkümmerung des Pflichtbewußtseins verhüten, oder die Unfähigkeit, die bewußte Pflicht zu erfüllen, also negative. Die Erweckung des Pflichtbewußtseins geschieht durch die Organisation der öffentlichen und privaten Erziehung, die Beseitigung hemmender Einflüsse durch Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die eine freie Entfaltung und Entwicklung der sittlichen Persönlichkeit verhindern. Die Kriminalpolitik steht so zwischen dem Strafrecht einerseits, der Sozialpolitik andrerseits. Als Politik der Strafe befaßt sie sich mit der Aufstellung und Durchführung der Grundsätze, wie durch eine zweckmäßige Organisation der Erziehung das Verbrechen bekämpft werden kann. Sie zieht dabei die Sozialpolitik in ihren Dienst, indem sie dieselbe unter dem Gesichtspunkt betrachtet, wie sich durch Bekämpfung der gesellschaftlichen Ursachen des Verbrechens eine ungehinderte Durchführung dieser Erziehungsgrundsätze ermöglichen läßt.

Das Verbrechen ist also zweckmäßig zu bekämpfen nur durch Erziehung. Und zwar hat diese Erziehung sich in dreifacher Richtung zu betätigen: innerhalb des Strafrechts, innerhalb der Kriminalpolitik, innerhalb der Sozialpolitik. Indem ich die Mittel der Erziehung auf jedem einzelnen dieser drei Gebiete kurz skizziere, gehe ich zum dritten und letzten Teile unserer Untersuchung über.

III.

Einleitend sei bemerkt, daß der Erziehung nach unserer heutigen Anschauung eine dreifache Tätigkeit zufällt, die Selbsterziehung, die Erziehung durch und zur Gemeinschaft und als Konsequenz beider die Erziehung der kommenden Generation. Denn wir verstehen unter Erziehung nicht Moralpredigten, sondern Menschenbildung. Erziehung ist diejenige Tätigkeit, die im Einzelwesen die Idee der Gattung möglichst tief, umfassend und eigenartig zur Darstellung zu bringen sucht. Es müßten somit auf jedem der drei Gebiete, in denen sich die Bedeutung der Erziehung für die Bekämpfung des Verbrechens betätigt, die Aufgaben der Selbsterziehung, der Gemeinschaftserziehung und der Jugenderziehung dargelegt werden. In dieser umfassenden und erschöpfenden Weise die kriminalistische Bedeutung der Erziehung darzustellen, muß ich mir indes hier versagen. Ich kann nur im allgemeinen darauf hinweisen, daß jedes der im folgenden zu besprechenden Erziehungsmittel nach diesen drei Seiten hin ausgestaltet werden müßte; in der Durchführung dieses Grundsatzes muß ich mich aber auf Andeutungen beschränken.

Zunächst also die Rolle der Erziehung im Strafrecht, und zwar zuerst im positiven geltenden Rechte, sodann hinsichtlich der Forderungen, die aus diesem Gesichtspunkte an die Reform unseres geltenden Rechts zu stellen sind. Wir haben gesehen, daß das geltende Recht vom Vergeltungsgedanken beherrscht wird, daß darin aber die Ursache liegt, warum eine Einwirkung auf den verbrecherischen Willen als Quelle des Verbrechens nur in unvollkommenem Maße stattfindet Daher ist zu fordern, daß die

Digitized by Google

Strafe als Erziehungsmittel gestaltet werde. Grundsatz im Gesetz und Praxis muß sein, die Schuld aufzufassen als ein Zurückbleiben des Verbrechers hinter dem ethischen Minimum, als eine Abweichung des Einzelwillens vom Gesamtwillen. In der Konsequenz dieser Auffassung ist die Höhe der Strafe zu bemessen nach der voraussichtlichen Dauer, die der Erziehungsprozeß beansprucht. Die Vergeltung, wie auch die Abschreckung des Verbrechers, die man bisweilen durch die Strafe erstrebt hat, müssen grundsätzlich ausscheiden. Denn jede rohe, gewaltsame Reaktion gegen die strafbare Handlung weckt die Roheit und die Gewalttriebe beim Verbrecher, sie erzieht nicht, sondern sie verroht. Aufgabe der Selbsterziehung ist es, sich diese Zusammenhänge klar zu machen, Aufgabe der Gemeinschaftserziehung, in möglichst weiten Kreisen diese Überzeugung zu verbreiten, durch gemeinsamen Zusammenschluß dahin zu wirken, daß diese Überzeugung im Gemeinschaftsleben zur herrschenden werde. Der Jugenderziehung fällt nach dieser Richtung die Aufgabe zu, auf alle Mittel zu verzichten, die verrohend wirken oder sich als Vergeltung darstellen. Es sollte hier vor allem keine körperliche Züchtigung stattfinden. Es sollte, soweit irgend tunlich, auf Lohn und Strafe als Erziehungsprinzipien überhaupt verzichtet werden. An Stelle solcher Vergeltung müßte der Grundsatz treten, daß die gute wie die schlechte That ihren Lohn und ihre Strafe in sich selbst tragen. Der dem Unterricht gewidmete Teil der Erziehung müßte an Stelle leerer Kenntnisse, Zahlen, Daten die Einsicht in die Zusammenhänge des Menschenlebens zu vermitteln suchen, kurz: statt Wissensbildung Charakterbildung. Positive Aufgaben liegen hier insbesondere in der Erziehung der jungen Juristen und Staatsmänner, bei denen der einseitig formalistischen Bildung ergänzend eine sozialwissenschaftliche, insbesondere sozialethische zur Seite treten muß.

Dieser Geist des Strafrechts muß insbesondere Einfluß gewinnen auf den Strafvollzug. Wie die Dinge heute liegen, sind unsere Gefängnisse nach dem übereinstimmenden Urteil aller einsichtigen Kriminalpolitiker eine Schule des Verbrechens. Junge, eben erst strafmündig gewordene Delinquenten werden mit alten, hartgesottenen Verbrechern dort zusammengesperrt und so im Gefängnis erst zu Verbrechern erzogen. Es muß grundsätzliche Trennung in unseren Gefängnissen durchgeführt werden zwischen Jugendlichen und Erwachsenen. Beiden gegenüber muß der Strafvollzug ausgestaltet werden zu einer dauernden, zielbewußten Stärkung der sittlichen Widerstandskraft und Selbstbeherrschung, sowohl durch körperliche wie geistige Pflege, insbesondere durch Ausbildung zu einem bestimmten, den Erwerb des Lebensunterhalts nach der Entlassung gewährleistenden Berufe. Hier erschließen sich zugleich neue Wirkungsmöglichkeiten und Berufe der Frauen; in Preußen sind vielfach Frauen im höheren Gefängnisdienst tätig, bei uns in Baden steht ihnen rechtlich sogar der Weg zu den leitenden Stellungen offen.

Der Ernst und die Strenge der Durchführung wird auch solche Straferziehung immer noch als Strafe empfinden lassen. Es entfällt damit der gegen diese Theorie oft erhobene Einwand, solche Verbrecher hätten es dann besser wie mancher schwer um seine Existenz kämpfende Proletarier. Dieser Einwand übersieht, daß für den Menschen glücklicherweise die Freiheit doch immer noch ein Gut ist und bleiben wird, dessen Verlust als tiefster Schmerz empfunden wird.

In vielen Fällen bedarf es aber gar keiner Freiheitsberaubung, es genügt, die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung zu kräftigen, Motive der Selbsterziehung auszulösen. Das kann geschehen durch Geldstrafen, proportional den Vermögensverhältnissen. Vor allem aber durch Einführung der bedingten Verurteilung. Man versteht darunter diejenige Verurteilung, die ausgesprochen, aber nicht vollzogen wird, wenn der Täter innerhalb einer bestimmten Frist sich keine neue Straftat zuschulden kommen läßt. Diese Einrichtung besteht seit längerem z. B. in Frankreich und Belgien, sie ist in etwas anderer Form auch bei uns seit einigen Jahren durch Ministerialverfügungen eingeführt, bedarf indes dringend weiterer Anwendung und gesetzlicher Normierung.

Erfolge kann diese Erziehungstätigkeit freilich nur haben, wenn sich an sie eine gut organisierte Entlassenenfürsorge anreiht. Damit begeben wir uns vom Gebiete des Strafrechts in das der Kriminalpolitik. Die Erziehungsresultate des Strafvollzugs müssen als Grundlage dienen, um dem Entlassenen die Gründung einer neuen Existenz

Digitized by Google

zu ermöglichen. Es ist dies im Wesentlichen Aufgabe der Gemeinschaftserziehung, d. h. der Vereinsfürsorge. In den Fürsorgevereinen schließen sich alle diejenigen zusammen, die gemeinsame erzieherische Tätigkeit auf diesem Gebiete auszuüben gesonnen sind. Vereine dieser Art bestehen in Deutschland seit den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. 1826 wurde in Düsseldorf die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft gegründet mit dem statutenmäßigen Zweck „der sittlichen Besserung der Gefangenen durch Beseitigung nachteiliger und Vermehrung wohltätiger Einwirkung auf dieselben sowohl während der Haft als nach der Entlassung"; 1827 der Verein zur Besserung der Strafgefangenen in Berlin mit dem Zwecke, „aus den Gefängnissen Besserungsanstalten zu machen, also die in denselben befindlichen, ebenso mitleids- als strafwürdigen Opfer eigener Schuld womöglich zu frommen und nützlichen Staatsbürgern umzuschaffen". In Baden haben wir einen ausgezeichnet organisierten und vorzüglich geleiteten Landesverband der Badischen Vereine für Jugendschutz und Gefangenenfürsorge mit dem Sitze in Karlsruhe und Bezirksvereinen an jedem Amtsgerichtssitz. Diese bis in die kleinsten Städte reichende öffentliche Organisation erziehlicher Bekämpfung des Verbrechens entbehrt leider noch in allzugroßem Maße die Mitwirkung der berufensten Erzieher, der Frauen. Insbesondere stößt die Unterbringung weiblicher Schützlinge leicht auf die tief eingewurzelten Vorurteile, hinter jedem Bestraften zugleich einen heimlichen Raubmörder zu suchen. Es wird Sache der Selbsterziehung der Frauen sein, sich mit den Ursachen des Verbrechens und der Praxis der Strafrechtspflege so vertraut zu machen, daß sie die Kraft gewinnen, sich von solchen Vorurteilen frei zu machen. So Mancher und so Manche, die mit den Gesetzen in Konflikt gekommen sind, werden, wenn man ihnen hilfreiche Hand bietet, sich wieder zur Achtung vor sich und bei den Mitmenschen emporarbeiten, zuverlässigere und sittlich tüchtigere Charaktere entwickeln als viele, die, ohne Strafen erlitten zu haben, in Gesinnung und Charakter nichtswürdig sind.

Schwieriger wird es freilich immer sein, einen bereits zu Taten fortgeschrittenen Verbrecher zu erziehen, als der keimenden Neigung zum Verbrechen vorzubeugen. Neben der Entlassenenfürsorge fordert die Kriminalpolitik daher Erziehungsmaßnahmen auf dem Gebiete der Fürsorge-Erziehung. In allen deutschen Staaten, bestehen Gesetze, die Zwangserziehung ermöglichen. Nach badischem Rechte wird diese Maßregel vom Amtsgericht ausgesprochen und ist statthaft gegen Minderjährige bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres. Voraussetzung ist die Vernachlässigung der Erziehungspflicht seitens der Eltern des Zwangszöglings oder sonstige Gefahr seines sittlichen Verderbens. Folge der Verhängung ist zwangsweise Unterbringung in einer Familie oder einer Erziehungsanstalt, sowie Bestellung eines Fürsorgers, der die Erziehung zu überwachen hat. Auch auf diesem Gebiete fehlt es, wenigstens bei uns in Baden, fast völlig an einer Mitwirkung der Frauen. Mannheim ist hier neuerdings bahnbrechend vorgegangen; in Karlsruhe ist kürzlich in einem Zwangserziehungsfall der erste weibliche Fürsorger ernannt worden.

Gerade diese Fürsorgeerziehung gibt aber in ihrer praktischen Durchführung wertvolle Fingerzeige für die Grenzen der durch Erziehung im engeren Sinn zu erreichenden Resultate. Sie zeigt, daß überall soziale Verhältnisse eine Hauptursache der Kriminalität der Jugendlichen bilden. Die Gründe liegen auf der Hand, auch wenn uns die Statistik nicht zeigen würde, daß die meisten Zwangserziehungsfälle in den großen Fabrik- und Industriezentren, bei uns in Baden also hauptsächlich in Mannheim und Pforzheim, vorkommen. Aber auch in Karlsruhe werden im Jahr durchschnittlich etwa 120 Zwangserziehungen eingeleitet. Namentlich auf zwei Ursachen möchte ich hinweisen, auf die Wohnungsverhältnisse des Proletariats und die Fabrikarbeit insbesondere der verheirateten Frauen. Wo in einem Zimmer die ganze Familie von 5—6 Köpfen zusammengepfercht ist und zusammenschläft, sieht und lernt die heranwachsende Jugend mancherlei, was sie auf den Weg der Ausschweifung und des Verbrechens führt. Wo Vater und Mutter den ganzen Tag in der Fabrik sind und abends spät und erschöpft nach Hause kommen, kann sich kein Familienleben entwickeln, das den besten und vornehmsten Schutz gegen jede Verwahrlosung bietet. Wie enge die Störung des Familien-

Digitized by Google

lebens mit der Kriminalität zusammenhängt, beweist die einfache Tatsache, daß von den gewerbsmäßigen Verbrechern ein Neuntel unehelich geboren, ein Drittel vor dem 14. Lebensjahre Waisen geworden sind.

Auch hier bieten sich, auf dem weiten und viel umfassenden Gebiete der Sozialpolitik, reiche und tiefgreifende Möglichkeiten erzieherischer Tätigkeit zur Bekämpfung des Verbrechens. Ich könnte noch hinweisen auf das Schulwesen, insbesondere die Fortbildungs- und Haushaltungsschulen und ihre Bedeutung für die Erziehung der Jugend; hinweisen darauf, daß es gilt, der heranwachsenden Jugend Stätten zu schaffen, wo sie ihre freie Zeit verbringen kann, ohne dem unheilvollen Einfluß des Alkohols ausgesetzt zu sein, auf die Volksbildungsbestrebungen, die Lesehallen, Volksbibliotheken, Volksunterhaltungsabende, Volksvorstellungen, kurz auf ein Arbeitsgebiet, das fast unerschöpfliche Möglichkeiten erzieherischer Beeinflussung bietet. Insbesondere gewinnt hier ein Gedanke elementare Bedeutung, der pädagogisch vielleicht die vornehmste Ausbeute des 19. Jahrhunderts darstellt, Erziehung durch und zur Kunst. Im Wesen der künstlerischen Schöpfung liegt ein erhabenes Moment, das die rohen Triebe des Herzens ertötet, die edlen weckt, in ihm jene tiefe Harmonie und Wesenseinheit, die die Grundlage aller Sittlichkeit bildet. So wird sie eines der tiefsteingreifenden Erziehungsmittel, ein wesentlicher Bestandteil in der Gesamtheit aller dieser Bestrebungen, die ausmünden in dem einen großen Ziele: An Stelle der Genußsucht und Erwerbsgier ein edles Genießen zu setzen, die Sehnsucht nach tieferen Lebenswerten in unsern Mitmenschen zu wecken, eine ernste Aufgabe der Selbsterziehung, der Gemeinschaftserziehung, der Kindererziehung.

Daß solches Streben, planmäßig und einsichtsvoll geleitet, erfolgreich sein wird, ist zweifellos. Denn — und damit möchte ich einem letzten Einwand entgegentreten — die Erziehung ist die beste Bekämpfung des Verbrechens. Der Beweis dieser Behauptung braucht nicht durch optimistischen Glauben, er kann durch die klaren Zahlen der Statistik geführt werden. Das Anwachsen der Kriminalität beruht nämlich nicht auf einer Zunahme der Verbrechen überhaupt, sondern auf einer Zunahme der von Jugendlichen und von Rückfälligen begangenen Verbrechen. Die Rückfälligen aber setzen sich etwa zu 50% aus solchen zusammen, die bereits in früher Jugend die Bekanntschaft mit dem Verbrechen gemacht haben. In der Verwahrlosung und Kriminalität der Jugend also liegt die Wurzel der größten Zahl der Verbrechen. Gegen sie hauptsächlich gilt es anzukämpfen durch die Erziehung. Mag auch hier gegen manche Einflüsse durch Vererbung erworbener Eigenschaften einstweilen schwer anzukämpfen sein, im allgemeinen ist das jugendliche Gemüt genügend weich und bildungsfähig, um erziehlichen Einflüssen zugänglich zu sein; und mögen dieser Erziehung noch so viele Enttäuschungen erwachsen, und die werden nicht ausbleiben, besser als der gegenwärtige Zustand wird sich jedenfalls die Kriminalität unter dem Einflusse zielbewußter Erziehung gestalten. Diese sichere Aussicht aber ist eine ausreichende Rechtfertigung.

Wir sind am Schlusse unserer Untersuchung. Ich habe zu zeigen versucht, daß die Probleme des Verbrechens in letzter Linie Erziehungsprobleme sind, habe die Wege angedeutet, wie durch die Erziehung das Verbrechen wirksam bekämpft werden kann. Es ist nicht in erster Linie mein Wunsch gewesen, eine wissenschaftliche Abhandlung zu bieten, leere Kenntnisse zu vermitteln. Kenntnisse sind nicht Bildung. Sie werden zur Bildung erst, wenn sie in tatfrohen Persönlichkeiten das Bedürfnis nach Wirken, nach Arbeit und Tätigkeit schaffen. Diesen tiefsten und besten Trieb der menschlichen Natur nach Bildung sehen wir wirken in den zwei mächtigsten Bewegungen unserer Zeitgeschichte, in der Arbeiterbewegung und in der Frauenbewegung. Mit schönen Worten hat bei der Einweihung der Ruskin Hall in London ein einfacher Arbeiter diesem Gedanken Ausdruck gegeben: „Wir brauchen die Art der Lehre, die uns hilft, das menschliche Herz zu verstehen, den Geist menschlicher Geschichte, das Volksleben, den Charakter sozialer Institutionen — nur so gewinnen wir die Mittel unsrer Emanzipation."

Dies ist es, wenn ich es recht verstehe, was die Bildungsbestrebungen der Frau erzielen wollen. So wollte auch ich ein Stück solcher Lehre geben, die ebenso zum Verstande wie zum Herzen meiner Leser sprechen sollte. Auf die Verbrecherwelt wollte

Digitized by Google

ich die Aufmerksamkeit lenken, um zu zeigen, daß hier ein reiches Arbeitsgebiet der Mitwirkung der Frauen harrt, die, dem schönsten Zuge ihrer Natur folgend, der Güte und dem mütterlichen Verstehen, in die Tiefen der Not hinabsteigen, mit Schuld und Trübsal zu kämpfen, in alles Wilde und Rohe die Sonne reiner Menschenliebe strahlen zu lassen, jenem herrlichen Wahlspruch der Antigone getreu, der seit den Zeiten des Altertums bis in alle Zukunft das Wahrzeichen echter Weiblichkeit ist und sein wird: „Nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben bin ich da."

Das Frauenschicksal in Max Klingers Radierungen.

(„Eva und die Zukunft", „ein Leben", „eine Liebe".)

Von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

An uns gleiten die Einzelepisoden des Lebens um uns her wie flüchtige Visionen vorüber, die wir nur dauernd festzuhalten pflegen, wenn sie in unser persönliches Dasein hemmend oder fördernd eingreifen. Der Forscher und der Künstler aber suchen in der Flucht der Erscheinungen die tief inneren Zusammenhänge auf, das Typische, Ewiggiltige, um es einzutragen in die Annalen der menschlichen Entwickelungsgeschichte, oder, losgelöst von allem Momentanen, Zufälligen, noch einmal sichtbar zu verkörpern. Auf die eine oder andere Weise der Menschheit wieder vor Augen geführt, gewinnen die Äußerungen des Menschenlebens in ihrer großzügigen, typischen Darstellung ein neues, bedeutendes Gesicht; in ihrer Folgerichtigkeit werden sie zum Problem; was der Einzelne am flüchtigen Einzelnen nicht zu fassen vermochte, das offenbart sich nun auch ihm, wenn es sich ihm mit erschütternder Wucht aus dem großen Menschheitsrahmen heraus als typisches Bild darstellt. So ist alle wirklich große Kunst die höchste Fassung gewaltiger Zeitprobleme, die in Einzeltypen ausgedrückte Geschichte ganzer Geschlechter.

Wie wenige von uns sind heute noch daran gewöhnt, dies im zeitgenössischen Schaffen der bildenden Künste zu suchen, obwohl wir es längst in der Litteratur zu beachten pflegen. Mehr denn je stellen sich unsere heutigen starken künstlerischen Individualitäten den großen Menschheitsfragen und Zeitproblemen gegenüber, um auf ihre Weise Lösung und Erlösung zu suchen. Für uns wirkt es befreiend, wenn wir uns mitten in unserem Alltagsringen einmal in das künstlerisch geschaute und bewältigte Menschheitsringen vertiefen, um von dort ein Wort der Erlösung zu vernehmen. Wer fühlte sich nicht durch einen Millet, Meunier, Klinger, Böcklin, Puvis de Chavannes, Watts für Stunden wenigstens befreit angesichts der großen Linien, die sie Natur und Menschentum zu geben wußten, in denen alles Kleinliche des Augenblicklichen aufgeht und emporwächst zum ewig Menschlichen.

Das Weib hat in der großen Menschheitstragödie seine Sondertragödie. Ihr hat ein tiefsinniger Künstlergeist unserer Tage Ausdruck verliehen: Max Klinger. Er, der Mann, vertiefte sich mit grübelndem Ernst in das Schicksal des Weibes und schilderte in drei Folgen von radierten Blättern die Tragödie der Liebe mit der Kühnheit und Rücksichtslosigkeit eines Goya und Félicien Rops, doch durchdrungen vom Ernst des Germanen, dessen quälender Pessimismus durch tief innerliche Idealität

Digitized by Google

verklärt wird. Jene, die Vertreter romanischer Art und Auffassung vom Weibe, wollten sich an ihm, dessen Macht sie empfanden, rächen, indem sie es als Verderber der Menschheit schamlos an den Pranger stellen — Klinger will sich seiner erbarmen. Ehe er das große Menschenschicksal mit seinem Griffel dichtete, die „Brahmsphantasie" und die Radierungen „Vom Tode", schuf er „Eva und die Zukunft", „Ein Leben" und „eine Liebe", Blätter von ungleichmäßiger künstlerischer Reife, die wir aber, wenn wir sie einmal gesehen haben, nicht wieder vergessen können, mit solch erhabener Größe, mit solch tragischer Gewalt sehen wir das Kreuz darin aufgerichtet, daran das Leben mit seinen Unerbittlichkeiten und der vom Manne geschaffene, doppelzüngige Sittenkodex das Weib als hilfloses Opfer geschlagen haben.

Mehr als jede andere Kunst ist die Griffelkunst im stande, tief Gedankliches in strenge Formengesetze und Schönheitslinien zu bannen, denn durch die Beschränktheit ihrer Ausdrucksmittel zwingt sie den Künstler zu höchster Konzentration, zur Ausscheidung alles Nebensächlichen; alles durch die Farbe entstehende Sinnfällige, äußerlich Reizende schwindet; die strenge, schwarze Linie kann nur Trägerin eines wirklichen Gedankens sein, wenn sie etwas besagen will. Herb und schwer ist diese Kunst, und es lohnt sich nicht, Tändelndes und Vergängliches, was nur flüchtig das Auge erfreut, in ihr auszudrücken.

Ja, die graphische Kunst muß schlechthin als das letzte, höchste Ausdrucksmittel gewaltigen gedanklichen Ringens angesehen werden, weil sie am wenigsten durch Farbe oder Form zum Vergleich mit der realen Welt anreizt und uns also am ehesten in die freiere Welt der Phantasie trägt, in dem die Gesetze und Voraussetzungen der realen Körperwelt ihre strenge Geltung verlieren. Der größte Phantasiekünstler aber unserer Tage ist Max Klinger, und wenn er auch in seinen Radierungen seine Vorbilder aus dieser Welt der körperlichen Erscheinungen entlehnt — und das ist eben sein unschätzbarer Vorzug, daß sich seine alle Höhen und Tiefen des Lebens, alle Probleme von Zeit und Ewigkeit, alles soziale Ringen der Menschheit umspannende Phantasie stets durch die Wirklichkeit und strenge Gesetzmäßigkeit der Erscheinungswelt gebunden fühlt —, so erkennen wir doch bald bei tieferem Eindringen in seine graphischen Schöpfungen, daß er im letzten Grunde durchaus nicht auf die künstlerische Wiedergabe eben dieser Welt ausgeht. Nicht um die Wiedergabe der Form, um den Gedanken ist es ihm zu tun. Die einzelnen Darstellungen sind typische Bilder, Symbole packender Einzelvorgänge im tragischen Menschheitskampfe. Und das wirkungsvollste Symbol an sich entspringt dem Graphiker aus seiner Technik selbst, aus dem Gegensatz von Schwarz und Weiß, von Hell und Dunkel, dem ewigen Weltenkampfe zwischen Licht und Finsternis.

Die erste, gedanklich wie künstlerisch unreifste Schöpfung des kaum 23jährigen ist „Eva und die Zukunft, ein Capriccio".[1]) Doch was spricht schon alles aus ihr! Konventionell ist zunächst manches: der Sündenfall, Eva, die künftige Verführerin, die die erste große Verführerin, die Schlange, bei der Eitelkeit packt, indem sie ihr einen Spiegel vorhält. Für den jungen Künstler gilt das Weib nach alter Sage als Verderberin der Menschheit, denn auf dem vorausgehenden Blatt, die „erste Zukunft", steht ein riesiger Tiger, blutlechzend, als grausiges Symbol unersättlicher Gier, breitspurig, jeden Weg versperrend, im Engpaß des Urgesteins: die tierische Gier wird dereinst die Welt beherrschen. Und weiter segelt ein teuflischer Dämon, die Leidenschaft, die sie entfesselt, auf einem Meerungetüm, verderbenbringend, in die junge Welt hinein: die „zweite Zukunft". Und doch fühlt sich Adam berufen, die Schuldige zu schützen. Sie ist ihm die Schwache, Hilflose, zu keiner Verantwortung Verpflichtete. Sie wird seine Kreatur, die durch Schönheit und List gelegentlich über ihn triumphiert. Mit trutzigen Armen trägt er sie aus dem Paradiese („Adam").

„Wer vom Baume der Erkenntnis gegessen hat, muß des Todes sterben!" Eva ist Mutter der Menschheit geworden, und heran kommt der Tod, die „letzte Zukunft",

[1]) Opus III, entworfen und radiert 1880.

Digitized by Google

und als Pflasterer stampft er sie nieder, in nichts zusammen, indes sich in der Ferne, aus der frohen, heidnischen Welt, die von der Welt des Kreuzes nur durch eine leichte Schranke getrennt ist, eine Götterhand ausstreckt: Halt ein! Hat das Kreuz die Menschheit dazu verdammt?

Aus dem düster pessimistischen Cyklus ragt das Blatt „Adam" durch sein trutziges Packen des Lebens hervor. Wir möchten das Weib ebenso mutig in den Lebenskampf gehen sehen, nicht schlaff in seinen Armen hängend, doch gefällt uns hier der jugendliche Idealismus des Jünglings, der sich nach alter Überlieferung berufen fühlt, es zu schützen.

Sobald der Künstler tiefer ins Leben blickt, sieht er das Weib schutzlos, und sie, die aus Liebe fehlte, der empörendsten Willkür preisgegeben. Er sieht die einmal Gefallene von der Grausamkeit der Welt nur immer tiefer ins Verderben gestoßen und gräbt, von Mitleid und Empörung ergriffen, die erschütternden Blätter: Ein Leben,[1]) die Geschichte der Dirne.

„Schön war ich auch, und das ward mein Verderben!" Das Mädchen, nur auf seine Schönheit bedacht, folgt dem Verführer im ersten Liebesrausch. Auf häßlichen geflügelten Seeungetümen, Tieren der niedersten Tiefen geht der Flug empor, ein trügerischer Flug, denn diese Geschöpfe sind keine Bewohner erhabener Weiten. Sie haben sich nur für Augenblicke ihren Tiefen entrungen und streben wieder zu ihnen zurück, indes Steine den Törichten nachgeworfen werden und eine schleimige Schnecke ihre Fühlhörner nach ihnen ausstreckt: in die Tiefen müßt ihr, ohne Rettung! Bald irrt die Verlassene am Meeresgestade — und dann geht's von Fall zu Fall. Die aus Liebe fehlte, stößt erst den reichen Verführer, der ihr Geld bietet, mit dem Fuße fort. Schon im folgenden Blatt schaut sie lächelnd zu, wie sich zwei Männer um sie bekämpfen, und bald ist sie „für alle" da: im Tingeltangel, leicht geschürzt, tanzt sie schamlos vor der lüsternen, blöden Menge.

Und dann geht sie auf die Straße. Das Blatt, daß die aller weiblichen Würde bare Verworfenheit des Lasters ausdrückt, gehört zu den in seinem grausamen Realismus packendsten der Folge. Und eine Meisterhand entkleidete den heiklen, abstoßenden Stoff seiner widerlichen Gemeinheit und erhob ihn in Regionen, in denen uns der menschliche Alltagsvorgang künstlerisch bewältigt, als typische Erscheinung entgegentritt und uns in seiner zwingenden Wahrheit, als Folge furchtbar trauriger Verkettungen von grausamen Lebensmächten und Schicksalsführungen zum erschütternden inneren Erlebnis wird.

Wer sollte mit der Dirne Erbarmen haben? Am Morgen kommen schmutzige graue Vetteln und kehren sie mit heiligem Eifer und grinsender Schadenfreude in die Gosse. An ein gräuliches katzenartiges Flügeltier gefesselt, den Dämon der Sinnlichkeit, sieht sich die Unselige in einer entsetzlichen Vision ihren einstigen befrackten Lastergenossen noch einmal vor Augen geführt. Vergebens bietet sie die alte Kupplerin den mit cynischer Neugier auf sie Starrenden an — keiner mag sie mehr. So versinkt dies Leben, das zu Freiheit und Schönheit geboren war, endlich mit stierem, stumpfem Blick in den ringenden Fluten der Menschheit. Wer dieses entsetzliche, durch das Schicksal versteinerte Meduſenhaupt halb aus den Fluten emportauchen sah, den wird es verfolgen mit furchtbarer Anklage: Das habt ihr aus mir gemacht, und die Sonne schien auch für mich, o die großen Ziele und Aufgaben der Menschheit waren auch für mich da. Warum stießet ihr mich hinab?

Auch das Erbarmen des jungen Künstlers wächst ins Grenzenlose. Etwas tief Innerliches zwingt ihn, Erlösung zu suchen und er, der aufgeklärte moderne Mensch geht den Weg durch Jahrtausende zurück, um den Urquell des tiefsten liebenden Erbarmens zu finden: Christus stellt er dar inmitten der Sünderinnen. Sie sind vom Paradies verstoßen und scharen sich um ihn, den strengen, doch auch gütigen und weisen Lehrer, die einen reuig und zerknirscht, die andern noch stumpf von der Bürde des Lebens, oder trutzig in ihrer Verstockung. Er nimmt sie alle an. Er heftet das Weib an sein Kreuz und ruft ihm zu „Leide"! Es giebt nur einen Weg zur Erlösung, das furchtbare,

[1]) Opus VIII, 1881—1884.

Digitized by Google

aber läuternde Leid. Hoch aufgerichtet ragt im nächsten Blatt das Kreuz mit dem daran gehefteten nackten Frauenleib in alle Zeiten hinein; so erlebt die Frauenseele ihr bitteres Golgatha, und niemand hilft ihr. Maria, die mütterliche Trösterin, wendet sich ab mit verhülltem Angesicht, und Johannes, der sie stützt, wirft ihr noch einen erbarmenden Blick zu, dann scheidet auch er. Einsam ragt die Gekreuzigte durch alle Völker und Zeiten. Aber die Erlösungsstunde schlägt auch ihr. Geläutert und verklärt sinkt ihr Leib zurück in die mystischen Urtiefen, aus denen alles Leben hervorging. Und siehe, aus dem Schooß der Tiefe taucht ein geflügelter Genius empor, und zwei Hände strecken sich der Heimgekehrten mit unendlichem Erbarmen entgegen, sie ist wieder empfangen worden vom Urgeist der Liebe, der durch alle trostlosen Verirrungen hindurch die Menschheit leitet, von dem alles ausgeht und in den alles wieder zurückkehrt, was groß, tief und warm ist.

Welch eine mächtige, befreiende Wirkung geht von diesem Blatt aus! So befreit jede echte Kunst, weil sie sich nicht zufrieden geben kann mit der Unrast des Zeitlichen, sondern unablässig das Ewiggiltige sucht, das über allen Zeitkampf sein verklärendes Licht ausgießt.

Nahezu zehn Jahre lang hat Klinger an seinem Cyklus Eine Liebe[1]) radiert, so weist auch dieses Werk jene künstlerische Reife auf, die seine letzten Radierwerke zu den vornehmsten Schöpfungen der graphischen Künste macht. Während früher die mächtig dahinstürmende Phantasie durch eine Welt von oftmals bizarren Symbolen aus dem Fabelreiche nach Ausdruck rang, und daher seine Werke mehr den geistreich aphoristischen Gedankenblitzen Nietzsches verwandt waren, strebt Klinger jetzt einer größeren Schlichtheit und Geschlossenheit des Grundgedankens zu. Er vermeidet eine allzuphantastische Symbolik und steigert die Wirklichkeit selbst durch ein immer stärkeres Herausheben dessen, was für ihn das Wesentliche bedeutet, zum Symbol. So wird Klingers Kunst auch in rein formaler Hinsicht immer edler, indem er mit bewußter Absicht bestimmten Harmonien und Schönheitsidealen zustrebt, die der höchste Ausdruck seines herben, kraftvollen, großzügigen, durchaus persönlichen Schönheitsempfindens sind. In immer gewaltigerem Grade wird die Landschaft zur Trägerin der aus dem Grundgedanken entsprungenen Stimmung. Seiner Wirkungsmittel immer sicherer, arbeitet der Künstler mit den einfachen Gegensätzen von Hell und Dunkel, mit dämmernden Schleiern und grellen Lichtblitzen eine Stimmung von so packender Großartigkeit heraus, daß, in ihr aufgehend, das Menschenschicksal zu einem Weltenschicksal gesteigert wird, geboren aus den Urmächten der Natur. Die Menschen werden von ihm getrieben, verführt, verfolgt, zermürbt und wieder vernichtet. Alles Persönliche verschwindet; wir sehen nur den einen Gedanken in seiner ergreifenden Wahrheit und Schlichtheit vorgeführt: die Tragik einer illegitimen Liebe.

Im Alltag geschaut setzen die Prämissen ein: Ein junger Mann erblickt ein schönes, junges Mädchen auf der Spazierfahrt. Dazu läßt ein blühender Kastanienpark seine berückende Frühlingssinfonie erklingen. Am Parktor verabschiedet sich im nächsten Blatt der liebende Mann mit feurigem Handkuß von dem ängstlich um sich blickenden Weibe. Bald findet der Jüngling den Weg zum Balkon und umschlingt die Geliebte in erster stürmischer Leidenschaft. Wieder ist es die unbeschreiblich groß empfundene Naturstimmung, das Liebeslied des reiferen Lenzes, das diese beiden in ihr Schicksal hineinzwingt. Immer betörender ertönt die Frühlingssinfonie, und zitternd webt das mächtige Liebeswerben in der Natur hinein zum geöffneten Fenster. Es liegt etwas von der berauschenden Stimmung des Frühlingslieds aus der Walküre über dem folgenden Blatt, in dem das Schicksal der Unseligen besiegelt ist. Bisher ist alles ein Liebessang mit den vollsten, tiefsten Akkorden des Dichters. Nun greift der Grübler ein, er, der von Zolas und Tolstois Realismus genährt, weiß, daß sich ein Feiertagsrausch nicht in endloser Folge fortsetzt, und daß hier ein tragischer Ausgang tief in der menschlichen Natur und in der Allerweltsmoral begründet ist. Während sie noch

[1]) 1887 veröffentlicht.

Digitized by Google

ahnungslos schlummern, zeigt uns der Künstler Adam und Eva, zerknirscht vor Tod und Teufel knieen und um Erbarmen flehen. Hohnlächelnd winken ihnen beide; ihnen sind sie fortan verfallen, indes die große Natur in der Ferne, die Mutter aller gewaltigen Mächte, teilnahmlos für das Schicksal der Einzelwesen auf- und niederebbt. Nun erlebt der Mann ein entsetzliches Erwachen. Er fühlte sich mit dem geliebten Weib auf schwebendem Gewand emporgehoben, als solle der Flug kein Ende nehmen: da hält ihm Amor selbst den Spiegel vor und schaudernd erblickt er seine Sünde. Von Grausen gepackt, breitet er die Arme aus und weicht zurück, indes das Weib noch vertrauensvoll an seinem Halse hängt. Doch die Stunde des furchtbaren Erkennens schlägt auch ihr. Als sie in stiller Nacht auf dem Bettrand sitzt, zeigt ihr ein greller Mondstrahl an der Wand die Vision eines Kindes, und teilnahmlos für ihre innere Qual bleibt die feierlich-gewaltige Natur da draußen. Nun, nachdem der Mann sich von ihr abgewendet, beginnt das einsame Martyrium des Weibes. Stumm sucht sie die Verborgenheit, doch überall tritt ihr die Schande mit dem Strohkranz im Haar breit in den Weg, und ihre Ohren werden verfolgt von dem Gespött hämischer Zungen, unter denen die des eigenen Geschlechts die grausamsten sind.

„Den Menschen adelt stets sein letztes Schicksal", und einer naht, der alles enden wird, er kommt als Heiland. Wohl das kühnste Wagnis eines modernen Künstlers ist das letzte Blatt, das uns das Weib nach ihrer schweren Stunde zeigt, die ihr und dem Kinde das Leben gekostet hat. Auf dem Lager hingestreckt ruht der entseelte Leib. Liebreich hält der Tod, in weitem Mantel, den Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, das Kind in den Armen, und seine Knochenhand winkt. Sie winkt dem Mann, der zu spät herbeigeeilt ist und in verzweifeltem Schmerz der Geliebten Haupt umfaßt. Wird er ihr folgen? Wird diese Liebesepisode auch für ihn das Ende sein?

Der Künstler selbst ist an seinem Stoff gewachsen und von einer jugendlichen Idee vom Weibe durch das Mitleid mit seinem nur halb verschuldeten Verderben hindurch zur Erkenntnis der tiefsten Tragik der Liebe gelangt, die er uns nun mit heroischer Schlichtheit und Größe erschütternd vorführt. Später packt er das Schicksal der Menschheit und zwingt es in künstlerische Formen. Dem großen Vernichter Tod singt er gewaltige Hymnen, die wie ein antiker Chorgesang dahinrauschen. Er offenbart sich darin als stark sozial empfindender Künstler, der dem Tod bisweilen die Vernichtungsformen in die Hand giebt, die die Fülle unserer sozialen Ungerechtigkeiten geschaffen hat. Aber wie er im Werden das Vergehen erblickt und dies den großen Grundzug seiner graphischen Darstellungen ausmacht, so erblickt er auch im Tode das Leben, das sich trotz allem behaupten will, und noch einmal wendet er sich zum Weibe: sie wird ihm das hehrste Symbol von Vergehn und Werden. Ihm hat er das bekannte, künstlerisch vollendete Blatt gewidmet „Mutter und Kind" (vom Tode II). Im Sarge ruht, blumengeschmückt, die junge Mutter, während das Kind, auf ihrem Schoße hockend, mit großen, fragenden Augen in das Leben schaut.

So lehrt uns der bedeutende Künstler mit seinen Augen sehen und mit seinen Gedanken denken und erschließt uns des Lebens Ernst, Tiefe und Schönheit. Teilnahmlos hasten wir nur zu oft an dem vorüber, was anscheinend außer uns liegt, und durch ihn erst wird uns offenbar, daß auch wir all' das in uns erleben müssen, daß wir alle Glieder sind in der unendlichen Kette, daß einer für des anderen Schicksal verantwortlich ist, und daß es nur einen Weg gibt, unser aller Schicksal zu mildern: ein liebendes Verstehen.

Digitized by Google

Einer von Dreien.

Von

Juliet Wilbor Tompkins.

Autorisierte Übersetzung aus „The Munsey", New-York, von A. Veith.

Nachdruck verboten.

I.

Wirklich, da waren sie ja, die drei Briefe, die auf Eliots Rückkehr warteten, wie er es richtig voraus gefühlt hatte. Das Morgenblatt lag daneben — — — doch nicht weit ausgebreitet, wie er es hingeworfen, bevor er fortging, sondern von Dennis' sorgfältigen Händen hübsch zusammengefaltet, wobei die gefürchtete Kolumne ganz versteckt worden war; trotzdem kam es ihm vor, als starrte die Kopfzeile des Artikels ihn durch das Papier hindurch an. Das Geheimnis, das vor sechs Monaten die ersten Silberfäden durch sein schwarzes Haar gezogen hatte, war nun öffentlicher Besitz und flog von einem Frühstückstisch zum andren; doch schlimmer noch als dies: es gab nur drei Personen auf Erden, die es verraten haben konnten.

„Einer dieser drei Briefe wird mir wohl Klarheit geben," sagte er halblaut zu sich selbst; dann hielt er plötzlich inne, als er seinen Diener bemerkte, der, vor einem altertümlichen Pulte knieend, die Beschläge putzte. „Bitte, mache das nachher weiter, ich möchte arbeiten," sagte er. Dennis nahm sein Putzzeug zusammen und entfernte sich mit ehrerbietiger Geräuschlosigkeit; dann griff Eliot mit fester Hand nach den drei Briefen, obschon ihn der Gedanke durchzuckte, daß der Tod, falls er ihm irgendwie nahe treten sollte, ihm in diesem Augenblick willkommen wäre, ehe er erführe, wer ihm die Treue gebrochen — sein Bruder, sein Freund oder die Frau, die er liebte.

Oskars Schreiben, dessen dicke, schwarze, charakterfeste Züge ganz dem Wesen des Schreibers entsprachen, beruhigte Eliot für einen Augenblick wie eine menschliche Stimme nach bösem Traum.

„Lieber Jack! — — — — Soeben habe ich die Zeitung gelesen. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich außer mir bin! Durch wen in aller Welt mag es herausgekommen sein? Ich denke, ich brauche dich nicht zu versichern, daß keine Silbe über meine Lippen gekommen ist. Seit dem Begräbnistage des armen Bertie, wo wir drei in das Geheimnis eingeweiht wurden, habe ich nicht einmal mehr mit Scott darüber gesprochen. Irgend jemand muß es indessen doch gesagt haben. Scott ist dein Freund, auch meiner, darum — durchaus zuverlässig. Er ist nur etwas allzu nachgiebig im Verkehr mit Frauen, ich glaube, eine besonders geschickte kann alles, was sie zu wissen wünscht, aus ihm herausbringen. Ich habe indes keinen Schatten von Recht, dies in dem vorliegenden Falle zu vermuten. Ich werde heute Abend nach dir sehen. Esther weiß auch davon, natürlich, doch sie kommt gar nicht in Frage. Sei nicht allzu niedergeschlagen.

Dein

Oskar F. Eliot."

Eliot legte den Brief auf den Tisch und machte sich langsam daran, den zweiten zu öffnen. Scott war seit zwanzig Jahren, also seit mehr als der Hälfte seiner Lebenszeit, sein intimster Freund gewesen.

„Lieber Johnny! — — — Ist das nicht schrecklich? Der arme kleine Bertie! Konnte man ihn nicht friedlich ruhen lassen? Ich bin ganz krank vor Wut über die grenzenlose Grausamkeit, die Torheit eines sechzehnjährigen Kindes an die Öffentlichkeit zu bringen und sie hinzustellen wie das Verbrechen eines erwachsenen Menschen! Natürlich soll es eine Art Strafe für dich sein, dafür daß du eben

Digitized by Google

John Newman Eliot heißest. Einem Sohn von mir würde wohl kaum mit einer Silbe Beachtung geschenkt worden sein, so daß ich in dem Augenblick selbstsüchtigerweise dankbar bin, weder Namen noch Familie zu besitzen. Hast du irgend welchen Anhaltspunkt, wer es verraten haben mag? Ich kann mir nicht denken, daß jemand mit gesundem Verstand solch ein Geheimnis preisgeben konnte. Wenn Oskar seine alte Schwachheit nicht gänzlich überwunden hätte, müßte ich beinahe fürchten, irgend eine unbedachtsame Rede — — — Es ist mir schrecklich, aber dies war für mich die einzig denkbare Erklärung, da nur wir zwei die Geschichte des armen Bertie kannten. Ich vermute, du hast sie auch Esther anvertraut, doch sie kommt natürlich gar nicht in Betracht. Ich werde dich morgen besuchen. Ich bin trauriger, als ich sagen kann, und rachgierig dazu: ich wünsche nichts dringender, als daß der Verräter entlarvt werde.

Dein treuer Freund

Jerome Scott."

Es blieb nur noch ein Brief, und Eliot saß da, ihn in den Händen haltend, seine stieren Augen auf das flackernde, verlöschende Feuer im Kamin gerichtet.

„Nur diese drei auf Gottes weiter Welt wußten darum." Daß er diese Worte laut vor sich hin gesprochen hatte, merkte er erst, als ein leises Husten dicht hinter seinem Rücken ihm das zum Bewußtsein brachte.

„Wünschen Sie, daß ich das Feuer in Gang halte?" fragte Dennis.

„Ja, es ist kühl." Er schauerte fröstelnd zusammen und war froh, einen Vorwand zu haben, um die Eröffnung des dritten Briefes noch hinausschieben zu können. Als neue Holzklötze im Kamin knisterten und flackerten und der Diener sich entfernt hatte, schnitt er die Briefhülle wie die beiden andern mit seinem silbernen Brieföffner auf und entfaltete das Schreiben.

„Mein Lieber! — — — Bitte, komme zu mir, sobald du kannst. Es tut mir sehr weh für dich. Wer kann so böse gewesen sein, das auszuschwatzen! Es ist überhaupt so zwecklos nach all den Monaten. Was wirst du tun — — — es widerrufen? Ich bin bereit, jede Lüge für dich zu sagen; etwas muß geschehen. Komme bald und laß mich versuchen, dir zu helfen.

Esther."

Mit einer Empfindung der Erleichterung preßte er den Brief an sein Gesicht. Dann fielen seine Augen auf die beiden andern und wurden dabei hart und kalt. Irgendwo zwischen den dreien lag der Verrat.

Im Geiste fühlte er sich zurückversetzt in jene Nachmittagsstunden vor sechs Monaten, als er seinem Kummer gegenübergestanden hatte; und einer traurigen Gewohnheit folgend, lebte er alles noch einmal durch. Er sah sich selbst tatkräftig, heiter und mit seinem Los zufrieden die Bank betreten und sein Scheckbuch hervorziehen.

„Sie wissen, daß dies Ihr Guthaben überschreitet, Herr Eliot?" hatte der Kassierer gesagt und vom Pult aufgesehen.

„Wie ist das möglich?" hatte er gefragt, ohne den leisesten Anflug von Argwohn.

„Letzte Woche war eine Tratte fällig, wie Sie wissen — — — und dann die tausend Dollars, die Ihr Sohn heute Morgen zurückgezogen hat."

„Ach ja, natürlich, das hatte ich ganz vergessen," sagte Eliot lachend. Die Pause, ehe er diese Antwort gab, hatte keinen Augenblick gedauert. Der Kassierer lächelte verständnisvoll. „Ein Sohn ist ein kostspieliger Luxus", fügte er hinzu. „Natürlich stehen wir Ihnen jederzeit zur Verfügung, Herr Eliot, falls Sie mehr zu beziehen wünschen."

„O nein, ich glaube nicht, daß es nötig ist." Eliot zerriß den Scheck in kleine Stücke und sah sich nach einem Papierkorb um. „Ich war gerade auf dem Wege, eine Rechnung zu zahlen."

„Lassen sie Jones den Weg machen", sagte der Kassierer, gemütlich mit dem Kopfe nickend. „Wenn Sie sich indessen anders besinnen, so — — —."

„Ich danke sehr." — Und dann war er schließlich auf der Straße und ging, ohne die Vorübergehenden zu beachten, langsam nach Hause; es war ihm zu Mute, als müßte er eine schwere Last schleppen, die Geist und Körper niederdrückte. Er war nicht zornig, nur bitter gedemütigt. Irgendwo hatte er es

Digitized by Google

an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, er, der dem Knaben hätte Mutter und Vater zugleich sein sollen. Er hatte sein verschlossenes Wesen zu lange respektiert und es für zu selbstverständlich gehalten, daß sein Sohn die gleichen Gefühle habe für Ehre, Wahrheit und den Namen, den er trug, und es ebenso sehr verabscheue, in der Leute Mund zu kommen, wie sein Vater. Er hatte ihm zu viel Freiheit eingeräumt. Und nun, was sollte er tun?

Als er zu Hause angekommen war und die Türe öffnete, kam eben Bertie die Treppe hinunter. Jeder hielt unwillkürlich einen Augenblick inne beim Anblick des andern. Herausfordernd warf der Jüngling den Kopf zurück; sein Vater dagegen ging mit gesenkten Augen und zitternden Händen an ihm vorüber, er schämte sich, ihm ins Gesicht zu sehen.

Zum großen Kummer von John Newman Eliot brachten am folgenden Tag die Morgenblätter ausführliche Berichte davon, daß sein einziger Sohn nachmittags zuvor im Schwimmbad verunglückt und ertrunken sei. Und Eliot hatte die Briefe, Blumen und all die Beileidsbezeugungen bis zum Begräbnistage ruhig ertragen. Dann aber machte er seinem Freunde Scott gegenüber seinen Selbstanklagen Luft. Sein Bruder war der einzige, der das mit anhörte, und die drei begruben das Geheimnis in sich und kamen überein, daß niemand außer Esther es wissen dürfe.

Und nun, sechs Monate später, bringen die Blätter den Sensationsartikel, daß der Sohn von John Newman Eliot auf einen Betrug den Selbstmord habe folgen lassen. Eliot wandte sich wieder den drei Briefen zu. Wer mochte es gesagt haben?

II.

„Die Sache ist nun für mich dringend geworden. Ich muß herausfinden, wer geplaudert hat," sagte Eliot, in dem dunkeln kleinen Wohnzimmer unruhig hin und her gehend. „Ich zog es vor, mich an Sie zu wenden anstatt an einen männlichen Detektiv, da ich hörte, Sie seien bei einer Zeitung angestellt gewesen, und da dacht ich, Sie würden sich wohl besser eignen, auf geschickte Weise an den betreffenden Stellen Erkundigungen einzuziehen. Wie ich Ihnen schon gesagt, ging ich gleich an jenem Morgen, da der Artikel publiziert wurde, auf die Redaktion, konnte aber leider nichts herausbringen. Auf der Bank waren sie natürlich sehr erstaunt, man hatte dort meinen Sohn gut gekannt und darum nicht weiter gefragt" — seine Stimme zitterte, trotz der nervösen Anstrengung, durch die er sie zu beherrschen suchte. Er wandte sich weg und starrte zum Fenster hinaus.

Die junge Frau beobachtete ihn mit verschränkten Armen. Es war etwas Ruhiges, Tatkräftiges an ihr, und aus ihren blauen Augen sprach Wärme und Lebhaftigkeit. Sie machte auf Eliot den Eindruck einer durchaus gutmütigen Person voll Mut und Findigkeit, die darauf brannte, ihre Erfahrungen zu verwerten. Der Gegensatz zu Esthers fast überweiblichem Wesen hätte ihm bei irgend einer andern Gelegenheit ein Lächeln abgenötigt.

„Haben Sie Grund, auf eine bestimmte Person einen Verdacht zu werfen?" fragte sie schließlich. Die Linien in seinem mageren, nervösen Gesicht vertieften sich.

„Ich weiß, daß nur drei Personen gesprochen haben können," sagte er um so deutlicher und bestimmter, da er versuchte, seiner Skrupel Herr zu werden. „Das ist es eben, was mich dazu gebracht hat, hierher zu kommen. Ich kann sie nicht selbst zur Rede stellen, und doch muß ich Gewißheit haben. Ich kann keinem mehr glauben, bis ich es herausgefunden habe."

Sie machte hierzu keine Bemerkungen, er fühlte aber in ihrer ruhigen, abwartenden Haltung die Frage. Hätte sie sich nur um eine Spur weniger geschäftsmäßig benommen oder irgend etwas Unvornehmes getan, so hätte er nie diesen Punkt berühren können. Ihr Benehmen war jedoch für seine gereizte Empfindlichkeit erträglich. Er zögerte nur einen Augenblick.

„Es sind dies mein Bruder Oskar, mein bester Freund Jerome Scott und — — — eine Dame."

„Und Sie haben also, wie Sie bemerkten, diese drei noch nicht selbst gefragt?"

„Wie hätte ich es tun können! Und wer von ihnen wirklich gesprochen hätte, würde es ja nie zugeben, würde bestimmt leugnen. Jeden von ihnen sah ich bald nachher, natürlich,

Digitized by Google

und es schien mir, als fühlten sich alle unbehaglich — — —, wahrscheinlich war es mein Fehler. Als wir davon sprachen, konnte ich niemand ansehen; die ganze Situation war peinlich. Ich ging für einige Tage weg, um sie nicht sehen zu müssen und dieses Gefühl zu überwinden. Es zog mich indessen wieder zurück, und nun bin ich entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, koste es, was es wolle."

Miß Bellchambers sann nach.

„Ich werde bei der Zeitung kaum das Nötige erfahren können. Wenn dieser Versuch fehlschlägt, könnten Sie mir keine Gelegenheit verschaffen, mit diesen drei Personen zusammenzutreffen, sie auf eine oder zwei Stunden mit Ihnen zusammen zu sehen? Ich bin ziemlich geschickt im Herausfinden von schlechten Gewissen."

„Ich sehe nicht, wie das möglich wäre."

„Könnten Sie sie nicht zu Mittag einladen? Ich habe ein sehr gutes Gesellschaftskleid und habe diese Rolle schon mehrere Male gespielt."

Ihr Ton war durchaus unpersönlich und geschäftsmäßig, Eliot dagegen errötete und fühlte sich unbehaglich.

„O nein, das ginge nicht," rief er aus. „Ich fühlte mich zu — zu — —."

„Nun, wie wäre es, wenn Sie Ihre Freunde zum Mittagessen einladen würden und mich servieren ließen? Auch das habe ich schon mehrmals getan. Ich werde mich sehr leicht mit Ihrem Dienstpersonal zurechtfinden. Ich kann am Ende noch mehr erfahren, wenn ich Sie so zusammen sehe, als wenn — — —".

„Nein, wirklich." Eliot sprang in seiner Erregung auf.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, doch ich kann nicht, ich kann wirklich nicht!"

„Nun, dann versuchen wir es auf andre Weise," gab sie nach. An der Tür blieb er stehen.

„Wenn ich nur gewiß wäre, daß Sie ein Geheimnis bewahren können, da die andern es nicht konnten?"

„Es ist mein Beruf," erwiderte sie schlagfertig — — —

III.

Miß Bellchambers gab die zwei Briefe wieder zurück und strich gedankenvoll über die hübsche, weiße Schürze, die ihr schwarzes Kleid bedeckte.

„Und der dritte, der Brief der Dame, war er im gleichen Ton geschrieben?" fragte Sie.

Eliot nickte stillschweigend, er sah gequält und abgehärmt aus. „Ich kann wirklich nicht einsehen, wie Sie hoffen können, bei bloßer Beobachtung etwas herauszufinden," sagte er nun mit gereizter, ungeduldiger Bewegung der Hände.

„Ich ebenso wenig — — im Augenblick," antwortete sie.

„Nun, es kann nicht helfen, der Sache muß ich auf den Grund kommen, ob mit guten oder schlechten Mitteln," sagte er endlich entschlossen. „Es ist besser, den Glauben an einen von ihnen zu verlieren, als an alle drei."

— — — — — — — — — — — — —

„Bin ich die erste? Sag mal, wo hast du denn dein hübsches, neues Mädchen her?" tönte Esthers Stimme von der Türschwelle her,

„Ach, es ist nicht viel los mit ihr, ich werde sie kaum behalten können," sagte Eliot unbehaglich. „Ich bin sehr froh, dich hier zu haben, Esther."

„Sie sieht aus, wie eine Dame," fuhr Esther fort. „Mein Kleid war nicht richtig eingehakt; sie bemerkte es sofort und brachte es in Ordnung. Worin läßt sie es denn fehlen?"

„Ach, ich weiß nicht recht; sie ist nicht sorgfältig genug." Er bückte sich und schürte das Feuer, ohne daß es nötig gewesen wäre. „Wie du weißt, bin ich selbst so eine alte Magd."

Sein Lachen klang nicht natürlich; sie antwortete nicht, sondern betrachtete ihn nur mit ernstem Blick. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als Oskar und Scott eintraten und ihn von diesem Gesprächsthema erlösten. Einige Augenblicke später wurde zum Essen gerufen.

„Bitte Jack, wer soll denn die Rolle der Anstandsdame in dieser Gesellschaft spielen?" fragte Esther, als sie sich nach der Tür wandte. Eliot starrte sie an und brach in ein kurzes Gelächter aus.

„Liebe Esther, ich habe wahrhaftig ganz den Kopf verloren, ich hatte nicht den leisesten Gedanken an eine Anstandsdame. Sollen wir

Digitized by Google

uns gar nicht hinsetzen nnd lieber irgendwo auswärts speisen?" Er sagte das eifrig, aus einem plötzlichen Gefühl der Erleichterung heraus, über das er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Oskar unterbrach ihn jedoch in seiner raschen Art.

„Unsinn! Ich bin doch wahrhaftig alt genug, um bei irgend einem Anlaß das Amt der Anstandsdame zu übernehmen. Du weißt außerdem gut genug, Esther, daß dir durchaus nichts daran gelegen ist."

Lächelnd stand sie zwischen den drei Herren, — — — ein Bild, das Eliot sicherlich gewürdigt haben würde, wäre er nicht so gedrückt und über sich selbst beschämt gewesen und außerdem noch zu erbittert, um vergessen zu können, was ihm angetan worden.

„Vielleicht ist die neue Zose verheiratet," warf sie lachend ein, „soll ich sie fragen, Jack?"

Seine Nerven waren zu sehr in Spannung, um in dem Augenblick zu verstehen, daß sie nur scherze.

„Nein, natürlich nicht," sagte er scharf, errötete jedoch, als er bemerkte, wie die Heiterkeit aus ihren Augen wich und einem verletzten Ausdruck Platz machte.

„Wenn du dich unbehaglich fühlst, Esther," fügte er in weicherem Tone hinzu, „dann —."

„O nein," sagte sie, und ging voran in das Eßzimmer. Als sie zusammen am Tische saßen, machte Eliot krampfhafte Anstrengungen, zu plaudern und zu lachen; seine Nervosität jedoch und der Zwang, den er sich auferlegte, schien auch auf seine Gäste überzugehen. Er konnte ihren Augen nicht begegnen und fühlte, wie auch sie seinem Blick auswichen.

Die neue Aufwärterin verrichtete ihre Dienstleistungen ruhig und unauffällig, sie verließ dabei selten das Zimmer. Eliot merkte an allerlei kleinen Vorgängen, daß es ihr gelungen war, sich in ausgezeichnetes Einvernehmen mit seinem Diener Dennis zu setzen.

Oskar, dem eine unaufgeklärte Situation niemals behagte, weigerte sich schließlich offen, noch länger an der erzwungenen Unterhaltung über ein neues Theaterstück teilzunehmen und platzte endlich in gereiztem Tone mit der Frage heraus: „Was in aller Welt ist nur heute mit dir, John? Du bist nicht ein bißchen so wie sonst."

Eine innere Stimme sagte Eliot „jetzt", und er fühlte, wie alle Nerven in seinem Körper sich spannten, um dem, was nun kommen mußte, gewachsen zu sein, als er antwortete:

„Nun ja, mich quält allerlei. In letzter Zeit bin ich ganz aus dem Gleichgewicht geraten, seit der Angelegenheit mit Bertie. Ich kann nicht darüber hinwegkommen." In der Pause, die eintrat, hielt er seine Augen auf das Weinglas gerichtet, das er langsam zwischen Daumen und Zeigefinger drehte. Niemand regte sich oder sprach. Die neue Dienerin bewegte sich ruhig um den Tisch, eifrig bemüht, ihren Pflichten nachzukommen. „Ich ging fort, um zu sehen, ob ich mich beruhigen könne," fuhr Eliot fort, „es war aber nutzlos. Ich kann weder vergessen noch vergeben."

Noch immer konnte er die andern nicht ansehen. Jerome Scott unterbrach endlich das Schweigen und räusperte sich mehrmals, ehe er seinen Satz vollenden konnte.

„Es war solch ein nutzloser Akt der Roheit, dies zu drucken oder auszuschwatzen," sagt er.

„Ach, ich kann gar nicht begreifen, wie jemand ein solches Geheimnis verraten konnte", fügte Esther mit hastiger, tonloser Stimme hinzu. „Es wäre denn, daß es unabsichtlich geschah — — — durch irgend einen Zufall."

„Unabsichtlich?" wiederholte Eliot.

„Ich finde, du nimmst die Sache viel zu ernst, John," unterbrach Oskar. „Daß der arme Junge eine törichte, unrechte Tat beging, das ist dein Kummer und nicht, daß das die Leute nun wissen. Was kümmern die dich?"

Eliot sah, wie die Augen der Aufwärterin fest auf den Sprecher gerichtet waren, und er studierte ihre Gesichtszüge mit unbedachtsamem Eifer. Sofort drehte sie sich um und ging an das Büffett zurück. Mit einem Ruck nahm er seine Rolle wieder auf.

„Nein, das ist es nicht allein," sagte er. „Doch lassen wir das; ich finde nicht, daß meine Kümmernisse ein sehr erquickliches Tischgespräch bilden. Bitte, Jerome, heitere uns auf, das ist ja dein Lebensberuf." Über sein erhobenes Glas hinweg begegnete er dem Blicke seines Freundes, der, wenn auch traurig,

Digitized by Google

doch durchaus lauter war, und eine innere Eingebung sagte ihm, daß der von geheimer Selbstanklage unberührt sei.

Nein, es war nicht Jerome, entschied er. Er ist wohl unruhig, weil er denkt, jemand von den andern sei der Schuldige, doch er selbst hatte es sicherlich nicht gesagt.

Und ohne sich deutlich bewußt zu werden, was ihn dazu bewog, nahm Eliot die Weinflasche und hielt sie mit fragendem Blick über das ungefüllte Glas seines Bruders. Oskar zog es weg.

„Nein, bitte nicht," sagte er. „Du weißt doch, daß ich nie etwas Stärkeres als Puddingsauce berühre. Seit fünf Jahren habe ich es nicht getan." Eliot fühlte den Mut sinken; auch der Strohhalm, den Scotts Brief ihm bot, war nun zerbrochen. Mit einer gewissen Verzweiflung wandte er sich an die Frau, die er im Begriffe stand zu heiraten.

Seit dem Erscheinen des verhängnisvollen Artikels hatte er Esther nur selten gesehen; eine unbestimmte Furcht, Gewißheit zu erlangen über etwas, das ihm keinen Augenblick Ruhe ließ, hatte ihn davon abgehalten. Jetzt, da er sich direkt an sie wandte, fühlte er zum erstenmal an ihr eine unerklärliche Veränderung. Etwas von ihrer alten Freimütigkeit schien verschwunden. Während Oskar und Scott in ein lebhaftes Gespräch gerieten, konnten sie die Unterhaltung nur mühsam fortsetzen, — — — sie beide, die seit Monaten einander so nahe gestanden.

Im weiteren Verlauf des Mittagessens wurde es ihm immer klarer, daß Esther nicht ganz glücklich sei und eine Last ihr Herz bedrücke. Das war sicher die Ursache, weshalb sie bei jedem seiner Blicke zusammenzuckte und sich eifrigst bemühte, das Gespräch auf unpersönliche Dinge zu lenken. Einmal drehte sich die Unterhaltung um die Frage von unverzeihlichen Sünden, und da stellte sie in plötzlichem Eifer die Behauptung auf, daß es zwischen Menschen, die durch Liebe eng miteinander verbunden seien, überhaupt keine solche gebe.

„Ich wüßte wirklich nichts, was ich dir nicht vergeben könnte, und hätte es noch so weh getan," äußerte sie, indem sie ihre bekümmerten Augen zu ihm aufschlug.

Er fühlte eine grausame Lust, sie zu prüfen. „Selbst gebrochene Treue?" fragte er. „Ich könnte das nie verzeihen und möchte nicht von dir erwarten, daß du es verzeihen würdest."

Tiefe Röte ergoß sich über ihr abgewandtes Gesicht.

„Darf ich Ihnen Zucker anbieten, gnädige Frau," sagte mit sanfter Stimme die neue Aufwärterin an ihrer Seite.

„Nein danke — — — doch, bitte," sagte Esther mit gezwungenem Lachen.

Als das Mädchen die Zuckerzange über seine eigene Kaffeetasse hielt, sagte Eliot etwas barsch: „Dies genügt, Sie können nun gehen".

Er fühlte einen warnenden Finger auf seiner Schulter. Oskar war noch nicht bedient worden. Einen Augenblick später verließ sie das Zimmer.

Als Eliot nach aufgehobener Tafel mit seinen Gästen durch die Vorhalle schritt, blieb er, als er plötzlich die weiße Schürze von Miß Bellchambers auftauchen sah, hinter den andern zurück und legte nervös seine Hand auf ihren Arm.

„Nun," flüsterte er, „was haben Sie — —" Sie entzog sich ihm jedoch rasch.

Im Salon fand er Esther mit den auf dem Tisch liegenden Zeitschriften beschäftigt.

„Ich habe heftigen Kopfschmerz diesen Abend, Jack, du wirst mich wohl entschuldigen, wenn ich früh nach Hause gehe." Er erschrak über das verzagte, leise Zittern ihrer Stimme, doch suchte er sein Herz davor zu verschließen.

Als seine Gäste das Haus verlassen hatten, kehrte er in den leeren Salon zurück voll bitterer Gedanken. Daß sie, falls sie das Geheimnis irgendwie verraten haben sollte, dem Vorwurf aus dem Wege zu gehen suchte, war wohl natürlich — — darum also hatte sie es vermieden, seinem Blick zu begegnen. Etwas Weißes auf dem Fußboden erregte seine Aufmerksamkeit, er stand auf und fand ihr kleines Spitzentaschentuch. Von diesem Etwas, das von ihr herrührte, kam es plötzlich wie ein beruhigendes Gefühl über ihn. Er hielt das kleine Tuch in seinen Händen.

„Nein, Esther — ich kann es nicht glauben!" rief er aus.

Digitized by Google

„Nein — sie ist es nicht," sagte Miß Bellchambers Stimme dicht hinter ihm.

Schnell drehte er sich um.

„Nicht, sind Sie sicher?"

„Ich bin dessen ganz gewiß."

„Ich hätte es doch wissen können!" Dann zog ein Schatten über seine Augen. „Oskar?"

„Nein."

Er warf sich in seinen Stuhl. „Ach, ich kann es auch von ihm nicht glauben," sagte er.

„Weder Mr. Scott, noch irgend jemand von den dreien — — —"

„Wieso, wenn es niemand von ihnen sein soll, wer kann es denn sein?"

Sie setzte sich in den großen Stuhl ihm gegenüber und strich ihre kleine Schürze glatt.

„Sie selbst."

„Was sagen Sie?"

„Sie selbst sind es."

Verständnislos starrte er sie an und erwartete Aufschluß.

„Sie haben die schlechte Gewohnheit, laute Selbstgespräche zu halten," fuhr sie fort, „und Ihr Diener Dennis hat ebenfalls die schlechte Gewohnheit, geräuschlos herumzuschleichen. Man gab ihm 50 Dollars für die Geschichte."

Eliot war in höchster Verwirrung. „Sie glauben — —"

„Sie selbst gaben mir den Schlüssel dazu. Wenn irgend etwas Sie lebhaft beschäftigt, sagen Sie ganze Sätze laut vor sich hin. Ich fand das in der ersten halben Stunde heraus. Dann machte ich mich daran, den Diener auszuforschen. Das übrige war leicht. Wir haben uns quasi assoziiert; er verkauft den Skandal, den ich einsammle, und in den Profit teilen wir uns." Miß Bellchambers lächelte etwas verächtlich.

„Aber — — aber, ich kann nicht begreifen," rief Eliot aus. „Was beunruhigte denn Esther, sie war so gar nicht sie selbst."

„Nun," sagte die Beamtin der Geheimpolizei langsam, „wenn Sie bedenken, daß Sie während des Essens mich förmlich verfolgten mit Ihren Augen, in größte Verlegenheit gerieten, als man mich im Gespräch erwähnte und vollends in der Vorhalle meinen Arm ergriffen, während sie noch vor dem Spiegel stand, dann —"

„Sie glauben, daß sie das bemerkt und alles erraten hat?" sagte er aufrichtig bestürzt. „Ach, ich kann das kaum glauben. Es will mir eher scheinen, sie habe gesehen, daß ich sie im Verdacht hatte, geplaudert zu haben, und dadurch hat sie sich verletzt gefühlt — — — das arme Kind!"

Miß Bellchambers senkte ihre Augen, und ein verstecktes Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ohne Zweifel vermuten Sie das Richtige" sagte sie.

„Nun ist es vorüber! Gott sei Dank!" Erleichtert streckte er seine Arme aus. „Sie haben mich zehn Jahre jünger gemacht. Wie kann ich Ihnen je genug danken?".

„Es ist mein Beruf," antwortete sie trocken.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen. Er drehte sich um und bemerkte Esther.

„John, ich bin zurückgekommen, ich konnte es nicht aushalten. Etwas war diesen Abend nicht richtig." Sie atmete schnell wie ein erschrecktes Kind.

Dann erblickte sie die Person mit der weißen Schürze im großen Stuhl und blieb mit stolz erhobenem Kopf stehen. „Ich wußte nicht, daß du verlobt seiest. Gute Nacht!" Sie wandte sich weg und wollte das Zimmer verlassen, doch Eliot ergriff schnell ihre beiden Hände.

„Mein Liebling, warte doch, bis ich dir die Sache erklärt habe. Hier stelle ich dir Miß Bellchambers vor, Beamtin der Geheimpolizei."

Die Farbe kehrte plötzlich in Esthers Wangen zurück. „Der Geheimpolizei?"

„Ja, sie hat das ganze Rätsel gelöst; und o, meine liebe Esther, ich bin so glücklich!"

Sie verstand den Zusammenhang immer noch nicht recht, doch hielt sie Eliot fest bei den Händen, und schließlich trafen sich ihre Augen. In einem Gefühl der Dankbarkeit wandte sie sich um nach der Detektiv; doch Miß Bellchambers war aus dem Zimmer verschwunden. Sie war eine rücksichtsvolle, zartfühlende Beamtin.

Digitized by Google

Wegweiser für die Berufswahl[1]).

Besprochen von Dr. Ernst Goldmann.

Nachdruck verboten.

Mit diesem Büchlein hat der Erziehungsbeirat nicht nur seinen Pflegern und Pflegerinnen, sondern auch den Eltern und Vormündern der unteren Volksklasse ein vortreffliches Hülfsmittel für die Berufswahl beschert. Wir brauchen den Lesern der „Frau" nicht erst darzulegen, von welcher ernsten Bedeutung die Berufswahl für das Leben des Einzelnen und für das Wohl der Gesamtheit ist. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung der deutschen Nation und den gewaltigen Zuwachs der Bevölkerung ist das Berufsleben zu einem heißen Wettbewerb, zu einem Kampfe um das tägliche Brot geworden, unter dem besonders die wirtschaftlich schwachen Kreise leiden. Für diese Volkskreise ist die Berufswahl des Kindes vielfach zu einer schweren Sorge geworden. Es gilt einen Beruf zu finden, der ein sicheres und dauerndes Auskommen bietet, und diese Aufgabe ist oft recht schwer zu lösen, weil den Beteiligten der Einblick in die wirtschaftliche Lage der einzelnen Erwerbszweige fehlt. Aus solcher Unkenntnis heraus werden viele Fehler begangen, die für die Kinder traurige Folgen haben. Zu dieser Unkenntnis tritt häufig noch der Unverstand der Eltern, Beschäftigungen zu wählen, die recht bald Geld einbringen, so daß das Kind eine ordentliche Berufsausbildung überhaupt nicht erhält. Auch gegen die sonstigen Grundregeln, die bei der Berufswahl zu befolgen sind, wird reichlich gesündigt. Man prüft nicht, ob die Fähigkeiten und die Vorbildung des Kindes für den gewählten Beruf zureichen, und man fragt nicht danach, ob seine Körperbeschaffenheit und Gesundheit den Anforderungen des Berufes entsprechen. Daher die vielen Leute, die ihren Beruf nicht ausfüllen oder überhaupt keinen ordentlichen Beruf gelernt haben. Wie ist hier Abhülfe zu schaffen? Durch möglichste Aufklärung der Eltern und Vormünder über die einschlägigen Fragen!

Im Dienste dieser Aufklärung steht der Wegweiser des Erziehungsbeirats. Er gibt Auskunft über alle Berufe, welche nichts als Volksschulbildung voraussetzen. Zu Grunde gelegt sind dabei die Berliner Verhältnisse, und diese sind mit der größten Sorgfalt bearbeitet. Das Buch zerfällt in einen allgemeinen und einen speziellen Teil. Der allgemeine Teil, von Spezialärzten geschrieben, behandelt den Einfluß des Berufslebens auf die Gesundheit. In kurzen, gemeinverständlichen Abhandlungen werden die organischen Erkrankungen dargestellt, welche durch die einzelnen Berufe, sei es hervorgerufen, sei es verschärft zu werden pflegen. Hier werden Fingerzeige für die Prüfung der körperlichen Berufstauglichkeit des Kindes gegeben. Dieser Teil des Buches verdient besonderen Beifall, weil es bisher an einer volkstümlichen und doch wissenschaftlichen Darstellung der Gesundheitsgefahren im Berufsleben völlig gefehlt hat. Wir machen speziell auf die Kapitel über die krankhaften Zustände der Atmungsorgane, des Nervensystems, des Auges und des Gehörs aufmerksam, sowie auf die Zusammenstellung der Berufsarten nach Sehschärfen. Neben den Berufen der Männer sind diejenigen der Frauen gebührend berücksichtigt; so sind z. B. die weiblichen Berufe nach den Ansprüchen an die Sehschärfe besonders zusammengestellt. Ein eigenes Kapitel befaßt sich mit den krankhaften Zuständen der weiblichen Organe und mit der Frage, ob es geraten ist, Mädchen vor der Beendigung ihrer Entwicklung einer regelmäßigen Berufstätigkeit zuzuführen. Die Befolgung dieser guten Ratschläge setzt natürlich eine ärztliche Untersuchung des Kindes beim Eintritt in das Berufsleben voraus, und es kann nicht genug auf die Notwendigkeit und den Nutzen einer solchen Untersuchung hingewiesen werden.

Der spezielle Teil des Wegweisers behandelt in knapper, aber durchweg klarer Form 146 einzelne Berufe, darunter 55, in denen Personen weiblichen

[1]) Im Auftrage des Freiwilligen Erziehungsbeirats für schulentlassene Waisen zu Berlin bearbeitet von Prof. Dr. Sommerfeld, Edgar Jaffé und Johannes Sauer. Hamburg 1902. Preis 1,50 Mark.

Digitized by Google

Geschlechts Verwendung finden. Die Berufe sind zur besseren Übersicht eingeteilt in landwirtschaftliche (6 Nummern), gewerbliche (107) und kaufmännische Berufe (10); dazu kommen häusliche Dienste mit 12 und öffentlicher Dienst mit 11 Nummern. Also ein reiches Material! Bei jeder einzelnen Nummer erhalten wir Auskunft über folgende Gesichtspunkte: über Berufsgefahren, über körperliche Erfordernisse, über die Ausbildung und über die Aussichten des Berufs. Die Auskünfte sind ebenso gründlich wie übersichtlich gearbeitet. Unter „Ausbildung" finden wir spezielle Angaben über Vorbildung, Lehrzeit, Lehrgeld, Kost und Unterkunft, über Fach- und Fortbildungsschulen, Beschaffung des Werkzeugs, aber auch darüber, in welchen Berufen Lehrlingszüchterei getrieben wird, und über manche andere wichtige Frage. Das reichste Lob verdienen aber die Mitteilungen über die Aussichten in den einzelnen Erwerbszweigen. Über diesen so wichtigen Punkt bekommen wir die genauesten und zuverlässigsten Angaben; es wird da über die Löhne und Gehälter gesprochen, über Angebote und Nachfrage nach Arbeitskräften, über Stellenvermittlung, Arbeitszeit, Saison, allgemeine Lage des Erwerbszweigs und über die Möglichkeit, sich selbständig zu machen. In einem Anhang wird noch ein Verzeichnis der Berliner Arbeits- und Lehrstellennachweise gegeben.

Schon dieser Überblick läßt erkennen, daß der Wegweiser ein ausgezeichneter Ratgeber für alle Eltern, Vormünder und Pfleger ist, die sich über den Beruf ihrer Kinder und Schutzbefohlenen nach dem Verlassen der Volksschule schlüssig machen müssen. Es gibt kaum einen Berufszweig, über den dieses Volksbuch nicht Rede stände. Was noch zu verbessern ist, werden die folgenden Auflagen sicherlich verbessern; bezeichnen doch die Herausgeber selbst ihr Werk bescheiden als einen ersten Versuch. Wir selbst möchten empfehlen, in die kommenden Auflagen eine kurze Zusammenstellung aller Gesichtspunkte aufzunehmen, die für die Berufswahl maßgebend sein sollen. Jedenfalls ist dieser „erste Versuch" vorzüglich gelungen, und er ist ein schönes Zeugnis für die ernste und eifrige Arbeit des Berliner Erziehungsbeirats auf dem Gebiete der Jugendfürsorge. —

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Ausbildung der Lehrerinnen** beschäftigte das Herrenhaus in der Sitzung vom 3. April. Oberbürgermeister Bender, der bekannte tatkräftige Freund der Frauenbildung, wies darauf hin, daß der Staat, der Mittel zur Lehrerbildung aufwendet, auch die Lehrerinnenbildung nicht in dem Maße wie bisher der Privatunternehmung überlassen dürfe. Der Kultusminister gab auf diesen Hinweis die Zusicherung, daß die Unterrichtsverwaltung überall, wo die Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung geeignete seien, ein staatliches Seminar einzurichten bestrebt sei. Diese Zusicherung ist gewiß wertvoll. Wertvoller noch wäre sie, wenn neben der Verstaatlichung auch die wohl nicht minder dringende Reform der Lehrerinnenbildung in Aussicht gestellt worden wäre.

* **Frauen im Eisenbahndienst.** Aus Berlin wird berichtet: „Die Beschäftigung von Damen im Eisenbahnabfertigungsdienst der preußischen Eisenbahnverwaltung hat sich nach den bisher gewonnenen Erfahrungen durchaus bewährt, sodaß künftighin die Zahl der weiblichen Kräfte noch eine kleine Vermehrung erfahren dürfte. Bevorzugt bei der Annahme werden, ihre Befähigung vorausgesetzt, die Töchter verstorbener Eisenbahnbeamten."

* **Das Mädchenrealgymnasium in Schöneberg** hat nunmehr für den Lehrplan seiner beiden untersten Jahresklassen die ministerielle Genehmigung erhalten. Darin heißt es: „Die Benennung der Klassen als Untertertia bis Oberprima ist unstatthaft, sie sind vielmehr als sechste bis erste Realgymnasialklasse zu bezeichnen." Muß man nun schon der Sache ihren Lauf lassen, so soll das Ärgernis doch wenigstens nicht als das benannt werden, was es ist.

* **Eine soziale Aufgabe für Frauenvereine.** Reinigungsinstitute, die jede Art von Aushülfepersonen für häusliche Dienste vermitteln, schießen in der Großstadt neuerdings wie Pilze aus der Erde. Die Tarife solcher Anstalten zeigen, daß diese Vermittlung für den Unternehmer ein ganz einträgliches Geschäft ist. Die Frauen beziehen nämlich nur einen — zum Teil recht niedrigen Prozentsatz des von den Herrschaften gezahlten Tage- bezw. Stundenlohns. Der Rest ist Unternehmergewinn. Es scheint uns außerordentlich bedenklich, daß eine Einrichtung, die sicher durch die Veränderungen der modernen Hauswirtschaft sehr rasch weiter entwickelt werden wird, ganz in die Hände der Spekulation gerät. Es würde sicherlich eine dankbare Aufgabe für Frauenvereine sein, solche

Digitized by Google

Institute zu schaffen, in denen den Arbeiterinnen ihr Lohn voll oder nur mit einem ganz geringen Abzug zur Deckung der Betriebsunkosten gesichert würde.

* **Das medizinische Staatsexamen** bestanden mit der Note Sehr gut als Gesamtresultat sowohl als in fast allen einzelnen Fächern Fräulein Hermine Edenhuizen und Fräulein Frieda Busch an der Universität Bonn. Eine Zeitungsnotiz berichtet, daß seit Jahren in Bonn kein so gutes Staatsexamen gemacht worden ist. Die beiden Examinandinnen sind ehemalige Schülerinnen der Berliner Gymnasialkurse.

* **Die erste Ärztin** ist kürzlich in die Matrikel der Ärzte zu Hamburg aufgenommen worden. Es ist Fräulein Dr. med. Maria W. Geiß.

* **Die in Königsberg angestellten Waisen- und Ziehkinderpflegerinnen** haben sich, wie berichtet wird, ausgezeichnet bewährt. Die Sterblichkeit der Ziehkinder hat in dem einen Jahr seit Einführung des Systems um die Hälfte abgenommen. Es wird nun der Wunsch ausgesprochen, daß man zur Anstellung besoldeter Pflegerinnen an Stelle der ehrenamtlichen übergehen möchte.

* **„Hörerinnen" an Württembergischen Universitäten.** Nach einer Verfügung des Kultusministers werden weibliche Personen, welche die für das Studium der Medizin oder Pharmazie geforderte Schulbildung besitzen, als Hörerinnen zu akademischen Vorlesungen und Übungen zugelassen unter der Voraussetzung, daß die Lehrer für den Besuch ihre dauernde Einwilligung geben. In besonderen Fällen ist die Genehmigung des Ministeriums erforderlich.

* **Die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft** wurde Fräulein Bertha Ries verliehen, der Vorsteherin der Frauenarbeitsschule des schwäbischen Frauenvereins in Stuttgart. Fräulein Ries hat sich um die kunstgewerbliche Ausgestaltung der Kunststickerei in der Frauenarbeitsschule große Verdienste erworben.

* **Eine Zentrale der Stellenvermittelung für Mädchen und Frauen gebildeter Stände** hat vor einigen Monaten der Deutsch-Evangelische Frauenbund in Hannover ins Leben gerufen. (Vorsitzende Fräulein A. v. Reden, Hannover-Waldhausen, Brandestr. 7.) Sie sucht Stellensuchenden ein ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechendes Arbeitsgebiet gewissenhaft zu vermitteln und den Arbeitgebern durch sorgfältige Prüfung der einschlägigen Verhältnisse nur wirklich brauchbare Kräfte zuzuführen. Mit der Zentrale ist eine gewissenhafte Beratung für alle Frauen verbunden, die einen Beruf wählen und sich über die nötige Vorbildung unterrichten möchten. Ein umfangreiches Material der den gebildeten Frauen in Deutschland heute zugänglichen Berufe unterstützt die Arbeit dieser Zentrale, die durch ihr segensreiches Wirken sich sicherlich viele Freunde erwerben wird.

* **An der Wiener Universität** studierten im abgelaufenen Wintersemester 306 Frauen und zwar 70 ordentliche und 236 außerordentliche Hörerinnen. Von den 70 ordentlichen Hörerinnen waren 19 in der medizinischen und 51 in der philosophischen Fakultät immatrikuliert. Die 236 außerordentlichen Hörerinnen verteilen sich, wie folgt, auf die Fakultäten: 2 Hörerinnen der Staatsrechnungs-Wissenschaft in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, 7 Frequentantinnen und 9 Hospitantinnen in der medizinischen Fakultät, 85 außerordentliche Hörerinnen, 133 Hospitantinnen in der philosophischen Fakultät.

* **Über die Frage der verheirateten Lehrerinnen** ist gelegentlich eines in Aussicht stehenden neuen Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der Lehrpersonen von dem niederösterreichischen Landesschulrat eine Enquête bei den Bezirksschulräten veranstaltet worden. Es haben sich nun sämtliche Bezirksschulräte des Landes mit einer Ausnahme dahin ausgesprochen, daß die Verheiratung der Lehrerin ihrer freiwilligen Dienstentsagung gleichkommen soll; die Bezirksschulräte von Horn und Hietzing-Umgebung mit dem Zusatz, daß bei der Dienstentsagung eine Rückzahlung oder Entschädigung der in den Pensionsfonds bereits eingezahlten Beträge zu erfolgen habe. Der Bezirksschulrat von Krems sprach sich für das Eheverbot aus gegen die Stimmen der Lehrervertreter. Im Wiener Bezirksschulrat wurde der Beschluß gefaßt, durch die Besteuerung aller verheirateten Lehrerinnen einen Fonds zu erhalten, aus dem die durch die Mutterschaft der Lehrerinnen notwendigen Supplierungen zu bestreiten sind. Der niederösterreichische Landeslehrerverein, der ebenfalls zu dieser Frage Stellung nahm, sagt in seinem offiziellen Organ sehr treffend:

„Bei dem herrschenden Lehrermangel droht auch schon bei einer geringen Reduzierung der Kompetenten, wie sie durch das Eheverbot der Lehrerinnen stattfände, der Schule die Gefahr, daß weltliche Lehrkräfte durch Schulbrüder und Schulschwestern ersetzt werden, wie dies heute schon in Tirol der Fall ist. Ein Umstand, der allein schon die Lehrerschaft im Interesse der Schule zur Stellungnahme gegen diese Maßregel aufrütteln muß. Die Lehrerschaft aber, die in Österreich nebst der Arbeiterschaft nicht nur die größte politische

Digitized by Google

Schulung, sondern auch hervorragende soziale Erkenntnis hat, kann in einer Kulturfrage, wie es die des Cölibats der Lehrerinnen ist, die nur bei den fortgeschrittensten sozialen Anschauungen eine richtige und endgültige Lösung finden wird, keinen Rückschritt dulden."

* **Der holländische Lehrerbund** erklärte sich kürzlich für durchaus gleiche Behandlung von Lehrer und Lehrerinnen, was Besoldung, Anstellung und Amtspflichten betrifft. Er protestierte gegen die Beschlüsse des Gemeinderates einiger kleiner Städte, welche in der Eheschließung einer Lehrerin den Grund zu ihrer Amtsenthebung erblickten.

* **Die Rechtsstellung der Frau im Vorentwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches** behandelt Rechtsanwalt Dr. Anna Mackenroth in Zürich in einem längeren Artikel der Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Der Entwurf hat ihrer Ansicht nach nicht erfüllt, was er sollte, die Probleme nicht gelöst, die zu lösen waren, aber er bedeutet doch einen Fortschritt. In Bezug auf die Rechtsstellung der verheirateten Frau stimmt er mit dem deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch darin überein, daß der Ehemann durch die Ehe nicht mehr die Vormundschaft über die Ehefrau erwirbt. Aber, sagt Dr. Mackenroth, „was die Gesetzgeber dem Ehemann dafür, daß sie ihm die Vormundschaft nehmen, als Surrogat geben, sieht der Vormundschaft so ähnlich wie ein Ei dem andern. Sie machen ihn zum Haupt der Ehe und geben ihm das vornehmliche Vertretungsrecht für dieselbe und sie verlangen, daß die Ehefrau ihm ihr Vermögen zur Verwaltung und Nutznießung anvertraue und sich dabei jedes eigenen Rechts über dasselbe während der Dauer der Ehe begebe. Und damit wird die Ehefrau ebenso abhängig gemacht, als wenn sie unter Vormundschaft stände und ihre quasi Handlungsfähigkeit erscheint als eine leere Redensart."

In Bezug auf die Freiheit der Frau zur Ausübung eines Berufs bleibt der Schweizer Entwurf noch hinter dem deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch zurück, insofern der Ehemann ein unbeschränktes Recht hat, der Frau Erwerbsarbeit zu verbieten. Eine prinzipiell der Frau günstige Bestimmung des Schweizer Vorentwurfs, nach der die Schuldner des Mannes durch den Richter angewiesen werden können, falls er die Sorge für seine Familie vernachlässigt, Zahlungen an die Ehefrau zu leisten, scheint der Referentin praktisch von geringer Bedeutung. Scharf kritisiert sie das Versagen beider Gesetze in der Vorsorge, „das heute sehr laxe Verantwortlichkeitsgefühl des Mannes, namentlich des Mannes der unteren Klassen, gegen Frau und Kind zu schärfen, die Unterhaltpflicht erzwingbar zu machen, oder doch die Vernachlässigung so zu treffen, daß sie seltener gewagt werden wird."

In Bezug auf das Ehegüterrecht nimmt der Schweizer Entwurf dieselbe Stellung ein wie das Bürgerliche Gesetzbuch, nur daß er bei allen Güterrechten von Gesetzeswegen den Arbeitserwerb der Ehefrau als Vorbehaltsgut erklärt, und daß er auch bei Verwaltungsgemeinschaft der Ehefrau einen bestimmten Anteil an dem in der Ehe durch die Eheleute selbst erworbenen Gute sichert. (Die „große Kommission", die den Entwurf bearbeitet, bestimmte diesen Anteil erst auf die Hälfte, dann auf ein Drittel.) Auch im Vormundschaftsrecht steht die Frau nach dem Schweizer Entwurf günstiger als im Bürgerlichen Gesetzbuch. Er kennt nämlich die Einschränkung der mütterlichen Vormundschaft nicht, daß der Mutter ein „Beistand gesetzt werde, wenn der Vater es verlangt oder die Mutter es begehrt oder die Vormundschaftsbehörde es für gut findet".

Dagegen bleibt der Schweizer Entwurf in dem Schutz der unehelichen Mutter hinter dem Bürgerlichen Gesetzbuch zurück, vor allem insofern er ihr kein Recht auf sechswöchige Unterhaltskosten nach der Entbindung sichert.

* **Den Grad eines Zivilingenieurs** an der Schule für Brücken- und Wegebau zu Paris erwarb kürzlich als erste Frau Frl. Kanyerski. Sie bewirbt sich jetzt um eine Anstellung im russischen Eisenbahndienst.

* **Totenschau.** In Kopenhagen starb am 28. März Magdalena Thoresen. Ihre eigenartig markige Dichtung ist auch uns durch ihre vom Grunowschen Verlag deutsch herausgegebenen Novellen vertraut genug geworden, um ihrer Persönlichkeit ein lebhaftes Interesse zu sichern. Magdalena Thoresen ist 1819 in Friedericia geboren, sie hat sich in Kopenhagen zur Lehrerin ausgebildet und ist dann Erzieherin im Hause eines norwegischen Geistlichen geworden, mit dem sie sich später verheiratete. Björnson, den sie in Bergen kennen lernte, führte sie in die Literatur ein, indem er ihre ersten Gedichte, die anonym erschienen, herausgab. Mit Ibsen verknüpft sie verwandschaftliche Beziehung; er ist mit ihrer Tochter verheiratet. Sie ist, wenn auch nicht eine der bedeutendsten, so doch der markantesten Erscheinungen der norwegisch-dänischen Literatur.

Digitized by Google

Der neunte Internationale Kongreß gegen den Alkoholismus

tagte vom 15. bis zum 19. April unter regster Teilnahme von In- und Ausländern in Bremen. Den Vorsitz über die Verhandlungen führte Direktor Dr. Delbrück, Bremen, im Auftrage der Regierung begrüßte Staatssekretär Graf Posadowsky die Versammlung, deren Arbeit er namens des Reiches als „einen neuen Markstein auf dem Wege des Fortschritts menschlicher Gesittung" beglückwünschte. Der Eröffnung des Kongresses ging eine Versammlung des abstinenten Frauenbundes voraus, in der vor allem die Delegierten ausländischer Abstinenzvereine über ihre Arbeit berichteten: Frau Trygg-Helenius über Finnland, Norwegen, Schweden, Miß Charlotte Gray über die Arbeit der Guttempler in England, Mrs. Hunt über die amerikanische Abstinenzbewegung, Mlle. Parent über den Anti-Alkoholismus in Belgien. Ein Bericht des großen britischen Frauenverbandes wurde verlesen. Frau Dr. Röse-Dresden hielt einen Vortrag über Alkohol und Stillungsvermögen. Sie beleuchtete an der Hand der Statistik die Bedeutung des Alkoholismus für die Säuglingssterblichkeit und zeigte die Wege auf, die sozialpolitische Arbeit zur Hebung dieser Mißstände beschreiten könne.

Über positive Veranstaltungen zur Bekämpfung des Alkoholismus im großen Stil, wie die angelsächsischen und skandinavischen Länder sie aufweisen, konnten die deutschen Frauen noch nicht berichten. Die Zahl derer, die der deutschen Vorkämpferin auf diesem Gebiet, Frl. Ottilie Hoffmann-Bremen, gefolgt sind und den Kampf gegen den Alkohol praktisch aufgenommen haben, ist im Verhältnis zu der Größe der Aufgabe noch gering. Auf dem Kongreß selbst kamen die Frauen ausschließlich bei der Besprechung der Alkoholfrage vom Gesichtspunkt der Volkserziehung und Volksernährung zur Geltung. Frl. Mathilde Lammers-Bremen, neben Ottilie Hoffmann und Lina Morgenstern eine der ersten Frauen, die in Deutschland in die Bewegung eintraten, wies in ihrem Vortrag über „die Aufgaben der Frau im Kampf gegen den Alkoholismus" besonders auf die Bedeutung tüchtiger hauswirtschaftlicher Unterweisung der Mädchen hin und forderte zu diesem Zweck obligatorische Fortbildungsschulen für Mädchen. In der Diskussion waren es vor allem wieder die Ausländerinnen, die von praktischen Erfolgen zu berichten hatten.

Das große, und in seinen Einzelpunkten außerordentlich bedeutsame Programm des Kongresses auch nur annähernd erschöpfend wiederzugeben, ist an dieser Stelle unmöglich. Wer sich über die verschiedenen großen Gebiete der Alkoholfrage, die, zum Teil von ersten wissenschaftlichen Autoritäten Deutschlands und des Auslandes, behandelt wurden, wirklich eingehend unterrichten will, sei auf die offiziellen Berichte verwiesen. Gerade die diesjährigen Verhandlungen umfaßten Fragen von größtem praktischen Interesse, so „Körperübungen und Alkoholismus" (Professor Hueppe-Prag) „Entmündigung wegen Trunksucht" (Professor Cramer-Goettingen) „die moderne Kultur und der Alkoholismus" (Bergmann-Stockholm), ferner vor allem die Behandlung der Gasthausreform, bei der über das bekannte Gothenburger System eingehend und interessant berichtet wurde, u. s. w. In der Diskussion wurde der Standpunkt der vollständigen Enthaltsamkeit, als deren bedeutendste Vertreter Professor Forel-Genf und Delbrück-Bremen anzusehen sind, mit großer Energie, und wie es scheint, erfolgreich und überzeugend vertreten. Immer aber einigten sich die rigorosen Anti-Alkoholisten mit den Temperenzlern über eine große Anzahl praktischer Aufgaben der sozialen und individuellen Prophylaxe.

Der Rheinisch-Westfälische Frauenverband.

(Vorsitzende: Frau Elsbeth Krukenberg) hält seine Generalversammlung am 2. Mai in Düsseldorf. Neben Anträgen der Verbandsgruppen stehen folgende Vorträge auf der Tagesordnung: Frl. Thekla Friedländer-Berlin: Über weibliche Gefangene und neuzeitliche Einrichtungen der Frauengefängnisse. Frl. Dr. Elvira Castner-Marienfelde: Der Gärtnerinnenberuf als Beruf für gebildete Frauen. – Frau Prof. Krukenberg: Der Pflichtenkreis unserer Töchter.

Der III. bayrische Frauentag,

der vom 2. bis 5. Mai in München stattfindet, wird folgende Gebiete der Frauenbewegung zur Besprechung bringen: Häusliche Erziehung (Helene von Forster) und höheres Mädchenschulwesen (Gertrud Bäumer), Fürsorgeerziehung (Dr. jur. Frieda Duensing und Helene Sumper), die rechtliche Stellung der Ehefrau (Marianne Weber), Zulassung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege (Hedwig Lindhamer), die Frau im öffentlichen Leben (Dr. Käthe Schirmacher); ferner die Sittlichkeitsfrage, die Kellnerinnen- und Dienstbotenfrage, die Landkrankenpflege ꝛc.

Digitized by Google

Der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein

wird in den Pfingsttagen in Dresden seine 8. Generalversammlung abhalten. Das Hauptgewicht seiner Verhandlungen wird auf zwei außerordentlich wichtige Fragen gelegt werden: Zulassung der Frauen zu den städtischen Schuldeputationen und Umgestaltung des Lehrplanes der höheren Mädchenschule.

Die achte Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz,

die vom 14.—16. April in Berlin tagte, hatte als zweites „Hauptthema" die Frauenfrage auf die Tagesordnung gesetzt. Die Vorsitzende des deutsch-evangelischen Frauenbundes, Frl. Paula Mueller-Hannover als Referentin und Herr Hofprediger a. D. Stöcker als Korreferent behandelten „Die Pflichten und Rechte der Frau in der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde". Gegen die Frauenfrage-Verhandlungen, die sich vor vier Jahren vor dem Forum der freien kirchlichen Konferenz abspielten, war diesmal ein bedeutender und erfreulicher Fortschritt zu bemerken. Man sieht, daß der deutsch-evangelische Frauenbund dem Gedanken der Frauenbewegung in diesen Kreisen ein gutes Stück Boden gewonnen hat. Die Referentin verlangte die planmäßige Eingliederung der Frauen in die gesamte kirchliche Liebesarbeit als kirchliche Armen-, Waisenpflegerinnen 2c. und die Berufung von Frauen in die öffentliche Armen- und Waisenpflege und zu allen erziehlich-humanitären Zweigen der kommunalen Fürsorge, sowie die vermehrte Anstellung von Lehrerinnen. Diesem größeren Pflichtenkreis müßten dann folgende Rechte entsprechen: in bezug auf die kirchliche Gemeinde das Wahlrecht für die Gemeindevertretung, den Kirchenvorstand, sowie das Wahl- und Einspruchsrecht bei den Pfarrwahlen; in bezug auf die bürgerliche Gemeinde gleiche Rechte mit den männlichen Beamten der Armen- und Waisenpflege, Zulassung zum Bezirksvorsteheramt, Hinzuziehung zu den Armen- und Waisenausschüssen und Kommissionen, Gewährung des aktiven und passiven Wahlrechts für die Schuldeputationen an Frauen und Lehrerinnen. Der Korreferent, dessen Ausführungen in bezug auf Sachlichkeit und Ernst nicht nur gegen die Vorrednerin unvorteilhaft abstachen, sondern überhaupt nicht gerade von sehr hoher Achtung vor seinem Publikum zeugten, fügte den positiven Forderungen noch eine negative hinzu: vom politischen Stimmrecht nämlich seien die Frauen unter allen Umständen auszuschließen.

Die Diskussion ergab keine erheblichen Abweichungen von dem aufgestellten Programm: immerhin doch ein erfreuliches Zeichen für den Fortgang der Frauenbewegung, wenn in dieser aus Angehörigen der Rechtsparteien zusammengesetzten Versammlung die oben angeführten Forderungen anstandslos anerkannt wurden. Einen Schritt weiter hätten unseres Erachtens aber sowohl die Referentin, wie der Korreferent gehen können, ja als Konsequenz ihrer Thesen gehen müssen: zur Forderung des Gemeindewahlrechts für die Frauen. Da bekanntlich in fast allen Bundesstaaten die Zulassung zur Schuldeputation von dem Besitz des Gemeindewahlrechts abhängig ist, so kann man die Aufnahme der Frauen in diese Körperschaften nicht wohl fordern, wenn man diese Voraussetzung nicht erfüllt sehen will. Wir irren sicherlich nicht in der Annahme, daß die Umgehung dieser Forderung nur eine Konzession an die Versammlung war, umsomehr als Hofprediger Stöcker bereits an andrer Stelle für das Gemeindewahlrecht der Frauen eingetreten ist.

Der Frauenhilfsbund für die Burenfrauen und Kinder

veröffentlicht folgenden Rechenschaftsbericht pro 1. Februar 1902—1903:

Unsere Reineinnahmen betragen rund 60 000 Mark. Hiervon wurden verwendet: für nach Südafrika gesandte Waren rund 7400 Mark, für den Transport derselben 1363 Mark; für bare Unterstützungen 21 000 Mark, wovon 3000 Mark an deutsche Burenkämpfer. Dem „Deutschen Burenhilfsbunde" wurden 6000 Mark überwiesen. Den Generalen Botha, De Wet und De la Rey überreichten wir für ihr Volk 18 000 Mark. — Der Rest unserer gesammelten Gelder wird den Burengeneralen nach Südafrika zur Verteilung an Frauen und Kinder gesandt. — Alle Ämter des Vorstandes sind ehrenamtlich verwaltet worden.

Laut Beschluß der Generalversammlung vom 3. d. Mts. ist der Bund wegen verminderter Einnahmen am 1. April d. J. aufgelöst und das Bureau geschlossen. Alle uns noch zugedachten Spenden bitten wir, nach dem 1. April an die „Kur- und Neumärkische Ritterschaftliche Darlehnskasse", Berlin W. 8, Wilhelmsplatz 6, mit dem Vermerk „für den Buren-Generalhilfsfonds", der auch ferner für die Opfer des südafrikanischen Krieges sammelt und jeden Beitrag quittiert, senden zu wollen.

Für ihre opferfreudige Mitarbeit allen unseren Freunden herzlichen Dank!

Die Vorsitzende:
L. von Heisten.

Der Charlottenburger Hauspflegeverein

(Vorsitzende: Frau Hedwig Heyl) verzeichnet in seinem 5. Jahresbericht eine bedeutende Steigerung seiner Arbeitsleistung. Die Anzahl der geleisteten Pflegen ist seit dem letzten Vereinsjahr von 482 auf 648 gestiegen; die Zahl der Pflegetage belief sich in diesem Jahre auf 3 972 ganze und 695 halbe mit 9 509,90 Mark Pflegekosten. In steigendem Maße hat sich dem Verein die Zugehörigkeit zu der vor zwei Jahren auf seine Anregung ins Leben gerufenen Zentralstelle für Wohltätigkeitsbestrebungen Charlottenburgs, der sämtliche in Betracht kommende Wohltätigkeitsvereine der Stadt angehören, als arbeitserleichternd und -fördernd erwiesen. Auch das kontraktliche Verhältnis zu einigen großen Fabriken hat sich als vorteilhaft erwiesen. Das schnelle Anwachsen der an den Verein gestellten Anforderungen allein beweist, daß er mit seinen Bestrebungen einem tief empfundenen Bedürfnisse entspricht, ebenso aber auch, daß er Tüchtiges leistet. —

Der Verein Hauspflege Stettin

ist auf Anregung der Stettiner Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Frauenvereins kürzlich begründet worden.

Digitized by Google

Der Frankfurter Frauenbildungs-Verein

berichtet über eine gedeihliche Fortentwicklung während der Jahre 1900—1902. Die Fortbildungs- und Gewerbeschule, das Kindergärtnerinnenseminar mit Kindergarten sowie die Kochschule haben erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Bei Gelegenheit der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins wurde dem Vorstand die Summe von 11 000 Mark zur freien Verfügung überreicht, die dieser als Grundstock zu einer Pensionskasse für die im Hauptamt an seinen Anstalten angestellten Lehrerinnen bestimmte. Wie bisher, so bekundete auch in den letzten Jahren der Vorstand seine Teilnahme an allen Erscheinungen auf dem Gebiet der Frauenbewegung, indem er die verschiedenen Vorlagen des Bundes deutscher Frauenvereine und des Allgemeinen deutschen Frauenvereins eingehend beriet und Stellung zu denselben nahm. Auf der 21. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Eisenach und der 5. Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine zu Wiesbaden war der Frauenbildungsverein durch seine Vorsitzende, Frau Teblée, vertreten.

Der Verein „Jugendschutz" in Bremen

(Vorsitzende: Frau Marie Eggers-Smidt) ist korporatives Mitglied des Berliner Vereins Jugendschutz und widmet sich denselben Bestrebungen. Er hat sich aus kleinen Anfängen praktischer Tätigkeit entwickelt und schrittweise ein Arbeitsfeld nach dem andern in Angriff genommen. Er unterhält zwei Flickschulen für schulpflichtige Mädchen, zwei Mädchenheime, in welchen die schulpflichtigen Mädchen des Nachmittags zweckentsprechend beschäftigt und so vor dem verderblichen Einfluß des unbeaufsichtigten Umhertreibens auf der Straße bewahrt werden. Er nimmt sich gemeinsam mit den bremischen Volksschullehrerinnen einzelner besonders gefährdeter Kinder an. Auch die Fürsorge für entlassene weibliche Strafgefangene bietet ein weites Arbeitsfeld. Der Verein arbeitet durch Verteilung von Schriften über die Alkoholfrage auch in der Bewegung gegen den Alkoholismus. Es sei zuletzt noch darauf hingewiesen, daß der Verein eine Agitation zur Aufklärung über die der Jugend drohenden Gefahren auf geschlechtlichem Gebiet betreibt und die reifere Jugend wie die Eltern gerade hierauf aufmerksam zu machen sucht.

Allgemeiner österreichischer Frauenverein.

Der diesjährigen Generalversammlung des allgemeinen österreichischen Frauenvereins in Wien lag ein Antrag des Vereinsmitgliedes Frau Braun zur Behandlung vor, des Inhalts: 1. Der allgemeine österreichische Frauenverein wolle die Sittlichkeitsfrage in sein Programm aufnehmen und durch gemeinverständliche Vorträge und Schriften die Gefährlichkeit der Prostitution und der venerischen Krankheiten weiten Bevölkerungskreisen bekannt machen; 2. durch Petitionen an die berufenen Körperschaften dahin wirken, daß eine ärztliche Anzeigepflicht für venerische Krankheiten statuiert werde, wie sie bereits für andre Infektionskrankheiten bestehe; 3. einen Zweigverein des Berliner Vereins „Jugendschutz" in Wien begründen. Die Referentin über diesen Antrag begrüßte namens des Ausschusses die gegebene Anregung umso freudiger, als sie einen Bruch mit der bisher beliebten Vogel-Strauß-Politik in dieser so wichtigen Frage markiere. Der Ausschuß habe bereits vor Eintreffen dieses Antrages eine entschiedene Aktion ins Auge gefaßt und Vorbereitungen für dieselbe getroffen. Ein öffentlicher Vortrag der Frau Dr. med. Lucia Morawitz werde sie einleiten. Die Vereinsleitung könne daher Punkt 1 und 2 des Antrages Braun nur wärmstens zur Annahme empfehlen, Punkt 3 hingegen sehe er sich genötigt abzulehnen, mit Rücksicht auf das österreichische Vereinsgesetz, das der Errichtung von Zweigstellen ausländischer Stammvereine die allergrößten Schwierigkeiten bereite. Die Gründung eines neuen Vereins erscheine auch nicht als Notwendigkeit, da in Wien eine große Anzahl bereits bestehender und erfolgreich wirkender Vereine ähnliche Ziele verfolge, wie der Berliner „Jugendschutz". In der hierauf eröffneten Debatte befürwortete die Antragstellerin Frau Braun ihre Vorschläge in eindringlichen Worten. Dr. Ludwig Karell machte den Anwesenden die mit Beifall aufgenommene Mitteilung, daß in Wien eine „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" sich demnächst konstituieren werde und richtete an die Leitung des allgemeinen österreichischen Frauenvereins die Aufforderung, zwei Mitglieder in das vorbereitende Komitee derselben zu entsenden, welcher Einladung auch entsprochen wurde. Bei der Abstimmung wurden Punkt 1 und 2 des verhandelten Antrages angenommen, Punkt 3 abgelehnt. Aus den übrigen Verhandlungsgegenständen wären als bemerkenswert hervorzuheben die Mitteilungen der Leiterin der Beamtinnen-Sektion über zwei erfreuliche Erfolge, die als Frucht der von dieser Sektion veranstalteten Beamtinnenenquête zu betrachten sind. Der Gehalt der Polizeimanipulantinnen wurde ausgiebig erhöht (von 60 Kr. auf 90 Kr. monatlich) und die Alters- und Krankenversicherung der Post-, Telegraphen- und Telephonbeamtinnen vom Staate übernommen. Durch letztere Maßregel wird das Los von über 3000 Frauen wenigstens bis zu einem gewissen Grade sichergestellt. Unerfüllt blieb bisher die Forderung dieser Frauen auf Zuerkennung des Staatsbeamtencharakters. H. Herzfelder.

Verein deutscher Lehrerinnen in England.

Wir berichteten in der März-Nummer über die vom englischen Lehrerinnenverein eingerichteten Kurse. Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leserinnen angelegentlichst empfehlen.

Digitized by Google

„Die Mittagsgöttin". Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart. Von Wilhelm Bölsche. 2 Bände. 2. Aufl. (Leipzig, Eugen Diederichs.) Ein volles Jahrzehnt hat es gedauert, bis Bölsches „Mittagsgöttin" die zweite Auflage erlebte. Das könnte in Erstaunen setzen, wenn man sich nur die äußeren Umrisse der Fabel vergegenwärtigt. Ein junger Literat, erfüllt von modernster Skepsis gegen alles Nichtexakte und ebenso erfüllt von dem charakteristischen sieghaften Vertrauen des modernen Naturwissenschaftlers auf Schere und Messer, Wage und Retorte, gerät durch einen Zufall in spiritistische Zirkel und wird, nachdem er erst bei Entlarvung eines groben Betruges mitgewirkt hat, selbst zum Opfer eines feineren, zum Opfer einer Frau, die zugleich seine Sinne und seinen Verstand unterjocht. In den geheimnisvollen Irrgängen des Spreewaldes, über dem in der Mittagsglut Pschipolniza, die Mittagsgöttin, waltet, vollzieht sich sein Geschick; vollzieht sich aber auch die Entlarvung der raffinierten Gaunerin, die durch ihre geschickten Schauspielerkünste eine Reihe ernst strebender Männer zu gläubigen Spiritisten zu machen verstand. Eine warme, über all der heißen Erlebensglut nur in den Hintergrund getretene Liebe erlöst ihn dann wieder zum Leben des Tages. — Denken wir uns zu dieser Fabel den Titel: Die Spiritistin, denken wir uns dazu die nötige Flachheit der Erzählung, und der Leihbibliothekroman von jährlich zwei Auflagen wäre fertig gewesen. Aber eben das hat Bölsche nicht gewollt und nicht gekonnt. Er macht in seinem Vorwort kein Hehl daraus, daß viel Persönliches in dem Buch steckt, daß seine Bekenntnisform vielfach mehr war als eine künstlerische Maske. Ein Mann aber von ausgesprochener und ernster Persönlichkeit kann auch die in diesen Bänden verarbeiteten spiritistischen Motive nicht anders als tiefgründig fassen. Die Gedankenreihen, die er einem seiner spiritistischen Bekenner, dem Spreewaldgrafen, in den Mund legt, sind von ergreifendem Ernst. Aus der Verzweiflung an der Lösung der Welträtsel auf dem Wege des reinen Denkens wie auf dem der Tat, aus dem Bankerott an jedem Trostgedanken, dem Ekel am Leben wie am Tod kommt er zum Studium der psychischen Probleme, der Hypnose, des zweiten Gesichts; sie alle prüft er mit dem festen skeptischen Sinne, der zunächst keine einzige sicher bewiesene Tatsache eines freien Wirkens der Seele außerhalb des Naturmechanismus anerkennen kann. Auch den Spiritismus studiert er mit dem unbeeinflußbaren Ernst des Forschers, ohne zu irgendwelchem positiven Resultat zu kommen, bis er als Erster in die Schlingen der Gaunerin Lilly Jackson fällt. — Für den richtigen Leihbibliothekleser sind solche Episoden eine quantité négligeable; er hüpft so rasch wie möglich darüber hin. Für den ernsthaften Leser sind sie der eigentliche Kern des Buchs. Sie und die wunderbaren Stimmungsbilder aus dem Großstadtleben, mit dem Dichterauge geschaut, das selbst die Straße Alt-Moabit, selbst den Alexanderplatz zu stilisieren und in eine höhere Einheit hineinzuziehen weiß; das die scharfen Gegensätze des hastenden Arbeitstreibens, des Gespensterzuges hoffnungslos sich mühender Existenzen und der jungfräulichen Frische eines Morgens im Tiergarten mit gleicher Sicherheit umfaßt und das endlich ebenso ungetrübt das Idyll des Spreewaldes widerspiegelt. Das gibt nun freilich retardierende Momente, die die Spannung verlängern und die Lösung hinausrücken; dennoch ist der Dichter auch dem eigentlich romanhaften Moment in vollem Maße und mit bewußter Kunst gerecht geworden. Alles in allem genommen glauben wir doch, dieser zweiten Auflage des Romans eine bedeutend kürzere Lebensdauer voraussagen zu dürfen als der ersten.

„Das lebende Bild und andere Geschichten." Von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.) Wir möchten aus diesem Novellenband des gewandten Erzählers ein Stück ganz besonders hervorheben: Der Mörder. Das Motiv — der Verbrecher, der aus dem unwiderstehlichen Drang, einmal einer teilnehmenden Seele seine Schuld zu gestehen, sich selbst verrät — ist schon häufig behandelt worden. Hier ist es in eine Lapidarschrift gebannt, die keinen Buchstaben zu viel und zu wenig kennt. Mit eindringendstem psychologischen Scharfblick hat der Dichter geschaut, und was er widergibt, wirkt die erschütterndste Überzeugung. Ein durch und durch „korrekter" Mann, Geheimer Regierungsrat Ruland, den sie „den Harmonischen" nennen, hat vor Jahren den Mann seiner Schwester erstochen, einen Trunkenbold, der im Rausch wie ein Tier gegen die Frau tobt. Nie ist es an den Tag gekommen; als „Gottes Werkzeug" hat sich Ruland betrachtet. Der Welt ist er keine Rechenschaft schuldig, dem Gesetz stellt er sich nicht, hat es doch nichts für die Schwester getan. Da, an einem Abend, an dem mancherlei Fäden zusammenlaufen, erzählt er die Geschichte seiner Geliebten. „Heirat mich" — das ist ihre Antwort auf sein Geständnis. Und das Entsetzen, der Dirne als Kamerad zu gelten, fortan tun zu müssen, was sie will, er, der Harmonische, treibt ihn in den Tod. Und ehe er ihn sucht, gesteht er sich „mich zu spielen war schwer. Ich hatte doch

Digitized by Google

immer — ich wollt's nur nicht wissen — hatte doch immer eine Last in mir." Die kleine Erzählung dürfte sich dem Besten anreihen, das der Dichter uns gegeben.

„Das Kreislerbuch": Texte, Kompositionen und Bilder von E. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller. Im Insel-Verlage, Leipzig 1903. (Preis broschiert 6 Mark, gebunden 7 Mark). E. T. A. Hoffmann ist dem Gedächtnis der Modernen, selbst der literarisch gebildeten unter ihnen, fast entschwunden. Und doch hätte seine Kunst ihnen vielleicht mehr zu sagen, als der Zeit, die ihn in Vergessenheit sinken ließ. Wir stehen vor einem kühnen, aber sowohl dem Dichter als dem Leser gegenüber sicherlich zu rechtfertigenden Versuch, ihn noch einmal zu uns sprechen zu lassen. Der Herausgeber, der zugleich Mitarbeiter an der großen Grisebachschen Gesamtausgabe von Hoffmanns Schriften ist, hat die Fragmente von des Dichters wunderbarem Kreislerbuch chronologisch zu ordnen versucht und das unvollendete Werk durch Hinzufügung aller Hoffmannschen Schöpfungen in Wort, Ton und Bild, die zu der Kreisler-Figur in Beziehung stehen, ergänzt. Wer für das eminent Moderne und künstlerisch Eigenartige in der Seelenschilderung Hoffmanns Fühlung hat, wird es dem Verfasser danken, daß er mit feinfühliger Hand die störende Verwirrung der Kreisleriana schlichtete; die nach besten, bisher zum Teile ungenutzten Quellen gearbeitete knappe Biographie Hoffmanns und die scharfsinnige und klare Analyse des Planes zum Kreislerbuch, die beide der Ausgabe vorangestellt werden, mag den Unkundigen — und auch den Kundigen — für den Genuß des Buches vorbereiten; von der Art seines Verfahrens in der Zusammenstellung und Bearbeitung gibt der Herausgeber am Schluß Rechenschaft. Das Buch ist von höchstem literarischen Interesse und selbständigem künstlerischen Wert.

„Jahrbuch der bildenden Kunst 1903." Unter Mitwirkung von Dr. Woldemar v. Seidlitz-Dresden herausgegeben von Max Martersteig. 2. Jahrg. Deutsche Jahrbuch-Gesellschaft m. b. H. Berlin. Der Herausgeber hat, wie im vorigen Jahre, so auch diesmal seine Aufgabe nicht leicht genommen. Er wollte ein zwiefaches: die Übersicht über das ganze Gebiet geben, die ein gewissenhaft registrierendes Jahrbuch seinem Leser schuldig ist, und zugleich doch die interessantesten, persönlichen Erscheinungen in ihrer Eigenart lebendig zur Geltung bringen. Das von diesem doppelten Gesichtspunkt aus gewiß schwierige Problem der Auswahl und der Darstellung ist von ihm durchaus gelöst. Dadurch vor allem, daß jede Tendenzauffassung und Beurteilung reinlich ausgeschieden, der Persönlichkeit dagegen ihr volles Recht gewahrt wurde. Dagegen sind alle die Fragen, die in dem großen Programm „Kunsterziehung" beschlossen sind, alle die Bestrebungen, Künstler und Volk einander nahe zu bringen, Kunst im Leben des Alltags zu einer Macht werden zu lassen, ihrer Wichtigkeit und Aktualität entsprechend berücksichtigt. Die Abschnitte „Denkmalpflege" von C. Gurlitt, „die Kunst im Handwerk" von Deneken, Gensel, Hartmann, Jessen, „Museumswesen und Kunstförderung" von Kötschau u. a. legen davon Zeugnis ab. Die Kunstausstellungen des Jahres, die deutschen und die ausländischen, werden in knappen, das Wesentliche geschickt, oft fein charakterisierend, heraushebenden Streifzügen durchschritten. Lichtwark bespricht Klingers Beethoven, Fritz Schumacher die Denkmäler des Jahres. Reichhaltig und von ganz besonderem Wert sind die Kunstbeilagen und Illustrationen. Sowohl in der Auswahl, wie in der Mannigfaltigkeit und Güte der technischen Ausführung beweisen sie die erfreuliche Entwicklung der reproduzierenden Künste, ohne deren Leistungsfähigkeit alle Kunsterziehungsprogramme Utopien bleiben müssen. Das Jahrbuch sollte bei allen, die Freude am Schönen und Interesse für das ästhetische Leben der Gegenwart haben, offene Türen finden.

„Die Frauenbewegung in der Schweiz". Sechs Vorträge, veranstaltet durch die Pestalozzigesellschaft. Zürich, Th. Schröter. In den vorliegenden Vorträgen behandeln Fachautoritäten die Schweizer Frauenbewegung nach ihren verschiedenen Gebieten: Emilie Benz die Geschichte der Frauenbewegung, Prof. Dr Zürcher die öffentlich-rechtliche Stellung, Dr jur. Anna Mackenroth die zivilrechtliche Stellung der Frau, Prof Dr Herkner Frauenbewegung und Arbeiterinnenschutz und Frau Dr med. Hilfiker-Schmid das Frauenstudium. Die knappe, klare Form, die sämtliche Vorträge auszeichnet, und die umfassende Sachkenntnis, auf die jeder einzelne Referent sich stützt, macht die kleine Sammlung zu einem ausgezeichneten Orientierungsmittel über Wesen, Richtung und Erfolge der Schweizer Frauenbewegung. Zugleich werden Prinzipienfragen, wie sie die Frauenbewegung aller Länder zu lösen hat, einsichtsvoll und sachkundig behandelt. So sei die Lektüre des kleinen Buches auch dem deutschen Leserkreis warm empfohlen.

„Hymen". Roman von Sophie Junghans. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner 1902. In ihrer ruhigen, echt epischen Art, die breit ausmalend ist, ohne zu ermüden, behandelt Sophie Junghans die Geschichte einer Ehe, die Geschichte des Sichfindens zweier Menschen, die schon lange nebeneinander her leben, ohne einander zu gehören. Bei beiden hat der Stil eines in glänzender Korrektheit sich bewegenden Lebens das Persönliche gewissermaßen gelähmt und eingeschläfert, und erst als sie beide aus dem gewohnten Geleise heraus in seltsame Erlebnisse geführt werden, erwacht in jedem von ihnen das tiefere Selbst mit seiner Kraft zu Leidenschaft und Liebe, und sie suchen und finden sich. — Die Durchführung des Motivs verrät die technisch gewandte Erzählerin. Die Episode am Anfang erscheint mit Rücksicht darauf, daß nachher nichts daran angeknüpft wird, ein wenig zu breit. Aber der Haupthandlung folgen wir bis zum Schluß mit immer regem Interesse.

„Friede den Hütten". Von M. v. Ekensteen. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München 1903. Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Preis broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark. Daß der vorliegende Roman von einer literarischen Gesellschaft preisgekrönt wurde, darf füglich Wunder nehmen, denn sein literarisches Verdienst ist gering, und zwar um so viel geringer, als seine Tendenzen löblich sind. Es predigt die Versöhnung des Klassenhasses durch das Wiedererwachen des Verantwortlichkeitsgefühls bei den Besitzenden, es predigt die Rückkehr vom Leben des Genusses zum Leben der Arbeit, vom Seele und Leib vergiftenden Qualm der Städte zur reinen Ursprünglichkeit des Landlebens.

Digitized by Google

Der Träger dieser Ideen, der freiwillige Landmann Frey, der sein Leben dem Landvolk widmet, muß zwar der Übermacht der städtischen Kultur weichen, aber seine Ideen finden Boden bei seinem Freunde, einem reichen jungen Adligen, den er nach einem Duell als Schwerverwundeten bei sich aufgenommen hat. Diesem gehen im idyllischen Glück dieses Aufenthalts die Augen auf über den Egoismus seines bisherigen Genußlebens und das seiner Standesgenossen, in dem alle niedrigen Leidenschaften unter der Maske gesellschaftlicher Form zur Herrschaft gelangt sind. Er flieht zu den reinen Hütten, wird ein schlichter Landedelmann auf seinen lange vernachlässigten Gütern, ein Freund und Wohltäter der Arbeiter auf seinen Eisenwerken, und heiratet ein einfaches Bauernmädchen. Für die Personen seiner Erzählung hat der Verfasser sich mit geringen Mitteln begnügt: die Gesellschaftsmenschen sind hohl, egoistisch, verderbt — die Landleute fröhlich und bieder, die Volksbeglücker nur edel. Glaubt die Deutsche Literatur-Gesellschaft wirklich, solch harmlose Erfindungen, denen man des Gedankens Blässe auf Schritt nnd Tritt anmerkt, der komplizierten Wirklichkeit des Lebens gegenüber in die Wagschale werfen zu können?

Friedrich Schleiermacher's Monologen. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von Fr. Mich. Schiele. Leipzig. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1902. Schleiermacher ist seinem innersten Wesen nach ein Mensch des 19. Jahrhunderts; seine Name bezeichnet einen starken und eigenartigen Faktor in der Entwicklungsgeschichte unserer modernen geistigen Kultur. Wer an der Hand von Diltheys feinem und großzügigem Schleiermacher-Buch sich in sein Wesen versenkt, oder wer ihn unmittelbar zu sich reden läßt aus seinen Schriften, der wird in seiner Anschauungsweise und seinen Idealen manches finden, das ihn verwandt berührt. Eine Neuausgabe der Monologen, mit denen der feinfühlige Ethiker, der weitherzige Menschenkündiger einst die Jahrhundertwende grüßte, dürfte daher auch dem gebildeten Laien Freude machen. Die Neuausgabe stützt sich auf den ältesten Text und verzeichnet in einem kritischen Apparat die Varianten der späteren Ausgaben. Ein umfängliches Verzeichnis der Schleiermacher-Literatur und eine kurze Entstehungsgeschichte der Monologen sind eine willkommene Beigabe zu der überaus sorgfältigen Arbeit.

„Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts". Von Friedrich Nippold. Leipzig. Ernst Wunderlich. Das neunzehnte Jahrhundert bringt keine, oder doch wenig bedeutende Kirchenlieder mehr hervor. Aber es hat eine religiöse Lyrik von reicher und mannigfaltiger Blüte. Der bekannte Kirchenhistoriker bietet in seinem Buch das Ergebnis sorgfältiger und umsichtiger Forschungen und überrascht durch den Reichtum des zusammengetragenen — übrigens nach fruchtbaren Gesichtspunkten gut disponierten — Stoffs. Und es liegt etwas Nachdenkliches und Reizvolles — mehr, meine ich, als in der berühmten Sammlung auf Bestellung gemachter Christusbilder — in dem Ringen der modernen Menschen mit dieser Gestalt, wie es uns hier gezeigt wird, der modernen von Konrad Ferdinand Meyer bis zu Hart und Dehmel. Das Buch beleuchtet die religiös-philosophischen Strömungen, die das Christuslied hervorgerufen haben, klar, wenn auch zuweilen etwas einseitig. Die ästhetische Analyse steht für den Verfasser freilich nicht im Vordergrund, aber eine etwas feinere und tiefergreifende Handhabung dieser Seite dürfte den Reiz seines Buches doch bedeutend erhöht haben. H. R.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon." Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der soeben veröffentlichte II. Band der Auflage umfaßt die Wörter Astilbe bis Bismarck. Der Band stellt sich dem ersten in jeder Beziehung gleichwertig an die Seite. Die Auswahl der Stichworte ist außerordentlich umsichtig getroffen, die Artikel entsprechen in wissenschaftlicher Gediegenheit und populärer Darstellung allen Anforderungen, die durch den Zweck des ganzen Werkes bedingt sind. Vorzüglich ist wieder das Anschauungsmaterial, die in großer Reichhaltigkeit beigegebenen Abbildungen, Karten, Tabellen ꝛc. Besonders die Artikel „Baukunst" und „Bildhauerei" sind in dieser Beziehung sehr gut ausgestattet. Im übrigen heben wir von den geographischen Artikeln „Berlin", „Australien", „Balkan", von den historischen „Bismarck", von den volkswirtschaftlichen „Bevölkerung", „Banken", „Beruf", von den kulturgeschichtlich-technischen „Bergbau", „Bierbrauerei" hervor. Besonders auf diesem letzten, dem technischen Gebiet, auf dem die letzten Jahre die allergrößten Veränderungen gebracht haben, zeigen sich die Vorzüge der neuen Auflage.

„Die Bodenreform", Grundsätzliches und Geschichtliches von Adolf Damaschke (Band II der von Leo Berg herausgegebenen Sammlung „Kulturprobleme der Gegenwart"). Verlag Johannes Räde. Berlin W. 15. — 1902. Der verdienstvolle Vorsitzende des Bundes der deutschen Bodenreformer gibt hier in acht Kapiteln die grundlegenden Gedanken wieder, auf die sich das Wirken und Streben jener Bundesbewegung stützt und aufbaut. Mit gehäuftem Tatsachenmaterial weiß der Verfasser den Uneingeweihten in leicht verständlicher Weise einzuführen in ein Problem von umfassender, zukunftsreicher Bedeutung. Er vermeidet es, ein System der Lehre mit allen Voraussetzungen und Folgerungen aufzurollen, er erfaßt aber den Stoff bei den Punkten, wo die Notwendigkeit der Erklärung und des Verständnisses ein längeres Verweilen, eine vertiefte Ideenausbreitung verlangt. Indem er aus den großen Seiten der Geschichte nachweist, wie der Gedanke der Bodenreform bei dem Volke Israel, bei den Griechen und Römern lebte und den Wohlstand jedes Volkes bedingte, so lange es in diesen Bestrebungen schuf und arbeitete, kommt er auf die sozialen Verhältnisse: Fortschritt und Armut in Deutschland zu sprechen. Drei Faktoren gehören zu jeder menschlichen Tätigkeit: Grund und Boden, Arbeit, Kapital. Drei Parteien teilen sich ihr

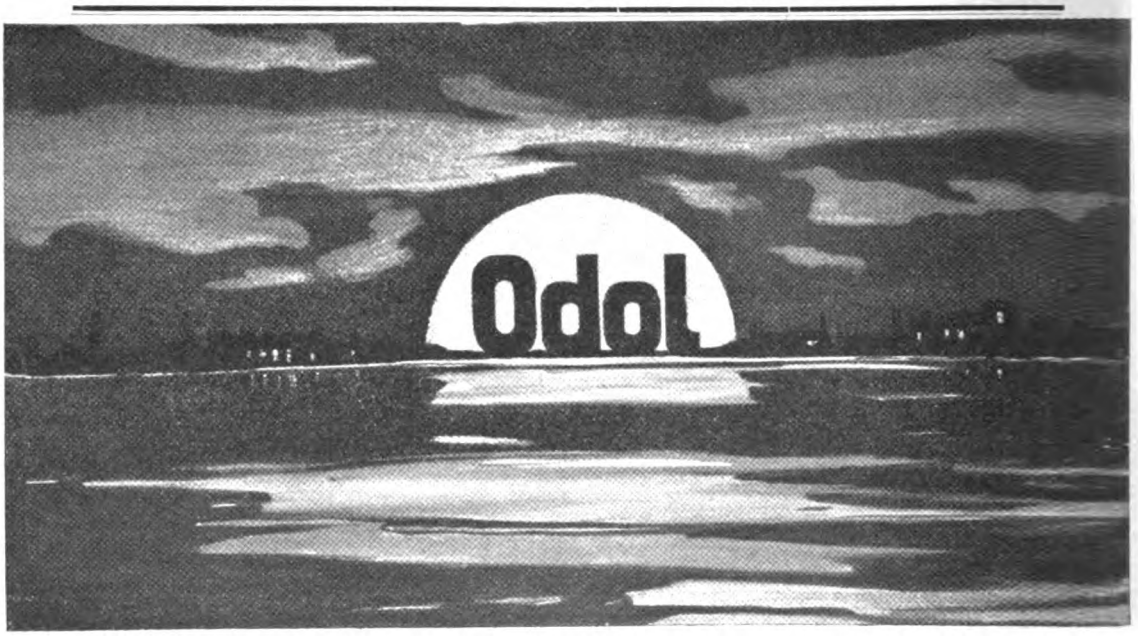
Digitized by Google

Erzeugnis: Grundherr, Arbeiter, Kapitalist. Der erste empfängt die Grundrente, der zweite den Lohn, der dritte den Zins. Jedes Produktionserzeugnis = Grundrente + Lohn + Zins; also kann Lohn und Zins immer nur sein: Produktionserzeugnis — Grundrente. Der Grund und Boden ist bei allem das Kostbarste. Sein Wert steigt ohne Aufhören, je größer der Menschenzuwachs wird und solange die Volksentwicklung aufwärts geht. So ist also der Mehrwert des Grundes eine Arbeitsleistung der Gesamtheit. Das Bestreben geht nun dahin, diesen Gewinn, diese „Zuwachsrente" nun auch der Gesamtheit zu erhalten und vorzubeugen, daß einzelne spekulative Köpfe oder auch sogenannte Gesellschaftsspekulationen den Gewinn der Gesamtheit in ihre Taschen wandern lassen. Wenn dies verhindert wird, folgt durch solche Mehreinnahme des Staates auch eine Verminderung der Steuerlast des einzelnen und letzten Endes eine Gesundung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Von besonderer Tragweite dünkt mich die Trennung von Grund- und Gebäudesteuer, die zu einer richtigen Schätzung des Einzelwertes und seiner Bedeutung in der Gesamtrechnung erst führen kann. Auch das Verlangen, den Grund und Boden zum Eigentum der Gemeinde, der Stadt, des Staates zu machen und Hand in Hand hiermit die Kaufverträge durch Pachtverträge abzulösen, halte ich für einen der fruchtbarsten Gedanken, dessen Durchführung mir nicht als Utopie erscheint.

Es muß mir hier fernliegen, die zwingenden Ausführungen Damaschkes, der von dem tapferen Henry George im Verlauf seiner Darstellung eine feine Charakterzeichnung entwirft, auszuheben und in ihrem ganzen Umfang wiederzugeben. Es mag gesagt sein, daß das Buch eine weite Verbreitung verdient, nicht nur um der ernsten und zielbewußten Arbeit seines Verfassers willen, sondern im Besonderen um der Sache willen. Ihre Wichtigkeit sollte nicht nur von den Männern, sondern auch von der deutschen Frau erkannt werden. E. A. R.

„Attalea Princeps" und andre Novellen von Garschin. Mit Buchschmuck von H. Vogeler, Worpswede. Insel-Verlag. Preis 2 Mark. Das Buch bildet den ersten Band einer zwanglosen Sammlung, welche die besten Werke erster russischer Schriftsteller in guten Übersetzungen bekannt machen will. Der Garschinband enthält außer der eigenartigen symbolischen Pflanzengeschichte Attalea Princeps die Skizze „In der Nacht", die den Seelenzustand eines Selbstmörders in den letzten Stunden vor der Tat mit fast beängstigender Treue wiedergibt, und die bekannteren Novellen „Vier Tage auf dem Schlachtfelde", „Ein Ereignis", „Tagebuch des Gemeinen Iwanow". Alle bezeugen die erstaunliche psychologische Kunst ihres Verfassers, deren Genuß jedoch durch einen stark pathologischen Zug getrübt wird, wie auch ihre düstere Realität peinigend auf den Leser wirkt. Die Übersetzung ist gut und das Format handlich.

„Das Haar". Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege von Dr. J. Pohl. Geheftet 2,50 Mark, gebunden 3,50 Mark. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Das Buch behandelt sein Thema in gemeinverständlicher Form und doch auf gediegenster wissenschaftlicher Grundlage, so daß es jedem, der sich über dieses Gebiet unterrichten will, empfohlen werden kann. Im ersten Abschnitt werden die anatomischen und physiologischen Verhältnisse der menschlichen Haare, im zweiten die krankhaften Zustände des Kopfhaares und die Haarpflege behandelt. Sehr beherzigenswert ist das Kapitel über das Geheimmittelwesen, das gerade auf diesem Gebiet großen Schaden anrichtet. Überall findet man neben den Ratschlägen und Vorschriften auch ihre Begründung und die zum vollkommenen Verständnis nötige Belehrung beigefügt. Streng wird die Grenze gezogen, wo der Laie urteilen und sich selber helfen kann, und wo er sich zur Erkennung und Behandlung seines Zustandes an den Arzt zu wenden hat.



Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Kleine Mitteilungen.

Ferienkurse an deutschen Universitäten. Das Programm der Ferienkurse von Greifswald und Jena ist bereits veröffentlicht. Die Vorlesungen und Übungen erstrecken sich in Jena auf Naturwissenschaften, Pädagogik und Psychologie, Geschichte, Theologie, Philosophie, Kunstgeschichte und Sprachen, in Greifswald auf dieselben Fächer mit Fortfall der Pädagogik und Hinzunahme volkswirtschaftlicher und geographischer Gebiete. Das Programm ist für Greifswald bei Herrn Professor Bernheim, Brinkstr. 71 I, für Jena bei Fr. Dr. Schnetger, Gartenstr. 2 (vom 1. August ab Grietgasse 17a) zu beziehen.

Die von allen Teilnehmerinnen immer wieder warm empfohlenen **Kurse von Mrs. Burch in Oxford** haben wiederum eine Erweiterung erfahren dadurch, daß sich die Universität Oxford entschlossen hat, ein Examen für Ausländer einzuführen. Die Universität gibt durch ein Zeugnis über den Ausfall der Prüfung den Teilnehmerinnen Gelegenheit, sich über die genossene Ausbildung später ausweisen zu können. Wir machen unsere Leserinnen auf diese Neuerung aufmerksam und bitten sie, sich behufs näherer Auskunft zu wenden an Mrs. Burch, 28 Norham Road, Oxford.

Im April dieses Jahres ist in der Schweiz im Dörfchen Jona bei Rapperswyl oberhalb des Züricher Sees in herrlicher Umgebung ein **Sanatorium für nervenleidende Damen** eröffnet, welches in besonderem Maße das Interesse der Frauenwelt verdient.

Die ärztliche Leitung der Anstalt liegt in den Händen von Frl. Dr. Stier aus Dessau. Die Dame hat nach fünfjährigem Studium in Zürich, Bern, London und Jena 1894 in der Schweiz ihre Approbation als Arzt er-

Kaiser-Borax

Zum täglichen Gebrauch im Waschwasser.

Der chemisch reine **Kaiser-Borax** ist das natürlichste, mildeste und gesündeste **Verschönerungsmittel** für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut und macht sie **zart und weiss.** Bewährtes antiseptisches Mittel zur **Mund- und Zahnpflege** und zum medic. Gebrauch. Vorsicht beim Einkauf! Nur echt in roten Cartons zu 10, 20 und 50 Pfg. mit ausführlicher Anleitung. Niemals lose! Specialität der Firma **HEINRICH MACK** in Ulm a. D.

Verein deutscher Lehrerinnen in England.

London W.

16, Wyndham Place, Bryanston Square.

Unser Verein macht es sich jetzt zur Aufgabe, in Deutschland, England und Belgien Schulen und Pensionate, Familienpensionate und Privatfamilien für Mädchen und Knaben nachzuweisen. Viele unserer eignen Mitglieder sind in Schulen und Familien der erwähnten Länder angestellt. Prospekte auf Verlangen.

Auch stehen wir in Verbindung mit einigen guten englischen Familien, die bereit sind, deutsche Damen, welche Englisch lernen wollen, als sog. paying guests bei sich aufzunehmen, und sie in ihren Kreisen einzuführen. Die Preise stellen sich in solchem Fall auf 50—60 Mk. pro Woche. Für ganz einfache Ansprüche 30—40 Mk. Tadelloses Englisch wird in allen Fällen garantiert.

Digitized by Google

langt und in siebenjähriger Tätigkeit als Assistenzarzt in Nervenheilanstalten, in den Laehrschen Privatanstalten für nervenleidende Damen in Zehlendorf-Berlin, in der psychiatrischen Klinik in Bern und in der Universitäts-Poliklinik für Nervenkranke in Zürich ihre spezialistische Vorbildung erhalten.

Das Hauswesen und die Geselligkeit wird von einer Dame geleitet, die zwanzig Jahre als Pflegerin und Oberin großer Krankenanstalten tätig gewesen ist. So liegt Behandlung und Pflege der Leidenden, die nur in beschränkter Zahl aufgenommen werden, in den Händen von Frauen, die aufs beste durch langjährige berufliche Ausbildung für ihre Aufgabe vorbereitet sind.

Diese Tatsache, daß ein Sanatorium für nervenleidende Frauen nur von weiblichen Kräften geleitet wird, rechtfertigt es, daß in diesem Blatte, welches dem Interesse der Frauenarbeit dient, Mitteilung davon gemacht wird.

Originalrezept. — Gefüllte Eier. 6 Personen. 3/4 Stunden. Die nötigen Eier werden hartgekocht, nach dem vollständigen Abkühlen geschält, in Hälften geschnitten und die Dotter entfernt. Indessen hackt man je einen knappen Eßlöffel Estragon, Thymian, Boretschkraut und Petersilie sehr fein, vermischt die Eigelb mit der gleichen Menge frischer Butter, den gehackten Kräutern, etwas Pfeffer und Salz, sowie 5 Tropfen Maggi-Würze, rührt einen ebenen Brei davon und streicht ihn wieder vorsichtig in die Eierhälften.

v. Bg.

Sprachkranke Kinder

sind **gründl. Heilunt.** u. Pens. bei **Johanna Lenk**, Lehrerin, **Coburg.** * Vorzügl. Empfehl.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung: **Berlin W., Culmstr. 5.**

Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine Kuratoriumschule in Holstein wird für sofort eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Dame gesucht, die auch das Handarbeit- und Zeichenexamen bestanden hat. Es sind 30 Schülerinnen in zwei Klassen gemeinschaftlich mit einer anderen Lehrerin zu unterrichten. Gehalt 1000 Mark.

2. Für eine höhere Mädchenschule in Lauenburg wird für sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin

---

„Meienberg", Rapperswyl-Jona am Zürichsee

Sanatorium für nervenleidende & erholungsbedürftige Damen. — Prospekte durch d. dirig. Arzt:

Dr. Sieglinde Stier,

vorm. Assistenzarzt an d. Laehr'schen Heilanstalt für weibl. Nerven- & Gemütskranke in Berlin-Zehlendorf, der psychiatr. Klinik in Bern & der Universitäts-Poliklinik f. Nervenkranke in Zürich. R 62 R

Paris. **Mr. de la Peine** vient de transférer sa pension **81. Boulevard St. Michel** pour faciliter aux pensionaires la fréquentation des cours de la Sorbonne et de l'Alliance française.

In schön gelegenem Städtchen am Rhein **Haus** und **Garten** mit vorzügl. empf.

Haushaltungs-Pensionat

(best. seit 1876) aus Gesundheitsrücks. z. Frühj. 1904 **zu verkaufen.** Off. unter **F. C.** an die Exped. der „Frau".

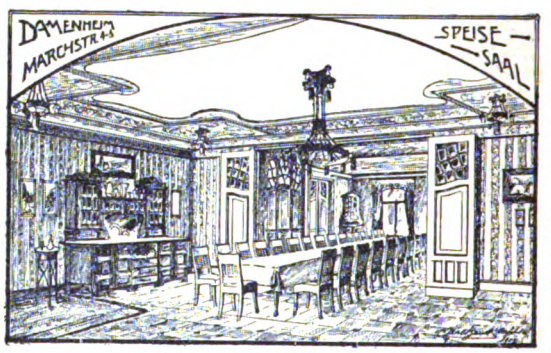
Gotha. Pensionat von Agnes und Elisabeth Müller,

gepr. Schulvorsteh.

Schöne Villa m. groß. Garten; liebev. Pflege; vortreffl. Unterricht; Vorbereitg. z. preuß. Lehr.-Exam. i. d. Anstalt; Prüf.-Kommiss. i. Gotha; gepr. Paris. Lehrerin u. Engländ. i. H. — **Vorzügl.** Ref. Näh. d. Prospekt.

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Paris 19 Rue Brunel, 17 arrt.

Mme Poujaud reçoit quelques jeunes dames desirant visiter Paris et se perfectionner dans la langue Française. Bon. ref. prix modé. Vie de famille (n'est pas une école).

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Engl. Erzieherin,

25, 5jährige Erfahrung, sucht Stelle sofort in deutschem Pensionat od. Familie. **Miss Cox, 53 Lausanne Rd. London N.**

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Sehr günstiger Verkauf einer

Sommer-Pension

Sächs. Schweiz, prachtvoll gelegen. Adr.: **Dresden,** Uhlandstraße 5, II.

Paris.

In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburgpalastes finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez **Mme Pasteau. Paris VI rue,** Monsieur le Prince 48.

Jena. Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen

Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. **F. Haft und Frau.**

Familien-Pension I. Ranges

von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Digitized by Google

für Deutsch, Rechnen, Geschichte und Geographie gesucht. Wöchentlich 26 Stunden. Anfangsgehalt 1000 Mark.

3. Für eine Kuratoriumschule in der Mark Brandenburg wird für sofort eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gehalt 1200 Mark.

4. Für eine Mädchenschule in der Provinz Brandenburg, nahe bei Berlin, wird eine Lehrerin gesucht, die entweder die Stelle als Vertretung oder als dauerndes Engagement annimmt. Es sind 14—26 Mädchen für die Mittelstufe inklusive Zeichnen, Turnen und Handarbeit zu unterrichten. Gehalt 1050 Mark.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine adlige Familie auf dem Lande in der Mark sucht für sofort oder später eine erfahrene Lehrerin, die lateinische Kenntnisse besitzt und 2 Knaben von 8—9 Jahren bis Quarta unterrichten kann. Gehalt 800 Mark, bei freier Station und bei guten lateinischen Kenntnissen eventuell höher. Familienanschluß, eigenes Zimmer.

2. Für eine adlige Frau in Ostpreußen wird eine erfahrene Lehrerin mit musikalischen Kenntnissen gesucht. Zu unterrichten ist ein Mädchen von 11 Jahren. Gehalt 800 Mark.

3. Für eine Familie auf dem Lande in Bayern wird eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Zu unterrichten sind 3 Mädchen von 7, 9 und 11 Jahren. Familienanschluß, eigenes Zimmer. Gehalt 600—700 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W., Culmstraße 5 pt.

„Kennen Sie MAGGI'S Suppen- u. Speisen-Würze? Ein kleiner Zusatz davon macht augenblicklich schwache Suppen u. Speisen überraschend gut und kräftig im Geschmack."

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin W., Leipzigerstr. 92. • Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Graphologie. Ausführliche Charakterzeichnungen gegen Einsendung von 1 Mark in Briefmarken oder per P. A. u. eines Brieffragments von ungef. 20 Zeilen fertigt an Frau E. Lieber, Königsberg i. Pr., Sackheimer Kirchenstraße 11—12.

Dr. and Mrs. Oswald, 49 Blomfield Road, Maida Hill, **W. London,** receive one or two ladies in their cheerful, musical, and intellectual family. Highest References given and required.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen
und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

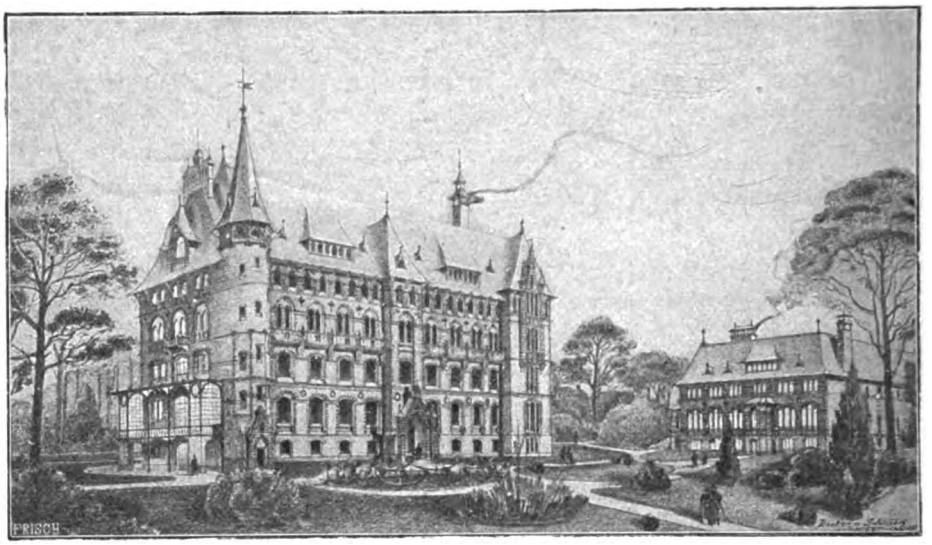
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehun

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtig... der Anst... jeden Die... für Ha... von 10—12... für Ha... von 11—1...

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöch...

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

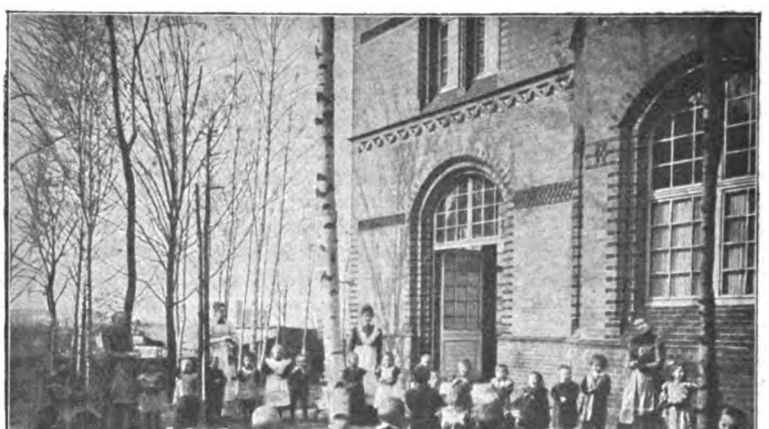
Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädch... heim.
Kinderhort.
Arbeitsschule
Elementarklass...
Vermittlungsklasse.
Kindergarten.
Säuglingspfleg...
Kinderspeisung
laut Specialprospe...

Anfragen
für Haus I sind zu r...
an Frau **Clara Richte...**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Q... und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutsc... 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu ric...

V... ...lich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berl...

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 9 Juni 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Vor der Reichstagswahl.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Schon häufig haben bei Reichstagswahlen scheinbar größere Interessen auf dem Spiel gestanden als diesmal. Wenigstens ließen sich diese Interessen plausibler machen, weil sie sich in der Form einzelner entscheidender Forderungen für unsere innere oder äußere Politik darstellten. Diesmal liegt die bedeutungsvollste wirtschafts-politische Entscheidung, die für unser Volksleben in Betracht kam, die Annahme des Zolltarifs, hinter uns. Einzelfragen von so einschneidender Bedeutung stehen für die nächste Session nicht auf dem Programm. Und dennoch sind sich sowohl die Politiker im engeren Sinne, als alle die, die unser politisches Leben nur als einen Teil der allgemeinen kulturellen Entwicklung werten, darüber klar, daß es sich diesmal um besonders bedeutsame Entscheidungen handelt, daß der Ausfall der diesjährigen Wahlen in engster Verknüpfung steht mit der Frage, ob der Parlamentarismus in Deutschland wirklich mehr und mehr zu einer bloßen Form der Vergewaltigung des Volkswillens werden soll, und ob in der Tat die allgemeinen wirtschaftlichen und geistigen Kulturinteressen der Erhaltung und Vermehrung des Besitzstandes der „Notablen" zum Opfer fallen sollen.

Diese Fragen gehen die Frauen genau ebenso nahe an wie die Männer. Bei solchen Gelegenheiten können die Frauen zeigen, ob die behördlicherseits durch die offizielle Schulerziehung so sorgfältig gepflegte Liebe zum Vaterlande zu einer tiefer greifenden Betätigung reicht, als zum Schmuck mit Eichenlaub, schwarz-weiß-roten Fahnen und Ehrenjungfraugewändern. Ist es doch eine der wunderlichsten Inkonsequenzen in unserm an Inkonsequenzen so reichen öffentlichen Leben, daß man die Frauen zum

Digitized by Google

„Patriotismus" erziehen will, dabei aber den Intellekt abstellen möchte, der aus der Kenntnis der nationalen Geschichte mit Notwendigkeit bestimmte politische Überzeugungen ableitet und diese durchgeführt sehen möchte.

Es gibt heute Gott sei Dank schon eine Anzahl Frauen — wenn auch noch lange nicht genug —, die sich dieser seltsamen Observanz entzogen haben. Als eine unvermeidliche Folge dieser Loslösung und der voraufgegangenen Denkarbeit erscheint die Erkenntnis der Schranken, die der Frau in der Betätigung ihrer politischen Überzeugungen durch Sitte und Gesetz gegeben sind. Und so kommt es, daß die politisch selbständig denkende Frau dem politischen Kampf mit einem zwiefachen Interesse gegenübersteht: dem Interesse an der wirtschaftlichen und sozialen Befreiung ihres Geschlechts und an dem Sieg der von ihr vertretenen politischen Anschauungen.

Welches soll für die Betätigung im Wahlkampf das Ausschlaggebende sein?

Denn es ist klar, daß sich die beiden Interessen durchaus nicht in allen Fällen decken werden. Ganz besonders zur Zeit noch bei uns in Deutschland. Es kann möglich sein, und hat sich in den Reichstagsverhandlungen vielfach als Tatsache erwiesen, daß Männer von weitem politischen Gesichtskreis, denen sich die Befreiung der Frau wohl als Konsequenz ihrer Anschauungen hätte ergeben müssen, der Frauenbewegung kühl bis ans Herz gegenüberstanden, teils weil die Frauenfrage im Interessenkreis der deutschen Männer bis jetzt überhaupt noch eine geringe Rolle spielt, teils vielleicht auch, weil die Frauenbewegung ihnen zufällig in Formen entgegentrat, die ein gebildeter Geschmack ablehnen muß. Und umgekehrt konnte man erleben, daß Männer von engstem Kastengeist für bestimmte Forderungen der Frauenbewegung zu haben waren, vielleicht nur, weil sie sich der daraus erwachsenden Konsequenzen ihrem ganzen Anschauungskreis nach nicht bewußt sein konnten.

Angesichts dieser Sachlage gäbe es für die Betätigung der Frauen im Wahlkampf zwei Möglichkeiten: sie könnten ihre pekuniäre und propagandistische Unterstützung allen Kandidaten zuwenden, die sich bereit erklären, die besonderen Forderungen der Frauen zu vertreten, ob diese Kandidaten nun der konservativen oder der sozialdemokratischen Partei angehören, ob sie Freisinnige oder Antisemiten seien, ob Freihändler oder Agrarier u. s. w. Oder sie könnten ihre politische Überzeugung zum Maßstab nehmen und für die Partei zu wirken suchen, die diesen Überzeugungen am nächsten steht, ob ihre Vertreter nun für die Forderungen der Frauen einzutreten bereit sind oder nicht.

Offenbar spielen für die Entscheidung hier zweierlei Gründe mit: taktische und prinzipielle. Nach meiner Überzeugung weisen beide in die gleiche Richtung. Nach meiner Überzeugung sollten beide uns davon abhalten, die Frauenfrage zu einer „test question" zu machen.

Zunächst die taktischen Gründe. Die Frauenbewegung ist in Deutschland — darüber wollen wir uns nur nicht täuschen — noch nicht das, was man eine politische Macht zu nennen pflegt. Sie wird noch kaum irgendwo in der Lage sein, eine Entscheidung nach der einen oder andern Seite wesentlich zu beeinflussen. Sie darf daher auch nicht in den Fehler verfallen, sich als einen bedeutsamen politischen Faktor hinzustellen. Sie kann damit nur ein Fiasko machen, das ihr für ihre sozialen Ziele die Nachteile eines Heiterkeitserfolges eintragen könnte. Sagen doch die in allen Tricks der harten englischen Wahlagitationsarbeit so erfahrenen englischen Stimmrechtlerinnen, daß höchstens die anderthalb Millionen von Frauen umfassende Primrose-League es mit

Digitized by Google

einiger Aussicht auf Erfolg wagen könnte, ihre Hilfe in der Wahlarbeit an solche im Frauenintereſſe liegenden Bedingungen zu knüpfen. Das verhältnismäßig sehr geringe Maß von Hilfeleistung, das die deutsche Frauenbewegung zur Zeit als Gegengabe für solche Zusicherungen zu bieten hätte, schließt die Möglichkeit eines politischen Kuhhandels vorläufig noch vollständig für sie aus.

Weit schwerer noch aber wiegen die prinzipiellen Gründe, aus denen die Frauenbewegung einen solchen Kuhhandel ablehnen sollte.

Die Frauenbewegung ist viel mehr als eine politische Bewegung. Sie ist eine Kulturbewegung von einer Breite und Tiefe, wie keine zweite. Sie will nichts Geringeres, als die bisher gebundenen Kräfte der halben Menschheit für die Gesamtkultur frei machen. Und als eine solche Befreiungsarbeit hängt sie auf das engste zusammen mit all den Richtungen unseres geistigen Lebens, die das soziale Ideal des neunzehnten Jahrhunderts zur Durchführung bringen wollen, „ein Kulturdasein aller, gegründet auf das Recht der freien Persönlichkeit." Sie steht und fällt mit dem Sieg oder der Niederlage der Bestrebungen, die das Prinzip der sozialen Gerechtigkeit, die Lösung aller nur traditionell begründeten gesellschaftlichen Fesseln zum Ziel haben. Die Wirksamkeit von Volksvertretern, die ihre Aufgabe in diesem Sinne erfassen, wird den endlichen Sieg der Frauenbewegung vorbereiten, ob sie selbst ihren einzelnen Forderungen auch noch nicht zustimmen mögen.

Es ist seltsam — oder eigentlich bei der noch so flachgründigen Bildung der deutschen Frauen nicht seltsam —, wie wenig die Fähigkeit geschichtlichen Denkens noch bei ihnen entwickelt ist. Ist es doch eine der plattesten geschichtlichen Wahrheiten, daß geistige Bewegungen erst zur Entfaltung kommen, wenn der rechte Nährboden dafür geschaffen ist. Nur Kinder wollen den gestern gelegten Samen schon heute sprießen sehen; sie schütteln am Baum, wenn die Früchte noch grün sind. Ebenso kurzsichtig ist es, zu glauben, daß die Frauenbewegung zu ihrem Ziel gelangen könnte, ohne daß die Entwicklung der sozialen Anschauungen, mit der ihre Erfüllung im tiefsten Grunde im Zusammenhang steht, zu einer gewissen Reife gelangt ist. Hält man diesen Gedanken fest, so wird es einem weit weniger darauf ankommen, ob die Frauenbewegung diese oder jene Einzelforderung etwas früher oder später durchsetzt, als darauf, daß die freiheitlichen Richtungen, die ihr allein einen dauernden Erfolg, einen endgiltigen Sieg zu gewährleisten vermögen, nicht noch weiter an Boden verlieren. Das zu verhindern, dazu müssen sich unter Hintansetzung ihrer Sonderinteressen alle zusammenschließen, die für eine fortschrittliche Entwicklung eintreten; besonders heute, wo eine schwer verständliche Nachgiebigkeit die Regierung zum Werkzeug kultureller Rückständigkeit werden läßt. Und da ist es an der Zeit, daß auch die Frauen, die man so sorgfältig zu „vaterländischer Gesinnung" erzogen hat, sich bewußt werden, daß solche Gesinnung Verpflichtungen auferlegt.

In welcher Form sie diese Verpflichtungen erfüllen sollen, das hängt von persönlichen und örtlichen Verhältnissen, Fähigkeiten und pekuniärer Lage ab. In erster Linie handelt es sich natürlich bei Wahlkämpfen um Geld, wiederum Geld und zum drittenmal Geld. Die Bazar-, Konzert- und Tanzwohltätigkeit, die in Städten wie Berlin eine geradezu unheimliche Ausdehnung und einen keineswegs einwandfreien Charakter angenommen hat, diese zweifelhafte Wohltätigkeit alten Stils, die wenigen mit großen Kosten hilft, sollte einmal einer zielsicheren Gebefreudigkeit weichen, um vielen die Wohltat liberaler Gesetzgebung nach Kräften sichern zu helfen. Und dem

Digitized by Google

gleichen Zweck sollte die Beredsamkeit dienstbar gemacht werden, die auf Bazaren gutes Geld für unnütze Ware aus oft wenig zahlungsfähigen Händen lockt.

Die Wirksamkeit der deutschen Frau in dieser neuen Sphäre, die Einführung des Begriffs „Politik" in ihren Pflichtenkreis wird allen denen schweres Bedenken erregen, die sich nicht klar darüber sind, daß Politik im höchsten und edelsten Sinne nichts sein sollte als die Kunst, die Wohlfahrt aller zu begründen. Wer damit einverstanden ist, daß die Frau über den engsten Kreis ihrer Familie hinaus sich überhaupt sozial betätigt, kann ihr diese höchste Form solcher Betätigung, die Sorge für das öffentliche Wohl, nicht versagen. In dieser Arbeit wird sie vielleicht dereinst dem öffentlichen Leben neue Impulse zu geben imstande sein, sie selbst aber wird in solcher Tätigkeit innerlich wachsen, und was sie an Persönlichkeitszuwachs gewonnen, wird dem kleinen und kleinsten Kreise der Ihren wiederum zu gute kommen.

Malwida von Meysenbug †.

Von

Herta Widmann.

Nachdruck verboten.

In dem hintersten Winkel des alten Bücherschranks auf der Bodenkammer, den niemand mehr eines Blickes würdigte, hinter den langen, öden Reihen einer unbrauchbar gewordenen juristischen Bibliothek von irgend einem alten Onkel, in dem Winkel, aus dem ich schon einmal die „Kronenwächter" ans Tageslicht gezogen, da fand ich es: ein paar verstaubte broschierte Bände, „Die Memoiren einer Idealistin". Aufgeschnitten war nur ein Stück des ersten Bandes. In einer gesinnungstüchtigen Beamtenfamilie liest man so etwas natürlich nicht. Aber in dem Titel lag etwas unbeschreiblich Ergreifendes — eine Idealistin — „'s klingt so wunderlich". Ich war in dem Alter, in dem dieses Wort seine heiligste, tiefste Bedeutung hat. Und da habe ich das Buch gelesen, lang ausgestreckt auf dem Verandadach, auf das man von der Bodenkammer hinaussteigen konnte. Ich weiß es wie heute. Über dem Garten brütete der helle, heiße Sommernachmittag. Ein paar große, weiße Schmetterlinge ruhten mit weit ausgespannten Flügeln müde auf der stahlgrauen Nordmannstanne, und in der Luft lag ein schwüler Hauch von Rosen und trockenem Gras und sonnendurchglühtem Nadelholz. Ich las und las, den Kopf in die aufgestützten Hände vergraben, bis die Abendsonne die vergilbten Blätter rot färbte und irgend jemand meine traumhafte Einsamkeit zerstörte.

Das Buch wurde ein tiefes, bedeutungsvolles Erlebnis. Es gab einer wundervollen, idealen Welt, die köstlichster Besitz war, eine neue Farbe, die Farbe der Wirklichkeit, des lebendigen Lebens. Es war so eine wunderbar beglückende Überraschung: da hatte man sich aus all den schönen, reinen Gefühlen, aus den klaren, hohen Gedanken, durch die das Zeitalter der Humanität, die Geisteswelt Schillers junge Seelen gewinnt, eine ideale Welt gebaut, in der man lebte, — mit einem uneingestandenen, aber traurig stimmenden Gefühl ihrer Unwirklichkeit. Und eben

Digitized by Google

diese Welt war einmal Schicksal und Persönlichkeit, war einmal lebendigste, wirkliche Wahrheit gewesen! Wahrheit, Ereignis in dem Leben einer Frau! Sie hatte an diese Welt geglaubt, für sie gekämpft und gelitten. Sie hatte all' diese hohen, fernen Ideale zu einer Lebensmacht, zum Schicksal für sich werden lassen, hatte sie nie verleugnet, nie enttäuscht aufgegeben. Eine „Idealistin" in der alltäglichen Enge einer korrekt-vornehmen Familie, eine „Idealistin" in der Verbannung, ja in gemeiner, äußerer Not. All' die schönen Worte, deren Klang berauschte, „Gedankenfreiheit", „Humanität", „Menschenrechte", nun gewannen sie volle Bedeutung, Schwere und Körperlichkeit. Hier war eine Erbin, die diese Schätze mit stahlkräftigem Mut und unbeirrbarem Enthusiasmus erworben hatte, um sie zu besitzen.

Die Geschichte einer Individualität und zugleich ein Stück Kulturgeschichte, ein Stück Geschichte menschlichen Denkens, menschlicher Geistesentwicklung, so zieht dieser Kampf an dem Epigonen vorüber[1]): die hochgestimmte, unsinnlich-idealische Freundschaft der Aristokratin mit dem jungen Volksapostel, die Hochflut patriotischer Begeisterung, als aus dem großen Fenster des Frankfurter Römers der Name des ersten Präsidenten des deutschen Parlaments verkündet wurde — als „unverhofft ein ewig Glück auf goldnen Strahlen glänzend niederstieg", sagt die Idealistin —, der Lebenskampf all' der europäischen Verbannten in London, so viele Schicksale von Menschen, von Idealen. Mit mächtig werbender Kraft, in dem unwiderstehlichen Glanz frischester, ungebrochener Jugendschöne aber strahlte aus dem Buch das zwiefache Evangelium des Völkerfrühlings: die Botschaft von der sozialen Gerechtigkeit und die von der Befreiung der Frau.

So hat die Idealistin einst zur Jugend gesprochen. Sie ist alt geworden; ein zweiter großer Lebensabschnitt hat sich an den gefügt, von dem die Memoiren erzählen. War der erste reicher an Kühnheit und Tatkraft, an äußerem Erleben, an dramatischem Geschehen, so ziehen durch den zweiten die führenden Geister unserer modernen Welt in leisem, vornehmem Nehmen und Geben. Aus dem Salon der Idealistin nehmen Nietzsche und Wagner, nehmen Ibsen und Liszt die schönen stillen Gaben eines feinen, kultivierten Verstehens, einer friedlich-warmen, menschlich-edlen Teilnahme mit hinaus. Die tatfreudige „höchste caritas", die Nietzsche in den Memoiren so tief ergriff, ist gedämpft zu einer versöhnlichen, mehr ästhetisch als ethisch nuancierten Lebenserfassung.

Und so ist sie gestorben, eine Greisin von 86 Jahren, nach einem Leben von seltener Fülle und fast künstlerischer Geschlossenheit. Sie wußte, daß es ihre Jugend war, die ihres Daseins Sinn am reinsten spiegelte. Ihres „tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf" in den Abschiedsworten an die Menschheit, in denen sie das Fazit ihres Lebens zieht:

„Ein neues Jahrhundert bricht an. Laß es ein Jahrhundert des Friedens und der Tugend werden. Bedenke deine Verantwortung vor der Zukunft und den kommenden Geschlechtern. Richte deinen Blick von dem allzu Flüchtigen auf das allein des Strebens Werte, und baue an dem Tempel, in dem einst das Urbild aller Vollendung stehen und, segnend die Hände über die Welt breitend, sagen wird: ‚Und es ward Licht.' Mit diesem Wunsch, mit dieser Bitte, mit diesem Segen sage ich auch dir, Menschheit, mein Lebewohl."

---

[1]) Einen ausführlichen Aufsatz über Malwida von Meysenbug brachte das Märzheft des Jahres 1899.

Digitized by Google

Die Maikowski.

Eine Studie

von

Anna Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Johanna tat einen frohen Atemzug, als die Mutter aus dem Bette stieg. Sie besaß es jetzt allein mit all seiner köstlichen Wärme und konnte sich darin strecken und recken und von einer Seite zur andern werfen, was sie so gern tat. Sie guckte in das kleine, schwach erleuchtete Zimmer hinein, so vorsichtig in ihrem Blick wie in ihren Bewegungen. Der neunzehnjährige Willy saß schon am Tisch und trank seinen Kaffee; die Ofenröhre hatte das fast pechschwarze Abendgebräu nachts über warm gehalten. Willy war finster und schweigsam wie immer, er sorgte für sich selber in altgewohnter Reihenfolge, schnell und sicher; er nahm keine Gefälligkeit in Anspruch, leistete auch keine. Mutter und Schwester waren für ihn nicht da, nicht einmal die Raumbeengung schien er zu bemerken. „Ja, wenn ich auf wäre!" dachte Johanna. „Er würd mer schon schlimme Wörter geben." Jetzt war er fertig, Gott sei Dank, er schurrte nur noch seinen Strohsack samt den Betten darauf aus der Mitte der Stube in die Ecke hinter Johannas Bett. Als er an ihr vorbeikam, schloß sie die Augen, ihr Herz pochte. „Gluck, gluck!" ging's gleich darauf. „Kaffee in die Blechflasche! Nun noch das Frühstück in die Rocktasche, und weg ist er!" beruhigte sich Johanna. Sie blinzelte ins Zimmer. „Atjes!" sagte der Schwarzhaarige. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Vor einem Spiegelscherben brannte Marie ihr schlichtes, blondes Haar über der Stirn in unzählige Löckchen. Sie waren der einzige Schmuck der dürftig Gekleideten. Marie sah bleich aus. Heute nacht hatte sie wieder geschrien und so in dem Bett herumgewühlt, daß die Mutter und Johanna fast herausgefallen wären. Bei dieser Erinnerung packte Johanna plötzliche Rachsucht. Sie schnellte sich wie ein Fisch in die Höhe und fiel schwer in die Kissen zurück. Die Betten waren unbezogen, fadenscheinig und löchrig.

„Du! du!" klagte Marie. „Mein Haar!" Sie wehrte die herumwirbelnden Federn ab. „Johanna, du bist mir ein Balg! Mutter, hilf mir doch ein bißchen, es ist schon so spät!"

Die Mutter reichte dem blassen Mädchen die Kleider, bot ihr die Tasse zum Trinken und holte den großen Korb unter dem Bett hervor, der die Tochter stets zur Aufwartestelle begleitete. Sie war dabei flink und beweglich; an ihrer Behendigkeit schien Maries schwere Müdigkeit sich noch zu steigern. „Atje!" klang es jetzt wieder, matt und kraftlos, aber es kam ein Händedruck hinzu und leises Geflüster.

Obgleich später aus dem Bett als ihre beiden Ältesten, war die Mutter längst fertig, sie hatte auch schon den Ofen geheizt und griff nun zum Besen.

Johanna spitzte die Ohren, sie kannte das Morgenprogramm. Und die Hauptnummer begann:

„Stell dich nur nicht, als ob du schläfst, Johanna! Heut hilft dir nichts, alles nimmt ein Ende, auch meine Geduld. Nein, so'n Kind, so'n Kind! Womit hab' ich das verdient! Willy war drei Jahre in der ersten Klasse und hat's beste Abgangszeugnis gekriegt. Meine Schuld ist's nicht, daß er zu den Ungelernten gehört, ich arbeit' mir die Nägel von den Fingern, und 's reicht nicht hin, nicht

Digitized by Google

her! Seine Schuld ist's auch nicht. Er frißt allen Jammer in sich hinein, aber von seinem Verdienst gibt er seiner Mutter ab, damit sie nicht verhungert. Und Marie war zwei Jahre in der ersten Klasse und war doch ein so elendig Ding, immer krank und immer fleißig! Und hatt' Rosinen im Kopf und wollt' in 'ne Fortbildungsschule und Buchhalterin werden oder so was Gelehrtes. Wie hat sie geweint, als das nicht ging, und sie in die Aufwartestelle mußte, weil ich krank war. Und nun gibt sie ab und klagt nicht und tut's mit für dich. Und du — du — alle Tage läufst Schule. Drei Mark Schulstrafe, lieber Gott! Drei Mark, Johanna! Es ist reines Blutgeld! Und was hat's genutzt? Aber heut bleib ich, bis er dich geholt hat. Um sieben soll ich bei Rohrscheidts an der Waschbütte steh'n, aber ich geh' nicht, bis er dich geholt hat. Ich muß sehen, daß er dich am Arm packt und die Treppe runter schleppt!"

Bis dahin hatte Johanna gelächelt. Es war das alte Lied, das die Mutter ihr sang. Seit sie wußte, daß die Mutter Willys zornige Strenge fürchtete und ihm alles verschwieg, hatte es jede Macht über sie verloren. Jetzt packte sie Unruhe.

„Wer soll mich holen?" fragte sie.

„Der Polizist! Er war gestern hier, fünf Minuten vor acht, bei Wölkes hat er alles bestellt. So'n Schimpf, so 'ne Schand'! Ich hätt's gestern abend Willy sagen müssen, der hätt' dich kuriert!"

Johanna sprang mit beiden Füßen aus dem Bett. Mit fliegender Hast kleidete sie sich an. Sie goß eine Tasse Kaffee in sich hinein, das Brot rührte sie nicht an. Nach der Schultasche mußte sie ein wenig suchen; nun war sie gefunden.

„Ich geh' von selber!" sagte sie.

Die Mutter stellte sich vor die Tür.

„Das hast du hundertmal gesagt!"

„So'n Schimpf, so 'ne Schand' wirst du doch nicht dulden wollen", sagte Johanna bittend.

„Lieber so'n Schimpf, so 'ne Schand', als noch einmal drei Mark Schulstraf'!"

Johannas sanfte braune Augen, von denen das eine ganz schief stand, schimmerten feucht, ihr Gesicht drückte Angst aus.

„Ich versprech's, ich versprech's!" flehte sie mit weicher Stimme. „Ich halt' mich nirgend auf, ich geh' gleich hin!"

Die Mutter blieb fest.

„Komm du mit!" bat Johanna.

„Damit du mir wieder wegläufst!"

Johanna klopfte das Herz, sie war ratlos, doch nur ein paar Augenblicke; in der Ferne dämmerten schon allerlei Auskünfte. Sie schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein; das dunkle Getränk war stets in unerschöpflichen Portionen vorhanden. Sie strengte ihre Erfindungskraft an und schaffte dabei mit flinken Fingern Ordnung in dem muffigen Raum. Die große weiße Kaffeekanne oben auf dem Brett reizte sie, wenn sie die zu Boden warf, daß sie zerbrach, dann sprang die Mutter sicher von ihrem Posten, und sie, Johanna, konnte zur Tür hinaus. Aber die große Kanne dauerte sie und die Mutter auch. Die Kanne war alt, ein Hochzeitsgeschenk, und Johanna bildete sich ein, sie habe eine Seele, eine Sprache hatte sie ganz gewiß.

Plötzlich kam eine ängstliche Spannung in Johannas Gesicht. Sie hörte schwere Tritte auf der Treppe. Sie nahm die Schultasche wieder auf, legte sie mit einem gewissen Nachdruck auf den Tisch, ging dann zur Tür und sagte ruhig:

„So, nun mußt mich doch einmal durchlassen."

„Nanu! Wie so denn?"

„Na, weil ich noch einmal raus muß! Vertreten kannst mer nicht, und keiner kann's."

Die ängstliche Unruhe in Johannas Bewegungen veranlaßte die Mutter, zur Seite zu weichen. Im Nu war Johanna an ihr vorbei. Die schweren Schritte erdröhnten schon auf dem dritten Treppenabsatz. Johanna richtete sich hoch auf, ein freundliches Lächeln verschönte ihre weichen Züge, so ging sie dem Unsichtbaren entgegen. Jetzt war er auf dem lichtlosen Quadrat, das zur vierten Etage führte, mit Johanna zugleich. Sie gewahrte allerlei Blitzendes. Nach ein paar Sekunden unterschied sie den gefürchteten Helm.

„Soll ich Licht bringen?" fragte sie freundlich.

„Wer bist du?" klang es barsch zurück.

„Elisabeth Wölke!"

Digitized by Google

„Schwester von der Anna Wölke, die ich unten traf?"

„Ja!"

„Wie alt?"

Er zündete ein Streichholz an und leuchtete ihr ins Gesicht.

„Fünfzehn!"

Johanna knickste und lächelte, eines ihrer braunen Samtaugen sah sanft zu ihm auf, das andere schien sich in weite Fernen zu verlieren. Sie bewegte sich vorwärts.

„Wohnt hier Frau Maikowski?" fragte der Schutzmann, sie vorbei lassend.

„Ja, ganz oben geradeaus!"

Oben öffnete sich die Tür. Das Blut stieg Johanna ins Gesicht.

„Johanna!" rief die Mutter.

„Die da oben ruft, ist Frau Maikowski," sagte Johanna mit ruhiger Freundlichkeit, „da gehen Sie nur hin!"

Der Mann stampfte nach oben.

Johanna flog die Treppe hinunter, auch auf der Straße lief sie noch; sie bog um die Ecke, nahm wieder eine Ecke und erst, als ihre Querzüge kaum zu zählen waren, mäßigte sie ihre Schritte. Zugleich glättete sich ihr Gemüt, sie tat ein paar tiefe Atemzüge, und nun konnte sie Überlegung in ihre Flucht bringen. Erst wollte sie ein wenig in den Straßen bleiben. Es wurde immer lebhafter. Die Arbeiterscharen wurden abgelöst von den jungen Leuten und jungen Mädchen aus den Geschäften, von Herren mit Mappen und Akten und ohne Arbeitssymbol, von Damen, die auch zu den Arbeitenden gehörten. In dieser Menge fühlte Johanna sich sicher. Sie schlenderte die Hauptstraße auf und nieder. Ab und zu gab es ein dröhnendes, dumpfes, schnarrendes Geräusch: die schweren Jalousien der Schaufenster wurden aufgezogen. Johanna blickte jedesmal flüchtig hinein. Prächtig waren sie alle in ihren Augen, aber solche Pracht lockte sie nicht. Schön war der Schnee, der sich nicht hatte verdrängen lassen und die Salzschütte an den Schienen der Elektrischen wieder bedeckt hatte, schön war das zarte Blau des Himmels über dem Tor, das zum Wasser führte, und die silberne Mondsichel, die sich von ihm abhob. Und schöner noch mußte es draußen sein, auf freiem Felde oder gar im Walde. Aber zu solch einer Wanderung war es zu kalt. Johanna fror. Die Aufregung, die schnelle Flucht hatten ihr Blut in Wallung versetzt; jetzt war ihr, als dampfe sie wie ein Pferd, das stehen muß nach hastigem Traben, aber der Dampf war eisig. Sie hatte nichts umgenommen, ihr Kleid war dünn. Der Schnee knirschte unter den Füßen, und doch schien Feuchtigkeit sich den Strümpfen mitzuteilen durch die großen Löcher ihrer Schuhe. Das Thermometer auf dem Markt zeigte 12 ° C. „Ein früher Winter!" hörte sie die Leute unterwegs unzählige Male sagen. Eine warme Stube war besser als das freie Feld.

Johanna wandte sich wieder der Altstadt zu, dem Armeleuteviertel darin. Sie bog in eine schmutzige kleine Gasse, prüfte die einförmigen Häuser und fand endlich unter all den elenden, baufälligen, häßlichen Kabachen die richtige elende, baufällige, häßliche Kabache heraus. Zwei Treppen mußte sie hinaufsteigen, dann war sie an ihrem Ziel.

Die Wohnung, in der sie Gastfreundschaft zu finden hoffte, war unverschlossen. Johanna war leise in allem, was sie tat, so stand sie plötzlich mitten in einem mittelgroßen, niedrigen, verschiesten Zimmer, ohne daß die Frau sie gewahrte, die mit dem Rücken zur Tür sich über eine Waschbütte beugte.

„Guten Tag, Frau Eyert," grüßte Johanna freundlich.

„Ei, guten Tag, Johanna!"

Die Frau wandte den Kopf zur Seite, ohne von der Arbeit abzulassen; der Seifenschaum spritzte zu Johanna hinüber.

„Mutter läßt schön grüßen!" sagte diese.

„Wie ist das, bist du nicht in der Schule?" fragte Frau Eyert.

„Das ist so," erklärte Johanna mit ihrer sanftesten Stimme, „Mutter hatte die Infilenzia, da hab' ich mer für vier Tage freigemacht, nun ist's aber schnell vorbeigegangen. Rohrscheidts haben heute Wäsche, und Mutter ist schon dort, es ist 'ne gute Stell'. Ich hab' nun allens zu Haus in Ordnung gebracht, nach so 'ne Krankheit ist immer viel zu tun. Wenn ich fertig bin, hat Mutter mich erlaubt, hinzugehen, wohin ich will. Ich sagt' gleich: zu Frau Eyert."

Digitized by Google

„Hättst du nicht lieber in die Schule gehen sollen?“ fragte die Frau. „Es ist doch knapp neun.“

„Ich hab mich auf vier Tage abgemeld't,“ sagte Johanna. „Die Lehrers und Schulfräuleins mögen gar nicht, wenn man nicht Wort hält. Das wird allens gleich dem Rektor gemeld't, und die Rechnung muß stimmen.“

Der Tonfall deutete an, daß die Sache für Johanna abgetan sei. Sie sprang auch gleich auf ein anderes Gebiet über, das ihr mehr am Herzen lag.

„Gucka! Gucka!“ rief sie, der weiche Ton klang wie Vogellaut. „Er ist ja wach, der Dicke!“

Sie beugte sich über ein Bettchen, in dem ein pausbäckiges Kindchen seine Zappelbewegungen machte. Johannas Gesicht strahlte, über ihre Lippen kam's wie lauter süße Flötentöne, und als das Kleine, das sie mit großen, ernsten Augen betrachtete, endlich zu lachen begann, da brach sie in hellen Jubel aus.

„Soll ich ihm zu trinken geben?“ fragte sie.

„Kannst ihn besorgen,“ sagte Frau Eyert schmunzelnd; sie wußte das Kind bei ihr gut aufgehoben.

Das tat Johanna nun mit der Geschicklichkeit einer erfahrenen Kindermutter, ab und zu stellte sie Fragen.

„Zahlt der Vater?“

„Noch nicht, wird aber müssen!“

„Wird aber müssen, wird aber müssen!“ zwitscherte Johanna dem Bübchen vor.

„Kommt seine Mutter oft her?“

„Selten genug, hat anders zu tun!“

„Anders zu tun, anders zu tun, trillili!“ sang Johanna in vielen Variationen.

„Geht tanzen alle Sonntag, da muß sie auch die Garderobe schneidern.“

„Bimbambumbag, alle Sonntag, bimbambeier, komm zur Feier!“

Immer leiser wurde Johannas Singen, das Bübchen auf ihrem Schoß hatte die Flasche geleert und schlief ein. Sie trug es behutsam in sein Bettchen.

Johanna besaß die Fähigkeit, sich in Häuslichkeiten mütterlichen Niveaus sofort zurecht zu finden. In der Gardine hatte sie Stecknadeln entdeckt, die mußten ihr helfen, das Kleid aufzustecken, von einem Nagel nahm sie eine Schürze, die band sie sich vor und nun stand sie Frau Eyert gegenüber an der Waschbütte und griff zu mit der Sicherheit einer geübten Wäscherin.

„Das rosa Kleid von der Lenz hätt'st sehen müssen!“ nahm die Frau die Unterhaltung wieder auf.

„Ich mach' mer nichts aus Kleidern.“

„Nanu! Aber auf den Tanzboden möchst wohl gehen, wenn du groß bist?“

„Aus so was mach ich mer nichts.“

„Na wart' nur, wenn du so weit bist, wirst du alles mit andern Augen ansehen.“

„Ein Auge sieht all' jetzt alles schief!“ sagte Johanna lachend.

Frau Eyert lachte auch; sie hatte das Mädchen gern.

„Woraus machst du dir denn was?“ fragte sie.

„Na, aus kleinen Kindern und aus Hunden, aber die Hunde müssen groß sein.“

„Du hättst müssen des Dicken Mutter sein,“ scherzte die Frau. „Wart nur, die Lenz tanzt sich noch tot, dann schenk' ich ihn dir.“

„So'n Tanzdeiwel!“ knurrte Johanna.

Frau Eyert sah zu ihr auf, nachdenklich, dann breitete sich Helle über ihr gutmütiges Alltagsgesicht.

„Ja, ja,“ sagte sie, „wenn's erlaubt wäre, die Lenz ging auch nächsten Sonntag, wo Totenfest ist, tanzen und tanzte sich um ihre Seele und in des Teufels Reich. Ja, ja!“

Sie warf ein Wäschestück mit großer Heftigkeit in den Spüleimer, streifte sich den Schaum von den Fingern und sagte: „Jetzt mach' ich uns Bratkartoffeln zum Frühstück.“

Die Aussicht gab Johannas zitternden Knien neue Festigkeit; es war sie eben eine Schwäche angekommen.

Bald saßen die zwei in der Küche bei dem warmen Mahl und ließen sich's schmecken, mit Kaffee wurde nicht gespart.

„Nun hör',“ begann die Frau nach dem ersten schweigenden Ansturm auf die Kartoffeln. „Ich sagte, es ist gut, daß am Totenfest nicht getanzt werden darf, sonst tanzte sich manch einer um seine Seele. Hast du nie gehört,

Digitized by Google

was in Jakobstal im Goldenen Lamm passiert ist?"

Johanna verneinte.

Frau Eyerts Miene und Haltung wurde feierlich.

„Ich war dreizehn Jahre alt, so alt wie du, als es geschah. Ein Mädchen, das ich gut gekannt habe, groß und hübsch, war jeden Sonntag auf dem Tanzboden. Eines Sonntags ging sie mit ihren Eltern zur Beichte und zum Abendmahl. Die Eltern wollten, sie sollt' an diesem Sonntag zu Hauf' bleiben, wie's sich für'nen Christenmenschen an solchem Tage gehört. Aber nein! da war kein Halten, da half kein Reden; als es sieben war, mußt' sie auf den Tanzboden, sie mußt'! Sie hat ihren Eltern noch freche Worte gesagt und über sie gespottet. Nun kommt sie nach Jakobstal in den Tanzsaal. Sie tanzt am besten und ist von allen Mädchen die Hübscheste. Als sie so recht toll dabei ist, kurz vor Mitternacht, hört man Pferdegetrappel, ein Reiter hält vor der Tür unter der Laterne. Sie guckt gerade zum Fenster raus mit 'nem Glas Wein in der Hand und sagt: „Ei, das ist ein schönes schwarzes Pferd!" Da kommt auch schon ein vornehmer Herr in den Saal, schwarz gekleidet, mit schwarzem Haar, und funkelnden schwarzen Augen. Alle machen ihm Platz, er sieht aus wie ein Fürst. Er aber geht sofort auf das Mädchen los, macht eine Verbeugung und bietet ihr den Arm zum Tanz. Sie stürzt den Wein hinunter und schaut stolz im Saal umher, ob auch alle sehen, welch' eine Ehre ihr widerfährt. Und sie sehen alle auf sie, selbst die Musikanten, die aufgehört haben zu blasen. Da reicht sie dem Herrn die Hand, er gibt ein Zeichen, und die Musik setzt ein. Da beginnen sie zu tanzen, und der Tanz wird immer wilder, und die Musik muß mit — muß mit! Und der Fremde tanzt und das Mädchen fliegt durch den Saal; es tanzt sonst keiner, die Musik ist zu wild. Anfangs sang das Mädchen den Walzer mit, dann wurde es still, und dann wurde es bleich. Aber der Fremde läßt es nicht los, er tanzt nur um so schneller. Entsetzt stehen alle umher, ganz gelähmt, den Musikanten läuft der Schweiß von der Stirn, aber sie sind wie verhext und müssen mit. Da fällt's dem einen wie Schuppen von den Augen. Er reißt sich das Horn mit Gewalt von den Lippen, dann setzt er es von neuem an — und Gott gab ihm Kraft! Er blies, daß es schmetterte: „Ein feste Burg ist unser Gott"! Da waren auch die andern Musikanten erlöst, sofort fielen sie ein, und ein paar Männer sangen: „Ein gute Wehr und Waffen!" Nun sang der ganze Saal mit. Der Fremde taumelte, er ließ das Mädchen los, es stürzte zu Boden. Der Schwarze war verschwunden, man hörte Pferdegetrappel, es klang unheimlich, denn es war totenstill geworden im Saal. Das Mädchen aber rührte sich nicht. Als endlich einer zu ihr trat, fand er, sie war tot."

Frau Eyert schwieg, Johanna überrieselte es eiskalt.

„Weißt du, im ganzen Ort ging in der Zeit kein Mädchen allein auf den Boden oder in den Keller. Die Herrschaften haben tüchtig gescholten, aber keine kriegt's fertig."

Frau Eyert sprach es flüsternd, als fürchte sie sich vor etwas Unsichtbarem, dann blieb's wieder still. An der Waschbütte aber bei der tüchtigen Bewegung kamen Johannas Gedanken wieder in Fluß.

„Ob er wohl oft auf die Erde kommt, der Teufel?" fragte sie.

„Ich glaub's ganz gewiß," sagte Frau Eyert überzeugt, „aber in unsre Gegend ist er seitdem nicht wieder gekommen. Die Prediger und die Lehrer haben's uns ausreden wollen, daß der Teufel in Jakobstal war, aber er ist's doch gewesen. Ich kenne eine Frau, die hat ihn gesehen, sie hat auch bemerkt, daß er einen Pferdefuß hatte, aber erst ganz zuletzt. Und eine andre hat mir erzählt, daß es im Saal ganz entsetzlich nach Schwefel gerochen hat. Er war's also doch! Aber wiedergekommen ist er nicht."

„Das macht, weil sie so stark geblasen haben und so ein schönes Lied!" sagte Johanna. „Die drei ersten Tön', das ist wie ein Hammer, und hernacher steht's da wie eine Burg. Aber eins wundert mer doch!" setzte sie nach einer Pause nachdenklich hinzu.

„Na was denn?" fragte die Frau.

„Nu, daß der Teufel immer wieder auf die Erde kommt und der Herr Jesus gar nicht. Er könnt's doch auch! Wenn ich mich's so

Digitized by Google

überleg', müßt's ihm doch nicht schwer sein. Zu leiden braucht er nicht mehr und zu sterben auch nicht, das war so furchtbar. Aber nun hat er's hinter sich, und jetzt kennen ihn alle, die Predigers, die Lehrers, die Kaisers, die Könige, die Landpflegers, wo man jetzt Schulräte nennt, und alle, die was zu sagen haben. Und auch die armen Leute kennen ihn, die Frauen und die Kinder. Wenn der Dicke die Hände falten kann und Papa und Mama sagen kann, dann sprech' ich ihm auch gleich ‚Jesus' vor. Da, die Kleinsten kennen ihn. Und keiner wird mehr fragen: Bist du Gottes Sohn? Sie wissen's ja alle. Ei, da würde die Stadt bekränzt sein, wenn er käme, und die Schulkinder würden Spalier bilden und am Rathaus würden ihn die Herren begrüßen, wie den Kaiser im Sommer, und ihm alles versprechen. Es wundert mer doch, daß er gar nicht kommt; grad' weil's ihm damals auf der Erde so schlecht ging und so wenige ihm glauben wollten, müßt' er jetzt mal kommen und sich freuen, daß alle an ihn glauben."

Frau Eyert wurde nicht so schnell mit einer Antwort fertig. Sie hatte ihre Bedenken.

„Aber Kind, was redst du!" sagte sie.

„Was ich mer so denke!" sagte Johanna. „Und ich denk' mer noch so: ich würd' doch nicht an Jesus ranner kommen, se würden mer nicht lassen. Sie würden alle an ihn ranner wollen, und da würden die hohen Schulen zuerst kommen, und hernacher wär' nicht mehr Zeit für uns. Ja, wenn es für Jesus so ein Lied gäbe oder einen Spruch wie für den Teufel!" —

„Um Gotteswillen, was meinst du, Johanna!" rief Frau Eyert entsetzt.

„Ich mein so. Für den Teufel hat man ein Lied, daß er gleich weg muß; für Jesus müßt man ein Lied haben, das ihn festhält, immer festhält, bis jeder bei ihm war."

Frau Eyert war es unmöglich, sich in Johannas Gedanken hinein zu versetzen; sie wußte nicht recht, war es gut, war es böse, was das Mädchen da redete.

„Eins hat mer auch immer gewundert," begann Johanna nach kurzem Schweigen, „daß die Jünger alles verließen, gerad' als sie die Schiffe voll Fische hatten. Wenn ich denk', zwei Schiffe voll Fische! Die hätten sie ganz billig verkaufen müssen, es hungern doch immer so viele. Wenn ich da gewesen wär', ich hätt' gleich gefragt: Kann ich die Fische nicht kriegen? Dann hätt' ich sie verkauft, und für das Geld hätt' ich alle Tage etwas Fische und Brot eingehandelt und wäre Jesus nachgegangen. Dann hätt' er nie hungern können, und der Teufel wär' nicht zu ihm gekommen."

Frau Eyert war wieder in peinlicher Verlegenheit. Johannas Gerede machte sie furchtsam. Es war jedenfalls sicherer, sich über den Teufel zu unterhalten als über Jesus, vor Gotteslästerung war man da geschützt.

„Bei manchen Dingen weiß man nicht recht, wer eigentlich dahinter steckt, ob der Teufel oder ein anderer," sagte sie.

„Nanu!" entgegnete Johanna in hellem Erstaunen. „Den Teufel wollt' ich schon allemal erkennen, das ist ein Ehrlicher."

„Nö, er lügt!" behauptete Frau Eyert.

„Das mein' ich ja!" gab Johanna zurück. „Er ist so grundschlecht, daß er sich gar nicht anders zeigen kann als schlecht."

„Na aber, wer tut's denn zum Beispiel, daß das Geld sich reinigt?" fragte Frau Eyert.

„Waaas?"

Johannas fleißige Finger ruhten einen Augenblick, so maßlos war des Mädchens Erstaunen.

„Ja," erzählte Frau Eyert, „das Geld reinigt sich alle sieben Jahr. Wie's gemacht wird, weiß keiner. Aber in Niederfelde wohnt eine Frau, Frau Gronwald. Wir kennen uns von der Schule her. Sie hat einen Maurer geheiratet. Jedes Jahr schlachtet sie zwei Schweine, die sie aufgefüttert hat, dann schickt sie zu mir und läßt fragen, wieviel und von was ich haben will; ich krieg's da billig. Der Frau ihre Mutter lebt nicht mehr, aber ihre Großmutter lebt, die ist fast hundert Jahre alt. Und die weiß so viel, die weiß alles. Alte Leute wissen furchtbar viel. Die alte Frau hat's ihrer Großtochter erzählt, daß das Geld sich reinigt. Wie nun Frau Gronwald einmal von der Alten fortgeht, die auf der Höhe wohnt, und es war schon dunkel, da sieht sie auf einem großen Feld mittendrin ein großes Feuer und rings umher blaue Flammen, die zucken aus der Erde heraus, hier und da.

Digitized by Google

Dunkle Gestalten bewegten sich hin und her und machten sich an dem Feuer zu tun. Sie konnte sie aber nicht deutlich erkennen. Aber sie hatte große Furcht und lief zu der Alten zurück. Da hat die Alte gelächelt und gesagt: So, nu dividier mal mit sieben in 1897 und sag' mir, ob's aufgeht. — Siehst du, das Geld reinigt sich. Aber bleibe hier über Nacht, es ist nicht gut, wenn einer in solcher Nacht unterwegs ist."

Johanna wagte nicht zu entscheiden, ob der Teufel mit solch einem Reinigungswerk betraut sei, sie hatte auch gar keine Zeit mehr, sich den Kopf zu zerbrechen, sie mußte nach Hause.

* * *

Willy kam nach Hause. Heute war wieder ein Tag, an dem er seine Lebensanschauung revidieren mußte, ob sich nicht irgendwo eine Lücke befände; das Leben selber zwang ihn dazu. Er hatte sie sich selbst zurechtgesonnen, richtiger noch, sie war fast von selber, wie eine Fata Morgana in ihm aufgestiegen. Er mißtraute ihr oft, aber besserer Ersatz wollte sich nicht finden lassen. So sah sie aus. Zwei Menschenschichten bauen sich auf übereinander. Oben wohnen die Reichen. Sie bilden zwei Gruppen. Die Reichen der ersten Gruppe lassen ihr Kapital für sich arbeiten und leben nur dem Genuß. Die Reichen der zweiten Gruppe sind nicht zufrieden mit dem also zu erlangenden Gewinn, sie benutzen ihr Kapital, um andere für sich arbeiten zu lassen, sie ernten tausendfältige Frucht auf dem Arbeitsacker, den Tagelöhner für kargen Lohn für sie bestellen und mit saurem Schweiß zwingen, all sein Vermögen herzugeben. Die Atmosphäre beider Gruppen ist die Ungerechtigkeit, in der Ungerechtigkeit leben, weben und sind sie, von der Ungerechtigkeit nähren sie sich.

Die untere Schicht bilden die Menschen, die arbeiten bis aufs Blut und doch nicht genug verdienen, Leib und Seele zu sättigen. Hunger ist ihr Los und Elend ihr Teil. Mit ihrem Lebensblut wird der Acker gedüngt, dessen goldene Ähren von jenen oberen Schichten geschnitten werden.

In jenen oberen Schichten wandeln die Menschen, die schmählichen Mißbrauch treiben, in jenen unteren Schichten keuchen die Menschen, mit denen Mißbrauch getrieben wird. Oben wohnen die Herren, unten wohnt ein gedrückt Geschlecht, dem es schwer wird, den Kopf zu heben.

Aber doch sammeln sich unten Kräfte, lebendige, siegbergende Kräfte, während oben eine Scheinkraft im Gleichgewicht erhält, was selber nur Schein ist. Die Scheinkraft oben ist die Ungerechtigkeit. Sie ist so groß, so allgewaltig, weil sie das Lebensprinzip ist, das die ganze obere Schicht durchdringt, und sie saugt alles auf, was sich in ihr an Tugend entwickelt, Großmut, Reinheit, Tapferkeit, Wohltätigkeit, Vaterlandsliebe. Mord und Ehebruch, Verrat und Verleumdung werden auch vor ihr zunichte, so schwer ist ihr Druck. Sie alle, Tugenden und Laster, sind Blasen in diesem Meer der Ungerechtigkeit. Und wenn dort einer wäre, der all' seine Habe den Armen gäbe, von reiner Liebe getrieben, auch diese Liebe würde von der Ungerechtigkeit verschlungen, als ein Teil ihrer selbst, denn daß er die Habe hat, während es Arme gibt, zeigt, daß er und alles an ihm und in ihm der Ungerechtigkeit entstammt.

In der unteren Schicht dagegen ringt sich die Gerechtigkeit los. Noch ist sie wenig gekannt und von vielen verkannt, aber schon ruft sie die Geister wach. Sie ist kein Druck, der niederhält und aufsaugt, sie drängt nach oben und macht frei. Sie sammelt Kräfte aus dem Sein und Tun der Menschen da unten, aus ihrem Fühlen und Denken, aus ihrer Sehnsucht und ihrer Liebe und wird endlich zur Kraft, zu „der" Kraft, und die Kraft überwindet die obere Schicht und vernichtet sie; die Ungerechtigkeit war da und ist nicht mehr, wie die nicht mehr sind, die in ihr lebten, webten und waren und von ihr sich nährten.

Aber nun kam das Furchtbare, das Unbegreifliche, das schwerer auf Willy lastete als das Gemißbrauchtwerden und das sehnsüchtige Warten. Da oben, wo es nichts gab als Ungerechtigkeit, kam es auf Mord, Ehebruch, Lüge, Verrat nicht an, sie waren nicht Mehrer, nicht Minderer. Unten aber, in seiner Sphäre, wurde jede ruchlose Tat, ja jede Halbheit und Pflichtwidrigkeit zum Bleigewicht, das den Flug der Gerechtigkeit hemmte. Und

Digitized by Google

doch sah er unter den Gemißbrauchten Elende, die sich zu Bundesgenossen der Ungerechten machten, Müßiggänger und Trinker, Lügner und Betrüger, ehrlose Väter und träge Mütter, alte und junge Lüstlinge. Das fraß an ihm, er verstand sie nicht, sie wüteten gegen sich selbst. Sie brauchten nur zu wollen, dann konnten sie, wie er konnte, weil er wollte.

Worte hätte Willy für diese seine Gedanken wohl schwerlich gefunden, aber die Gedanken schlummerten nie, sie zogen wie Wolken durch seine Seele, bald in schweren Massen, alles überschattend, bald einzeln in festeren Formen, bald in Scharen lichter, kleiner Gebilde.

Willy war schweigsam und verschlossen. Es drückte ihn, daß er ein Ungelernter war. Die älteren Arbeiter mied er, weil er sich seiner Unwissenheit schämte, von den jüngeren zog er sich zurück, weil er sich ihrer schämte.

Aber so verschlossen er war, sein stilles Wesen flößte vielen Vertrauen ein. Heute hatte ihn eine Frau um Geld gebeten. Er hatte ihr einmal beim Aufnehmen einer schweren Holzkiepe geholfen, seitdem redete sie ihn öfters an. Ihre stete Klage war: „Seit der Lohn zurückgegangen ist, trinkt mein Mann. Die hohe Miete, das schlechte Essen — mein Gott, ich kann's für das bißchen Geld nicht besser machen — und die Kinder sind krank. — Er war sonst so solide, jetzt ist alles aus!"

Willy saß am Tisch und revidierte seine Weltanschauung. Er sah eine große Lücke und mochte sie nicht sehen. Kann jeder, was er will? Kann jeder wollen? Eine konnte es sicherlich, das war Marie. Sie war so stark und stolz, wie sie bleich und körperlich elend war. Und auch die Mutter konnte vieles, bei ihr versagte nichts, was gut war, — sie war zu gut.

Johanna trug dem Bruder das Essen auf. Zehn Minuten nach zwölf war sie in der Wohnung erschienen, ganz so, als käme sie aus der Schule, und hatte sich sofort an die Zubereitung des Mittags gemacht, das nur zu wärmen war.

Willys Gedanken bemächtigten sich ihrer. Sie war eine, die nicht wollte, die seines Blutes war und nicht wollte. Vor kurzem erst hatte ein Zufall ihm verraten, daß sie Schulen laufe. Er hatte sie unbarmherzig geschlagen und seitdem empfand er etwas wie Haß gegen sie. Sie sündigte wider den heiligen Geist, den heiligen Geist seiner Weltanschauung. Hatte er hier mit jener Lücke zu rechnen?

Er beobachtete sie, die von einem Winkel aus ihn beobachtete. Sie meinte einen Wunsch zu erraten, sprang auf und holte ein Töpfchen Kaffee. Dann füllte sie seinen Teller aufs neue aus dem Tiegel am Herdfeuer. Scheu und Sicherheit sprachen aus ihren Bewegungen, die Scheu galt ihm, die Sicherheit ihrem Tun. Nun saß sie wieder bescheiden im Hintergrund wie eine Sklavin, der es nicht zukommt, in Gegenwart ihres Herrn zu essen. Dabei sah sie freundlich aus, nicht gekränkt, die Bescheidenheit vertrug sich mit der Zufriedenheit. Willy wurde weich. Dieses Kindergesicht war ganz Unschuld und Güte. Das schielende Auge, so keck bei dem weichen Samtglanz, fügte einen Ausdruck der Drolligkeit hinzu.

„Wie geht's in der Schule?" fragte er.

„Ganz gut!" antwortete sie unbefangen.

„Was habt ihr in Geschichte durchgenommen?"

„Daß der alte Kaiser Wilhelm gerade am Tage vorher starb, als seiner Mutter, der verstorbenen Königin Luise, ihr Geburtstag war. Der Ruf davon drang in die ganze Welt," antwortete sie prompt.

„Schreibt ihr einen Aufsatz?"

„Ja!"

„Worüber?"

„Vom Wassertropfen. Er kommt von der Wolke auf den Berg und geht in einen Fluß, so als wie der St. Gotthard und der Rhein. Meiner kommt nicht bis ins Meer. Er ist sehr menschenliebig, und bei einem großen Feuer springt er in den Löscheimer und war tot."

Willy prüfte weiter. Johannas drollige Schlagfertigkeit feierte Triumphe. Willy kam aus dem Lachen nicht heraus, er vergaß seine Weltanschauung und die Lücke darin. Er schob ihr den Fleischrest hin.

„Du ißt das auf!" befahl er.

„Das ist für dich zum Abendbrot, Mutter —"

„Du ißt das auf, ich will's!"

Johanna kam außer Sonntags nur einmal die Woche Fleisch zu, weil sie noch nichts verdiente.

* * *

Digitized by Google

Acht Uhr! Korridore und Klassen der vierten Bezirksmädchenschule waren ganz auf Grau gestimmt. Wie ein Gewebe aus Staub, wintriger Morgendämmerung, Öde und Kahlheit war das Grau überall sichtbar als etwas Wesenhaftes, Verschleierndes, Verschattendes. Es erinnerte an Fledermausflügel. Die Lehrer und Lehrerinnen standen in Gruppen an den Fenstern, die Kinder kamen in Scharen die Treppe herauf. Unten gab es ein Gestampfe, den Schnee von den Schuhen zu lösen.

„Geh' läuten!" rief Herr Urban einer der größeren Schülerinnen zu, die eben den letzten Treppenabsatz in Angriff nahm.

Sie verstand den Befehl nicht.

„Geh' läuten!" wiederholte er mit gleichem Erfolg.

Nun donnerte er silbentrennend das Mädchen an: „Geh' läu—ten!" und verabschiedete sich von den Kollegen mit dem Witz: „Hier, wie überall Läutenot!"

Herr Urban war heute ungewöhnlich pünktlich, weil er noch etwas mehr als gewöhnlich zu tun hatte. Abends sollte im Handwerker-Männergesangverein das Quartett: „Karolinchen, ei warum denn nicht" von einigen Solisten durchprobiert werden; Urban hatte die Stimmen ausgeschrieben, aber der Text fehlte noch, ferner waren etliche Briefe zu schreiben, die vor zwölf zur Post mußten, und im Hintergrunde türmten sich Berge unkorrigierter Hefte. Gedankenbeschwert sprach Urban das Chorgebet mit der Klasse.

„Gradesitzen! Die Hände vorne auf den Tisch! Gräfe hierher!"

Gräfe, die Ordnerin, trat vor.

„Ich habe heute viel zu tun," sagte er. „Hier, frag' dies ab! Jede Antwort dreimal wiederholen lassen, damit sie festsitzt!"

Das Heft, das er dem Kinde übergab, stammte aus seiner „idealen" Zeit. Er hatte die Katechesen darin in eifrigem Jugendfleiß niedergeschrieben mit seiner festen, männlichen Handschrift, an der kein Fehl zu entdecken war. In Form und Inhalt schloß sich die Katechese an eine theologische oder pädagogische Autorität; ihr Name war ihm abhanden gekommen; es war ihm ganz lieb so, er fühlte sich um so völliger als der geistige Urheber des Schriftstücks. Urban ließ also seinen Samen streuen und begann aufs zierlichste den Karolinchen-Text einzutragen.

Unterdes ging das Einzelfragen und das Chorantworten prompt hin und her. Drei Aufpasserinnen sorgten an je einer Bankreihe für die äußere Disziplin.

„Wie lautet die sechste Bitte?"

„Und führe uns nicht in Versuchung!" antwortete der Chor in dreimaliger Wiederholung.

„Was tut Gott zwar nicht?"

„Gott versucht zwar niemand."

„Was bitten wir denn in diesem Gebet?"

„Daß er uns wolle behüten" —

Die Tür ging auf. Der Rektor trat ins Zimmer, ein alter Herr. Er schob die Unterlippe vor, behielt den Mund offen und machte ein Gesicht, das größte Unbefangenheit und Kinderunschuld zur Schau tragen sollte; man sah, wie er es aufsetzte. Die Kinder waren aufgestanden, der Chor schwieg. Urban schnellte von seinem Sitz und nahm seitwärts vom Pult eine Schutzstellung ein. Es war von Überfluß, der alte Herr sah geradeaus, Urban behandelte er als Luft.

„Ist die Maikowski hier?" fragte der Rektor.

„Nein!" scholl es vielstimmig zurück.

„So! Na — also nicht hier! Schön! Die Polizei wird sie holen. Ich sag euch, daß ihr mir nicht fehlt! Ich kann euch zwingen! Ich steh' mit der Polizei auf gutem Fuß, auf sehr gutem Fuß. Ich schreibe und die Polizei holt euch! Versteht ihr? Bei mir wird nicht lange gefackelt! So — na — also, die Maikowski ist also nicht hier!"

Er schob die Unterlippe wieder vor, wandte sich und verließ das Zimmer.

Urban kämpfte mit einigen Bedenken über die Rätlichkeit seiner Arbeit, aber Karolinchen siegte.

Die Ordnerin begann wieder:

„Was bitten wir denn in diesem Gebet?"

„Daß Gott uns wolle behüten und erhalten, auf daß" —

„Nein!" fiel die kleine Lehrerin ein, „‚auf daß' nicht mehr, nur bis ‚erhalten', ‚auf daß' kommt bei der nächsten Frage. Also noch einmal!"

Digitized by Google

Endlich, nach vielen Ermahnungen brachte der Chor es fertig, mit „erhalten" abzuschließen.

„Wovor soll uns Gott behüten und erhalten?"

„Auf daß uns" —

Wieder tat sich die Tür auf, wieder erschien der Rektor, die Kinder sprangen von den Sitzen, es war eine ganz wundervolle Stunde!

Der Rektor war um eine Nuance beweglicher, sein Auge glitt auch nach rechts zu dem Pult. Urban sprang auf in die notwendige Verdeckungsposition.

„Ist die Maikowski gekommen?" fragte der alte Herr mit einem Anflug von Spaßhaftigkeit.

Eine fröhliche Verneinung dröhnte durch die Klasse. Es war klar, die Mädchen „amüsierten" sich, amüsierten sich köstlich. Alle Heimlichkeiten waren für den Augenblick ihrer Anziehungskraft beraubt, das versteckte Rechnen, der Stollwerck-Bilderhandel, das verstohlene Essen, die „schöne" Unterhaltung; der Chor war vollzählig.

„Also nicht gekommen! Ei seht doch!" spöttelte der Rektor. „Die Schule ist Nebensache, natürlich; alles andre geht vor, natürlich! Sie meint, mit der Schule tun zu können, was sie will. Aber da irrt sie sich. Hier herrscht mein Wille! Versteht ihr mich? Merkt's euch, ich laß' nicht mit mir spaßen! Die Polizei tut, was ich will. Ich steh' mit ihr auf gutem Fuß. Wer von euch fehlt, den laß ich von der Polizei holen. Na, adje!"

Ein flüchtiger Blick zu Urban hinüber tat diesem kund, daß er auf einen Bruchteil des Grußes auch einiges Anrecht habe.

Der Unterricht ging weiter.

„Wovor soll uns Gott behüten und erhalten?"

„Auf daß uns des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille nicht betrüge noch verführe in Mißglauben" —

„Nein, nein, nicht ‚in Mißglauben', das kommt nachher. Könnt ihr denn nicht hören? So hört doch!" rief das Mädchen verzweifelt, weil der Chor unaufhaltsam seiner Wege ging. „Nur bis ‚verführe!' So wartet doch, bis ich frage: Wo hinein?"

Urban war unterdes zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß es bei des alten Herrn Eigentümlichkeiten richtiger sei, Karolinchen unter den Tisch fallen zu lassen und sich an das Korrigieren zu machen. Hierbei sah der Mann dem Manne leichter durch die Finger, er konnte auf Verständnis rechnen. Aber noch ein anderes war ihm klar, der alte Herr war seinem hohen, heiligen Berufe nicht mehr gewachsen. Den Religionsunterricht, der an erziehlicher Bedeutung jeden andern Unterricht weit überragt, dreimal, wollte sagen, zweimal auf so, gelinde ausgedrückt, banale Weise zu unterbrechen, den Religionsunterricht, den die große Zahl der Schülerinnen — 78 — und der ungeheure Stoff ohnedies so erschwerte! Urban beabsichtigte die Pause zu einer Entrüstungskundgebung seinen Kollegen gegenüber zu benutzen. Während er korrigierte, fühlte er seine sittliche Persönlichkeit wachsen an der geharnischten Erklärung, die er sich zurechtlegte. Eben rang er mit einem unsicheren, aber sehr wünschenswerten Zitat, da öffnete sich die Tür zum drittenmal.

Die Kinder flogen empor und starrten teils entsetzt, teils reinster Neugier voll auf das neue Schauspiel. Zuerst kam der Rektor mit seiner gemachten Unschuldsmiene, dann ein Schutzmann mit großen weißen Zähnen und blanken Augen, an seiner Hand bleich und gebrochen die Maikowski. Urban hatte mit einem Satz etwa drei Fuß vom Pult Posto gefaßt, mit seinem Rücken die Bücherberge deckend.

„Da, Herr Urban," sagte der Rektor, mit leichter Handbewegung auf Johanna deutend, „bring ich Ihnen die Maikowski, Sie sehen, ich halte Wort. Ihr seht, ich halte Wort," wandte er sich mit seinem leeren Lächeln an die Klasse. „Ich greife durch und warte nicht, und mit der Polizei steh' ich auf gutem Fuße, nicht wahr, Herr—rr—rr —"

Der Schutzmann beantwortete die Frage, die ihr natürliches Ende nicht fand, mit einem unsicheren Lächeln, er hatte sich in diesen großen Räumen ganz andere Zustände vorgestellt!

„Aber Maikowski," begann jetzt Urban, der seiner Klassenlehrerwürde etwas schuldete, „so weit hättest du es nicht kommen lassen müssen!"

Digitized by Google

„An der ist Hopfen und Malz verloren!“ sagte der Rektor. „Unter dem Bett hat der Herr es vorgeholt, das große Mädchen, unterm Bett! — Was ist ihr Vater?“

Urban, an den er die Frage richtete, wandte sich an Johanna um Auskunft.

„Vater ist tot!“

„Natürlich! Weiberwirtschaft!“ spottete der Rektor. „Die Mutter kann nicht aufpassen, nicht wahr? Weiberwirtschaft! Herumtreiben, das ist's, was ihr könnt, und lügen und frech sein! Du wirst's weit bringen! Ich könnt' dir sagen wozu, aber ich mag nicht!“

Der Schutzmann fühlte sich überflüssig, aber eins brannte ihm noch auf dem Herzen, was das Schuldkonto der Maikowski bedenklich vermehrte.

„Sechsmal ist die Marjell auf der Treppe an mir vorübergegangen, hat mich gegrüßt und mit mir gesprochen, immer ist sie der Mutter im letzten Augenblick durch eine List entwischt. Heut kam ich früher, als sie dachte, sie stand in der Küche, die Mutter daneben, da half kein Lügen mehr, und wie der Blitz war sie unter dem Bett.“

Er grüßte, die Hand auf der Türklinke.

„Ich danke Ihnen, Herr—rr, ich danke Ihnen,“ sagte der Rektor mit einer Verbeugung. „Also Sie wissen — und ich weiß — und ihr wißt! — Und das laßt euch eine Lehre sein, unter dem Bett hat der Herr sie vorgeholt, und geschlagen, — mit dem Säbel geschlagen!“

Johanna hob den Kopf mit einem Ruck; sie war kreideweiß, die Augen waren wie zwei irre Sterne.

„Nein, nicht mit dem Säbel!“ sagte sie leidenschaftlich. „Ins Gesicht hat er mer geschlagen!“

Ihre Augen umfaßten mit einem Blick die drei Männer vor ihr, und eine Trostlosigkeit ohnegleichen überfiel sie, ein Gefühl der Verlassenheit, das sie fast zum Schwanken brachte. „Ich muß mer sehr wundern,“ dachte sie bei sich — die Tür fiel ins Schloß, der Schutzmann war fort — „daß Jesus gar nie auf die Erde kommt. Ich muß mer sehr wundern, daß er nie kommt.“

Urban zog Johanna zu sich heran. Auf die Schläge, an die er zuerst gedacht hatte, wollte er verzichten.

„Na, Maikowski,“ er hob ihr das Kinn, „wirst du jetzt immer hübsch kommen?“

Johanna antwortete nicht. Sie sah noch immer die drei Männer vor sich, und wie ein glühender Wunsch erfüllte sie das befremdende Staunen: „Ich muß mer sehr wundern, daß Jesus nie zu uns auf die Erde kommt.“

Urban meinte ein leises Schütteln ihres Kopfes zu sehen.

„Sei nicht bockisch!“ redete er ihr zu, schon minder freundlich.

Der Rektor fiel ihm ins Wort.

„Freundlichkeit lohnt nicht bei solch einer Herumtreiberin. Das Volk wird zu sehr verwöhnt, Schule umsonst, Bücher umsonst, Frühstück in der Schule, Arzt in der Schule, nächstens kommt ja wohl noch das Bad, und wenn unsre Damen — die Damen setzen ja alles durch — erst ihre Haushaltungsschulen eingeführt haben, na, dann ist's ganz aus. Das nennt man ja zu Ansprüchen und zur Undankbarkeit erziehen.“

Urban gab ihm recht. Er kommandierte die Maikowski auf ihren Platz, ritt mit dem Rektor noch ein wenig auf der Undankbarkeit des Volkes herum und konnte endlich „den Alten“ zur Tür geleiten. Jetzt saß er sicherer denn zuvor bei seinen Aufsätzen und bei seiner roten Tinte.

Johanna war unterdes in eine der hintersten Bänke geschlüpft. Ihr Kopf war dumpf und schwer.

„Auf daß uns des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille — —“ nahm die Ordnerin ihr Einüben wieder auf.

Johanna saß stumm und starr. Eine der drei Aufpasserinnen, der geborne Unteroffizier, trat an sie heran und befahl: „Maikowski mitsprechen!“ Johanna gehorchte mechanisch. Befriedigt ging der kleine Unteroffizier weiter und gesellte sich zu einem kleinen Schwatz zu seinen beiden Standesgenossen. In Johannas Starrheit drang als ein geradezu belebendes Element physische Schwäche, sie hungerte. Hier und da sah sie die Mädchen essen, das steigerte ihren Hunger zum Schmerz. Da verließ ihre Nachbarin geräuschlos den Platz und schlich in eine der vorderen Bänke, um die Rechnungen abzuschreiben. Ihr Frühstück

Digitized by Google

blieb eingewickelt im Fach zurück. Johanna griff schnell zu, hastig löste sie das Papier, ballte es zusammen und expedierte es unter eine Seitenbank, dann aß sie ohne Scheu. Sie war fertig, aber der Hunger nagte noch. Ein Mädchen vor ihr war auch beim Frühstück. Johanna beugte sich vor. „Gib mir ab!" bat sie. „Ich habe heute noch nichts gegessen," und die gutmütige Kleine bot ihr die Hälfte.

In das körperliche Behagen, das Johanna allmählich zum Beobachten und Nachdenken führte, brach unvermutet ein gewaltiges Unwetter. Anna Gräfe gelangte beim Wiederholen, nachdem die ganze sechste Bitte einmal gründlich durchgenommen worden war, eben zu der verhängnisvollen Stelle: „auf daß" u. s. w., und die ganze Klasse sprach in einem gewissen Rhythmus mit kräftig erhobener Stimme: „auf daß uns des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille nicht betrüge" — da fuhr Urban plötzlich auf.

„Wie heißt's? Was sagt ihr da?" Er sprang vom Tritt herunter.

Die Klasse wiederholte im Gefühl der Sicherheit: „auf daß uns des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille —"

Urbans Antlitz rötete sich „Gräfe, du mußt besser aufpassen! Lies vor!" befahl er.

„— — auf daß uns des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille —" las das unglückliche Mädchen.

„Wille! Wille!" brüllte Urban. „Hierher. Bitte, zeig' mir einmal, wo ‚Wille' steht!"

Er hielt den einen Heftdeckel, während das Mädchen den anderen zwischen den zitternden Fingern hatte.

— — „auf daß uns des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille" — stammelte sie.

Da hatte sie eine Ohrfeige weg.

„Zeig' mir ‚Wille'!" rief er noch zorniger.

„Es steht nicht da!" schluchzte sie.

„Wenn ich mich auf dich nicht verlassen kann, auf wen soll ich mich denn verlassen?" sagte er, etwas sanfter werdend.

Sie war tief beschämt über ihre Unzulänglichkeit und schluchzte noch heftiger.

„Man hat so viel zu tun," redete er weiter, „und auf niemanden kann man sich verlassen! Und ihr wollt die zweite Klasse sein? Schämt euch. Nun wird die Stelle zwanzigmal geübt. Und du, Gräfe, schreibst zu morgen zwölfmal so auf: ‚auf daß uns des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille', dann streichst du ‚Wille' aus. Hast du verstanden?"

Die Stunde ging ihren Gang. Johanna war fast sie selbst geworden. Ihre Gedanken wanderten aus den engen, grauen vier Wänden heraus und verließen die unglückselige sechste Bitte. Endlich schlug es neun. Es gab eine große Umwälzung, denn die Religionstunde war eine Kombinationsstunde. Ein Teil der evangelischen Schülerinnen mußte das Zimmer verlassen, eine Anzahl katholischer flutete hinein. Die dadurch entstandene Unruhe benutzte eine Schar Mädchen stets, um auf den Hof hinunterzulaufen, einige mit, viele ohne Erlaubnis. Johanna bemerkte es, flugs war sie mitten unter ihnen. Sie hörte noch, wie ihre Nebensitzerin in die Klasse rief: „Mein Frühstück ist fort! Die Maikowski" — — und wie die gutmütige Kleine sagte: „Das ist nicht wahr! Maikowski hat mich um Brot gebeten, und ich hab' ihr gegeben!" — dann war sie aus der Tür. Der Rektor stand draußen, er hielt sie fest.

„Wohin?"

„Auf den Hof!"

„Hast du gefragt?"

„Herr Urban hat uns erlaubt!" antwortete ein andres Mädchen.

Johanna stürzte die Treppe hinunter. Fort aus der Schule, nur fort! war ihr einziger Gedanke. Aber wieder kam ein Aufenthalt. Auf dem Mittelkorridor stand Fräulein Kinzel, mit dem Rücken gegen das Fenster, die Augen auf die Treppe gerichtet.

„Maikowski!" rief sie. „Ich hab' dir was zu sagen!"

Johanna trat zu ihr.

„Was muß ich von dir hören?" begann das Fräulein. „Von der Polizei hast du dich holen lassen? Johanna, Johanna, was soll aus dir werden, wenn du nichts lernst! Aber du bist zu viel allein, das ist dir. Ich werde dich in den Mädchenhort bringen. Heute nachmittag um 3 bist du hier vor der Tür, wir gehen zusammen hin."

Digitized by Google

Johanna fühlte trotz der zwei Butterbrote eine unsägliche Leere in der Magengegend; sie hätte getrost sechs essen können, bei solch einem Anerbieten mußte bei ihr die Leere sich einstellen.

„Ich werd' zu Hauf' gebraucht," sagte sie.

Fräulein Kinzel ließ den Einwand nicht gelten.

„Ich muß mer was verdienen," brachte Johanna jetzt vor.

Auch diese Entschuldigung wurde nicht anerkannt.

„Meine Mutter läßt mer nicht!" sagte Johanna jetzt mit großer Bestimmtheit.

„Du willst nicht!" fuhr Fräulein Kinzel sie an. „Du willst nicht, und deine Mutter will auch nicht. Nur keinen Zwang, und wenn er noch so heilsam ist! Wahrlich, eure Undankbarkeit ist groß! Ihr tut immer, als wenn's 'ne Gnade wäre, wenn ihr in den Mädchenhort kommt. Na, wart' nur, der Besuch des Mädchenhorts muß obligatorisch werden, dann hilft euch nichts!"

Johanna war entlassen. Nun flog sie die letzte Treppe hinunter, auf die Haustür zu, die zur Straße führte. Auch hier stand eine Lehrerin.

„Wohin?"

„Nach Hause!"

„Wie heißt du?"

„Maikowski!"

Maikowski — Maikowski — was war doch mit der Maikowski? „Hast du Erlaubnis?"

„Ja, Fräulein," sagte Johanna mit einem Knicks. „Ich habe meine Schultasche vergessen und soll sie holen."

„Nächstens werdet ihr noch euren Kopf vergessen! Lauf!"

Und Johanna lief.

(Schluß folgt.)

Die Dichtung eines Fabrikarbeiters.

Von

Frieda Freiin von Bülow.

Nachdruck verboten.

Im September 1900 erhielt der Dichter Adolf Wilbrandt von einem deutschen Fabrikarbeiter aus Brooklin-New York ein Manuskript zugesandt mit der Bitte, es auf seine Druckreife hin prüfen zu wollen. In seinem Brief schrieb der Übersender unter anderem: „Ich habe leider, leider, außer meiner Schwarzwälder Dorfschule — unterbrochen noch mit schwerer Feldarbeit — keine Bildung genossen. Gelesen habe ich viel, in Büchern, mehr noch in Gottes großem Buch: die Welt, die ich seit dem Verlassen meiner Heimat kreuz und quer durchwandert bin. Als Farmer, Bergmann, Holzhacker, Ziegelbrenner, Matrose, Fabrikarbeiter, in grobem Kittel, mit rauhen, schweren Händen — aber (ohne zu erröten) reiner, unsäglich empfindlicher Seele — habe ich so für mich gelesen, gelebt, geduldet — geweint."

Adolf Wilbrandt durchlas das Manuskript „mit Staunen, mit immer wechselnden Eindrücken und mit einem tief tragischen Gefühl." Er fand, so berichtet er, in diesem dichterischen Erstlingsversuch „eine verhängnisvolle Zwitterschaft . . . die Verbindung von hohem Geistesflug mit der ungeschulten Unbehilflichkeit". Der Menschenfreund Wilbrandt schrieb aus tiefstem Mitgefühl dem Rat begehrenden Verfasser einen langen

Digitized by Google

Brief, dessen kurzer Sinn war: „Kannst Du Dich freimachen, Dir Geld verschaffen, um ein paar Jahre sorgenlos Dich auszubilden? Dann versuch's! Dann kann's gelingen!"

Diese Möglichkeit konnte Hugo Bertsch — so heißt der dichtende Fabrikarbeiter, — gar nicht erst in Erwägung ziehen. Er dankte gerührt, meinte nun aber auf das Schriftstellern verzichten zu müssen, ist er doch Familienvater, der sich und die Seinen durch seiner Hände Arbeit zu ernähren hat. Allein der dichterische Drang ließ ihm keine Ruhe, und schon ein halbes Jahr später schrieb er von neuem an seinen freundlichen Berater, diesmal von Schaffensfreude wie berauscht.

„Vielleicht," heißt es in diesem Brief, „ist es zum Kopfschütteln, wenn ich behaupte, daß ich über meine Arbeit nicht befriedigt, sondern geradezu erstaunt bin, verblüfft. Ich steh' vor dem Geschriebenen, wie vor einem geahnten, aber nie gesehenen Wunder. Daß so tief ich denken kann, empfinden kann, ein solches Himmelreich voll Geister beherbergt habe, ohne es zu wissen, die lange Reihe von Jahren, das alles dünkt mich wie ein Geschenk von Gott, eine Entschädigung für die erdrückenden Schwierigkeiten, unter denen ich schreiben soll. Oft lebe ich im Wahn, ein viel Höherer als Menschen dichte für mich und meine schwieligen harten Hände seien nur sein Werkzeug, das Tinte und Feder beherrscht . . . ."

Hugo Bertsch hatte eine neue Dichtung in Angriff genommen. Wilbrandt half nun als „Berater und Wegweiser", wie er selbst sagt. So wurde, allen äußeren und inneren Hemmungen zum Trotz, das Buch vollendet, das jetzt mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt in dem Cotta'schen Verlag erschienen ist. „Die Geschwister" hat der Verfasser es betitelt.

„Noch nie hat ein Mensch des vierten Standes," sagt Wilbrandt, „mit so geist- und seelenvoller, hochaufflammender Beredsamkeit für die Rechte dieses leidenden Standes und gegen das Babel der Zeit gestritten, wie Hugo Bertsch in diesem Buch".

Der Konflikt zwischen innerem Drang und äußeren Hemmungen, zwischen Geisteskräften, die sich betätigen wollen, und dem Mangel an der Grundlage einer soliden Bildung, dieser Konflikt muß bei uns Frauen besonders lebhaftes Mitgefühl wecken, denn es ist so ziemlich derselbe, unter dem die Begabtesten unseres Geschlechts seit Jahrhunderten gelitten haben. Der Kampf dieser zum Licht der Geistesbildung strebenden Arbeitssklaven ist zum Teil auch unser Kampf: Unverbrauchte Lebensenergie auf der einen, soziale Gebundenheit und Unbehilflichkeit auf der anderen Seite, hier wie dort. Die Leistungen, die unter solchen erschwerenden Umständen hervorgebracht werden, können das Maß der vorhandenen Fähigkeiten noch nicht abgeben; sie sind vorläufig mehr Kraftproben und Zukunftsverheißungen.

Vom literarischen Standpunkt aus läßt sich auch noch gegen diese Dichtung des Hugo Bertsch mancherlei einwenden; als ein menschliches Dokument aber, als Bekenntnis, als ein Stück deutscher Volksseele, ist sie ebenso eigenartig als wertvoll.

Wir lernen in dem Verfasser einen hochgesinnten, hochgemuten, vornehm denkenden und empfindenden Menschen kennen, dessen kraftvolle Männlichkeit sich in seiner Stellung zu Gott ebenso deutlich ausdrückt, wie in der zu Weib und Kind.

Das Buch besteht zum größten Teil aus einem Briefwechsel zwischen Tom Pratt, dem Arbeiter, und seiner inniggeliebten Schwester. Tom hat das Unglück, durch die Maschine, an der er in der Fabrik arbeitet, die linke Hand zu verlieren. Er schildert

Digitized by Google

der Schwester den Vorgang mit grausiger Lebendigkeit. Schmerzhafte Nachoperationen folgen. So gequält, dazu invalide und arbeitslos geworden, lehnt er sich gegen Gott und seine Weltordnung auf, nicht schwächlich jammernd, sondern wie ein zürnender Titan. Er schreit klagend auf, tobt und höhnt, ringt gegen Verbitterung und Verzweiflung. Aber sein lebendiger Geist und sein warmes Herz können sich mit diesem Verneinen unmöglich zufrieden geben. Er sucht und grübelt und fragt so ausdauernd, so inständig, bis ihm die erlösende Antwort wird. Wie eine Offenbarung kommt ihm auf einmal der Gedanke: Gott selbst kämpft wie ich. — „— — — Ha, ist es das?! Allmächtiger, ist es das?! (Mir ist, als seh' ich ein reibend Schwefelholz an meiner Kerkerwand und find' die Tür — — Haltet mich, o haltet mich!) Auch Du, Gott?! Auch Du? Ist es möglich, auch Du? O mein Erzeuger, der Du bist, ist es möglich, auch Du kämpfst wie ich den Kampf ums Dasein? — die gleiche Scheu vor Stillstand wie die meinige ist Dein. Das gleiche Fühlen, Denken, Sehnen ist uns eigen — nur im allergrößten Maße Dir. Die gleiche Sucht nach Einigkeit, Fortschritt, Freiheit, nach einem Gegenstand der Liebe (außerhalb), nach ewiger Glückseligkeit macht uns kämpfen — mich im engen Zirkel meines Selbst — Dich im unermessenen Raum, mit einem Feind, Dir ebenbürtig an Mitteln, Macht und Zähigkeit. Du mit Licht — er mit Nacht. Du mit Wärme — er mit Kälte. Du mit Leben — er mit Tod. Du mit Geist und Willen — er mit Körperträgheit. Du mit Liebe, Wahrheit, Schönheit — er mit allen Gegenteilen. — — Und dieses Riesenkampfes Gleichgewicht verschieben können nach rechts oder links, Ewiger! Das kann ich?? — —" — — „Kürzen kann ich dieses pulsende, warme Leben; enden plötzlich, wenn ich will; die ganze Arbeit einer halben Ewigkeit von Dir vernichten, wenn ich will; dem Feinde ‚Tod' mich ins Lager liefern als ein Meuterer von Dir — — Vater, ich bleib' Dir treu!" — Dies der Verzweiflung Zoll für Zoll abgerungene, sieghafte Glaubensbekenntnis ist herrlich. Es ist nicht das Niederfallen und demütige Kniebeugen eines Bezwungenen, sondern die freie Angelobung einer königlichen Seele, die nicht fürchtet, wo sie verehren muß, sondern liebt.

Ein so aufrechter, mannhafter Mensch fürchtet auch die Frauen nicht, und denkt daher nicht im entferntesten daran, diesen zarteren Wesen irgend ein Menschenrecht abzuerkennen, oder ihnen irgend eine Freiheit nehmen zu wollen. Furcht flößt ihm die Gefährtin des Mannes nicht ein, aber Ehrfurcht. In nichts verrät sich der Grad der Männlichkeit eines Mannes deutlicher, als in seiner Auffassung vom Weibe. Alle die Sicherheitsvorkehrungen, um das Weib in bestimmten Schranken zu halten, sind Symptome von Unsicherheit und Schwäche. Das freigelassene Weib könnte der Herrschaft des Mannes gefährlich werden. Diejenigen, die wirklich zum Herrschen geboren sind, die Herren von Gottes Gnaden, kennen dergleichen Ängste nicht. Denn sie wissen, daß ihnen freiwillig gehorcht wird, wo sie zu Recht gebieten.

Tom Pratt äußert sich einmal in einem der Briefe an seine Schwester, wie folgt:

„Zartes, hilfloses Wesen, Weib! — — Schlafet, träumet, schöne Frauen! Die einzigen Stunden sind es, wo ihr frei seid. Arme, arme Träumer! Schwärmer! Schwaches Geschlecht! Was habt ihr erdulden müssen im langen Lauf der Weltgeschichte? Was werdet ihr noch leiden müssen, bis das Ziel erklommen ist, bis zu eurer Krönung? Denn ihr seid die Krone der Schöpfung — nicht der Mann. Ihr habt die Freundschaft mit dem Weltgeist warm gehalten mit Sehnsucht, Schwärmerei

Digitized by Google

und Idealen. Ihr habt das Menschengeschlecht vom Aussterben gerettet, das der Mann mit Feuer und Schwert dezimierte wie ein rasender Verrückter. Ihr habt die zarten Blümchen (Kinder) geboren, getränkt, gepflegt und großgezogen, derweil der Mann das Messer schliff und Ketten schmiedete. — Er wird seine Handlungen Vaterlandsverteidigung nennen, Religionseifer, Freiheitssturm. Sagt ihm: daß Frauenschändung nicht im Programm steht; Kinderschlachten auch nicht; Haus- und Herdverwüsten auch nicht; Sklaventreiben auch nicht; Despotismus auch nicht; Kapitalismus auch nicht. Sagt ihm, er sei ein Feigling, der sich fürchtet, sogar vor dem geknebelten Weib. Der sich fürchtet, das schwache Geschlecht frei zu machen aus dem Joch der Unterwürfigkeit, Ergebenheit, Dienstbarkeit — aus Angst vor ihrer Konkurrenz. Er kann nicht Schritt halten mit dem Weib der Gegenwart; sie tritt ihm auf die Fersen. Das Weib der Zukunft läßt ihn stehen wie ein Wirbelsturm den Bauern am Weg, ihm Hut und Schirm entführend nach den Wolken — hahaha!

Ist das zuviel gesagt? — Ich nehme kein Wort zurück. Schaut ihn an, den Jammermann, wie er schwächer wird, kleiner, leichter, nervöser von Generation zu Generation. Wie er abwärts wächst — aber das sind nur physische Kleinigkeiten. Schaut seinen moralischen Vorsprung, den er gemacht hat in sechstausendjährigem Wettlauf mit einem geknebelten Weib. Schaut die Wirtschaft an, die er führt, mit seinem Bürgerrecht und freien Wahlzettel — hahaha!"

So läßt Hugo Bertsch seinen Tom Pratt urteilen. So urteilt offenbar er selbst. Außer von seiner Gesinnung zeugen die angeführten Stellen von der hinreißenden Beredsamkeit des Verfassers. Es scheint mir diese Gabe vor allem ihn als Schriftsteller auszuzeichnen. Auch die künstlerischen Schwächen des Buches: etwas zu lange Reden, etwas zu viel Pathos, Übertreibungen, Einseitigkeiten und Überschwenglichkeiten, sind rednerische Qualitäten. Selbst innig überzeugt, will Bertsch überzeugen und fortreißen, dabei geschieht es, daß ihn der Feuerstrom seiner Worte selbst fortreißt. Doch finden sich an einzelnen Stellen auch echt dichterische Schönheiten, gleich zufällig zu Tage gekommenen, verstreuten Diamanten. Sie sind noch ungeschliffen, aber sie lassen auf einen unterm Gestein und Geröll verborgenen Schatz an Edelmaterial schließen. Vor der Hand interessiert freilich das Menschliche dieses Bekenntnisbuches lebhafter als das Künstlerische. Noch tosen die dichterischen Kräfte des Hugo Bertsch dahin, wie lange eingesperrt gewesene, starke, überfütterte Rosse: unbändig und ungebändigt. Hoffen wir, daß es ihrem Herrn gelingt, die edlen Tiere mit sicherer und fester Hand zu zügeln. Dann wird er nicht nur geistvolle, lebensglühende Tendenzbücher schreiben können, sondern auch Kunstwerke schaffen.

Digitized by Google

Die Zulassung der Frau zu den Gewerbegerichten.

Vortrag, gehalten am 3. Mai 1903 auf dem III. Bayerischen Frauentage in München,

von

Rechtsanwalt Dr. Eduard Bloch in München.

Nachdruck verboten.

I.

Als ich kürzlich wieder einmal die jetzt historisch gewordenen Kreittmayr'schen Anmerkungen zum Bayerischen Landrechte zur Hand nahm, fand ich in dem Kapitel, das „Von dem Handwerksrechte" überschrieben ist, eine Stelle,[1]) die ich dem geneigten Leser nicht vorenthalten möchte.

> „Von Geschlechtswegen", heißt es da, „seynd auch die Weibsleut keine Handwerksfähige Personen, denn obschon nicht ohne, daß man sich nicht nur der Weiber, Töchter und Dienstmägde zur Beyhilf zu gebrauchen, sondern auch den Wittiben wehrenden Wittibstand die Fortsetzung des Handwerks zu gestatten pflegt, so geschihet doch das letzte niemals anderst, als mittels eines tüchtigen Gesellen, das erste aber lediglich in Usum rei familiaris & domesticae, welches also mehr als einen Haußdienst, als eine Handwerksverrichtung anzusehen ist."

Und nicht weit von dieser Stelle las ich mit Behagen den Ergänzungssatz,[2]) daß mit dem Tod des Handwerksmeisters das Meisterrecht zwar der Obrigkeit zur weiteren Disposition anheimfalle, daß die Obrigkeit jedoch vorzüglich auf die Wittib reflektiere, „sofern sie einen tüchtigen Gesellen stellt, der statt ihr die Arbeit macht oder sich mit ihr hierauf verehelicht".

Welch reizendes Kulturbild aus Großvaters Zeiten öffnet sich da vor unseren Blicken.

Auf der einen Seite der biderbe Handwerksmeister, noch nicht beunruhigt durch Fabrikbetrieb, durch Bann- und Zwangrechte in seinem Erwerbe geschützt, der einzige schaffende und erwerbende Teil in der Familie, dafür aber auch im Vollbesitze aller Rechte, die das Gesetz verlieh, und der souveräne Herr über alle weiblichen Wesen seines Haushalts, die er nach Gebühr zur Leistung der gewöhnlichen Personal- und Hausdienste anhalten und nötigenfalls mit Mäßigkeit züchtigen darf.[3])

Auf der andern Seite die Frau, die beschränkt ist auf den engsten häuslichen Kreis und, von dieser Beschäftigung im Hausdienste abgesehen, als wirtschaftlich erwerbender Teil nach keiner Richtung in Betracht kommt, bei der verhältnismäßig leichten Erwerbsmöglichkeit des Mannes auch keinen Drang nach Selbständigkeit und Erwerb in sich spürt und es jedenfalls bequemer findet, statt sich das Recht auf Arbeit zu erkämpfen, den tüchtigen Gesellen ihres verstorbenen Eheliebsten zu heiraten und dann nach wie vor ihren Tag zwischen Küche, Kirche und Kindern zu teilen.

Daß diese wirtschaftlich und geistig vom Manne vollkommen abhängige Frau auch, was ihre Verantwortung vor dem Gesetze anlangt, mit dem Manne nicht auf eine Stufe gestellt werden konnte, ist klar; und deshalb wurde in manchen Rechtsgebieten die Frau in vielen Beziehungen dem Bauern gleichgewertet, der sich seiner Einfalt freut und dem das Recht nicht zu kennen erlaubt war.[4])

---

[1]) Anm. zu T. V Kap. 27 § II d.
[2]) A. a. O. § XXI a.
[3]) B. L. R. T. I Kap. 6 § 12 Z. 2 und 3.
[4]) Rustici simplicitate gaudentes, ... quibus ius ignorare permissum est.

Digitized by Google

Wie gewaltig hat sich seitdem das Bild verändert. Längst hat die Ehe aufgehört, die weibliche Versorgungsanstalt κατ' ἐξοχήν zu sein. Denn immer schwerer ward auch für den Mann das Erwerben, und erschreckt und enttäuscht durch die langsam kommende Einsicht mußten, oft erst in späten Jahren, manche Frauen zur Bestreitung der Haushaltslasten sich außerhalb des Berufes ihrer Männer nach selbständigem Verdienste umsehen.

Heute aber sind schon Hunderttausende, ja Millionen verheirateter und unverheirateter Frauen im Kampf um das tägliche Brot in Fabriken und zur Konkurrenz mit dem Manne gedrängt, und zahlreich sind schon jetzt die Betriebe, in denen das weibliche Element bereits das Übergewicht hat.

Schon sind zwischen 25 und 30 Prozent aller weiblichen Personen Deutschlands als Arbeitgeberinnen und Arbeiterinnen gewerblich tätig, und dennoch dürfte die Bewegung nach oben noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht haben.

Die wirtschaftliche Not aber, welche die enorme Anzahl von Frauen aus ihrer häuslichen Ruhe aufscheuchte, hat auch diejenigen Frauen, die nicht zum Erwerbe gezwungen sind, nicht unberührt gelassen, sie hat auch in diesen allmählich das Gefühl und die Überzeugung geweckt, daß auch der weibliche Geist Schwingen habe, welche die engen Schranken der früheren Zeit zu überfliegen ermöglichen.

Diese Frau von heute aber darf auch rechtlich sich nicht mehr ihrer Einfalt freuen und hat aufgehört, für den Gesetzgeber eine quantité negligeable zu sein; sie steht strafrechtlich durchweg und zivilrechtlich im großen und ganzen dem Manne gleich und trägt die sozialen Lasten gleich einem Manne; nach § 11 unserer Gewerbeordnung begründet das Geschlecht in Beziehung auf die Befugnis zum selbständigen Betrieb eines Gewerbes keinen Unterschied mehr, und selbst die Innungen können den Frauen die Mitgliedschaft nicht mehr versagen (Gew.-O. § 87).

Der Einzug der Frauen in das gewerbliche Leben und in die Fabriken ist jedoch keineswegs der Erfolg einer spezifisch weiblichen Reformbewegung, er bildet vielmehr nur ein Symptom oder, wenn man will, eine Teilfolge der allgemeinen ökonomischen und industriellen Entwicklung, die unter Dienstbarmachung der Naturkräfte, des Dampfes und der Elektrizität, dem vergangenen Jahrhundert ihren eigenartigen Stempel aufgeprägt hat.

Die ungeheueren industriellen Umwälzungen, wie sie ähnlich die Welt vorher noch nie gesehen, mußten indes notwendig auch das patriarchalische Verhältnis, wie es zur Zeit Kreittmayrs noch zwischen Meister und Gesellen — und wie wir eingangs gesehen haben, auch zwischen Meisterin und Gesellen — herrschte, lösen und zu einem rein rechtlichen umgestalten.

Die Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeiter mußte immer tiefer werden, je mehr der Arbeiter an Individualität des Handwerkers verlor und der Arbeitgeber Herr und Knecht zugleich gewaltiger geistiger und materieller Anforderungen wurde.

Dadurch aber vermehrten und verbreiterten sich selbstverständlich auch die Reibflächen zwischen beiden, und daraus wieder entstanden Streitigkeiten in einer Zahl, einem Umfang und einer Art, wie man sie früher nicht voraussah und nicht hatte voraussehen können.

Das Anwachsen und der eigenartige Charakter dieser Streitigkeiten erweckte nun allseits den Wunsch, diese Kämpfe nicht durch den ordentlichen Richter, den Juristen entscheiden zu lassen, sondern ihre Austragung einem Fachgerichte, einem Laiengerichte, einem Gerichte von Standesgenossen zu unterstellen, das — wie der Abgeordnete Dr. Bachem, selbst ein Jurist, als erster Redner zum Gewerbegerichtsgesetz am 9. Mai 1890 im Reichstage ausführte[1]) — aus eigener Sachkenntnis schöpfen, ohne allzu scharfe Betonung des strictum ius (des starren Rechts) prozedieren, ex aequo et bono (nach Erwägungen der Billigkeit) urteilen und den Mut haben solle, juristische Zwirnsfäden auch einmal mit kühnem Satze zu überspringen.

Unter solcher Patenschaft ward unser Gewerbegerichtsgesetz ins Leben eingeführt.

---

[1]) Stenogr. Berichte, VIII. Leg.-Per. I. Sess. 1890/91 Bd. I S. 12.

Digitized by Google

II.

Wie bekannt, gab es jedoch auch schon vor Einführung des Gewerbegerichtsgesetzes in Deutschland Gewerbegerichte, und zwar in bunter Mannigfaltigkeit.

Neben den noch heute existierenden Innungsschiedsgerichten gab es Gewerbegerichte, die auf Grund der Ermächtigung des § 120a der alten Gewerbeordnung eingerichtet, solche, die aus der französischen Zeit der Rheinlande mit herübergenommen und endlich solche, die durch preußische Verordnungen ins Leben gerufen worden waren.

Ich muß das um deswillen erwähnen, weil wir uns verschiedentlich noch mit den zeitlich vor unserem Gewerbegerichtsgesetz liegenden Leipziger und Frankfurter Gewerbegerichten werden beschäftigen müssen.

Als Institute des geltenden Rechts interessieren uns jedoch hier nur die Gewerbegerichte auf Grund des Gewerbegerichtsgesetzes, und nebenbei auch die durch letzteres aufrecht erhaltenen Innungsschiedsgerichte, deren Organisation ich im allgemeinen als bekannt voraussetze. Ich beschränke mich daher auf kursorische Darlegung ihrer Abweichungen von den ordentlichen Gerichten.

Die Gewerbegerichte sind sogenannte Sondergerichte mit ausschließlicher Zuständigkeit, d. h. ein Arbeitgeber oder Arbeiter, der einen in die Kompetenz des Gewerbegerichts fallenden Rechtsstreit zu führen hat, darf diesen Streit nicht etwa nach seiner Wahl oder nach Vereinbarung mit dem Gegner vor das Amts- bezw. Landgericht bringen, sondern muß sich dem Gewerbegericht unterordnen; ginge er das Amts- oder Landgericht an, so müßte sich dieses von Amts wegen für unzuständig erklären (§ 6 G. G. G.).

In dieser ausschließlichen Zuständigkeit liegt nun schon im allgemeinen eine gewisse Härte, da die Gewerbegerichte ganz unmöglich diejenigen Garantien für eine objektive, gesetzentsprechende Rechtsprechung bieten können, wie die ordentlichen Gerichte. In Beziehung auf die weiblichen Arbeiter und Arbeitgeber aber wird diese Härte eine geradezu drückende, da den weiblichen Arbeitern und Arbeitgebern jedes Recht und jede Möglichkeit fehlt, auf die Besetzung dieser Gerichte bestimmend einzuwirken.

Während an den ordentlichen Gerichten vom Landesherrn ernannte und vom Staate mit Gehalt ausgestattete Richter sitzen, deren Lebensaufgabe das Studium und die Anwendung der Gesetze und deren Pflicht es ist, Recht zu sprechen ohne Ansehung der Person, ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne Mitleid, setzen sich die Gewerbegerichte zusammen aus Beisitzern, die zur Hälfte aus den Arbeitgebern, zur Hälfte aus den Arbeitern entnommen werden (§ 13 G. G. G.), und einem vom Magistrate ernannten Vorsitzenden, der nur nicht Arbeitgeber oder Arbeiter sein darf, positiv aber keinerlei Befähigung nachzuweisen braucht (§ 12 G. G. G.), insbesondere nicht die Befähigung zum Richteramt.

Es kann also vorkommen, daß das Gewerbegericht aus lauter Laien zusammengesetzt ist, die von Gesetz und Recht nur einen landläufigen Begriff haben und nur nach Grundsätzen der Billigkeit — über die man indes sehr verschiedener Meinung sein kann — zu urteilen vermögen.

Dazu kommt noch, daß diese Erkenntnisse unanfechtbar, durch keinerlei Rechtsmittel angreifbar sind, wenn nicht der Wert des Streitgegenstandes den Betrag von 100 Mark übersteigt (§ 55 G. G. G.), während Urteile des Amtsgerichtes auch beim minimalsten Streitwert mit Berufung angegriffen werden können.

Nun wird man mir entgegenhalten, die Gewerbegerichte sollen eben keine starren Rechtsgerichte, als conseils de prud'hommes sollen sie in erster Linie Schieds- oder Vergleichsgerichte sein, nach gesetzlicher Vorschrift (§ 41 G. G. G.) in allen Fällen tunlichst auf eine gütliche Erledigung des Rechtsstreits hinwirken und erst zur Urteilsfindung schreiten, wenn sie protokollarisch festgelegt haben, daß infolge des Widerstandes der Parteien ein Vergleich absolut nicht zu erzielen war.

Die von den Gerichtsbaren selbst gewählten prud'hommes werden dann schon wissen, wem sie Recht zu geben haben, und wissen sie es nicht, gut, so wählt man das nächste Mal vorsichtiger, wählt Männer des Vertrauens, denen nicht erst das Amt den Verstand zu geben braucht.

Digitized by Google

Die Beisitzer der Gewerbegerichte werden nämlich gewählt, und zwar die Beisitzer aus dem Arbeitgeberstande durch die Arbeitgeber, die Beisitzer aus dem Arbeiterstande von ihren Genossen (§ 13 G. G. G.).

Jedoch mit einer ganz kleinen Einschränkung: wählen und gewählt werden können nur Personen, die zum Amt eines Schöffen fähig sind (§ 11 Abs. 2 und § 14 Abs. 1 G. G. G.); damit sind alle Frauen, mögen sie selbst dem größten Betriebe vorstehen oder noch so tüchtig als Arbeiter sein, nicht nur passiv, sondern auch aktiv wahlunfähig gemacht.

Die gleichen Bestimmungen gelten nach § 91 Abs. 2 der Gewerbeordnung auch für die Innungsschiedsgerichte.

Nun behauptet allerdings der Würzburger Universitätsprofessor Dr. Piloty (S. 151 seiner Ausgabe der Unfallversicherungsgesetze) in der Anmerkung zu § 43 des Gewerbeunfallversicherungsgesetzes, worin die Wählbarkeit zum Berufsgenossenschaftsvorstand und Vertrauensmann ebenfalls von der Befähigung zum Schöffenamte abhängig gemacht wird, „Frauen sind darnach nicht unfähig, gewählt zu werden. Dieses „darnach" kann sich nur beziehen auf § 31 des Gerichtsverfassungsgesetzes, der bestimmt, daß das Amt eines Schöffen nur von einem Deutschen wahrgenommen werden könne.

Piloty ist demnach der Anschauung, daß eine deutsche Frau auch Schöffe werden könne. Da er seiner These jedoch eine Begründung nicht beigibt, ist dieselbe nur aus einer rein formalistischen Auffassung der bis ins römische Recht zurückreichenden[1]) Gesetzesterminologie zu erklären, welche unter dem masculinum stets auch das femininum begreift, wenn nicht das Gegenteil unzweideutig zum Ausdruck kommt.

Es mag dies im allgemeinen und insbesondere auch z. B. für das Strafrecht (vergl. z. B. § 4 R. St. G. B.) richtig sein; allein auch Gesetze sind nicht nur formalistisch, sondern in erster Linie sinngemäß zu interpretieren.

Nun steht es außer allem Zweifel, daß gleichfalls von den Zeiten des römischen Rechts an (L 2 D de reg. iuris 50, 17) bis zum heutigen Tage in Deutschland die Richterstellen ausschließlich für Männer reserviert waren, daß diese Ausschließlichkeit geradezu den Charakter eines öffentlich-rechtlichen Gewohnheitsrechtes angenommen hat und daß der Gesetzgeber, wann und wo er von den Voraussetzungen für die Zulassung zu Richterstellen sprach, stets nur Deutsche männlichen Geschlechts im Auge hatte. Daß auch die Intention des Gesetzgebers bei Schaffung des Schöffenamtes nur dahin ging, Männer zu Schöffen machen zu lassen, erhellt deutlich nicht nur aus den wiederholt authentisch in gesetzgebenden Körperschaften abgegebenen Erklärungen, sondern auch aus der von Anbeginn an gleichgebliebenen Auslegung der Praxis, die sich am sinnfälligsten in der Aufstellung der Urlisten kund gibt.

Eben darum aber, weil ich überzeugt bin, daß nach unserem Gerichtsverfassungsgesetze nur ein Mann zum Schöffenamte tauglich sein kann, empfinde ich es mit zahlreichen objektiv denkenden und auf keine Parteifahne eingeschworenen Männern als eine Willkür und Ungerechtigkeit, daß nicht nur für die Wählbarkeit zum Gewerbegerichtsbeisitzenden — worüber die Meinungen noch sehr geteilt sind —, sondern auch für das Recht, die Beisitzer zu wählen, die Wahlfähigkeit, die Befähigung zum Schöffenamte Voraussetzung sein soll.

Prüfen wir nun in erster Linie die Gründe, welche für den Ausschluß der Frau von dem Wahlrechte für den Gesetzgeber bestimmend waren.

III.

Als das Gewerbegerichtsgesetz am 9. Mai 1890 die erste Lesung im Reichstage passierte, fanden sich nur Stimmen, welche die Verleihung des aktiven Wahlrechtes an die Frauen[2]) befürworteten.

Erst in der Kommission platzten die Geister aufeinander.

---

[1]) Verbum „si quis" tam masculos quam feminas complectitur. L 1 D de verb. sign. 50, 16.

[2]) Stenogr. Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. VIII. Leg.-Per. I. Session 1890/91, I. Band S. 15 und 20.

Digitized by Google

Der Kommissionsbericht spricht sich darüber folgendermaßen aus[1]):

„Die Diskussion beschränkte sich zunächst auf die Frage, ob auch Arbeiterinnen zum aktiven Wahlrecht zuzulassen seien. Von seiten der Antragsteller wurde darauf hingewiesen, daß man sich dahin bescheide, das passive Wahlrecht für die Arbeiterinnen nicht zu verlangen, daß man aber um so mehr darauf bestehen müsse, für die Arbeiterinnen das aktive Wahlrecht in Anspruch zu nehmen. Es gäbe, so z. B. in Berlin, Industrien, welche viele Tausende von Arbeiterinnen beschäftigen; wenn man für diese das aktive Wahlrecht ausschließen wolle, so läge darin eine vollständig ungerechtfertigte Durchbrechung des Grundsatzes der Vorlage. Es sei selbstredend, daß auch für diese Industrien verständige Beisitzer in den Gewerbegerichten sein müßten; wenn dieselben nicht durch die Arbeiterinnen selbst gewählt würden, müßten sie auf andere Weise bestellt werden. Man könne dann aber auch nicht erwarten, daß die Arbeiterinnen zu diesen ihren Vertretern, welche sie nicht selbst gewählt hatten, ein besonderes Vertrauen hegen würden.

Es wurde entgegnet, daß es ein verhängnisvoller Schritt sein werde, wenn man hier zum ersten Male weiblichen Personen ein politisches Recht erteilen wolle. Denn daß die Wahl eines Richters ein politisches Recht sei, könne keinem Zweifel unterliegen. Wenn man diese Forderung zugestehe, so würden die Vertreter derselben alsbald dazu übergehen, auch weitere politische Rechte für weibliche Personen zu verlangen, und wir würden sehr bald vor die Frage gestellt werden, ob nicht auch für die Wahlen zu den Volks- und Gemeindevertretungen den weiblichen Personen das aktive Wahlrecht zuzugestehen sei. Der Umstand, daß vielfach jetzt schon bei den Wahlen zu den Fabrik- und Ortskrankenkassen den Arbeiterinnen das aktive Wahlrecht zugebilligt sei, könne kein Präjudiz bilden. Denn die Rechte eines Vorstandsmitgliedes einer derartigen Kasse seien lediglich wirtschaftlicher und nicht politischer Natur: es handele sich bei diesen Kassen ausschließlich um die Verwaltung eines gemeinschaftlichen Vermögens zu gemeinschaftlichen Zwecken. Das Zugestehen eines aktiven Wahlrechts bei der Wahl der Beisitzer zu den Gewerbegerichten würde der erste Schritt sein zur grundsätzlichen Emanzipierung des weiblichen Geschlechts im öffentlichen Leben, ein Schritt, der bisher auf das wirksamste vermieden worden sei. Derselbe würde ferner sofort dahin führen, daß auch das passive Wahlrecht, zunächst bei der Wahl als Beisitzer zu den Gewerbegerichten, dann auch bei allen übrigen politischen Wahlen, für weibliche Personen in Anspruch genommen werde."

Das erste Bedenken, das gegen die Verleihung des Wahlrechtes an die Frauen erhoben wird, liegt also in der Qualifizierung dieses Rechtes als eines politischen und wird zu stützen versucht mit dem Hinweis auf die Begehrlichkeit der Frau nach weiteren politischen Rechten.

Nicht mit Unrecht hat daher ein Redner der Linken diese Begründung als eine Begründung der Furcht bezeichnet.

Sie ist aber noch weniger; sie ist nichts weiter als der Mißbrauch eines kautschukartigen Schlagworts.

Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat in einer Ansprache vom 13. Mai 1895 seinem Bedauern — oder, wie er sagte, seinem steten Bedauern — Ausdruck gegeben, daß den Frauen bei uns nicht mehr Einfluß auf die politischen Verhältnisse gestattet sei; allein, mag man über die Verleihung politischer Rechte an die Frauen denken, wie immer: hier liegt kein Anlaß vor, eine Prinzipienfrage zum Austrag zu bringen.

Denn das Recht, die Beisitzer des Schiedsgerichts zu wählen, ist kein politisches; es ist nicht das Recht, Volksrichter mit allgemeinen Kompetenzen aufzustellen, sondern nur das Recht, für gewisse eigene gewerbliche und privatwirtschaftliche Streitigkeiten, über Streitigkeiten aus dem Lohn- und Arbeitsverhältnis sich selbst seinen Richter in der Person eines sachkundigen Vertrauensmannes zu wählen.

Ist aber dieses Recht ein politisches, dann ist ganz gewiß auch ein politisches Recht das den Frauen zustehende Recht, als Mitglied einer, die Träger der Unfallversicherung darstellenden Berufsgenossenschaft, den Vorstand dieser Genossenschaft zu wählen (Gew. U. G. §§ 28 und 41 III), oder die Befugnis, an der Generalversammlung und Vorstandswahl einer Ortskrankenkasse teilzunehmen und — entsetzlich zu hören! — sich sogar in den Vorstand einer Ortskrankenkasse wählen zu lassen (Rasp K. V. G. Anm. 1 zu § 34 und Anm. 1 zu § 37).

Denn hierbei handelt es sich nicht, wie der Kommissionsbericht glauben machen will, um eine privatrechtliche oder privatwirtschaftliche Vermögensverwaltung, sondern um die Ausübung von Funktionen in einer Einrichtung eminent öffentlich-rechtlichen Charakters; daß die Organisationen der Arbeiterversicherung nicht dem privaten,

[1]) A. a. O. Erster Anlagenband, Aktenstück Nr 51 S. 510 ff.

Digitized by Google

sondern dem öffentlichen Rechte angehören, wird heutzutage wohl von keiner Seite mehr in Frage gezogen.

Und wenn der Gesetzgeber sogar dafür zu haben war, Frauen bei der Gewerbeinspektion zu beschäftigen (Gew. O. § 139b und Reger-Stößel, Anm. hierzu), Frauen als Vormünder fremder Kinder zuzulassen (B. G. B. §§ 1783, 1786 Ziff. 1), Frauen als Waisenpflegerinnen aufzustellen (A. G. z. B. G. B. Art. 98), — sind das nicht alles Ämter, die mehr der Sphäre des öffentlichen Rechts und der politischen Gewalten angehören, als der des Privatrechts?

Der Hinweis auf le premier pas qui coûte ist also ein verfehlter; denn die Frauen haben bereits eine Reihe von Rechten und Befugnissen, die mindestens in dem gleichen Grade politischer Natur sind, wie das begehrte Wahlrecht zu den Gewerbegerichten.

Vielleicht aber, wird man einwenden, sind die anderen Gründe, die gegen das Wahlrecht der Frauen ins Feld geführt wurden, weniger fadenscheinig als der erste. Was hat man vom Regierungstisch aus gegen das Wahlrecht der Frau vorgebracht? Staatssekretär von Bötticher, der am 14. Juni 1890 im Reichstage den Standpunkt der verbündeten Regierungen darzulegen hatte,[1]) eignete sich zunächst den vorbesprochenen „politischen" Grund an und führte dann als zweiten, dritten und vierten Grund auf:

2. es handele sich um die Einrichtung von Gerichten, welche im Namen der staatlichen Autorität Recht sprechen sollen und für deren Zusammensetzung der Staat die Verantwortung trage; die Zusammensetzung müsse daher eine solche sein, daß eine Bürgschaft dafür gegeben werde, daß die hohe Aufgabe, welche die Gerichte haben, auch unbeeinflußt von irgend welchen untergeordneten und unzulässigen Rücksichten erfüllt werden könne. Das schönere Geschlecht — das sagt der Minister! — sei nun zugleich auch das schwächere Geschlecht, das allen möglichen Einflüssen ausgesetzt sei, denen der Mann in der Regel größeren Widerstand entgegenzusetzen vermöge.
3. „Wer in aller Welt", fährt der Minister fort, „sei bisher schon auf den Gedanken gekommen, daß die staatlich eingesetzten Gerichte, welche bisher über solche Streitigkeiten zu entscheiden hatten, unter Teilnahme der Frauen errichtet werden sollten?" Und endlich
4. habe bei denjenigen Gewerbegerichten, zu denen die Frau das Wahlrecht hatte, z. B. in Leipzig, in Frankfurt a. M., die Frau sich vollkommen indifferent benommen, von ihrem Rechte keinen Gebrauch gemacht und damit bewiesen, daß das Verlangen des Wahlrechts nicht dem eigenen Wunsch der Frau entspringe.

Daß dieser letzte Grund einer ernstlichen Widerlegung nicht bedarf, liegt auf der Hand. Gäbe die mäßige Ausübung eines Rechts dem Gewalthaber die Befugnis, dem Berechtigten dieses Recht zu entziehen, so müßte mit Fug und Recht auch denjenigen Männern das Wahlrecht genommen werden, die sich aus Verdrossenheit, aus Bequemlichkeit, aus Prinzip oder aus welchem Grunde nur immer von den Wahlen fernhalten. Auch liegt auf der Hand, daß dieser letzte Grund in gewissem Widerspruch steht mit den Ausführungen des Staatssekretärs zum zweiten Grunde.

Denn hat dort, wo die Frau wählen durfte, tatsächlich der geschilderte Indifferentismus geherrscht, woher nimmt der Staatssekretär das Material, um die schwere Beschuldigung gegen die Frauen zu erheben, ihre Teilnahme an der Wahl zerstöre die notwendigen Garantien für die Erfüllung der hohen Aufgaben des Gewerbegerichts?

Bleiben wir einmal bei diesen, vom Staatssekretär sogar wiederholten und selbst als wichtig bezeichneten Ausführungen!

Worin liegt denn positiv die vom Staatssekretär als unabweislich bezeichnete Bürgschaft für die Erfüllung der hohen Aufgaben des Gewerbegerichts?

[1]) A. a. O. S. 383.

Digitized by Google

Darüber schweigt der Minister, nachdem die schöne Phrase sich gerade noch zur rechten Zeit eingestellt hatte.

Dachte denn der Minister wirklich so ideal, daß die Arbeitgeber und Arbeiter, welch letztere doch sicherlich nicht auf einer höheren Bildungs- und Charakterstufe stehen, als ihre weibliche Genossinnen, sich bemühen würden, die Geistes- und Charakteraristokraten in ihren Kreisen ausfindig zu machen, um sie auf den kuruli schen Sessel des Gewerberichters zu erheben? Konnte er nicht ahnen, daß auch diese Wahlen nach Parteiparolen vorgenommen würden? Und hatte er bei seinen emphatischen Worten ganz die Einleitung Dr. Bachems vergessen, der als die hohe Aufgabe der Gewerbegerichte das Urteilen nach Billigkeitserwägungen, das Überspringen juristischer Zwirnsfäden bezeichnet hatte?

Wäre Herr von Böttticher Staatssekretär geblieben, so hätte er neun Jahre später die Antwort aus dem Lager seiner eigenen Parteifreunde entgegennehmen können.

Bei der 1. Lesung der Novelle zum Gewerbegerichtsgesetz, am 18. Januar 1899, ließ Herr von Stumm im Reichstage sich folgendermaßen aus:[1])

„Vorläufig besteht das Faktum, daß in dem Berliner Gewerbegericht die Sozialdemokratie nicht bloß die große Majorität von Arbeitern, sondern auch einen ganz erheblichen Teil der Arbeitgeber umfaßt. Und daß ein solcher Zustand das Vertrauen zu den Gewerbegerichten nicht vermehren kann, das, glaube ich, liegt auf der Hand . . .

Ich behaupte nun, bei der Einführung der Gewerbegerichte wurde es gar nicht als ihre Hauptaufgabe betrachtet, daß sie objektiv Recht sprechen sollten; denn wenn das ihre Aufgabe gewesen wäre, dann würde man, glaube ich, dem Windthorst'schen Vorschlage näher getreten sein und einfach diese Streitigkeiten mit einem beschleunigten und billigeren Verfahren an die Amtsgerichte verwiesen haben. Man hätte dann natürlich die Schöffen für diese Fälle . . . dem Erwerbsleben der beiden Stände entnommen; es wird niemandem zweifelhaft sein, daß Amtsrichter mit diesen Schöffen mindestens ebenso gut hätten Recht sprechen können und mindestens dieselbe Sachkenntnis gehabt hätten wie die jetzigen Gewerbegerichte.

Nein, meine Herren, der Zweck war ein vorwiegend sozialpolitischer. Man war der Ansicht, daß das Näherkommen der beiden Erwerbsstände, der Arbeitgeber und der Arbeiter, in den Gewerbegerichten zur Beruhigung der Gemüter beitragen würde; die Gegensätze würden dadurch gemildert und dergl. Ich bin der Ansicht, daß die Erfahrung inzwischen umgekehrt gezeigt hat, daß die Einrichtung sozialpolitisch nicht günstig gewirkt hat."

Und was tut dieses nicht nur von Stumm, sondern auch von anderer Seite schwer angegriffene Berliner Gewerbegericht? In seinem Jahresberichte für 1900 ist in auffälligem Fettdruck zu lesen:

„Von den von den Arbeitgebern angestrengten 632 Prozessen gelangten 43 zum kontradiktorischen Urteil; hiervon wurden 37 = 86 v. H. gewonnen; von den von Arbeitnehmern angestrengten Prozessen gelangten 1039 zum kontradiktorischen Urteil; hiervon wurden 466 = 45 v. H. von den Klägern gewonnen.

Wir heben bei diesen Angaben nochmals hervor, daß durch dieselben den, wenn auch nur vereinzelt aufgestellten Behauptungen, daß beim Gewerbegericht die Arbeiter mehr Recht erhalten wie die Arbeitgeber, der Boden entzogen wird."

Nicht mit Unrecht sagt Justizrat Benedikt in der Juristischen Wochenschrift vom 21. Februar 1903, daß Gerichte, welche genötigt sind, sich selber gegen den Vorwurf der Parteilichkeit zu verteidigen, als Gerichte ihren Beruf verfehlt haben, mögen sie als Wohlfahrtseinrichtung eine noch so große Bedeutung haben

Nichts liegt mir indes ferner, als mit diesen Hinweisen einen Stein auf die Gewerbegerichte werfen zu wollen. Als objektiver Beurteiler sage ich mir nur: wenn der Gesetzgeber die Frauen vom Wählen der Richter wirklich nur deshalb ausschloß, weil er von ihrer Mitwirkung eine Gefährdung der hohen Aufgaben der Gewerbegerichte befürchtete, dann hätte er sich nicht mit dieser negativen Maßnahme begnügen dürfen, sondern positiv Garantien schaffen müssen, um dem Gewerbegericht den Charakter und das Ansehen eines Rechtsgerichts zu erhalten, — was nach den vorgeführten Zeugnissen nicht vollständig der Fall zu sein scheint und was die Frauen ihren Ausschluß von dem aktiven Wahlrecht um so schwerer empfinden läßt.

Wie aber steht es in Wirklichkeit mit den Wählerqualitäten der so schlecht qualifizierten Frauen?

[1]) Sten. Ber. 10. Leg.-Per. I. Session Bd. I S. 273.

Digitized by Google

Ich sehe davon ab, meine Beispiele aus dem fernen Amerika zu holen. In dem uns kulturell und politisch so nahe stehenden Österreich wurde durch Gesetz vom 27. November 1896, wozu bezüglich der Wahlen eine Ministerialverordnung vom 23. April 1898 erging, den Frauen das aktive Wahlrecht zu den Gewerbegerichten verliehen, und ebenso hat der andere Dreibundsstaat Italien bereits durch Gesetz vom 25. Juni 1893 die Frauen zur Gewerbegerichtswahl zugelassen.

Aber auch im Deutschen Reiche selbst gab es vor Einführung des Gewerbegerichtsgesetzes Gewerbegerichte, bei denen die Frauen das aktive Wahlrecht hatten, z. B. in Leipzig und Frankfurt a. M.

Das Statut des Frankfurter Gewerbegerichts, das dem Leipziger nachgebildet war und der persönlichen Mitarbeit des damaligen Oberbürgermeisters und späteren preußischen Finanzministers von Miquel seine Entstehung verdankte, wurde für so mustergiltig erachtet, daß es in den vom Reichsamt des Innern herausgegebenen Jahresberichten der Fabrikinspektoren für das Jahr 1887 S. 263 ff. vollständig abgedruckt und S. 82 daselbst von dem Aufsichtsbeamten des Bezirks Cassel-Wiesbaden zur Nachahmung empfohlen wurde. Dieses Statut aber bestimmt in § 4 Abs. 2: „Das Geschlecht macht für die Wahlberechtigung keinen Unterschied."

Die gleichen Frauen also, die 1888 — die Mitteilungen des Reichsamts des Innern sind erst 1888 erschienen — als der Wahlfähigkeit würdig amtlich empfohlen werden, werden zwei Jahre später, ohne daß man inzwischen Gelegenheit gehabt hätte, irgend welche Erfahrungen zu sammeln, wiederum amtlich als gewerbegerichtsgefährlich und daher als wahlunwürdig disqualifiziert.

In diesem Falle ist es wirklich schwer, eine Satire nicht zu schreiben.

Nun komme ich noch auf den famosen Ausruf des Herrn Staatssekretärs: „Wer in aller Welt ist bisher schon auf den Gedanken gekommen, daß die staatlich eingesetzten Gerichte, welche bisher über solche Streitigkeiten zu entscheiden hatten, unter Teilnahme der Frauen errichtet werden sollten?"

Ja, hat man denn jemals von einem ähnlichen Recht der gewerbetreibenden Männer gehört? Hat man je etwas davon vernommen, daß der Schneider Meier oder der Schuster Huber das Recht hatte, dem Herrn Justizminister einen Kandidaten für das Amtsgericht München I zu präsentieren?

Darin lag ja eben die Neuerung, die das Gewerbegerichtsgesetz schuf, daß es gewissen Personenklassen das Recht verlieh, zu gewissen staatlichen Gerichten ihre Richter selbst zu wählen, ihre Richter, die ihre Sachverständigen und ihre Vertrauensmänner sein sollten.

Nun wurde vorhin schon erwähnt, daß man, besonders in Berlin, ganz offen — und zwar von Männerseite — die Unparteilichkeit dieser Richter angezweifelt hat.

Wie sollen da Frauen Vertrauen zu Gewerberichtern haben, die ausschließlich von ihren Konkurrenten im wirtschaftlichen Kampfe gewählt wurden und die vielfach trotz besten Willens nicht die geringste Sachkunde und nicht das geringste Verständnis für die Interessen der klagenden oder verklagten Frauen haben konnten!

Im Jahre 1897—98 schwebten vor dem Berliner Gewerbegericht nicht weniger als 6951 Klagen, bei denen Arbeiterinnen beteiligt waren[1]) und 1900 wurden bei dem gleichen Gewerbegericht mehr als 2000 Klagen von Arbeiterinnen aus der Wäsche- und Konfektionsbranche allein anhängig gemacht.[2])

Ist es angesichts solcher Zahlen ein unbilliges Verlangen, daß diesen rechtsuchenden Frauen die Befugnis gewährt wird, gleich ihren männlichen Arbeitsgefährten in das Arbeitergericht Männer — nicht etwa Frauen — zu wählen, bei denen sie Sachkenntnis voraussetzen und zu denen sie Vertrauen haben?

Nun rechnen es sich die Gewerbegerichte selbst als größten Vorzug an, daß es ihnen gelingt, eine unverhältnismäßig große Anzahl von Rechtsstreitigkeiten zu

[1]) Abg. Zubeil in der Sitzung des Reichstags vom 18. Januar 1899, Sten. Ber. 1898/1900 Bd. I S. 266.

[2]) Abg. Zubeil in der Sitzung des Reichstags vom 9. Mai 1901, Sten. Ber. 1900/1902 S. 2665.

Digitized by Google

vergleichen. Von den im Etatsjahr 1900 beim Berliner Gewerbegericht anhängig gewesenen 11 036 Prozessen wurden 5755 (etwas über 50 %) verglichen und nur 1102 (rund 10 %) urteilsmäßig beschieden.

Unter den 11 036 Rechtsstreitigkeiten waren aber nur 606 (also nicht ganz 6 %), deren Streitwert 100 Mark überstieg, für die es also eine zweite Instanz gegeben hätte.[1])

Nun kann ich — nicht etwa aus meinen anwaltlichen Anschauungen heraus, sondern aus allgemein ethischen Gründen — keineswegs der Anschauung beipflichten, daß ein Vergleichsspatz *immer* besser sei als eine Prozeßtaube.

Ein Vergleich ist in der Regel nur dann empfehlens- und wünschenswert, wenn die Sach- und Rechtslage so ungeklärt ist, daß beide Parteien das Gefühl und die Überzeugung haben, mit einigem Nachgeben besser zu fahren als mit Utrierung ihres Standpunktes. Ein Vergleich ist jedoch unbedingt etwas moralisch Verwerfliches, wenn er durch Ausübung eines moralischen Zwanges auf den widerstrebenden Teil geradezu herausgepreßt wird.

Wer aber kann mir bestätigen, daß die 1000 von 2000 klagenden Frauen, die sich verglichen haben, alle gern und freudig der Vergleichsanregung Folge gegeben haben?

Spricht nicht vielmehr eine starke Vermutung dafür, daß ein großer Prozentsatz dieser Frauen sich nur deshalb verglich, weil er das Urteil sachunkundiger Richter fürchtete, das — von wenig Ausnahmen abgesehen — für sie inappellabel, unanfechtbar gewesen wäre!

Und wenn diese Vermutung auch nur eine *Vermutung* ist, der Druck und das Gefühl des Druckes bleibt auf seiten der beim Gewerbegericht rechtsuchenden Frauen bestehen. Und diesen Druck zu heben, muß unbedingt die Aufgabe einer Gesetzgebung sein, die sich die soziale nennt.

Den *fünften* und letzten Grund gegen die Zulassung der Frauen zur Gewerbegerichtswahl auszuspielen, war Dr. Bachem als Berichterstatter am Schlusse der Verhandlungen vorbehalten.[2]) Er meinte, daß alle diejenigen, welche die heutige religiöse und soziale Konstruktion der Familie festhalten wollen, auch diejenigen Konsequenzen derselben ziehen müssen, welche sich für das politische Leben aus derselben ergeben.

Was Dr. Bachem mit diesen Worten sagen wollte, vermag ich genau nicht anzugeben; ich glaube jedoch ihren Extrakt in dem bekannten Satze zu finden: mulier taceat in ecclesia, die Frau hat zu schweigen in der Gemeine.

Wie ich oben schon angeführt, war Fürst Bismarck anderer Ansicht; allein davon abgesehen, hat die soziale und religiöse Konstruktion der Familie, wie sie Dr. Bachem im Auge hat, sich vielleicht noch in Dr. Bachems Kreisen erhalten; in den Kreisen, die beim *Gewerbegericht* ihr Recht suchen müssen, dürfte sie jedoch in den weitaus meisten Fällen *nicht* mehr bestehen.

Denn diese Konstruktion hat zur Voraussetzung, daß der Mann der Ernährer und Erhalter der Familie sei und der Frau die schwerste Bürde des Lebens abnehme. Sie ist jedoch nicht mehr haltbar dort, wo die Frau gleich einem Manne 8 bis 10 Stunden im Schweiße ihres Angesichts und unter eigener Verantwortung, nicht als Gehilfin eines Mannes, schaffen muß, um für sich und zum Teil für ihre Familie das tägliche Brot zu erarbeiten.

Es ist eine absolute Verkennung realer Verhältnisse, von dieser Frau zu verlangen, daß sie die Mutter und Hausfrau sei im Sinne Kreittmayrs und in den Rahmen hineinpasse, in dem Dr. Bachems lebensfremde Phantasie das heutige Familienleben der Arbeiterkreise zu sehen vermeint.

* * *

Außer in den Mai- und Juni-Tagen 1890 hat die Frage der Gewährung des Gewerbegerichts-Wahlrechts an die Frau den Reichstag noch zweimal beschäftigt, im Januar 1899 und im Mai 1901 gelegentlich der Verhandlungen über die Abänderung

[1]) Vergl. Jurist. Wochenschr. 1903 S. 57.
[2]) Stenogr. Ber. 1890/91 Bd. I S. 386.

Digitized by Google

des Gewerbegerichtsgesetzes und den Antrag Agster[1]), „die Teilnahme an den Wahlen und die Berufung zu Mitgliedern eines Gewerbegerichts auf die in den genannten Berufen beschäftigten weiblichen Personen auszudehnen".

Ich habe mir die Mühe genommen, diese sämtlichen Verhandlungen durchzuarbeiten, muß jedoch konstatieren, daß von den Gegnern des Frauenwahlrechts außer den von mir oben wiedergegebenen fünf Gründen auch in den Jahren 1899 oder 1901 neue Gründe, oder auch nur neue Gedanken nicht ins Feld geführt werden konnten.

Daß diese Gründe nicht Stich zu halten vermögen, glaube ich nachgewiesen zu haben, und der Redner der Minorität dürfte den Nagel auf den Kopf getroffen haben, der der Majorität zurief: Euch fehlt's am guten Willen, und wo der gute Wille fehlt, sucht man nach Gründen.

Daß diese Gründe nicht Stich zu halten vermögen, dürfte aber auch den Rednern der Majorität selbst kaum entgangen sein; diese Gründe sollten auch nur den eigentlichen, unausgesprochenen Grund verschleiern, der in der Wahrung des Besitzstandes liegt und der stets die Ursache des Kampfes war, der seit Urzeiten von dem bedrohten Alten gegen das aufstrebende Neue geführt wird.

Es ist das gute Recht eines jeden, seinen Besitz mit allen Kräften zu verteidigen; nur sollte man auch den Mut unseres schon so oft zitierten alten Freundes Kreittmayr haben, der die Debatte, ob die Frau dem Mann subordiniert oder ihm gleichberechtigt sei, mit den Worten abschneidet:[2]) „Dieweil sich aber das mannliche Geschlecht schon so lang in dem Besitz der Herrschaft befindet, so scheint dieser Disput mehr spitzfindig als nutzlich zu seyn, in dem sich die Inhaber wohl nimmermehr aus ihrer hergebrachten Possession durch das weibliche Geschlecht herausssetzen lassen werden."

Umgekehrt darf aber auch den Frauen das gute Recht nicht verkümmert werden, gegenüber den — was ihre Forderungen anlangt — noch an der Auffassung der Kreittmayrschen Zeit festhaltenden Gewalten ihre der so verschiedenen Neuzeit entsprechenden Forderungen unentwegt zu vertreten; hierbei muß das Verlangen des aktiven Wahlrechts zu den Gewerbegerichten das ceterum censeo aller Anträge auf diesem Gebiete sein.

Die Zahl der Männer, welche diesem Verlangen sympathisch gegenüberstehen, hat sich im letzten Dezennium des abgelaufenen Jahrhunderts, auch in den Parlamenten, stark vermehrt; denn immer mehr hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß diese bescheidene und anderwärts kampflos anerkannte Forderung nur eine Forderung der absoluten Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Moral ist.

IV.

Ungleich schwieriger als die Frage nach der Wahlfähigkeit der Frau ist die Frage des passiven Wahlrechts, der Wählbarkeit der Frau zu den Gewerbegerichten zu beantworten. Denn auch der wohlwollendsten Freunde der Frauenbewegung Mancher steht diesem Problem noch skeptisch, wenn nicht gar direkt ablehnend gegenüber.

Wir alle liegen ja im Banne der Geschichte und der Tradition, und diese beiden mächtigen Faktoren unserer inneren Bildung weisen zu deutlich auf den seit Jahrtausenden gleichmäßig geübten, gewohnheitsrechtlich gewordenen Ausschluß der Frauen von richterlicher Tätigkeit hin. Und mag Justitia noch so unleugbar die äußeren Merkmale fraulichen Wesens zur Schau tragen — in praxi wurden Schwert und Wage nur in männlichen Händen geduldet.

Auch diese Gegner der richtenden Frau verschanzen sich mit Vorliebe hinter dem Schlagwort „Politische Rechte".

Andere, welche die Richterin Deborah als selbstverständliche historische Erscheinung ansehen und von ihrer Loge aus mit Wohlgefallen der richterlichen Weisheit einer Porzia folgen, sprechen den Frauen mit Rücksicht auf ihre stark ausgeprägte Subjektivität prinzipiell die Befähigung zum Richteramte ab.

[1]) Sten. Ber. 1898/1900 Anlagebd. I S. 182, Antrag Nr 36.
[2]) Anm. zu B. L. R. T. I Kap. 6 § XII Nr 3.

Digitized by Google

Dritte endlich halten unsre Zeit zur Lösung dieser Frage noch nicht für reif, und zwar im Hinblick auf den heutigen Stand der Frauenbildung. Sie fürchten, daß heute noch nicht eine genügende Anzahl von Frauen vorhanden wäre, die kraft ihrer Erziehung und Bildung die Befähigung besäße, des richterlichen Amts zu walten.

Diese Bedenken vermag ich nicht zu teilen. Seitdem der im römischen und, gestützt auf Stellen der heiligen Schrift, auch im kanonischen Rechte festgehaltene Grundsatz, daß die Frauen von allen rechtlichen und privaten Ämtern auszuschließen und deshalb weder zum Richterdienst noch — konsequenterweise — zur Führung irgend eines Verwaltungsamtes zuzulassen seien, in neuerer Zeit, wie ich oben gezeigt, vielfach durchbrochen, seitdem in das Prinzip Bresche gelegt wurde, ist es ein aussichtsloses Beginnen, diese Bresche nach einer bestimmten Richtung hin gegen Sicht maskieren und den Eindruck erwecken zu wollen, als ob das Prinzip noch bombenfest dastünde.

Auch glaube ich, nach den Erfahrungen, die man mit den in öffentlichen Verwaltungsstellen verwendeten Frauen gemacht hat, kühnlich behaupten zu können, daß diesen auserlesenen Frauen die gleiche Sachlichkeit eigen ist wie Männern, und vielleicht eine größere Sachlichkeit als Männern, die auf ein bestimmtes Parteiprogramm eingeschworen sind.

Und schlagen wir die Jahrbücher der Weltgeschichte auf! Finden sich da nicht zahlreiche Frauen, die höhere und verantwortungsvollere Würden und Ämter bekleidet haben, als die eines Richters?

Saßen nicht auf den Thronen mächtiger Reiche Frauen, in deren Händen die Fäden der gesamten Rechtspflege dieser Reiche zusammenliefen und in deren Namen das Recht gesprochen wurde? Ist hier nicht das Argumentieren a maiori ad minus zulässig, oder auf welcher Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie beginnt die Objektivität der Frau, bei welcher hört sie auf?

Und was endlich den Mangel an geeigneten Frauen anlangt .... man lasse nur erst die Frauen wählbar sein, der Mangel wird sich dann mit jedem Jahre weniger fühlbar machen. Auch für die übrigen Organisationen der sozialen Gesetzgebung fehlte es uns an Vorbildern und vorbereiteten Kräften; wir machten, um mit Bismarck zu reden, einen Sprung ins Dunkle. Und dennoch ist der Sprung geglückt! Warum sollte nicht auch die Frau mit ihren höheren Zwecken wachsen?

Nun handelt es sich gegebenenfalls, wie schon im ersten Teile dieses Artikels ausgeführt, nicht um Austragung der großen prinzipiellen Frage, ob die Frauen im allgemeinen zum Richteramt zugelassen werden sollen, sondern nur um die kleine ganz spezielle Frage, ob sie das Recht erhalten sollen, als Beisitzerinnen des Gewerbegerichts gewählt zu werden, ob die arbeitende Frau gleich ihrem männlichen Arbeitsgenossen die Befugnis erhalten soll, zur Mitentscheidung ihrer gewerblichen, privatwirtschaftlichen, aus dem Arbeitsvertrag hervorgegangenen Streitigkeiten Geschlechtsgenossinnen in das Gewerbegericht zu entsenden;

in das Gewerbegericht, dessen Richter nicht, wie es in einer alten Gerichtsordnung heißt, wie griesgrimmige Löwen auf dem Richterstuhle zu sitzen brauchen, dessen Richter vielmehr sich in erster Linie in die Interessen der Rechtsuchenden hineinleben, wie wir von kompetenter Seite gehört haben, keine Binde vor den Augen tragen und nicht unbedingt nach starrem Recht richten, sondern aus der Lebensquelle der Billigkeit und dem Borne eigener Sachkunde ihr Urteil schöpfen sollen, das, wenn die ungeschriebenen Gesetze der Billigkeit mit dem geschriebenen Gesetze im Widerspruch stehen, auch einmal etwas subjektiv nüanciert sein darf;

in das Gewerbegericht, von dessen Richtern man keine anderen Qualitäten verlangt als die der Ehrlichkeit und der Sachkunde.

Nun gehört gerade die Forderung der Sachkunde in vielen Fällen in den Kreis der Fiktionen, denen wir so häufig im gewöhnlichen und im Rechtsleben begegnen.

Nehmen wir den Fall, daß gegen die Klage einer Modistin auf Bezahlung von Stücklohn die Inhaberin des Damenhutgeschäftes zur Begründung ihres Klageabweisungsantrags vorbringt, daß die Nachbildung des Pariser Hutmodells so nieder-

Digitized by Google

trächtig schlecht ausgeführt worden sei, daß der Hut nicht nur nicht hätte abgenommen zu werden brauchen, sondern daß ihr, der Arbeitgeberin, noch ein großer Materialschaden erwachsen sei.

Und nehmen wir weiter an, daß über diese für Männer doch sehr kitzlige Frage außer dem Vorsitzenden ein Schlossermeister und ein Kanalarbeiter die Entscheidung zu fällen haben, so wird man mit mir die Überzeugung teilen, daß diese an sich höchst ehrenwerten Männer aus eigener Sachkunde einen Spruch nicht zu fällen vermögen.

Was werden nun diese Richter in ihrer bedauernswerten Lage tun? Sie werden voraussichtlich Modistinnen als Sachverständige vernehmen — nach der Zivilprozeßordnung ist die Befähigung zum Sachverständigen geschlechtslos — und auf Grund der auf diesem Umwege erworbenen Sachkunde judizieren.

Der formell von männlichen Richtern gefällte Entscheid deckt sich also materiell mit dem von weiblichen Sachverständigen abgegebenen Urteil.

Da muß ich mich aber doch fragen, wäre es nicht von vornherein einfacher, praktischer, billiger und rascher zu einem Urteil führend gewesen, wenn diese Damen, die zur Unterstützung der Richter beigezogen wurden, statt unten am Zeugentisch zu stehen, gleich am Richtertisch gesessen hätten?

Nun wird man natürlich mich sofort mit meinen eigenen Waffen zu schlagen versuchen und mir entgegenhalten: Ja, was hilft denn die Wahl von Frauen in das Gewerbegericht, die haben doch relativ auch nicht mehr Sachkunde wie die Männer und auch keine Sachkunde außerhalb ihrer Branche. Was versteht z. B. eine Modistin von den Streitigkeiten des Schlossermeisters oder Kanalarbeiters?

Die mir diesen Vorhalt machen, haben bis zu einem gewissen Grade recht, übersehen aber doch den wesentlichen Punkt, auf den es ankommt.

Wenn das Gewerbegericht dem Ideale, das dem Gesetzgeber vorschwebte, auch nur annähernd gerecht werden soll, müssen in ihm die Vertreter aller Branchen und Betriebsarten als Richter sitzen, so daß wenigstens die Möglichkeit besteht, sachkundige Richter beizuziehen. Wie ich der erwähnten Statistik des Berliner Gewerbegerichts entnehme, sind ungefähr bei der Hälfte aller dort anhängigen Streitigkeiten Frauen in irgend einer Parteirolle beteiligt und ein großer Prozentsatz dieser Streitigkeiten nimmt seinen Ausgang in Betrieben, die heutzutage fast ausschließlich der weiblichen Domäne angehören. Bezüglich all dieser Betriebe fehlt es aber naturgemäß den Männern an Sachkunde. Durch die Wahl von Frauen würde daher dieser Mangel, der den Gewerbegerichten heute anhaftet, wenigstens zum Teil geheilt und eine erhöhte Möglichkeit geschaffen, ein Urteil aus der eigenen Sachkunde der Richter heraus zu empfangen.

Überdies sieht das Gewerbegerichtsgesetz (§ 10 Abs. 2) ausdrücklich die Zerlegung des Gewerbegerichts in verschiedene Kammern vor, ohne Bestimmungen darüber zu treffen, in welcher Weise die Geschäfte unter die einzelnen Kammern zu verteilen seien.

Da demnach auch die Verteilung der Geschäfte nach sachlichen Gesichtspunkten (nach Berufs- und Industriezweigen) zulässig ist und ebenso eine sachentsprechende Verteilung der Richter auf diese Kammern, so könnte durch Beiziehung von Vertretern aller oder der meisten Berufszweige ein Zustand geschaffen werden, der dem Ideale des Gewerbegerichtsgesetzgebers jedenfalls sehr nahe rücken würde.

Ich bin daher der Meinung, daß aus rein praktischen Erwägungen, aus rechtsprechungs-technischen Gründen und in dem Geiste, dessen Hauch das Gewerbegerichtsgesetz, wenn auch mit vielen Mängeln behaftet, ins Leben gerufen hat, die Verleihung des passiven Wahlrechts an die Frauen zu fordern und geboten sei.

Findet diese Forderung bei den maßgebenden Stellen des Reichs keine Erhörung — und ich fürchte, daß der Termin für das Erscheinen der ersten Gewerbegerichtsporzia noch in sehr weiter Ferne liegt —, dann steht es den Frauen frei, von einem Kampfmittel Gebrauch zu machen, das ihnen schon die heutige Prozeßordnung an die Hand gibt und das sie in vielen Fällen von der Kompetenz der Gewerbegerichte befreien wird.

Nach § 1025 ff. der Reichs-Zivilprozeßordnung ist eine Vereinbarung dahin zulässig, daß alle aus einem bestimmten Arbeitsvertrag entspringenden Rechtsstreitigkeiten

Digitized by Google

unter Ausschluß des Gewerbegerichts durch Schiedsrichter entschieden werden sollen. Die Giltigkeit eines solchen Schiedsvertrags ist nach § 6 Abs. 2 des G. G. G. nur davon abhängig, daß bei der Entscheidung Arbeitgeber und Arbeiter in gleicher Zahl unter einem Vorsitzenden mitwirken, der weder Arbeitgeber oder Angestellter eines beteiligten Arbeitgebers noch Arbeiter ist.

Das Schiedsgericht muß also aus mindestens drei Personen bestehen, einem Arbeitgeber, einem Arbeiter und einem Neutralen.

Frauen sind an sich als Schiedsrichter zugelassen, können jedoch von den Parteien abgelehnt werden, es wäre denn, daß bereits im Schiedsvertrage bestimmte Frauen zu Schiedsrichtern ernannt sind, in welchem Falle eine Ablehnung nicht mehr zulässig ist. Die Frage der Ablehnung dürfte aber ohnedies gegenstandslos sein in allen Fällen, in denen Frauen mit Frauen einen Schiedsvertrag schließen zu dem Zwecke, sich weiblichen Richtern zu unterstellen.

Der Schiedsspruch aber hat unter den Parteien die Wirkungen eines rechtskräftigen Urteils und wird vollstreckbar auf Grund eines vom sachlich zuständigen ordentlichen Gerichte zu erlassenden Vollstreckungsurteils, welches das staatliche Gericht, ungeachtet des Umstandes, daß Frauen den Schiedsspruch gefällt hatten, ohne Prüfung der Richtigkeit der Entscheidung erlassen muß, wenn nicht einer der prozessualen Gründe vorliegt, aus welchem von einer der Parteien auf Aufhebung des Schiedsspruchs geklagt werden könnte.

Es ist also hier den Frauen ein Retorsionsmittel gegeben, mit dessen Anwendung sie vollkommen im Rahmen bestehender Gesetze bleiben und dessen häufige Anwendung vielleicht mit der Zeit die gesetzgebenden Faktoren überzeugen wird, daß die arbeitende Frau den ihr früher mit Recht zum Vorwurf gemachten Indifferentismus vollständig abgestreift hat und gewillt und entschlossen ist, auf sozialem, gewerblichem und rechtlichem Gebiete, auf dem Schlachtfeld der Arbeitsstätten und im Kampf ums Recht, die Gleichstellung mit dem Manne zu erstreiten, mit dem sie durch die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung und die Not der Zeiten in Konkurrenz zu treten gezwungen war und — was die Lasten ihrer neuen Stellung anlangt — bereits gleichgestellt ist.

Als Olympe de Gouges und Louise Lacombe im Jahre 1793 dem französischen Konvente ihre 17 Artikel über Frauenrechte überreichten, glaubten sie, diese Satzung mit den pathetischen Worten einleiten zu müssen: „Hat die Frau das Recht, das Schafott zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, auf der Tribüne zu sprechen."

Unser Zeitalter ist nüchterner geworden und für derartige dramatische Kontraste und Effekte nicht mehr empfänglich. Posen und Raketen machen heute keinen Eindruck mehr, wohl aber tut es der feste, sichere und gleichmäßige Tritt der stillen, harten und unentwegten Arbeit, der von der Energie des Vorwärtsschreitenden zeugt. Hat die Frau, heißt es heute, die Pflicht zu arbeiten, gleich einem Manne, um nicht unterzugehen und die Familie nicht verderben zu lassen, so muß sie auch die aus der Arbeit entsprießenden Rechte haben, gleich einem Manne.

Et hoc signo vincet, unter diesem Zeichen wird die Frau siegen, wenn nicht das Wort Bismarcks des Großen trügt:

„Die Überzeugung einer Frau entsteht nicht leicht; entstand sie aber einmal, so ist sie weniger leicht zu erschüttern, als das aus Parteikämpfen im öffentlichen Leben hervorgehende und mit der Kampfstellung wechselnde Urteil der Männer. Die Überzeugung, welche einmal in die Familie durchgedrungen, wird von der Weiblichkeit strammer festgehalten als Wehr und Waffen und findet durch die Kinderstube ihren Weg in die Zukunft."[1])

[1]) Zusammengestellt aus zwei Ansprachen Bismarcks vom 30. März 1894 und 5. März 1895.

Digitized by Google

Die Kath.

Von

Else Hildrich.

Nachdruck verboten.

Es wurde viel geredet über das häßliche, dürre Weib, aber etwas Sicheres wußte kein Mensch von ihrem Geschick. Vor zehn bis fünfzehn Jahren hatte sie am späten Abend beim Bauer Martin angeklopft, Obdach und Arbeit heischend, und als der Bauer sie fortjagen wollte von seinem Hof, da hatte sie ihm gedroht. Er mußte sie aufnehmen unters Gesinde und tat es mit einem Fluch.

Sie war weder zur Feldarbeit noch zum Melken der Kühe tauglich; denn ihre Arme waren schwach und ihre Sinne blöde; aber der Bauer Martin war nicht der Mann, jemanden umsonst sein Brot essen zu lassen; er machte ausfindig, wozu die Kath zu brauchen sei.

Ihre Gestalt war lang und dürr, aber ihr Nacken breit und fest, ihr Schädel flach, wie eingedrückt, wie gemacht zum Lastentragen.

Er lud ihr auf, mehr und mehr, und lachte vor Vergnügen, wenn er sie mit hochgetürmtem Korbe über den Hof schreiten sah. Einen Nacken wie von Eisen hatte das Weib, so was tat ihr nicht leicht einer nach! Das Tagesgemüse zur Stadt, auch Rüben und Kartoffeln lud er ihr auf; er sparte den Hundekarren durch sie.

Dennoch wäre er sie lieber los gewesen; es war zuweilen etwas in ihren schielenden Augen, das ihm unangenehm war; er vermied es, den Blicken dieser kleinen, geröteten Augen zu begegnen, aber er wurde die Einbildung nicht los, daß sie auf ihm ruhten. Allmählich haßte er die Kath.

Er lud ihr immer mehr auf mit den Jahren, er kontrollierte förmlich, daß sie genügend belastet würde; ein strebsamer Bauer hat sparsam zu sein mit Kräften und Zeit! Sie merkte auch nichts davon, nur schien es dem Bauer, als würde der Ausdruck ihrer Züge stumpf und stumpfer mit den Jahren und als sänke ihre Stirne ein, ganz wenig, kaum sichtlich und doch gewiß.

Eine Freude war es, wie sie Lasten tragen konnte, und nachher — nachher könnte sie ihm nicht mehr drohen.

In der Mittagssonne hatte er sie noch nie zur Stadt geschickt, aber eines Tages paßte ihm das gerade in die Wirtschaft hinein; das Weib aß sein gutes Brot und war zäh! Er packte eigenhändig den Korb und half ihn ihr aufs Haupt zu heben.

Er mußte zweimal anheben, ehe es gelang, so groß war die Last! Er war neugierig, zu sehen, wie sie ging unter dem Gewicht. Aber sie ging nicht; sie sah ihn an, während ein dunkelbräunlich Rot ihren Hals und ihr Gesicht bedeckte. Seit Jahr und Tag hatte sie kein Wort mit ihm gesprochen, aber jetzt tat sie den Mund auf.

„Das geht nicht, ist zu viel."

Ei! Ward sie aufsässig mit einemmal, eigensinnig gegen den, dessen gutes Brot sie aß?

„Wenn dir zuviel ist, so heb ab und mach dir leicht!" sagte er, steckte die Hände in die Hosentasche und lachte über ihr vergebliches Bemühen, seiner Aufforderung nachzukommen.

„So geht nicht; ihr müßt helfen", sagte sie; aber er lachte noch lauter: „Werd' mir nicht faul und mach, daß du voran kommst!"

Digitized by Google

Er wies dem Tore zu, und sie wandte sich langsam und ging steif mit schweren Schritten; er sah ihr nach, bis sie den Hof verlassen hatte.

Grell und dunstig lag die Gegend in der Mittagsonne; das blinzelnde Weib betrat den schmalen Weg, der durch die bräunlich reifenden Fruchtfelder lief. Sie ging langsam, meistens den Blick vor sich an den weißen, rissigen Grund geheftet; zuweilen blieb sie stehen, und sah das Zittern der Hitze über den Halmen, und weit, im Dunste verschwimmend, die Türme und Schlote der Stadt.

Nachdem sie eine halbe Stunde gegangen war, versuchte sie, den Korb abzuheben; so weiter ging's nicht mehr, ohne Schatten, ohne Trunk; sie versuchte vergeblich, sie fühlte, der Korb würde stürzen und ihr das Gesicht zerkratzen; so ging sie weiter, langsam, immerzu.

Am Himmel quoll Gewölk auf, so großes, weißes Gewölk; das wuchs immer massiger und körperlicher empor und lastete; ihr war, als trüg sie dieses böse Gewölk, als drücke es sie in den Boden hinein, so daß sie waten mußte; das war mühsam und ward immer mühsamer; bald würde sie stecken bleiben. Sie betete das Vaterunser, so angst war ihr, betete es ohne Gedanken und ohne Unterlaß, bis die Zunge ihr am Gaumen klebte. Sie ging noch immerzu, sah den trocknen Weg und die feindseligen Wolken, bis auf einmal ein schwarzes Tuch über ihre Augen fiel.

Die Kath wurde abends zum Hofe gebracht; sie hatte einen Schlag bekommen und war schon tot, als man sie zwischen den Kornfeldern fand; der Korb hatte ihr im Sturze das Gesicht zerrissen.

Der Bauer fluchte, als er ihr Ende vernahm. „Nun muß man wieder den Hund einspannen," dachte er, „freilich fing sie doch an, nichtsnutzig zu werden." Sehen mochte er sie nicht und ließ sie zur Stadt fahren in die Leichenhalle an demselben Abend noch. Nun war er sie los, nun konnte er lustig sein; er trank einen tüchtigen Schoppen auf die Scherereien, die das Begebnis ihm verursacht hatte, und da ward er noch lustiger; nun konnt' sie ihn nicht mehr so ansehen, wie es ihm zuwider war.

Nachts konnte er nicht einschlafen; immer ging ihm die Sache mit der Kath durch den Kopf; aber er wollte schlafen um alles in der Welt; er fluchte und warf sich hin und her. Was hatte er zu schaffen mit der Geschichte? Sie hatte einen Schlag bekommen und war mausetot.

„Und der Korb hat ihr Gesicht zerrissen", klang es ihm in den Ohren; das sprach der Pferdeknecht, der dreiste Bengel! Hatte er ihn nach Einzelheiten gefragt? Jetzt dachte er immer an den Korb und fühlte, wie schwer er gewesen war. — Sie war wirklich eine sehr starke Person, gar nichts machte es ihr, die größten Lasten zu tragen! Es war doch dumm, daß sie zufällig gestorben war! Er warf sich hin und her; er mußte schlafen und alles vergessen haben am andern Tag; er wollte es. — Ihre Augen waren so blöde und rot; er war froh, daß sie ihn nicht mehr ansehen würde fürderhin; er wußte merkwürdig deutlich, wie jener Blick war, er empfand ihn förmlich und richtete sich auf, um zu sehen, ob die Kath nicht hinter ihm stände.

Sie stand nicht da, auch nicht an der andern Seite; aber die beiden Fenster dämmerten durch den Raum, die Vorhänge schimmerten, und der Ofen stand in der Ecke so undeutlich, als bewege er sich.

Sie hatten oft gesagt, die Kath habe einen Sohn, der arbeite weit irgendwo in der Welt, bis er genug Geld habe, um seine Mutter zu sich zu holen. Das war dummes Zeug!

Auch gestern sprach man wieder davon. Was wird der Sohn sagen, wenn er kommt? Das einfältige Volk! Angst machen wollten sie ihm wohl gar? Ihm angst machen!

Er lachte halblaut und stand dann auf, um zu sehen, ob es noch nicht Morgen würde.

Noch kein Frühlicht im Osten, auch kein frisches Wehen durch die dunkle Schwüle. Zwei, drei Sterne und ganz gedämpft die Stimme des Baches unten im Wiesengrund.

Was tat die Kath da im Wiesengrund? Sie ragte hoch heraus aus dem Gebüsch und trug einen großen Korb auf dem Kopfe; undeutlich hob sie sich vom Nachthimmel ab. Der Bauer spähte scharf, ob sie sich dem

Digitized by Google

Hofe näherte, und da fiel ihm ein, daß die Kath in der Halle liege und daß es die Pappel sei, die ihr so ähnlich sah.

Er lachte wieder und ging zu seinem Bette zurück; aber nach wenigen Minuten erhob er sich von neuem. Er mußte noch einmal zusehen, ob es wirklich die Pappel war, ob sie nicht näher gekommen war und riesengroß vor seinem Fenster stand.

Endlich kam der Tag voll Arbeit, voll Sonne, lauten Lebens, und nach ihm kamen andre Tage; eine lange Kette von Tagen kam, an denen der Bauer rühriger schaffte denn je zuvor; er gönnte sich keine Rast, und die Leute sagten, er werde reicher mit jedem Tag, und sein Gut gedeihe wie keines ringsum.

Aber jedem Tage folgte eine Nacht. Wenn der Bauer im Bette lag, so dachte er: „Was geht jetzt vor in der Gegend drauß?" Dann mußte er zum Fenster hin, mußte das Auge einbohren in die schwarze Undeutlichkeit der Landschaft, ob er ihn nicht kommen sähe, den Sohn.

Gerade dorther würde er kommen, hinter der Pappel hervor und dann schnurgerade über die Wiese und am Gemäuer herauf wie eine Katze. Er hatte rotränderige, schielende Augen, eine eingedrückte Stirne und dürre, eisenharte Finger; die schmerzten, wo sie zugriffen, und ließen nicht mehr los.

Vom Fenster zu Bette, vom Bette zu Fenster; er wußte keine Ruh zu finden, und da ließ er eines Tages die Pappel fällen; er haßte sie wegen ihrer ungeheuerlichen Gestalt. Nun würde er wieder schlafen können!

In der Nacht stand er auf, um zu sehen, ob sie auch gewiß verschwunden war; er glaubte es nur, wenn er es sah. Die Gegend lag im linden Mondesgrün, die Büsche standen dunkel und niedrig im Grunde und hinter ihnen, wo bis zur Zeit die Pappel gestanden hatte, zog es sich schimmernd und schlängelnd die Böschung hinan: die Straße, die von den Städten kam.

Es waren Schatten darauf, Flecken und Punkte; da kam der Sohn her, da sah man ihn kommen! Der Bauer stöhnte und wühlte sich tief in seine Decken hinein.

Am andern Morgen ging er früh vom Hofe fort und besuchte ein paar Nachbarn in der Landschaft umher; überall trank er ein Schöppchen Wein, redete viel und laut, erzählte unter heftigem Lachen, wie man ihm gesagt habe, es wäre jemand zu grunde gegangen vom Lastentragen, der Gemüsekorb habe ihm die Gehirnschale eingedrückt. Alle lachten mit und behaupteten, daß so etwas nicht möglich sei: leeres Geschwätz und dummes Zeug!

Ja, das albernste Zeug von der Welt! Dem Bauer wurde immer leichter ums Herz; nun würde er aber schlafen, endlich einmal, recht fest wie in früherer Zeit; wenn er nur nicht gar zu lustig wäre! Wenn er nur nicht immer ausdenken müßte, wie leicht und sorglos ihm war! Das ließ ihn nicht, das ließ ihn nicht! Und wieder stand er am Fenster des Nachts. Jetzt konnt er's ja mit Lust; jetzt wußte er ja gewiß, daß es friedlich blieb auf der dunkeln Wiese, daß nichts schlich auf der Straße und daß nichts knisterte die Wand herauf.

Was raschelte, war nur der Nachtwind im Gebüsch. War nur der Wind. — Was sonst? — — Der Bauer Martin trank immer mehr, und sein Haar wurde grauer von Tag zu Tag.

Digitized by Google

Vom bayerischen Frauentag.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Mir hat einmal eine geistig bedeutende Frau gesagt: „Die Jahre meines Lebens, in denen ich meine Kräfte Vereinen gewidmet habe, kann ich getrost ganz ausstreichen, so wenig haben sie mir und anderen bedeutet.“ Ich gestehe, daß mir manchmal alle Vereinsarbeit in demselben Licht erscheint. Vor allem, soweit sie sich in Versammlungen und Kongressen betätigt. Wird etwas Wertvolles und Wichtiges gewonnen durch das Reden und Diskutieren und Beschlüsse fassen? Lohnt es, daß tüchtige Menschen ihre Kraft und ihre Persönlichkeit opfern, um diese Riesenapparate zu bedienen? Liegt nicht etwas Unwahres darin, daß man Hunderte von Menschen, für deren Urteilsfähigkeit man nicht die geringste Gewähr hat, durch Majoritätsbeschlüsse Dinge entscheiden läßt, die gar nicht durch Majoritäten zu entscheiden sind, ja, daß man sie überhaupt zu Kundgebungen veranlaßt in Fragen, die sie unmöglich beherrschen können?

Gegen solche und andre Zweifel aber stehen zwei Zeugen auf. Einmal die ganz nüchterne Betrachtung, daß unsere Bewegung als soziale Massenbewegung sich der Formen bedienen muß, die das öffentliche Leben nun einmal geschaffen hat und daß man diese Formen unter keinem andern Gesichtspunkt als dem der politischen Zweckmäßigkeit betrachten sollte; mögen sie im übrigen sein, wie sie wollen, sie sind nun einmal die Mittel zum äußeren Erfolg. Den anderen Zeugen kann man nicht willkürlich zitieren; wenn er kommt, so ist es ein Geschenk; aber seine Macht ist größer und zwingender: es ist die Stimmung, die in solchen Tagen gemeinsamer Arbeit wie ein geheimnisvoll erzeugter Lebensstrom sich jedem einzelnen mitteilt, in der alle die unfaßbaren und unwägbaren geistigen Werte, die da eingesetzt und ausgelöst worden, irgendwie lebendig und dem einzelnen fühlbar werden. Sie spiegelt das Kraftbewußtsein und die Reinheit und Ehrlichkeit des Strebens unmittelbar und mit notwendiger Gewißheit, und wer sie in ihren feinen Schattierungen zu deuten weiß, dem sagt sie mehr als alle äußeren Daten.

Der dritte bayerische Frauentag, der in den ersten Maitagen in München die Vertreterinnen der bayerischen Frauenbewegung vereinigte, hat diese beiden Zeugen ein warmes, überzeugendes Wort für die Kraft und die Bedeutung der bayerischen Frauenbewegung sprechen lassen. Lassen wir zuerst den ersten reden.

Das Programm zeigte, daß die bayerische Frauenbewegung ihre speziellen Interessen, die sie mit Energie und Besonnenheit verfolgt, in den großen Zusammenhang der gesamten deutschen Frauenbewegung hineinzustellen versteht, daß sie der Gefahr partikularistischer Beschränkung, die zweifellos in diesen einzelstaatlichen oder einzelprovinzlichen Sonderverbänden und Kongressen liegt, zu begegnen weiß. In keinem der Vorträge, die sich unmittelbar auf praktische lokale Interessen bezogen,

Digitized by Google

fehlte dieser innere Zusammenhang mit dem großen Ganzen. Das gilt z. B. von dem klaren Referat von Fräulein Lindhamer über „Die Heranziehung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege", — in Bayern ist bis jetzt die Anstellung von Frauen als amtliche Armenpflegerinnen noch gesetzlich nicht zulässig, sie können nur auf Antrag der Bezirkspflegekommission fakultativ zur Mitwirkung herangezogen werden; auch das hat aber der Münchener Armenrat kürzlich abgelehnt. — Auch der von Fräulein Therese Schmid erteilte Bericht über die Münchener Gymnasialkurse, die in diesem Sommer die ersten acht Abiturientinnen entlassen werden, bewertete den Fortschritt des kleinen Unternehmens unter dem Gesichtswinkel des großen Kampfes um die geistige Entwicklung der Frau. Und die sehr eingehende Darstellung von Fräulein Luise Sigl über Zweck, Organisation und Stand der Fürsorgebestrebungen für schulentlassene Mädchen zeigten, daß die Referentin auch jenseits der Grenzen ihres engeren Vaterlandes Anregung und Erfahrungen gesucht hatte. Umgekehrt bewies die Diskussion über Vorträge allgemeinen Charakters, in der häufig die bezüglichen lokalen Wünsche zum Ausdruck gebracht wurden, daß man das große Programm der deutschen Frauenbewegung nicht nur theoretisch erfaßt, sondern auch die Augen offen hält für alle Möglichkeiten seiner praktischen Verwirklichung.

Soweit der Münchener Frauentag ein Bild der deutschen Frauenbewegung geben sollte, umfaßte sein Programm sämtliche Gebiete, auf denen im Augenblick aktuelle Aufgaben zu erfüllen sind. Erziehungsfragen wurden nach den verschiedenen Seiten der häuslichen, der sozialen und der Schulerziehung in drei Vorträgen behandelt. Aus den Erfahrungen heraus, die eine feinfühlige Beobachtung der Kindesseele giebt, sprach Frau Helene von Forster über die Vergeistigung der häuslichen Erziehung durch das feinere Gefühl für die Ansprüche der kindlichen Individualität, die klarere Erkenntnis für die natürlichen Grenzen erziehlicher Beeinflussung, die unserer modernen Kultur eigentümlich ist. Die Gewinne und Verluste, die dem Hause aus diesem tief greifenden Wandel erwachsen, bestimmen sich im wesentlichen nach der Persönlichkeit der Frau, die all die neuen Probleme eigentlich zu lösen hat. Und so griff der Vortrag in seinen letzten Schlußfolgerungen hinüber in die leitenden Gedanken für die augenblicklich dringendste Aufgabe der Frauenbewegung: die Reform der höheren Mädchenschule, der ein Teil der Verhandlungen des ersten Abends gewidmet war. Es ist sicherlich für die Geschlossenheit des Vorgehens wichtig und förderlich, daß die Frauenbewegung hier zu einem bestimmten klaren Programm gelangt ist: eine auf der Höhe der Oberrealschule stehende Anstalt mit einem gemeinsamen 6—7jährigen Unterkursus, von dem ein Zweig mehr realen und einer mehr humanistischen Charakters ausgehen soll (vergl. Grundfragen der Mädchenbildung, Aprilheft 1903). Auf sozialpolitisches Gebiet führte der Vortrag von Frl. Sumper über die Durchführung der Fürsorgeerziehung, besonders insoweit sich dabei ein Arbeitsfeld für die Frauen ergibt. Ihre, reiche Erfahrung umsichtig verwertenden, Ausführungen waren eine Art Ergänzung zu einem eingehenden, sowohl wissenschaftlich als praktisch ausgezeichneten Vortrag von Frl. Dr. Duensing über „die Verletzung der elterlichen Fürsorgepflicht und ihre Bestrafung". Er bot das Ergebnis sorgfältigster und eingehendster wissenschaftlicher Arbeit — und mehr und Wertvolleres als das: er durchleuchtete eine sozial-pädagogische Frage, deren Lösung niemals dem sozialpolitischen Intellekt allein gelingen kann, mit der Wärme des sozialen Empfindens, die einst das Geschenk der Frau an unser öffentliches Leben sein wird.

Digitized by Google

Daß sie nicht schnellfertige, mit dem Augenblick rechnende Agitationsreden, sondern Früchte sorgfältiger und gewissenhafter Arbeit waren, das zeichnete die meisten Referate aus. Vor allem den Vortrag von Frau Marianne Weber über die „Rechtsstellung der Frau" in seiner reifen Objektivität und seiner psychologisch feinen und wissenschaftlich scharfen Fassung und Durchführung der Probleme. Und ebenso die Rede des Herrn Rechtsanwalt Dr. Eduard Bloch über die Zulassung der Frauen zu den Gewerbegerichtswahlen, dessen klare, diese Frage prinzipiell erschöpfende Darlegungen den Lesern dieser Zeitschrift in dieser Nummer geboten werden.

Die einzige Frage, in der die Diskussion wirkliche Gegensätze ins Licht stellte, war die Sittlichkeitsfrage, die von Dr. Kaethe Schirmacher im Sinne der internationalen Föderation behandelt wurde. In wie hohem Maße das in dem Thema selbst seine Ursache hat, wird besonders dem einleuchten, der von der Stellung der Majorität des letzten Frankfurter Kongresses zur Prostitution Kenntnis genommen hat. Aber ob es taktisch richtig ist, den abolutionistischen Standpunkt mit einer so schroffen Frontstellung gegen jede Art von Reglementarismus als den absoluten zu vertreten, das wurde mir während der Diskussion zweifelhaft; die Entgegnungen von Männern, die die Frage durchaus von derselben sittlichen Höhe betrachteten — das war allerdings nicht bei allen der Fall — legten die Erwägung nahe, ob nicht Propagandavorträge sich mehr auf die objektive Darstellung der Zustände beschränken und die prophylaktischen Mittel in den Vordergrund stellen sollten, über die beide Richtungen sich einig sind. Das ist ein großes Arbeitsgebiet — und eines mit mehr Aussichten auf Erfolg, scheint es, als gerade das schwierigste der Prostitution.

Ziehen wir das Facit des Münchener Frauentags mit Rücksicht auf den äußern Erfolg für die bayerische Frauenbewegung. Ich glaube, die Veranstalterinnen können damit zufrieden sein. Sie haben durch eine Reihe gut geschulter Arbeitskräfte für die einzelnen Gebiete — ich denke dabei auch vor allem an die Referentin über die Kellnerinnenbewegung — vor der Öffentlichkeit einen zweifellos wirksamen Beweis für den Ernst und die Kraft ihres Strebens erbracht, sie haben eine Reihe aktueller Forderungen in der öffentlichen Meinung sichtlich befestigt und im eigenen Kreise über manche Arbeitsgebiete die Anschauungen geklärt und neue Anregungen gewonnen.

* * *

Aber wir alle suchen in solchen Tagen gemeinsamer Arbeit mehr als eine nüchterne, realpolitische Aktion zu gunsten bestimmter wirtschaftlicher oder sozialer Interessen. Uns allen ist der Gedanke der Frauenbewegung ein Stück Weltanschauung, ein Stück Glauben, der aus allem Tiefsten und Besten, das wir uns geistig erkämpft haben, immer wieder neuen Mut und neue Gewißheit gewinnt.

All' diese innerlichsten Quellwerte der Freudigkeit zu unserem Werk entfalteten ihre werbende Kraft in den Worten, mit denen die Leiterin des bayerischen Frauentags, Ika Freudenberg, die Jugend für den Kampf der Frauen zu begeistern und zu gewinnen suchte, alle die, für die noch nicht die Tatsachen reden, sondern die Persönlichkeit.

In ihrem Appell und in dem Echo, das er fand in einer wohl über tausend zählenden Versammlung, da gewann die Stimme jenes andren und mächtigeren Zeugen für den Wert und den Sieg unsrer Sache ihren tiefsten und wärmsten Klang. Einen Klang, der sicherlich lange noch fröhlich und siegverheißend in manchem Teilnehmer nachklingen wird, dem unsre gemeinsame Arbeit nicht immer beglückendes Vorwärtsschreiten, sondern oft auch harter Kampf ist.

Digitized by Google

Deutsche Frauenlyrik der Gegenwart.

Von

Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten.

Als vor ungefähr fünfzig Jahren ein etwas stark durch die strenge Rechtgläubigkeit beengter Literarhistoriker in Braunschweig über die schöngeistige Kunst seiner Zeit vor einer größeren Hörerschar Vorlesungen hielt, durfte er in die Besprechung der in dem Jahrzehnt 1840—1850 blühenden Literatur weiblicher Autoren mit folgenden Sätzen eintreten: „Daß das Weib ebenso wie der Mann zur Poesie angelegt sei, kann wohl nicht bezweifelt werden, da die Poesie ein allgemeinmenschliches Erbteil ist. Wohl ist aber oft gefragt worden, ob die Frauen auch Autorberuf hätten, ob sie auch als Schriftstellerinnen an die Öffentlichkeit treten dürften. Man verneinte das nun hie und da geradezu, indes man hat damit doch wohl zu viel getan. Wenn das Weib als Schriftstellerin eben weiblich bleibt, wenn es die Schranken, die seinem Geschlechte von Natur und Sitte gezogen sind, nicht überschreitet, so muß ihm auch, sobald es nur überhaupt dazu befähigt ist, ebenso wie dem Manne gestattet sein, die poetische Welt seines Innern zur allgemeinen Anschauung zu bringen.

Der Frauen Sphäre ist die engere Häuslichkeit, das Familientum; der Frauen nächster Beruf ist und bleibt es immer, dieses zu verklären als Priesterinnen der Sitte, der Ordnung und der Zucht, und ihr eigentümliches Talent ist das der stillen, sinnigen Beobachtung. Halten sie als Schriftstellerinnen die Schranken dieses Berufes und dieser Beschäftigung inne, so werden sie immer als die naturgemäße Ergänzung zu der schriftstellernden Männerwelt gelten müssen, gehen sie aber als solche darüber hinaus, so fallen sie ohne weiteres in die Kategorie der emanzipierten, d. h. der von ihrer wahren Natur abgefallenen Weiber und erregen mit Recht mehr oder minder Anstoß."

Im Hinblick auf die Verhältnisse der Gegenwart ist es für mich interessant, solche Urteile einer noch nicht gar so weit zurückliegenden Vergangenheit herauszuheben und in den Strom der heutigen Meinungen und Irrungen zu werfen. Es ist an dieser Stelle nicht mehr nötig, daran zu erinnern, daß damals gerade Louise Otto in den „Vaterlandsblättern" für das Recht der Selbständigkeit des weiblichen Geschlechtes eingetreten war, also doch wohl für eine Befreiung vom sogenannten „Familientum"; daß die von ihr begründete „Frauenzeitung" während ihres dreijährigen Bestehens jedem Frauenfortschritt huldigte. Ebenso wies die Kulturgeschichte der deutschen Vergangenheit Beispiele schöpferischer Talente auf, deren Entwicklung der „engeren Häuslichkeit" sicherlich nicht bedurfte. Im Kreise der Romantiker hatte sie gärende und frühe Dokumente geliefert, die nicht als Schöpfer der deutschen Frauenbewegung angesehen werden dürfen, sondern nur einen auf größerer Basis ruhenden Versuch verkörpern, die Prinzipien der Bewegung als Lebensfragen voll eigenstolzen Inhalts in ihrer Anwendung und ihrer durch den Überschwang gesteigerten Anwendbarkeit zu zeigen. Dadurch, daß den Romantikern der Taumel ihrer Empfindungen die Macht über sich selbst aus den Händen riß und sie unstät machte, wo Sicherheit und feste Gewißheit Sieg bedeutete, schadeten sie ihrem Verlangen nach einer unbeschränkten Persönlichkeitsäußerung. Engherzige und um ihre Eitelkeit stark besorgte Männer fanden in jenen Tagen willkommene Gelegenheit, diese Regungen nach Selbständigkeit zu befehden oder zu verhöhnen, indem sie eine Überwachung solcher Bestrebungen versuchten, um so mehr, da es Bestrebungen waren, welche die Frau aus der geistigen

Digitized by Google

Bevormundung der Männer erlösen sollten. Auch aus einer sozialen Bevormundung. In diesem Sinne galt das Vorgehen der Frauen noch immer als der Gründe entbehrendes Emanzipationsgelüste. Der eingangs zum Wort gekommene Literaturfreund gibt den Bann und Zwang dieser Auffassung zu erkennen, wie sie sich im Urteil über literarische Selbständigkeit spiegelt. Hier war die Abhängigkeit von bestimmten Gesetzen und Trübungen eines verschrumpften Philisteriums erforderlich. Galt es doch für den Mann als „der unangenehmste Eindruck, Zuschauer sein zu müssen, wie Frauengemüter, z. B. Bettina von Arnim, ihre innersten Geheimnisse auf den offenen Markt stellen!"

Anders gestaltete Kulturbedingungen ließen unsere Zeit eine von jenen Tagen in einzelnen Punkten grundverschiedene Wertmessung und Wertschätzung zu einer Norm erheben, an deren Erfüllungen unser Urteil Halt, Stütze oder Ausgangspunkt findet. Der Wandel der Generationen schafft sich aus der Mitte der eigenen, in Zählung zu setzenden Kräfte, welche einen Zeitabschnitt ideell zu tragen und zu beleben berufen sind, den Führer, in dessen Zeichen sich auf Jahre oder auf Jahrzehnte hinaus das Leben in Ernst und Spiel bewegt. Was für die Romantik die Fichtesche Individualphilosophie war, das ward für die Gegenwart die Lehre Nietzsches, jene zwar in ihrem Anhang und in ihren Kennern aristokratisiert, diese im weitesten Sinne, mit den Fährlichkeiten dieses Wortinhaltes: popularisiert. Nietzsche schuf in dem Menschen als Einzelwesen und als Gesellschaftstier neue Werte heißester Sehnsucht und schuf der Eigenwilligkeit der Menschenseele neue Geltung. Auch jenen Bestrebungen des Weibes. Der Wirkung dieser Philosophie erkenne ich insofern einen immerhin bestimmenden Einfluß zu in der Beurteilung der Gleichheitsbemühungen und von dem Gesichtspunkt aus, daß ihr Prophet und Schöpfer die seelischen Elemente zur Urteilsfähigkeit freilegte. So konnte das Wollen des Weibes geachtet werden, und so ward das entstellende Wort von den „Emanzipierten" zurückgedrängt, das hier und da noch die bedingte Bedeutung eines Schmähwortes erhält.

An Zeitschriften, die dem Interesse des weiblichen Geschlechtes dienten und dienen, ward dem weiblichen Geist die Sicherheit gegeben, die nach Gestaltung rufenden Gedanken in Aufzeichnungen zu festigen und in reger Vertiefung dem inneren Streben ein äußeres Gewand anzupassen. Dieses Moment, in die Weite getragen und mit günstigen Kulturfaktoren zusammentreffend, mag zur Erstarkung des weiblichen Selbstbewußtseins beigetragen haben. Das glaube ich sogar ganz sicher. Und mit dieser Kräftigung und Beachtung fällt jener sich in unseren Tagen geltend machende Hang zusammen, der die Frau zur Feder greifen läßt, wobei schon unberücksichtigt bleibt, ob Begabung vorhanden ist oder nicht. Es wäre lehrreich, auf statistischem Wege die Beteiligung der Geschlechter teils an dem Journalismus der Gegenwart, teils an der Schriftstellerei im engeren Kreise und unter höheren Anforderungen aufzustellen und zu berechnen in der Gegenüberstellung zu den männlichen Vertretern dieses Arbeitsgebietes. Es würde auf alle Fälle ein überraschendes Resultat zu tage treten, in wie großem Umfange die Frau an den Erzeugnissen des heutigen Schriftstellerbetriebes beteiligt ist, vor allem auf dem Gebiet der schöngeistigen Literatur. Und dieses trotz oder vielleicht gerade infolge des harten Urteils, das Schopenhauer — der in dem gleichen Maße Weiberfeind war, als er das Weib an sich nie entbehren konnte — im zweiten Bande seiner Parerga und Paralipomena über die Frauen als schöpferische und frei schaffende Wesen fällt. Es dürfte bekannt sein. Gleichwohl möchte ich seine Worte anführen. Er sagt im genannten Werke (§ 369): „Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Äfferei, zum Behuf ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Das macht, sie sind keines rein objektiven Anteils an irgend etwas fähig, und der Grund hiervon ist, denke ich, folgender. Der Mann strebt in allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen oder durch Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloß indirekte Herrschaft verwiesen, nämlich mittels des Mannes, als welchen allein es direkt zu beherrschen hat. Darum liegt es in der Weiber Natur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzusehen, und ihr Anteil an irgend etwas anderem ist immer

Digitized by Google

nur ein simulierter, ein bloßer Umweg, d. h. läuft auf Koketterie und Äfferei hinaus. Daher hat schon Rousseau gesagt: „les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connoissent à aucun, et n'ont aucun génie" (lettre à d'Alembert, note XX). Auch wird jeder, der über den Schein hinaus ist, es schon bemerkt haben .... Man kann von den Weibern auch nichts andres erwarten, wenn man erwägt, daß die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechtes es nie zu einer einzigen wirklich großen, echten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Wert haben in die Welt setzen können."

Das ist der verbitterte Pessimist, der aus diesen Worten spricht und dessen Ausführungen weder für die damalige Zeit noch für unsre Tage Geltung gewonnen haben. Der Hinweis, daß die Frau kein wirklich großes Werk geschaffen, hat nur unter gewissen Voraussetzungen und Forderungen Giltigkeit und kann nicht früher auf seine Richtigkeit geprüft werden, als bis die freie weibliche Psyche, bauend auf den Arbeiten einer der männlichen gleichaltrigen Kultur, sich mit solcher Freiheit bewegen kann, wie der mürrische Schreiber solcher Zeilen.

Es liegt mir fern, für die Frauenliteratur der Gegenwart den größesten Ruhm und den Eid höchster Schönheit zu begehren. Ich werde es auch nicht für die Leistungen der Vergangenheit verlangen, obgleich eine Gestalt wie Annette von Droste-Hülshoff in ihrer Kunst groß und markig ist. Wer im literarischen Leben unserer Zeit nachschaffend und mitempfindend steht, der weiß, daß unser Traum und unsere Freude auf einer subtilsten Subjektivität beruht, deren Preis und Adel dem Genießenden aus der Begabung wächst, der er sich anvertraut. Daraus erklärt sich auch die überaus gesteigerte Sensibilität, mit welcher der moderne Mensch sich heute für Sinding, morgen für Klinger begeistert; heute für Maeterlinck, morgen für Frenssen; heute für Strauß, morgen für Ansorge; heute für Leistikow, morgen für Lenbach. Es ist ein Reichtum des Schwärmens und Aufnehmens, eines seligen Untertauchens und Vergessens, eines fast dämonischen Überflusses, der verwirrt und blendet und dessen verwirrende Wirkung von einem Teil der Menschheit zur Spezialität erhoben, als ein eigener Reiz ausgekostet wird. So ist Fülle das Zeichen, unter dem das Lächeln und Grüßen des Bedeutenderen sich unmerklich verliert. Ebensowenig, wie wir augenblicklich einen größten Dichter — Lyriker, Epiker oder Dramatiker — besitzen, ebensowenig können wir eine größte Dichterin aufweisen. Die Universalität, die einen Goethe schuf und der er entgegenreifte, mangelt uns. So müssen wir uns begnügen, nicht in Einem alles oder das Viele zu sehen, sondern in Vielen vieles. Wir dürfen nicht den köstlich schönen Diamant, dessen Bild und Zauber uns unsere Sehnsucht zeigt, in der Werkstatt des Goldschmiedes prüfend mit heimlichen Freuden in die Hand nehmen; es sind nur Splitter seiner Kraft und Schönheit, aber auch diese oft von seltener Farbe und seltenem Feuer. Wenn wir uns in diese Spiele versenken, knospen uns auch hier aus den verschwiegenen Dämmerungen lieblich funkelnde Märchenkronen entgegen, blüht auch hier Liebe und Freundschaft, Haß und Sinnenlust, tändelnde Lippen, Locken und Lachen, herzfröhliches Zwitschern und verzweifelnder Aufschrei. Am Ende stehen wir davor als Wissende: aller Leben kluges Treiben ist ein auch in seiner Bitterkeit und in seiner Schwere doch immer anmutiges Märchen.

* * *

Als ein wirksames Orientierungsmittel über unsre gegenwärtigen Dichterinnen gelten gemeinhin die Anthologieen, die von Zeit zu Zeit das Fazit lyrischer Kunstäußerungen ziehen. Die Arbeit Paul Remers, die an andrer Stelle dieser Zeitschrift eine Würdigung fand, ist in ihrer Art noch nicht übertroffen. Ihr Wert wird noch gehoben durch ein ähnliches, aber völlig unzureichendes Unternehmen Paul Grabeins, das unter dem Titel „Liebeslieder moderner Frauen" bei Herm. Costenoble erschien. Die Auswahl dieser Sammlung ist schlecht, die Berücksichtigung der dichtenden Frauen willkürlich und ohne sichere Kenntnis des Stoffes, vor allem ohne Schätzung ihrer Bedeutung. Unter seinen siebenundzwanzig Vertreterinnen gegenwärtiger Frauenlyrik sind vierzehn Talente, die etwa mit Johanna Ambrosius in einem Namen zu nennen sind oder noch weniger können. Das gibt der Anthologie den Charakter.

Digitized by Google

Soll ich diese Zahl noch um ein Bedeutendes steigern, indem ich andre Talentlosigkeiten hinzufüge, die der Büchermarkt beschert hat, oder gar ihren Dichtungsapparat schildern? Es sind alles Talente, Talentchen, Talentlein und alles, was diese Titulatur in einer vielleicht noch lieblicher gedrechselten Verkleinerungsform für sich in Anspruch nimmt, deren Begabung einzig und allein in der Empfänglichkeit für früher geprägte Kunstwerte beruht. Es wird Handel getrieben mit einem Gefühl, oder es ist gar nur ein Gefühlchen, das gedreht und geputzt wird wie ein unmodern gewordenes Kleidungsstück, das aufgearbeitet wird, um noch einmal Staat mit ihm machen zu können. Dabei ist der Stoff in den Falten rissig geworden, und die Nähte gucken unbescheiden und aufdringlich in abgegriffenem Glanz hervor. Selbst die glättende Hand, welche die Schäden durch Zupfen und Zerren vertuschen will, vermag die Täuschung nicht glaubhaft zu machen. In den mehr oder weniger eleganten Versen wird eine Leidenschaft, die jedes Menschenleben rüttelt und aufreißt und die in ihrer Alltäglichkeit ein immer neu sich bietendes Wunder ist und sein kann, zu dem Ereignis, das die ersten und letzten Reime aus den stets schlagfertigen Saiten lockt. Das Tasten nach neuen Bildern und Beziehungen, nach eigenartigen Wendungen und Äußerungen ist bei der rezeptiven Arbeit ganz außer acht gelassen. So ist das Schalten und Walten mit dem Althergebrachten ganz gut. Das Ergebnis ist ein wenig erquickendes.

Einiges Geschick besitzen diese „Dichterinnen" in der Darstellung von Naturscenen. Aber auch hier nur so weit, als es auf eine gewisse fügsame Darstellung des Beobachteten ankommt, wobei die Farben in Ton und Wort zu schönen Schattierungen sinnig zusammengestellt werden können.

* * *

In einem Briefe aus dem Jahre 1809 an Karl Meyer äußert sich Ludwig Uhland über eine Entdeckung, die er an sich in der Bewertung der Poesie und dessen, was sie ausmacht, wahrgenommen: es scheine ihm überhaupt manches nicht Poesie zu sein, was er sonst dafür gehalten. „Das bloße Reflektieren und das Aussprechen von Gefühlen (so schön dies auch sein kann, so sehr mich die Erzeugnisse einer edlen Seele entzücken können) scheint mir nämlich nicht die eigentliche Poesie auszumachen. Schaffen soll der Dichter, Neues hervorbringen, nicht bloß leiden und das Gegebene beleuchten . . . ."

Dieses Neue, das hervorgebracht werden soll, kann einer mißdeutenden Auffassung ausgesetzt sein. Wenigstens ist es der Fall bei einer Gruppe moderner Dichterinnen, denen dies Neue soviel bedeutet als Sensation. Es ist die Sensation der Liebe mit den verschwiegenen Heimlichkeiten und Forderungen des Blutes. Bei den Bestrebungen des Weibes, seine Unabhängigkeit im sozialen Leben zu erringen, hat sich nach und nach bei einer Reihe Frauen, denen das Streben ihrer Mitschwestern wohl zu zielbewußt und zugleich zu neutral geschlechtslos erschien, ein eigenartiges Kulturideal Geltung verschafft, dessen Realisierung eher heute als morgen ersehnt wird. Den Begabungen, die zu ihrem eigenen Schaden und nicht zur Beglückung auch der vorurteilslos genießenden Leser über eine aalglatte und oft erstaunliche Vers- und Reimtechnik verfügen, lockt das Problem der Liebe immer neue und ungehörte Wendungen und Beziehungen hervor. Es ist nicht das seelische Verstehen, das Bangen und Verlangen der Psyche des einen zur Psyche des andern, sondern es ist die reine Brutalität sinnlicher Genüsse, bei denen es nur darauf ankommt, in welcher Weise sie zu verschaffen sind. Die Forderungen einer freien Liebe, wo Fesseln und Schranken von keiner Seite hemmend sich in den Weg stellen, werden mit einer Gewißheit und einer Sicherheit als Erfüllungen gegeben, die an das Dirnenhafte grenzen. Das Weib gefällt sich darin, die letzten Hüllen von seiner Keuschheit zu streifen und mit seiner Nacktheit Wucher zu treiben. Unter der kühlen weißen Mädchenhaut schreit das tobende Blut nach Gewährung und Sättigung. Die von einem großen Teil der Presse wie ein Wunder angestaunte und gepriesenste Vertreterin dieser Poesie sagt von sich selbst mit einer leisen Abschwächung: „. . . in meiner Phantasie bin ich eine Dirne. In meiner

Digitized by Google

Phantasie ist nicht eine Stelle an mir, die nicht ein brennender Mund geküßt hat! In meiner Phantasie gibt es kein Laster, das ich nicht ausgekostet bis zur Hefe! Und in Wirklichkeit? — — Ich habe nichts begangen als Gedankensünden!" Das sind die Worte, mit denen sie ihre Kunst entschuldigen will, und mit denen sie hie und da, wie die Beispiele lehren, auch tatsächlich Erfolg gehabt hat. Es soll als ein Heiligsein jenseits von Gut und Böse erscheinen und soll eine Frömmigkeit heucheln, hinter der wir schon ein halb unterdrücktes Lachen hören über die Dummheit derer, die sich übertölpeln lassen. Es ist keine Kunst, was in dieser Überhitzung der Sinne abgegeben wird, es ist keine Erlösung und keine Befreiung in ihr. Kein Aufatmen unter der Größe einer Empfindungsgewalt, kein Erfülltsein von dem Höchsten, das sich mit Schauern unserem Innersten offenbart, es ist kein leichter Aufblick zu Höhen, von denen uns Erquickung kommt. Es ist nicht Prüderie, was uns diese Versuche des Weibes negieren heißt, es ist Ekel der Ernüchterung, eine Koketterie dort zu finden und ihr Spiel mit den Dingen dort treiben zu sehen, wo dem Manne wie dem Weibe ein Heiliges aus dem Schatten blüht. Es ist kein Banausentum und nicht das Gebaren „schönheitsabholder, sinnenfeindlicher Dunkelmänner", das diese Abneigung hervorruft, sondern einzig und allein ein reifes ästhetisches Fühlen und Empfinden.

Zur Gruppe dieser Extremen gehört die Reimkünstlerin Marie Madeleine, die dilettantische Hermine von Preuschen, die ungestümer und temperamentvoller sich geberdende Else Lasker-Schüler, die gern genial sein möchte, aber nur zerfahren und von kranker Kunst ist. Zu ihnen kommt als letzte Dolorosa, die in der Liebe „Schmerzensreiche". Ihr Können ist Treibhauskultur, etwas, das nur auf äußere Reize sein Augenmerk richtet, sich dabei aufplustert, um Wohlgefallen zu erregen, und weit davon entfernt ist, auch nur in einem kleinsten Teil etwas Echtes und Großes zu geben. Ihre Sinne sind künstlich gereizt, ihre Sinnlichkeit ist forciert, ihre Ausdrucksweise von der Kränklichkeit der Romantiker. In den jüdischen Gesängen „Schare Zion" scheitert das Streben nach Einfachheit und schlichter Innigkeit, das aus Gedichten wie „Abendsegen", „Psalm 128", „Laubhütten" sprechen will, durch die Ohnmacht solcher Gefühlsmomente, wo eine scheinbare Sicherheit der Stimmungen die innerliche Schwäche, das Gekünstelte des Gegebenen nicht zu überwinden vermag und dadurch eine erhoffte und begehrte Wirkung ausbleibt.

Das war ein Neues unserer verwirrten Modernen, deren Persönlichkeitsdrang in Unehrlichkeit, deren Sehnsucht im Augenblicksrausch gipfelte und deren Wesen undeutsch und gemacht erschien.

* * *

Wo können wir nun die Worte Meister Uhlands mit Fug und Recht anwenden? Wo können wir von einer Künstlerin wahr und wahrhaftig sagen, daß sie Neues geschaffen, daß sie nicht nur Altes umgewertet, längst in irgend einer Weise Offenbares und Geoffenbartes in gangbare Münze gebracht? Irgendwo finden sich noch in der Fülle der Begabungen, die zur Wertung herangezogen werden, Schönheiten, die durch eine glückliche Wendung zu Neuem geprägt sind. Mitunter packt es einen, ohne daß man sich Rechenschaft abgeben kann über dieses Gewinnen; aber es ist da ein gewisses Fluidum, das zur Anerkennung zwingt, die bei einer langsamen Kontrolle auch bestehen kann. Da gibt es etwas Unerklärliches, das aus den Tiefen unsrer Seele aufwächst, sich gestaltet und Bedeutung verlangt und auch erhält, je intensiver eine Nachprüfung mit wachen Sinnen zur Bejahung neigt. Aus diesem Widerspiel erst wächst und festigt sich das Urteil. Je häufiger und andauernder wir den Gegenstand der Beobachtung in Augenlinie stellen, um so überzeugender und stärker stellen sich Werte dar, um deren Gründung und Ergründung wir uns mühen. Daraus mögen dann auch Urteile wachsen, die sich im Gegensatz zur Meinung der Allgemeinheit bewegen und deren Berechtigung nur in dem individuellen Verlangen ruht. Daraus sucht dann auch der Geist zur Schätzung des schöpferisch Neuen zu gelangen.

Was gilt uns so die Begabung der Anna Ritter? Ihr Können ist klein, und eng gesteckt sind ihr die Grenzen. Ein leichtes süßes Pathos, das sich zumal

Digitized by Google

in ihrem zweiten Gedichtbuch „Befreiung“ [1]) äußert, schwächt das Unmittelbare, das zu sprechen ringt. Was Anna Ritter zu sagen hat, ist ein Fühlbarmachen leichter Erlebnisse und der sich hieran anknüpfenden Reflexionen. Trotz der mannigfachen Bitternisse, die ihr das Leben bescherte, liegt ein sieghaftes Leuchten in ihren Strophen. Die Deutungen ihrer Bilder, Einfälle und Impressionen schweben in einer Rhythmik, die dem Eklektizismus eigen ist und eine Weiterführung zu ihrer Vertiefung verschmäht. Das Volksliedmäßige, das sie so gern anstrebt, wird im äußeren Gewande geschickt kopiert, ohne daß seine Schlichtheit und Innigkeit errungen wird. Ein anmutiges Hin und Her von Stimmungen, das unterstützt wird von dem weichen Tonfall geschmeidiger Verse, die dem Ohre klingen und rauschen. Bedeutend zu sein fehlt die Kraft, groß zu sein der Stil und die Ewigkeitsmomente, deren Gewißheit in die Zukunft weist aus Vergangenem und Gegenwärtigem. Anna Ritters Kunst, die so begeistert begrüßt wurde, wird langsam zerfallen. Um so schneller, je weniger die Dichterin ihr Können selbst in strenge Zucht nimmt. Fällt ihr das Werk schon zu leicht, dann gilt es ihr ein Tanz voll Anmut wohl, doch nicht voll Würde.

In der Vaterstadt.

Ich bin heute früh durch die Stadt gegangen
Und habe zu suchen angefangen . . .
Die Straßen lauf ich wohl auf und ab
Und fand doch keinen, der Antwort gab,
Wo all meine Lieben
Geblieben.

Da habe ich denn meine zitternden Fragen
Zum alten Stadttor hinaus getragen,
Und draußen fand ich sie, Grab an Grab,
Die ich vor Jahren besessen hab' —
Tief unter den Steinen
Die Meinen!

Allzu große Würde und Behäbigkeit freilich kann auch zum Schaden gereichen. Das offenbart sich in den „Gedichten“ der Adelheid Stier [1]). Das Gedankliche erdrückt in seiner Schwere die bescheidenen Regungen eines zarten und feinnervigen Gefühls, einer Seele, die sich an allem Schönen aufrichten und bejubeln kann, was der Mensch in seinem Kampf um den Götterwahn geschaffen. Mit ihren Zeilen grüßt sie unter den modernen Meistern Arnold Böcklin und Franz von Lenbach, Fritz von Uhde und Franz Stuck, Hans Thoma und Max Klinger und zeigt eine Begeisterungsfähigkeit, die sie auch die italienische Renaissance mit innigem Behagen genießen läßt. So wird ihre Reise nach Italien für sie eine Quelle ewig erneuerter, unvergänglicher Schönheitsfreude. Das Hofer-Denkmal auf dem Berge Isel, das Standbild Walters von der Vogelweide auf dem Johannisplatz in Bozen feiert sie in ihren Versen. Venedig dünkt sie ein Göttertraum, mit Platens Sonetten schwärmt sie in den „stillen Wassergassen“, kostet die Reize eines Sonnenaufgangs über die weite Lagune aus, freut sich des alten bekannten Brauches auf dem Markusplatze, gedenkt Wagners beim Anblick des Palazzo Vendramin-Calergi und träumt sich in der Sakristei von S. Maria della Salute in die Vorzeit Venedigs zurück. Das gleiche Spiel von Anregungen gibt ihr der Aufenthalt in Florenz. Was sie an Kunst und Künstlern hier kennen lernt, das sucht sie in Reimen zu verherrlichen.

Trittst du auch anfangs überlegen, —
Mensch aus dem neunzehnten Jahrhundert,
Und skeptisch solcher Kunst entgegen,
Gar bald verspürst du ihren Segen;
Verborgene Faden leis sich regen,
Die dir die Seele tief bewegen,
Daß sie nur rückhaltlos bewundert.

[1]) Verlag Cottasche Buchhandlung, Stuttgart.

Digitized by Google

So grüßt sie Donatello, Sandro Botticelli nach seinem „Magnifikat", Luca della Robbia, Lionardo da Vinci nach seinem Selbstporträt in den Uffizien zu Florenz, Michel-Angelo, Raffael Santi, Tizian, Paolo Veroneſe; dann Peter Paul Rubens, Rembrandt, van Dyk, Murillo, Albrecht Dürer, Peter Vischer. Eine stattliche Reihe von Künstlerköpfen, von denen jeder im Umfang seiner Kunst charakterisiert sein soll. Gedankensplitterchen, die teils nichts weiter sind als Anmerkungen zur Kunstgeschichte, teils nur ein panegyrisches Stammeln von der Größe des Gegenstandes abgeben. Ihre Naturgedichte sind schwerflüssig und schleppend und finden stets eine Wendung zu einem Vergleich oder einem Hinweis auf das menschliche Leben, der nicht selten erzwungen erscheint.

Dämmerung.

Kaum ist der Sonnenball entwichen,
So kommt auf leisen, weichen Sohlen
Die graue Dämmerung geschlichen,
Den Rest des Tages fortzuholen.

War er dein Glückstag, — ohn' Erbarmen
Raubt sie dir seinen letzten Schimmer;
Doch auch dem Leidenstag der Armen
Macht sie ein gnädig Ende immer.

Statt der würzigen Frische der Luft, des jagenden Flugs der Wolken, der Schatten kräftereger Bäume legt es sich auf uns wie der trockene Staub der Bibliotheken, wie das kalte Fröstеln unbewohnter oder selten betretener Räume. Manch kluges Wort findet wohl als Epigramm seine Prägung. Aber etwas Hartes und Spitzes, man könnte von einer porzellanenen Glätte ohne Wärme und Duft sprechen, sucht aus ihren Gedichten heraus Geltung und nimmt ihnen ihre Entfaltung.

Sicher gegründet trotzt die Kunst der Klara Müller-Kolberg[1]) in die Welt hinein. Wie Sturmschlag von Meereswogen braust es in ihren Gedichten, wie ein schweres Windunheil heult es in ihren Strophen und gurgelt durch ihre Zeilen. Ein Gerinne und Gerieſel, das unaufhörlich um die Dünung leckt und schmeichelt, bald tobt und droht, bald fleht und bittet, bald jubelt und lacht, bald seufzt und verflucht, ohne Unterlaß. Und über den schäumenden Kämmen der Wellen brütet das Schicksal mit großen rätselvollen Augen und wolkentriefenden Haaren. Es schätzt die Fährlichkeiten ringsum und bestimmt einem jeden Wassertropfen seinen Weg, es bietet Glück und guten Fang und späht aus nach der Vernichtung armseliger Menschen, deren Aufschrei in den Wassern erstickt. Die Dichterin kennt die strenge Unerbittlichkeit dieser Größe, der man nicht entrinnt. Aber sie entsetzte sich nicht; sie sah ihm dicht ins unergründliche Auge und trug den Kampf mit ihm in ihre stillen Stunden. In diesen Stunden brach sie die Fesseln entzwei, die sie hinderten in der freien Entwicklung und Ausnutzung ihrer Kräfte. Ihr sinnendes Sehnen, aus der Enge hinauszuziehen in die blühende Weite, auf die lärmenden Gassen und ein Mensch zu sein mit den andern, ein Kämpfer zu sein an der Seite der andern, geht endlich in Erfüllung: hinaus, nur hinaus aus aller Dumpfheit und Stumpfheit.

Aus ihren Zeilen spricht zu wiederholten Malen der jahrelang unterdrückte Lebensdrang, der nach Tätigkeit und Daseinszweck schreit, um nicht untergehen zu müssen. Und sie erringt sich dieses Leben. Ihre Gedichte sind wie Tagebuchblätter, die ihr leises Erstarken zur Selbständigkeit verfolgen mit Spruch und Lied. Leicht ist der Weg dahin nicht. Die Rosen, die am Wege stehen und deren Duft sie gierig einsaugt, tragen scharfe Dornen. Nun gibt sie sich ganz dem Strome hin, nun will sie alles auskosten, was die Erde bietet an Lust und Leid, an Schönheit und Ekel, an Gram und Seligkeit. Da ist es bald ein Taumel, dessen Stürmen sie sich mit geschlossenen Augen in zitternder Lust darbietet, bald der pfeifende Hieb der Geißel,

[1]) „Mit roten Kressen" Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain — „Sturmlieder vom Meer", Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.

Digitized by Google

der sie aufjagt mit schrecklicher Gewißheit zur grellen Wirklichkeit. Was sind die Träume, die zerfließen, die Hoffnungen, denen die Erfüllung versagt ist, die Sehnsüchte, deren Wahrheit unter Scherben liegt? Klara Müller kennt die Verzagtheit wohl, doch nicht die bissige, galligbittre Verzweiflung, wo Schutz und Friede, Seele und Streben in Zittern und Zagen Achtung, Kraft und Größe einbüßen. Die Fragen des sozialen Lebens ringt sie mit den Irrungen in ihrem Geiste durch und tastet nach einer Lösung. Aus diesem Mitleiden schuf sie das Bild der heimkehrenden Fabrikarbeiter.

Der Zukunft Krone.

Dem Mann der Arbeit — und ob er schwingt
Die Axt in der nervigen Rechten,
Und ob er das Gold aus der Erde ringt,
Aus des Bergwerks dämmernden Schächten,
Ob er lehrt und schafft und die Feder hält
Und den Meißel führt — ihm gehört die Welt,
Ihm gehört der Zukunft Krone!

Wir haben gebeugt in Fron und Joch
Den trutzigen Nacken lange —
Und heimlich glühte das Herz uns doch
Bei des Hammers ehernem Klange.
Der Schweiß, der nieder die Stirne uns rann,
Er adelt uns alle, Weib und Mann,
Und gibt uns der Zukunft Krone.

Wir wollen kein feiges, kein halbes Geschlecht,
Kein tröstendes Wort, uns zum Hohne:
Wir wollen für jeden sein heiliges Recht,
Für jegliche Arbeit, die lohne —
Und Freude, wo brennend die Träne jetzt fällt,
Und Frieden der ganzen, der seufzenden Welt —
Und dem Volke der Zukunft Krone!

Weicher als Klara Müller, mit gewissen Halbtönen und Verschleierungen ihr Wesen charakterisierend, in einem Spähen und Fassen nach dem, was zwischen den Menschen liegt wie ein unerklärliches und doch so zur Enträtselung lockendes Gespräch, ein Belastetsein mit einer Bürde des Alltages, die nur besinnlichen Leuten zu eigen zu sein pflegt, ein glückliches Lächeln über eine geruhige Lösung, die nur ein schöner Traum von Tag und Leben ist — das ist die Kunst von Hedwig Lachmann.[1])

Spaziergang.

Die Sonne steht schon tief. Wir scheiden bald.
Leis sprüht der Regen. Horch! Die Meise klagt.
Wie dunkel und verschwiegen ist der Wald!
Du hast das tiefste Wort mir nicht gesagt. —

Zwei helle Birken an der Waldeswand.
Ein Spinngewebe zwischen beiden, sieh!
Wie ist es zart von Stamm zu Stamm gespannt!
Was uns zu tiefst bewegt, wir sagen's nie. —

Fühlst du den Hauch? Ein Zittern auf dem Grund
Des Sees. Die glatte Oberfläche bebt.
Wie Schatten weht es auch um unsern Mund —
Wir haben wahrhaft nur im Traum gelebt. —

Es ist kein Sturm und Drang in ihr, der die Finger zur Faust ballt, mit einer Verwünschung auf den Lippen die Arme zum Himmel reckt und damit, strotzend von gärenden Kräften, in herrischem Wollen ein Höchstes zum Kampf herausfordern möchte. Verschwiegen knospen die Blüten ihrer Dichtung, heimlich zart fügt sie die Worte als Trägerinnen leisester Seelen. Ihre Gedichte raunen und klingen, daß man sie hineinsprechen möchte in einen weichen Sommerabend, wo die Natur im Dämmern

[1]) „Im Bilde", Gedichte und Nachdichtungen. Verlag Schuster & Löffler, Berlin.

Digitized by Google

liegt, dem Lauschenden von ihrem stillen Glück und ihrem stillen Leid vertraut und ein Verstehen fordert, das schmerzen kann. Das Warum des Unfaßbaren, das über der Menschheit steht zu immer neuem Jagen und Ermüden, läßt in ihren Versen ein zitterndes Bangen klopfen, das sie verfolgt, wohin sie ihre Augen wendet und ihr Fuß sie trägt. Im Kreise von Dunkelheit zu Dunkelheit Seefahrer um den Pol des Letzten, des Ewigen! In der Suggestion dieser Gedanken ist sie eine köstliche Phantastin, in der der Glanz und das Leuchten einer Kirchturmspitze den Wunsch weckt, den Turm zu erklettern und nach dem Gold zu haschen, das so intensiv zu ihrer Seele spricht, und die auch wieder einen Schatz von Weisheit und Glück findet in der innigen Einfachheit, mit der die Landschaft sich zu ihren Füßen breitet, wo die breiten Pflüge gleichmäßig Furchen ziehen im Ackerland und still ein enges Dasein sich Genüge baut. Zu welcher Prägnanz im Ausdruck sie ihre Kunst zu steigern weiß, davon mag ein schlichtes Gedicht Zeugnis geben.

Treu bis in den Tod.

Sie diente ihm getreu beflissen
Als Weib und Magd an fünfzig Jahr.
Sie schob ihm zu die besten Bissen,
Nahm seine kleinsten Wünsche wahr.

Sie hat zehn Kinder ihm geboren
Und hielt sie seinem Unmut fern.
Sie hat sich ganz in ihn verloren
Und ihm gehorcht als ihrem Herrn.

Nun starb er ihr. Noch lebenskräftig
Bleibt sie zurück verwaist und fremd.
Zum letztenmal für ihn geschäftig,
Bereitet sie sein Totenhemd.

Mit ihren Fingern welk und hager
Wäscht sie den kalten starren Leib
Und dient ihm an dem stillen Lager
Zum letztenmal als Magd und Weib.

Unselbständiger in der Haltung und im Ton ist Margarete Susmann.[1]) Eine leidgeschwächte Schwermut hält an der Schwelle ihrer Seele Wacht und düstert in das Genießen des Tages, in das Sinnen der Nacht. Sie wünscht sich etwas von dem Triumph eines Welterlösers, indem die Leiden, die ihre Seele litt, für ihre Schwestern und Brüder ertragen sein sollen und, sich verwandelnd, der Menschheit sanfter kühlender Tau für alle brennenden Wunden sein mögen. In dieser Melancholie trüben sich ihre Freuden und suchen doch wieder in dem Schmerz einen gewissen Ersatz des Verzichtens oder der Trübungen. So kann sich auch das Leid zum Glück wandeln und ein Mißbehagen oder eine Verbitterung die Quelle eigensten Genusses sein.

Ich wachse —
und mit mir wächst einer,
Mein Schmerz. —
Immer tiefer schlägt er Wurzel
In meinem Herzen.
Immer dunkler und gewalt'ger
Breitet er die Äste. —
Und unter den Schatten
Des mächtigen Baumes
Fließt rasch und leise
Der Bach meines Lebens.

So persönlich die Art von Klara Müller war, so leidenschaftsbewegt sie uns teilnehmen ließ an ihren inneren Erlebnissen und den Geschehnissen ihres äußeren Lebens, so tief und verschwiegen Hedwig Lachmann die Worte sprach von der Sehn-

[1]) „Mein Land", Verlag von Schuster & Löffler, Berlin.

Digitized by Google

sucht ihrer Seele, so streng schließt sich Alice Freiin von Gaudy[1]) dem Fragenden in dieser Beziehung ab. Ehe sie ein kleinstes Lichtlein in den Schacht ihrer Psyche fallen läßt und einem andern Einblick gewährt in dies geheimnisvolle Reich der Begehrungen und Entsagungen, huscht sie lieber davon, schürft in der Seele der Geschichte und der Völker oder wandert zwischen den gigantischen Trümmerhaufen historischer Ereignisse und sagenhafter Überlieferungen. Da findet sie bald hier eine Wendung, die ihrem Geist zum Sinnen Anlaß gibt, bald fesselt dort ein Steinsplitter ihre Aufmerksamkeit; hier träumt sie versunkenen Herrlichkeiten nach, dort sehnt sie sich in ihren Helden hinaus in eine leuchtende, sichere Zukunft. Sie windet dem Boten von Marathon den Ruhmeskranz und nimmt leise die Hand des blinden Homer, ihn zu dem Sitz zu leiten, da er singen wird. Von dem Entstehen der Insel Seeland sagt sie ein altes Eddamärchen und preist den Stolz und die Treue deutscher Frauen. Sie hört den letzten Seufzer Dantes in Verona und lauscht dem Verrat, der Kaiser Heinrichs VII. Tod beschwor. Dort, wo sie draußen und drinnen nach Liedern und Mären späht, will sie im Tonfall ihrer Balladen volkstümlich werden, ohne doch dies Ideal zu erreichen, z. B. in „Spinnerin". Ihre Diktion ist schwer und breit, während sie bisweilen ihre Freude findet an scharfer Kürze unter Verzicht auf jegliches Beiwerk; eine belebte Handlung, die ohne Umschweife und störende Längen direkt dem Ziele zustrebt. Da gelangt ihr Können zu einigen Balladen, die voll und wuchtig sind und die ihre Krönung finden in dem Gesang, dessen Inhalt Tod und Ende Gustavs III. von Schweden ausmacht.

Nannte Alice von Gaudy ihren Gedichtband „Lieder und Balladen", so betitelt Lulu von Strauß-Torney die Sammlung ihrer Dichtungen: „Balladen und Lieder"[2]) und will mit dieser Umstellung ihre Balladenschöpfungen in den Vordergrund rücken. Sie tut recht daran, denn in dieser Kunst liegt Kern und Erdgewachsenes. Dem alten, durch ganz Deutschland verbreiteten Volksaberglauben, nach dem beim Bau einer Burg ein Mensch, ein Kind im zarten Alter oder ein unbescholtenes Mädchen, in den Grund eingemauert werden mußte, um ihn fest zu machen, diesem Aberglauben gibt sie Gestalt in „Hertje von Horsbüll". Sie begleitet die Bauernführer auf ihrem Wege vom Kerker bis zum Henkerplatz und ist Zeuge ihres mutigen Sterbens; sie hört den letzten Fluch des Herzogs Heinrich von Braunschweig, als ihn rücklings die tückische Kugel trifft; sie triumphiert mit Judith von Kemnade über die Schar der verfolgenden Mönche, spottet dem Fluch der Kirche Hohn und lacht des Pfaffengerichtes. „Eva von Trott", „Lady Lindsays Page", „Der Pfalzgraf" sprechen den gleich gefestigten Ton, der Panzer klirrt, die Lebenslust jauchzt, die Augen blitzen, die Lippen lachen, der Haß gegen das Engende und Umengte spricht aus den Worten mit Macht und Leidenschaft hervor. Es ist kein Schöntun und kein Plärren, kein Weichsein und kein Schminken: Schärfe, Rückgrat und Selbstsicherheit. Diese Sicherheit giebt auch ihren andern Gedichten das Gepräge.

Kein Alltagsglück, das da wunschlos webt
In engumfriedeter Stille —
Ein Schicksal, das zu den Sternen hebt,
Ein Trunk aus dem Becher der Fülle!

Kein niedrig Los, das begrenzt und schlicht
Im Tal die Pfade dich leitet —
Ein Schicksal, das eherne Fesseln bricht,
Im Sturme die Seele dir weitet!

Kein ärmlich Leben, das wägt, bedenkt,
Den Vorteil ängstlich erklügelt —
Ein Schicksal, das dir das Höchste schenkt,
Dein Ich erlöst und beflügelt!

---

[1]) „Balladen und Lieder", Verlag von Otto Elsner, Berlin.
[2]) Verlag von Herm. Seemann Nachf., Leipzig.

Digitized by Google

In rauhe Verse kleidet sie, was ihr das Leben bringt an Weh und Fröhlichkeit, an Glück und Unglück. Selbst das Kleinste ist ihr wert, im Liede betrachtet zu werden, und sie lebt es noch einmal durch im seligen Schaffen. Ihr ist es ein Bedürfnis, um das sie wirbt. Die Form schmiegt sich ihr hingebend an, lockt und schmeichelt wie weiche liebkosende Hände. Doch leidet sie unter der Armut unserer Erdensprache. Sie nähert im Ausdruck das Gesagte nicht immer dem Gefühlten an; was in ihr zur Gestaltung drängt, findet nicht immer den passenden Ausgleich und die geziemende Verwertung des Wortmaterials. Das ist ein heiliges und geweihtes Kämpfen, das die Künstlerin bisweilen müde macht. Aber es wächst ihr ein Zauber aus diesem Widerstreit zwischen Realität und Idealität. Ihr Wollen ist groß, die Sehnsucht trägt sie empor. Auch dann, wenn ihr Vollbringen nicht dem Stürmen ihrer Seele zu folgen vermag.

Für die Propheten einer sogenannten Heimatkunst war Lulu von Strauß-Torney eine willkommene Künstlerin zu Lob und Ruhm. Aus den Schilderungen ihrer Heimat, den Landschaftsszenen und Naturstimmungen blickt und leuchtet hingebende Liebe zum Lande der Westfalen. Nicht minder laut und kräftig müßte dann die Poesie von Helene Voigt-Diederichs[1]) von dem Troß jenes Lagers ausgerufen werden. Wenigstens würde ihr nichts mehr schaden, als ein solches Lärmen, das auf eine Überschätzung hinauslaufen würde, deren Enttäuschung um so bitterer wäre. Ihre Begabung ist eng, wenn auch in dieser Enge von schöner Bedeutung. Das Leben zwang sie in seine Schule, ließ sie reifen unter seiner Sonne und seinen Stürmen, bis sie selbst in der glockentiefen Weihe ihres errungenen Glückes ausruht.

Wiegenlied.

Schwere weiche Tropfen sanft sich legen
Auf mein Haupt wie kühle Menschenhand.
Leise singend rinnt um mich der Regen
In den weißen wellenglatten Sand.

Muß ich regungslos dem Liede lauschen,
Weil ein stiller Ton darinnen klingt
Von des Zeitenstromes müdem Rauschen,
Das ein bäumend Herz zur Ruhe singt?

Es wird ein beruhigtes Bangen und tiefes, erlösendes Atemholen zu Frieden und Feier, aus dessen Segen und Heiligkeit heraus die Dichterin ihre Strophen bildet. In dieses wohlige Ruhen rauschen die sturmumsungenen Weiten des schluchzenden Meeres, flüstern voll Reifeglut und Sonnenzittern die goldigen Weizenschläge der Heimat, schlägt das Stampfen und Schnauben der Rosse, werden der warme Duft des Heus und all' die jubelnden Stimmen ihrer nordischen Heide getragen, die ihr die Jugend vor die Seele zaubern und das Vaterhaus. Dabei ist ihre Ausdrucksweise — von einigen Unbeholfenheiten abgesehen — trotzig wie ihr Sinn. Schartenfrei und rauh, voll Wucht und Gedrungenheit einer köstlichen Schwere, von einer duftgetränkten Farbenfreudigkeit, deren Lebhaftigkeit das Spiel gesunder Sinne ist. Da ist die Form das Ergebnis des Inhaltes, der gewonnene Ausdruck der Brennpunkt des Geltung verlangenden, die Erfüllung schöpferisch tätigen Kunstdranges. Bild und Vorstellung fließt in eins. Die Knappheit in der Formulierung des Eindrucks weckt im Leser die Phantasie zum eigenen Nachschaffen und intensiven Durcharbeiten des Gebotenen. Es ist nicht die Lyrik, deren Herz auf der Zunge liegt und bei jedem Wort ausgegeben wird als gangbare Münze, sondern eine Lyrik, zu deren Herzquell wir selber vordringen müssen. Dann erst werden wir belohnt durch einen Trunk, dessen Lieblichkeit gewürzt wird durch ein starkes, kraftvolles Heimatgefühl.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) „Unterstrom", Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

Digitized by Google

Landwirtschaftlicher Unterricht für Frauen in Rußland.

Von

M. Beßmertny.

Nachdruck verboten.

Lew Tolstoi machte an einer Stelle seines Jugendwerkes „Anna Karenina“ schon bedeutende Anspielungen, wie notwendig die Kenntnis der Haus- und Landwirtschaft für die vornehme, wie für die kleine Gutsbesitzerin sei. Gegenwärtig hat diese Überzeugung sich allgemein in Rußland Bahn gebrochen, und die Agronomie ist als ein Gebiet der weiblichen Betätigung amtlich sanktioniert worden. Im Jahre 1883 tauchten zuerst in Südrußland durch private Initiative geschaffene weibliche Landwirtschaftsschulen auf, denen solche Institute im Westen Rußlands folgten, bis die Bewegung nach Norden herüberstrahlte und in den Bildungszentren festen Boden gewann, dank der seit 1899 bestehenden „Gesellschaft zur Förderung der landwirtschaftlichen Ausbildung der Frauen“. Auf breiter wissenschaftlicher und praktischer Basis sind die weiblichen Landwirtschaftskurse 1900 in Moskau und 1902 in Petersburg gegründet und dem Ministerium der Landwirtschaft unterstellt worden. Die Hauptzweige der Landwirtschaft umfassend, verlangt das Programm eine dreijährige Lehrzeit, nach deren Beendigung die Zöglinge den Titel „Frauen-Agronom“ führen und sowohl als Gutsangestellte wie als Lehrerinnen in den verschiedenen weiblichen Landwirtschaftskursen sich betätigen können. Damit eröffnet sich ein weiter Wirkungskreis für die Frauen, da aus Sibirien und aus allen Teilen Rußlands sich fortwährend ein Strom von Bittschriften an das Ackerbauministerium ergießt, hinsichtlich der Gründung neuer Agrarschulen, die vorderhand aus Mangel an den erforderlichen Lehrkräften nur in beschränktem Maße genehmigt werden können.

In den leitenden Kreisen begrüßt man freudig die Tatsache, daß die gebildete Frau, die früher durch Leichtfertigkeit und Vergnügungslust den Mann oft von der Scholle hinweg nach der Großstadt zog, heute selbst ihr Interesse der heimischen Erde zuwendet. Hervorragende Gelehrte weisen auf die Vorteile hin, welche durch den beharrlichen Fleiß und die Nüchternheit der Frau der Landwirtschaft erwachsen können. Schon jetzt ist die Frau mit den Erfolgen ihres Fleißes stark beteiligt an dem 40 Millionen Rubel jährlich umfassenden russischen Eierexport nach dem Auslande, und aus dem ganz besonderen Arbeitsfeld der Frau erwächst die enorme Produktion der Milchwirtschaft. Es ist selbstverständlich, daß die Frau, sobald sie mit den einschlägigen Kenntnissen der rationellen Viehmast, Geflügelzucht u. s. w. erst besser vertraut sein wird, zur Hebung der Landwirtschaft im allgemeinen wesentlich beitragen kann.

Das Petersburger Institut zählt fünfundvierzig Schülerinen, die in einem Internat untergebracht sind. Neben den theoretischen, praktischen und experimentalen Stunden werden in der freien Zeit, unter Beteiligung der Lehrer wissenschaftliche Exkursionen gemacht, Mustergärten, Musterfarmen, Baumschulen und andre ähnliche landwirtschaftliche Institute besucht. Die Ferien fallen teils in den Monat August, teils in die Zeit von Mitte Dezember bis Mitte Januar. Die Petersburger Kurse zeichnen sich durch eine besonders zweckmäßige Organisation aus, die in dem gediegenen Fachmanne Professor J. A. Stebut, dem früheren Direktor der Landwirtschafts-Akademie zu Moskau, ihren Urheber hat. Sodann haben die Kurse den Vorzug, dem Kaiserlichen Botanischen Garten angeschlossen zu sein, dessen Direktor, Professor Fischer von Waldheim, zugleich der Leiter der Kurse ist.

Digitized by Google

Um dem dringenden Bedürfnis nach agronomischer Belehrung in ausgedehnterem Maße zu genügen, geht die „Gesellschaft zur Förderung der landwirtschaftlichen Ausbildung der Frauen" mit der Absicht um, im Kultusministerium dahin zu wirken, daß die Landwirtschaft als Lehrstoff in das Programm derjenigen weiblichen Mittel- und Gemeindeschulen aufgenommen werde, deren Schülermaterial vorzugsweise der Landbevölkerung angehört.

Ferner will die Gesellschaft die landwirtschaftlichen Winterkurse in Kiew und Charkow in permanente Lehrstätten verwandeln, damit das Kontingent der Landwirtschafts-Lehrerinnen und aller derjenigen, die Belehrung suchen und wegen Überfüllung der einzelnen Kurse zurückgewiesen werden, sich vergrößern könne.

Es ist kennzeichnend für das energische und hoffnungsfreudige Schaffen der Gesellschaft, daß sie bei all ihren großen Plänen und anerkennenswerten Erfolgen bis zum 1. Januar 1903 über ein bescheidenes Kapital von nur 21 647 Rubel verfügte. Allerdings hat sie beim Ackerbauministerium für fünf Jahre je 5000 Rubel Subsidien erwirkt, die zur Unterhaltung der bereits bestehenden Landwirtschaftskurse verwendet werden sollen. Die Gesellschaft zählt 398 ordentliche Mitglieder, und ihrem Vorstande gehören einflußreiche Persönlichkeiten, Mitglieder des Reichsrats und des Gelehrtenkomitees vom Ministerium der Landwirtschaft und der Kaiserlichen Domänen an.

Erwähnenswert sind noch die vor kurzem ins Leben gerufenen weiblichen Agronomkurse von Madame Gunst auf ihrem Gute „Iwanowka", ganz in der Nähe von Gatschina. Das Lehrprogramm derselben ist ein noch umfangreicheres als in den Ministerialkursen und setzt sich wie folgt zusammen:

1. Landwirtschaft auf naturwissenschaftlich-historischer Grundlage und Landvermessung — drei Stunden wöchentlich während zweier Jahre;
2. Viehzucht auf naturwissenschaftlich-historischer Grundlage mit besonderer Berücksichtigung der Milchwirtschaft, Geflügelzucht, Bienenzucht, Fischerei und Schweinezucht — vier Stunden wöchentlich zwei Jahre hindurch;
3. Gartenbau — zwei Stunden wöchentlich während eines Jahres;
4. Gemüsebau — zwei Stunden wöchentlich während eines Jahres;
5. Forstwesen — eine Stunde wöchentlich während eines Jahres;
6. Einrichtung der Landwirtschaft — drei Stunden wöchentlich während eines Jahres;
7. Buchführung, landwirtschaftliche Bauten, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte (als drei besondere Lehrgegenstände) — eine Stunde wöchentlich während eines Jahres;
8. Landwirtschaftliche Gesetzgebung — eine Stunde wöchentlich während eines Jahres;
9. Hilfeleistung und Pflege für Verwundete und Kranke — eine Stunde wöchentlich während zweier Jahre;
10. Hauswirtschaft, Zuschneiden und Nähen, die Herstellung von Konserven, und Kochen — eine Stunde wöchentlich während zweier Jahre;

Auch im Interesse der Volksgesundheit im allgemeinen und der Frauengesundheit im besonderen verspricht die schnell wachsende Bewegung zu Gunsten der landwirtschaftlichen Wirksamkeit der Frau günstige Folgen. Zeigt sie doch einen Weg, der physischen Verelendung der unbemittelten gebildeten Frau auf gesundeste Weise zu steuern! Über das Martyrium, das lerndurstige, russische junge Frauen auf sich nehmen, könnte man Bände schreiben und „die Russen hungern sich durch!" ist eine berechtigte, stehende Redensart in Berlin, Paris und Zürich, die noch weit mehr Anwendung auf die russischen Studentinnen, als auf die russischen Studenten finden dürfte. Es liegt im eigensten Interesse der russischen Regierung, diese so selten tatfreudigen und leistungsfähigen Elemente auf Posten zu stellen, wo sie an dem Gedeihen des Landes in einer auch für sie befriedigenden Weise arbeiten können.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Um gesetzliche Regelung der Verhältnisse der öffentlichen höheren Mädchenschulen,** sowie um Erlaß eines Besoldungsgesetzes für die Lehrkräfte an öffentlichen höheren Mädchenschulen haben zahlreiche Interessenten beim Abgeordnetenhause petitioniert. Die Unterrichtskommission beantragt durch den Abg. Dr. Hackenberg (nl.), diese Bittschriften der Staatsregierung als Material zu überweisen. Seitens des Kultusministeriums wurde erklärt, nach wie vor könne die Staatsregierung eine gesetzliche Regelung der Gehaltsverhältnisse in den höheren Mädchenschulen im gegenwärtigen Zeitpunkte nicht für angezeigt erachten. Die Zustände auf diesem Gebiete seien noch nicht ausreichend geklärt. Die Unterrichtsverwaltung sei bemüht, die höheren Mädchenschulen so zu ordnen, daß zunächst die öffentlichen Anstalten zu bestimmten Kategorien zusammengefaßt werden. In den staatlichen höheren Mädchenschulen seien die Gehaltsverhältnisse völlig geordnet und die Gehälter ausreichend. Dasselbe sei mit geringen Ausnahmen an den vollentwickelten Schulen der großen Städte der Fall. Wann sich auf dem Gebiete des höheren Mädchenschulwesens „die Zustände ausreichend klären" werden, darf man begierig sein zu erfahren.

* **Für die weibliche obligatorische Fortbildungsschule** scheint im preußischen Handelsministerium Stimmung zu sein. Es verlautet, daß der Handelsminister demnächst eine Konferenz von Leitern und Leiterinnen solcher Anstalten und anderen auf diesem Gebiete wirkenden Männern und Frauen zu halten beabsichtige. In dieser soll besonders die Frage ins Auge gefaßt werden, wie die Fortbildung auf kaufmännischem, gewerblichem und hauswirtschaftlichem Gebiete weiteren Kreisen der weiblichen, auf Erwerb angewiesenen Jugend zugänglich gemacht werden kann. Zunächst soll der Plan bestehen, den Fortbildungsschulzwang für Handelsgehilfinnen unter 18 Jahren mit Hilfe ortsstatutarischer Festsetzungen einzuführen.

In Freiburg i. B. hat man, dem Beispiele Mannheims folgend, durch Ortsstatut bestimmt, daß weibliche Handelsbeflissene bis zum 18. Lebensjahre die städtische Handelsschule besuchen müssen, und hat dieser deshalb eine besondere Abteilung für Mädchen angegliedert.

* **Fortbildungsschulen für Mädchen** sollen jetzt auch in den meisten Berliner Vororten errichtet werden. Die Vororte Lichtenberg, Rummelsburg und Neu-Weißensee wollen in nächster Zeit der Schaffung von Fortbildungsschulen für die erwachsene weibliche Jugend näher treten und haben bereits dieserhalb Verhandlungen eingeleitet.

* **Als ärztliche Sachverständige** wurde kürzlich von einem Berliner Landgericht in einer Strafsache wegen § 218 (Verbrechen gegen das keimende Leben) Frl. Dr. med. Springer neben 3 Gerichtsärzten geladen. Nach den vorliegenden Berichten wurden die Angeklagten hauptsächlich auf Grund des Gutachtens von Dr. Springer freigesprochen.

* **Ein Gutachten zum medizinischen Frauenstudium** hat kürzlich der Königsberger Anatom Stieda in der Wiener medizinischen Wochenschrift abgegeben. Er erklärt sich wie Prof. Waldeyer für besondere medizinische Fakultäten für Frauen. Seine Einwände gegen das gemeinsame Studium rechtfertigt er mit drei Gründen:

„1. Weil es mir in hohem Grade peinlich wäre, über den Bau des menschlichen Körpers — ohne jegliche Einschränkung — vor Frauen und Männern zu reden. 2. Weil ich es nicht für angemessen halte, daß junge, feingebildete und gesittete Mädchen und Frauen auf Schritt und Tritt in den Vorlesungen und Übungen Dinge sehen und hören, die ihr Organ und Gemüt beleidigen und ihr Schamgefühl verletzen. 3. Weil ich in dem nahen Zusammenleben von weiblichen und männlichen Personen, wie das Studium es mitbringt, mancherlei Gefahr sehe. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Sexualität — ich gebrauche absichtlich ein Fremdwort — eine sehr große Rolle spielt. Der sexuelle Gegensatz zwischen Frau und Mann ist vorhanden, man kann ihn nicht fortdisputieren: Geschlechtslose Menschen gibt es heute nicht und wird es niemals geben. Ich bin keineswegs sentimental und prüde und verlange es keineswegs, daß die Medizin studierenden

Digitized by Google

Mädchen und Frauen es sein sollen — allein, ebenso wenig wie es mir einfallen wird, in einer guten Gesellschaft, beim Tee oder Kaffee mit jungen Mädchen und Herren von sexuellen Dingen zu reden, ebenso wenig finde ich es passend, in meinen Vorlesungen vor weiblichen und männlichen Zuhörern sexuelle Angelegenheiten zu erörtern."

Diese Bedenken sind schon zu oft widerlegt, als daß wir uns an dieser Stelle damit zu beschäftigen nötig hätten. Wertvoll können unseres Erachtens nur die auf praktischer Erfahrung fußenden Urteile in dieser Angelegenheit sein. Die sind aber (vgl. Dr. Erismanns Zusammenstellung von Gutachten im Jahrg. 1899 Heft 9 u. 10) so überwiegend für das gemeinsame Studium abgegeben, daß dagegen diese apriorische Ablehnung nicht viel bedeutet — ganz abgesehen von den unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten, die dem Vorschlag des Herrn Prof. Stieda entgegenständen.

* **Zum Vereinsrecht der Frauen.** Im Anschluß an eine letzthin erfolgte Auflösung einer Versammlung von Männern und Frauen hat der bayerische Minister des Innern die Entscheidung getroffen, daß überwachenden Polizeibeamten nicht das Recht zusteht, eine Versammlung wegen der Anwesenheit von Frauen zu schließen, sondern die Entscheidung der Gerichte sei darüber herbeizuführen, ob in dem betreffenden Falle die Anwesenheit von Frauen strafbar sei oder nicht. „Nach Lage der Sache und mit Rücksicht darauf", heißt es in der Begründung, „daß die endgiltige Entscheidung der Frage, ob eine Versammlung als eine solche eines politischen Vereins zu erachten sei, den Gerichten untersteht, hätte sich der überwachende Beamte darauf beschränken können, seiner Ansicht dem Leiter der Versammlung gegenüber unter Hinweis auf die eventuelle strafgerichtliche Einschreitung entsprechenden Ausdruck zu geben. Dagegen bestand kein Anlaß, tatsächlich auf der Entfernung der zu der Versammlung erschienenen Frauen zu bestehen."

* **In den städtischen Aufsichtsrat der höheren Mädchenschule** zu Karlsruhe will der Stadtrat auf Grund einer Petition des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium zwei Frauen ernennen. Die ebenfalls nachgesuchte Berufung von Frauen in die Schulkommission wurde abgelehnt, da ihr gesetzliche Hindernisse entgegenständen. Gleichzeitig hat die ortsstatutarische Bestellung einer Lehrerinnenvertretung in der Schulkommission von Offenburg in Baden die ministerielle Genehmigung erhalten.

* **Die Gründung eines Mädchengymnasiums in Königsberg** ist vom preußischen Kultusminister abgelehnt worden.

* **Als Waisenpflegerinnen** sind 43 Frauen der Stadt Bielefeld ernannt.

* **Die Berliner Börse und die Frauen.** Eine neue Börsenordnung für die Berliner Börse hält das alte Verbot der Zulassung von Frauen aufrecht. Die Frauen stehen dabei neben minderjährigen Personen, die zahlungsunfähig oder wegen betrügerischen oder einfachen Bankrotts verurteilt sind, oder die bürgerlichen Ehrenrechte verloren haben, oder an gefährlichen körperlichen und geistigen Krankheiten leiden.

* **Zur Zulassung der Frauen zu den kaufmännischen Schiedsgerichten** nahm kürzlich die Handelskammer in Dessau und die von Posen Stellung, die letztere in zustimmendem Sinne. Die erstere erklärte sich gegen die Frauen mit folgender Begründung:

„Die ganze Frauenfrage ist noch ungeklärt und bestritten. Es erscheint uns deshalb gewagt, ihre Lösung auf diesem Gebiete zu beginnen, zumal die im Kaufmannsgewerbe angestellten weiblichen Personen in den allermeisten Fällen in ihrer fachlichen Ausbildung sehr große Lücken aufweisen, also am allerwenigsten als geeignete Vertreter ihrer Standesgenossen erscheinen können."

* **„Die Frauenemanzipation ist bekanntlich ein Erzeugnis der Entartung"** dekretiert jüngst die Staatsbürgerzeitung, „sie selbst ist Entartung". So zu lesen in einer im Ton unqualifizierbaren Kritik eines Vortrages, den kürzlich die Vorsitzende des deutsch-evangelischen Frauenbundes vor der freien kirchlich-sozialen Konferenz gehalten hat. „Nimmt man nun diesem Kinde der Entartung den zersetzenden Geist", so fährt der Autor geistvoll und liebenswürdig fort, „so bleibt eben nur noch die Geistlosigkeit". Das geht auf den deutsch-evangelischen Frauenbund und seine Vorsitzende. Nun, da die Staatsbürgerzeitung „bekanntlich" sich noch nie durch übergroße Sachlichkeit ausgezeichnet hat und „bekanntlich" auch nicht gerade an der Spitze des kulturellen Fortschritts marschiert, wird der deutsch-evangelische Frauenbund sich über ihr freundliches Interesse trösten können.

* **Über die Verwendung von Lehrerinnen** im Volksschuldienst berichtet das neue statistische Jahrbuch **der Stadt Wien** folgende Daten: In den fünf Jahren von 1896 bis 1900 ist die Zahl der Lehrerinnen für den allgemeinen Unterricht von 1425 auf 1635, also um 14,7 Prozent gestiegen; die Zahl der Lehrer Wiens hat sich im selben Zeitraum von 2400 auf 2574, also nur um 7 Prozent vergrößert. Die Prozentzahlen fallen noch günstiger aus, wenn man die Bürgerschullehrerinnen gesondert zählt; ihre Zahl ist von 136 auf 206 gestiegen, um 51 Prozent, dagegen hat die Zahl der provisorischen Lehrerinnen keine nennenswerte Steigerung erfahren. 24 Prozent der Lehrerinnen

Digitized by Google

Wiens waren im Jahre 1900 provisorisch; im Jahre 1896 betrug die Zahl der provisorischen Lehrerinnen 27 Prozent der Gesamtzahl.

* **Die beiden österreichischen Mädchengymnasien** in Wien und in Prag haben kürzlich das Recht der Abgangsprüfung erhalten.

* **Weibliche Aufseher** in österreichischen Strafanstalten anzustellen ist jüngst beschlossen worden. Die Konkurrenzausschreibung für diese Posten erfolgte im Mai.

* **Als Sekundararzt am Lemberger Landesspital** wurde Dr. Sophie von Moraczewska angestellt, als erste Frau, die einen ähnlichen Posten in Österreich bekleidet.

* **Eine Frauenkonferenz** fand in Budapest unter Ägide der ungarischen Parteileitung der internationalen Sozialdemokratie statt, die den Beschluß faßte, einen auf sozialistischer Basis stehenden Frauenverein zu gründen, dessen Aufgabe es sein wird, die ungarischen Arbeiterinnen für die wirtschaftliche und politische Organisation zu gewinnen und sie den Gewerkschaften zuzuführen. Die Beschlüsse der Konferenz sind um so bedeutsamer, als die ungarischen Arbeiterinnen bisher noch absolut nicht organisiert, also allen Ausbeutungen preisgegeben sind.

* **Polizeimatronen** bittet der Norwegische Frauenverein den Magistrat von Christiania mit der Ausübung der sittenpolizeilichen Kontrolle zu betrauen.

* Als **erste holländische Notarin** hat sich Frl. A. E. Kok, die kürzlich ihre juristische Doktorprüfung in Leiden bestand, in Rotterdam niedergelassen.

* **Ein erstes weibliches Mitglied,** Miß Irwin, eine in der schottischen Frauenbewegung bekannte Mitarbeiterin, hat die seit hundert Jahren bestehende königliche philosophische Gesellschaft von Glasgow gewählt.

* **Die World's Woman's Temperance Union** hält ihre nächste Generalversammlung unter dem Vorsitz von Lady Henry Somerset in Genf vom 9. bis 11. Juni.

* **Zum internationalen Historikerkongreß** in Rom hatte Frankreich zwei weibliche Delegierte entsandt, eine als Vertreterin der Universität Grenoble, die andere für die Universität Lille.

* **Zur Assistentin des Generalanwalts auf den Philippinen** wurde Miß Gilmore kürzlich ernannt. Die Stelle ist einer der höchsten Gerichtsposten, wie ihn ähnlich noch nie eine Frau in irgend einem Lande bekleidet hat.

Versammlungen und Vereine.

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

Am 10. Juni, dem Todestage seiner hochverehrten Führerin Auguste Schmidt, wird das Grabdenkmal enthüllt, durch das der Allgemeine Deutsche Frauenverein seiner Liebe und Dankbarkeit einen bleibenden Ausdruck sichern möchte. Die damit verbundene Feier auf dem Johannesfriedhof in Leipzig wird nachmittags 3 Uhr stattfinden. Wir laden unsere Mitgliedsvereine und alle, die sich der Verstorbenen durch die Arbeit für unsre gemeinsame Sache verbunden fühlen, herzlich dazu ein.

Der Vorstand
des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Helene Lange. Henriette Goldschmidt.
Dr. Käthe Windscheid. Johanna Brandstetter.
Helene von Forster. Marie Hecht.
Elsbeth Krukenberg. Luise Pache. Anna Schmidt.

Der rheinisch-westfälische Frauenverband,

dem z. Z. 3125 Mitglieder (25 Vereine und 80 Einzelmitglieder) angehören, hielt am 2. Mai seinen zweiten Verbandstag in Düsseldorf ab. Vorträge und Referate über Fortbildungsschulwesen (Ref. Fräulein Coulon), über eine Gartenbauschule für Mädchen in Godesberg (Ref. Frl. Hasenclever), eine landwirtschaftliche Frauenschule in Soest i. W. (Ref. Frau Brunzlow), über die Berufsorganisation der deutschen Krankenpflegerinnen (Ref. Schwester Agnes Karll, Berlin), über den Pflichtenkreis unserer Töchter (Ref. Frau Professor Krukenberg) standen auf der Tagesordnung. Frl. Dr. Castner-Marienfelde berichtete über den Gärtnerinnenberuf und die Ausbildung zu demselben. Die Vormittags-Versammlung war von etwa 200, die Nachmittags-Versammlung von 400 — 500 Personen besucht. Im Namen der Stadt begrüßte Herr Schulrat Keßler den Verband und sprach seine wärmsten Sympathien mit den Bestrebungen der Frauen aus. In den Vorstand wurden gewählt: Frau Prof. Krukenberg-Kreuznach I. Vors., Frau Konsul Hoesch-Dortmund II. Vors., Frl. Günther-Bonn, Frau Major v. Langsdorff-Köln, Frl. Elbers-Hagen i. W., Frau Kommerzienrat C. Poensgen-Düsseldorf, Frau Rechtsanwalt Dr. Mummenhoff-Bochum.

Der Deutsche Frauenverein für die Ostmarken

(Vorsitzende Frau Geheimrat von Hansemann) hat im verflossenen Sommer 29 Kinder zu mehrwöchigen Badekuren in die Kinderheilstätten zu

Digitized by Google

Inowrazlaw und Zoppot entsendet, durch seine Zweigvereine 1392 Kranke in 15 710 Tagespflegen und Pflegebesuchen und 282 Nachtpflegen unterstützt und an drei Orten die Waisenpflege betrieben. 15 Kleinkinderschulen wurden unterhalten, für Fortbildungszwecke junger Mädchen sechs Stipendien gewährt und zwölf Volksbüchereien durch Beschaffung geeigneter Bücher unterstützt. Durch seine Veranstaltungen hat der Hauptverein einen Reinertag von 11 400 Mark im Jahre 1902 gehabt. Das Vereinsvermögen einschließlich desjenigen der Zweigvereine belief sich am Jahresschlusse auf rund 50 000 Mark. An die Spitze des Vorstandes ist nach dem Tode der Frau Gräfin von Monts Frau Geheimrat von Hansemann getreten. Die Zahl der Mitglieder beträgt rund 1600 mit 16 Zweigvereinen in den Ostmarken, in welchen 23 Schwestern angestellt sind.

Der Verein zur Unterstützung und Verpflegung armer Wöchnerinnen in Berlin

besteht seit 67 Jahren und hat in diesem langen Zeitraum vielen Tausenden armer Frauen in der verhängnisvollen Zeit des Wochenbettes Stärkung und Hilfe durch nahrhafte Suppen, Milch und Kinderzeug gewährt. Was diese scheinbar so geringe Hilfe den Frauen und ihren Familien gewesen und noch ist, das bezeugen diese selbst und alle, die mit ihrer Versorgung zu tun hatten und haben, aus dankbarsten Herzen. Die Zahl der um Hilfe bittenden Frauen ist aber im Laufe der Jahre außerordentlich gewachsen (fast 6000 im Jahre 1902), während die Zahl der zahlenden Mitglieder eher ab- als zugenommen hat. Daher sind die Kräfte des Vereins fast erschöpft, und wenn es nicht gelingt, seine Einnahmen bedeutend zu vermehren, so müßte der Verein in absehbarer Zeit seine segensreiche Tätigkeit einstellen. An alle Kreise ergeht deshalb die dringende Bitte, dem humanen Verein Mittel für weitere Arbeit zuzuführen. Geldsendungen sind an die Kassenführerin Fräulein E. Koenigs, Wilhelmstr. 98 zu richten.

Der Verein „Frauenwohl" in Flensburg

(Vorsitzende: Frau Justizrat Müller) veröffentlicht seinen ersten Bericht über eine siebenjährige Tätigkeit, der von einem erfreulichen Gedeihen Zeugnis gibt. Vorträge und Versammlungen fanden rege Teilnahme, und das Interesse an den Bestrebungen des Vereins — Förderung und Hebung der Fraueninteressen in jeder Hinsicht — erhöhte sich stetig. Praktisch betätigte sich der Verein in einer Haushaltungsschule, einem Arbeitsnachweis für weibliche Personen, in der Fürsorge für die Invaliden, welche die Versicherungsgesellschaft zur Kur nach auswärts entsendet, resp. für deren Angehörige, in einer Hilfe zur Berufsausbildung für unbemittelte Mädchen und Frauen, in einer wesentlichen Beteiligung an dem Zustandekommen der Hochschulkurse und der Volksunterhaltungsabende, in der Schaffung einer Vereinsbibliothek. Seit September 1898 gehört der Verein zum „Bunde deutscher Frauenvereine".

Vorübergehende Hilfe im Haushalt.

(Abteilung des Vereins für Hausbeamtinnen unter Mitarbeit des Vereins Hauspflege, Berlin.)

Der vor fünf Jahren ins Leben gerufene Verein für Hauspflege macht es sich bekanntlich zur Aufgabe, bei Krankheitsfällen der Hausfrau, durch geeignete weibliche Hilfskräfte, armen Familien unentgeltlich beizustehen. Die große Inanspruchnahme des Vereins erweist, welche Bedeutung seinem zweckentsprechenden Vorgehen zukommt. Nun ist wiederholt und immer wiederkehrend an den Verein für Hauspflege die Aufforderung gelangt, auch in besser gestellten Familien Ersatz für die erkrankte Hausfrau, und zwar gegen Entgelt von seiten der Familie zu schaffen. Da dies den Grundsätzen des Vereins nicht entspricht, sein Wirkungskreis sich auch nicht derartig vergrößern könnte, so hat derselbe sich mit dem Verein für Hausbeamtinnen in Verbindung gesetzt und eine, aus den Vorstandsmitgliedern beider Vereine gebildete Kommission will nunmehr in vereinter Tätigkeit diesem Bedürfnis Rechnung tragen. Fräulein Merz, Siegmundshof 17, hat den Arbeitsnachweis für die „Vorübergehende Hilfe im Haushalt" übernommen. Es werden Helferinnen nachgewiesen, welche in Familien die Vertretung der Hausfrau bei deren Erkrankung, einer Reise und in ähnlichen Fällen übernehmen. Diese Helferinnen verpflichten sich, die Hausfrau in allen ihren häuslichen Leistungen zu ersetzen. Krankenpflege übernehmen sie nicht, wohl aber die Handreichungen und Dienste, denen sich auch sonst jedes weibliche Familienmitglied bei Krankheitsfällen unterzieht. Die Helferinnen haben, wenn sie den ganzen Tag beschäftigt werden, volle Beköstigung zu erhalten, und können, nach Vereinbarung, in der Familie wohnen, oder auch für bestimmte Tagesstunden eintreten. Das Honorar, von 1 Mark 50 Pfg. aufsteigend, je nach Abmachung, ist täglich zu entrichten. Ein Engagement kann auf Wochen vereinbart, im allgemeinen aber darf es von beiden Seiten täglich gelöst werden. Nach erfolgtem Engagement ist von der Familie 1 M. an den Verein zu entrichten.

Wirtschaftlich erfahrene Frauen und Mädchen, die sich vorübergehend einer derartigen Tätigkeit unterziehen wollen und gute Referenzen besitzen, können sich bei obigem Verein melden. Die Sprechstunden für beide Teile finden Dienstag und Freitag, 2—3 Uhr nachmittags, NW. Siegmundshof 17, Gartenhaus part., bei Fräulein Merz statt. Zu anderer Zeit werden schriftliche Mitteilungen ebendahin erbeten.

Frau Flora Fränkel, SW., Kleinbeerenstr. 5. Frau Professor Minna Gusserow, Charlottenburg, Uhlandstr 194a. Frau Professor Lassar, NW., Reichstags-Ufer 1. Frau Justizrat Mellien, W., Lützowstraße 66. Fräulein Merz, NW., Siegmundshof 17, Gartenhaus part. Fräulein Emilie Bernhard. Fräulein Julie Bernhard. Frau Marie Brumm. Frau Geheimrat Clara Gusserow. Frau Oberbürgermeister Kirschner. Frau Matilde Stettiner. Frau Anna Wallich.

Digitized by Google

„Sonnenzeit". Novellen von Stijn Streuvels. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Eine seltsam harte Objektivität spricht aus diesen Novellen. Hier hat nicht der reflektierende Literat gestaltet, hier berichtet ein Wegegenosse derer, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen, was er sieht und erlebt, ohne davon- und ohne hinzuzutun. Kein Fluch liegt ihm auf diesem Leben, aber auch nichts von dem sentimentalen Reiz, den der müßige Beschauer hineinzulegen liebt. Er sieht das Volk, wie es sich müht in der unmittelbarsten Abhängigkeit von der Natur, der leblosen und der eigenen. Im Sonnenbrand der Ernte, im harten Leben an der Wasserkante, im Kreislauf von Geburt, Hochzeit und Tod vollzieht sich alles, wie es muß. So liegt ein herber Reiz über den Erzählungen des jungen Vlämen, von dem wir noch Größeres zu erwarten haben dürften.

„Die Novellen der Pescara". Von Gabriele d'Annunzio. Einzig berechtigte Übertragung. Berlin 1903. S. Fischer, Verlag (geh. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark). Gabriele d'Annunzio hat einen fast nervösen Drang auf das unbarmherzig Wirkliche. All die Züge, durch die das Wirkliche mit fast schmerzender Zudringlichkeit sich den Nerven aufdrängt, in denen es seine stärksten und lebhaftesten Reizmöglichkeiten entfaltet, greift er auf mit einer Sicherheit, die auf künstlerischem Instinkt und geschultester Beobachtung zugleich beruht. Er wagt es mit den stärksten, extremsten Eindrücken. So wirkt er stets fesselnd, oft quälend, aber nie brutal, dazu ist seine Darstellung zu sensitiv, seine Psychologie zu fein, seine ganze Charakterschilderung oft auch zu wenig unmittelbar. Er erklärt seine Gestalten und reflektiert über sie häufig mit einem Anstrich von mehr wissenschaftlichem als künstlerischem Interesse, statt sie hinzustellen. Die ganze Kunst dieser grellen, keinen Zug vergessenden oder mildernden Analyse des Menschlichen, Allzumenschlichen zeigt die erste Novelle „Jungfrau Orsola"; mit einer Schärfe ohne gleichen verfolgt er das Erwachen und den Sieg der Animalität in einer Heiligen, dem asketisch lebenden alternden Mädchen, das, von tödlicher Krankheit genesend, dem mächtigen Begehren frischer Lebensinstinkte erliegt.

Die Arbeit beider Übersetzer (G. v. Sanden und M. Gagliardi) zeigt sich den Schwierigkeiten der Aufgabe durchaus gewachsen.

„Die Menschen der Ehe". Von John Henry Mackay. 2. Auflage. Preis 1,50 Mark. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Die zweite Auflage beweist, daß mancher Leser Freude an der kleinen Tendenznovelle gefunden hat. Denn um eine solche handelt es sich. „Menschen der Ehe" sind dem Verfasser zugleich „Menschen der Enge, der kleinen Zufriedenheit, der Stagnation". Ob die so geärteten Menschen ohne die Ehe wohl andere wären? Für Mackay als leidenschaftlichen Verfechter seiner These existiert diese Frage nicht; ein „freies" Paar großgewachsener Menschen ohne Ehe scheint ihm Beweis genug für seine Theorie. Das Buch ist zu leichtflüssig gehalten, als daß man sich mit dem Theoretiker Mackay ernsthaft auseinandersetzen müßte, während man dem Künstler folgt.

„Der Wald rauscht". Von Korolenko. Deutsch von M. Feofanoff. Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede. (Insel-Verlag, Leipzig 1903.) Die Sammlung enthält Erzählungen von urwüchsiger Stimmungskraft und starkem seelischen Reiz. Wundervoll ist in der Titelnovelle die ewigalte Melodie dieses Waldesrauschens erfaßt, die da oben in erhabener Einförmigkeit dahinflutet, wenn unten winzige Menschengeschlechter kommen und lachen und leiden und vergehen. Die zweite größere Novelle, „der Traum des armen Makar", erinnert an Olive Schreiners: Peter Halket. In der letzten ist die Heldin eigentlich die eisstarrende Landschaft des Lenastromes in ihrer zwingenden Großartigkeit. Das Buch atmet wieder einmal die eigentümliche elementare Kraft, die uns Kulturmenschen an der jung-russischen Dichtung immer wieder ergreift und fesselt.

„Emil Frommel". Ein biographisches Gedenkbuch von Theodor Kappstein. Preis 4 Mark. (Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.) Der großen Gemeinde, die Emil Frommel im Leben gehabt, wird hier in einem handlichen Band ein Gedenkbuch geboten, das überall die Wärme der Auffassung und die Frische der Darstellung zeigt, die nur der Mitlebende, der von Frommels ganzem Wesen im tiefsten erfaßte Schüler für seine Aufgabe mitbringen konnte. Ein schon früher erschienener Aufsatz über „Emil Frommel als Persönlichkeit" leitet das Werk ein; eine Darstellung seiner Entwicklung und Lebenstätigkeit bis zum Feierabend bildet den Hauptteil. Die liebenswerte, originelle Persönlichkeit Frommels kommt klar heraus; wir werden in seine Gedankenwerkstatt eingeführt, in seine seelsorgerische Tätigkeit, in sein rein menschliches Wirken. Und auch

Digitized by Google

die, welche Frommel nicht persönlich gekannt haben, können das Geheimnis seiner ungeheuren Volkstümlichkeit an der Hand dieser Aufzeichnungen verstehen lernen.

„Bismarcks Briefe an seine Gattin" aus dem Kriege 1870/71. Mit einem Titelbild und einem Brief-Faksimile (Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.) Die Briefe des Fürsten Bismarck an seine Frau sind bereits in einem eingehenden Artikel der „Frau" (Februarheft 1901) gewürdigt worden. Mit Bedauern hatte man in dieser Briefsammlung die Briefe aus dem Feldzug 1870/71 vermißt. Sie sind inzwischen aufgefunden und von der Verlagshandlung in dem hier vorliegenden Sonderbändchen als Ergänzung der bisherigen Auflage herausgegeben worden, zusammen mit zehn Briefen des Fürsten aus den Jahren 1867—70 und 1872—73, die im Dezember v. Js durch die „Gartenlaube" veröffentlicht worden sind. So ist denn das eigenartige Bild, das der „eiserne Kanzler" in diesen menschlich-warmen Briefen bietet, durch einige seiner wesentlichsten Züge vervollständigt.

„Wenn der Vorhang fällt". Aus der Komödie des Lebens. Roman von Jonas Lie. (4 Mark, eleg. gebd. 5 Mark. Berlin W 10, Richard Taendlers Verlag.) Anders als sonst zeigt sich in diesem Roman Jonas Lie. Statt der beschaulichen, langsam vorrückenden einheitlichen Erzählung auf dem großen Hintergrund nordischer Natur eine in dem Zeitraum von acht Tagen sich abspielende Tragikomödie mit zahlreichen Episoden und zahlreichen Helden; ihr Schauplatz ein Amerikadampfer mit allem Raffinement moderner Ansprüche. Auf diesem Dampfer spielen die Menschen ihre Rollen, verfolgen sie ihre Vorteile, brüsten sie ihr Ich, bis zu dem Moment, wo eine große Gefahr — eine Höllenmaschine soll sich an Bord befinden — ihnen die Hüllen abreißt und jeder sein innerstes Ich nach außen kehrt, zum Grauen oder zu freudigster Überraschung der andern, je nachdem. Und je nachdem sehen wir ihr Geschick sich knüpfen und lösen, als der Dampfer sicher in den Hafen steuert. Auch in dieser ihm scheinbar fernliegenden Welt bewährt Jonas Lie seine Meisterschaft als Erzähler.

„Geschlechtskrankheiten und Rechtsschutz". Betrachtungen vom ärztlichen, juristischen und ethischen Standpunkt von Dr. med Max Flesch, Frauenarzt, und Dr. jur. Ludwig Wertheimer, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M. Preis 2 Mark. (Jena, Gustav Fischer.) Der ausgesprochene Zweck des vorliegenden, im höchsten Grade zeitgemäßen Buches ist, die durch die moderne Wissenschaft über das Wesen der Geschlechtskrankheiten gewonnenen Überzeugungen für eine künftige Gesetzgebung nutzbar zu machen. Wie völlig unzureichend alle Handhaben der heute geltenden Gesetze den furchtbaren Schädigungen gegenüber sind, unter denen in erster Linie die unberührt in die Ehe tretende Frau zu leiden hat, davon muß sich jeder überzeugen, der das hier überaus sorgfältig zusammengestellte medizinische und juristische Material einer Prüfung unterzieht. Die kleine Schrift enthält sich so völlig aller Phrasen — bringt andrerseits alles Notwendige in so komprimierter Form, daß eine eingehende Besprechung im Grunde eine Wiederholung wäre. Wir können daher nur auf das dringendste die Lektüre des Buches selbst empfehlen — der billige Preis macht die Anschaffung ja leicht genug. Die Verfasser sind im übrigen scharfblickend genug, um zu erkennen, daß auch die besten Gesetze die Verseuchung der Völker nicht hindern können, wenn nicht eine edlere Auffassung des Geschlechtslebens eine gründliche Umgestaltung der herrschenden Sitten anbahnt.

„Verzeichnis der auf dem Gebiet der Frauenfrage während der Jahre 1851—1901 in Deutschland erschienenen Schriften, herausgegeben vom deutsch-evangelischen Frauenbund." Preis geb. 4,50 Mark (Hannover, Kommissionsverlag von Heinr. Feesche). Wer die Schwierigkeiten kennt, sich auf dem täglich erweiterten Gebiet der Frauenfrage zu orientieren, wird dem deutsch-evangelischen Frauenbund für das tüchtige hier geleistete Stück Arbeit dankbar sein. Wenn auch das Buch, wie das Vorwort ausdrücklich betont, weder Anspruch auf absolute Vollständigkeit, noch auf großen wissenschaftlichen Wert erhebt, so erfüllt es doch in hohem Maße, was hauptsächlich in Frage kommen dürfte: es ist praktisch überaus brauchbar. Die äußere Anordnung erleichtert das Auffinden der gewünschten Literatur nach Möglichkeit; der erste Teil des Buches gibt ein alphabetisches Verzeichnis, der zweite ein nach Gebieten geordnetes. Ein dritter Teil verzeichnet die periodischen Schriften: Berichte, Jahrbücher, Kalender, Zeitschriften. Für den, der auf dem Gebiet der Frauenfrage ernsthaft arbeiten will, ist hier eine willkommene Ergänzung zum „Handbuch der Frauenbewegung" geboten.

„Deutschland". Monatsschrift für die gesamte Kultur, herausgegeben von Graf v. Hoensbroech. (Berlin, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn.) Die im ersten Jahrgang stehende vielseitige Zeitschrift erfüllt die Aufgaben, die sie sich gestellt hat, in steigendem Maße. Aus der Mainummer heben wir besonders den Artikel des Herausgebers **„Zur Jesuitenfrage"** hervor. Graf Hoensbroech, der in bezug auf diese Frage der berufenste Wortführer des deutschen Volkes sein dürfte, entwickelt in diesem Artikel auf der breiten Grundlage genauester Kenntnisse der jesuitischen Literatur in sachlicher, überzeugendster Form alle Motive, die einen scharfen Protest gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes zur nationalen Pflicht machen.

„Straßburger Studienblätter". 12 Tafeln nach Aquarellen aus der Sammlung der Straßburger Kunstgewerbeschule. Herausgegeben von Anton Seder 1903. Preis 4 Mark. (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.) Die in Dreifarbendruck vorzüglich ausgeführten Tafeln enthalten ein Fruchtstück, eine Kalenderfüllung, Wildenten, Stillleben, Rosen und Azaleen, Blumensträuße, eine Tellerdekoration, Pfirsiche, ein Widmungsblatt, eine Umschlagdekoration. Sie sind vorzüglich geeignet, beim Zeichen- und Malunterricht in Oberklassen verwendet zu werden; ebenso werden sie dem Dilettanten zum Studium der Technik von Nutzen sein. Im übrigen sind die Kompositionen so anmutig, daß man auch eine ganz uninteressierte Freude daran haben kann.

Digitized by Google

„Die Tiere der Erde". Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere von Prof. Dr. W. Marshall. Mit mehr als 1000 Abbildungen, davon 25 Farbendrucktafeln, sämtlich nach dem Leben photographisch aufgenommen, in 50 Lieferungen zu je 60 Pfennig. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Das sowohl in bezug auf den Text wie auf die Abbildungen ausgezeichnete populäre Werk kommt, wie die bisher erschienenen Lieferungen beweisen, dem immer stärker erwachenden naturwissenschaftlichen Interesse auch breiterer Volksschichten aufs beste entgegen. Da der Preis im Verhältnis zur Gediegenheit und Fülle des Gebotenen niedrig ist, wird es sicherlich weite Verbreitung finden.

„Friedrich Spielhagen Romane" — Neue Folge. — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften à 35 Pf. Alle vierzehn Tage eine Lieferung (Verlag von L. Stackmann in Leipzig). Von der schon mehrfach empfohlenen Lieferungsausgabe der Spielhagenschen Romane erschien soeben die 11—14. Lieferung. Sie enthalten die (schon in sechster Auflage erschienene) Novelle „Zum Zeitvertreib", sowie die Anfangsbogen der Novelle „Susi" (dritte Auflage). „Zum Zeitvertreib" behandelt ein Lieblingsthema des Dichters, den Ritter vom Geist, der, ein Sohn des Volkes, als Opfer raffinierter Liebeskünste zu grunde geht. — Probehefte der Ausgabe liefert jede gute Buchhandlung.

„Pflanzenheilkunde". Pflanzen und Kräuter als Volksheilmittel. Unter besonderer Berücksichtigung der wissenschaftlichen Forschungen und ärztlichen Erfahrungen der Neuzeit nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von Ad. Alf. Michaelis. (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.) Der Verfasser bietet in einfacher Sprache, was über die Heilkräfte und -Säfte unserer einheimischen Pflanzen bekannt ist. Es sind absichtlich nur giftfreie Pflanzen und Kräuter zur Darstellung gekommen, nur solche, die in ihrer Anwendung harmlos sind und wenigstens nicht schaden, falls sie keinen Nutzen bringen. Viele vergessene oder ungenügend gewürdigte Pflanzen, wie Mauerpfeffer, Mauerraute, der knotige Braunwurz, die Sonnenblume 2c. sind hier wieder zu ihrem Recht gekommen. Auch wer nur mit botanischem Interesse an das Buch herantritt, wird mancherlei mitnehmen. Eine besondere Abteilung des Buches bildet die Abhandlung: Aconitum als Heilpflanze.

„Handbuch für Frauenbildung und Frauenberuf". Führer durch die öffentlichen und privaten Anstalten zur Ausbildung von Mädchen und Frauen in Berlin. Preis geb. 1 Mark 20 Pf. 2. Aufl. (Berlin SW., Carl Habel.) Der kleine Band, der schon nach Jahresfrist eine neue Auflage erlebt, wird vielen ein willkommener Auskunft- und Ratgeber sein. Gerade in Berlin ist es besonders schwer, eine Übersicht über die vorhandenen Ausbildungsgelegenheiten zu erhalten. Hier ist in knappem und doch hinreichend orientierendem Abriß zusammengestellt, was für Frauen in Betracht kommt auf dem Gebiete des Schulwesens, der Landwirtschaft und des Gartenbaues, in Haushaltung und Küche, Gewerbe, Industrie, Handarbeit, Handelswissenschaft, Kunst und Kunstgewerbe, Erziehung und Unterricht, Krankenpflege und Studium 2c. Besonders willkommen wird auch das Kapitel über Freistellen, Stipendien, Stiftungen und Wohlfahrtseinrichtungen für erwerbende Frauen sein.

Du isst, Du sprichst, Du atmest mit dem Mund, —
Wenn dieser gut gepflegt und kerngesund,
Dann geht Dir Speis' und Trank gedeihlich ein,
Dann wird, mit Zähnen blank und perlenfein,
Voll Klarheit, Anmut Deine Sprache sein,
Dein Atem duftig, frisch und frei und rein! —
So viel hängt ab von Deines Mundes Wohl! —
Bedenk es, Mensch, und brauch „Odol"!

Odol ist nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher dasjenige Mundwasser, welches zur Zeit den Anforderungen der Zahn-Hygiene am vollkommensten entspricht.

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

„**Anleitung zur Holzmalerei**" von Dr. F. Lahnek. 3. von Cornelius Hebing völlig umgearbeitete Auflage. Verlag von E. Haberland, Leipzig. Preis brosch. 1,50 Mark. Ein geschmackvoll ausgestattetes Büchlein, das über die Präparation der Holzgegenstände, über Farben, Konturen, Schattierung, Polieren 2c. und besonders ausführlich über die Nachahmung der Intarsia durch Malerei Auskunft erteilt.

Es kann den vielen Freunden der Holzmalerei als nützlich empfohlen werden.

„**Präparationen für den evangelischen Religionsunterricht.** 7. Band des Gesamtwerks: **Geschichte des alten Bundes**" bearbeitet von Ernst Heyn, Oberlehrer der Sophienschule in Hannover. Preis broch. 4,40 Mk.; gut gebunden 5 Mk. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich. Die schwierige Aufgabe, eine zusammenhängende, auf die biblische Wissenschaft gestützte Geschichte des alten Bundes in durchgeführten Präparationen für die Schule zu geben, hat der Verfasser mit feinem pädagogischen Takt gelöst. Er bringt nur zur Behandlung, was religiös und sittlich bildend ist, nur das, worüber die Wissenschaft so ziemlich einig ist, er vermeidet alles, was Unruhe in die Seelen der Kinder bringen könnte und sieht es als seine Hauptaufgabe an, die Liebe für die in ihrer Art einzigen Schätze der Bibel zu wecken.

In demselben Verlag ist ferner erschienen in wieder vervollkommneter Ausgabe von den „**Präparationen für den geographischen Unterricht**" von Julius Tischendorf der II. Teil: Das deutsche Vaterland. 1. Abteilung. Zwölfte und dreizehnte vermehrte Auflage. Preis broch. 2 Mark, geb. 2,40 Mark.

Kaiser-Borax SEIFE

Die beliebte **Kaiser-Borax-Seife** (mit herrlichem Veilchen-Duft) ist unübertroffen als **Verschönerungsmittel für die Haut**, macht dieselbe **zart, rein und weiss.** Preis **50 Pf.**

Vorrätig in den Niederlagen von Kaiser-Borax.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Geschlechtskrankheiten und Rechtsschutz

Betrachtungen
vom ärztlichen, juristischen und ethischen Standpunkt
von
Prof. Dr. med. Max Flesch und **Dr. jur. Ludwig Wertheimer**
Frauenarzt Rechtsanwalt
in Frankfurt am Main.
1903. Preis 2 Mark.

PENSION — VIE DE FAMILLE
NANCY, Quai de la Bataille.

Mlles Duré, Institutrices

Membres de L'ALLIANCE FRANÇAISE,
pour la propagation de la langue française.
Préparation à l'obtention du diplôme de français créé pour les étrangers.
Bonne Situation — Jardin
PRIX DE LA PENSION: 110 francs par mois (cours y compris dans la maison).
Les Institutrices peuvent aussi y passer leurs vacances.

Verein deutscher Lehrerinnen in England.

London W.
16, Wyndham Place, Bryanston Square.

Unser Verein macht es sich jetzt zur Aufgabe, in Deutschland, England und Belgien Schulen und Pensionate, Familienpensionate und Privatfamilien für Mädchen und Knaben nachzuweisen. Viele unserer eignen Mitglieder sind in Schulen und Familien der erwähnten Länder angestellt. Prospekte auf Verlangen.

Auch stehen wir in Verbindung mit einigen guten englischen Familien, die bereit sind, deutsche Damen, welche Englisch lernen wollen, als sog. paying guests bei sich aufzunehmen, und sie in ihren Kreisen einzuführen. Die Preise stellen sich in solchem Fall auf 50—60 Mk. pro Woche. Für ganz einfache Ansprüche 30—40 Mk. Tadelloses Englisch wird in allen Fällen garantiert.

Digitized by Google

Originalrezept. Pikanter Lammbraten. 6 Personen. 2 Stunden. Ein Lammbraten wird abwechselnd mit feinen Speckfäden und in feine Streifen zerteilten Sardellen gespickt, dann in die Bratpfanne in kochende Butter gelegt und unter fleißigem Begießen mit der Bratbutter und saurer Sahne und Beträufeln des Rückens mit Zitronensaft gargebraten. Wenn er weich genug ist, wird der Bratensatz losgekocht, wenn nötig, die Sauce mit etwas in kaltem Wasser klargerührtem Kraftmehl seimig gekocht und schließlich mit etwas Zitronensaft und 10 Tropfen Maggi-Würze vollendet. v. Bg.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine höhere Privat-Töchterschule in der Rheinprovinz wird zum sofortigen Antritt eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gutes Französisch Bedingung, 26—28 Stunden, nur Vormittags. Gehalt nach Leistungen 1000—1200 Mark.

2. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in der Mark wird zum 1. August eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die Mittelstufe gesucht. Gutes Englisch verlangt. 26 Stunden in Englisch, Geschichte oder Geographie und Deutsch. Gehalt 1200 bis 1300 Mark.

3. Für eine städtische Bürgerschule in kleiner Stadt Thüringens wird zum baldigen Antritt eine junge evangelische Volksschullehrerin gesucht. Nach 2 Jahren feste Anstellung. Gehalt 900 Mark und 150 Mark Wohnungszuschuß, von 4 zu 4 Jahren 100 Mark Zulage, die beiden letzten Male 50 Mark bis zum Höchstgehalt von 1500 Mark.

4. Für eine Privat-Mittelschule in kleiner Stadt der Mark wird zum 1. August eine evangelische Elementarlehrerin gesucht. 26—28 Stunden, gemischte Klassen. Gehalt 900—1000 Mark; steigt bei guten Leistungen. Viel Gelegenheit für Privatstunden am Ort.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum sofortigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Knaben von 9 Jahren, 2 Mädchen von 6 und 7 Jahren. Latein erwünscht. Gehalt 800 Mark.

2. Eine Familie auf dem Lande in Ostpreußen sucht zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 14 Jahren. Musik erwünscht, aber nicht Bedingung. Gehalt nach Übereinkommen.

3. Eine adlige Familie auf dem Lande in Ostpreußen sucht zum 1. August eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Knaben von 8 und 9 Jahren, 1 Mädchen von 6 Jahren. Musik erwünscht. Latein Bedingung. Hohes Gehalt.

4. Eine evangelische Familie in gesunder Gegend Mittelamerikas sucht zum baldigen Antritt eine erfahrene, evange-

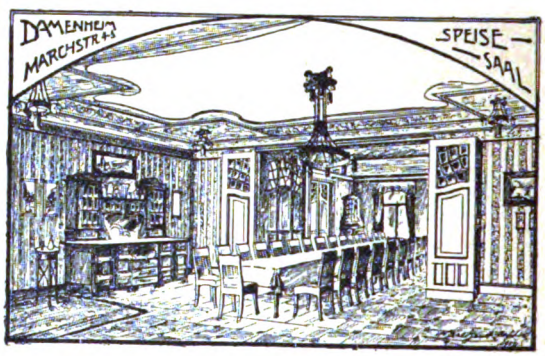
„Meienberg", Rapperswyl-Jona am Zürichsee
Sanatorium für nervenleidende & erholungsbedürftige Damen. — Prospekte durch d. dirig. Arzt:
Dr. Siglinde Stier,
vorm. Assistenzarzt an d. Laehr'schen Heilanstalt für weibl. Nerven- & Gemütskranke in Berlin-Zehlendorf, der psychiatr. Klinik in Bern & der Universitäts-Poliklinik f. Nervenkranke in Zürich. R 62 R

Sprachkranke Kinder
find. **gründl. Heilunt.** u. Pens. bei **Johanna Lenk,** Lehrerin, **Coburg.** * Vorzügl. Empfehl.

In schön gelegenem Städtchen am Rhein **Haus** und **Garten** mit vorzügl. empf.
Haushaltungs-Pensionat
(best. seit 1876) aus Gesundheitsrücks. z. Frühj. 1904 **zu verkaufen.** Off. unter **F. C.** an die Exped. der „Frau".

Gotha. **Pensionat** von **Agnes** und **Elisabeth Müller,** gepr. Schulvorsteh.
Schöne Villa m. groß. Garten; liebev. Pflege; vortreffl. Unterricht; Vorbereitg. z. preuß. Lehr.-Exam. i. d. Anstalt; Prüf.-Kommiss. i. Gotha; gepr. Paris. Lehrerin u. Engländ. i. H. — **Vorzügl.** Ref. Näh. d. Prospekt.

Damen-Wohnungen.
1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.
Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Graphologie. Ausführliche Charakterzeichnungen gegen Einsendung von 1 Mark in Briefmarken oder per P. A. u. eines Brieffragments von ungef. 20 Zeilen fertigt an Frau E. Lieder, Königsberg i. Pr., Sackheimer Kirchenstraße 11—12.

Heimat
für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Damenpensionat.
Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Dr. and Mrs. Oswald, 49 Blomfield Road, Maida Hill,
W. London, receive one or two ladies in their cheerful, musical, and intellectual family. Highest References given and required.

Paris.
In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburgpalastes finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez **Mme Pasteau. Paris VI rue, Monsieur le Prince 48.**

Jena. **Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen**
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. **F. Haft und Frau.**

Familien-Pension I. Ranges
von [2]
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Digitized by Google

lische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 3 Mädchen und 1 Knaben von 6 bis 11 Jahren. Turnen und Singen erwünscht. Verpflichtung auf 2 Jahre, Hin- und Rückreise bezahlt. Gehalt 1500—2000 Mark.

5. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum sofortigen Antritt eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 6 und 10 Jahren, 1 Knaben von 8 Jahren bis Sexta. Etwas Musik erwünscht. Gehalt 600 Mark.

6. Eine Familie auf dem Lande in Westfalen sucht zum 1. Juli oder 1. August eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 9 Jahren; 3 Knaben von 12, 10 und 8 Jahren bei den Schulaufgaben beaufsichtigen. Gehalt 800 Mark. Familienanschluß.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Grafologische Auskünfte:
(Handschriftendeutung)
einfaches Urteil . . . . . M. 1,— u. Pto.
dasselbe m. Begründung (Zeichenangabe) . . „ 2,— „ „
ausführliches Urteil . . . „ 2,— „ „
dasselbe m. Begründung „ 4,— „ „
gegen Voreinsendung des Betrages oder gegen Nachnahme zu Lasten des Empfängers. Erledigung in 2—3 Wochen.
Luise Brinckmann, Tübingen (Württbg.).

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlages

Schuster & Loeffler, Berlin,

betr. die Hauptwerke von

Malwida von Meysenbug

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Pariser Weltausstellung 1900
Von der Internationalen Jury wurden den
Singer Nähmaschinen
der
GRAND PRIX
der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.
Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.
Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.
Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.
Berlin W., Leipzigerstr. 92. * Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Vom 1. April 1903 erscheint in der Thüringischen Verlags-Anstalt Eisenach und **Leipzig**
„Wartburgstimmen"
Monatsschrift für das religiöse, künstlerische und philosophische Leben des deutschen Volkstums und die staatspädagogische Kultur der germanischen Völker.
Herausgeber: **Hans K. E. Buhmann.** — Redakteur: **E. Clausen-Eisenach.**
Verlangen Sie ein Probeheft und Ankündigungsschreiben unentgeltlich und postfrei von der **Thüringischen Verlags-Anstalt, Abt.: Eisenach.**

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

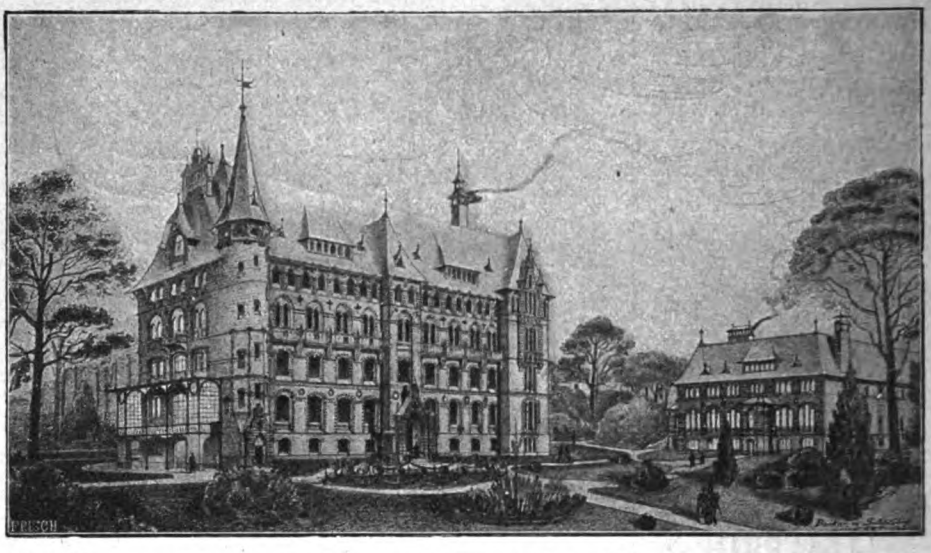
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtig... der Anst... jeden Die... für Han... von 10–12... für Han... von 11–1...

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse ...

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospe...

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse in allen Zweigen der Küche u. Haushalt... für Töchter höherer Stände... für Bürgertöchter... Kochcurse für Schulkinder... Ausbildung zur Stütze der Hau... und Dienstmädchen... Auskunft über Hau... erteilt Frl. D. Martin...

Im XVI. Jahrgange erscheint: ✲ ✲ Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses ✲ ... Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quar... und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschl... 2... Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richt...

Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berl...

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 10 Juli 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Kinderschutz und Heimarbeit.

Von

Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

Das Kinderschutzgesetz ist in der Fassung, die ihm der Reichstag gegeben hat, vom Bundesrat endgiltig genehmigt und vom Kaiser veröffentlicht worden; es tritt am 1. Januar 1904 in Kraft. Im Wege der Verordnung kann jedoch das Gesetz noch verbessert und auch noch verschlechtert werden; es ist daher nützlich, jetzt noch einmal einen Punkt zu betonen, an dem eine Verschlechterung besonders gefährlich, eine Verbesserung besonders wünschenswert wäre: ich meine die Heimarbeit.

Das Kinderschutzgesetz bestimmt, daß Kinder, die ihren Eltern oder andern nahen Verwandten bei hausindustrieller Heimarbeit helfen, unter die milderen Vorschriften fallen, die für die Beschäftigung *eigner* Kinder gelten sollen. Diejenigen Kinder, die direkt als Arbeiter eines *fremden* Arbeitgebers zu Hause in der Wohnung ihrer Eltern arbeiten, unterstehen gleichfalls den Bestimmungen, die für „eigne Kinder" vorgeschrieben werden, jedoch mit Erhöhung des Schutzalters auf zwölf Jahre: als Hilfskräfte der hausindustriell arbeitenden Eltern dürfen die Kinder schon vom zehnten, als Hilfskräfte eines fremden Arbeitgebers dürfen sie erst vom zwölften Jahre an in hausindustrieller Heimarbeit erwerbstätig sein. Diese Unterscheidung ist natürlich leicht zu umgehen: die Eltern übernehmen statt des Kindes den Auftrag und arbeiten selbst ein bißchen daran, dann sind die Kinder *ihre* Hilfskräfte und dürfen als solche schon vom zehnten Jahre an arbeiten; eine Umgehung, die um so wahrscheinlicher ist, als die Heimarbeitskinder bisher in sehr vielen Fällen schon vom sechsten, ja auch vom vierten Jahr an in die Erwerbsarbeit eingespannt wurden. Da werden die Arbeitgeber sowohl wie die Eltern sich die Kinder nicht gern bis zum zwölften Jahre nehmen lassen!

Digitized by Google

Schon hier werden die einzelnen Bundesstaaten den Absichten der Reichsgesetzgebung zu Hilfe kommen müssen. Durch landesrechtliche Gesetze oder Verordnungen wird bestimmt werden müssen, daß die Kinder nur dann als Hilfskräfte der Eltern gelten dürfen, wenn sie ausschließlich unter deren Mitarbeit, Leitung und Aufsicht beschäftigt sind. In einem Fall wie dem von der hessischen Gewerbeinspektion berichteten, wo die Mütter in einer Schachtelfabrik arbeiten und infolge des ungenügenden Lohns dieser Arbeiterinnen (für den Arbeitstag höchstens eine Mark) ihre Kinder, durch das Kinder-Fabrikarbeitsverbot aus der Fabrik vertrieben, nun zu Hause die Schachteldeckel machen, würde eine solche landesrechtliche Bestimmung klarstellen, daß solche Kinderarbeit als Arbeit für Dritte anzusehen und mithin erst vom zwölften Jahre an zu erlauben ist.

Die Bestimmungen, die die Heimarbeit betreffen, sind kurz folgende. Von denjenigen Arbeiten, die für die Kinder überhaupt verboten werden, sind sie auch als Hilfskräfte der Eltern ausgeschlossen. Unter diesen für die Kinder verbotenen Arbeiten ist nicht erwähnt die äußerst ungesunde Tabakindustrie, in der viele Tausende von Kindern hausindustriell beschäftigt werden, ja die zum Teil gerade der Kinderarbeit wegen ihre vergiftendsten Arbeitsprozesse in die Wohnungen der Arbeiter verlegt. Alle einschränkenden Bestimmungen sind sodann für die Heimarbeit milder als für die Arbeit beim Arbeitgeber. In der Fabrik ist die Kinderarbeit gänzlich verboten, in den übrigen Werkstätten dürfen die fremden Kinder nicht mehr als täglich 3 (in den Ferien 4) Stunden arbeiten; für die Arbeit zu Hause besteht diese Beschränkung nicht. Wenn beim Arbeitgeber beschäftigt, muß das Kind eine Arbeitskarte haben, die durch die Polizei wieder entzogen werden kann, wenn sich Mißstände herausstellen; vor Beginn der Beschäftigung hat der Arbeitgeber der Polizei eine schriftliche Anzeige zu machen: auch diese Bestimmungen gelten für die Heimarbeit nicht, ja selbst dann nicht, wenn das Kind nicht als Hilfskraft der Eltern, sondern eines Fremden zu Hause erwerbstätig ist. Man hat, um der Durchführbarkeit willen, nur die allereinfachsten Vorschriften auch auf die Heimarbeit ausgedehnt: die Kinder dürfen nicht weniger als zehn Jahre alt sein, sie dürfen nicht vor dem Vormittagsunterricht, nicht vor 8 Uhr früh, nicht nach 8 Uhr abends, nicht Sonntags mit Erwerbsarbeit beschäftigt werden, sie müssen mittags zwei Stunden und nach der Nachmittagsschule eine Stunde von der Erwerbsarbeit frei gelassen werden.

Es besteht somit in diesem Gesetz, zum ersten Mal, eine Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Heimarbeit; während die Fabrikgesetze, die Tabakverordnungen, die Konfektionsverordnung vor dem Familienbetrieb Halt machten und so, unbeabsichtigt, die Heimarbeit vermehrten, wagt man es nun, auch in das Verhältnis zwischen Eltern und Kinder einzugreifen — wo es unter dem Druck der ganzen industriellen Entwicklung zum Ausbeuterverhältnis geworden ist. Das ist ein erster und darum wichtiger Schritt; das ist das Große an diesem Gesetz. Außerdem ist das Verbot der Kinderarbeit des Nachts — und in zahlreichen Hausindustrie-Familien sind die Kinder jetzt halbe und ganze Nächte durch „mit besonders leichten und ihrem Alter angemessenen Arbeiten" beschäftigt — eine wertvolle Handhabe, um wenigstens gegen die ärgste Mißhandlung der Kindheit einschreiten zu können. Aber es bleibt dennoch nach wie vor die Vermehrung der Kinderarbeit in der Hausindustrie durch das Verbot der Kinderarbeit in der Fabrik; und hinzutritt die Gefahr, daß die Kinderheimarbeit auch durch die übrigen neuen Einschränkungen der Kinderarbeit (auf allen anderen

Digitized by Google

Erwerbsgebieten) wieder vermehrt werde: die Einschränkungen sind, wie erwähnt, überall schärfer, und die Kontrolle ist selbstverständlich überall leichter als in den Wohnungen der Eltern.

Und machen wir uns einmal klar, was denn durch die neuen Vorschriften an dem täglichen Arbeitsmaß der Heimarbeitskinder geändert wird. Wo die Kinder auf der Oberstufe der Volksschule wöchentlich 30, auf der Mittelstufe 24 Stunden Schule haben, bleibt es gesetzlich erlaubt, die älteren Kinder in der Heimarbeit im Durchschnitt täglich 4, die jüngeren täglich 5 Stunden zur Erwerbsarbeit anzuspannen — also ungefähr ebenso viel, als bisher! Denn 2 Stunden mittags und eine Stunde nach der Nachmittagsschule sind die einzigen vorgeschriebenen Pausen: zwischen 8 Uhr früh und 8 Uhr abends bleiben daher außer diesen Pausen und außer der Schule noch 4, ja bei den jüngeren Kindern 5 Stunden erlaubt. In all den Fällen, wo die Schule früh vor 8 beginnt, bleibt die erlaubte Erwerbsarbeitszeit umso länger; je kürzer überhaupt die tägliche Schulzeit, umso länger die tägliche Erwerbsarbeitszeit, vom Gesetz erlaubt. „Die Schule ist der beste Kinderschutz." Wo sie ganz aussetzt, in den Ferien, bleibt vom Kinderschutz in der Heimarbeit nichts als die tägliche Mittagspause von 2 Stunden: die Kinder dürfen also in den Ferien zu Hause zehn Stunden arbeiten! (Beim Arbeitgeber nur 4.) Auch können die Kinder, die erst nachmittags Schule haben, den ganzen Vormittag an die Erwerbsarbeit gesetzt werden, so daß sie — wie bisher — schlaff und abgespannt in die Schule kommen; denn nur vor dem Vormittagsunterricht ist ihre Erwerbsarbeit verboten.

Endlich seien wir uns darüber klar, daß zwar gegen gewissenlose, disziplinlose oder törichte Eltern nun eingeschritten werden kann, auch in der Heimarbeit, daß aber die Not, die aus den unglaublich niedrigen Löhnen der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen, der Arbeiterinnen überhaupt und der ungelernten Arbeiter im ganzen hervorgeht, zur Heimarbeit der Kinder drängt wie bisher, ja daß in absterbenden Industrien wie der Hausweberei ein Aufhören der Kinderüberarbeitung nicht vor dem Aufhören der unaufhaltsam niedergehenden Arbeit der Eltern zu erwarten ist: daß also mehr als alle Verbote allgemeine soziale Reformen auch die Kinderarbeit vermindern würden, denn sie würden mit der Not der Eltern die stärkste Wurzel der Kinderarbeit abschneiden.

Eine allgemeine Sozialpolitik, insbesondere eine in die Lohnfestsetzung eingreifende Reform, ist die notwendige Konsequenz des Kinderschutzgedankens. Und in denjenigen absterbenden, nur noch hinsiechenden Hausindustrien, die technisch nicht mehr lebensfähig sind, gibt es nur die eine Rettung für die Kinder: ihre Überführung in andre Berufe, sonst wächst wie die bisherigen Generationen auch die nächste in das Weberelend wieder hinein. Die Millionenstiftung eines Privaten ist dem Zweck gewidmet worden, die schlesischen Hausweberkinder zu anderer Arbeit zu erziehen; die Bundesstaaten, die die Kinder des Volks vor weiterer äußerster Degeneration bewahren wollen, werden auch ihrerseits Millionen dafür aufwenden müssen, durch Bahnbauten in die bisherigen Heimarbeitsgegenden hinauf den Ersatz solcher Hausindustrieen durch moderne Fabriken zu fördern und auch direkt, unter Ersatz des Verdienstentgangs der Kinder an die ihrem Heimarbeitselend schon unrettbar verfallenen Eltern, die Kinder zu andern Berufen ausbilden zu lassen.

In den Schlußbestimmungen des Kinderschutzgesetzes heißt es: „Die vorstehenden Bestimmungen stehen weitergehenden landesrechtlichen Beschränkungen der Beschäftigung

Digitized by Google

von Kindern in gewerblichen Betrieben nicht entgegen." Möchten die Bundesstaaten von diesem Paragraphen ausgiebigen Gebrauch machen! Und möchte auch der Bundesrat von seinem Recht zur Verstärkung des Kinderschutzgesetzes recht ausgiebigen, von seinem Recht zu dessen Aufhebung gar keinen Gebrach machen!

Der Bundesrat darf weitere ungeeignete Beschäftigungen untersagen; das Verbot, Tabak zum Entrippen in die Wohnung zu geben (dieser weitaus verderblichste Teil der Tabakarbeit geschieht in den Wohnungen, in den Schlafzimmern und Küchen, um der dabei möglichen Kinderarbeit willen!) ist wohl das am dringendsten Nötige. Der Bundesrat hat es aber auch in der Hand, nicht nur für die ersten zwei Jahre als Übergangszustand Ausnahmen auch von den geschilderten mehr als bescheidenen Bestimmungen über die Kinderheimarbeit zu gestatten, sondern dauernd für einzelne Hausindustrien „Ausnahmen von dem Verbote der Beschäftigung von Kindern unter zehn Jahren zuzulassen, sofern die Kinder mit besonders leichten und ihrem Alter angemessenen Arbeiten beschäftigt werden." Nur das Verbot der Nachtarbeit zwischen 8 Uhr abends und 8 Uhr morgens sowie die beiden Pausen bleiben unbedingt bestehen. Die Schädigung der Kinder unter zehn Jahren, die durch Schulstunden noch weniger geschützt sind, kann der Bundesrat also auch noch freigeben! Selbstverständlich wird er von den Vertretern der Industrie, die durch das Verbot der Kinderarbeit „zu Grunde gerichtet werde", um solche Ausnahmebewilligungen bestürmt werden; die Kinderarbeit wird nach wie vor als „unentbehrlich und segensreich", vor allem für die Kinder selbst, dem Bundesrat ans Herz gelegt werden. Wird der Bundesrat hellhöriger sein für diese oder für die Stimmen der Kinder?

„Besonders leichte und ihrem Alter angemessene Arbeiten" sind für die Kinder neben den Schulaufgaben alle die Arbeiten, die wir Spiele nennen, Spiele, bei denen die Seele und der Leib sich in freier Bewegung anstrengen, entwickeln, stählen, damit später auch schwere, dem Alter angemessene Arbeiten geleistet werden können, nicht aber irgend ein „leichtes" und „angemessenes" Erwerbswerk, wobei der Geist stumpf, der Körper schwach und krumm wird, Stunden und Tage an den Arbeitstisch gefesselt durch den Zwang, monatlich ein paar Pfennige oder bestenfalls ein paar Mark zu verdienen und den Ausbeutern der billigsten Arbeitskraft die Taschen zu füllen.

Eine große Organisation gibt es in Deutschland, die in ähnlichem Sinne die Kinderarbeit versteht: die Volksschullehrer. Die Lehrer und Lehrerinnen der Volksschule, vor allen der Rixdorfer Lehrer Konrad Agahd, haben durch ihre Enthüllungen ungeahnter, entsetzlicher Kinderausbeutung das Einschreiten des Reichs hervorgerufen; sie haben nicht nur im warmen kinderfreundlichen Herzen, sondern auch im Verstand, der den eigenen Vorteil bedenkt, das größte Interesse daran, daß der Kinderschutz nun auch verwirklicht wird: denn sie werden verantwortlich gemacht für die schlechten Leistungen, die in der Erwerbsüberarbeitung der Kinder ihre Ursache haben. Die Volksschullehrer sind daher die geborenen Kontrollorgane für die Durchführung des Kinderschutzgesetzes. Sie sehen, welche Kinder blaß, schläfrig, matt in die Schule kommen; sie können diese Kinder fragen, sie können durch die übrigen Kinder die Wahrheit erfahren, sie können selbst Beobachtungen und Nachforschungen anstellen. Sie können so die Tatsachen sammeln, welche den Verdacht der Nachtbeschäftigung von Kindern in der Heimarbeit begründen und damit nach § 21 des Kinderschutzgesetzes den Gewerbeinspektoren das Recht zu Nachtrevisionen in den Privatwohnungen geben. Die Schulbehörden, Lehrer und Schulärzte müssen das Anklagematerial

Digitized by Google

schaffen, auf das hin die Gewerbeinspektion dann in einem Zug eine Menge von Wohnungen nachsieht; die Gewerbeaufsichtsbeamten allein, die selbst in den Fabriken nur durchschnittlich einmal im Jahr erscheinen können, würden den ungezählten Heimarbeitswohnungen gegenüber ohne solche Unterstützung völlig ohnmächtig sein. Und mit vollem Recht hat das Kinderschutzgesetz es dem Bundesrat und den Landesregierungen freigestellt, auch andern Personen als den ohnehin überlasteten Gewerbeaufsichtsbeamten die Aufsicht über die Durchführung des Kinderschutzes zu übertragen; in erster Linie scheinen mir da die Lehrer und Lehrerinnen in Betracht zu kommen. Doch wird es des Zusammenwirkens der Armenbehörden, der Geistlichen, der Gemeindeschwestern, der gemeinnützigen Vereine aller Art, der Polizei und aller einzelnen Kinderfreunde bedürfen, wenn das Gesetz der Heimarbeit gegenüber nicht nur auf dem Papier stehen soll.

Ganz besonders scheint es mir eine echt mütterliche Frauenaufgabe zu sein, über die Durchführung des Kinderschutzes zu wachen; solange nicht amtliche, mit Frauen zu besetzende Stellen für diesen Dienst geschaffen werden, müssen die Frauenvereine das übernehmen, so zugleich die Frauen ausbildend, die das später als Berufsarbeit ausüben können. Einen kundigen Führer braucht man allerdings zu dieser Arbeit; denn das neue Gesetz ist ein Labyrinth, unverständlich und verwickelt, so daß selbst der Kundige sich schwer darin zurechtfindet. Konrad Agahd, im gewissen Sinn der Vater des Gesetzes, wenn auch nicht verantwortlich dafür, was die gesetzgebenden Faktoren daraus gemacht haben, hat sich ein besonderes Verdienst erworben durch Ausarbeitung eines Kommentars, der unter dem Titel „Gesetz, betreffend Kinderarbeit. Mit Erläuterungen und Vorschlägen zur Durchführung" dieser Tage bei Gustav Fischer in Jena erschienen ist.[1]) Möchte es mit Hilfe dieses Leitfadens gelingen, das Gesetz so zu verwerten, daß es nur Nutzen und keinen Schaden stiftet. Die Gefahr, daß die durch den Kinderschutz arbeitslos werdenden Kinder es in der Heimarbeit schlimmer haben als vorher beim Arbeitgeber, darf nicht dahin führen, daß man dem bisherigen Arbeitgeber gegenüber ein Auge zudrückt, weil er die Kinder sonst entläßt, sondern muß dadurch beseitigt werden, daß man auch in die Heimarbeit energisch eingreift.

[1]) Auch der Schulmann und Abgeordnete Dr. Zwick hat soeben eine Schrift „Das Kinderschutzgesetz" (Berlin, Otto Liebmann) veröffentlicht.

Nacht.

Übers Moor mit leisem Schritt
Kommt eine blasse, blasse Frau;
Ihr Mantel schleift im Schwebeschritt,
In Ihrem Schwarzhaar hängt der Tau.
Die Arme zieh'n der Wolken Heer
Vereint zu einer finstern Wand,
Sie steigt herauf, sie neigt sich schwer,
Und dunkel wird es über Land.

Luise Lüdemann.

Digitized by Google

Deutsche Frauenlyrik der Gegenwart.

Von

Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 563 und Schluß.)

In einer Zeit, als das Überbrettl seine ausschließliche Herrschaft über unsere Litteratur geltend machte, und die Künstler, übermüdet vom dauernden Ringen und erfreut über die endliche Rast der Kunst, sich in leichten Späßen überboten, erschien die Gabe einer Künstlerin, bei der die Tiefe und der Ernst der Begabung so seltsam abstach gegen die Harlekiniade ringsum. Agnes Miegels „Gedichte“ [1]) traten nicht mit dem Pathos auf, das in jenen Tagen verlangt wurde, auch stand kein Freiherr von Wolzogen Pate bei dem Erscheinen ihrer Musenkinder, um mit dem nötigen Nachdruck von der Bühne herab ihren Ruhm zu verkünden. Im Gegenteil, es war ein ganz stilles Geburtstagsfest. Den Namen Agnes Miegels hatte man vorher in keiner Zeitschrift gefunden; es war unmöglich, von einer Beobachtung ihrer Entwicklung zu sprechen oder solcher Momente zu gedenken, als die Künstlerin in dem kleinen Bande ihrer Gedichte ein so sicheres und reifes Bild ihrer Persönlichkeit gab. Zu den allerersten Liedern, die sie heimlich in alte Hefte schrieb, trieb sie ihr Kinderleid. Die Sehnsucht ihrer zwanzig Jahre, von der sie so scheu und doch so gern spricht, stellt neben das Leid die Lust und das Lachen, wie sie's gerade findet. Dieser schöne Ausgleich der Empfindungen gibt der Sammlung eine heitere, leuchtende Ruhe, eine stolze, feste Sicherheit, eine freie, ungetrübte Klarheit. Daher sehen wir ihre Augen nicht voll Tränen, hören wir ihre Stimme nicht schluchzen und nicht kreischen, als der erste Schmerz der Liebe ihre Brust durchwühlt; daher hören wir keinen Fluch von ihren Lippen, als das Leben ihr die ersten Enttäuschungen bringt. Ihr Wesen ist wurzelecht und ihre Seele stark zum Leben. Aus dieser Kraft heraus bändigt sie die Leidenschaft ihrer Liebe, faltet sie die Hände zum Gebet für ihren Liebsten, wünscht sie bei ihrer Seligkeit, „daß er stirbt, wenn er ein' andre freit“, und möchte ihm doch wieder weit entgegen gehen, ja: „mit schnellen Schritten durch das dunkle Tal des Todes gehn, wüßte ich es nur, ich würde drüben dich und deine Augen wiedersehn.“ Ihre Landschaftsbilder sind wie feine Pastelle, auf denen die Farbe liegt wie der bunte Staub auf Schmetterlingsflügeln. Duftig und reich in der Tönung zeichnet sie die Stimmungen ihres Ostseestrandes im heimlichen Abendgrauen, in satter Mittagsstille, in rosiger Morgenfrühe; sie kennt die Sagen ihrer Heimat, hält den Atem an, wenn die Roggenmuhme dicht an ihr vorübergeht, lauscht mit klopfender Brust dem Kampf der alten Preußengötter hoch in den Lüften, wenn die Mainächte kühl ihren Bogen gen Himmel wölben; der Frühherbst wie der Spätsommer weiß ihre Liebe zu wecken, den weichen Lauten des Abends und der hellen Nächte gibt sie Sprache, und die Wunder der Natur finden ein Echo in ihrer Seele.

Spätsommer.

Ich gehe still entlang das Stoppelfeld,
Die Grillen singen und die wilden Bienen,
Spätsommerglut vergoldet meine Welt,
Und stark und süßlich duften die Lupinen.

[1]) Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart.

Digitized by Google

Das Storchennest am nahen Nachbarhaus
Steht leer und ledig schon seit gestern Morgen,
Kein Kind geht ährenlesend mehr hinaus,
Die allerletzten Garben sind geborgen.

Zum letztenmal mit dunkelblauem Blick
Sieht noch der Sommer her von unserm Strande, —
Und meine alte Sehnsucht kehrt zurück,
Als blühten Rosen noch im ganzen Lande.

Die stille Hoheit ihrer Verse und die zuversichtliche Gewißheit, mit der ihr Auge beobachtet und ihr Sinn die Vorgänge umspannt, unterstützen ihre Begabung in der schöpferischen Gestaltung von Balladen. Die Stoffe hierzu nimmt die Dichterin teils aus der englischen Geschichte, wo die bitteren Lose Anna Bullens, Mary Stuarts, Madeleine Bothwells ihr Mitgefühl erwecken, teils aus Sage und Geschichte der deutschen Vergangenheit, vor allem ihrer pommerschen Heimat, wie in der Totenklage „Herzog Samo"; oder aber der Märchenschatz fremder Länder und Kulturen öffnet sich ihr: die „üppige und wunderschöne" Ys, die stolze Herrin der Bretagne, prangend in der Pracht der Silbertore und ihr rätselvoller Untergang; Aphrodite, da sie auf ihrem abendlichen Gang Jesus begegnet; Maria von Magdala im Brand ihrer Sünden. Am unerbittlichsten reckt sich ihre Kunst in „Peter Harden" zur Reife und Vollendung: Peter Harden hat Jahr für Jahr Reichtümer gerafft und dabei ganz seine Tochter vernachlässigt, die früh mutterlos bösen Leidenschaften frönt, von Stufe zu Stufe sinkt in ihrem Dirnentum und schamlos die Ehre ihres Vaters, des geachteten Ratsherrn, besudelt. Peter Harden ist ein später, aber furchtbarer Rächer seiner Schmach. Zur Mitternacht brennt er sein großes, reiches Haus nieder, in dem die Tochter mit seinen Dienern buhlt. Dann klagt er sich streng und scharf vor dem Senate an. Die Kunst Agnes Miegels ist frisch und unmittelbar in ihrer Wirkung, voll neuer Wendungen und mannigfachster Beziehungen, lebensfröhlich und voll tiefer Innigkeit.

Die Beurteilung, die Maria Janitschek weniger unter dem Troß der Kritiker erhalten hat, als vielmehr von den zünftigen Literarhistorikern, denen es darauf ankommt, ihre Eindrücke zu kristallisieren und in dieser Kristallisation einer Mit- und Nachwelt zu überliefern, die bei dem immerwährenden Andrängen der neuen Erscheinungen nicht mehr die Möglichkeit hat, im eigenen Studium die Persönlichkeit eines Künstlers kennen zu lernen, sondern mit dem Apparat mehr oder minder festgelegter Werturteile operieren muß — die Beurteilung der Janitschek ist größtenteils hart, nicht selten widersprechend. Den einen erscheint sie als Dilettantin, den anderen als Genie; der extremen, wohl gar dekadenten Richtung unserer Literatur wird sie mit Vorliebe zugewiesen. Das Problem, mit dem die Kunst der Maria Janitschek sich beschäftigt, das sie meistern will, ist der Mensch in seinem Verhältnis zur Welt und in seinem Verhältnis zur Gottheit. Ernste philosophische Fragen werden von ihr in erster Linie in ihren Gedichten behandelt. Doch die Künstlerin selbst vermag sich nicht zu einer eigenen Weltanschauung durchzuringen, sie steht nicht über dem Leben und seinen treibenden Mächten, sondern wird von seinem Strudel fast ohne Halt und Zutrauen hin und her geworfen. Es ist, als ob für sie das „Alles fließt" des Heraklit neue Bedeutung gewonnen hätte. Jedes Wollen der Menschheit spiegelt sich in ihren Gedichten wieder und mit gleicher Deutlichkeit jedes Mißlingen. Mit Glut und Sinnenlust packt sie den Vorwurf, in Erfahrungsreife und Phantasiefülle gestaltet sie ihn aus. Oft herb, zerstückelt und unfertig, als ob der Stoff zu spröde sei zur Behandlung und stets versucht habe, sich der bildenden Hand der Künstlerin zu entwinden; dann wieder rauschtrunken und von einem blühenden Farbenreichtum, als wollte die Pracht von Wort und Laut kein Ende nehmen. Dabei weiß sie treffend zu charakterisieren, gibt mit ein paar Strichen ein fertiges Bild, rundet Form und Inhalt ab zu einem plastischen Hervortreten, zeigt dann wieder in einzelnen Gedichten eine saloppe Abgerissenheit, bei der man allerdings versucht ist, eine dilettantische Note herauszulesen. Bisweilen trübt sie durch leise Geschmacklosigkeiten ein sonst feines,

Digitized by Google

geschlossenes Kunstwerk. Dort, wo sie alle Schlacken im äußersten Ringen von der Dichtung streifte, findet sie den Ausdruck reicher Vollkommenheit.

Mädchenfrage.

Als Kind hab' ich oft geweint,
Wußt' nicht, warum,
Nun muß ich oft heimlich lachen,
Weiß nicht, warum.

Es greift in meine Saiten
Eine rätselhafte Hand,
Ein Fremdes will' mich leiten
In ein unbekanntes Land.

Seltsam wunderliche Gedanken,
Die mein Wort nicht nennen kann,
Bau'n um mich purpurne Schranken
Und halten mich in Zauber und Bann.

Ich fasse dich nicht, o Leben,
Weiß nicht, was wir beide sind,
Weiß nicht, wohin wir streben,
Wo ich mein Ziel wohl find'.

Als Kind hab' ich oft geweint,
Wußt' nicht, warum . . .
Nun muß ich oft heimlich lachen,
Weiß nicht, warum.

Dort, wo Maria Janitschek eine leichte Flattrigkeit niederzwingt, steht hinter ihren Werken eine große Anschauungskraft, die sich in Schönheit offenbart.

Dem Volksstamme nach mit ihr verwandt, in dem Suchen und in der Erfüllung ihrer Ideale aber anderen Wegen folgend, bietet Marie Eugenie delle Grazie eine Individualität von weit größerem künstlerischen Gepräge dar. Außer mehreren erfolgreichen Dramen und Novellen schuf sie ein Epos „Robespierre" und zwei Bände Gedichte.[1]) Wo M. Janitschek die Leidenschaft auch in der Form zügellos hinstellte, dämpft delle Grazie sie durch ein edles Maß, durch ein leises, aber deutliches Zurückhalten. Es könnte gewissermaßen Verschlossenheit genannt werden, wenn dieses Wort bei Lyrik überhaupt anwendbar ist. So gelingen ihr in ihrer Kunst nicht dort die schönsten Werke, wo sie die Empfindungen und Gefühle ihrer seelischen Verschwiegenheiten in die marmorne Form ihrer Versmaße gießt, sondern, hingezogen zum italischen Wesen, widmet sie ihre Kraft und ihr Können in feinen Stimmungen und in geschmeidiger Fügung dem Lande ihrer Sehnsucht. Rom, das „hohe Lied der Weltgeschichte", ist ihr ein steinernes Buch, eine stolze Marmorchronik, in der sie ohne Unterlaß blättern und lesen möchte. Die Kämpfe, die schönsten Lügen, die herbe Majestät der Wahrheit voll Weltleid und voll Weltgedanken, die in dieser Stadt begründet liegen, sollen durch ihre Lieder wie durch Vignetten umrankt werden. Aus den Trümmern des Palatin, aus den Ruinen und den gestürzten Hermen lockt sie die Stimmen ruhmreichster Vergangenheit, lebt und liebt den Spuk des Zerfallenen mit dem Zauber seiner Erscheinungen, wie er ihr mächtig im Kolosseum entgegenweht. Zwischendurch erfreut sie sich mit neckischen Geberden an dem Durcheinander des modernen Straßenlebens, schildert in den breiten, auch humorvollen Strichen einer Kohlezeichnung ein Geschichtlein zu dem Motto: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich". Sie pilgert nach San Onofrio, um jene Stätten zu besuchen, die durch Tassos Namen geweiht sind. Unter den Kunstschätzen Roms findet sie bald Lieblinge, die sie für sich im Gedichte festhalten will: Guercinos Sant Agnese, Guido Renis Beatrice Cenci u. a. Daß der Apoll von Belvedere, der Zeus von Otricoli und Moses von Michel Angelo auch in diese Reihe zu stellen sind, das kann gar nicht zweifelhaft sein und auch nicht wunder nehmen. Was ihr Rom war, wird ihr Neapel, Pompeji, Sorrent und Capri. Überall wird ihr die Gegenwart reicher durch die Vergangenheit. Treffend und sicher gelingt es der Künstlerin, jeder Stadt und jedem Flecken die Eigenart in seiner landschaftlichen Physiognomie zu lassen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ihre Charakterisierung ist wuchtig und genau, jedoch niemals von einer bleiernen Schwere, die uns z. B. bei Adelheid Stier auffiel. Voll Effekt ist die Anwendung ihrer Rhythmik in den Gedichten aus Rom und Neapel. Dort eine gestillte

[1]) „Italische Vignetten" 1892 — „Gedichte" 4. Aufl. 1902. Beide Werke im Verlage von Breitkopf und Härtel, Leipzig.

Digitized by Google

Erhabenheit, ruhige Formenschöne, ein fast gravitätisches Einherschreiten, hier unruhvoll gezähmt in freien Versen voll üppigen Wohllautes der Sprache, Lärm, Hast und Treiben Neapels umschließend; es ist der Boden, der zittert unter den Donnerstößen des Vesuv und dessen Flanken das Meer leckt.

Von ihrer Heimat singen die Gedichtzyklen „Chardas" und „Zigeunermusik". Das Schicksal, dessen Größe sie in Italien aus den Stätten von Schutt und Asche herauswachsen sah, bannt sie auch hier in Schwermut, die mitunter in galliger Bitterkeit das Leben höhnt in seiner Nichtigkeit. Chopins Musik ist ihr vertraut und lieb.

Nicht als ihr schönstes, wohl aber als ein ihre Art bezeichnendes Gedicht führe ich folgendes an:

Campagna-Gewitter.

Auf Wolken schwer und finster
Jagt der Scirocco ins Land;
Schwül duftet um mich der Ginster
Im brennenden Heidesand.

Vom Leuchten ferner Gewitter
Ein Schimmer herüberzuckt —
Starr wächst in das fahle Gezitter
Der alte Aquädukt.

Und plötzlich hör' ich's gellen
Ins schweigende Land hinaus —
Das sind nicht des Sturmes Wellen,
So naht einer Schlacht Gebraus!

Die ehernen Tuben schreien,
Die Kämpfer brüllen auf,
In schemenhaften Reihen
Umwogt es mich zu Hauf.

Und über den irren Klängen
Und der rasenden Kämpferschar
Schwebt, den Sieg in gierigen Fängen,
Der gold'ne Römerar!

Ich seh' ihn kreisen — jetzt schnellt er
Herab — da wach' ich auf:
Der lodernde Blitz, dort fällt er,
Der Donner wirft sich drauf;

Die Erde dampft, es erzittert
Im Nachhall leis' die Luft,
Wo der Tod herabgewittert,
Qualmt süßer Weihrauchduft . . .

Und wie die Flöre sich heben,
Seh' in weißem Wolkengewand
Ich Cäsars Schatten schweben
Über sein heiliges Land!

In dem gleichen Maße wie Marie Eugenie delle Grazie in Italien das Land ihrer Sehnsucht sieht, unter seiner Sonne zu neuem Leben erwacht und aus seiner Geschichte und Überlieferung dauernde Anregungen ihrer Kraft entnimmt, so bekennt Isolde Kurz[1]) Griechenland mit freudigem Stolz als die Heimat ihrer Meister und Lehrer.

Mein Hellas, Jugendland! — — —
— — mir verwachsen mit lebendigen Banden,
— — — — — — — — — — — — —
In deinem Boden wurzelt all mein Wesen
An deinen starken Brüsten zogst du mich
Und lehrtest am Homer mich lesen. (Aus der Kindheit.)

Dem Studium der Alten verdankt sie die Form, die sich breit und prächtig wendet wie ein ionisches Schleppgewand, aus dessen Falten wundervolle Reize sprechen im Spiel von Licht und Schatten. Sauber und rein geschliffen, ohne Ecken und Kanten, doch auch ohne jene Glätte, die wie poliert und seelenlos erscheint. Duft und Wärme liegt über ihrer Kunst, eine seltene Fülle in der Tongebung zeichnet ihre Gedichte aus. Bilder aus der griechischen Götter- und Heldensage durchziehen ihre Vorstellungen, ihnen baut sie Altäre, mit jener Schmerz und Leid durchsetzt sie den eigenen und leidet doppelt. Die innigste Gestaltung gewinnt ihr Schmerz in dem „Asphodill" bezeichneten Liederzyklus, der dem Andenken ihres früh gestorbenen Verlobten gewidmet ist. Träume, Stimmungen, Gedanken, die sein Grab, sein Tod und die Erinnerung an ihr lichtvolles Glück wachrufen. Und in dem Maße, wie sie dieses Erlebnis in seiner Innerlichkeit durch die Formung aus sich herausstellt, gewinnt sie ein seelisches Gleichgewicht, das ihr auch ein ganz feines neckisches Lachen um die Augen zaubert. Isolde Kurz hat leisen, geistesfrischen Humor, der wie Perlen glänzt.

[1]) „Gedichte". III. Aufl., Verlag Hermann Seemann Nachf., Leipzig.

Digitized by Google

Aus „Beichte", „Hasenfuß", „Am jüngsten Tag" spricht er deutlich zu uns, in der gemütvollen Art, mit der sie in behaglicher Breite vom „Weltgericht" erzählt, äußert er sich in anderer Weise. Das Landschaftliche ihrer Dichtungen umkleidet sie mit lieblichem Farbenschmelz und findet voll Glück treffliche Bilder. So besonders stark an innerem Gehalt die beiden ersten Strophen von „Nächtliche Meerfahrt". In dem Gedicht „Frühlingsweihe" sagt die Dichterin selbst: „Ich bin nur ein Auge, das späht und wacht, ich bin nur ein lauschendes Ohr." Sie vertieft jedes Erschaute und Erlauschte zu einem Erlebnis. Doch die Liebe, die sie den Griechen zuwendet, läßt sie die deutsche Heimat nicht vergessen. Davon gibt eine ausgezeichnete Ballade Kenntnis:

Die Hochzeit in der Mühle.

Der Mühlbach stürzt mit Brausen,
Er gibt nicht Rast noch Ruh,
Und alle Räder sausen
Im raschen Takt dazu.
Mahle, wer da mahlen mag
Diesem filzigen Geschlechte!
Heut ist Meisters Hochzeitstag,
Stellt das Rad, ihr Müllerknechte!

Aus blauer Höhe zittert
Der Hochzeitsglocken Klang,
Und in der Tiefe schüttert
Das Werk mit Donnergang.
Seht, am Rad, daß Gott erbarm'!
Fängt sich langes Haargeflechte,
Aus dem Wasser taucht ein Arm —
Stellt das Rad, ihr Müllerknechte!

O Röslein schön vom Bühle,
Wie hängt dein Haupt verblaßt!
Du kamst wohl nach der Mühle
Als ungeladner Gast.
Nun zur Hochzeitkammer dort
Tragt die bleiche Braut, die Rechte.
Seht, so hält der Meister Wort!
Stellt das Rad, ihr Müllerknechte!

Wohl mag das Blut gerinnen
Der bleichen Müllersbraut,
Wenn sie auf Flaum und Linnen
Den stummen Gast erschaut.
Wer wird unterm Schwarm sein,
Der der Toten Ehr' verfechte?
Einer war in Treuen dein —
Stellt das Rad, ihr Müllerknechte!

Das Werk ist still für immer,
Den Müller traf der Stahl,
Die Mühle fällt in Trümmer,
Verrufen ist das Tal.
Nur so oft das Jahr sich füllt,
Stöhnt und wimmert's durch die Nächte
Und das Mühlwerk saust und schrillt —
Stellt das Rad, ihr Müllerknechte!

Wie Isolde Kurz den unendlichen Überfluß, den die Erde verschüttet, in der Schüssel ihres Geistes und ihrer Kunst auffangen möchte, auch in dem Bewußtsein, daß die Schüssel flach und winzig ist, so gilt es auch für Ricarda Huch[1]) als das Höchste, dies Wenige, das die Vertiefung fängt, zum Unermeßlichen zu steigern und in ihm das Feuer der Ewigkeit zu wecken. Auf diesem Wollen baut sie ihren Apoll geweihten Tempel auf. An seiner Giebelseite stehen die Worte: Dem Leben und der Schönheit!

Stark und lebensfähig! Das ist der Grundton ihrer Sehnsucht. Darum liebt sie Helden, deren Stirn hart und deren Sinn hoch ist: Peter der Große, der nach friedlichen Erfolgen dürstet und seufzt unter dem Druck menschlicher Beschränktheit und irdischer Unzulänglichkeit; Salomo, der in seiner Jugend und in seinen Mannesjahren um die Erfüllung des Höchsten ringt und dessen Weisheitsschluß ein „Alles ist eitel" bleibt; Camoes, dessen Leben ärgste Qual und bittres Darben und doch ein herrlicher Stolz war; Columbus, der die Meere bezwang; der tapfere Winkelried, der göttergewaltige Phidias. In allen sprüht eine Lust zum Schaffen, eine Lust zum Leben, eine Lust zum Kämpfen, Ringen und zum Sterben — mit lächelnden Lippen. In ihnen lebt die frische Größe, die sie in jedem Menschen sucht. Sie trägt in sich ein Entzücken an einem Freimachen und Freiwerden schlummernder Kräfte. Liebt es in andern und liebt es in sich selbst. Nur dann, wenn ihre Arme straff sich spannen,

[1]) „Gedichte". Verlag H. Haessel, Leipzig.

Digitized by Google

wenn ihre Augen fest auf ein Ziel gerichtet sind und der Gedanke zur Tat drängt und wird, dann erst fühlt sie das Dasein in seinem Wert. Eine ganze Reihe ihrer Gedichte geben davon Zeugnis. Ein Greifen nach der Fülle und ein Trotz des Erringens: alles oder nichts! Mit jauchzendem Armebreiten wirbt sie um die Sonne. Herrlich stürmen ihre Sinne die Höhe ihres Leuchtens, in die Krone ihres Haares sehnt sie sich einen Kranz von Sternen zu drücken. Sie umjubelt den Frühling in Sonnenstrahl, Klang und duftendem Blütenguß, in ewiger Jugend Glanz und ewigen Lebens Kraft, denn er trägt den Keim zur Entfaltung. Siegesgewißheit und Siegermacht entströmt ihren Dichtungen, selbst jenen, über die der Tod seinen Schatten wirft. Nicht wie eine Welkende will sie mit ihrem Geliebten zu Tode wallen, nicht übermutsvoll die Perlen vom Weine schäumen, wenn es auch köstlich und voller Wonne ist; nein, alles in einem Zuge schlürfen, und selbst die größeste Fülle ist dem Bedürfen nimmer genug. Dann aber:

Laß uns das weinleere Glas zerschmettern,
Komm' von dem Wipfel ins Grab
Gleich unverletzlichen, ewigen Göttern
Lächelnd hinab!

Das ist ein Herzklang, der erlöst und dessen verborgene Tragik, die ganz leise wie ein Wolkenschatten darüber hinhuscht, diesen Klang voll und stark gestaltet.

Dieses Starksein in dem Leben ihrer Anschauungen offenbart sie auch in der Liebe. „Wie das Schicksal lieb' ich, liebe wie der Tod!" heißt es in der „Werbung". Alles Häßliche sucht sie aus diesem Empfinden zu bannen. Und wo die Sehnsucht sie gar zu sehr packt, da findet sie das Gedicht, hinter dem die beherrschte Wehmut mit seltsam glänzenden Augen steht:

An ein Kind.

Leg deine Kinderhand in meine
Und geh mit mir auf kurze Zeit;
Den Weg, der gar so lang alleine,
Verkürzt dein liebliches Geleit.

Aus deinem tiefen Augensterne
Drängt forschend eine Frage sich:
„Warum hättst du es gar so gerne,
Hast du kein Bübchen, so wie ich?"

Geh wieder heim nun, kleine Seele,
Die Dämmerung bricht schnell herein,
Der Engel, dem ich dich befehle,
Wird liebreich schützend um dich sein.

Und ich, indem ich weiterschreite,
Vergesse, daß der Traum schon schwand,
Hör' noch den Schritt an meiner Seite
Und fühle noch die kleine Hand.

Daß sich die Dichterin nicht unterkriegen läßt in diesen Stimmungsmomenten, das ist ein glückliches Zeichen für die hohe Steigerung ihrer Gefühlswerte und die Zähigkeit, mit der die Lebenssicherheit in ihr alles überwindet. „Setz' uns deinen Rosenkranz auf, o Leben, wenn auch die Rosen verblühen, und die Dornen uns blutig ritzen! Setz' uns Deine Dornenkrone auf, o Leben, wenn auch nur eine Rose zwischen den Dornen aufblüht und uns duftet aus ihrem tauigen Kelche!" Von der kleinen Wilhelmine in Schlegels „Lucinde" heißt es: „Der stärkste Beweis für ihre innere Vollendung ist ihre heitere Selbstzufriedenheit." Diese Worte können wir auch auf das Wesen und so vermittelt auf das künstlerische Schaffen Ricarda Huchs anwenden. Das Ausgeglichene in allen ihren Empfindungen und den sie bewegenden oder aus ihnen entspringenden Handlungen ist das vollkommenste Zeugnis ihrer reichen und ernsten Kunst.

Digitized by Google

Eine Nacht.

Von

Karin Michaëlis.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von M. Bach.

Nachdruck verboten.

Die Blechlampe hängt hoch unter der Decke im Kinderzimmer, so hoch, daß man unmöglich bei ihrem Schein nähen kann. Eine bessere Lampe darf nicht angezündet werden, da sie mehr Öl beansprucht. Die Kinder schlafen sorglos in ihren gelben Bettchen; auf jedem der Bettchen sieht man Spielzeug liegen, altes und zerbrochenes. — Die Mutter nimmt ein Buch und versucht zu lesen; die Augen schmerzen aber; sie fängt an, Kinderzeug zu flicken, doch die Arbeit brennt auch.

Sie hört die Stimme des Verwalters im Garten und fängt an, mit dem Stuhl ein Geräusch zu machen. Der Verwalter spricht laut und rücksichtslos; sie will nichts hören.

Die Uhr schlägt. Erst zehn. Die Nacht kann lang werden. Selbst wenn sie wollte, so könnte sie die Nächte nicht aufzählen, in denen sie auf ihren Gatten gewartet hatte, gewacht, gewartet und geweint; nein, wenn sie auch wollte, sie könnte es nicht. Sie will es aber nicht. Nie würde sie ihm dies nachrechnen. Auch war die Nacht an jedem neuerwachenden Tage, der viele Ansprüche und volle Arbeit hatte, wieder vergessen. Doch konnte sie es nicht hindern, daß die Erinnerungen gleichsam wie über einen Abgrund nach dem andern in den Nächten zu ihr geflogen kamen, die sie, wie jetzt, wachend, lauschend und leidend zubringen mußte. Das vermag sie nicht.

Sie versucht es. Ja, um die Gedanken zu ersticken, quält sie andere hervor, die peinlich sind, wenn die Pein auch anderer Art ist.

Der Müller hat sich geweigert, Mehl auf den Hof zu liefern, ehe das Schuldenkonto in Ordnung ist. Der Kaufmann hat Drohbriefe gesandt. Täglich soll die Kost beschafft werden, für die Knechte und Mägde, die Kinder, ihn und sie.

Sie hat getan, was sie vor Scham erröten läßt. Monatelang hat sie selbst das Brot für die Leute geschmiert, Butter auf die Rinde gestrichen und die Krume mit dem Aufschnitt zugedeckt.

Dabei hatte sie freilich manches Pfund gespart. Die scharfen Augen der Mamsell hatten sie aber durchschaut, und in dem mürrischen Gruß der Leute lag eine Anklage.

Eine Kuh nach der andern wurde aus dem Stall gezogen und verkauft.

Sie sieht und hört, wie alles in Verfall gerät. Die Fenster und Türen waren undicht; überall zog es. In den ersten Jahren waren Wattleisten angebracht.

Jedes seidene Kleid, das sie sich früher zu den Bällen auf den Herrenhöfen angeschafft hatte, jedes Spielzeug, das sie in den späteren Jahren für die Kinder gekauft, wirft sie sich vor.

Für „ihn" hat sie nur Sorge und Liebe. Liebe und Sorge, keine Bitterkeit, keinen Vorwurf. — Nein, nein, keinen Vorwurf, keinen.

Es fängt an zu wehen. Schneeflocken kommen geflogen; sie hört sie gegen die Fensterscheiben schlagen, es pfeift und heult im Ofen, in dem das Feuer längst erloschen

Digitized by Google

ist. Um nicht zu frieren, zieht sie einen alten Mantel an.

Jedes Mal, wenn der Sturm die nackten Weinranken gegen die Mauer peitscht, fährt sie zitternd zusammen. Eine dumpfe Angst liegt ihr auf der Seele. Es ist, als ob sie die Tritte des Todes erwarte. Doch nur in diesen Nächten — in allen diesen Nächten — springt die Angst empor und packt sie mit ihren Klauen.

Sie geht ans Fenster. Schnee im ganzen Garten, Schnee auf den Bäumen des Waldes, so weit sie in der Dunkelheit sehen kann. Es kommt ihr vor, als wenn sie Schlittengeläute in der Ferne hörte, und obgleich es am Fenster so kalt ist, daß sie ihre Haut sich zusammenziehen und den Scheitel eisig werden fühlt, so bleibt sie noch lange horchend stehen; sollten die Schellen ihr nicht bald in der Allee entgegenklingeln? Es wäre ja möglich, daß er käme. Er versprach vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein.

Erst jetzt fällt es ihr ein, daß er wegfuhr, um Geld zum Termin zu schaffen. Es war nicht das erste Mal, daß er zu dem Zweck das Haus verließ, doch immer war er leer zurückgekommen. Ein, ja zweimal hatte er bei seiner Rückkehr den Zweck seiner Fahrt vergessen.

In einem Schubfach des Schreibtisches liegen drei kleine Bücher in grauem Umschlag; auf jedem steht ein Name geschrieben. Nahm sie ihren Kindern das Herzblut, oder war es nur Geld — — nur Geld?

Mit Erichs Buch hatte sie den Anfang gemacht; er war der Älteste. Über 3000 Kronen hatten darin gestanden, Gevattergaben, Festgaben von ihrer und seiner Familie; als Anleihe war das Geld gehoben worden; das Büchelchen war jetzt leer. In Viggos, des Zweiten, war weniger gewesen; die Summe war geteilt worden, um nicht alles zu „borgen". Später wurde der Rest herausgenommen. Am meisten schmerzte es, an die Sparkassenbücher der kleinen Mädchen zu denken, deren Geld nicht als Anleihe benutzt worden war; sie, als Zwillinge, die alles gemeinsam haben sollten, hatten auch ein Buch gehabt.

Sie öffnet das Schubfach nicht mehr; und doch sieht sie oft die drei kleinen leeren Bücher vor sich liegen und fühlt sich wie eine Diebin. Schlimmer als eine Diebin.

Es kommt ihr vor, als habe sie das Glück der Kinder, das Leben der Kinder gestohlen, die noch zu jung waren, als daß sie ihnen hätte etwas erklären, als daß sie sich hätte verteidigen können.

Sie allein hat es getan.

Sie allein, ihre Mutter. Er erfuhr es erst später und tadelte ihre Handlung.

Hätte sie aber zum Termin nicht mit dem Geld in der Hand vor ihm gestanden, dann wären sie und Holger und die Kinder jetzt ohne Heim gewesen. — —

Draußen auf dem Hof hört sie ein Murren; bei der halb geöffneten Tür zu ihrem Schlafzimmer dringt es deutlich zu ihr herein. Es sind die Knechte des Hofes, die sich aus Trotz so spät versammeln, um laut von dem Lohn zu sprechen, den sie noch zu gute haben. Sie sind keine Rücksichten schuldig und nehmen keine Rücksichten.

Heute Abend hatte sie keinen Tee getrunken — — aus Feigheit, um dem neugierigen Blick des Dienstmädchens zu entgehen; jetzt hat sie Hunger, will aber nicht in die Küche gehen, die neben der Leutestube liegt, in der so laut gesprochen wird.

Sie glaubte an eine Vorsehung, und sie hatte zu ihr gebetet; das war zuletzt im Frühjahr gewesen, in den fruchtschwangeren Tagen. Die Felder lagen wie Sammetbeete da, die Saat war saftig und dicht anzuschauen. Sie liebte diese Felder und die Deiche, die Hecken und die Gräben. Alles war mit der armen Erde, die wie ein vom Grübeln müdes Gehirn ausgesogen war, versucht worden; jede Saatzeit hatte ein neues Joch auf den Erdboden gelegt, der weder Rast noch Ruhe fand; wie bei einem Kartenspiel war mit dem Antwesen spekuliert worden: Glück oder Unglück; und Unglück und Misgeschick traf ein.

Die Erde wurde magerer, strohbeschwert und disteldicht; selbst mit dem schwierigen Raps hatte man es im vergangenen Jahre gewagt; der schlug fehl, und zum Verbrauch auf dem Hofe wurde nun das Korn schwer vermißt.

Digitized by Google

Als sie jetzt im Frühjahr ihre einsamen Spaziergänge von Acker zu Acker machte, war ihr Herz des Gebets zur Vorsehung voll gewesen; um der Kinder willen mußte sie ihnen gnädig sein. Es schien ihr, als würde die Saat üppiger, wenn sie von den Bitten ihres starken Willens umspannt wurde, und mit größerer Hoffnung, als es ihr selbst klar wurde, ging sie dem Sommer entgegen. Der Acker leuchtete. Der Himmel versprach Gutes. Heiß waren ihre Gebete, und sie meinte, sie seien erhört; darum dankte sie und brachte den Kleinen es bei, „für gute Ernten und alles Gute überhaupt" zu danken.

Da flogen Hagelschauer über die Gegend wie Boten des Zorns. Die schöne Saat wurde vernichtet, die Kerne aus den Spelzen geschlagen, selbst der Halm sank zusammen; und im Erntemonat kam der Regen, so daß das Korn auf dem Felde verdarb.

Seitdem hat sie nicht mehr gebetet, und wie ein Stich geht es ihr jedesmal durchs Herz, wenn die Kleinen, nachdem sie ihr Abendgebet gesprochen, mit innerlicher, hoher Stimme hinzufügen: „Wir danken Dir, lieber Herrgott, für die hübsche Ernte und alles Gute".

Sie will ihnen nicht den Glauben aus dem Herzen reißen.

Sie tritt an die Bettchen und wirft einen Blick auf die schlafenden Kinder; sie sehen ihm ähnlich, alle vier.

Zum erstenmal regt sich ein entsetzlicher Gedanke in ihrem Sinn — nein, sie will dem nicht Raum geben: haben sie auch das von ihm geerbt? — Er erbte es. Er ist unschuldig. Erben sie das, sind sie auch unschuldig, aber — — — Sie neigt sich tiefer herab, starrt und starrt, als ob sie durch die sich weich schließenden Augenlider in den friedlich keimenden Sproß ihres Wesens schauen möchte.

Als ob sie über ihre Zukunft gebieten könnte! Arme Mutter, sie sieht nur die Ähnlichkeit.

Dann setzt sie sich in den Stuhl, auf dem Erichs Spielzeug herumliegt. Sie versucht all die Worte zu sammeln, die das Kind geredet, all die kleinen Handlungen, die sein Leben bis jetzt erfüllt haben, um zu sehen, ob der Charakter Ähnlichkeit hat.

Alles, dessen sie sich erinnert, ist hellen, flatternden Schmetterlingen gleich — tausend kleine Freuden hat er geschenkt. Sein Sinn ist leicht und hell wie der des Vaters. Er rief die Lerche an, als er kaum gehen konnte, und er meinte, sie käme auf sein Rufen.

Wenn der Sinn ihm aber ähnlich ist — eine herrliche Ähnlichkeit! — wer sagt ihr, ob nicht das bittere Erbe ihm wie ein schleichendes Gift im Blute schlummert?

Er lächelt im Schlaf. — Die Mutter sieht die andern Kinder an. Dieselben offenen, freimütigen Naturen, kleinen Quellwassern gleich, so schnell und munter und ewig singend. Sollte sie leben und sie aufwachsen, sich aufrecken sehen, damit sie später unter der Bürde des Erbes zusammensanken? — —

Kam jemand? — Sie eilt nach der Giebeltür, reißt sie auf und horcht. Die Bäume biegen sich im Sturm gegeneinander, die Zweige brechen krachend ab, wenn sie auseinander geschlagen werden; der Schnee liegt in hohen Haufen, hier und da ist der nackte Rasen frei.

So war es wohl auch draußen auf der Landstraße; große Schneehaufen und kahle Grasflächen. Wenn Holger jetzt im Schlitten dahergefahren käme, und dieser gegen die Steine auf dem Wege und gegen die hartgefrorenen, tiefen Räderspuren scheuerte, was dann?

Damals, die Nacht, die sie nie vergessen würde, als die Angst sie hinaustrieb, um Holger zu suchen, damals sah sie weit draußen auf dem Landwege Spuren von Schlitteneisen und Pferdehufen, die jedoch plötzlich über einen Graben, auf ein Brachfeld hinaus, nahe den sieben Mergelgräben sich verloren.

Der Schnee stöberte wie jetzt, und vom Winde geblendet jagte sie dahin. Die Spuren kamen wieder und schwanden, schwanden und kamen, liefen in doppeltem Ring um den ersten Mergelgraben, schwangen sich nach innen und nach außen bis zu dem nächsten, da, wo die Dornbüsche standen und, mahnenden Stimmen gleich, sausten.

Kaum wagte sie hinzuzutreten, sie wollte die Hände ausstrecken und rufen, und tat es nicht. Da war es ihr, als hörte sie Erich weinen, und um der Kinder willen faßte sie

Digitized by Google

sich ein Herz und ging an der Dornenhecke entlang. Da — — — lag Holger schlafend am Rande eines Mergelgrabens; unten auf dem Wasserspiegel schwamm eine Peitsche.

Wie sie ihn weckte und lange zögerte, ehe sie den Ruf wagte, um ihn nicht der Gefahr auszusetzen, den Abhang hinunterzurollen, wie sie mit den halb erlahmten Kräften ihrer Hände ihn auf das Schneefeld hinzog — — das vergaß sie nachher.

Was war aber dann geschehen?

Der Rest von Viggos Geld wurde ja gebraucht, um ein neues Pferd und einen neuen Schlitten zu kaufen. Bis weit ins Frühjahr hinein lag der Kadaver im Mergelgraben; sie wollte nicht, daß jemand etwas von der Schlittenfahrt erführe. Der Großknecht und der Kutscher, die einzigen getreuen unter den Leuten, halfen ihr und Holger, das Tier herauszukriegen und es zu verscharren. Der Schlitten kam nicht in die Höhe; die eisernen Kufen hielten ihn auf dem Grunde fest.

Sie lächelte wehmütig bei dem Gedanken an all die scharfen Worte, die damals hinter ihrem Rücken gesagt worden waren. Jedermann wußte, wie verarmt Holger und der Hof waren. Der geheime Viehverkauf war das Geheimnis aller Welt. Und nun kaufte die gnädige Frau noch einen Schlitten und ein Schlittenpferd — die alten waren nicht gut genug.

Am zweiten Weihnachtstage war sie mit Holger auf die Güter der Nachbarschaft gefahren, um Besuche zu machen. Sie wollte sich in dem neuen Schlitten zeigen und wußte überall ins Gespräch hineinzuflechten, daß sie sich lange einen solchen und ein gut eingefahrenes Pferd gewünscht habe. An und für sich kein unbilliger Wunsch. Seiner Zeit hatten sieben Herrschaftspferde im Stall gestanden; jetzt fand sich da außer einem kleinen norwegischen Pferd nur noch ein klapperdürrer Gaul.

In jener Nacht, als sie ihn aus dem Schnee herausgezogen hatte, war Holger augenblicklich nüchtern geworden.

Er wußte nichts von der Fahrt, war in einen tiefen Schlaf gefallen, so daß ihm die Zügel aus den Händen geglitten waren und er aus dem Schlitten geschleudert wurde. Holger fuhr sonst sicher, ebenso sicher, wenn er heimkehrte, als wenn er wegfuhr; das Unglück war aber, daß er bei starkem Winde oft einschlief und das Pferd still heimwärts gehen ließ, bis er beim Hineinfahren auf das Steinpflaster des Hofes aufwachte. Wurde das Pferd aber scheu, dann stürmte es über Felder, über Hügel hin, in den Wald und in die Sümpfe hinein, und wachte Holger dann bei dem Stoße auf, so konnte er das Tier kaum bewältigen; warf der Schlitten um, dann stand es auf der Stelle still und kein Schade war geschehen.

Ein Unglück konnte aber geschehen.

Bedeutete ihre augenblickliche Unruhe nichts, war sie nicht die Ahnung von etwas Schrecklichem?

Sie stand im Schnee und ihre Füße schmerzten vor Kälte. Noch kein Laut von den Schellen.

Dann ging sie hinein. Die schwache Flamme der Blechlampe verbreitet einen blakenden Geruch. Die Kinder schliefen ruhig. Es hatte Zwei geschlagen. Die Leute waren längst zur Ruhe gegangen.

Sie ging in die Küche hinunter, strich sich ein Stück Brot mit Margarine, die sie nicht ausstehen konnte, aß es und war wieder bei den Kindern.

Sie begann zu rechnen, im Kopf, auf dem Papier, schraubte die Lampe in die Höhe und setzte sich dahin, wo sie am hellsten schien.

Da waren die Bankprioritäten, der Einschuß der Familie, kleinere Schulden und die jährlichen Posten zu bezahlen; da war die Löhnung der Leute.

Wie würde die Sache sich stellen, wenn es wirklich eintreffen sollte, daß sie jetzt oder später Haus und Hof verlassen müßten? Sie rechnete und rechnete. Sie wollte der furchtbaren Wahrheit so ungern in die Augen sehen. Das Gut war weit über den Wert mit Schulden belastet. — Wert — Wert? Die Versicherungssumme lautete auf den ursprünglichen, eigentlichen Wert des Gutes, ehe die Mißjahre eingetroffen waren; sollten der Hof und die Ländereien jetzt taxiert werden, dann würde die Summe zusammenschwinden. — Die große Versicherungssumme wollte ihr nicht aus dem Sinn; immer wieder fielen ihr

Digitized by Google

die Berichte von den geheimnisvollen Feuersbrünsten in der Gegend ein, von den Kätnern an bis zu den reichen Hofbesitzern.

Zuerst war der Blitz schuld daran; doch später ruhte auf dem Eigentümer ein Verdacht, der sich, wie ein anderes Erbteil, vom Vater auf den Sohn übertrug. Die meisten Feuersbrünste blieben unaufgeklärt, und niemand baute ein Haus auf, ehe nicht das alte bis auf Grund und Boden niedergebrannt war, und es gab nicht viele alte, ganz alte Höfe in der Gegend.

Eine Vision zog plötzlich langsam an ihr vorbei, um ebenso wieder zu verschwinden: Sie sah sich die Bodentreppe hinauf nach der Äpfelkammer gehen. Auf dem Boden hingen Beutel mit Bettfedern in doppelten Reihen auf einer Schnur, ein paar Felle und alte Jutegardinen zufällig dicht daneben; über ihnen waren die Balken und dünnen Querplanken, und links von ihnen der Torfvorrat und Kienholz zum Feueranmachen. Wiederholt hatte sie dem Mädchen gesagt, die von Staub riechenden Gardinen zu entfernen, da es gefährlich sei, mit einer Lampe in ihre Nähe zu kommen. Mit der blakenden Lampe sah sie sich also nach der Äpfelkammer gehen. Der Luftzug wehte die Gardinen gegen das heiße Glas, die Flamme schlug heraus, zündete, und knatternd sprang sie von Beutel zu Beutel; die brennenden Federn flogen umher und fielen in Haufen auf die Torfstücke, flogen hinauf in die Balken, und glommen in dem morschen Holz, bis die Flammen ins Sparrenwerk hinaufkrochen und sich durch die Decke hindurchfraßen. Ehe Lärm gemacht wurde und die Mannschaft zu Hülfe geeilt war, hatte das Feuer sich von einem Gebäude bis zum andern verbreitet, den ganzen Hof umspannend!

— — — — — — — — — — — — —

Die Vision war vorüber!

Erich wachte auf und rief: „Mutter, warum bist du noch auf? Kommt der Vater nicht bald?“

Sie antwortete mit erstickter Stimme: „Es ist nicht spät, Erichchen, schlafe nur!“

Wenn sie das aber täte, und ihrem Mann, ihren Kindern das Heim erhielte, allein die Schuld oder das Verschweigen auf sich nähme, wartete der Kinder dann nicht eine doppelte Gefahr?

Sollten sie außer dem Unglück des Vaters noch das Verbrechen erben? — O nein, das durfte nicht sein.

Der Tag, an dem sie die Heimstätte ihres Glückes, ihres Zusammenlebens verlassen müßten, war ihr bis zum heutigen Augenblick als der Anfang zu friedlosem Umherwandern, zum ziellosen Streit gegen unbekannte Feinde erschienen.

Jetzt war es ihr plötzlich, als ob sie sich einen Weg in die Zukunft gesprengt habe, der ihr eine leichtere und weitere Aussicht darbot; wenn auch eine Wanderung von Tür zu Tür, bettelnd, in Hunger und Kälte, sie empfand es deutlich, daß es nicht das ärgste wäre. Die Not war doch nicht Schande.

Daß sie früher nicht so gedacht hat! War sie es nicht, die aus Eigenliebe, aus falschem Schamgefühl an dem Hofe festgehalten hatte trotz aller Hoffnungslosigkeit, trotz Holgers Versicherungen, trotz aller Vernunft?

Eine andere Kümmernis bemächtigte sich ihrer. Neulich, als es Holger an Geld zum Lohn der Leute fehlte und er vergebens im Wald hatte hauen lassen, — dem stark verarmten Wald — kam er zu ihr und bat sie, die sechs Eichen opfern zu dürfen. Da sagte sie nein, denn die Eichen waren ihr Trost, wenn alles andere wich. Sie standen mitten im Wald auf einem Hügel, und auf diesem Hügel hatte sie Holger Treue versprochen, und in die Eichen hatte er ihre Namen und die der Kinder geschnitten, einen in jeden Baum. Die Eichen hatten Familienansprüche, sie durften nicht fallen, ehe der Blitz oder das Alter sie zu Boden schlug. Holger hatte nicht zum zweiten Male gebeten. Er war ausgefahren und mit Geld zurückgekehrt. Beim Kartenspiel gewonnen. Holger, der sonst nie spielte.

Später hatte er einmal — es war, als ob die Erinnerung daran ihn drückte — gesagt: „Weißt du, Anna Sophie, ich hätte das Gut, dich und die Kinder für meine eigene Seele wegspielen können — in der Nacht war ich meiner selbst kaum mächtig.“

Noch standen die sechs Eichen. Es war ihr, als hörte sie sie schütteln, ihre Kronen

Digitized by Google

über den Hügel zusammenbiegen, und von dem, das da war und dem, das da kommen sollte, flüstern.

Die Lampe hatte nicht Öl genug, sie blakte und ging aus. Ein Weilchen saß sie im Dunkeln, zündete darauf eine Stehlampe an und begann zu nähen. Sie nähte so emsig, daß es ihr vor den Augen flimmerte. Sollten ihre starken, weißen Hände nicht arbeiten können, bis die Haut einschrumpfte und die Glieder krumm würden? Arbeiten für die, die ihr so lieb wie das Leben waren?

Wenn sie nur eine kleine Summe Geld besäßen, dann könnten sie von hier fortgehen und in die Welt hinausreisen, er, sie und die Kinder. War es nicht gerade diese Gegend, die wie ein auf ihr ruhender Fluch das Glück zum Welken brachte? War das nicht die Gegend, wo ein Wirtshaus neben dem andern stand und bösgesinnte Leute ihre Fangarme nach Holger ausstreckten?

Mit einer neuen Erde unter den Füßen, mit frischer Hoffnung für die Zukunft, mit einigem Willen müßten Holger und sie weit von hier ein Heim bauen können.

Sie seufzte. Es gab keinen mehr in der Welt, keinen Anverwandten, keinen Freund, der das Gefäß ohne Boden, dem die Schulden glichen, füllen wollte; niemand glaubte mehr an ein neues Lebenswerk für sie, und niemand würde ihnen dazu verhelfen.

Darum haßte sie alle Menschen, weil sie ihr mit liebenswürdigen Mienen entgegenkamen und ihr doch ihr halb verächtliches Mitleid zu lesen gaben; es waren Holgers Feinde, die ihm mit einem Lächeln folgten, das wie Geißelhiebe schmerzte.

Holger hatte ein schweres Leben.

Anne Sophie nahm die Lampe in die Hand und ging von einer Stube in die andre. Da standen Möbel von ihres Vaters Zeiten her, von ihres Großvaters und Urgroßvaters. Steife, fein eingelegte Möbel und lackierte, zierliche Möbel mit Seidenbezügen. An den Wänden hingen alte Gemälde, Uhren tickten aus den Ecken und von den Konsolen.

Das Inventar war ein Vermögen, und oft hatten sie und Holger von der toten Summe geredet, die staubfangend dastand; wenn es nicht eben das hochgehaltene Besitztum der Familie war, das Anne Sophie als väterliches Erbteil bekommen hatte, sie hätte ja längst den Schlüssel umgedreht, ausgeleert, verkauft, die Einrichtung eingeschränkt.

Sie hatte es nicht getan, dafür aber das Geld der Kinder gebraucht.

Es durchschauerte sie. Über die verschlissenen Teppiche des Fußbodens, die oft entzwei geschnitten und wieder zusammengenäht waren, um wieder für eine Weile brauchbar zu sein, schritt sie hin; dabei hörte sie das schwache Knarren des alten Holzes, und ihr wurde angst.

Die Erinnerung an ihre Mutter, die hier ihre letzten Tage zugebracht hatte — sie sah sie jetzt deutlich vor sich, wie sie am Nähtisch saß, ein Buch durchblätterte, dann und wann ein Schläfchen hielt und dazwischen nach der Zeit auf der hübschen weißen Stutzuhr sah — was hatte das mit der augenblicklichen Not und mit Holgers Rettung zu tun?

Die Lampe hochhaltend, ging sie weiter, besah die von der Zeit genagten Schäden, erwog, wie groß der Wert dieser Räume und ihres Inhalts sein mochte.

Jahre waren vergangen, seitdem diese Zimmerreihe im Festglanz lag und von den Gästen der umliegenden Herrenhöfe gefüllt gewesen war.

Anne Sophie setzte sich vor den Schrank mit dem Silberzeug, stellte die Lampe auf den Speisetisch und zählte nach. Ja, es war zusammengeschmolzen. Selbst hatte sie einmal zwei schwere Taschen voll gepackt und es nach dem Gewicht des Silbers einem Juwelier in der Residenz verkauft.

Das geerbte Silber aber war zurückgeblieben und die Taufbestecke der Kinder und die Geschenke der Bauern an den Besitzer des Gutes; da waren Namen und Daten und hübsche Worte zu lesen.

Tote Schätze.

Die gehörten ihr. Keine Macht der Erde konnte ihr die nehmen. Das hatte Holger ihr lächelnd gesagt. „Wenn ich plötzlich stürbe, Anne Sophie, dann ständest du nicht mit leeren Händen da; von uns beiden kann nur ich ganz arm werden.“ So hatte er gesprochen.

Digitized by Google

Es schlug vier Uhr. Es war noch lange bis zum Morgen. Sie hatte Durst und ging wieder nach der Kinderstube, um Wasser zu trinken.

— — — — — — — — — — — — —

Ehe der Frühling mit seinen lockenden Verheißungen käme, wollte sie weg. Von Schnee und Kälte, der erfrorenen Erde und den blätterlosen Bäumen des Waldes umgeben, wollte sie sich ihres verfallenen Elternhauses erinnern; und wenn die Möbel herausgeschleppt und ausgerufen wurden, um unter viele fremde Leute verteilt zu werden, da würden sie und die Kinder weit weg von hier sein.

— — — — — — — — — — — — —

Wo war er nur? Sie sah eine niedrige, räucherige Wirtsstube vor sich, wo es nach allerlei schlechten Getränken stank, wo die Luft von simplem Tabak dick, und der Fußboden von ausgespieenem Kautabak und Schnee besudelt war, in der fette Pferdehändler fluchend saßen und Reden führten, die den Zuhörern die Haare zu Berge stehen ließen. Auf einer solchen Stelle wäre ihr Holger gewiß zu finden, ihr feiner, stiller Holger. Wenn er nicht schlafend im Schlitten säße und sich durch den stiebenden Schnee den Weg, den sein Pferd für gut befand, tragen ließ.

War das auch ihre Schuld, daß er von Hause weg, wo es keinen Tropfen Wein gab, nach schmutzigen Wirtsstuben trachtete, wo Häßliches zu sehen und zu hören war? Konnte das ihr zur Last gelegt werden?

Hätte sie ihn selbst ermuntern sollen, der angeerbten Lust zu fröhnen, hätte sie, wie andere schlechte Frauen, ihm selbst kredenzen sollen? Selbst beitragen sollen, daß seine Gedanken erschlafften?

Nein, das war der Sieg ihres Stolzes über Holger. Von dem ersten Tage ihrer Ehe an war der Wein aus ihrem Hause verbannt worden, und nur bei großen Festen hatte sie das Gift in ihren Zimmern geduldet.

Ein schmerzvoller Stich durchfuhr plötzlich ihr Herz. Saß sie hier nicht zu Gericht über Holger? Und doch — —

War das nicht Schlittengeläute? Sie flog auf, griff sich an den Kopf. Holger wußte nichts von dem Beschluß dieser Nacht. Sie stützte sich an die Wand, ehe sie hinausging, um ihn zu empfangen. War er nüchtern? — — Eben in dieser Nacht müßte sie sich ganz ihm aussprechen, und ach, wie oft war es geschehen, wenn sie nachts lange auf ihn gewartet hatte, daß er sie mit lallenden Worten begrüßte und lachte, weil sie noch auf saß. — — —

Nein, es war noch nicht der Schlitten; und doch war es ihr, als ob es fortfuhr draußen zu klingeln und zu läuten, und als ob allmählich all die unruhigen Gedanken dabei zur Ruhe kämen. Ein Gefühl des Friedens beschlich sie. Die Lampe schien ihr in die Augen, sie verhüllte die Kuppel mit einer Zeitung, saß ein wenig still, fuhr wieder in die Höhe, blickte um sich — und schlummerte ein.

Als sie erwachte, stand Holger neben ihr.

„Anne Sophie — — arme Kleine, wir müssen vom Hofe fort!"

Sie erhob sich und sah ihn mit strahlenden Blicken an. Er war nüchtern.

Digitized by Google

Frauenkunst in den Berliner Ausstellungen im Sommer 1903.

Von

Anna T. Plehn.

Nachdruck verboten.

Wenn Frauen öffentlich über Frauenleistungen sprechen, dann scheint mir, es sollte nur von den besten die Rede sein. Darum werde ich nicht viele Einzelwerke aufzählen. Und ich will auch darauf verzichten, diese vom Zufall gelieferte Zusammenstellung zu einer allgemeinen Schilderung der Frauenkunst zusammenzufassen. Dabei könnte nur eine gezwungene Konstruktion zu stande kommen. Vielleicht finden manche, daß sich darum mein Bericht weniger gut liest, aber er wird wahrheitsgemäßer ausfallen.

Zuerst will ich einige Porträts hervorheben.

Sophie von Scheve-München hat Ricarda Huchs Bildnis gemalt (große Ausstellung). Ich kann nicht sagen, ob es tatsächlich ähnlich ist. Aber das Bild hat jedenfalls jene vorzüglichste Eigenschaft eines guten Porträts, daß es eine deutliche Vorstellung von dem menschlichen Wesen der Dargestellten gibt. Feine, weiche Töne, durch sänftigende Schleier gesehen, haben viel Verwandtes mit dieser romantischen Phantasie, die über den Dingen der Erdenwirklichkeit gaukelt und trotz aller bestimmten Eindringlichkeit der Schilderung Traumvorgänge statt Wirklichkeitsbilder schafft. Haltung und Miene bestärken in diesem Eindruck. Dieser im Sprechen zurückgeneigte Kopf scheint zum Fabulieren die Lippen zu öffnen. Und auch der Kolorismus macht sich dieser Wirkung dienstbar, indem er zugleich der Malerin persönlichste Eigenheit ausspricht. An sich wäre nämlich dies Annähern der Tonwerte aneinander, welches Licht und Schatten mäßigt und nur einen beschränkten Spielraum für die Entwicklung zwischen Hell und Dunkel zuläßt, nicht etwas, worauf die Malerin als ihr gehörige Ausdrucksweise Anspruch machen könnte. Das ist die Sprache, welche zuerst und vielleicht am vollkommensten Carrière zum Dolmetscher seiner Empfindung machte. Unter den deutschen Frauen hat Dora Hitz ihr Bestes in dieser Sprache gesagt, und in München ist eine Zeitlang von vielen mit Vorliebe so gemalt worden. Also das ist nicht das Unterscheidende an dieser Malerei. Vielmehr erhält sie ihre besondere Note dadurch, daß trotz dem gedämpften Ton starke Farben aus der Bildfläche herausleuchten. Hier hat nicht das Grau alle andern Farben in sich hereingeschluckt, so daß sie nur wie verschiedene Abarten von Schatten auftreten und es sind auch nicht, wie bei dem Carrière der früheren Zeit einige lebhafte Zugaben, welche das Grau um so nachdrücklicher als Beherrscher anzeigen. Alle Farben sind nur in dem Helligkeitsgrad, aber nicht in der Qualität umgewandelt. Da ist ein stark fröhliches Orangegelb

Digitized by Google

gehoben durch ein schwaches Rot und mattes Schwarz. Dazu die blassen Fleischtöne. Über dem Gelb der Taille blitzt mit ein paar energischen Lichtern eine dünne Goldkette auf, durch die kältere Beschaffenheit der Farbe die wärmere Nüance des Stoffes unterordnend. Am temperamentvollsten aber steht das Weiß des Chrysanthemumstraußes da, der mit Duft und Weiche gleichzeitig dem Antlitz schmeichelt. So verschwommen, fast als Form ein wenig schwächlich diese Blumen behandelt sind, so bestimmt ist bei aller Feinheit dies kalte Licht in die Mitte aller übrigen Töne gesetzt, die überwiegend zur warmen Skala neigen. Wie klug und diskret das berechnet ist, wird vielleicht nur ein Malerauge ganz würdigen können. Aber mich dünkt, wer die Dichterin des „Ursleu" und der „Triumphgasse" kennt, der sollte in diesem Zusammenfügen des ganz Milden, Schmeichelnden mit dem Resoluten, Vollblütigen etwas empfinden, das diese aus schwärmendem Gefühl und gesunder Sinnlichkeit gemischte Natur treffend symbolisiert. Ich habe noch kein Bild von Sophie von Scheve gesehen, in dem sie ihre malerischen Mittel so vielsagend gemacht hätte.

Die von Olga von Boznanska haben je länger je mehr von nervöser Schwermut zu erzählen. Die stark vorbrechenden vereinzelten Accente, die sie früher zwischen ihre zarteren Töne zu setzen liebte, hat sie mit der Zeit immer mehr zu gunsten einer diskreten Zurückhaltung gedämpft. Sie scheut das helle Licht, schon weil es dunkle Schatten geben würde. Sie vermeidet auch die lebhaften Bewegungen und sie läßt die Vorzüge ihrer Gemälde — eine in den feinen Zügen höchst intime Zeichnung und die sehr genau gegeneinander abgegrenzten ganz subtilen Farben — gleichsam suchen. Sie malt fast nur Porträts oder Einzelfiguren in engem Raum, dessen Wände und Geräte kaum angedeutet sind, um die Aufmerksamkeit nicht von der feinen Charakterisierung von Gesicht und Händen abzulenken. Die Sezessions-Ausstellung enthält zwei Männerbildnisse der Künstlerin. Auf dem einen sind nur Kopf und Hand im Detail wiedergegeben, während Rock und Gestalt gleich der Umgebung in Unbestimmtheit gelassen sind. Bei dem andern ist auch der Figur und Haltung eine schärfere Durchbildung zu teil geworden.

Bei Gelegenheit des Kinderporträts der Amerikanerin Luise Cox habe ich einige Bemerkungen über diese Bildnisart im allgemeinen gemacht. Sie war von jeher mit Recht ein Lieblingsfeld weiblicher Kunsttätigkeit. Man sollte auch erwarten, daß gerade Frauengefühl der kindlichen Natur am nächsten kommen sollte. Schon weil den Mann ein so ungeheurer Abstand von den zappelnden, plappernden kleinen Dingern trennt, ist er geneigt, sie mit Sentimentalität anzusehen. Diese Rührung bestätigt ihm zugleich in angenehmer Weise das Gefühl der eigenen Stärke. Und so scheint leicht dem männlichen Künstler nichts weich, rosig und großäugig genug, um etwas so Elfengleiches und Blumenzartes darzustellen. Wenigstens in den letzten Jahrhunderten, als ein Kultus der Schwäche zeitweilig herrschend wurde, nahm die Poesie des Rosa und Himmelblau nebst allem, was es Glattes und Schmiegsames an Stoffen gibt, von der Kinderdarstellung Besitz. Noch vor kurzer Zeit war den Berlinern eine gute Gelegenheit geboten, diese Richtung in ihren klassischen Vertretern von der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts genauer kennen zu lernen. Schultes Ausstellung zeigte die Frauen und Kinderbildnisse von Romney und Hoppner. Alles, was hier zur Kleidung und zum Arrangement gehört, was die Behandlung des Haars anbetrifft, gehört zu dem Geschmackvollsten und zugleich Gefühltesten, was die Malerei geleistet hat. Aber die Gesichter — ich kann mir nicht

Digitized by Google

helfen — erinnerten mich an nichts andres als an das Friseurschaufenster. Und das eben wegen der übertrieben rosigen Weichheit umgeben von lauter noch weicheren Dingen. Es ist als sollte man den ganzen Tag von Pralinees leben. Der angenehmste Reiz zart modellierter Züge kann leicht vergraben werden unter Krepp und Atlas. Etwas Bestimmtes und Derbes würde sie vorteilhafter zur Erscheinung bringen. Übrigens haben keineswegs alle Maler dem Kind so durch Verhimmelung Unrecht getan. Andre haben dafür kleine tadellose Ladies und Gentlemen aus dem jungen Volk gemacht, und endlich haben einige Künstler der germanischen Rasse und besonders die Skandinavier statt jeder Verkleidung ehrliche und ganz unengelhafte Gören in ihnen gesehen.

Aber gerade die malenden Frauen, die doch den wirklichen Kindern nahe stehen, haben eben jenen Porträttypus der Engländer, nur meist viel schwächlicher fortgesetzt. Von dieser Tradition lebt auch die Malerei von Sophie Koner (große Ausstellung, ein Kinder- und ein Frauenbildnis). Immerhin zeigt auch sie einen bemerkenswerten Geschmack in der Behandlung des Stofflichen. Auch sie weiß Oberflächenunterschiede wohl auszudrücken. Aber die Vorliebe für vermeintliche Eleganz läßt sie von den wirkungsvollsten Gegensätzen absehen, durch die sie ihre Geschöpfe aus dem Gebiet des Süßlichen retten könnte. Muß denn eine Kinderhaut immer an das blasse Mohnblatt erinnern, wie es aus der eben aufbrechenden Knospe hervorkommt? In Wirklichkeit tut sie das doch nur ausnahmsweise, und muß dann dies Gesicht unbedingt vor blumenbestickte Atlasportieren gestellt werden?

Und nun komme ich zu dem erwähnten Porträt der Amerikanerin. Das Bild hat kleinen Maßstab und eine sehr delikate Farbenbehandlung. Kein Pinselstrich drängt sich dem Auge auf, und alles Detail ist mit gleicher Sorgfalt behandelt. Hier kann niemand über solche Rücksichtslosigkeit klagen, wie die Pinselführung manches modernen Gemäldes übt. Der blasse Widerschein des rosa Kleides in der braunen Holzdiele, die scharfprofilierte Kante der weißgestrichenen Holzbank ist so genau ausgeführt, wie die stumpfblau und weißrosa gestreifte Wandbespannung. Blau und Rosa also wieder die Farben, mit denen man Kinder mit Vorliebe zu umgeben pflegt, wenn auch das Blau von der Verwandtschaft mit dem Vergißmeinnicht etwas entfernt wurde. Und doch ist keine Spur von Süßlichkeit in dem Bilde. Das Rosa ist durch Verwandlung in mehrfache Nüancen davor bewahrt, zum Überdruß zu werden. Es tritt in starker Helle, aber als stumpfer Ton in dem Wollstoff des Kleides auf, es hat Glanz und ist darum von weißlichen Lichtern durchspielt am Atlasschuh, es vermischt sich mit den braunen Tönen des Fußbodens und erscheint endlich völlig umgestaltet in der Blumenborte am Stoff der Wandbekleidung.

Auch die Härten mancher Gegensätze, bestimmte Konturen, wo sie sich in der Natur zeigen, sind absichtlich betont. Die gleichmäßigen bestimmten Streifen, die an der Wand herunterführen und dann auf dem Bankpolster in entgegengesetzter Richtung über die Horizontalfläche laufen, sind mit ausführlicher Genauigkeit behandelt. Sie verhindern, daß die weich verschmolzenen Töne im Kindergesicht langweilig werden.

Sophie Wolff, die stärkere Farbengegensätze haben möchte und die das Kind für sich allein als helles, kleines Wunder erscheinen lassen will, hat ein Baby auf dem Schoß seiner Wärterin gemalt (Sezession). Die Frau trägt ein dunkles Kleid mit lebhaft gefärbten Besätzen. Am stärksten spricht ein bläuliches Karmoisinrot am Ärmel, das sich stark nach vorne schiebt und es weit erscheinen läßt bis zum Hinter-

Digitized by Google

grund des Zimmers, in dem ein dunkelrotes Stuhlpolster sich kräftig markiert. Die Farben sind mit bemerkenswerter Sicherheit hingesetzt und dienen gut der Hervorhebung des jungen Dinges in weißem Mullkleidchen, das mit der charakteristischen, verständnislosen Starrheit des Alters von wenigen Monaten aus seinen hellblauen Augen vor sich hin blickt.

Von Klara Siewert sprach ich in dieser Zeitschrift schon früher einmal (Februarnummer 1902). Ich führte dort aus, wie diese Künstlerin ihre Schilderungen moderner Seelenzustände stets in porträthafte Züge kleidet. Nicht so, weil das Menschliche heute ein andres ist, als in früheren Zeiten, sondern weil es nur in der allergewohntesten Erscheinung uns recht gegenwärtig werden kann. Das diesmalige Bild nennt sich Zuflucht (Sezession). Leid und Angst in Mädchenzügen und sorgenvoll beobachtende Teilnahme im Gesicht der Mutter. Im Gegensatz zu früheren Kompositionen ist diese Malerei direkt vor dem Modell gemacht, und die Kontrolle durch die unmittelbare Gegenwart der Natur verrät sich in der überzeugenden Kraft der Farbe. Doch das ist nicht nur Farbe, nicht nur die höchst malerische Darstellung lebendig geschauter Form, das ist vor allem zitternde Empfindung, die zu ihrer Darstellung nichts als zwei Menschengesichter braucht. Darum ist dramatische Bewegung in dem Bilde, und es gehört zu jenen, die einmal das Historienbild von einst ersetzen werden.

Das Historienbild, das doch noch nicht ausgestorben ist. Man fühlt an dem Erstaunen, mit dem man vereinzelten Nachzüglern begegnet, wie fremd es uns heute geworden. Aus Düsseldorf, der Heimat dieser Kunstgattung, mußte eins der wenigen Beispiele kommen, welche die diesmalige große Ausstellung birgt. Und eine Frau hat es gemalt, die in der Tradition der dortigen Schule steht. Ich spreche von Paula Monjes Julia Capulet. Unterirdisches Gewölbe, Grabgitter, Kerzenlicht. Ein Mann in der Kapuze — ist es der Mönch, oder Paris, oder der flüchtige Romeo selbst, der sich in dieser Tracht verbirgt? Die aufgebahrte Scheintote, die Blumen, die bräutlich weißen Falten — alles Dinge und Vorstellungen, die noch vor einem Menschenalter jede Phantasie entzückten. Ähnlich auch ist der Umstand, daß die Gesichter der Personen am wenigsten ausdrücken, und hier sollte doch auch dies Frauengesicht Ausdruck, nämlich die Ruhe des tiefsten Schlafes auf sich tragen. Aber das ist nicht der Fall; man beachtet es am wenigsten vor allem pomphaften Nebenbei, das nicht ohne eine gewisse technische Geschicklichkeit mit körperhafter Plastik raumvortäuschend hingestellt ist. Aber in dieser ganzen Malerei ist keine Selbständigkeit, nur das Aufrechterhalten überlieferter Kompositionsformen.

Es gilt nicht viel, ob diese von Neuem oder Altem geborgt werden. Ob es sich um Farbenrezepte und Pinselführungen oder um Gegenstände und Raumanordnung handelt, immer kann die Malerei in beiden Fällen besser oder schlechter sein, aber über den eigentlichen Wert des Kunstwerks entscheidet doch das Maß von Selbstständigkeit, mit dem ein malerischer Gedanke ausgedrückt wird. Und davon ist bei Julie Wolf-Thorn nicht viel zu finden. Sie hat Routine in der Behandlung der Farbe und eine gewisse Sicherheit der Zeichnung. Beides hilft ihr, ihre Porträts und gelegentlich etwas anspruchsvolle Studien, wie eine Fechterin in Schwarz vor einem dunkelblauen Hintergrund, als sehr modern hinzustellen. Aber wenn man genau hinsieht, ist alles erklügelt und drückt nicht die Kraft aus, die dem Selbstgesehenen und zum erstenmal Gefühlten inne wohnt. Zudem ist das ziemlich anspruchsvoll,

Digitized by Google

indem es die Unterordnung unter die Natur verschmäht, ohne doch eine Selbständigkeit des Farbengefühls zu zeigen, die diese Emanzipation rechtfertigen würde.

Wie viel ersprießlicher ist damit verglichen ein so ehrliches Naturstudium wie das reizvolle kleine Interieur von Margarete Gosselmann und so schlichte Landschaften wie die von Eva Stort (Sezession), die mit derbem Pinselstrich den Eindruck eines Parkausschnitts gibt, und von Eugenie Dillmann, die einen stillen Teich, von herbstlichen Büschen umkränzt, in anspruchslosem, gleichmäßigem Farbenauftrag malt.

Wenn ich soeben innere Selbständigkeit als das Kennzeichen der wertvollen künstlerischen Leistung hervorhob, was sage ich dann von einer Kraft, die sich absichtlich nicht in eine Moderichtung, sondern in einen ganz bestimmten Meister so eingelebt hat, um ein Werk zu vollenden, das man ohne weiteres diesem selbst zuschreiben könnte? Ich kenne bisher nichts weiter von Alice Trübner als das Bild, das sie in der Sezession ausstellt. Eine schlafende Frau ganz in ihre Betten vergraben, so daß nur das rote Gesicht und die ergrauenden Haare zu sehen sind. Eine rote Decke und im Vordergrund der Ständer mit dem Waschgerät. Das Ganze gemalt mit den wuchtigen, einzeln hingesetzten Pinselstrichen, genau der Richtung jeder Formbewegung folgend, sowie Wilhelm Trübner seit einigen Jahren die Natur auslegt. Durchgeführt ist die Aufgabe mit einer Konsequenz und Tüchtigkeit, daß der Malerin ohne weiteres ein hoher künstlerischer Takt und sicheres Können zugeschrieben werden muß. Kolleginnen von ihr sagen, daß sie auch ihre eigene Ausdrucksweise habe, und so kann man annehmen, daß sie es nur als ein lehrreiches Experiment betrachtete, einmal so mit den Augen ihres Gatten zu sehen und mit seiner Hand zu malen.

Wenn ich endlich die Zahl der Stillleben überdenke, so liegt es mir am meisten am Herzen, die großzügige Wasserfarbenmalerei der Frau Jansen-Grote zu nennen, der sich aus breiten Schatten- und Lichtflächen die Erscheinung ziemlich summarisch aufbaut. Es ist kein Aufhalten beim Nebensächlichen und eine erklärte Abneigung gegen alles Herkömmliche in der Wahl der Gegenstände und in der Art, wie sie angesehen werden. Auch die Farben sind temperamentvoll und unkonventionell — ein grüner Majolikahund mit hellsmaragdgrünen Lichtern und dunklen bräunlichen Schatten vor einem senfgelben Seidenstoff, oder Blumen, die an sich nichts Seltenes haben, die aber durch die Art der Anordnung besonders erscheinen. Ein frischer und impulsiver Mensch spricht aus diesen Sachen.

Bei einer anderen Holländerin Sophie Mesdag van Houten ist es mehr die überlieferte Kultur ihres Landes. Die gedämpfte Zurückhaltung der Farben und ein feiner Geschmack im Nebeneinanderstellen reizvoller Dinge mit merkwürdigen und meist feinausgearbeiteten Oberflächen, an denen es viel zu studieren gibt. Wenn verglichen werden soll, erinnert die Deutsche, die ich noch zu nennen habe, mehr an die erste dieser beiden Ausländerinnen. Es ist Anna Gumlich-Kempf, deren Bild wie die der zwei anderen in der großen Ausstellung hängt. Sie sieht rote Früchte scharf und klar und gleich daneben, halbverdeckt durch ein helles Glas, so daß es hübsche Unterschiede zwischen den freidaliegenden und den durchscheinenden Früchten gibt. Auch der Messingkessel ist so ursprünglich gesehen und gemacht, als wäre er nicht das Inventarstück, das allen Ateliers gemeinsam ist.

Ich komme zu den Zeichnerinnen, von denen ich zwei nenne. Anny Loewenstein hat sich seit kurzem als gewandte Radiererin gezeigt, die das Technische bis zu

Digitized by Google

gewissen Raffinements schnell beherrschen lernte. Bewegung darzustellen, gelingt ihr nicht, aber was sich in der Ruhe genau beobachten läßt, studiert sie mit Eindringlichkeit. Es geschieht ihr zuweilen, daß sie im Detail zu weit geht, so daß sich Wesentliches und Untergeordnetes vermischen. Aber ein Studium, wie sie es auch bei dem Damenporträt in Ölfarbe trieb, kann auf die Dauer nicht ohne Erfolg bleiben. Elfriede Wendlandt ist als Zeichnerin von den Anregungen des Fidus ausgegangen. Seine Konturzeichnung, ja auch sein Mädchentypus findet sich in ihren Exlibris und Druckverzierungen wieder. Aber die weibliche Phantasie ist doch anders geartet, leichter, spielender, weniger zu grübelndem Mystizismus geneigt. Auch findet sie ungezwungener den Weg zum Ornamentalen und weiß mit Zierschriften gefällig zu dekorieren.

Damit ist das Gebiet der angewandten Kunst betreten, und so erwähne ich die Künstlergruppe „Steglitzer Werkstatt", die sich in dem Vorort dieses Namens zusammenfand, um von der Einfachheit ausgehend künstlerischen Hausrat zu schaffen. Unter ihren weiblichen Mitgliedern hat Clara Möller-Coburg in der großen Ausstellung eine Sammlung ihrer Maschinenstickereien ausgestellt. Die Anspruchslosigkeit der Muster ist groß, es ist wie ein Anfang in primitiven Zeiten. Und in der Tat steht ja die Maschinenstickerei am Beginn ihrer Laufbahn, und die ihr angemessenen Ornamente werden sich allmählich entwickeln. Sie ist bestimmt, einen großen Teil der mittelmäßigen Handstickerei zu verdrängen. Schon heute kann man es fast als einen übertriebenen Luxus bezeichnen, wenn eine große Stofffläche mit einfachen Linienornamenten durch mit der Hand aufgenähte Schnurauflage verziert ist, wie der leinene Türvorhang von Rose Du Bois-Reymond. Es ließe sich nicht ganz dasselbe mit der Maschine erreichen, denn das Schnürchen, das mit ihrer Hilfe gebildet werden könnte, würde nicht so stark sein und sich so hoch abheben, aber dafür ließe sich die Arbeit schneller ausführen, reicher gestalten und (eine Ausnahme bei der mechanischen Technik) auch dauerhafter herstellen.

Zum Gebiet der angewandten Kunst wäre eigentlich auch der Brunnen zu zählen, wenn nämlich darunter heute die Gestalt des Wasserspenders selbst verstanden würde. Das ist aber nicht bei allen Plastikern der Fall, die sich mit solchen Aufgaben beschäftigen. Und so ist auch das Brunnenmodell, das Anna Spuler-Krebs aus Erlangen der großen Ausstellung sandte, in der Tat eine sehr gut modellierte und lebhaft bewegte plastische Figur (ein Mädchen mit einem Krug), welche vor eine romanische Säule gestellt ist. Von dieser herab schaut ein kauernder Löwe als Wasserspeier. Es ist meines Wissens zum ersten Mal, daß sich eine deutsche Künstlerin vor solche Aufgabe stellte.

Digitized by Google

Der Dresdener Lehrerinnentag.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wer die Protokolle der ersten Verbandstage des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins durchblättert, der wird einen wesentlichen Unterschied zwischen damals und heute finden. Einen äußeren und einen inneren. Damals der Waldfrieden kleiner Städtchen unter Thüringer und Harzer Tannen, heute Großstadteindrücke und alle Kennzeichen moderner Kongreß-Veranstaltungen. Damals die deutschen Lehrerinnen unter sich, die Glieder einer großen Familie, die bei ihrem Zusammensein der Öffentlichkeit gern entbehrte, heute Vertreter von Staat, Kirche und Stadt als Gastgeber und offizielle Teilnehmer, freudiges Interesse weiter Bevölkerungskreise und die großartige Gastfreundschaft einer Residenz.

Und dazu die innere Entwicklung. Damals die ersten notwendigen Vorarbeiten zur Orientierung und zur Vervollkommnung unserer Methoden. Heute, in allmählichem Fortschritt ermöglicht, die Inangriffnahme großer geschlossener Aufgaben, die Jahre planmäßiger Arbeit zu ihrer Durchführung bedürfen. Das „Damals" aber ebenso berechtigt, ein ebenso vollgiltiger Ausdruck eines tüchtigen Strebens wie das „Heute"; beide notwendige Entwicklungsstufen, wenn der Verband der Deutschen Lehrerinnen die Aufgabe erfüllen wollte, die er sich selbst gestellt hat.

Es kann nicht Sache eines Frauenblattes sein, im einzelnen die Fachbestrebungen einer Berufsorganisation zu verfolgen. Die drei Hauptaufgaben jedoch der diesmaligen Tagung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins standen in engstem Zusammenhang mit inneren Lebensfragen und aktuellen Forderungen der deutschen Frauenbewegung: Die Reform der höheren Mädchenschule — die Einführung der Mädchen in das soziale Leben unserer Zeit — die Beteiligung der Frauen an der kommunalen Schulverwaltung.

Die Reform der höheren Mädchenschule ist von der Sektion für höhere Mädchenschulen seit der letzten Generalversammlung eingehend bearbeitet worden. Unter Mitarbeit einer Anzahl von Sektionsmitgliedern und Sachverständigen hatte Frl. Anna Jungk die Aufstellung eines Entwurfs unternommen, der, in Einzelheiten noch nicht überall abgeschlossen und ausgeglichen, in seinen Grundzügen tatsächlich bieten dürfte, was von einer den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Mädchenbildung zu fordern wäre. Der Plan, der als ein Idealplan, d. h. unter ausschließlich pädagogischen Rücksichten aufgestellt ist, umfaßt einen dreizehnjährigen Lehrgang, der auf einen gemeinsamen siebenstufigen Unterbau zwei sechsstufige Kurse aufbaut. Der eine gleicht sich der Oberrealschule der Knaben so weit an, als die besonderen Aufgaben der Frau und Mutter nicht die Betonung besonderer hauswirtschaftlich-pädagogischer Kenntnisse erfordern, der andre erreicht das Ziel des Realgymnasiums.

Digitized by Google

In dem ersten Kursus ist dadurch, daß in den drei Oberklassen nur Deutsch, Geschichte, Psychologie und Kinderpflege verpflichtende, alle andren wahlfreie Fächer sind, sowohl der Überbürdung vorgebeugt, als auch die Befriedigung individueller Neigungen und Fähigkeiten gesichert. Die Anlage des Plans im einzelnen, die Auffassung und Behandlung der verschiedenen Fächer zeigte, daß man nicht nur in den Zielen der modernen sozialen Bedeutung der Frau, sondern auch in den Wegen und Methoden dem Geist der modernen Pädagogik gerecht wurde. Und so darf man der weiteren Bearbeitung des Entwurfs in der berechtigten Hoffnung entgegensehen, daß auf der sicheren Grundlage etwas bis ins Einzelne Abgerundetes und Brauchbares entstehen wird.

„Wie führt der Geschichtsunterricht in das Verständnis der Gegenwart ein?" Das war die zweite Frage, die Frauen und Lehrerinnen in gleicher Weise beschäftigen sollte. Ich darf wohl sagen, daß sie in dem Vortrag von Frl. Maria von Bredow eine in prinzipieller Hinsicht erschöpfende und dem Geist unserer modernen Frauenideale durchaus entsprechende Antwort gefunden hat. In den Vordergrund der erziehlichen Ziele des Geschichtsunterrichts stellte sie die Entwicklung des Verständnisses und der tiefinneren Teilnahme für die sozialen Aufgaben der Gegenwart, denen die Frau mit dem gleichen ernsten Verantwortungsgefühl gegenüberstehen sollte wie der Mann. Mit einer Schärfe, die von gründlicher geistiger Beherrschung des ganzen Gebietes zeugte, bezeichnete die Rednerin die entscheidenden Punkte, an denen eine Belebung und Vertiefung des Geschichtsunterrichts einzusetzen habe, und mit einer durchaus mit den praktischen Möglichkeiten der Schule rechnenden pädagogischen Einsicht bestimmte sie das Maß der neuen Stoffe, die an Stelle des alten Zahlen- und Datenballastes in den Geschichtsunterricht der Volksschulen und höheren Schulen einzuführen wären: 1. Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Heimatstaates. 2. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage der Gegenwart durch Einführung in die Geschichte a) des Bauernstandes, b) des Bürgertums, damit verbunden der Städteentwicklung, des Handels und des Gewerbes. 3. Belehrung über gesellschaftliche und wirtschaftliche Fragen der Gegenwart und Behandlung der sozialen Einrichtungen in Staat und Gemeinde. 4. Kenntnis der heutigen Rechtspflege. Gesetzeskunde: Das Wichtigste aus dem Familien- und Gesinderecht und der Arbeiterschutzgesetzgebung.

Auch die Diskussion bewies, daß die Lehrerinnen hinter der großen pädagogischen Bewegung der Zeit nicht zurückbleiben, sondern in selbständiger Arbeit an ihrer Vertiefung und Weiterbildung mitwirken.

Das Hauptinteresse der Tagung lag auf dem Verbandsthema: „Die Notwendigkeit der Mitarbeit von Frauen in der kommunalen Schulverwaltung." Die Ansicht der Versammlung kam in knappster Form in den nachfolgenden Leitsätzen zum Ausdruck:

1. Die Mitarbeit der Frauen in der kommunalen Schulverwaltung ist notwendig, weil die Frau vermöge ihrer weiblichen Eigenart und ihrer mütterlichen Erziehungsarbeit besondere Kräfte und Fähigkeiten einzusetzen hat, die für die Aufgaben dieser Körperschaft ebenso wertvoll sind, wie für das Gebiet der häuslichen und Schulerziehung.
2. Der natürliche Anteil der Frau an der Erziehung entbehrt der gerechten Würdigung, wenn sie von der kommunalen Schulverwaltung ausgeschlossen ist. Die Wirksamkeit des weiblichen Einflusses wird dadurch überhaupt herabgesetzt, und die Frau wird in der Entfaltung ihrer Kräfte auf dem ihr von der Natur zugewiesenen Gebiet gehemmt.
3. Insbesondere mit Rücksicht auf die Aufgaben der Mädchenbildung — wir erwähnen z. B. die Durchführung des Haushaltungsunterrichts und die Schulhygiene — erscheint die Heranziehung von Frauen zu den Ortsschulbehörden durchaus geboten.

Digitized by Google

4. Aus der Art der Zusammensetzung der Ortsschulbehörden in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten ergeben sich für die Beteiligung der Frauen im großen und ganzen folgende drei Möglichkeiten:
   a) für die Fachvertretung, die den Lehrern in der Mehrzahl der deutschen Bundesstaaten zugesichert ist, müßten auch die Lehrerinnen herangezogen werden;
   b) unter den Mitgliedern der Ortsschulbehörde, die aus der Bürgerschaft gewählt oder ernannt werden, müßten auch Frauen vertreten sein;
   c) auch zur Aufsicht über das städtische Schulwesen sollten Frauen als städtische Beamte herangezogen werden.
5. Für die Zulassung der Lehrerinnen zur lokalen Schulverwaltung sind genau dieselben Gründe geltend zu machen, aus denen den Lehrern eine Vertretung in diesen Körperschaften gewährt worden ist. Solange nicht die besonderen Interessen der Mädchenerziehung durch Lehrerinnen in der Schulverwaltung vertreten sind, ist der Gedanke der Fachvertretung nicht vollkommen durchgeführt. Solange die Lehrerinnen von einem Recht ausgeschlossen sind, das lediglich auf dem Amtscharakter beruht, ist die Gleichwertigkeit ihrer Arbeit im Schuldienst nicht anerkannt. (Zu 4a.)
6. Wo die Zulassung der Frauen zur Vertretung der Bürgerschaft in den Ortsschulbehörden abhängig ist von der bürgerlichen Wahlfähigkeit, erfordert das Interesse der Schule die Verleihung des Gemeindewahlrechts an die Frauen. (Zu 4b.)
7. Die Heranziehung genügend qualifizierter Frauen zur Ausübung der städtischen Schulaufsicht ist zunächst für den Haushaltungsunterricht und die technischen Unterrichtsfächer der Mädchenschulen dringend notwendig. (Zu 4c.)
8. Für die Mitarbeit der Frauen in der kommunalen Schulverwaltung einzutreten, ist zugleich Sache der Lehrerinnen- und der Frauenvereine. Der allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein ist zu diesem Zweck mit einer Petition an die Regierungen, bezw. Unterrichtsministerien der Einzelstaaten zu beauftragen. Soweit die Zulassung der Frauen in der Hand der lokalen Verwaltungskörper liegt, müßten die lokalen Lehrerinnen- und Frauenvereine ihrer Behörde gegenüber dafür eintreten.

Der Verein hatte der Erörterung vorgearbeitet durch eine Enquête bei sämtlichen preußischen Städten, die feststellen sollte, inwieweit folgender Regierungserlaß in den Schuldeputationen zur Geltung gekommen sei. (Min. Instr. v. 26. Juni 1811):

§ 15. „Bei der Aufsicht über die Töchterschulen werden die Schuldeputationen die verständigsten und achtbarsten Frauen aus den verschiedenen Ständen zu Rate ziehen, ihnen wesentlichen Anteil an Schulbesuchen, Prüfung und Beurteilung der Arbeiten, der Erziehung und Unterweisung geben und die Hausmütter des Orts auf alle Weise für die Verbesserung der weiblichen Erziehung zu interessieren suchen.

Sie dürfen deshalb zu den Schulbesuchen nicht immer dieselben Frauen einladen, sondern können darin abwechseln. Die Spezialaufsicht über einige Mädchenschulen dürfen sie Frauen, welche vorzüglich Sinn und Eifer für Beförderung einer guten Erziehung an den Tag legen, übertragen und sie zu Mitvorsteherinnen derselben ernennen."

Es waren von ca. 600, d. h. der Hälfte aller preußischen Städte, Antworten eingelaufen. Als Gesamtresultat ging mit aller nur wünschenswerten Klarheit hervor, daß von einer Verwirklichung der ministeriellen Forderung nur in ganz verschwindendem Maße die Rede ist. Zumeist hat man sich damit begnügt, die „Mütter" zu den Schulprüfungen, den Handarbeitsausstellungen 2c. einzuladen. Nur in wenigen Städten gehören die Lehrerinnen oder Vorsteherinnen von Mädchenschulen den für diese Schulen eingesetzten Kuratorien und Schulvorständen an. Von einzelnen Magistraten wurde die Ausführbarkeit der Instruktion stark in Zweifel gezogen, teils mit der Befürchtung, es möchten geeignete Frauen nicht zu finden sein, teils auch mit dem Hinweis auf die Konflikte mit der männlichen Lehrerschaft. Von einer Stadt wurde der Einwand gemacht, die Vorsteherin „würde sich wohl bei ihrem Naturell die Einmischung von

Digitized by Google

Damen höflichst verbitten". Andrerseits zeigte sich doch auch nicht selten ein freundliches Entgegenkommen und eine bereitwillige Anerkennung, daß in dem Prinzip der Instruktion etwas sehr Berechtigtes läge, wenn auch ihre Form der Organisation des modernen Schulwesens nicht Rechnung trägt. Ja, in einzelnen Antworten ging die vorurteilslose Betrachtung dieser Frage noch über das hinaus, was in der Instruktion verlangt wird. So hieß es in einer Antwort, daß die Idee, Frauen in den Schulvorstand zu ziehen, schön und praktisch sei. Es sei nur nicht verständlich, „warum in dem betreffenden Erlasse nur von Töchterschulen die Rede sei, während die Frau und Mutter in gleicher Weise interessiert sein soll für die Erziehung der männlichen Jugend".

Es wird nun die Aufgabe der deutschen Lehrerinnen- und Frauenvereine sein — der Bund deutscher Frauenvereine und der Verein Frauenbildung-Frauenstudium haben sich bereits zu gemeinsamem Vorgehen mit dem Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein in Verbindung gesetzt — für die Zulassung der Frauen zu den städtischen Schuldeputationen zu arbeiten.

Dazu wird ein einmaliger Ansturm mit Petitionen nicht genügen. Es wird Jahre gleichmäßiger, andauernder Arbeit bedürfen, vor allem aber werden die beruflichen Leistungen der Lehrerinnen ins Gewicht fallen und der Wert der Dienste, die von Frauen in andern, schon erschlossenen Zweigen kommunaler Verwaltung übernommen werden. Was die Dresdener Versammlung in dieser Frage bieten konnte, war gewissermaßen nur das Leitmotiv für die eigentliche Inangriffnahme der Agitation im großen Kreise.

* * *

Selten vergeht die Tagung eines großen Verbandes, in dem mannigfache Interessen sich kreuzen, ohne neben all den erfreulichen Zeichen fortschreitender erfolgreicher Arbeit störende Mißklänge zu bringen. Daß die diesjährige Pfingstversammlung einen so reinen, starken Eindruck des Gelingens zurückließ, verdanken wir nicht zum kleinsten Teil der aufopfernden und umsichtigen Vorarbeit unsrer Dresdener Kolleginnen. Als einen schönen Erfolg unsrer Sache dürfen wir auch die Teilnahme der Behörden betrachten. Der sächsische Kultusminister Exzellenz von Seydewitz, der Oberbürgermeister von Dresden Geh. Finanzrat Beutler, der Vertreter der Kirche, Oberkonsistorialrat D. Dr. Dibelius begrüßten den Verein in längeren Ansprachen mit dem Ausdruck warmer Zustimmung für seine Ziele; an den Vorbereitungen hatten städtische und kirchliche Behörden regen Anteil genommen, die Stadt selbst erzeigte den Lehrerinnen an einem glänzend verlaufenen Festabend im Ausstellungspark ihre bekannte Gastfreundschaft. Aber auch darin erkennen wir zugleich einen Erfolg der Berufstüchtigkeit unsrer Dresdener Kolleginnen, eine Anerkennung der Arbeit unsres Dresdener Zweigvereins und der Persönlichkeit seiner Vorsitzenden, Frl. Thekla Gilbert. Unsren Dresdener Vereinsschwestern sei deshalb auch an dieser Stelle noch einmal ein warmes Dankeswort gesagt.

Digitized by Google

Nach der goldenen Hochzeit.

Skizze

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

„Und nun, mein lieber alter Freund, noch das Beste von allem."

Pastor Wenzel wickelte umständlich Hülle um Hülle ab. Aus dem knisternden Seidenpapier lugte es schon blank hervor — dann zeigte sich eine blitzende Glasfläche und endlich das Ganze: im breiten Goldrahmen das Bild des Landesherrn.

Gottlieb Christian Bründel empfing es mit Ehrfurcht. Seine alte Frau aber trat auch heran, betastete das Geschenk mit den runzligen Händen, hielt es ein Ende von sich ab und meinte naiv: „Wourvon hei dat woll weit, dat wie hüt unsʼ gülden Hochtied hebben? —"

Der Schullehrer und Kantor Bründel antwortete nicht. Die vielen Beweise herzlicher Teilnahme von Nah und Fern, die in Gestalt von Karten, Briefen, Blumen und Geschenken vor ihm auf dem ovalen Sofatische lagen und seine neunundsiebzig Jahre überwältigten ihn. Trotz der Gegenwart des Herrn Pastors ließ er sich in den Korblehnstuhl mit dem grellbestickten Kissen — ebenfalls zum heutigen Tage gestiftet — fallen und wehrte den klaren Tropfen nicht, sich aus den müden Augen ihren Weg zu suchen durch tiefe Wangenfurchen in den dichten, weißen Bart.

Johannes Wenzel war einer jener Seelenhirten, denen ihr gottgeweihtes Amt und ihre Gottesfurcht in Fleisch und Blut übergegangen sind. Sofort zog er sich einen Stuhl heran, nahm dicht neben dem Alten Platz, legte seine warme, kräftige Rechte auf die dürren Greisenhände und verhinderte so in seiner Herzenshöflichkeit jedes mögliche Emporschnellen des Untergebenen vor dem Vorgesetzten. Dann streckte er die freie Hand nach der umhertrippelnden Alten aus: „Mutter Stining! nun setzen Sie sich auch zu uns, nun wollen wir an diesem köstlichen, frohen Tage uns ein wenig erzählen über Vergangenheit und Zukunft. Ist es denn ganz bestimmt, daß Sie uns verlassen werden und nach Bergen ziehen?"

„Ja, Herr Pastor! Dahllegen muß mein Mann; er hätt die Macht nich mehr. Mit's Schulhalten — das is nich so slimm, das hätt er nu all so in'n Griff; abers das Hauend . . . . ."

„Mutting!"

„Wes still, Gottlieb! . . . Ich sag Sie, Herr Pastor, hei hätt Tieden — — hei kann nich den Tagel (Kantschu) mihr böhren, un wat schall dorut warden? Dörpjungs, un denn kein Schacht . . ."

Pastor Wenzel lacht hell und herzlich, sein frohes Kinderlachen. Da zuckt es auch durch des alten Kantors runzliges Antlitz:

„Recht hat sie, Herr Pastor, sie hat zeitlebens den Nagel auf den Kopf getroffen — wat Mudding?" er nickt ihr schelmisch zu. „Wenn unsere Jugend nicht stramm genommen wird, verwildert sie. Und ein Hülfslehrer, der ist nicht Fisch nicht Fleisch. Übrigens will er heiraten, und das Alter hat er ja längst, da will ich nur Platz machen."

„Ja aber warum denn nicht hier bleiben? wo Sie über fünfzig Jahre gewirkt haben? Wird es Ihnen nicht schwer, unser Dorf zu verlassen?"

„Schwer wohl, Herr Pastor; aber es zieht einen immer zu den Kindern. Herr Pastor wissen ja, daß wir uns mit unserm Schwiegersohn hier nicht gut stehen . . . . ."

„Nee, dat kann ok kein Minsch verlang'n. Wi hebben Mariken naug bäden; aber da

Digitized by Google

war jo nichs mit anzufang'n. Ümmer mit'n Kopp dörch bei Wand. So'n Snieder! nu hätt sei dat Elend. Hei is jo mihr duhn as nüchtern."

„Und so wollten wir uns in unsern alten Tagen an unserm zweiten und ältesten Kinde, unserm Sohne halten. Er ist doch ein angesehener Mann in Bergen, und man weiß denn doch, wohin man gehört."

„Und denn bei Lütten! — — Herr Paster glöben garnich, wat dat vör Göhren sünd! All so schier un witting un gelhorig un so'n grallen Ogen — ick segg ümmer tau minen Mann: Gottlieb! segg ick, du schast seihn, dor ward noch eins ein' Preister von, Gripps naug hebben sei dortau."

Wieder lacht Pastor Wenzel sein gutes, lautes, menschliches Lachen, das die ganze kleine Stube erfüllt, den Kanarienvogel dort über der Stubenthür zum fröhlichen Schmettern und das Menschenherz zum uneingeschränkten Vertrauen ermuntert. Großmutter Christine will denn auch noch viel, viel erzählen von den Enkeln, da „reißt der Faden nicht ab," pflegt der Kantor zu sagen; aber der Pastor sieht plötzlich ernst aus.

„Meine lieben Freunde," sagt er in dem ihm eigenen gütigen, aber wie es den Alten jetzt scheint — doch mehr amtlichen Tonfall, „ich sprach euren Sohn vor einigen Wochen, als ich zur Konferenz in der Stadt war. Er hat — hmm — gerechte Bedenken wegen eures Wohnungswechsels, und ich stimme ihm bei. Alte Bäume soll man nicht mehr verpflanzen. Wer sein ganzes Leben hindurch auf dem Lande lebte, verträgt Stadtluft, Stadtkost und städtische Zustände schlecht. Hmm! — Euer Sohn meint, es würde ihn betrüben, wenn seine alten Eltern sich unglücklich fühlen würden unter lauter fremden Menschen — in ungewohnten Verhältnissen . . ."

„Herr Pastor werden verzeihen, daß ich unterbreche, wir haben doch Kind und Kindeskinder dort, und die Freunde meines Sohnes sind doch die meinigen oder vielmehr die unsrigen. Wenn wir auch alt sind, freuen können wir uns doch an dem Glück unseres Sohnes, an der feinen, lieben Schwiegertochter, den herzigen Kindern . . ."

„Dat mein ick ok, Badding!"

„Nun denn in Gottes Namen! — — Bleiben Sie sitzen, Bründel, rein still sitzen! Frau Stina begleitet mich, die ist doch nun einmal für's Laufen."

Er droht ihr schelmisch mit aufgehobenem Zeigefinger: „Wann Sie wohl den armen Füßen etwas Ruhe gönnen werden! aber freilich, Sie sind ja die Jüngere!"

Frau Kantor lächelt verschämt. Aus jedem Fältchen des grauen Gesichtchens kichert das Geschmeicheltsein: „Ein poor Johr, Herr Paster, sünd't jo man, öwers so väl is gewiß, ick lop noch manchen Jungen vörbi."

* * *

Ein reges Leben entwickelte sich im Kantorhause. Mutter Stina packte und wirtschaftete. Da hatten noch die Kartoffeln aus der Erde müssen, die Rüben und Wurzeln. In großen Säcken stand alles auf dem kleinen Hausflur. Der Herbstwind zog schon stark hindurch, klapperte mit der Hoftür, heulte im Schornstein und fegte um den Dunghaufen herum, als müsse er ihn durchaus auseinanderreißen. Bauer Lüttke hatte die Kuh schon abgeholt. Es war kein leichter Abschied gewesen. Frau Kantor hatte in die Schürze geschluchzt und Herr Kantor seine Pfeife auszehen lassen und lange vom Fenster aus noch die Pforte angeschaut, durch die die treue langjährige Hausgenossin am kurzen Strick davon geleitet war.

Jetzt mußte das Schweinchen noch folgen, das gummelige Ding, das so brav gefressen und schon so schön zugenommen hatte. Aber ganz fett war es erst gegen Weihnachten; es jetzt schon schlachten, wäre Unvernunft gewesen. Der Nachfolger übernahm es. Denn allein deswegen konnte man doch nicht in der strengsten Jahreszeit umziehen. In der Stadt war ja auch alles zu kaufen, so billig, weil es doch so viel da gab.

Der alte Kantor schlurrte in die Ofenecke, wo das Feuerzeug stand. Fröstelnd zogen sich die knochigen Schultern zusammen, die dünnen Lippen saugten mühsam an dem Rohr. So, jetzt brannte sie wieder. Doch ein bißchen was Warmes. Es war auch gar zu ungemütlich hier, wo nichts mehr am gewohnten Platze stand. Und natürlich kein Feuer im Ofen. Das Holz war doch längst geschichtet und zusammen gebunden für den Transport.

Digitized by Google

„Vadding! Lüttke is nu dor!"

Hell tönte es durch die Stubentür und durchschnitt den Gedankenfaden des Alten. Mutter Stina hatte keine Zeit gehabt, Erinnerungen zu feiern. Mit ihrem allezeit auf das Praktische gerichteten Sinn kam sie schneller über das Abschiedsweh hinweg als ihr alter Lebensgefährte, der immer so viele Wenn- und Aberpäckchen auf seinen runden Rücken lud und ganz obenauf noch etwas Zartes, Weiches legte, das er in heiterer Selbstverspottung sein bißchen Idealismus zu nennen liebte.

„Nu man fix, Vadding! 'n beten mit anfaten möten wi. Weck ut'n Dörp sünd ok all dor. Lüttke hätt den Aufstwagen (Erntewagen) nahmen, dor kriegen wi't all fein upp fast."

Nach einer Stunde war das Häuschen leer, und der uralte, dürftige Hausrat mit all' seinen Schäden der hellen Mittagssonne des klaren, windigen Oktobertages preisgegeben.

Aber jetzt setzte schon Jochen, der Bauernknecht, ein Bein aufs Rad, schwang ein großes, graues Laken durch die Luft, über ragende Tisch- und Stuhlbeine hinweg, und ließ es jenseits von hilfreichen Händen auffangen. Festmachen und verschnüren war bald getan. Jochen rückte sich zwischen einer Waschbalge und einem Sack mit Kartoffeln auf einem anderen Sack mit weicherem Inhalt zurecht, klappte mit der Peitsche und „Hüh!" wiegte, knarrte, polterte der schwere Ackerwagen die Dorfstraße entlang.

Alle Helfer und Zuschauer machten Kehrt. Die Männer spuckten noch einmal aus, die Frauen steckten die frostroten Hände unter die Schürze und klapperten auf ihren Holzpantoffeln davon. Pastor Wenzel aber nahm die beiden ganz verstörten Alten mit sich in sein gastliches Haus zu einem Teller Suppe und einem Nachtquartier.

* * *

Das ganze Dorf wußte es; nur die beiden nicht, die's anging. Wer hätte es ihnen sagen mögen. Großer Gott! so ein Unglück. —

Es war recht still um den Frühstückstisch, im Pfarrhause. Der Kantor hing mit seinen Gedanken noch an der eben geschlossenen Morgenandacht, grübelte ein bißchen daran herum. Was meinte der Herr Pastor nur mit dem zweimal betonten „Fügen in Gottes Ratschluß?" — — Frau Stina wußte nicht recht, wohin mit den Brotkrusten. Sie einstippen, hübsch im heißen Kaffee durchweichen lassen und gemütlich auslöffeln? ging das hier? — —

Da kam eine Frauengestalt im Kopftuch, mit fliegenden Röcken über den Pfarrhof dahergejagt, die großen, wenig verhüllten Fensterscheiben zeigten sie dem Ehepaare sofort. Frau Anna ward dunkelrot, der Pastor leichenblaß.

Es klopfte. Und von der Türschwelle her kam als gequälter Aufschrei: „Mien Vadding! mien Mudding! — — —"

In wenigen Minuten war alles heraus. Zwischen Lobbe und Sellin war es gewesen. Jochen hatte sich eine Zigarre angezündet, die ihm der Kantor noch mit auf den Weg gegeben. Der weiche Bettsack, auf dem der Lenker des Gefährtes saß, verführte zum „Einnicken". Die Pferde standen still, als sie merkten, daß niemand von ihnen verlange, den schweren Wagen vorwärts zu schleppen. Als Jochen das Weitertroddeln vermißte und sich die Augen rieb, brannte neben und hinter ihm lichterloh, was ein Menschenleben hindurch gesammelt und gespart worden war. Zu machen war nichts. Auf offener Landstraße ließ sich keine Hilfe erwarten. Auch waren die Pferde da. Jochen strängte sie ab und trottete ins Dorf zurück. Am späten Abend erst traf er wieder ein, während der Kantor und seine alte Frau die müden Glieder schon behaglich im weichen Gastbette dehnten.

Mariken streichelte an den Alten herum: „Mien leiw Vadding, Mudding; jih kamt nah mi . . . Ein Stuw hebben wi öwer . . . Fritz hätt all acht Dog kein Snaps mihr drunken — ümmer flietig neiht. — Dat is all dorvon, wiel uns Lütting storben is, nu is em dat tau einsam."

Auch Herr und Frau Pastor trösteten; sie mit Bibelsprüchen — er mit der Verheißung einer Sammlung in Dorf und Umgegend.

Endlich löste sich die Starrheit der Schwergetroffenen. Der Kantor erhob das weiße

Digitized by Google

Haupt, richtete die müden Augen nach oben und murmelte: „Gottes Wille geschehe! —" Fran Stina aber jammerte laut: „Mien Linntüg! — mien sülbenspunnen Wull!" — — und verfiel in hysterisches Schluchzen.

Der Landgerichtssekretär kam vorgefahren. Auch er war bereit, die Eltern mitzunehmen. Aber jetzt wehrte Vater Bründel entschieden: „Nein, mein Sohn, nackt und bloß kommen wir nicht zu dir. Wir hatten es uns so schön gedacht — in Gottes Ratschluß war es anders beschlossen. Hier habe ich fünfzig Jahre gewirkt, hier muß mir ein Plätzchen gegeben werden, vorläufig auf — bald unter der Erde." Mutter Stina weinte wieder. Sie konnte nicht begreifen, was der liebe Gott damit zu tun habe, wenn der dumme Jochen ihre Betten in Brand gesteckt. Zu sagen wagte sie es nicht; aber wenn der nachlässige Bengel hier gewesen wäre .... Sie ballte die runzlige Faust.

Gebeugt schlichen die beiden Alten neben Mariken über den Pfarrhof, dem kleinen Häuschen am äußersten Ende des Dorfes zu.

Der Landgerichtssekretär verabschiedete sich wortreich von dem Pastor und dessen Gattin, kam immer wieder auf den Unverstand der Landleute, unversichert dahin zu leben, zurück, hüllte sich in die getiegerte Reisedecke, lüftete noch einmal den schwarzen, steifen Filzhut und fuhr davon. Recht erleichtert, trotz allem. Er hatte seine Eltern wirklich lieb, war ihnen dankbar für alles, was sie an ihm getan hatten. Aber wenn er sich den Alten mit seinem abgemessenen Schulmeisterdeutsch und den nicht immer klappenden Fremdworten zwischen seinen Freunden dachte — — — — und gar Mutter — diese gute, prächtige, tätige und so liebevolle Mutter! — — — nein, lieber nicht. Besser war es so. Er würde morgen zwei weiche Lehnstühle hinausschicken; Else würde gewiß nichts dagegen haben.

Er hatte sich nicht verrechnet. Frau Else, die Blonde, Schlanke, das Augenlabsal des alten Schwiegervaters, kaufte sogar selbst mit ein, hastig und freudig und ebenfalls sehr, sehr erleichtert.

Die Enthüllung des Grabdenkmals von Auguste Schmidt.

Von

Marie Hecht.

Nachdruck verboten.

Der zehnte Juni ist für den Allgemeinen Deutschen Frauenverein zu einem ernsten Gedenktag geworden. Im Jahre 1900 wurde am zehnten Juni das Denkmal enthüllt, das deutsche Frauen der Mutter der deutschen Frauenbewegung, Luise Otto-Peters, in Leipzig auf öffentlichem Platz errichtet haben. Auguste Schmidt war es ein Herzenswunsch gewesen, der verstorbenen Freundin, zu der auch sie in den ersten Jahren ihres gemeinsamen Wirkens als zu einer Führerin emporgesehen hatte, dies Mal der Erinnerung zu setzen, und freudige Bewegung erhob und erfüllte sie an jenem Tage.

Zwei Jahre darauf, zwei kurze Jahre, und am zehnten Juni schlossen sich die Augen, die damals so strahlend die festliche Versammlung überschauten; der Mund, der damals so beredte Worte des Dankes und der Freude sprach, verstummte für immer.

Und wieder war der zehnte Juni gekommen, und wieder wie an jenem Tage vor nun bald einem Jahre, da Hunderte und Hunderte von Trauernden Auguste Schmidt

Digitized by Google

Das Grabdenkmal von Auguste Schmidt auf dem neuen Johannisfriedhof in Leipzig.

Mit dem Kranzschmuck am Tage der Enthüllungsfeier. (10. Juni 1903.)

Nach einer photographischen Aufnahme von Hermann Vogel, Leipzig.

Digitized by Google

zu Grabe geleiteten, war der Johannisfriedhof der Sammelplatz für eine stillbewegte Menge. An diesem Tage sollte das Denkmal enthüllt werden, das der Allgemeine Deutsche Frauenverein seiner unvergeßlichen Vorsitzenden an ihrem Grabe errichtet hat.

Auguste Schmidt ruht, wie es wohl allen Lesern dieses Blattes bekannt ist, Seite an Seite mit Luise Otto-Peters, wie sie mit ihr im Leben Seite an Seite die neuen Bahnen gegangen ist. Beide Gräber, durch liebende Sorgfalt gepflegt und geschmückt, zeigen sich heute in freundlichem Blumenschmuck; ein mächtiger Feldstein, ein erratischer Block, den kein Meißel berührt hat, bezeichnet die Grabstätte des Ehepaars Peters; das Denkmal zu Häupten des Nachbargrabes ist noch verhüllt; eine Eichengirlande, an Stäben befestigt, schließt beide Gräber von den umliegenden ab.

Immer größer wird die Versammlung, die in weitem Kreise die Stätte umgibt; die Angehörigen aber, die Freunde von Auguste Schmidt, die Vorstandsmitglieder des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins sind nahe an ihr Grab getreten. Ein Chor von Frauenstimmen beginnt erst leise, dann immer mächtiger anschwellend: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an", die Motette von Spohr. Während die letzten Töne verklingen, fällt die Hülle von dem Denkmal. Ein schlichter Stein, nur wenig behauen und geglättet, dessen dem Grabe zugewendete Seite das Reliefbild der Verstorbenen trägt; darunter der Name und ein kurzes Wort: „Der geliebten Führerin, dem großen Menschen der Allgemeine Deutsche Frauenverein". Das Bild ist mit feinem künstlerischen Können und liebevoller Sorgfalt herausgearbeitet. Man glaubt den sieghaften, eindringenden Blick, das lebensvolle Spiel des Mundes zu sehen. — Dann beginnt Helene Lange, die jetzige erste Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, mit bewegter, doch weithin vernehmbarer Stimme:

„Der geliebten Führerin, dem großen Menschen hat der Allgemeine deutsche Frauenverein diesen Denkstein geweiht, von dem uns in Adolf Lehnerts treuer und liebevoller Wiedergabe die unvergessenen Züge begrüßen. Uns, die wir mit ihr gelebt und gearbeitet haben, ist er nur ein Sinnbild für das, was Auguste Schmidt uns gewesen ist. Den Späteren soll er Kunde davon bringen, wie wir über sie gedacht haben.

Als Auguste Schmidt in die gewaltige Kulturbewegung eintrat, der sie mit ihrer großen Freundin Luise Otto-Peters jahrzehntelang bei uns die Richtung gegeben hat, da war erst wenigen deutschen Frauen, noch weniger Männern die innere Berechtigung, die Kulturnotwendigkeit dieser Bewegung zum Bewußtsein gekommen. Da galt es nur selten, mit bestimmt gefaßten Einzelforderungen an die Regierungen heranzugehen, deren Vertreter den neuen Gedanken ebenso fern standen wie die Massen. Da galt es vor allem, der Werbekraft dieser neuen Lebensideale den Boden zu bereiten; da galt es vor allem, die Herzen zu gewinnen.

Die Herzen gewinnen! Wer nur ein einziges Mal miterlebt hat, wie Auguste Schmidt unsre Versammlungen eröffnete, wer gehört und gesehen hat, wie sie die Zagenden zu ermutigen, die Widerstrebenden heranzuziehen, den Verständnislosen Verständnis abzugewinnen wußte, wer die feine Schonung nachempfunden hat, mit der sie die pietätvolle Scheu so mancher zu ehren wußte, die erst langsam, dann aber um so sicherer mit den neuen Gedanken Fühlung gewann — der weiß, daß niemand für diese Aufgabe so geschaffen war wie sie.

Die Herzen gewinnen — das ist die Mission gewesen, die sie erfüllt hat vom ersten Frauentag bis zum letzten, den sie geleitet. Aber nicht mit der geschickten

Digitized by Google

Beredsamkeit, die nur überredet; auch nicht mit dem Gefühlsüberschwang, der nur eine schnell wieder erlöschende Begeisterung zu entfachen vermag. Wenn sie die allgeliebte Führerin war, so war sie es, weil sie zugleich der große Mensch war, dem die Wahrhaftigkeit seiner innersten Überzeugung das Gepräge gab; sie war es, weil hinter dem, was sie sagte, das stand, was sie tat.

Es wird für die Frauenbewegung die Zeit kommen — vielleicht ist sie nicht einmal mehr fern —, wo ihre Grundforderungen in das Bewußtsein der Gebildeten übergegangen sein werden, wo es nur gilt, ihnen in stetiger, ruhiger Arbeit die Verwirklichung auf den einzelnen Gebieten zu sichern. Die Kleinarbeit vieler wird den Einsatz einer vollen, großen Persönlichkeit ersetzen; der Verstand wird leisten, was einstmals die Hingabe eines ganzen, großen Herzens erforderte. Dieses ganzen Herzens, dieser vollen Hingabe einer eigenartigen Persönlichkeit, dieses großen Menschen aber bedurfte die Bewegung zu einer Zeit, in der es noch galt, ihr dauernde Opfer zu bringen, die kleine Zufriedenheit des Tages gegen die tiefe Befriedigung einzutauschen, welche die Hingabe an eine Idee gewährt; einzutauschen, nicht weil man vergleicht und wählt, sondern weil man seiner innersten Natur nach nicht anders kann.

Ein solcher Mensch ist Auguste Schmidt gewesen. Dem vollen Ausdruck zu leihen, was sie für uns bedeutet, was an Dank für sie in unsern Herzen lebt, sind Worte nicht das Mittel. Wir können ihr nur danken durch Tun. Wie ein tiefer Orgelklang tönt hier auf dem weiten Schlummerfelde des Dichters Wort an unser Ohr:

„Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere.
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten."

Die beiden, die hier ruhen, haben wahrlich mit geduldigen Taten das Feld gepflügt, das wir heute weithin im Frühlingsschmuck schimmern sehen. Und an diesem Tage, der beider Andenken vereint — am 10. Juni 1900 haben wir Luise Otto's Denkmal enthüllt und am 10. Juni des vorigen Jahres ist Auguste Schmidt uns entrissen — an diesem Tage drängen sich Stolz und Trauer zusammen in das Wort: Uns haben sie gelebt, uns sind sie gestorben. Aber am Grabe unsrer geliebten Führerin erfaßt uns auch tiefer als je die Gewißheit: Kein Wesen kann in nichts zerfallen! Was die Triebkraft ihres Lebens gewesen ist: die tiefinnere Überzeugung vom edlen Menschentum der Frau, das bestimmt ist, weit über den Kreis der Familie hinaus segnende Hände zu breiten — das soll in uns weiterleben, soll auch uns die Kraft verleihen zu geduldigen Taten im Dienst unsrer großen Sache. Das sei unser Dank an unsre geliebte Führerin, das sei unser heiliges Totenopfer für Auguste Schmidt."

Nachdem Frl. Lange geendet, ergriff Herr Oberbürgermeister Tröndlin das Wort. An die Bedeutung anknüpfend, die der zehnte Juni für unsern Verein erhalten hat, schilderte er den Eindruck, den Auguste Schmidt bei der Enthüllung des Luise Otto-Peters-Denkmals auf ihn und alle Festteilnehmer gemacht hätte. Wie lebensfrisch und lebensmächtig sei sie ihnen allen erschienen, als sie bei ihren warmen Worten des Dankes niemand von allen denen, die sich um das Zustandekommen des Denkmals gemüht, vergessen hätte. Er schilderte den schmerzvollen Eindruck, den zwei Jahre später die Trauerkunde von ihrem Hinscheiden überall hervorgerufen hätte. Um so unvergeßlicher würde die Mahnung der Verstorbenen bei jener Feier bleiben, die Mahnung an die Nachstrebenden, des großen Vorbildes von Luise Otto-Peters stets eingedenk zu bleiben.

Digitized by Google

In gleicher Weise würde das eben enthüllte Grabdenkmal die Persönlichkeit von Auguste Schmidt den deutschen Frauen lebendig erhalten. Wie heute ein Eichengewinde diese beiden Gräber vereine, so sähe er, rückwärts schauend, die beiden Frauen, die da ruhten, vereint der deutschen Frauenbewegung die Wege weisen. Maßvoll vorwärts schreitend, immer bestrebt, das Mögliche zu erreichen und auszuführen, faßten sie doch auch mit weitem, freiem Blick fernere Ziele ins Auge. Die volle Mitarbeit der Frau an der menschlichen Kultur, das war es, was die edle Frau, die wir heute feiern, als den Kern ihres Strebens, das Ziel der Frauenbewegung hingestellt. Reich und gesegnet sei ihr Leben gewesen, reich und gesegnet in ihrer Berufsarbeit und in ihrem öffentlichen Wirken. Ihre Erfolge aber verdankte sie vor allem der Tatsache, daß sie allzeit ein rechtes, echtes Weib geblieben sei; daß sie bei allem scharfen Denken und festem Wollen sich weibliche Gemütstiefe und warme Begeisterung für alles, dem sie ihre Kräfte widmete, bewahrte. Niemals werde der Redner die Worte vergessen, mit denen sie bei der Eröffnungsfeier des städtischen Lehrerinnenseminars die Schülerinnen darauf hingewiesen hätte, wie die Pflege des Verstandes allein das Weib arm und unfähig lassen würde, ihre eigensten Aufgaben zu erfüllen, wie zu der Kultur des Geistes die Bildung des Herzens erstrebt werden müßte, vor allem von den Frauen, die sich auf den Lehrberuf vorbereiteten.

Die Stadt Leipzig, so schloß der Oberbürgermeister, sei stolz darauf, die beiden großen Frauen, an deren Gräbern wir ständen, zu ihren Bürgerinnen gezählt zu haben, und als ihr Vertreter möchte er das auch offiziell aussprechen, sowie seine Freude darüber, sich wiederum an einer so würdigen Feier, die dem Andenken einer großen Frau gelte, in amtlicher Eigenschaft haben beteiligen zu können.

Wie sie begonnen hatte, schloß die Feier mit Gesang. Der Chor stimmte das Lied an: „Ach bleib mit Deiner Gnade bei uns Herr Jesus Christ — —," und unter den feierlichen Klängen legten zuerst die beiden Vorsitzenden Fräulein Helene Lange und Frau Dr. Goldschmidt zwei ganz gleiche prachtvolle Lorbeerkränze im Namen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins auf den beiden Gräbern nieder. Und dann war es wieder wie ein Darbringen von Opfergaben auf einem Altar. Da war der Kranz des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins mit seiner schwarz-weiß-roten Schleife und der der Schule, die einst von Auguste Schmidt geleitet wurde, dessen Band die Farbe der Treue weist, Kränze sämtlicher Leipziger und vieler Berliner Vereine, Kränze der Ortsgruppen und Mitgliedsvereine des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, Kränze vieler einzelner Lehrerinnenvereine, Blumengaben von fernher gespendet, wie der Kranz der deutschen Lehrerinnen in England, und von nah, von Freunden und einstigen Schülerinnen, prachtvolle Bouquets und kleine Sträußchen, die liebende Hände verstohlen unter die großen Kränze schoben.

Aber diese vergänglichen Blumen und der schlichte Stein an ihrem Grabe sollen nicht die einzigen Zeichen unsrer Dankbarkeit, unsrer Liebe und Treue bleiben, die wir Auguste Schmidt darbringen. Schon ist die Beteiligung an der Begründung des Auguste-Schmidt-Hauses so tüchtig vorwärts gegangen, daß das geplante Unternehmen gesichert erscheint. Der Eifer dafür wird, so hoffen wir zuversichtlich, immer noch zunehmen, und auch wir Alten werden es erleben, daß sich der Bau erhebt, der Auguste Schmidts Namen tragen und kommenden Geschlechtern künden soll, daß wir in unsrer Zeit nicht nur die großen Männer, sondern auch unsre großen Frauen zu ehren wußten.

Digitized by Google

Zur bürgerlichen Rechtsstellung der Frau in Österreich.

Von

Marie Spitzer.

Nachdruck verboten.

Wenn wir die Veränderungen überblicken, welche bezüglich der Rechtsstellung der Frau im Laufe des letzten Jahrhunderts in den verschiedenen Kulturstaaten vor sich gegangen sind, so können wir mit Befriedigung feststellen, daß sich überall ein, wenn auch sehr langsamer, doch stetiger Wandel zu Gunsten der Frau vollzogen hat, daß sie sich allenthalben der unwürdigen Stellung, welche ihr die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen anweisen, bewußt geworden ist und mit Erfolg sich zu befreien sucht.

Die größten Reformen auf diesem Gebiete sind in den Vereinigten Staaten vor sich gegangen, wo Anfangs des vorigen Jahrhunderts die verheiratete Frau noch ganz unter der Vormundschaft des Mannes gestanden hatte. Sie besaß keinen Anspruch auf ihren Arbeitserwerb, durfte ohne Einwilligung des Ehegatten keine letztwillige Verfügung treffen, sie war ihm gegenüber in jeder Beziehung unmündig. Im Jahre 1830 begann die Legislatur von New-York sich mit der Verbesserung der Rechtslage der Frau zu beschäftigen, und nach vieljährigen Kämpfen ist die Amerikanerin jetzt nahezu in den meisten Staaten dem Manne zivilrechtlich gleichgestellt.

In England erschien das erste Emanzipationsgesetz zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes im Jahre 1870, es sicherte der Frau, die bis dahin schrankenlos der Ausbeutung des Mannes preisgegeben war, den Ertrag ihrer Arbeit und wurde 1882 durch die Women's Property Act ergänzt, welche der verheirateten Frau hinsichtlich ihres Eigentumes die gleichen Rechte gewährt wie dem Manne.

Freilich sehen wir, daß in andern kulturell hochentwickelten Staaten die bürgerliche Rechtsstellung des weiblichen Geschlechtes noch eine sehr unfreie ist; steht die Frau doch z. B. in Frankreich, Belgien, wie in allen Staaten, in denen der Code civil Geltung hat, bis heute noch, sowohl hinsichtlich ihrer Person wie ihres Vermögens unter der gesetzlichen Gewalt des Ehemannes, so daß sie ohne dessen Ermächtigung keinerlei gültige Rechtshandlung vornehmen kann. Erst seit 1881 ist es ihr in Frankreich gestattet, ohne Einwilligung ihres Mannes Geld bei den Sparkassen einzulegen oder abzuheben, und seit 1896 hat die verheiratete Frau das Recht errungen, über ihren Arbeitserwerb zu verfügen. Mrs. Stanton, die große Vorkämpferin der Frauensache in den Vereinigten Staaten, sagt mit Recht: „Die Frau war stets die große, ungezahlte Arbeiterin der Welt."

Der allgemeinen Bewegung zur Reform der die Frauen betreffenden gesetzlichen Bestimmungen hat sich nun auch in einzelnen Punkten die Österreicherin angeschlossen. Wenn sie auch im Vergleich mit den Frauen mancher andrer Länder in den Hauptbeziehungen günstig gestellt ist, so läßt doch schon der Umstand, daß das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch seit dem Jahre 1811 keine durchgreifende Änderung erfahren, es selbstverständlich erscheinen, daß das herrschende Familienrecht in vieler Hinsicht mit den gegenwärtigen Anschauungen nicht mehr übereinstimmt.

In der Ehe herrscht dem Gesetze nach Gütertrennung, so daß die Frau dem Wortlaute nach volles Eigentumsrecht besitzt, sowohl auf ihr früheres Vermögen, als auch auf das, was sie während der Ehe erwirbt.

Digitized by Google

Es besteht jedoch eine andre gesetzliche Bestimmung, die ihr Eigentumsrecht wesentlich einschränkt, ja beinahe ganz aufhebt. Es ist dies der Paragraph, durch welchen dem Manne als ihrem gesetzmäßigen Vertreter die Verwaltung ihres Vermögens übergeben wird, und zwar mit der Bestimmung, daß er nur über das Kapital, nicht aber über die Zinsen Rechnung zu legen verbunden ist. „In dringenden Fällen," heißt es dann wohl, „und bei Gefahr eines Nachteiles kann dem Ehemann das Verwaltungsrecht entzogen werden."

Daß die meisten Frauen und gerade die besseren, feinfühligeren sich nur sehr schwer, erst nach vielen Kämpfen und nach traurigen Erfahrungen dazu entschließen werden, die Hilfe des Gerichtes gegen ihren Gatten in Anspruch zu nehmen, und daß nur zu oft der Verlust ihres Vermögens eben dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie zauderten, zu diesem letzten Hilfsmittel zu greifen, wird nicht in Erwägung gezogen. Frauen, heißt es bei solchen Anlässen stets, verstünden es nicht zu rechnen, Geld zu verwalten, sie seien leichtsinnig, verschwenderisch, und aus diesem Grunde könne ihnen nicht die Verfügung über ihr Vermögen und die Verwaltung desselben überlassen bleiben.

Wenn die Frau, wie dies ja tatsächlich oft der Fall sein mag, verschwenderisch wird, wenn sie den richtigen Maßstab für Ausgaben verliert, so ist dies sicherlich, von individuellen Fällen abgesehen, die unter Männern gerade so häufig sein dürften, nur einer in Erziehung und Sitte begründeten Unerfahrenheit in Geld- und Geschäftsangelegenheiten zuzuschreiben. Der Mann hat sich gewöhnt, die Frau nicht als Mitberaterin in Bezug auf die gemeinsamen Ausgaben zu betrachten, sondern er läßt sie häufig ganz in Unkenntnis über seine finanziellen Angelegenheiten. Sie hat sich seinen Anordnungen zu fügen, während er sich, als der Erwerbende, das Recht vorbehält, über die Verwendung der Einnahmen und Ersparnisse zu entscheiden. Diese Sitte ist so tief eingewurzelt, daß ein großer Teil, ja vielleicht die Mehrzahl der Frauen es keineswegs wagt, das Recht, welches die im Gesetz vorgesehene Gütertrennung ihr sichert, geltend zu machen.

Wesentlich beeinträchtigt ist die vermögensrechtliche Stellung der Frau auch dadurch, daß das Heiratsgut, mindestens, insofern es aus barem Gelde besteht, vollständig in das Eigentum des Mannes übergeht und sie jedes Verfügungsrecht darüber verliert. In den breiten Schichten des Mittelstandes ist das Heiratsgut in der Regel alles, was die Eltern der Tochter abzugeben imstande sind. Dadurch daß dieses Geld als Mitgift in die Hand des Mannes übergeht, ist die Frau um die Möglichkeit gebracht, über irgend einen Geldbetrag selbständig zu disponieren und muß in ihren Ausgaben und Verfügungen vollständig von ihm abhängig bleiben.

Wenn es auch selbstverständlich den Eltern rechtlich freisteht, durch Vereinbarung in Bezug auf die Mitgift andere Verfügungen zu treffen, so übt doch die durch Tradition eingebürgerte Sitte einen Druck, dem die wenigsten sich zu entziehen vermögen.

Aus dem Umstande, daß der Mann der erwerbende Teil ist, wird auch sein Recht abgeleitet, in der Erziehung der Kinder und in allen sie betreffenden Bestimmungen zu entscheiden. Es heißt wohl: „die Eltern haben das Recht, einverständlich die Erziehung der Kinder zu leiten", weiterhin aber ist nur von den besonderen Rechten des Vaters, von der väterlichen Gewalt die Rede. Es wird ausdrücklich gesagt, „die Rechte, welche vorzüglich dem Vater als Haupt der Familie zustehen, machen die väterliche Gewalt aus", niemals aber wird von den Rechten der Mutter gesprochen.

Das Gesetz unterläßt es aber nicht, die Pflichten der Mutter genau zu bestimmen, sie zur Erfüllung derselben heranzuziehen.

Paragraph 143 des Bürgerlichen Gesetz-Buches lautet: Wenn der Vater mittellos ist, muß vor allem die Mutter für den Unterhalt, und wenn der Vater stirbt, überhaupt für die Erziehung der Kinder sorgen. Daß bei den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen in einer großen Anzahl von Fällen auch die

Digitized by Google

Frau durch ihren Erwerb wesentlich zur Bestreitung des Haushaltes beiträgt, kann nicht geleugnet werden, dennoch genießt der Mann unbeschränkt die ihm als Ernährer der Familie erwachsenden Privilegien.

Wie niedrig die Mutterrechte durch das Gesetz bewertet werden, beweist ferner eine Bestimmung des Bürgerlichen Gesetz-Buches, die über das Verbleiben der Kinder im Falle der Ehescheidung verfügt. Es heißt Paragraph 142: „Wenn die Ehegatten nicht einig sind, von welchem Teile die Erziehung besorgt werden soll, hat das Gericht dafür zu sorgen, daß die Kinder männlichen Geschlechtes bis zum zurückgelegten vierten, die weiblichen Geschlechts bis zum siebenten, von der Mutter gepflegt und erzogen werden." Von diesem Zeitpunkte an werden sie der Mutter, selbst wenn diese nicht der Schuld tragende Teil ist, gänzlich entzogen, wenn nicht, wie es weiter heißt, „erhebliche Gründe eine andere Anordnung fordern".

Nur solange die körperliche Pflege des kleinen Kindes die Hand der Mutter dringend erheischt, wird es ihrer Obhut überlassen, auf das heranwachsende hat sie kein Anrecht, auf seine Entwicklung keinen Einfluß mehr. Es ist klar, daß die Angst, von ihren Kindern getrennt zu werden, unzählige Frauen veranlassen muß, das Joch einer unerträglich gewordenen Ehe weiter zu schleppen.

Die Härte dieser Bestimmung, welche die Nichtigkeit der Mutterrechte vor dem Gesetze grell beleuchtet, hat den allgemeinen österreichischen Frauenverein veranlaßt, im Mai 1900 eine Petition um Abänderung des Paragraphen 142 dem Reichsrate sowie dem Justizminister zu überreichen.

Daß daraufhin unmittelbar eine Abänderung des Gesetzes erfolgen würde, konnte wohl selbst den kühnsten Erwartungen nicht vorschweben. Es darf jedoch immerhin als ein Erfolg betrachtet werden, daß dem allgemeinen österreichischen Frauenvereine vom Justizministerium die Mitteilung gemacht wurde, eine Reform im Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit werde Gelegenheit geben, die in der Petition zum Ausdruck gelangten Wünsche eingehend zu würdigen. Zugleich erklärte sich das Ministerium bereit, weitere Beobachtungen des allgemeinen österreichischen Frauenvereins über diese Frage entgegenzunehmen.

Namentlich das in dieser letzten Zusage liegende Entgegenkommen beweist, daß auch die höheren Behörden sich gegen die Mißstände im Familienrecht nicht mehr verschließen.

Von der Vormundschaft ist die Frau in Österreich bisher noch ausgeschlossen. Nur die Mutter und Großmutter darf Vormünderin ihrer eigenen Kinder und Enkel sein, jedoch mit Beigebung eines Mitvormundes. Die Frau ist dadurch von einem Gebiete sozialer Tätigkeit ausgeschlossen, auf welchem sie, ihrer Eigenart gemäß, Ersprießliches zu leisten imstande wäre. Man ist jedoch gegenwärtig bemüht, die Zulassung der Frauen zur Vormundschaftspflege zu erwirken, und da die Behörden der Unzulänglichkeit der auf diesem Gebiete bestehenden Einrichtungen nicht blind gegenüber stehen, glaubt man auf ein Entgegenkommen rechnen zu können. Eine in der jüngsten Zeit erlassene Verordnung des Justizministeriums, die einige anerkennenswerte Verbesserungen in der Vormundschaftspflege anstrebt, erklärt ausdrücklich, „daß es, namentlich in großen Städten und den Orten mit wechselnder Bevölkerung, Schwierigkeiten begegnet, solche Personen zu ermitteln, welche geeignet und gewillt sind, das Amt eines Vormundes zu übernehmen und es im Geiste des Gesetzes zu führen."

Dieser von maßgebender Seite selbst zugegebene Mangel an geeigneten männlichen Vormündern scheint den Gedanken an eine Heranziehung neuer Arbeitskräfte auf diesem Gebiete nahe zu legen und bietet der Frau einen willkommenen Anlaß, für ihre Zulassung zur Vormundschaft einzutreten.

Ganz besonders hart wird durch die gegenwärtig bestehenden gesetzlichen Bestimmungen die uneheliche Mutter getroffen. Sie ist, im Gegensatz zur ehelichen Mutter, von der Vormundschaft über ihr Kind gänzlich ausgeschlossen und muß die Vertretung desselben ausschließlich dem Vormunde überlassen. In den seltensten Fällen,

Digitized by Google

da sie häufig ortsfremd, ist die Mutter in der Lage, selbst einen solchen namhaft zu machen, und bleibt auf einen von Amtswegen bestellten Vormund angewiesen, der, ihr und dem Kinde fremd, sein Amt oft genug nur als eine lästige Pflicht betrachtet. Bei der großen Anzahl unehelicher Kinder, — in Wien beträgt dieselbe 38 Prozent aller Geborenen, — ist es wohl erklärlich, daß man Schwierigkeiten hat, die entsprechenden zur Vormundschaft geeigneten Personen heranzuziehen.

Die ledige Mutter hat die Verpflichtung, für den Unterhalt des Kindes zu sorgen, da es ausdrücklich Paragraph 167 des Bürgerlichen Gesetzbuches heißt: „Wenn der Vater nicht imstande ist, das Kind zu verpflegen, so fällt diese Verpflichtung auf die Mutter." Und daß gerade bei unehelichen Kindern zumeist die Mutter es ist, welche hauptsächlich die Pflege bestreitet, ist wohl eine bekannte Tatsache. Sie hat demnach die Pflichten zu tragen, welche den Wirkungskreis der väterlichen Gewalt ausmachen, ohne die korrespondierenden Rechte zu besitzen. Die Mißstände, die darin liegen, machen sich besonders bei den sogenannten Alimentationsprozessen fühlbar: der Bestellung des Vormundes von Amtswegen stellen sich zuweilen ganz besondere Schwierigkeiten entgegen. Das für den einzelnen Fall kompetente Vormundschaftsgericht ist je nach der Mündigkeit oder Unmündigkeit der unehelichen Mutter ein anderes; es kommt daher vor, daß Mutter und Kind sich in einem anderen Sprengel, ja in einem anderen Kronlande befinden als der Vormund und das vormundschaftliche Gericht. Es währt Monate, oft auch ein halbes Jahr, bis ein Vormund ernannt worden ist, und während dieser ganzen Zeit fehlt für das Kind die Rechtsvertretung und damit die Möglichkeit, den Vater zu seinen Pflichten heranzuziehen. Nun hat die uneheliche Mutter durch die Geburt des Kindes ihre Arbeitsfähigkeit für einige Zeit eingebüßt, die Entbindung hat sie in Schulden gestürzt. Einen Ersatz der Wochenbetts- und Entbindungskosten versagt ihr das Gesetz, den Fall der Verführung ausgenommen. Auch gestatten die gesetzlichen Bestimmungen die Einleitung der nötigen Schritte zur Erlangung einer Zahlung von Seite des Vaters erst nach der Geburt des Kindes, sodaß der Mutter gerade in der schwersten Zeit die Sorge für das kleine Wesen allein überlassen bleibt.

Ungarn hat im Gegensatz zu Österreich die uneheliche Mutter bereits zur Vormundschaft über ihr Kind zugelassen und bezeichnet sie im Gesetze mit dem terminus technicus „natürliche und gesetzliche Vormünderin". Was die Frauen Österreichs nunmehr anstreben, ist die Zulassung zur Vormundschaft im allgemeinen, sowie die Gewährung des Vormundschaftsrechtes an die uneheliche Mutter.

Vornehmlich ist es der in Wien im Jahre 1895 vom allgemeinen österreichischen Frauenverein gegründete Frauenrechtsschutz, welcher die Frauen auf die Mängel ihrer Rechtsstellung aufmerksam gemacht hat. Die in dieser Institution tätigen Mitglieder erhalten durch praktische Erfahrung Kenntnis von den Wirkungen des bestehenden Rechtes auf die Lage der Frau. Die auf Anregung des Vereins von Rechtsanwälten veranstalteten Kurse über praktische Rechtsfragen ermöglichen auch weiteren Kreisen von Frauen einen Einblick in die bestehenden Rechtsverhältnisse. Sie erfahren dadurch, von welcher Wichtigkeit und Bedeutung es für sie ist, sich auf diesem Gebiete zu orientieren, und wie verhängnisvoll ihre Unkenntnis für sie werden kann.

Es ist zu erwarten, daß diese Bemühungen den Erfolg haben werden, der Frau den ihr gesetzlich garantierten Schutz auch wirklich zukommen zu lassen und den Reformbestrebungen in Bezug auf die rechtliche Stellung des weiblichen Geschlechtes Bahn zu brechen.

Digitized by Google

Die Maikowski.

Eine Studie

von

Anna Ernst.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß von Seite 530.)

Jetzt war sie draußen und frei und frei! Das Grau war fort, die Sonne war da, am Horizonte lag noch eine dunkle Wolkenschicht, aber oben war der Himmel klar und blau. Johanna verließ die Stadt, es war schnell geschehen, die Schule lag an der Peripherie. Ziellos wendete sie sich südwärts, dorthin, wohin die Sonne wanderte. Die Bäume draußen prangten im Rauhreif, lieblich, wie junge Bräute. Johanna sah die Pracht und freute sich. Alles gefiel ihr, sie war so froh, wie ein Vogel, der dem Käfig entflogen ist, wie ein gehetztes Häschen, das endlich Jäger und Hunde weit hinter sich gelassen hat und ruhen kann von der Angst. Sie dachte nichts Bestimmtes, kaum, daß sie träumte, ein Wohlgefühl verschlang alles. Nur ab und zu, jäh und unvermittelt stiegen wie ein ehernes Denkmal, an dessen Furchtbarkeit Augen und Seele mit einem einzigen Blick sich krank geschaut, jene drei Männer vor ihr auf, ihre drei Richter. Sie kannte noch einen Richter, Willy, auch er hatte sie geschlagen. Sie zitterte, so oft sie daran dachte. Und doch, wenn sie auch der Mutter erklärt hatte: „Schlägt er mer noch einmal, so erseif' ich mer," er war ein andrer Richter gewesen, ein ganz andrer. Doch dieses dunkle Gebilde, das sofort ein Gefühl unsäglicher, grauenvoller Verlassenheit auslöste, verschwand allemal ganz schnell, trotz seiner lebensvollen Plastik. Zu einem vorwurfsvollen Staunen ihrer jungen Seele, daß Jesus nie auf die Erde käme, blieb keine Zeit, war keine Veranlassung; weihnachtlich war ihr, als ob die Natur singe: Friede auf Erden! als ob in diesem Frieden, in dieser Schönheit Jesus umginge.

Doch wie der Hunger Johanna in der Schule aus ihrer Dumpfheit geweckt hatte, so begann die Kälte sie jetzt aus ihrem allgemeinen Wohlgefühl aufzurütteln und ihr Physisches zu Ansprüchen anzureizen. Es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Johanna kannte das Dorf, in dem sie sich seit kurzem befand, und das eine einzige, unendlich langgestreckte Straße bildete. Die Häuser lagen auf der einen Seite dicht an der Chaussee, auf der andern an einem breiten, baumbepflanzten Landweg, zwischen diesen beiden Straßen zog sich ein hoher, breiter Damm hin, der hie und da ein Häuschen trug, ein lebhaftes, erlenumstandenes Flüßchen bespülte ihn und trennte ihn von dem Fußwege. Selbst jetzt, halb eisumfangen, stellte das Wässerlein sein Rauschen nicht völlig ein. Die Erlen, die sich darüber neigten, trugen weiße Silbernadeln ohne Zahl. Die Häuser an der Chaussee waren groß und städtisch, die Häuser jenseits des Landwegs niedrig und klein. Die Mehrzahl stand in Gärten, hinter ihnen stiegen Hügel auf, die wie Atlas schimmerten in ihrem Schneekleide und tiefe blaue Schatten zeigten in ihren Falten. Wenn Johanna das fast endlose Dorf durchwanderte, mußte sie Niederfelde erreichen, und dort wohnte irgendwo jene Frau mit der klugen Großmutter und den Schweinchen.

Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie trabte vorwärts. Die Häuser an der Chaussee schwenkten links ab, die Hütten mit immer größer werdenden

Digitized by Google

Schneeflächen im Rücken setzten die Geradlinigkeit fort. Hier fing Niederfelde an.

Nach vielem vergeblichen Fragen fand Johannas Ausdauer endlich ihren Lohn. Sie stand vor 325 — es gab in dem Dorf keine Straßennamen, sondern nur Hausnummern —, vor dem Gärtchen zuerst, dann in ihm und starrte die Haustür an, ratlos für einen Augenblick. Dann klopfte sie herzhaft, öffnete die unverschlossene Tür und schritt durch die Küche in das Zimmer. Ein bleiches, verdrießlich weinendes Kind saß an einem Tisch, vor sich ein paar kläglich verstümmelte Puppen; eine Frau reichte der Kleinen, ärgerlich scheltend, ein Sirupbrot.

„Da hast und nun hörst du mit Schreien auf!"

Johannas freundliches „Guten Tag" klang wie ein Meisenliedchen neben Krähengekrächz.

Die Frau wandte sich verwundert um, das Kind vergaß sich selbst, das Heulen und das Sirupbrot. Johanna knickste.

„Ein schönen Gruß von Mutter, und sie hat gehört, daß Sie Schweine schlachten; von Frau Eyert hat sie's gehört, und sie läßt fragen, ob sie auch etwas kriegen könnt'!"

„Das ist noch lange hin," sagte die Frau mit hellem Auflachen, „im März wird geschlachtet!"

Johanna faßte sich schnell.

„Frau Eyert sagt, Sie hätten all Ihre Kundschaft, man müßte sich früh melden, und 's Fleisch wär' so schön."

„Wie heißt dein Mutterchen?" fragte die Frau gutmütig.

„Anna Maikowski," sagte Johanna ehrlich; der März lag in weiter Ferne.

„Sag' man Mutterchen, sie ist hier für vorläufig notiert," sagte die Frau, mit dem Zeigefinger auf die Stirn tippend, „im Februar melde dich man wieder."

„Aber nicht bei so'ne Kält'," fügte sie mitleidig hinzu und forderte Johanna auf, sich erst ein bißchen aufzuwärmen.

Das war nun einmal so, wo Johanna sich ein bißchen aufwärmte, trug sie auch etwas Warmes hinein. Sie erlöste das Kindchen von seiner verdrießlichen Langeweile, indem sie die eine Puppe zur strengen Mutter, die andre zum unnützen Töchterchen machte. Die scharf zugespitzte häusliche Tragikomödie spielte die Kleine unzählige Male nach. Mit ungezwungener Selbstverständlichkeit setzte Johanna sich dann zu der Frau und half ihr beim Kartoffelschälen, bei sich erwägend, ob die Schweine oder eine große Kinderschar schuld seien an der ungeheuren Menge von Kartoffeln, die für das Mittagessen bestimmt war. Sie sprang auch einmal auf und rührte die Erbsen um, die auf dem Feuer standen, und schlug vor, den Topf nach hinten zu schieben, so lange man beim Schälen sei.

„Du verstehst's," sagte die Frau, und „du verstehst's" erklang es noch oft im Laufe des Vormittags, und gelegentlich erbat sie sich Hilfe neben all dem freiwilligen Zugreifen. An Gehen schien Johanna nicht zu denken, so lange es etwas für sie zu tun gab, und der Gedanke, das fremde, junge Geschöpf heimzuschicken, schien der Frau nicht zu kommen. Die ernste Schweigsamkeit ihres Wesens verwandelte sich in eine freundliche Schweigsamkeit, und schließlich lud sie den fleißigen Gast ein, das Mittagsmahl mit ihr und ihren Kindern zu teilen. Johanna war zu Mut, als läse sie wunderschöne Geschichten, so sehr mischten sich Freude und Erwartung. Neun Teller oder Näpfchen hatte sie auf den Tisch zu setzen, den sie besorgte, neun Löffel aufzulegen, neun Gabeln konnte sie dazutun, und wenn die Messer, die sie zu verteilen hatte, auch an Zahl nicht so hoch hinaufgingen, wahrlich, es herrschte doch Reichtum in jeder Beziehung. Neun Menschen bei Tisch, Vater und Mutter, und Brüder und Schwestern, und sie mitten darunter, als sei sie der letztern eine, das war ein so wunderbar Schönes wie ein heiteres Märchen. Ihr Herz hüpfte vor Freude, ihre Wangen brannten, die Augen leuchteten, sie schaute ganz verklärt darein. Seltsam, als sie den Tisch überblickte, kam ihr die weiße Kaffeekanne mit dem goldenen Rande in den Sinn, die zu Hause oben auf dem Sims stand. Die schien immer zu bitten: ‚Nehmt mich doch einmal herunter und sammelt euch um mich; wenn der Kaffee in mir dampft, dann will ich euch so viel erzählen, daß ihr gern beieinander bleibt, und dann schließe ich euch die Lippen und Herzen auf, daß einer in den andern

Digitized by Google

hineinsehen kann, ihr teilt eure Lust und euer Leid!'

Johanna zitterte vor Erregung, als Frau Gronwald sagte:

„Jetzt kommen sie, ich höre Grete schreien."

Auf der Straße wurde tüchtig geschrien und gelärmt. Eine helle Stimme übertönte alles. Jetzt erklang sie unter dem Fenster, schrill und triumphierend. Wie ein Wirbelwind raste ein Mädchen ins Zimmer, rotwangig, mit blitzenden Augen.

„Huipfui, huipfui!" rief sie höhnend. Das galt den drei älteren Geschwistern, die Grete auf dem Fuße folgten. Die Schneebälle, die Rache an ihr nehmen sollten, flogen auf einen Blick der Mutter in den Garten zurück. Nun begann ein Sturm von Anklagen.

„Was, ihr seid drei gegen eine, und die Ältesten dazu, und ich soll noch die vierte sein?" sagte die Mutter.

Damit hatte die Sache für sie ein Ende. Die beiden Knaben gingen von den Klagen zu Drohungen über, indes Anna, die Älteste, dem Spiegel zuliebe ihre Niederlage schnell vergaß. Sich in den eignen Anblick vertiefend, legte sie dort ihre Sachen ab, jedes Stück langsam und einzeln.

„Na, und Liese und Julius?" fragte die Mutter.

„Sollen nachbleiben," sagte Grete, „aber bei König Dummbart, d. h. sie kommen gleich. ‚Ihr bleibt nach!' sagt König Dummbart um neun. ‚Na so dumm!' sagen die Jungens. Hernacher um 12 streicht er sich den Bart, er muß noch einen Schnaps trinken, ehe er nach Hause kommt. ‚Na so dumm!' sagt er, wenn die Jungens nachbleiben wollen. ‚Eure Mützen, Jungens, geht nach Haus!'"

Grete hatte sich vor Johanna hingestellt und blitzte sie mit ihren lebhaften Augen an.

„Wie die die Lehrers kennt," dachte Johanna, aber sie wagte nichts zu sagen. Annas junge Stirn neigte zu wulstigen Runzeln; sie zeigten sich jetzt furchentief unter dem krausen, rotblonden Haar.

„Das hätte man einer von uns sagen sollen," bemerkte sie.

Eine Antwort erhielt sie nicht. Johanna begann das Essen aufzutragen.

„Laßt Johanna nicht alles allein besorgen," sagte Frau Gronwald.

Das war die Vorstellung. Grete erklärte, daß sie neben Johanna sitzen müsse; sie war mit jedermann schnell vertraut. Annas Stirn lag in unsicheren Falten, Paul und Franz schienen sich vier Augen zu wünschen. Die Erbsensuppe kam auf den Tisch, dazu zwei Schüsseln mit Kartoffeln und ein Näpfchen voll Speck. Die vierjährige Martha hatte ihr Puppenpaar auf den Schoß genommen und versprach ihnen etwas zu essen; als sie die Erbsen roch, fing sie an zu weinen. Grete nahm Johanna bei der Hand.

„Komm, Oskar holen!" sagte sie. Sie führte Johanna in einen Nebenraum. In einem großen Bett lag ein zweijähriger Bube.

„Schon wach?" sagte Grete halb scheltend und riß ihn mit einem Ruck empor.

„Wenn er schläft und ich ihn weck', dann brüllt er. Ich wollt', daß du ihn brüllen hörst; er schneid't dabei solche Gesichter. Wie 'ne Aff', rein wie 'ne Aff'."

Trotz ihrer wilden Reden trug sie das Brüderchen mit einer gewissen Zärtlichkeit hinüber und behielt es auf ihrem Schoß. Alle setzten sich. Die Mutter gab die Erbsen auf, auch für die zwei Nachbleibenden.

„Bete, Martha!" sagte sie dann.

„Ich will nicht," sagte die Kleine schluchzend, „für Erbsen will ich nicht beten."

„Dann gehörst du in den Winkel mitsamt deinen Puppen," sagte die Mutter.

„Für Kartoffeln will ich beten!" Das Kind schluchzte heftiger.

„Grete, dann bist du die Jüngste, bete du!" befahl die Mutter.

Und Grete betete, kräftig, fast lustig:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was du bescheret hast."

„Na, und was soll ich Martha bescheren?" fügte sie, ohne eine Pause zu machen, hinzu.

Die Mutter zögerte.

„Man muß alles essen lernen!" sagte sie dann.

„Guck Oskarchen an, Martha," sagte Grete und stopfte dem Kleinen einen Eßlöffel voll Erbsen nach dem andern in den gierig geöffneten Mund, „der ist jünger als du und ißt alles."

Digitized by Google

Martha aber weinte und weigerte sich.

„Na, wenn sie nun so'n Kollicke hat als wie du, Mutter?" fragte Paul, der Zwölfjährige.

Seine großen, auffallend runden Augen schauten ganz tiefsinnig drein. Es gab ein schwieriges Problem zu lösen.

„Für heute gib ihr Kartoffeln. Johannchen, du tust's wohl," sagte sie nach einer Weile.

Johanna bemerkte, daß auch Frau Gronwald die Erbsen mied.

„Mutters Kollicke verträgt keine Erbsen," erklärte Paul.

„Er wird immer unruhig," fiel Anna ein.

„Die Doktors sagen, daß Mutter so'n unruhigen Kollicke hat," erklärte Franz.

„Bei uns ist kein Kol—Kolli—Koll—licke," wagte Johanna sich unsicher hervor, für deren Ohren all die Erörterungen bestimmt waren.

Da brachen alle Kinder in ein Gelächter aus, und auch Frau Gronwald lächelte.

„Aber jeder, jeder Mensch hat einen Kollicke! Ohne Kollicke kannst du nicht leben, ohne Kollicke sätzt du nicht bei uns am Tisch!" riefen alle untereinander.

„Der Kollicke ist so ein kleines Ding, Mutter, erzähl' du weiter!" begann Paul.

„Ja, ein ganz kleines Ding," bestätigte Frau Gronwald.

„Und der sitzt in uns, hier oben im Kopf," erklärte Anna. „Mutter, erzähl' du weiter."

„Die Doktors fangen ihn auch manchmal," erzählte Franz etwas zaghaft, „und dann bläht er sich so —"; er breitete die Hände aus.

Während der allgemeinen Kollickeaufregung schlüpften Liese und Julius hinein und nahmen ziemlich unbeachtet am Tische Platz. Sie erglühten auch für den Kollicke, aber die Furcht, bei den Erbsen zu kurz zu kommen, ließ nur die winzigsten Ausrufe zu. Ab und zu führten sie den Teller selbst an den Mund und tranken die Suppe. Die Mutter hatte alles, was die Kinder über den Kollicke aussagten, kopfnickend bestätigt.

„So ist's!" nahm sie jetzt das Wort, und die Kinder lauschten dem längst Bekannten atemlos. „Jeder hat einen Kollicke; er ist ein kleines Geschöpf und sitzt hier oben im Kopf. Wenn er zu unruhig wird, dann kommt er zum Munde heraus, und dann muß der Mensch sterben. Wenn ein Mensch stirbt, kommt er immer zum Munde heraus."

„Und bei einem Mädchen" — unterbrach sie Grete. „Mutter, erzähl' doch von dem Mädchen!"

Zu ihrem Bedauern mußte Grete den Tisch verlassen. Des kleinen Oskars Kollicke hatte sich nach den ersten zehn Löffeln höchst ungebärdig benommen und Aufstoßen verursacht; jetzt schickte er grollend all die genossenen Erbsen wieder zurück. In der Kammer gab's nun Geschrei und Prügel.

„Bei einem sehr kranken Mädchen wollte der Kollicke eben aus dem Munde herausspringen," erzählte Frau Gronwald, „aber der Doktor packte ihn und drängte ihn zurück und hielt dem Mädchen den Mund zu; da ist's Mädchen nicht gestorben."

Johanna sah aus, als blicke sie in eine Wunderwelt. Pauls runde Augen weideten sich an ihrem tiefen Staunen.

„Ja, wenn's nicht wahr wär', aber es ist doch!" sagte er. „Mutter, sag' doch, daß die Doktors ihn auch schon gefangen haben."

„Sie haben ihn gefangen und in ein Glas getan, wo Spiritus drin ist," sagte die Mutter, „ich hab's so von weitem gesehen. So bläht er sich."

Sie machte dieselbe Handbewegung wie Franz vor ihr; die Kinder hatten sie ihr alle abgelernt.

„Ganz ran wollt' ich nicht. Mein Kollicke ist besonders unruhig, er verträgt vieles nicht, Erbsen schon gar nicht. Wißt ihr noch, damals?"

Die Kinder wußten alle, wie's vor zwei Jahren gewesen nach den Erbsen, und aus einem lebhaften Durcheinander erfuhr Johanna, daß sie alle schon gemeint hätten, die Mutter würde sterben. Da war der Vater gekommen mit dem Arzt. Der wußte gleich, woran es lag und sagte:

„Das ist Kollicke."

„Eins möchte ich wohl wissen," begann Johanna, als die Hochflut unzähliger Wiederholungen, die alle nichts neues brachten, abgeebbt hatte, „ob der Kollicke bloß so was nicht verträgt oder auch andres nicht!"

Keiner verstand sie.

Digitized by Google

„Ob er bloß so was nicht verträgt, wie Fisch und Erbsen, Pastinak — oder auch andres nicht?"

„Was denn nicht?" fragten alle.

„Zum Beispiel," sagte Johanna, „ob er es nicht verträgt, in die Schule zu gehen."

Eine solche Möglichkeit gab allen zu denken.

„Das würde Großmutter wissen," sagte Anna. „Die weiß alleſt."

Die Unterhaltung setzte sich beim Abräumen des Tisches fort und begleitete das gemeinsame Abwaschen in der Küche, an dem auch alle Jungen sich helfend beteiligten. Nur Martha blieb bei ihren Puppen im Zimmer.

„Die Großmutter ist meine Großmutter," sagte Frau Gronwald, „und zwischen 90 und 100."

„Alte Leute wissen alleſt," sagte Anna mit Bestimmtheit.

Paul schloß sich ihrer Ansicht an.

„Alle schon nicht," entgegnete Johanna.

„Wer denn nicht?"

„Na, unser Rektor. Wenn der mer hier sehen tät, denn würd' er sagen: Is das 'ne Herumtreibersche."

Ihre flinken Finger und ihre geübten Augen waren die kräftigste Widerlegung dieser Anschuldigung.

„Allens so was nennt er Herumtreiben," sagte sie verächtlich. „Er müßt' doch wissen, was ich mer hier belern und daß ich mer das in der Schule gar nicht belernen kann!"

Sie fühlte sich wie auf grüner Aue und an frischem Wasser; allen Kräften ihrer Seele strömte eine Fülle von Nahrung zu. In ihr pochte die Lebensfreude, Liebe und Arbeit wuchsen daraus hervor als etwas Selbstverständliches, und eine unsichtbare Welt, aus der Segen und Unsegen herniederquoll, lieh allem Sein eine geheimnisvolle Weihe. Und diesen Reichtum sollte sie fahren lassen um einer Wüste willen, in der man ihr harte, getrocknete Früchte als Nahrung bot, zerrieben und zu Pulver zerstampft, wenn sie sich ganz als unverdaulich erwiesen!

„Nun trinkst du noch Kaffee bei uns," lud Frau Gronwald ein, der es wohl tat, daß Johanna sich so heimisch bei ihr fühlte.

Als Johanna zustimmte, rief es allgemeinen Jubel hervor. Wenn die Mutter in dieser Stimmung war, dann hörten die Kinder all' die schönen Geschichten, die das Leben mit so viel Geheimnisvollem durchdrangen, wie gespenstische Gestalten sich in die finstern Winkel der Zimmer stellten, aus allen Schatten hervorlugten, das Haus in der Nacht umschwebten, auf dem dunkeln Boden tanzten, im Keller umgingen und in der Mitternachtsstunde über die Felder huschten.

Und siehe da, wohl durch drei Stunden dehnte sich die lebhafte Kaffeesitzung, es wurde alles vergessen über den Wundergewalten, die weissagend, mahnend, strafend und schreckend für Augenblicke aus ihrer Unsichtbarkeit hervortreten und den Menschen fühlen lassen, daß er ein Unfreier ist, von ihnen bezwungen.

„Bei uns spukt's auch," unterbrach Julius, ängstlich zitternd, hin und wieder die Erzählungen der Mutter; zuletzt stieß er es laut hervor, als könne es ihn von seiner Angst befreien. Alle bestätigten es, auch die Mutter.

„Warum, weiß nur eine, die Großmutter, aber die will's nicht sagen," flüsterte Anna.

„Bleib' hier, dann hörst du's," sagte Grete.

Das weckte das Gewissen der Mutter. Es war sechs Uhr, der Abend war längst hereingebrochen, wohl stand der Mond am Himmel, aber der Weg war weit, einsam und berüchtigt durch verwegenes Gesindel.

„Du kannst nicht allein gehen," sagte Frau Gronwald, „Paul —"

Pauls große runde Augen starrten die Mutter schreckensvoll an, er fürchtete anderes als das Gesindel.

„Mutter wird sich nicht ängstigen, — wenn ich bleiben könnt' —" sagte Johanna.

Frau Gronwald trat an das Fenster. Das Mondlicht lag auf der Schneefläche, es ging etwas wie Geisterweben durch die Luft. Schweigend blickten alle hinaus.

„Mutter, da ist etwas draußen!" flüsterte Liese nach einigen Minuten.

„Ich hab' was gehört!" sagte Julius.

Keiner wollte es ihnen glauben.

„Mutter, Mutter, da ist etwas draußen!" wiederholte Liese, dringlicher werdend, „es ging wie ein Mann und dann fiel's."

Da wich der Ausdruck inneren Lauschens von dem stillen Gesicht der Frau, aus ihrer

Digitized by Google

Welt, der Welt wunderſamer Ahnungen und Zuſammenhänge, kehrte ſie in die Wirklichkeit zurück. Sie befahl die vier Älteſten zu ſich und ging mit ihnen hinaus.

Johanna ſtockte der Atem. Viel Sprechen draußen, Zurufe, Befehle, Verſuche, wie es ſchien, eine ſchwere Laſt zu heben, die immer wieder fehlſchlugen, endlich Ruhe, dann unregelmäßige Schritte, Keuchen, Stampfen, leiſe Worte. Endlich wurde die Spannung gelöſt; mühſam ſchleppten die fünf einen Mann herein. Sein Anzug trug Schneeſpuren, der Mund war geöffnet, die Augen waren geſchloſſen. Er ſchlief. Ein Blick belehrte Johanna, daß er betrunken war. Sie hatte oft über Betrunkene gelacht, immer wohl, hier konnte ſie es nicht. Alles Licht ſchien aus der Stube gewichen, alle Freude, alle Traulichkeit. So regungslos wie der Körper des Mannes waren aller Geſichter, niedergehalten und niedergezwungen war alles, was in ihnen ſich hätte ſpiegeln können. Dieſe ſtarke Beherrſchung war aus dem harten, feſten Blick der Mutter geſchöpft, der gleichzeitig alle zu umfaſſen ſchien. Für eine Sekunde ſchlug der Mann die Augen auf, und er lächelte wie ein Seliger. Von ihm hatte Anna das rotblonde Haar, die waſſerblauen Augen, die hohe, faltenliebende Stirn, und doch unterſchieden ſie ſich wie Tag und Nacht. Wie ein unterirdiſches, neidiſches, griesgrämiges Zwerglein, das einem edelgeborenen, gefallenen Rieſen gezwungen Hilfe leiſtet, ſah ſie aus, als ſie ſo mißmütig den Kopf des Vaters ſtützte. Im Nebenzimmer verſchwanden Träger und Laſt für eine kleine Weile. Oskar ſchrie, weil er dem Vater weichen und in ein kleineres Bett mußte, dann hatte die Epiſode ein Ende.

Wie vorher ſaßen alle an dem langen Tiſch, auf deſſen Mitte die Lampe brannte. Aber doch war alles verändert. Die Mutter ſaß da in Gedanken verloren, mit einem Strickzeug in der Hand, und wenn ſie ſich abſchloß, war jedes Kind eine Welt für ſich und keine Brücke führte von der einen zur andern. Johanna wußte ſich auch da hineinzuſchicken; ſie rechnete mit Julius, brachte Martha zu Bett, erwies der bequemen Grete allerlei Gefälligkeiten, tauſchte mit Paul die gelernten Gedichte aus und ſaß endlich ebenſo ſchweigſam wie Frau Gronwald über langſamem Strümpfeſtopfen, freundliche Aufmerkſamkeit in ihren Zügen, als ſei ſie allezeit für andere zu haben.

Solch eine Tochter! Aus endloſer Leidenstiefe flüchteten ſich Frau Gronwalds Gedanken in dieſen Wunſch, der halb Qual war. Wer gehörte ihr denn ſo ganz aus ihrer großen Kinderſchar, daß er ihr Stab und Stütze ſein konnte! Anna verſtand tüchtig zu arbeiten, aber ſie war verlogen, neidiſch, launiſch, unberechenbar, unfähig, andre Menſchen auch nur in dem allerkleinſten Bruchteil zu verſtehen; Grete, ihr Liebling, war klug und lebenſprühend, aber träge und faul; Lieſe hatte ein paar ganz kurze Fühlhörnerchen, ihre grenzenloſe Gutmütigkeit war eine gefährliche Begleiterin ihrer felſenharten Dummheit, und Martha war ein krankes, ſehr krankes Kind. Und nun die Söhne! Da lohnte es nicht zu prüfen, ob gut oder ſchlecht, ſtark oder ſchwach, klug oder dumm, nach ein paar Jahren kamen die Mannesknechter — Trinken und Unzucht — und machten alles gleich, trugen die Höhen ab und ſtampften ein, was groß und gut und ſtark war.

Ein Poltern über den Köpfen der ſchweigſamen Geſellſchaft ließ dieſe emporfahren.

„Mutter, da fängt's an!" rief Lieſe aufgeregt und ſtolz zugleich.

Und voll Stolz blickten alle Kinder auf Johanna, nur Martha weinte. Von unten klang's auch wie leiſes Klopfen herauf.

„Siehſt du nun," ſagte Grete, „in unſerm Haus ſpukt's!"

„Großmutter weiß alleſt," ſagte Anna. „Eine Frau hat etwas Böſes getan, nun geht ſie um."

Die Mutter war aus ihrem Sinnen emporgefahren, Bitterkeiten und Ängſte arbeiteten mächtig in ihr. In das ſtille Geſicht, das ſich immer von innen heraus zu glätten ſchien, kam eine heftige Unruhe.

„Ich weiß es auch," ſagte ſie wie in ſchnellem Entſchluß, „Paul und Johannchen, kommt."

Sie ging mit beiden Kindern hinaus in den Mondſchein und ſchritt auf dem knirſchenden Schnee hin und her, ſo weit er im Garten niedergetreten war.

Digitized by Google

„Johanna," begann sie, „wenn der Mann, der dort in dem Haus wohnt, wo zwei Fenster hell und zwei dunkel sind, betrunken nach Hause kommt, schlägt er seine Frau und seine Kinder. Mir kehrt sich dann alles um, das Geschrei kommt mir nicht aus den Ohren. Mein Mann ist sanft, wenn er sich vollgesoffen hat, er lacht und gehorcht wie ein Hund, oder er schläft und lächelt, als wenn er recht etwas Süßes träumt. Am andern Morgen weiß er von nichts, rein gar nichts, nur das Geld ist fort und — und —

Ja, siehst, noch eins ist fort, die Kinder betrachten ihn wie ein Stück Holz, auch wenn er nicht getrunken hat. Das fing so sachte an, ab und zu und nur bei dem einen, dann blieb's und alle machten's so; nur Oskarchen hat noch 'nen Vater. Und ich bin auch bald so weit. Siehst du, Vaterehre und Gattenehre hat er sich weggetrunken, aber unsre Ehre läßt er uns, er schlägt uns nicht. Aber die Frau, die vor der Großmutter in diesem Haus wohnte, hatte so'n Mann wie der dort drüben einer ist, er schlug sie, er schlug die Kinder, er warf sich weg an schlechte Weibsbilder. Und eines Nachts nahm die Frau eine Axt und erschlug ihren Mann. Und Paul, heut, als ich den Geist oben hörte, kam's mir so, wenn's mit dem Vater so weit käm', ich macht's ebenso und sollt' ich für alle Ewigkeit ruhelos umgehen. Jetzt versprich mir hier vor Johannchen, daß du nie ein Trinker wirst!"

Der Zwölfjährige versprach's. Seine großen runden Augen waren klar und tief wie ein See, sein zuckender Mund verriet, daß er vieles wußte und daß eine Frau aus dem Volk bei ihrem jungen Kinde zur Beichte gehen kann. Johannas weiche braune Augen sahen aus wie zwei Sterne, die entgegengesetzte Bahnen wandeln.

Die Frau umschlang Johanna und küßte sie auf die Stirn. Ihr verdankte sie die Kraft zu dieser Beichte. Es war, als besäße das Mädchen die Springwurzel zu ihrem Herzen, daß es sich auftun müsse, damit die Augen in das Verborgenste schauten. Die Beichte, das fühlte sie, war zum Schutzdamm geworden gegen die dunklen Gewalten, die aus dem Verborgensten drohten.

Sie gingen wieder zu den andern. Johanna nahm den Holzeimer und die Kaffeekanne mit ins Zimmer. Sie wollte zur Nacht einheizen und den Kaffee in die Röhre stellen. Da erfuhr sie, daß das hier nicht Sitte sei. Das war das einzige, wozu sie den Kopf schüttelte und das ihr ein Fremdgefühl verursachte, als sei sie in einem fernen Weltteil. Aber als nun die brennende Frage erwogen wurde, wo sie schlafen solle, erlosch das Fünkchen Sehnsucht nach alter Gewöhnung. Jeder wollte Johanna haben, selbst Paul bat, weil er vor ihr so was Ernstes versprochen habe. Drei Betten standen zur Verfügung, alle gleich groß, aus dem letzten ward Julius zu den beiden Brüdern und Liese zu den beiden Schwestern verwiesen, es blieb Martha übrig, neben ihr hatte Johanna reichlich Platz. Die Mutter verschwand in der Kammer.

Über den Köpfen der Kinder und unter ihnen rumorte es noch immer; sie schliefen schnell dabei ein, die weinende Martha zuletzt. Nachts aber wachte Johanna auf. Sie zitterte, Martha weinte. Der Spuk war in das Zimmer gekommen; es knisterte, es knallte, es war, als würde der Tisch gesprengt, als wollte das Bett sich auseinander spalten, der große Schrank aus allen Fugen gehen. Martha schluchzte heftiger, Johanna kroch mit ihr ganz unter das schwere Zudeck. Angstschweiß stand auf ihrer Stirn, sie umfing Martha.

„Wir wollen zusammen beten," sagte sie, „was kannst du?"

Sie konnte kaum sprechen in der stickigen Schwüle.

„Ich kann nur: Komm, Herr Jesu," sagte Martha.

Sie umschlangen sich, und innig aneinander geschmiegt, beteten sie: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du beschert hast," bis eine nach der andern betend einschlief.

Diesen Zimmerspuk aber wollte Frau Gronwald am nächsten Morgen nicht gelten lassen.

„Das kommt von der Temperierung, wenn man bei so'ner Kälte nicht einheizt; die vertragen die Möbel nicht," sagte sie.

* * *

Digitized by Google

Johanna blieb noch einen Tag und noch eine Nacht. Es machte sich fast von selbst so, durch eine Erkrankung Marthas. Um den Schein zu wahren, schrieb sie eine Karte an die Mutter; aber die Karte kam nicht in den Briefkasten, sie wanderte andere Wege.

Aber nun hatte die Herrlichkeit ein Ende; der Abschied war vorüber, sie war allein und stand immer noch vor der Kirche des Nachbardorfes, bis zu der Paul und Grete sie begleitet hatten. Was nun? Vor lauter Trauer kam Johanna zu keinem Entschluß. Es war wenige Minuten nach drei Uhr, aber die Sonne hatte ihren kleinen Bogen bald beschrieben; sie sah abendlich aus, als hätte sie ihre Wärme längst verteilt. Johannas Traurigkeit wandelte sich in Trostlosigkeit, und aus der Trostlosigkeit ward nahezu Verzweiflung. Die Luft war kalt wie am Fluchttage, der Himmel so wolkenrein, der Schnee so frisch in seinem matten Glanze, aber Johanna hörte keinen Engelsgesang wie damals, der „Friede auf Erden" war ausgetilgt, ihre Seele fror in Todesschatten. Mechanisch machte sie sich auf den Weg stadtwärts. Noch eine Viertelstunde und das Tor war erreicht. Da zögerte sie. An dem Flüßchen stand eine Bank. Müde, ein völliger Raub ihrer Trostlosigkeit, hockte sie nieder, zusammenfallend wie eine Alte. Plötzlich zuckte sie auf; aus der Dumpfheit rang sich etwas empor: die drei Männer stiegen vor ihr auf, wie aus dem Boden gestampft, drei Finsternisse, drei Schrecknisse, der Tod in dreifacher Gestalt.

„Lieber erseif' ich mer!" schrie Johanna und sprang auf.

Doch Gegensätze erzeugen einander, mit der Hölle ist der Himmel gegeben, zu dem Eisschlamm in Niflheim gesellte sich ein Funke aus der Süderwelt, und siehe, der Winter gebar Leben.

„Jesus! Ich muß mer sehr wundern, daß Jesus nie auf die Erde kommt."

Sie setzte sich wieder.

„Ein frommer Landmann in der Kirche saß — — —" schoß es ihr da durch den Sinn. Wie ein Bild stand vor ihr, was das Gedicht erzählt. Die frommen Leute stehen betend am Tisch: ‚Komm, Herr Jesu, sei unser Gast —' da tut sich die Tür auf, ein Bettler tritt herein. Sie heißen ihn willkommen wie einen Geladenen. „So mach' ich's," beschloß Johanna, „ich klopf' an, wo viele Kinder sind und das jüngste betet, da nimmt mer die Frau schon auf!"

Ihre Haltung wurde zuversichtlicher. Sie hob das Auge zur Sonne. Nur die halbe Scheibe stand noch über dem Berge, der vor Johanna jenseit des Weges aufstieg, sie schien auf dem Berge selber zu ruhen, ein Strahlenbecken zu ihren Füßen. Da tauchte eine Gestalt auf, als sei sie aus dem Abendhimmel herausgetreten, er umfing sie mit seiner Klarheit und gab ihr feste, starke Linien, innerhalb der scharfen Umrisse verschmolzen Farben und Formen zu wunderbarer Weichheit. Es war eine Frau, die ein Kind im Arm trug. Sie schritt gleichmäßig dahin auf dem Kamm des Berges, jetzt verdeckte sie das sternengleiche letzte Flimmern der Sonne, die hinter ihr versank. Johanna staunte die Frau an, sie wußte nicht warum. Sie konnte kein Auge von ihr lassen. Alles an ihr war groß und ruhig und sicher. Jetzt änderte sie die Richtung und stieg den Berg herab, sie verschwand hinter den Häusern an seinem Fuße, dann trat sie zwischen ihnen hervor, überschritt die Straße, überschritt die Brücke und kam geradeswegs auf Johanna zu. Ja, sie war groß und voll Sicherheit und Ruhe auch hier in der Ebene, wo der Himmel die Erde und ihren Pfad nicht berührte. Trotz ihres einfachen Landfrauengewandes war sie von einer Hoheit umflossen, die Johanna mit Schauer erfüllte.

Die Frau blickte Johanna an, ein Blick war's voll Tiefe und Wärme, dann setzte sie sich neben sie. Das Kind in ihrem Arm war kein Säugling, es war in Marthas Alter; ein Tuch hüllte es völlig ein. Die Frau machte das Gesicht ein wenig frei, es war müde und bleich. Sie bot dem Kinde Milch aus einem Fläschchen, das sie am Busen getragen hatte, aber es lehnte ab.

„Trinke!" sagte sie zu Johanna, „du frierst."

Johanna gehorchte.

Die Frau schickte sich zum Gehen an, doch stand sie eine Weile vor Johanna und betrachtete sie mit ihren tiefen, warmen Augen. Da stand Johanna auch auf, und als die

Digitized by Google

Frau ihren Weg aufnahm, folgte Johanna und ging zuerst hinter ihr, dann neben ihr, so nah, daß ihre Kleider sich streiften.

Unterwegs sagte die Frau: „Es ist nicht mein Kind, das ich trage. Es ist seinen Eltern eine Last und verhaßt aus guten — aus schlechten Gründen. Was geschehen ist, mag ich nicht sagen. Ich hab' es mir schenken lassen, nun gehe ich zum Arzt."

Sie waren am Stadttor, aber Johanna fürchtete sich nicht mehr vor der Stadt; diese Frau strahlte Trost aus. Oft begegneten sich beider Blicke, dann lächelte Johanna und dachte: das ist's, daß sie alles weiß, und weiß, was gut ist, und wird mer sagen, was ich tun soll.

Die Dämmerung verwandelte sich in Dunkel, da langten sie an dem städtischen Lazarett an, dem Ziel der fremden Frau. Die Frau reichte Johanna die Hand; ein Strom von Wärme durchflutete das Mädchen.

„Warte auf mich," sagte die Frau, „willst du?"

„Ja!"

Wie ein Erlöstsein von aller Not erklang dieses Ja.

Johanna stand träumend da und vergaß alles um sich her. Etwas Großes war in ihr Leben getreten, etwas überwältigend Großes. Was war es? Da ertönte ihr Name dicht neben ihr. Sie prallte zur Seite; Willy war da, der sie zwingen wollte.

„Endlich," sagte er, „Johanna, endlich! Nun komm nach Hause."

Er griff nach ihrer Hand.

„Nicht schlagen!" wehrte sie heftig und steckte ihre Hand unter die Schürze, „du darfst mer nich schlagen, ihr wollt mer schlagen!"

„Es wird dich keiner schlagen," beruhigte Willy, „komm mit nach Hause."

„Ich komme nicht," sagte Johanna, „ich muß warten."

„Auf wen denn?"

„Auf die Frau."

„Auf welche Frau?"

Johannas Augen leuchteten, ihr Gesicht war wie verklärt.

„Jetzt wunder' ich mer nich mehr, daß Jesus nich auf die Erde kommt; er ist gekommen und wird mer sagen, was ich tun soll."

„Jesus?" fragte Willy fast entsetzt.

„Ja, die Frau!" sagte Johanna.

Da umklammerte Willy ihre beiden Arme mit festem Griff, es gelang ihm, den Kutscher herbeizurufen, der mit seinem Wagen in der Nähe stand. Eine Minute später hatte er die Schwester geborgen, und rasselnd fuhren sie durch die holprigen Straßen der Altstadt.

* * *

Das war ein böser Tag für Maikowski's, als Johanna nicht nach Hause kam. Überall wurde geforscht, immer umsonst. Zwischen Willy und der Mutter kam es zu heftigem Wortwechsel, aus dem jeder als ein Besiegter hervorging. Marie war starr und schweigsam, aber am unverwüstlichsten im Auffinden möglicher Schlupfwinkel. Bis zwölf Uhr nachts wurde wartend gewacht, dann legten sie sich nieder, jeder aus Rücksicht für den andern. Aber diese Rücksicht brachte keinem den Schlaf. Gegen eins saß Willy schon wieder am Tisch bei der brennenden Lampe, er brauchte Licht und einen freien Kopf, den er in den Nacken legen konnte, das Gesicht aufwärts gekehrt. Er wollte seine Weltanschauung revidieren, sie stand in Zusammenhang mit dem, was geschehen war: ihre Lücken waren nicht klein, sie stellten alles in Frage. Vielleicht waren es nicht nur Lücken, es waren fundamentale Irrtümer. Gab es ein unbedingt freies Können, das einem unbedingt freien Wollen entsprang? In den letzten Tagen hatten seine harten Verdammungsurteile beim Anblick lasterverschuldeter Verkommenheit und sittlicher Gleichgiltigkeit sich gar nicht mehr einstellen wollen, sie benahmen sich wie Feiglinge, die nach beständigem Prahlen fliehen, sobald der Feind sich ihnen persönlich stellt. Ja, gestern hatte er sich bei etwas Unerhörtem ertappt. Ein Mitarbeiter hatte nach sechswöchentlicher tapfrer Enthaltsamkeit wieder seinen Eid gebrochen und die Kneipe aufgesucht. Er war plötzlich entlassen worden, seine Frau lag im Wochenbett, das trieb ihn dazu; abends zerstörte er Hab und Gut in seinem Branntweinrausch und schonte nicht Weib und Kind. Bei all dem Entsetzlichen

Digitized by Google

drängte sich Willy das Lutherwort auf, die kostbarste Perle des winzigen Schulgutes, das er sich ins Leben gerettet hatte, es wandelte sich und lautete: ‚Er kann nicht anders, Gott helfe ihm! Amen!‘

O es war nicht so leicht, das Leben in feste Formen zu prägen. Als Willy den gehobenen Kopf neigte, sah er Marie vor sich, sie war auch aufgestanden und saß da, bleich, starr, mit unbeweglichem Blick. Nun begann auch die Mutter zu klagen, und bald lief sie im Zimmer umher und erzählte immer wieder, wie viel Gutes die Leute alle von Johanna gesagt hätten. In der nächsten Nacht, als sie sich wieder zerquälten und zersannen, sagte Marie zu Willy:

„Siehst, Willy, wir zwei Apartigen haben so gar nichts Apartiges ausgerichtet. Kriegt einer nur alle Tage flaue Wassersuppe und er läuft nun zu Nachbars, um sich Salz zu holen, dann wollten wir ihm fast den Hals umdrehen, und wenn einer nur alle Tage versalzene Suppe kriegt und nun vor Durst Wasser schöpft aus einem verbotenen Brunnen, dann waren wir bereit ihn zu steinigen. Wo nur so was verteilt wird, was keinen nährt, müssen wir nicht hart sein. Nicht jeder kann den Hunger so vertragen wie wir beide, das ist unsre traurige Apartigkeit. Und unsre traurige Apartigkeit ist's auch, daß wir so was verteilten und sagten: Nicht mucksen — oder — — Ja, siehst du, Johanna braucht eine Mutter und hat keine, sie braucht Geschwister und hat sie nicht, sie suchte nun beide bei andern. — Und die Schule — na, Willy,“ sie machte ein nachdenkliches Gesicht, „wenn ich's mir recht überleg', ich mocht' ihr auch nicht! Immer auswendig lernen, das kann mir nicht stolz machen! Das einzige Fräulein Freitag, wär' die nicht gewesen, ich hätt' drei Kreuze hinter ihr gemacht. Es war wieder meine traurige Apartigkeit, daß ich ein Musterkind war.“

* * *

Johanna lag im Bett. Die Wärme tat ihr wohl; sie weinte nicht mehr und sprach nicht mehr von Schlagen, weil man ihr sofort versprochen hatte, sie andern Tags nicht in die Schule zu schicken. Sie waren alle zu Haus, Mutter, Marie und Willy, ganz als hätten sie auf sie gewartet und so sonderbar sanft, geradeso, als wären sie auch mit der Frau gegangen, die über die Berge kam. Sie tranken Kaffee an ihrem Bett, und als ob sie Johannas brennenden Wunsch erraten hätten, benutzten sie die weiße Kanne mit dem Goldrand, die sonst auf dem Sims stand. Johanna sah, daß sie oft Blicke tauschten, dann sagte sie:

„Mer ist nicht wirr, mer ist ganz klar; die Frau — — — das sind so meine Gedanken. Ich bin nicht krank, bloß frostrig.“

„Krank sein darfst auch nicht,“ sagte die Mutter, „denn, denk' dir, Johanna, wir wollen zum 15. umziehen.“

„Meu,“ sagte Johanna, „dann brauch' ich hier nich mehr in die Schule zu gehen.“

Die drei Männer tauchten auf.

„Warum magst du die Schule nicht?“ fragte die Mutter.

Die drei Männer verschwanden; dichter Nebel zog sie mit in die Ferne.

„Ich mag err ja!“ sagte Johanna freudig, guter Vorsätze voll, „ich mag err ja!“

„Ich bin zu alt,“ fuhr die Mutter fort, „um den ganzen Tag bei fremden Leuten zu schuften, Willy und Marie haben das so herausgefunden; nun nehmen wir noch 'n Zimmer und denn wollen wir den Stadtrat bitten, daß er uns ein paar Kinder gibt, so von sechs und sieben Jahren —“

„So von vier,“ sagte Johanna.

Ihre sanften Augen strahlten vor Freude, das eine schaute in die weiteste Ferne.

„Das ist dann mein Kind, das laß ich mer schenken!“

Die schweren Sorgen der Ihrigen vermochte sie nicht zu erfassen.

Digitized by Google

Ansichten von Laien über Gesangunterricht.

Von Frau Dr. Thelle, Gesanglehrerin, Posen.

Nachdruck verboten.

In einer mehr als zwei Dezennien umfassenden Praxis als ausübende Konzert-Oratoriensängerin und Gesanglehrerin habe ich außerordentlich oft Gelegenheit gehabt, auf die Gefahren hinzuweisen, denen Laien unter gewissenloser, musikalischer Führung ausgesetzt sind. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle einiges darüber zu sagen. In der langen Unterrichtszeit, die nun hinter mir liegt, haben sich gegen 300 Damen und Herren mir anvertraut; ich habe diesen vielen nach Kräften geholfen, ihre Stimmen beurteilen zu lernen. Und wenn ich vielen von denen, die wirklich Unterricht nahmen, bald klar machen mußte, daß alle Mühe vergeblich sei und der Opfer an Geld und Zeit nicht wert, so habe ich mich doch bemüht, ihnen wenigstens die Grundbegriffe des Singens beizubringen.

Da kamen dann im Laufe der Zeit nicht selten solche, die ihre Stimme „entdeckt" zu haben glaubten, oder denen gute Freunde zu einer „Ausbildung" rieten.

Einige Beispiele: Eines Tages meldet sich ein etwa 25jähriges Mädchen, Tochter eines Beamten, mit dem Wunsche, geprüft zu werden.

„Bitte, was können Sie mir vorsingen?"

„Die Freischütz-Arie!" —

Unter dieser wird gemeinhin immer die große Agathenarie verstanden: „Wie nahte mir der Schlummer". Schön! ich spiele die Akkorde der Einleitung — und lasse an meinen Ohren die entsetzlich stümperhafte Singerei vorbeiziehen.

„Mein Fräulein, wer hat Ihnen eigentlich den Rat gegeben, zu singen?" — Da erhalte ich die Antwort:

„Neulich war ein Baumeister bei uns, der bat mich zu singen und meinte, ich müßte mich ausbilden lassen."

„Haben Sie denn Mittel für ein langjähriges Studium?"

„Ach ja, ich will nach Berlin an das Konservatorium."

Da ich sah, daß diese Dame von ihrem Vorhaben durch noch so intensives Abraten nicht abzubringen sein würde, so entließ ich sie. Sie ist dann nach Berlin gegangen, hat sich ein Jahr oder auch zwei im Konservatorium aufgehalten; ihr Studium ist natürlich resultatlos verlaufen.

Eines Tages meldet sich ein einfaches Mädchen aus der Provinz, sie möchte gerne geprüft sein. Ich lasse sie einige Töne angeben, versuche eine Tonleiter, frage, ob sie ein einfaches Volkslied singen kann und bekomme nichts als ein paar krächzende Töne zu hören. Um sie nicht kopfscheu zu machen, sage ich zunächst garnichts. Als das Fräulein meinen Mienen wohl ansieht, daß nicht viel Hoffnung ist, als Schülerin aufgenommen zu werden, da sagt sie: „Frau Doktor, ich habe 4000 Mark, die kann ich für meine Ausbildung gnwenden."

„Woher haben Sie diese?" — „Von meinen Eltern geerbt." „Wo und was sind Sie denn jetzt?" — „Ich bin Wirtschafterin auf einem Gute." „Und warum wollen Sie denn durchaus Singen lernen?" „Weil die Erzieherin auf dem Gute meinte, ich hätte eine gute Stimme." Nun machte ich diesem Mädchen klar, daß es ganz unmöglich sei, in einigen Jahren auch nur entfernt ein Resultat zu erlangen, das sie in stand setzte, ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen. „Jetzt gebe ich Ihnen den wohlmeinenden Rat: bleiben Sie Wirtschafterin, stecken Sie Ihre 4000 Mark sorgsam weg, und seien Sie vorsichtig, wenn Sie nun vielleicht zu einer anderen Lehrkraft gehn; Sie könnten an solche geraten, die vielleicht nicht so gewissenhaft wäre, ruhig Ihre Mittel nähme und Ihnen auch massenhaft Stunden geben würde. In zwei, höchstens drei Jahren wäre die schöne Summe fort, und Sie könnten höchstens Sängerin in einem Theaterchor werden. Möchten Sie das?" — „Nein! um Gotteswillen nicht!" Sie dankte mir dann herzlich und meinte, wie viel sie mir schuldig sei für die Prüfung. — „Nichts, nur die Befolgung des Rates."

Digitized by Google

Leider gibt es nun sehr viele gewissenlose Gesanglehrer und -Lehrerinnen, die vor allem sehn, viele Schüler zu bekommen. Sie schwatzen diesen vor, die Stimme würde sich einstellen, und fangen zunächst allerlei Manipulationen mit ihnen an. Der eine verlangt, daß die Schüler durch die Nase singen sollen, bei geschlossenem Munde; der andere sagt: den Mund so weit wie möglich aufsperren; ein dritter legt die Schüler auf einen Divan und betastet Brust und Lunge, und der förmlich als Patient Betrachtete muß nun Atemübungen machen. Je mehr der Lehrer redet und experimentiert, desto mehr imponiert das, und kommen Schüler verschiedener solcher Lehrkräfte einmal zusammen, so schwört jeder auf die Methode seines Lehrers oder seiner Lehrerin. Jedem solcher Schüler (und namentlich weiblichen) schwebt im Geiste ein Leben voller Triumphe, voller Vergnügen vor, und nur ganz wenige machen sich einen Begriff von der Schwierigkeit einer künstlerischen Ausbildung, die ja bei wirklichem Talent mindestens 5—6 Jahre in Anspruch nimmt.

Zu einer wirklichen künstlerischen Durchbildung ist man nur selten bereit. Dazu haben die Gesangsbeflissenen keine Zeit; in zwei bis drei Jahren muß man doch, so meinen sie, genug gelernt haben.

Vor einigen Jahren entdeckte ein junger Offizier seinen Tenor, das heißt, seine Kameraden entdeckten ihn noch mehr als er selbst. Er vertraute sich einem Gesanglehrer an, der ihm auch in etwa einem Jahre etwas Tüchtiges beibrachte. Da ich die Familie kannte, wünschte der alte Vater, der nicht damit zufrieden war, daß der junge Sohn den Dienst quittiert hatte, meine Ansicht zu hören. Der ehemalige Leutnant sang mir die Erzählung der Pilgerfahrt Tannhäusers vor, und ich erkannte in seiner Stimme einen echten Heldentenor, aber ich warnte mit aller Kraft vor einem forcierten Studium; nur bei sehr vorsichtigem Singen, bei ganz allmählichem Fortschreiten sei ein wirklich befriedigendes Resultat zu erwarten.

Als ich nach einem Jahre wieder durch K. kam, hörte ich, daß der junge Heldentenor schon Probe an einem großen Theater gesungen habe und mit einer namhaften Gage für den kommenden Winter verpflichtet sei. Bis dahin wolle er noch weiter lernen.

Ich schüttelte den Kopf, schwieg aber, denn meine Warnung hätte keinen Zweck mehr gehabt. — Es ist gekommen, wie es kommen mußte. Die Stimme ist den Anstrengungen, noch ehe der Sänger sein Engagement antreten konnte, erlegen. Gastrollen an verschiedenen Theatern taten kund, daß die Stimme gebrochen sei, und kein Engagement kam zu stande. Der ehemalige Offizier ist nun auch noch ein ehemaliger Sänger; er hat versungen und vertan.

Solche Vorkommnisse sind Schuld der Laien, weil sie keine Geduld haben, und der betreffenden Lehrer, weil sie womöglich ihre Schüler bestärken, statt sie zurückzuhalten. Ein Lehrer muß sich heute auch sagen: wenn ich diesen fortschicke, geht er zu einem andern, und der nimmt ihn als Schüler; was dann daraus wird, ist ihm gleich. Glückt es, so heimst der Lehrer den Ruhm ein, glückt es nicht, dann hatten die Umstände schuld; dann kam vielleicht eine Erkältung, und das Studium wurde eingestellt. Was aber dann aus diesen verlorenen Existenzen wird, darum kümmert sich niemand.

Sehr viel haben an diesen Zuständen die Konservatorien verschuldet, diese Musikfabriken, die nur darauf bedacht sein müssen, Massenunterricht einzurichten, damit das Geschäft möglichst lukrativ ist. Bei dem jetzigen Massenunterricht, bei der Überfülle der sich zum Konzert und Bühnengesang Heranbildenden werden jeden Tag so und so viele hoffnungsfreudige Musikbeflissene einfach hingemordet. Sie haben sich vielleicht jahrelang gemüht, sind in der Meinung bestärkt worden, einmal als wirkliche Künstler auftreten zu dürfen, haben all' ihre Mittel verbraucht. Nun wird ein Konzert gegeben; dafür wird die letzte verfügbare Summe vielleicht verausgabt, und statt daß nun der Erfolg endlich eintritt, kann gar manche junge Dame, die sich schon als herumreisende Künstlerin im Geiste sah, sich nach einem anderen Berufe umsehen.

Solche verunglückten Unternehmungen von Laien werden noch vermehrt dadurch, daß manche glaubt, wenn's mit der öffentlichen Wirksamkeit nichts ist, dann könne sie vielleicht Gesanglehrerin werden! Das ist lukrativ; sie hat ja so viele Jahre studiert, nun muß sie doch wieder Unterricht geben können! —

Wie oft bin ich schon gefragt worden, wie lange es wohl dauern könne, bis ein junges Mädchen ausgebildet würde zur Gesanglehrerin? Daß dazu, außer der absoluten Macht über die eigene Stimme, auch Vortragskunst, volle Beherrschung jedes musikalischen Stils, die Kenntnis fast sämtlicher Werke der Klassiker, wenigstens der Hauptwerke von Bach, Händel, Mozart, Beethoven und der Werke, welche die Neuzeit gebracht, erforderlich ist, daß man über ein großes Repertoire verfügen muß, und noch vieles andere, z. B. auch verständnisvolles Begleiten, das kann man denen, die fragen, nicht beantworten, weil man auf völlige Verständnislosigkeit stieße.

Erst einmal in meiner ganzen Unterrichtszeit habe ich einer Schülerin raten können, sich in einer

Digitized by Google

andern Stadt, wohin sie mit ihren Eltern zog, als Gesanglehrerin niederzulassen, und zweimal durfte ich mit gutem Gewissen eine Bühnenlaufbahn empfehlen.

Aus all diesen Beispielen (die ich noch vielfach vermehren könnte) habe ich gelernt, daß die meisten Eltern keine Ahnung von einer wirklich künstlerischen Ausbildung haben, und daß es zu viele Gesanglehrer und -Lehrerinnen gibt, die nur sich selbst dafür halten. Sie können weder vorsingen noch begleiten; am öffentlichen Konzertleben beteiligen sie sich wohlweislich nicht, merkwürdigerweise aber wird ihnen alles Beste zugetraut, sie wissen sehr wohl, daß die Schüler sehr empfänglich sind für Schmeichelei, und kaum können diese mit Mühe und Not ein paar Lieder oder Arien vorsingen, dann wird auch schon eine Schüleraufführung entriert, wo die Betreffenden vor Verwandten und Freunden glänzen können.

Der wahrhafte Musikfreund streckt die Waffen vor der Aufgabe, dem Laien andere Ansichten beibringen zu können; je weniger die Menschen etwas verstehen, desto leichter erscheint ihnen die Ausführbarkeit ihrer Wünsche und so wird wohl noch manches Jahr ins Land gehn, manches Opfer an Geld und Zeit gebracht werden, bis der Andrang zur Künstlerlaufbahn, speziell für Sänger, dermaßen anschwillt, daß ein richtiger Krach erfolgen wird, ein künstlerischer Krach, der genau so schlimm, ja schlimmer ist, als ein Bankkrach.

Dann kehren die Musiktreibenden vielleicht zu anderen Beschäftigungen zurück, denn es „lohnt" nicht, sich jahrelang zu quälen; dann werden die Eltern vielleicht Talent zum Malen oder Bildhauen in ihren Kindern entdecken, und die guten Freunde werden sie auch darin bestärken. Jedenfalls aber kann eine solche Beschäftigung nie so störend sein für die Mitwelt, als das vergebliche Bemühen einer Ausbildung im Gesang.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Weibliche Doktoren.** Im Studienjahre 1901/02 haben an den reichsdeutschen Universitäten 11 Damen den Doktortitel erworben, davon 5 in Heidelberg, 2 in Halle, je 1 in Berlin, Freiburg, München und Straßburg. 4 hatten sich der Medizin gewidmet, die übrigen als Hauptfach Philosophie, deutsche und semitische Philologie, Kunstgeschichte, Nationalökonomie, Geographie bezw. Zoologie gewählt. 3 der Damen stammten aus den Vereinigten Staaten.

* **Als nichtinkorporierte Vertreter im weiteren Studentenausschuß** hatte die medizinische Fakultät zu Heidelberg letzthin zwei immatrikulierte Studentinnen gewählt. Als das für viele sehr überraschende Wahlresultat verkündet wurde, erhob sich ein so starker Protest, daß die beiden Damen ihre schon ausgesprochene Annahme der Wahl wieder zurückgezogen. Es ist natürlich nur auf Grund genauer Kenntnis der Verhältnisse zu entscheiden, inwieweit dieser Rücktritt einer Forderung des Taktes entsprach. An sich wäre es ein schöner Erfolg für die Frauenstudiumssache gewesen, wenn der offiziellen Vertretung der Studentenschaft auch die Studentin angehört hätte.

* **Zur Wahlagitation** ruft die katholische „Tremonia" die Frauen ganz im Sinne der österreichischen „christlich-sozialen" Partei. Freilich nicht nach der bei Sozialdemokraten herrschenden „Unsitte, daß sie ihren weiblichen Anhang an den Versammlungen teilnehmen lassen" soll die katholische Frau Wahlpolitik treiben. Sie soll ihren Einfluß daheim auf Männer und Söhne wirken lassen, „ihre ganze erzieherische Klugheit und Kunst als Frau und Mutter wird sie daran setzen, um die Ihrigen von dieser Verirrung (der Sozialdemokratie) fern zu halten." Woher der Frau die notwendigen Kenntnisse für diese Rolle kommen sollen, das verrät die „Tremonia" allerdings nicht.

* **Stimmrecht weiblicher Aktionäre.** Die Frage, ob Frauen als Aktieninhaberinnen durch Statut von der Ausübung des Stimmrechts ausgeschlossen werden können, hat kürzlich der „Frankf. Ztg" zufolge der I. Zivilsenat des Reichtsgerichts in verneinendem Sinne beantwortet, da nach dem Handelsgesetzbuch das Stimmrecht der Frauen in keiner Weise beschränkt werden dürfe. Es handelt sich dabei um die Akt.-Ges. Allgemeine Mobilien-Niederlage der vereinigten Tischleramtsmeister in Hamburg, deren Statut den Aktieninhaberinnen die Ausübung des Stimmrechts nur durch Bevollmächtigung eines männlichen Aktionärs gestattet, von denen aber jeder höchstens 2 Stimmen vertreten darf. Durch diese Bestimmungen war eine Aktionärin in die Lage gebracht worden, ihre Aktien durch

Digitized by Google

einen Aktionär vertreten lassen zu müssen, der den dem ihren entgegengesetzten Standpunkt vertrat; sie focht daher die Beschlüsse der Versammlung als nichtig an, und das Reichsgericht gab unter der obigen Begründung der Klage statt, während das Hamburger Landgericht und das Hanseatische Oberlandesgericht sie abgewiesen hatten, da zur bloßen Ausübung des Stimmrechts auch ein Gegner geeignet gewesen wäre.

* **Zur kommunalen Armenpflege** in Oberhausen hat man Frauen nach einstimmigem Beschluß der Bezirksvorsteher vorläufig zur Unterstützung der Armenpflege herangezogen. Auch Spandau hat beschlossen, Frauen zur ehrenamtlichen Tätigkeit in der städtischen Armenpflege heranzuziehen.

* **Das Frauenstudium in der Schweiz** ist neuerdings wieder Gegenstand einer lebhaften Erörterung geworden. Nachdem schon eine Anfrage im Berner großen Rate über die Schädigung der einheimischen Studierenden durch die unzähligen Ausländerinnen vielfache Beachtung gefunden hatte, hat eine statistische Aufstellung der französischen Suisse Universitaire abermals auf die ausländische Überflutung hingewiesen. Der Hauptsache nach handelt es sich um eine Klage der Mediziner über die Vermehrung der weiblichen Zuhörer durch russische Studentinnen. Von den 4430 schweizerischen Studenten waren im Sommersemester 1902 2230 Ausländer, darunter 825 weiblichen Geschlechts; von diesen 2230 stammten nicht weniger als 978 aus Rußland und unter diesen 978 russischen Studierenden befanden sich 724 weibliche (1900: 416, 1901: 570). Der große Zuwachs hat seinen Grund in den Vorkommnissen auf den russischen Universitäten in den letzten Jahren. — Es liegt sicher nicht im Interesse des Frauenstudiums, daß ungenügend vorgebildete Medizinerinnen die Universitäten überschwemmen. Es ist aber zu hoffen, daß die Schweizer Regierung ihr hohes Verdienst um das Frauenstudium dadurch aufrecht erhalten wird, daß bei etwaigen Einschränkungen nur die ungenügend vorgebildete, nicht die Frau oder die Ausländerin an sich getroffen werde.

* **Zur Lage der Weißnäherinnen in Wien.** Hier, wie anderwärts, wird viel über den Mangel an guten Weißnäherinnen geklagt, und derselbe macht sich um so fühlbarer, als die Mode die Handnäherei wieder sehr bevorzugt. An Gründen für diese Erscheinung ist kein Mangel; der Erwerb ist eben ein so geringer, die Tätigkeit dabei eine so anstrengende, daß die Arbeiterinnen sich von diesem Berufszweige abgewandt haben. — Nunmehr erklären die Wäscheindustriellen, gerne einen Taglohn von 4 Kronen (3,30 Mark) einer geschickten Arbeiterin zahlen zu wollen. Eine solche sei aber schwer zu finden. Der „Verein zur Gründung eines ersten Museums für Handarbeiten" trägt sich nun mit dem Plane, Kurse zur Weiterbildung für Arbeiterinnen, wie sie im staatlichen Gewerbeförderungsdienst für männliche Arbeiter bestehen, ins Leben zu rufen; dieselben sind für eine Dauer von sechs Wochen berechnet und die Regierung dürfte sie ev. durch eine Subvention ermöglichen. Ob sich aber Arbeiterinnen finden werden, die ihre kostbaren Arbeitsstunden durch sechs Wochen opfern können und wollen, um eine Vervollkommnung ihres Könnens zu erlangen, das steht vorderhand noch dahin. R. M.

* **Für die Zulassung der Vaterschaftsklage** ist der Bund französischer Frauenvereine auf seiner letzten Generalversammlung wieder mit Entschiedenheit eingetreten. Auf Antrag von Mme. d'Abbadie ist eine Resolution angenommen worden, die den schmachvollen Paragraphen von der recherche de la paternité durch Bestimmungen ersetzen will, in denen die Rechte der Mutter und die Existenz des Kindes gesichert erscheinen.

* **Im Athenäum zu Madrid** hielt Señora Jimeno de Flaquer eine Rede zur Verteidigung und Förderung der Frauenbestrebungen unsrer Zeit. Der Saal mit der fast ganz von Frauen besetzten Tribüne bot einen ungewohnten Anblick. Zur Rechten der Rednerin saß die Infantin Eulalia. Frau Jimeno de Flaquer fesselte das zahlreiche Publikum durch die kraftvolle, suggestive Logik ihrer Darstellung, und die Gleichwertigkeit der Geisteskräfte beider Geschlechter mit überzeugenden Gründen beweisend, trat sie lebhaft für die Reform der die Frau schwer schädigenden Gesetze ein. Die Infantin Eulalia unterbrach die bemerkenswertesten Stellen durch begeisterten Beifall, von allen Anwesenden aufs lebhafteste unterstützt. Zum Schluß drang die Rednerin darauf, die geistigen Kräfte der Frau zu verwerten, indem man sie am nationalen Leben zum Wohl des Vaterlandes teilnehmen lasse. Der Eindruck ihrer Rede war ein ganzer Erfolg. Selbst Juan Valera, der seinerzeit gegen die Aufnahme von Frauen in die spanische Akademie eine kleine Broschüre veröffentlicht hat, ließ der Rednerin ein Anerkennungsschreiben zugehen, das unter den augenblicklichen Umständen einer gewissen Bedeutung nicht ermangelt. L. B.

Digitized by Google

Bund österreichischer Frauenvereine.

Die II. Generalversammlung des B. Ö. F. V. wurde am 23. Mai d. J. in Wien abgehalten. Am Vorabend vereinigte eine vom herrlichsten Maiwetter begünstigte garden-party die Vorstands- und Kommissionsmitglieder, die Delegierten der Bundesvereine, sowie die auswärtigen Gäste und namhafte Vertreterinnen der weiblichen Schriftsteller- und Künstlerwelt in dem reizenden, von echt Alt-Wiener Behaglichkeit durchwehten Heim der Vizepräsidentin Frau Marianne Hainisch. — Die Geschäftssitzungen des folgenden Tages erfreuten sich eines überaus starken Besuches. Neben Frauen mit silberweißem Scheitel, welche die Erfahrungen eines langen Lebens im Dienste der Allgemeinheit zu verwerten streben, sah man frische, blühend schöne Mädchenerscheinungen, die begeisterten, verheißungsvollen und besser gerüsteten Kämpferinnen der Zukunft. Besondere Aufmerksamkeit erregte neben der ehrwürdigen und doch so anheimelnden Matronenerscheinung der fast achtzigjährigen Frau Henriette Goldschmiedt aus Leipzig eine einfache Frau aus Laibach im schlichten Kopftuch, eine self-made woman im wahrsten Sinne des Wortes, die sich aus den bescheidensten Verhältnissen zur Bildung und Selbständigkeit emporgearbeitet hat, aber den Sitten und Lebensgewohnheiten ihrer Jugend treu geblieben ist. Die Vorsitzende, Frau Hainisch, eröffnete die Sitzung mit einer herzlichen Begrüßung der Anwesenden, insbesondere der Delegierten und der Gäste aus Prag, Brünn, Troppau, Laibach, Budapest, Schäßburg (Siebenbürgen), Leipzig und Hannover. Einen besonders warmen Willkomm entbot sie der Seniorin der deutschen Frauenbewegung, Frau Goldschmidt, und der Präsidentin des großen deutsch-evangelischen Frauenbundes, Frl. Paula Müller. Begrüßungen und Zustimmungskundgebungen waren eingetroffen aus Agram, Graz, Paris (Dr. Schirmacher), Amsterdam, der Schweiz u. a. m. Frau Hainisch erörterte hierauf die Ziele und Aufgaben des Bundes; er solle eine Schule für die Frauen sein, ihren Blick weiten und schärfen und auf soziale Aufgaben hinlenken. Durch den Zusammenschluß der auf verschiedenen Gebieten wirkenden Frauen solle eine Kraftvermehrung erzielt werden zur Überwindung jener Hindernisse und Hemmungen, welche dem Ansturme der einzelnen spotten. Sie appellierte an die Bundesvereine, in diesem Sinne zu wirken und die Bundesidee in ihren speziellen Arbeitsgebieten zu fördern und zu verbreiten. Nach der Vorsitzenden erbat sich Frau Goldschmidt (Leipzig) das Wort, um für den auszeichnenden Empfang zu danken. Indem sie an die bescheidenen Anfänge erinnerte, aus welchen die jetzt mächtige deutsche Frauenbewegung emporgewachsen, ermunterte sie die österreichischen Schwestern, auf dem eingeschlagenen Pfade tapfer fortzuschreiten. Die Frauen müßten kämpfen, wie es in der Bibel von den Juden heiße: in der einen Hand die Kelle zum Aufbau — in der anderen das Schwert zur Verteidigung. Auch Frl. Paula Müller (Hannover) dankte für die herzliche Aufnahme. — Nach erfolgter Wahl von 2 Rechnungsprüferinnen und 3 Wahlvorsteherinnen verlas die Vizepräsidentin Frau Hertha von Sprung den Tätigkeitsbericht für das abgelaufene 1. Vereinsjahr.

Derselbe gedenkt der großen Schwierigkeiten, welche vor Konstituierung des Bundes bewältigt werden mußten. Der Mangel an Solidaritätsgefühl unter den Frauen, die leidigen nationalen Spaltungen verzögerten die Einigung, auch die behördliche Genehmigung ließ lange auf sich warten. Umso freudiger sei der endlich erfolgte Zusammenschluß zu begrüßen. Bei der Konstituierung des Bundes am 5. Mai vorigen Jahres waren 19 Vereine vertreten, 2 hiervon schieden im Laufe des Jahres aus, 9 wurden neugewonnen. Die Gesamtzahl beträgt somit 26 Vereine mit weit über 10 000 Mitgliedern. Das erste Arbeitsjahr war hauptsächlich dem Ausbau der inneren Organisation gewidmet, doch wurde bereits manche positive Arbeit geleistet, anderes in die Wege geleitet. Der Bund sieht ohne überschwängliche Hoffnungen aber zuversichtlich und auf die Werbekraft der von ihm vertretenen Ideen vertrauend in die Zukunft. Nach Erstattung des

Digitized by Google

Kassenberichtes durch die Schatzmeisterin Frau Helene Reyer, wird an die Beratung der Geschäftsordnung geschritten (Referentin Frl. H. Herzfelder), welche ohne Debatte mit unwesentlichen Änderungen genehmigt wird. Frau Professor Emilie Kassowitz, Präsidentin des Vereins abstinenter Frauen, begründet nunmehr den Antrag auf Bestellung einer Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus. Sie kennzeichnet in eindringlicher Weise die verheerenden Wirkungen des Alkoholismus, verweist auf die bedeutenden Erfolge der amerikanischen, englischen und skandinavischen Frauen im Kampfe gegen diesen Volksverderber und ermuntert die österreichischen Frauen zur Nachahmung. Die Frauen als Hüterinnen und Erzieherinnen der kommenden Generation seien zu diesem Kampfe besonders berufen. Der Antrag wird debattelos angenommen. Den würdigen Abschluß der Vormittagssitzung bildete eine von Frau Dora Rösler beantragte Friedenskundgebung und eine Ehrung der bekannten unermüdlichen Vorkämpferin der Friedensidee, Baronin Berta Suttner, welche in nächster Zeit ihren 60. Geburtstag feiert.

Nach Wiederaufnahme der Sitzung um 4 Uhr nachmittags wurden zunächst die Wahlen vollzogen. Der Antrag einer Delegierten, Frau Hainisch per Akklamation zur Präsidentin zu wählen, erweckt jubelnde Zustimmung. Die Wahl der übrigen Vorstands- und Kommissionsmitglieder erfolgt mittels Wahlzettel. Es wurde hierauf über die Festsetzung eines Bundesorgans beraten. Vorgeschlagen sind die Wiener Monatsschrift „Neues Frauenleben" und die Frauenbeilage des Tageblattes „Die Zeit". Über diesen Punkt der Tagesordnung entspann sich eine langwierige und stellenweise erregte Debatte. Bei der Abstimmung erhielt keines der genannten Blätter die erforderliche Majorität, die Frage des Bundesorgans bleibt daher bis auf weiteres eine offene. — Lebhaftes Interesse erweckten die Berichte der Schul- und der Rechtskommission (Referentinnen Frl. Eleonore Jeiteles und Frau Marie Spitzer). Die Schulkommission hat sich hauptsächlich um die Erhaltung der gefährdeten Mädchenfortbildungsschulen bemüht, die Rechtskommission unter anderem eine Petition an das Justizministerium ausgearbeitet, in welcher die unbedingte Zulassung der Frauen zur Vormundschaft gefordert wird. Frau Spitzer begründete auch den Antrag derselben Kommission, es sei eine Bestimmung zu erwirken, wonach der unehelichen Mutter eine Zahlung von seiten des Kindesvaters schon vor der Geburt des Kindes gesichert wird. Über die obligatorische Altersversicherung der weiblichen Dienstboten sprach Frau Karoline v. Niebauer, ihr ungemein sachkundiges und warmes Referat gipfelte in dem Antrage, der Bund werde ermächtigt, für die Verwirklichung dieser unabweislichen Forderung entschieden einzutreten. Beide Anträge wurden nach kurzer Debatte genehmigt. Es sprachen noch Frau Bürgerschuldirektorin Schwarz über die Einführung gewerblicher Fachschulen für Mädchen, Frau Hofrat Ebermayer über weibliche Gewerbe- und Schulinspektoren, Frau Frischauer über das segensreiche Wirken der Jugendhorte, Frau Daisy Minor über die Notwendigkeit der Bestellung von Schulärzten und obligatorische Einführung von Jugendspielen. Frau Wolf v. Rothenhan beantragt namens des Vereins zur Verbesserung der Frauenkleidung, der Bund wolle ein Schleppenverbot und ein Verbot des Miedertragens für Schulmädchen erwirken. Gegen diesen Antrag spricht Frl. Herzfelder und Lehrerin Frl. Gaudernak, für denselben Frau Marie Lang. Bei der Abstimmung wird er mit zwei Drittel Mehrheit abgelehnt.

Hiermit ist die Tagesordnung erschöpft. Nach Verkündung der Wahlergebnisse schloß Frau Hainisch die Versammlung mit dem Ausdruck herzlichen Dankes an alle Anwesenden für ihre Ausdauer und mit der Aufforderung, den im nächsten Jahre in Berlin stattfindenden internationalen Frauenkongreß möglichst zahlreich zu besuchen. Am nächsten Tage vereinigte ein gemeinsames Mittagessen die Teilnehmer der Generalversammlung noch einmal im geselligen Kreise. Man trennte sich nach anregend und fröhlich verlebten Stunden mit dem Versprechen: „auf Wiedersehen in Berlin!" — — Der Bundesvorstand ist folgendermaßen zusammengesetzt: Präsidentin: Marianne Hainisch, Vizepräsidenten: Hertha v. Sprung, Schatzmeisterin: Helene Reiher, Schriftführerinnen: Karoline v. Niebauer, Emma Slamecka, Beisitzerinnen: Henriette Herzfelder, Jenny v. Lang, Dora Rösler, Marie Winterstein.

Henriette Herzfelder.

Die höhere Mädchenschule auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt.

Der evangelisch-soziale Kongreß hat seit ein paar Jahren in dankenswerter Weise für jede seiner Tagungen ein Thema aus der Frauenfrage zur Besprechung gestellt. Diesmal referierte Frl. Laura Herrmann-Berlin über die [illegible] „Welches ist das Ziel der höheren Mädchen[illegible]" Ihre Ausführungen beleuchteten folgende [illegible] sätze: Da dem weiblichen Geschlechte in [illegible] nicht die Vertretung der Wissenschaft, [illegible] die Pflege des Hauses und die Er[illegible] so hat die höhere Mädchenschul[illegible] eine Vorbereitung für die [illegible] zu geben. Der Lehrplan [illegible] infolge dieser Doppel[illegible] den oberen Klassen [illegible] für das Weiterstud[illegible] gymnasialkurse), [illegible] und die Ausbi[illegible]

Digitized by Google

Verständnis zur Förderung gemeinnütziger Zwecke. Die Unterrichtsgegenstände sind zu vermehren durch Latein und Mathematik in den Realgymnasialkursen einerseits, andrerseits durch Gesundheitslehre, Einführung in die innere Mission mit Betonung des Verständnisses für die weibliche Diakonie. Die Schulzeit der höheren Mädchenschule muß zehn Jahre umfassen, die des Realgymnasiums 12 Jahre. Die Gründung gesonderter Realgymnasien für die Mädchen ist in dieser Zeit des Überganges nicht geraten. Die Leitung der höheren Mädchenschule muß in den Händen einer studierten Schulvorsteherin liegen; die Ordinariate in denen von Oberlehrerinnen.

Da diese Forderungen in wesentlichen Punkten noch hinter dem zurückbleiben, was mit Berücksichtigung der gegenwärtigen Aufgaben der Frau sogar schon von seiten der Regierung als notwendig anerkannt wird — z. B. Mathematik für die zehnklassige Mädchenschule — so hatte die Sektion Darmstadt des Allg. deutschen Lehrerinnenvereins Ergänzungen vorgeschlagen, die den Standpunkt des Lehrplanentwurfs der Sektion (s. den Artikel „Der Dresdener Lehrerinnentag") zur Geltung brachten.

Aus der Diskussion, an der sich Fräulein v. Schepanski, Frl. Martin-Trier, Herr Harry Schmitt u. a. beteiligten, heben wir hervor, daß der Vorsitzende des evangelisch-sozialen Kongresses, Professor Adolf Harnack, warm für die Gleichstellung der weiblichen mit den männlichen Studenten eintrat.

Bücherschau.

„Ein Wintertagebuch" von Paul Heyse, Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Von dem Winter, den der Dichter in seiner Villa zu Gardone zu verleben pflegt, erzählen die Verse der kleinen Sammlung. Das heiße, harte Kämpfen liegt weit draußen in der Welt, und was davon in das Dichterheim hineinklingt, das wird gedämpft und gemäßigt in der friedlich-harmonischen Atmosphäre, die dort alles aufnimmt. Jedes Ereignis sinkt von selbst auf das Niveau reiner, einfacher Menschlichkeit, auf dem das Kleine und das Große gleich wertvoll und bedeutsam sein kann. Eine helle freundliche Lebensweisheit sieht in geringfügigen persönlichen Erlebnissen und gewaltigem geschichtlichen Werden und Vergehen Gleichnisse derselben ewigen Gesetze. Und in dieser Welt ruhig heiterer Lebensbetrachtung gibt es auch keinen Kampf mehr um die Form. In zwangloser Anmut und leichtem wohllautenden Tonfall fügen sich die Verse. In allem die Stimmung heiteren Rückschauens auf genossene Freuden und überwundene Leiden und ein befriedigtes Einheimsen der „ersparten Weisheit", von der es im Epilog heißt:

„Wohl nicht alles wiegt wie Gold, manches ist nur Scheidemünze,
Doch kein falscher Groschen ward wissentlich drin aufgenommen,
Und so reicht es immerhin, lernte man nur hauszuhalten,
Auf der irdischen Wanderfahrt leidlich damit auszukommen."

„Emanuela Therese". Ihre Geschichte hauptsächlich nach ungedruckten Briefen und Schriftstücken zum erstenmale erzählt von Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern. Allg. Verlags-Gesellschaft m. b. H. München 1902. In sorgfältig registrierendem Chronikstil berichtet die bekannte fürstliche Verfasserin aus dem Leben der letzten frommen Tochter der altbayrisch-wittelsbacher Dynastie, der Tochter Kurfürst Max Emanuels von Bayern, die ihr Leben im Kampf um die Himmelskrone im Orden der heiligen Klara beschloß. Auf dem großen Hintergrunde der politischen Wirren des spanischen Erbfolgekrieges und umtönt von der lebensfrohen, glänzenden Welt des Rococco erscheint dieses Leben wie ein leises, frommes Lied voll Ernst und Innigkeit. Selten nur lassen die streng und zurückhaltend gefügten Daten der Biographie etwas von dem persönlichen Innenleben der stillen Prinzessin erkennen, und ihre eigene Seele scheint ganz unterzugehen im ekstatischen Dienst „des heiligen Gehorsams". Wer aber aufmerksamer den einfachen Zügen folgt, erkennt auch in ihnen vielleicht Symbole jenes gewaltigen Ringens, die Fülle und Vereinzelung des Lebens mit einem vollen, reichen, tiefen Ideal zu umfassen, jenes Ringens, das in tausend gewaltigen und schlichten Formen den Lebensweg aller ehrlichen Gotteskämpfer gestaltet. So gewinnt die tüchtige wissenschaftliche Quellenarbeit der Verfasserin eine Bedeutung über ihren Charakter als dynastisches Porträt hinaus: sie ist ein Dokument menschlicher Seelengeschichte voll rührender Zartheit und Schlichtheit.

„Vom Frauenstimmrecht, insbesondere in kirchlichen Angelegenheiten". Von A. Locher, Regierungsrat. (Separatabdruck aus dem Schweiz. Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung.) Verlag: Art. Institut Orell Füßli in Zürich. 1903. (Preis 1 Fr.) Diese Studie wurde auf Veranlassung des Kirchenrates des Kantons Zürich ausgearbeitet, nachdem kürzlich bei Gelegenheit der Beratung über ein neues Kirchengesetz die „Union für Frauenbestrebungen" an den Kantonsrat die Bitte um das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten gerichtet hatte. (Vergl. Die Frau April 1902 S. 439.) Die Petition wurde vom Rate in der Sitzung vom 4. März 1902 abgelehnt, nicht in erster Linie aus grundsätzlicher Gegnerschaft, sondern vor allem, weil man den endlichen Abschluß einer dringenden kirchlichen Reform nicht durch die Diskussion einer so schwierigen und weitgreifenden Entscheidung in Frage stellen wollte. Die Union bat nach dieser Ablehnung die Kirchensynode von Zürich, die Frage des Frauenstimmrechts im Auge zu behalten, damit sie eventuell später mit mehr Erfolg in die Beratung einbezogen werden könne. Der Kirchenrat hat nun eines seiner Mitglieder mit der Prüfung der Forderung betraut, und die kleine Studie zeigt, in wie vorurteilsfreier Weise sich der Beauftragte seiner Aufgabe entledigt hat. Auf eine kurze Darstellung der geistigen, sozialen und rechtlichen Lage der Frau in der Schweiz folgt eine Übersicht über den Stand der öffentlichen Rechte der Frau in allen Ländern, mit besonderer

Digitized by Google

Berücksichtigung des kirchlichen Stimmrechts. Dann bespricht der Verfasser die rechtlichen Voraussetzungen für die Gewährung des kirchlichen Stimmrechts in der Schweiz und kommt von allgemein kirchlichem Standpunkt zu folgender Schlußfolgerung:

„Die Forderung (des Frauenstimmrechts in kirchlichen Angelegenheiten) widerspricht weder dem Geiste des Christentums, noch kann als solche daraus eine Gefahr für die Kirche abgeleitet werden. Die Forderung zu erfüllen, erscheint als Gebot der Billigkeit, da die Frauen als Angehörige der Landeskirche ein zum mindesten nicht geringeres Interesse am religiösen und kirchlichen Leben nehmen als die Männer. Die Forderung zu verwirklichen, wird eine Aufgabe der Zukunft sein." In der natürlichen Entwicklung der Dinge scheine zu liegen, daß das Frauenstimmrecht in Schulsachen und in kirchlichen Dingen oder auch beides dem politischen Stimmrecht der Frauen vorangehen müsse.

„Augustins Bekenntnisse". Gekürzt und verdeutscht von Else Pfleiderer. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht 1902. (Preis brosch. 1,40, geb. 2,20 Mark.) Es ist ein glücklicher Gedanke, unserer Gegenwart, da das neu erwachte Bedürfnis nach einer Weltanschauung oder mindestens nach den Elementen dazu oft aus so seichten Wassern gespeist wird, einen Heroen des Kampfes um die sittliche Persönlichkeit wieder nahe zu bringen, wie die Weltgeschichte nicht viele gekannt hat. Auch wem Augustin als Christ, in seiner Stellung zu Gedanken- und Glaubensproblemen seiner Zeit, nicht ganz verständlich wird, auf den muß doch die Gewalt seiner Persönlichkeit, in ihrer über historische Bedingtheiten hinausragenden, reinmenschlichen, ganz individuellen Größe ergreifen. Die Bearbeitung hat diese Züge klar hervortreten lassen. Sie grüßen uns moderne Menschen wie etwas Verwandtes: die Zartheit und Reizbarkeit des persönlichen Empfindens, die Schärfe der Selbstanalyse, die Intensität und nervöse Ruhelosigkeit seelischer Bedürfnisse. Wer Augustins Konfessionen im Original kennt, wird die Auswahl und die feinfühlige Wiedergabe seiner ausdrucksfähigen Sprache in leichtflüssigem modernen Deutsch voll würdigen. Dem Laien werden eben diese Eigenschaften, auch ohne daß er sich ihrer bewußt ist, einen nach der sprachlichen Seite ästhetisch reinen Genuß verschaffen.

„Es war ein Traum." Berliner Novellen von Rudolph Stratz. Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Rudolph Stratz bewährt auch in diesem Bande seinen Ruf als vorzüglicher Erzähler. Es sind besonders Typen des Berliner High-life, die er uns vergegenwärtigt. Sie gelingen ihm alle; am besten aber gelingen ihm die Mandarinen aus der Wilhelmstraße, und als die gelungenste der vier Erzählungen, die den Band ausmachen, möchten wir „Es war ein alter König" bezeichnen. Weniger noch wegen der vorzüglichen Variierung der alten Geschichte: „Der arme alte König, er nahm eine junge Frau", als wegen der intimen Kenntnis der „Zopfträger und Zuchtmeister deutscher Nation", der steifleinenen, befrackten, preußischen Würdenträger, die durch langsames Schieben oder baumwollenen Widerstand Geschichte machen. Von dieser wie jeder anderen Erzählung des Bandes nimmt man zweierlei mit: man hat sich eine Stunde vorzüglich unterhalten, und man hat mit einem tüchtigen Menschenkenner praktische Psychologie getrieben.

„Los von Berlin". Roman von Meta Schoepp. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler. „Wie ich sie hasse, diese Stadt; wie eine gräßliche Spinne kommt sie mir vor. Was in ihr Netz sich verirrt, wird ausgesogen und muß sterben. Tausende kommen, Tausende, die von ihrem leuchtenden Körper angezogen werden — die Herzen voll von Hoffnungen, den Kopf voll von Plänen. Und wo bleiben sie? Was wird aus ihnen? Die Gefängnisse sind voll — Asyle werden gestürmt, Suppenanstalten müssen Hunderte abweisen — und Arbeitslose sehen sie auf Schritt und Tritt! Die Mädchen werden Dirnen, die Männer Glücksjäger. Unersättlich zieht diese gräßliche Stadt ihre Opfer heran um sie zu vernichten. Vergnügen und Luxus und Genuß — das predigt sie und nimmt uns den Gottesglauben und unseren schlichten Sinn!" Das ist das Thema des Romans, der nun freilich nichts ahnen läßt von der tiefen Befriedigung, mit der so mancher Geisteskämpfer Spreeluft atmet, mit der er das Großstadttreiben auf sich wirken läßt und seine eigene Existenz darin kräftig aufbaut. Die Großstadt stärkt eben den Starken und zerreibt den Schwachen. Der vorliegende Roman sieht nur die eine Seite. Eine Familie vom Lande, ohne besondere Eigenart und besonderes Können geht in der Großstadt fast zu Grunde, bis ein heilsames Geschick sie wieder aufs Land rettet — das spielt sich vor unseren Augen ab, mit ziemlich deutlich erkennbarer Regie, aber in flotter Gangart und nicht uncharakteristischen Bildern. Der Psychologe wird freilich mancherlei gegen die plötzliche innere Umkehr einzuwenden haben, die bei sämtlichen Familienmitgliedern die Rückkehr ins Landleben einleitet.

„Melschin, Im Lande der Verworfenen". Tagebuchblätter eines Verbannten. (Preis 2 Bände brosch. 10 Mark, geb. 13 Mark.) Insel-Verlag, Leipzig. Die Tagebuchblätter tragen den Stempel absoluter Zuverlässigkeit. Sie sind Dokumente, deren Wert weniger auf künstlerischem, als auf sozialwissenschaftlichem Gebiet liegt. Doch fehlt es ihnen nicht an packender Anschaulichkeit und Stimmungskraft, an scharf umrissener, persönlicher Charakteristik und innerer Entwicklung. In bezug auf sibirisches Leben aber und sibirische Zustände sind sie das eigentliche Quellenbuch. Unter dem Pseudonym verbirgt sich ein in Rußland sehr bekannter politischer Verbrecher, der Eigenerlebtes verwertet. Wer an den Verhältnissen der Verbannten ein tatsächliches Interesse hat, dem kann nichts Besseres als dies Buch, das auch bereits in englischer und französischer Sprache herausgegeben ist, empfohlen werden.

„Die Welträtsel". Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie von Ernst Haeckel. Volksausgabe. Bonn. Verlag von Emil Strauß 1903. (Preis 1 Mark.) Diese Ausgabe, die einer möglichst weiten Verbreitung der „Welträtsel" dienen soll, ist von dem Verfasser mit einem Nachwort versehen, das sich unter dem Titel „Das Glaubensbekenntnis der reinen Vernunft" in schärfster Form mit den seinerzeit erhobenen Einwänden gegen sein Buch auseinandersetzt. Mag der Kampf gegen die Welträtsel nicht immer mit glücklichen

Digitized by Google

Mitteln und in taktvollen Formen geführt sein, so ist Haeckels Replik auch nicht geeignet, die wissenschaftliche Würde des Streites wiederherzustellen. Um so weniger, als er die unwissenschaftliche Tendenzmacherei seiner Ausführungen über das Christentum in voller Schärfe beibehalten hat. So bleibt immer wieder das Bedauern, daß ein wissenschaftliches Verdienst, wie es auch seine Gegner Haeckel zugestehen, durch ein so unwissenschaftliches Prophetentum verdunkelt wird, und daß dieses Verdienst nicht den Ernst gewährleistet, der andren Anschauungen und andern wissenschaftlichen Gebieten gegenüber zu achtungsvoller Vorurteilslosigkeit zwingt.

„Gesundheit und Erziehung". Eine Vorschule der Ehe von Georg Sticker, Prof. Dr. med. Zweite vermehrte Auflage. Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung. (Preis geb. 5 Mark.) An populärwissenschaftlichen Büchern der vorliegenden Art fehlt es heute nicht. Die meisten aber stellen nur einen verwässerten medizinischen Aufguß dar, dem der Fachbildungsgeschmack etwas Fades gibt. Hier spricht zu uns ein vielseitig durchgebildeter Mensch, dem noch andere Motive als rein medizinische im Leben gelten, der sich einen höheren Standpunkt gewahrt hat als den so mancher Fachgenossen, die stets nur nach Pathologischem herumspüren. Um so ernsthafter ist er da zu nehmen, wo er warnt; am ernsthaftesten in den Kapiteln über die drei Würger der Menschheit: die Schwindsucht, die Lustseuche und den Weingeist, die in der aufgezählten Reihenfolge eine entsetzliche Steigerung darstellen. „Diese drei Völkerfeinde machen bei uns fast die ganze Krankheitsziffer und Sterbeziffer; sie füllen die Krankenhäuser, die Irrenanstalten, die Gefängnisse und die frühen Gräber. Sie zerstören die entwickelte Lebenskraft und töten oder schwächen das keimende Leben. Ihre Folgen bleiben nicht beschränkt auf den Einzelnen, der ihnen unterliegt, sondern vervielfältigen sich unaufhörlich und vergiften die Bande der Nächstenliebe und der Geschlechtsliebe, der Freundschaft und der Sippe. Mit der Ausrottung dieser Völkervernichter wäre die größte Not unserer Länder getilgt. Mit ihrer Beseitigung würde den meisten, vielleicht allen Menschen Gesundheit und Trost und Geist und Sitte in einem Maße zu teil werden, das wir bis jetzt nur an wenigen Auserwählten erfüllt sehen." Die einzige Möglichkeit, wenigstens einen Anfang zu dieser Beseitigung zu machen, sieht er in der Selbstzucht, die den eigenen Leib heilig hält; die einzigen Zaubermittel sind Mäßigkeit, Keuschheit und Reinlichkeit. Das sind die Gewohnheiten, in denen die zukünftigen Eltern erzogen werden müssen, wenn sie ein gesundes Geschlecht erzeugen sollen. Mir besonderem Dank dürfen die auf dem Gebiet der Sittlichkeitsbewegung tätigen Frauen den Helfer begrüßen, der den gewissenlosen Ärzten energisch gegenübertritt, die durch Wort und Schrift das Laster seines Charakters entkleiden und es als unentbehrliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit empfehlen.

„Herzkrank". Eine heitere Badegeschichte von August Sperl. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. (Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Der Untertitel kennzeichnet die harmlose, frische Geschichte zur Genüge. August Sperl zeigt darin das Erzählertalent, das seine bekannten historischen Novellen auszeichnet, an einem modernen Stoff mit derselben Anmut und Lebendigkeit.

„Künstlersteinzeichnungen". Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. An neuen Blättern erwähnen wir die Eichhörnchen von Otto Fikentscher, dem Maler der köstlichen Raben, die schon zu den ersten Publikationen des Verlags gehörten. Auch hier hat der Künstler in der Erfassung der nächtlichen Waldstimmung und in der Charakteristik der spielenden Tiere Schönes geleistet. Von eigenartig märchenhafter Waldpoesie ist das Blatt „Fingerhut im Walde" von Sofie Ley. Auf einem im Walddämmer verschleierten Hintergrund erheben sich in üppiger, reicher Schönheit die hohen, schweren Kerzen der roten Blumen. Eine Farbenwirkung von starker Stimmungskraft. Poesie in Farbe und Komposition zeichnet auch die Seerosen von Julius Bergmann aus. Ein Stück in tiefen blauen und grünen Tönen schimmernde Wasserfläche, von der die strahlend weißen Blüten in seltener Leuchtkraft abstechen. Eine ganze Fülle von künstlerischer Empfindung ist in dieses einfache Motiv zusammengedrängt.

Gerade aus diesen Blättern spricht wieder das besondere Verdienst der Künstlersteinzeichnungen, daß sie die heimische Natur in ihrem eigenen Stimmungszauber erfassen und empfinden lehren.

Hauswirtschaftliche Erziehung. Vortrag zum Besten der Charlottenburger Hauspflege von Hedwig Heyl. Karl Habel Verlag. Berlin S.W. (Preis 60 Pf.) Auf der breiten Grundlage weitblickender, gesunder volkswirtschaftlicher Anschauungen und reicher praktischer Erfahrung entwickelt die bekannte Verfasserin des ABC der Küche die Forderungen und Wege einer vertieften hauswirtschaftlichen Erziehung der Mädchen aller Stände. Die kleine Schrift wird überall da gute Dienste leisten, wo es sich darum handelt, von der Notwendigkeit hauswirtschaftlichen Unterrichts zu überzeugen und der praktischen Verwirklichung die Wege zu bereiten.

„Die Übel der Reglementierung der Prostitution". Von Katharina Scheven. Abolitionistische Flugschriften Heft 2, Dresden 1902. Die Vorsitzende des Dresdener Zweigvereins der Föderation beleuchtet in dem kleinen Heft auf Grund des von abolutionistischen Sozialhygienikern beigebrachten Materials und eigener Studien und Erfahrungen die sozialen, hygienischen und sittlichen Folgen der staatlichen Reglementation. Der Aufsatz ist zur ersten Orientierung über die Gesichtspunkte und die Ziele des Abolitionismus gut geeignet.

„Fortbildungs- und Fachschulen für Mädchen". Referat auf Veranlassung des Verbandes deutscher Gewerbeschulmänner erstattet von Th. Lautz, Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1902. Das Buch enthält im Anschluß an eine verständige prinzipielle Erörterung der Fortbildungsschulfrage eine auf sorgfältigen Studien beruhende Übersicht der vorhandenen Anstalten, ihrer Ziele, Lehrgänge, Finanzierung ꝛc. Das 232 Seiten umfassende Buch dürfte für die Frage weiblicher Fortbildungsschulen die Bedeutung einer grundlegenden Quelle haben.

Digitized by Google

„Gedichte" von Olga Arendt-Morgenstern mit deren Titelbild. Nach ihrem Tode herausgegeben von Lina Morgenstern. (Geb. 1,50, brosch. 1 Mark.) Verlag der deutschen Hausfrauenzeitung. Die Verse erzählen von dem schlichten Leben und Leiden einer Frau und Mutter, in dem auch wieder die großen sozialen Bewegungen der Zeit in mannigfacher Weise sich spiegeln. Niemand wird sie lesen, ohne von der Wärme und Frische, die auch schweres Leiden nicht zu trüben vermag, ergriffen zu sein.

„Die Natur der Frau und Herr Professor Runge". Von Frau Marie Brühl. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachf. Die kleine Schrift ist eine knappe und klare Erwiderung auf die Schrift „Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart". Es ist gewiß immer wieder notwendig, der bekannten einseitigen Wertung der Frau als Geschlechtswesen die einfachen Tatsachen ihres rein menschlichen Könnens und Bedürfens entgegen zu halten, und so mag das Schriftchen gute Dienste leisten, wenn es auch nicht gerade Neues bringt.

„Cottasche Handbibliothek". Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Litteratur in billigen Einzelausgaben. Nummer 1—65. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Den ersten 40 Nummern ihres neuen Unternehmens „Cotta'sche Handbibliothek", das mit dem Zwecke ins Leben gerufen wurde, die Verbreitung der Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Litteratur durch billige Einzelausgaben zu fördern, läßt die Cottasche Verlagshandlung schon nach kurzer Pause weitere 25 Nummern folgen. Neben Goethe (Werthers Leiden) und Kleist (Michael Kohlhaas) finden wir in diesen durch gute Ausstattung und klaren großen Druck ausgezeichneten Bändchen die Namen Gottfried Keller, Seidel, Riehl, Heine u. a. Der Preis von 25—60 Pf. ist außerordentlich niedrig.

„Beobachtungen und Betrachtungen über die Entwicklung der Intelligenz und der Sprache bei den Kindern". Von E. Egger. Übersetzt von Hildegard Gaßner. (Preis 1,20 Mark, geb. 1,60 Mark.) Leipzig, Ernst Wunderlich, 1903. Der Verfasser, Mitglied des Instituts von Frankreich, ist, obwohl Philologe, einer der Mitbegründer der französischen Kinderpsychologie. Sein Interesse an dem Gegenstand ist ein sprachliches mehr als ein psychologisches. Trotzdem aber, und wenn auch die allgemeine psychologisch-theoretische Grundlage für die Verwertung seiner Beobachtungen oft nicht ganz zureicht, hat sein Buch doch auch für den Psychologen einen hohen Wert, während anderseits gerade sein philologisches Rüstzeug ihm häufig auch in besonderer Weise zu statten kommt, ihm ermöglicht, seine Beobachtungen nach neuen Richtungen zu vertiefen und zu verwerten. Trotzdem das Buch schon 1871 zum erstenmal erschien, ist seine Bedeutung nicht eine nur historische, sondern es hat immer noch aktuellen Wert, so daß eine Übersetzung wohl am Platze war.

Holdes Kind, im Jugendglanz,
Wirst einst zählen zu den
„Schönen", —
Doch, soll blanker Zähne Kranz
Perlengleich Dein Mündchen
krönen,
Mußt Du, — daß die Schönheit
ganz, —
Früh Dich an „Odol" gewöhnen!

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 Mk., 1/2 Fl. 1,50 Mk.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

In dem Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig, ist erschienen von den Präparationen für den Evangelischen Religionsunterricht der 9. Band **„Geschichte der Apostel"** bearbeitet von A. Reukauf und H. Winzer. Preis broch. 5 Mark, geb. 5,60 Mark. Dieser Teil reiht sich würdig den bereits erschienenen an. Möchte das hochbedeutsame Werk in allen Lehrerkreisen die ihm gebührende Würdigung finden!

Kleine Mitteilungen.

Das King's College London hat kürzlich gleichfalls Fortbildungskurse für Ausländerinnen eingerichtet, wie sie Mrs. Burch in Oxford bereits seit längerer Zeit jährlich mehrmals veranstaltet. Das King's College ist das bedeutendste der für die Prüfungen der London University (die bekanntlich keine Lehranstalt, sondern nur eine Prüfungsbehörde ist) vorbereitenden Anstalten. Die seit 1878 bestehende weibliche Abteilung des College ist durch ihre tüchtigen Leistungen bekannt, so daß auch dies neue Unternehmen sicherlich mit guten Kräften arbeitet. Man wende sich um nähere Auskunft an Miß Eveline Faithfull, King's Hall, 32 De Vere Gardens, London W.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Witthauer, Kurt, Dr. med. Leitfaden für Krankenpflege im Krankenhaus und in der Familie. II. neu bearbeitete Auflage. Mit 76 Abbildungen. Halle a. S., Carl Marhold. 3 Mark.

Zehn Worte an Jedermann für das tägliche Leben. Königsberg i. Pr. Ostdeutsche Buchhandlung.

Ziegler, Johannes, Dr. Die Mädchenschulen in Amerika. Eine Kulturstudie. Gotha, E. F. Thienemann. 1,20 Mark.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zu Berlin, Potsdamerstraße 40 IV.

nimmt Lehrerinnen u. Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.

Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. — Ganze Pension pro Tag 2,75 M.

— Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. —

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Herausgegeben von Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40

Leipzig. Moritz Schäfer.

Verein deutscher Lehrerinnen in England.

London W.

16, Wyndham Place, Bryanston Square.

Unser Verein macht es sich jetzt zur Aufgabe, in Deutschland, England und Belgien Schulen und Pensionate, Familienpensionate und Privatfamilien für Mädchen und Knaben nachzuweisen. Viele unserer eignen Mitglieder sind in Schulen und Familien der erwähnten Länder angestellt. Prospekte auf Verlangen.

Auch stehen wir in Verbindung mit einigen guten englischen Familien, die bereit sind, deutsche Damen, welche Englisch lernen wollen, als sog. paying guests bei sich aufzunehmen, und sie in ihren Kreisen einzuführen. Die Preise stellen sich in solchem Fall auf 50—60 Mk. pro Woche. Für ganz einfache Ansprüche 30—40 Mk. Tadelloses Englisch wird in allen Fällen garantiert.

Digitized by Google

Originalrezept. Schweinsbraten mit Hering. 6 Personen. 2—2½ Stunden. 1½ kg Rippespeer wird mit Salz und Pfeffer eingerieben und mit Streifen, die man möglichst zierlich aus dem Fleisch eines gut gewässerten Herings schnitt, gespickt, mit dem Saft einer Zitrone beträufelt und in die Bratpfanne gegeben, ein Tassenkopf Wasser darunter gegossen, zwei Zwiebeln hineingetan und langsam im eigenen Safte gar gebraten. Ist das Fleisch weich, so schmeckt man die Sauce ab, macht sie wenn nötig, mit einer Mehleinbrenne seimig, giebt 2 Teelöffel Maggi-Würze dazu und richtet sie in einer Saucière neben dem Braten an. Dazu Kartoffelpurée. v. Bg.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Offene Stellen an Schulen.

1. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in größerer Stadt Schlesiens wird zum 1. August eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die Mittel- und Oberstufe g sucht. Unterricht in Deutsch, Englisch oder Französisch, Rechnen oder Realien. Gehalt 1000 bis 1200 Mark, bei guten Leistungen auch mehr

2. Zur Leitung einer Kuratoriumschule in kleiner Stadt Oberschlesiens wird zum 1. August eine katholische geprüfte Schulvorsteherin gesucht. 56 Schülerinnen werden in 3 Klassen unterrichtet. Gehalt 1500 Mark und 200 Mark Wohnungsentschädigung.

3. Eine höhere Privatschule in kleiner Stadt Oberschlesiens wird sobald als möglich zu verkaufen gesucht; einzige derartige Anstalt am Ort. Kaufpreis 10 000—12 000 Mark, Anzahlung zirka 6—7000 Mark.

4. Für eine Bürgerschule in kleiner Stadt Mitteldeutschlands wird zum 1. Oktober eine junge, evangelische Volksschullehrerin gesucht, die auch Turnunterricht erteilen kann. Anfangsgehalt 1050 Mark, nach fester Anstellung in zirka 2 Jahren 1200 Mark, steigend von 4 zu 4 Jahren um 250, 200, 150, 150, 100 und 100 Mark. Pensionsberechtigung.

5. Für ein kleines, vornehmes Pensionat in Süddeutschland wird zum 15. September eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin, die längere Zeit in England war, gesucht. Guter Klavierunterricht Bedingung. Gehalt 1000—1200 Mark bei völlig freier Station im Hause. Stelle kann dauernd werden.

6. Für ein Pensionat in größerer Stadt Süddeutschlands wird zum 15. September eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin mit vorzüglichen Sprachkenntnissen gesucht. Unterricht in Deutsch und Sprachen. Gehalt 7—900 Mark bei freier Station.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine israelitische Familie, im Winter in Berlin, im Sommer auf dem Lande, sucht zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein 15jähriges Mädchen. Sehr gute Sprachkenntnisse

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

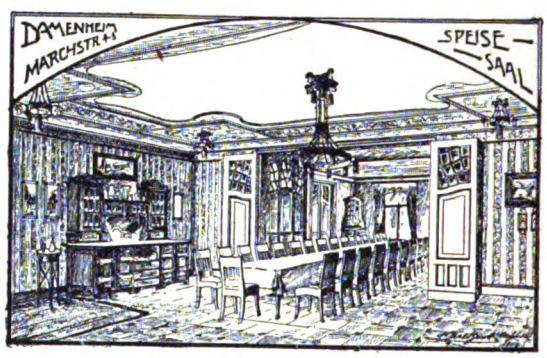
Geschlechtskrankheiten und Rechtsschutz

Betrachtungen
vom ärztlichen, juristischen und ethischen Standpunkt
von
Prof. Dr. med. Max Flesch und **Dr. jur. Ludwig Wertheimer**
Frauenarzt Rechtsanwalt
in Frankfurt am Main.
1903. Preis 2 Mark.

Gotha. **Pensionat** von **Agnes** und **Elisabeth Müller**, gepr. Schulvorsteh.
Schöne Villa m. groß. Garten; liebev. Pflege; vortreffl. Unterricht; Vorbereitg. z. preuß. Lehr.-Exam. i. d. Anstalt; Prüf.-Kommiss. i. Gotha; gepr. Paris. Lehrerin u. Engländ. i. H. — **Vorzügl.** Ref. Näh. d. Prospekt.

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Sprachkranke Kinder

find. **gründl. Heilunt.** u. Pens. bei **Johanna Lenk,** Lehrerin, **Coburg.** * Vorzügl. Empfehl.

Graphologie. Ausführliche Charakterzeichnungen gegen Einsendung von 1 Mark in Briefmarken oder per P. A. u. eines Brieffragments von ungef. 20 Zeilen fertigt an Frau E. Lieder, Königsberg i. Pr., Sackheimer Kirchenstraße 11—12.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Dr. and Mrs. Oswald,
49 Blomfield Road, Maida Hill,
W. London, receive one or two ladies in their cheerful, musical, and intellectual family. Highest References given and required.

Paris.

In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburgpalastes finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez **Mme Pasteau. Paris VI rue,** Monsieur le Prince 48.

Jena. Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. F. Haft und Frau.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Digitized by Google

und Musik sowie langjährige Zeugnisse verlangt. Gehalt 1500—2000 Mark bei freier Station.

2. Eine adlige Familie auf dem Lande in Schlesien sucht zum 16. August eine wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für einen 13jährigen, schwachbegabten Knaben. Unterricht in Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und Turnen. Gehalt 6—700 Mark.

3. Eine katholische Familie auf dem Lande in Süddeutschland sucht zum 1. Oktober eine etwas erfahrene, katholische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 3 Mädchen von 7½—9 Jahren. Musik erwünscht. Gehalt nach Leistungen.

4. Eine katholische, adlige Offiziersfamilie in kleiner Stadt der Mark sucht zum baldigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin, die perfekt Englisch spricht, für ein Mädchen von 14 Jahren. Musik nicht verlangt, aber dafür Zeichnen, Handarbeit und Malen. Gehalt 700 bis 1000 Mark, freie Station in einem andern Hause.

5. Eine adlige Familie in Berlin sucht für sofort eine zirka 30jährige, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein 11jähriges Mädchen. Gute Musik, angenehmes, vornehmes Wesen Bedingung. Gehalt 600 Mark.

6. Eine adlige Familie auf dem Lande in Pommern sucht zum 15. August eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 13 Jahren. Unterricht in allen Fächern, besonders Sprachen und Musik. Gehalt 650 bis 800 Mark. Familienanschluß.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Grafologische Auskünfte:
(Handschriftendeutung)
einfaches Urteil . . . . . M. 1,— u. Pto.
dasselbe m. Begründung (Zeichenangabe) . . „ 2,— „ „
ausführliches Urteil . . . „ 2,— „ „
dasselbe m. Begründung „ 4,— „ „
gegen Voreinsendung des Betrages oder gegen Nachnahme zu Lasten des Empfängers. Erledigung in 2—3 Wochen.
Luise Brinckmann, Tübingen (Württbg.).

Pariser Weltausstellung 1900
Von der Internationalen Jury wurden den
Singer Nähmaschinen
der
GRAND PRIX
der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.
Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.
Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.
Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.
Berlin W., Leipzigerstr. 92. * Eigenes Geschäftshaus.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Der Vereinsbote, **Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England,** erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen
und Zeitschriften der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

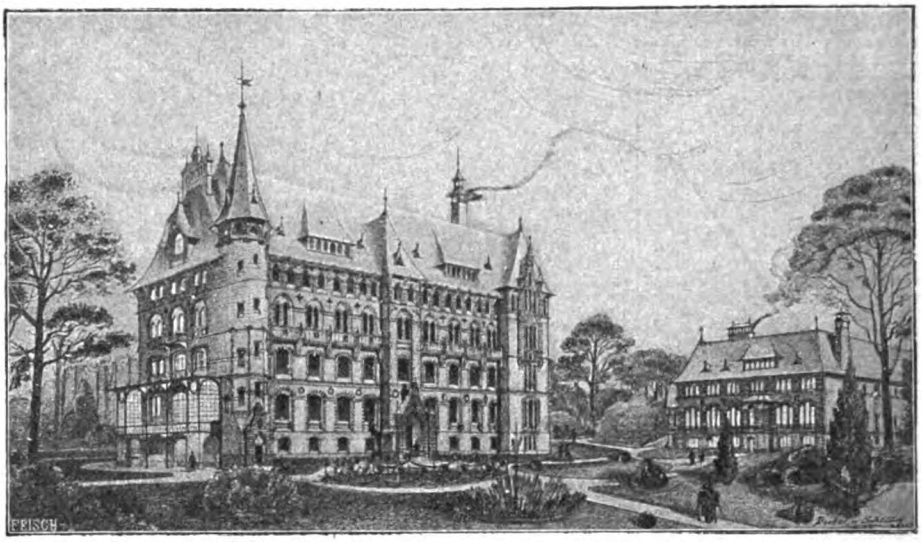
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr für Haus II von 11—1 Uhr

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

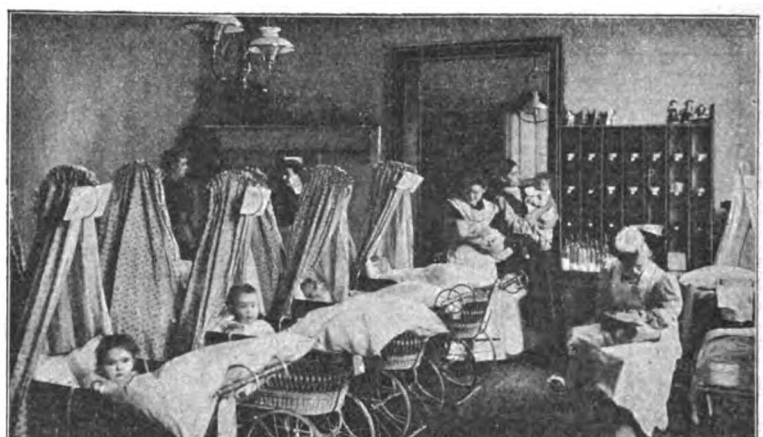
Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.

Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse.
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 11 August 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Wohnungsnot und das preussische Wohnungsgesetz.

Von

Anna Papprit.

Nachdruck verboten.

„Ich gäbe zwölf Strafgesetzparagraphen um eine gesunde Wohnungsreform." Dieser Ausspruch des bekannten Strafrechtslehrers Professor von Liszt, den er bei Gelegenheit seiner Antrittsrede an der Universität zu Berlin getan hat, fand einen lebhaften Widerhall in den Herzen und Köpfen aller Sozialpolitiker, Erzieher, Volksfreunde und Reformer — welcher Richtung sie auch sonst angehören mochten. Denn überall, wohin unser Blick fällt, sehen wir — wenn wir der Sache auf den Grund gehen — daß das Wohnungselend die Hauptursache der sozialen Not und sittlichen Verwahrlosung ist, und daß alle Reformen verhältnismäßig wenig bessern können, so lange ihre segensreichen Wirkungen durch das Wohnungselend immer wieder aufgehoben werden. Unwirksam bleibt der ethische Einfluß von Schule und Kirche, wenn die Jugend in einer Umgebung heranwächst, die die Entwickelung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls zur Unmöglichkeit macht, die Ehrfurcht vor den Eltern untergräbt und die Kinder mit den schlimmsten Keimen einer physischen und moralischen Verseuchung infiziert. Unwirksam bleiben die Segnungen der Krankenversicherung, solange die häuslichen Verhältnisse des Patienten allen hygienischen Anforderungen Hohn sprechen. Wie oft lesen wir in den Berichten der Kassenkontrolleure, daß sie die Rheumatismuskranken in feuchten Kellerwohnungen fanden, die Lungenkranken in düsteren Hinterzimmern, in die niemals ein Sonnenstrahl dringt. Die Millionen, die für die Heilstätten angewendet werden, sind fortgeworfenes Geld, solange in den überfüllten, luft- und lichtleeren Wohnungen immer von neuem eine schwindsüchtige Generation heranwächst und der „gerettete" Patient, der in diese Räume zurückkehrt, wird nur allzubald einem Rückfall seines Leidens erliegen.

Digitized by Google

Die Führer der Anti-Alkoholbewegung predigen tauben Ohren, denn es ist häufig die Verzweiflung über sein ungemütliches Heim, die den Arbeiter in die Kneipe treibt, und der Kampf gegen die verheerenden Volksseuchen (Tuberkulose und Venerie) ist illusorisch, so lange breite Volksschichten in Behausungen existieren, die mit „Seuchenherden" identisch sind.

Daß in diesen Behauptungen keine Übertreibung liegt, zeigt uns ein Blick auf die Statistik. Nach der Berliner Wohnungsstatistik vom 1. Dezember 1900 gibt es in Berlin 4086 „Wohnungen", die nur aus einer Küche bestehen, von denen 955 von 2 Personen, 487 von 3, 250 von 4, 122 von 5, 56 von 6, 22 von 7, 7 von je 8, 4 von neun Personen, eine sogar von elf und eine andere von zwölf bewohnt werden. 1761 Berliner Wohnungen bestehen aus einem unheizbaren Raum, von denen 206 mit je fünf, 108 mit je sechs Personen belegt sind; auch unter diesen befanden sich einige mit elf bis dreizehn Insassen.

32 812 Wohnungen haben ein heizbares Zimmer und weiter keine Räume. Die Überfüllung in diesen ist ebenso stark wie in den vorhergenannten.

Es gibt im ganzen 470 977 Wohnungen in Berlin, von denen 329 538 nicht mehr als höchstens zwei heizbare Zimmer haben; diese werden bewohnt von 1 286 903 Personen, also von mehr als $^2/_3$ der Gesamteinwohnerzahl (1 827 447).

Außerdem werden 61 765 dieser Haushaltungen von Schlafgängern mitbewohnt, und zwar zählt man 72 011 männliche und 26 781 weibliche Schlafgänger. Natürlich sind es gerade die ärmsten und daher im Platz beschränktesten Familien, die auf das Halten von Schlafleuten angewiesen sind; so fanden sich 1955 Haushaltungen, die in einem einzigen Raum Eltern, Kinder und Schlafleute beherbergten.

Angesichts dieser traurigen Zustände können uns die erschütternden Tatsachen nicht überraschen, die kürzlich eine, in ihrer Art durchaus nicht einzigartige Gerichtsverhandlung an den Tag brachte: im Januar d. J. verurteilte das Landgericht I zu Berlin 12—14jährige Kinder wegen „Blutschande". Als Zeugen dienten eine große Anzahl von Kindern, die eingestandenermaßen das gleiche Verbrechen begangen, aber das strafmündige Alter noch nicht erreicht hatten. „Das gleiche Verbrechen", sagte der Bericht — kann man denn aber von „Verbrechen" sprechen bei Kindern, die in einem Milieu aufwachsen, das ihnen die scheußlichsten sexuellen Verirrungen als etwas Alltägliches und Selbstverständliches erscheinen läßt? Hier ist der Boden zu suchen, in dem Lombrosos „geborene Verbrecher", „geborene Prostituierte" wurzeln, der Boden für all jene Entartungserscheinungen, die ein tieferes soziologisches Verständnis und Empfinden als Opfer der Verhältnisse zu betrachten gelernt hat.

Berlin bildet durchaus keine Ausnahmeerscheinung in dieser Beziehung. Das traurige Bild wiederholt sich allüberall, wie uns u. a. die Berichte der Herren Cahn und Jäger (München), Lieber (Bielefeld), Pfingsthorn (Hamburg) zeigen. Die Wohnungsenquête der Straßburger Ortskrankenkasse findet bei 685 Besichtigungen, daß für 2523 Personen nur 1269 Betten vorhanden waren. In Wohnungen von 3 bis 6 Einwohnern kamen auf 10 Betten 20 Personen, bei Wohnungen von 9 Einwohnern 10 Betten auf 30 Personen!

Aus der Einsicht in die Bedeutung dieser Zustände für die Kriminalität und den gesamten sittlichen standard der Bevölkerung erwächst die Pflicht, mit aller Energie die Quelle solchen Verderbens zu verstopfen. So ist es natürlich, daß angesichts dieser im wahrsten Sinne „menschenunwürdigen" Zustände Einsichtige seit Jahren ein Reichs-

Digitized by Google

wohngesetz fordern. Diese Sehnsucht scheint fürs erste noch unerfüllt bleiben zu sollen; jedoch haben einige Einzelstaaten, vor allem Hessen, einen erfreulichen Anfang mit dahinzielenden gesetzlichen Reformen gemacht. Vor einigen Monaten hat auch die preußische Regierung im Landtage ein Wohnungsgesetz in Aussicht gestellt. Der Entwurf ist jetzt fertig und den Regierungspräsidenten zur Begutachtung übermittelt worden.

Der Entwurf enthält nach zwei Richtungen hin eingreifende Bestimmungen, 1. in bezug auf die Bauordnung und 2. in bezug auf die Benutzung. Die Bestimmungen über die Bauordnung bezwecken, die Bildung hoher Monopolpreise für den städtischen Grund und Boden zu verhindern. Die Ortspolizeibehörde soll darum die Befugnis erhalten, die Festsetzung von Fluchtlinien, insbesondere mit Rücksicht auf das Wohnungsbedürfnis, sowie die Fertigstellung von Straßen und Straßenteilen verlangen zu können. Bei der Festsetzung der Fluchtlinien soll darauf Bedacht genommen werden, daß in ausgiebiger Zahl und Größe Plätze (Schmuckanlagen und Spielplätze) freigelassen werden, und das Baugelände entsprechend den Wohnungsbedürfnissen hergerichtet wird, so daß für Wohnungszwecke auch Straßen von geringer Breite und Baublöcke von geringer Tiefe geschaffen werden.

Es wäre im höchsten Grade dankenswert, wenn es gelänge, auf diese Weise der Bodenspekulation Einhalt zu tun, denn die enorme Steigerung der Bodenpreise bedingt die hohen Mieten, die den Arbeiter zwingen, von einem Jahresverdienst von 900 Mark oft 250—300 Mark für eine jämmerliche Wohnung auszugeben. Da der Rest des Lohnes für die übrigen Lebensbedürfnisse der Familie nicht ausreicht, so sieht sich der Familienvater gezwungen, durch Aftermieter und Schlafgänger einen Teil der Miete wieder einzubringen — woraus dann die oben geschilderten Mißstände erwachsen. Auch der Plan, durch kleinere Familienhäuser die Mietskasernen ersetzen zu wollen, ist mit Freuden zu begrüßen, da das Zusammenwohnen so zahlreicher Familien in großen Häuserkomplexen, neben den sanitären Gefahren, die es mit sich bringt, auch ein wirklich abgeschlossenes und gemütliches Familienleben vernichtet. Die Bebauungspläne sollen der Genehmigung des Regierungspräsidenten unterliegen. Es ist zu hoffen, daß die Regierungspräsidenten sich der hohen sozialpolitischen Bedeutung dieser neuen, verantwortungsvollen Pflicht bewußt werden, damit die Bestimmungen nicht nur auf dem Papier bleiben, sondern zu einer sinngemäßen Anwendung gelangen, die uns eine allmähliche Gesundung dieser traurigen Verhältnisse gewährleistet.

Eine zweite wichtige Bestimmung der Bauordnung ist die der Polizei zuerkannte Befugnis einer Beschränkung der Ausnutzung der einzelnen Grundstücke. Nach dem Gesetzentwurfe kann dieselbe dahin gehen: „die Abstufung der baulichen Ausnutzbarkeit der Grundstücke nach Zonen oder Bezirken zu regeln, und zwar Beschränkung der Ausnutzbarkeit des Grund und Bodens hinsichtlich der bebaubaren Fläche, wie in bezug auf die Stockwerkzahl." Ferner sieht die Bauordnung „die Ausscheidung besonderer von den Wohnvierteln getrennter Straßen vor, für die Errichtung von Anlagen, die beim Betriebe durch Verbreitung schädlicher Dünste, durch starken Rauch oder ungewöhnlichen Lärm Gefahren, Nachteile oder Belästigungen für die Nachbarschaft oder das Publikum herbeiführen können." So freudig wir dieser Verordnung zustimmen, so wird doch mancher den Kopf schütteln, wenn im Nachsatz zu lesen ist, daß die Polizei auch die Befugnis des Einschreitens haben soll, bei Bauten,

Digitized by Google

auch Wohnhäusern, „die durch Verputz und Anstrich oder aus anderen Gründen die Straßen und öffentlichen Plätze verunstalten." Der Polizei dieses Richteramt auf dem Gebiete der Ästhetik einräumen, heißt doch wohl ihre Funktionen verkennen, zumal sie auf anderen Gebieten in der Hinsicht bisher keinen glänzenden Befähigungsnachweis zu erbringen vermochte. Dies ist jedoch etwas Nebensächliches im Vergleich zu den Reformen, die das Wohnungsgesetz herbeiführen kann.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint es, daß den privaten Bauunternehmungen zur Herstellung von gesunden und zweckmäßig eingerichteten Kleinwohnungen Begünstigungen hinsichtlich der Straßenkostenbeiträge, für Kanalbenutzung, Wasserbezug, der Grundsteuer 2c. gewährt werden sollen. Diese Beiträge sollen von Eigentümern solcher Wohnhäuser, die vorwiegend minderbemittelte Familien beherbergen, nur zu höchstens drei Vierteln erhoben werden. Als solche Wohnungsgebäude gelten: „die ausschließlich der Beherbergung minderbemittelter Familien gewidmeten Häuser der Aktiengesellschaften, Genossenschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung, deren Satzungen den an die Gesellschafter zu verteilenden Jahresgewinn auf höchstens 4 Prozent ihrer Anteile beschränken." Ferner gehören dazu „die Wohngebäude der Arbeiter, Handwerker oder diesen wirtschaftlich gleichzustellenden Personen, wenn die Wohngebäude dazu bestimmt sind, von ihnen ausschließlich oder außer von ihnen nur von höchstens zwei anderen Arbeiter-, Handwerker- oder diesen wirtschaftlich gleichzustellenden Familien bewohnt zu werden." Diese Bestimmungen werden hoffentlich dazu beitragen, die gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften, die u. a. in Frankfurt a. M. mit großem Erfolge tätig sind, zu immer regerer Wirksamkeit anzuspornen. In die Frankfurter Baugenossenschaft mit gemeinschaftlichem Hauseigentum kann selbst ein Arbeiter mit mäßigem Lohn eintreten; er ist trotzdem nicht durch Hauserwerb an die Scholle gekettet, sondern die Genossenschaft entspricht seiner durch die industrielle Entwicklung gebotenen Bewegungsfreiheit. Die gemeinnützige Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. hat bisher zirka 4000 Personen nicht nur gesunde Wohnungen, sondern auch zahlreiche andere Erleichterungen verschafft. Sie beteiligt die Mieter an der Verwaltung, verbilligt durch Konsumvereine die Bestreitung für den Haushalt 2c.

Auch der „Rheinische Verein zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens", der aus 113 Bauvereinen besteht, die bisher 3542 Häuser mit 8200 Wohnungen gebaut haben, wirkt in diesem Sinne. Und was ein Kreisbauverein, dem die Verwaltung des Kreises und die der Gemeinden nahe steht, zu leisten vermag, zeigt die gemeinnützige Aktienbaugesellschaft für den Landkreis Krefeld.[1]) Es ist dies die erste Aktienbaugesellschaft öffentlich-rechtlichen Charakters; Aktionäre sind der Kreis, die Mehrzahl der Gemeinden und Private. Es würde zu weit führen, wollten wir alle Vereine oder Genossenschaften aufzählen, die gleiche Ziele verfolgen. Bekannt sind die Verdienste des Professors Albrecht, sowie des bisherigen Reichstagsabgeordneten Schrader für Berlin und die Bestrebungen des Bundes deutscher Bodenreformer, an deren Spitze Herr Damaschke eine rührige Tätigkeit entwickelt.

Wir kommen nun zu dem zweiten Teile des Wohnungsgesetz-Entwurfes, der die Vorschriften über die Benutzung zum Wohnen und Schlafen enthält. Für Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern müssen durch Polizeiverordnung Wohnungsordnungen erlassen werden, für kleinere Gemeinden sind sie fakultativ

[1]) Vergl. Soziale Praxis Nr. 35 v. 28. Mai 1903.

Digitized by Google

(leider!). Die Wohnungen müssen folgenden Mindestanforderungen genügen: „Als Wohn- oder Schlafräume (auch Küchen) dürfen nur solche Räume benutzt werden, die zum dauernden Aufenthalte von Menschen polizeilich genehmigt sind. Bei Mietswohnungen, die nach dem Inkrafttreten der Wohnungsordnung bezogen werden, oder deren Mietsverhältnis nach diesem Zeitpunkt verlängert wird, dürfen Wohn- und Schlafräume (auch Küchen) nicht baulich verwahrlost und nicht in gesundheitsschädlicher Weise feucht sein, und müssen einen eignen Zugang haben. Bei Wohn- und Schlafräumen müssen auf jeden Bewohner über zehn Jahren mindestens 10 Kubikmeter Luftraum und 4 Quadratmeter Bodenfläche fallen. Die Wohnung muß soviel Räume enthalten, daß die ledigen, über 14 Jahre alten Personen, nach dem Geschlecht getrennt, in besonderen Räumen schlafen können, und daß jedes Ehepaar für sich und seine noch nicht vierzehnjährigen Kinder einen besondern Schlafraum besitzt. Sofern von einer Eigen- oder Mietwohnung eine Wohnung abvermietet oder weiter vermietet wird, muß auch der dem Vermieter verbleibende Wohnungsteil den bezeichneten Anforderungen entsprechen.

Schlafräume der Dienstboten und Gewerbegehilfen müssen für jede darin untergebrachte Person mindestens 15 Kubikmeter Luftraum und 4 Quadratmeter Bodenfläche darbieten und den durch die Wohnungsordnung festzusetzenden Mindestforderungen hinsichtlich der Einrichtung, Ausstattung und Unterhaltung genügen.

Die Aufnahme von Zimmermietern, Einliegern und Schlafgängern darf nur erfolgen, wenn die Schlafräume dieser Personen von denen des Wohnungsgebers und seiner Familienangehörigen baulich oder in einer sonst geeigneten Weise, die den unmittelbaren Verkehr ausschließt, getrennt sind.

Die Wohnungsaufsicht soll durch ein Wohnungsamt, das die Gemeinden mit mehr als 100 000 Einwohnern zu errichten haben, ausgeführt werden. Das Wohnungsamt hat eine genügende Anzahl in geeigneter Weise vorgebildeter und beamteter Wohnungsaufseher zu stellen. Kleinere Gemeinden können sich zur Errichtung eines gemeinsamen Wohnungsamtes zusammentun. Die Wohnungsaufseher sind berechtigt, bei Ausübung der Wohnungsaufsicht alle Räume, die zum dauernden Aufenthalt von Menschen benutzt werden, sowie die dazu gehörigen Nebenräume, Zugänge, Aborte zu betreten. Finden sich Mängel vor, so ist zunächst Abhilfe durch Rat, Belehrung oder Mahnung zu versuchen. Läßt sich dadurch keine Abhilfe schaffen, so ist ein Einschreiten der Polizeibehörde zu veranlassen. Den einzelnen Regierungspräsidenten und für den Landespolizeibezirk dem Oberpräsidenten sollen nach Maßgabe des hervortretenden Bedürfnisses besondere Wohnungsaufsichtsbeamte, die die Wohnungsaufsicht der Gemeinden überwachen sollen, beigegeben werden."

Jeder, der sich mit Erziehung und Jugendfürsorge, mit Armen- und Krankenpflege oder einem anderen Zweige sozialer Hilfstätigkeit beschäftigt, wird diesen Gesetzentwurf mit großer Freude begrüßen, denn durch dies Gesetz können die schlimmsten Mißstände, an denen unsere Volksentwickelung krankt, beseitigt werden. Der praktische Erfolg des Gesetzes wird größtenteils von der Tüchtigkeit, dem Takt, der Einsicht der Aufsichtsbeamten abhängen, und wir hoffen darum, daß zu diesem Posten auch in erster Linie Frauen verwendet werden möchten. Bereits in bezug auf die Durchführung des Gesetzes zur Beschränkung der gewerblichen Kinderarbeit hat der Bund deutscher Frauenvereine in einer Petition an den Reichstag darauf hingewiesen, daß Frauen ganz besonders geeignet sein dürften, durch Ausübung der Kontrolle die Ver-

Digitized by Google

wirklichung des Gesetzes zu fördern. Dieselben Gründe, die dort maßgebend waren, sprechen für eine Wohnungskontrolle durch weibliche Beamte — ja, vielleicht wäre es zweckentsprechend, in vielen Fällen ein und derselben Persönlichkeit beides anzuvertrauen, denn schließlich liefe man Gefahr, die arbeitenden Klassen durch allzu häufige Belästigung zu erbittern, wenn heute der Krankenkontrolleur, morgen der Wohnungsaufseher und am dritten Tage der Gewerbeinspektor bei ihnen vorspräche.

Doch nicht allein von der einsichtsvollen und gewissenhaften Ausführung der Kontrolle hängt es ab, ob das Gesetz sich in die Wirklichkeit umsetzt oder lediglich auf dem Papier bleibt, sondern noch von einem andern wichtigen Faktor.

Die Regierung muß sich klar werden, daß — wie die Wohnungen heute beschaffen sind und wie die Verhältnisse heute liegen — die strenge Durchführung des Gesetzes Tausende von Menschen obdachlos machen würde! Ihre guten Absichten können daher nur realisierbar sein, wenn sie selbst mit Hand anlegt, wenn sie Wohnungspolitik im großen Stile treibt. Das heißt, indem sie nicht nur ein Wohngesetz erläßt, sondern indem sie selbst Wohnungen schafft, die den gesetzlichen Ansprüchen genügen. So sehr wir die Tätigkeit der gemeinnützigen Baugenossenschaften würdigen und anerkennen, so sehr wir von ihrer Begünstigung durch das Gesetz eine Förderung ihrer Arbeit erhoffen, so müssen wir doch zugeben, daß die Leistungsfähigkeit aller privaten Unternehmungen sehr beschränkt ist im Vergleich zu der ökonomisch-politischen Machtorganisation der Gemeinden und des Staates. Beide, Gemeinde und Staat, müssen, wenn sich infolge des Gesetzes die sanitär und sittlich gefährlichen Massenquartiere leeren, für die Unterbringung ihrer Insassen in gesunden Wohnungen Sorge tragen, durch Gründung zweckmäßiger Familienhäuser einerseits und durch Erbauung von Ledigenheimen für unverheiratete Arbeiter und Arbeiterinnen andrerseits.

Die Aufgabe ist keine geringe. Dr. K. von Mangoldt in Dresden berechnet, daß Deutschland jährlich 164 000 kleine Dreizimmerwohnungen brauchen würde, was einen Kostenaufwand von 656 Millionen jährlich bedeutet.[1]) Im Vergleich zu dieser Zahl ist allerdings die im Abgeordnetenhause im Jahre 1901 bewilligte Summe von 12 Millionen „für die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter im Staatsbetriebe" „minimal" zu nennen. Landesrat Brandts schlägt darum Gründung von öffentlichen Landesbanken für diesen Zweck vor.[2]) Eine ähnliche Institution hat das italienische Parlament infolge des Antrags des Abgeordneten Luzzatti nebst 126 Genossen beschlossen. Die Cassa Nazionale di previdenza soll zur Teilnahme an der Aktion herangezogen werden.

Wir verkennen keineswegs die Schwierigkeiten, die der Realisierung einer staatlichen Wohnungsfürsorge großen Stils entgegenstehen, aber wir sind der Überzeugung: Erst wenn Staat und Gemeinden diese Verpflichtung als notwendige Konsequenz des Wohnungsgesetzes anerkennen, erst dann kann uns das Gesetz das bringen, was wir von ihm erhoffen und erwarten — eine Hebung der gesundheitlichen und sittlichen Zustände unserer Arbeiterklasse.

---

[1]) Soziale Praxis Nr. 31 vom 1. Mai 1902.

[2]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 98 S. 68—77.

Digitized by Google

Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas.

Von

Frieda von Bülow.

Nachdruck verboten.

Man liest nicht leicht etwas „Ostafrikanisches", das ein so anschauliches und fesselndes Bild von dem Leben im Inneren unserer Kolonie bietet, wie diese schlichten Tagebuchaufzeichnungen einer Frau.[1]) Frauen sind eben die berufenen Schilderer des Zuständlichen, weil sie den Alltäglichkeiten und scheinbaren Kleinigkeiten, die dem Tagesleben sein charakteristisches Gepräge geben, eine liebevollere Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegen als der Mann. Der Mann, — nicht der Gelehrte allein, sondern auch der durchaus ungelehrte „Afrikaner", — ich habe es oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, — sieht Dinge und Vorgänge mehr oder minder ausschließlich unter dem Gesichtspunkt seiner Berufsinteressen, und bemißt danach ihre Wichtigkeit. Was aus diesem Gesichtswinkel von keinem Belang ist, erscheint ihm uninteressant und unbedeutend schlechthin, es wird nicht der Erwähnung wert geachtet. Daher fallen seine Berichte in der Regel einseitiger und abstrakter aus, als die der Frau, deren Sinn für alles gleich offen ist und der alles erwähnenswert ist, was ihr Eindruck macht. Ihre Art ist unwissenschaftlicher, wohl auch unkünstlerischer im strengsten Sinn, aber sie ist umfassender, reicher, wärmer, lebendiger. Über dieses Kapitel ließe sich noch sehr viel sagen, doch ist hier nicht der Platz dazu.

Was die weiblichen Lebensschilderer den männlichen gegenüber jedoch meist in Nachteil setzt, ist ihre vergleichsweise Armut an Lebenskenntnissen, Erfahrungen und Abenteuern. Über eine solche Armut hat Frau Magdalene Prince nicht zu klagen. Da sie als erste und einzige Europäerin unter lauter Männern vier Jahre lang auf weit vorgeschobenem Posten im schwer zugänglichen Inneren des tropischen Afrika gelebt hat, so ist ihr wenig „Afrikanisches" fremd geblieben. Sie hat, allein, einem Löwen gegenübergestanden, und sie hat selbst ein Flußpferd erlegt. Aber diese Jagdabenteuer sind das wenigste. Die in der deutschen Heimat umsorgte und behütete, mit allen Kulturbequemlichkeiten umgebene Frau hat monatelange beschwerliche Karawanenreisen machen müssen, oft krank als hin und her geschüttelte Trägerlast; sie hat jahrelang in beständiger Gefahr eines Überfalls mitten unter wilden Feinden hausen müssen; sie hat oft allein auf der Station bleiben müssen, wenn die Männer zur Verfolgung des grausamen Feindes auszogen; sie hat Jahr und Tag keine Mauern um sich, kein festes Dach über sich gehabt. Bei solcher Lebensweise lernt man manches kennen, davon wir umhegten Europäerinnen uns nichts träumen lassen — können.

---

[1]) Nach Tagebuchblättern erzählt von Magdalene Prince geb. v. Massow. Berlin 1903. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Magdalene Prince erzählt frisch und gut. Sie freut sich ihrer Erfolge wie jeder tüchtige Mensch, ohne ein Aufhebens davon zu machen. Sie hält sich frei von Phrase wie von Sentimentalität, schreibt ganz schlicht, ohne Schönfärberei, ohne aufdringliche Tendenz. Diese bei aller Wärme durchweg beibehaltene ruhige Sachlichkeit ist in einem Frauenbericht besonders anzuerkennen.

Von ungewöhnlicher Einheitlichkeit ist der Liebesroman ihres Lebens, über den sie kurz und mit berechtigter Genugthuung berichtet. Als Schulmädel in Liegnitz hat das kleine Fräulein von Massow den damaligen Schüler der Ritterakademie dortselbst, Tom Prince, kennen gelernt, und schon damals stand es bei den jungen Menschenkindern ganz fest, daß sie beide für einander bestimmt seien. Diese erste Liebe hat sich glänzend bewährt, hat die weitesten Trennungen überdauert. Fräulein von Massow kam nach Königsberg in Ostpreußen, wo ihr Vater als Rittmeister bei den Wrangel-Kürassieren stand, Prince, als Leutnant, nach Straßburg im Elsaß. Doch der trennende Raum zwischen dem Liebespaar sollte noch beträchtlich größer werden. Es war die Zeit, als Wißmann, mit noch nicht dagewesenen Vollmachten ausgerüstet, seine Schutztruppe bildete, um den Araberaufstand zu bewältigen. „Zu dem Tatendrang des jungen Leutnants," schreibt Frau Prince, „kam die Sehnsucht nach den Tropen, wo einst seine Wiege gestanden. Tom ist auf der Insel Mauritius (Ile de France) geboren, wo sein Vater englischer Polizeigouverneur war, er entstammt einer englischen Familie; seine Mutter war deutscher Abkunft, eine Tochter des Missionars Ansorge, der viele Jahre in Indien gewirkt hat." Leutnant Prince wurde Offizier der Wißmann-Truppe. Auf der Reise nach Ostafrika entging er bei einem Schiffbruch dem Untergang mit genauer Not. Er hatte eine Dhau genommen, um rasch von Zanzibar nach dem Festland hinüberzukommen; das Fahrzeug kenterte, die arabische Bemannung ertrank. Prince allein wurde gerettet, nachdem er sich mit Hilfe einer Holzkiste elf Stunden lang über Wasser gehalten! —

Sieben Jahre tropischen Kriegslebens mit seinen ungeheuren Strapazen folgten. Die ferne Braut ist in dieser Zeit aus der Sorge um das Schicksal des Jugendgeliebten nicht herausgekommen, und so wurde ihr, wie sie schreibt, der Brautstand zur ernsten Lebensschule. „Endlich, nach sieben langen Jahren hatten die Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika sich soweit geklärt, daß Tom mich nach seiner neuen, schwer erkämpften Heimat hinüberholen konnte, an der auch ich mir in meinem sorgenvollen Brautstand ein Heimatsrecht erworben zu haben glaube." —

Im Jahre 1896 war die Hochzeit; ein halbes Jahr später traf das junge Paar in Dar-es-Salaam ein. Am 28. Mai brach die elfhundert Mann starke Karavane, mit Herrn und Frau Prince an der Spitze, nach dem Innern auf, und am 7. Juli wurde das Reiseziel, die deutsche Station Perondo, erreicht. Auf unwegsamen Negerpfaden, durch Sümpfe, Stachelgrassteppen, Dornengestrüpp, Felsschluchten und Flüsse war es gegangen.

Man hatte gehofft, sich nun in Perondo wohlverdienter Ruhe freuen zu können, doch das erwies sich als trügerisch. Es stellte sich sehr bald heraus, daß die Lage Perondo's ungesund war, und sogleich wurde der Entschluß gefaßt, die Station zu verlegen. Dem Entschluß folgte so schleunig als möglich die Ausführung. Also abermals: packen aller Habe in Trägerlasten und beschwerliche Märsche. Die neue Station „Iringa" wird in prachtvoller Gegend und fieberfreier Lage angelegt. Am 29. September kann Frau Prince in ihr Tagebuch schreiben: „unsere Hochzeitsreise hat nun ihr Ziel

Digitized by Google

erreicht, Iringa!" Nun aber beginnen die zwei Jahre dauernden, fast ununterbrochenen Kämpfe gegen den deutschfeindlichen Wahehe-Sultan Quawa und seinen Anhang. Quawa will die Deutschen aus dem Lande graulen, wenn es nicht anders geht, vernichten. Er führt Krieg gegen alle Eingeborenen, die sich zu den Deutschen halten, überfällt ihre Dörfer und brennt sie nieder, raubt die Weiber und Viehherden und tötet die Männer. Er lauert den Soldaten oder Trägern der Deutschen auf und mordet sie. Und so eifrig die Deutschen ihm nachstellen, der alte Fuchs läßt sich nicht fangen. Die Tagebuchblätter geben ein fesselndes Bild von dem Hangen und Bangen, den Gefahren und Wechselfällen dieses hartnäckigen Machtkampfes, der erst mit dem Tod des zähen alten Häuptlings ein Ende findet. Die Darstellung der Frau Prince wird stets auch dem Feind gerecht, und nirgends macht sie sich der sonst recht verbreiteten Geschmacklosigkeit schuldig, den Gegner um des eigenen Ansehens willen zu verkleinern. Sie erzählt manchen Zug von Quawa und seinen Getreuen, der uns diese Kämpfer für ihre alte Macht sympathisch erscheinen läßt. Quawa ist grausam, — sehr grausam, hart auch seinen Getreuesten gegenüber; aber er ist stolz und zähe und unbeugsam. Wer ihm zur Unterwerfung rät, den tötet er. Sein Anhang wird nach und nach aufgerieben. Der alte Herrscher irrt allein durch die Grassteppe, ein gehetztes, umstelltes Edelwild. Er ergibt sich nicht. Als alle Aussicht auf Entkommen geschwunden, stirbt er wie ein antiker Held. Er tötet erst seinen letzten Waffengefährten, um eine standesgemäße Begleitung auf dem Weg ins Jenseits zu haben, dann erschießt er sich selbst. Einen Halbbruder des Quawa schildert Frau Prince als einen schönen, hochgewachsenen Menschen von liebenswürdigem Wesen und guten Manieren. „Sein energisches freies Auftreten", schreibt Frau Prince, „sein offener Blick zeigen Rasse."

An anderer Stelle erzählt sie von den Mitgliedern der Sultansfamilie: „Sie wissen sich gut zu unterhalten, aus ihren klugen Fragen sprechen Wißbegierde und Intelligenz, unsere europäischen Gewohnheiten suchen sie sich möglichst anzueignen. So saß Mpangire — (eben jener schöne Bruder des Quawa) — kürzlich bei uns im Zimmer; der Teppich reichte nicht bis zu seinem Platz, deshalb glaubte er nichts Unpassendes zu tun, wenn er seinen Cigarettenstummel einfach auf den Boden warf. Juglumajunga dagegen, dessen Stuhl auf dem Teppich stand, wagte nicht, diesen zu beschmutzen, und war sichtlich aus großer Verlegenheit erlöst, als ich ihm einen Aschbecher reichte, auf den er seinen Stummel deponierte. Mpangire verfolgte dieses Manöver mit großer Aufmerksamkeit, und bald hatte er — von mir anscheinend unbeachtet, — seinen Cigarettenrest vom Boden aufgelesen und in den Aschbecher praktiziert. Es ist ein Vergnügen, die beiden intelligenten Burschen zu beobachten; dabei sind es hübsche Leute, an Gesicht sowohl, wie an Wuchs. Auch an Galanterie fehlt es ihnen nicht: Mpangire und seine Brüder küssen mir stets die Hand, und heute hat mir ersterer als Beweis seiner besonderen Wertschätzung einen schönen — Ochsen verehrt. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

Frau Prince berichtet, daß sie anfangs unter den Schwarzen kaum die Männer von den Weibern habe unterscheiden können. Bald aber lernt sie individualisieren und merkt, daß es, was Physiognomie, Schönheit, Charakter, Intelligenz anbetrifft, unter diesen schwarzen Afrikanern ganz so viel Unterschiede und Abstufungen gibt wie bei uns Europäern.

Der erwähnte Mpangire und seine Geschwister waren zu den Deutschen als Verbündete gekommen, und Hauptmann Prince ernannte den Mpangire feierlich zum

Digitized by Google

Sultan an Stelle seines Bruders Quawa. Aber ach: bald stellte sich heraus, daß Mpangire verräterische Umtriebe machte. Er und seine Mitschuldigen mußten kriegsgerichtlich verurteilt und gehenkt werden. Das weibliche Empfinden der Frau Prince leidet nicht wenig unter dieser harten Maßregel, ohne daß sie sich doch der Einsicht in deren Notwendigkeit verschließt. Sie ist den Männern stets die kluge, verstehende Freundin, der tapfere Kamerad. Sie teilt alle Interessen ihres Gatten, hilft ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten, nimmt Anteil an allen Beratungen. Im Fall der Not greift sie auch zum Revolver und trifft mit klarer Überlegung die geeigneten Dispositionen wie ein Kriegsmann.

Neben den alles in Atem haltenden Kriegsunruhen nehmen indessen die Friedensarbeiten ihren Fortgang: Hauswirtschaft, Gartenbau, Pflege, Belehrung und Erziehung verwaister schwarzer Kinder, zeitraubende Repräsentationspflichten, Sorge für die Kranken u. s. w. Hier kommt niemand auf den Einfall, theoretisch die Frage zu ventilieren, ob ein weibliches Wesen so vielen und vielseitigen Anforderungen denn gewachsen sei, eine Frage, über die man sich bei uns zu Lande mit Vorliebe die Köpfe zerbricht. Wo die notwendige Arbeit der Erledigung wartet und wenige sind, sie anzugreifen, da gibt es keine Frauenfrage. Frau Prince ist überall auf dem Posten, und ihre Mitarbeit ist auf jedem Gebiet hochwillkommen. Obwohl die tapfere junge Frau ihren Tropentribut an Krankheit reichlich zu zahlen hat, verzagt sie nie. Sie betrachtet ihre Kulturmission von hohen Gesichtspunkten aus, daher fehlt es ihr nicht an belebender Freudigkeit. Den Mut verliert sie nie, selten geht ihr der Humor aus. Freilich zahlt sie einen hohen Preis: das Leben des erstgeborenen Kindchens. —

Nach vier im Innern Afrikas verlebten Jahren, von denen die zwei letzten, seit Quawas Tod, in Frieden verliefen, ist Frau Prince mit ihrem Gatten zu längerem Erholungsurlaub nach Deutschland zurückgekehrt. Das Titelbild des Tagebuchs zeigt ein erfreuliches Familienbild: Herrn und Frau Prince, ersichtlich in Gesundheit blühend und in glücklichem Besitz eines keck dreinschauenden kräftigen Kindchens. Die treue Aufzeichnung der Tagebuchblätter und ihre Veröffentlichung beruht auf einem Versprechen, das Frau Prince vor Beginn ihrer innerafrikanischen Wirksamkeit Herrn von Wißmann gegeben hat, dem für diese Anregung besonderer Dank gebührt.

Hauptmann Prince ist aus dem Militärdienst geschieden, ist aber mit Frau und Kind nach der schwererkämpften innerafrikanischen Heimat zurückgekehrt, um sich nun ganz der friedlichen Kolonistenarbeit zu widmen. Einen überzeugenderen Beweis für den Glauben an die Zukunft ihrer Ansiedelung hätte das wackere Paar nicht geben können. Möge sich doch nun deutscher Unternehmungsgeist finden, der die von Frau Prince erträumte und ersehnte Schmalspurbahn von der Küste ins Innere schafft, die auch minder bemittelten und minder opfermutigen Kolonisten jene gesunden, fruchtbaren Landschaften erschließen würde!

Jedenfalls wird der Name der Frau Magdalene Prince neben dem ihres Mannes dauernd mit der Geschichte Deutsch-Ostafrikas verknüpft sein.

Digitized by Google

Die Gerechten.

Skizze in drei Bildern

von

Luise Westkirch.

Nachdruck verboten.

1.

Die Lokomotive, die alle Länder durchfurcht, hatte sich endlich auch in das felsige Bergtal Bahn gebrochen. Mühsam durch die Klippen sich windend, hier eine Felsrippe durchbohrend, dort auf hoher Bogenwölbung den Fluß überspringend, bald am linken, bald am rechten Ufer ihren Weg über und durch die Erde wühlend, war sie vor einigen Wochen bis zu dem Landstädtchen Brunsberg vorgedrungen. Das lag zwischen seinen bewaldeten Hügeln, Obstgärten und Kornfeldern still träumend. Es war ein frommes Städtchen. An jeder Wegkreuzung, auf jeder Anhöhe hielt segnend ein Heiligenbild Wacht. Aus dem ehemaligen Mönchskloster in seiner Mitte war ein Gymnasium geworden, in dem würdige Professoren dem Vaterland in der Stille tüchtige und gelehrte Männer erzogen. Es gab auch noch ein Gericht, in dem weniger Würdige abgeurteilt wurden. Aber das hatte nicht viel zu schaffen. Die Amtsrichter widmeten ihre Zeit vorzugsweise der Pflege ihrer Gärten, wobei sie in Gesundheit Achtzigjährige wurden.

Mit wenig freundlichen Gefühlen sah dies Völkchen den ersten Bahnzug schnaubend in seine Beschaulichkeit brechen. Mit ihren Dampfwolken blies die Lokomotive gleichsam den heißen, hastigen Atem der großen Welt mitten hinein in die Windstille hinter den spanischen Wänden, mit denen ihre Berge die Gemeinde bisher umgeben hatten, und die scharfe Zugluft war den Warmgewöhnten unbehaglich. Geradezu unheimlich, wie viele fremde Gesichter solch ein einziger Zug daherführte! — Wozu? Was konnten die Unruhvollen gutes bringen? — Brave Menschen bleiben im Lande und nähren sich redlich, — denn meist haben sie's dazu.

Frau Rektor Schwerdtfeger, die diese Betrachtungen anstellte, saß hinter den blühenden Blumenstöcken ihres Fensters und sah über ihr Strickzeug weg die Straße hinunter nach den hohen Spitzbogenfenstern des Gymnasiums, von dem ihr Mann, der Rektor, um vier Uhr kommen mußte, wie er seit dreißig Jahren an allen sechs Wochentagen um vier Uhr dieses Wegs gekommen war.

Und wie sie schaute, fiel ihr auf der Straße wiederum eine neue Erscheinung auf. Natürlich hatte die Bahn die gebracht. Wer in Brunsberg trug denn einen weißseidenen Beduinenmantel? Wer solch lächerlich dreieckiges Hütchen von fliederfarbenem Krepp? Wirklich wie eine Ballcoiffüre! Verschossen, verbogen war es obenein, vertragen der ganze auffallende Putz. Und doch! wie seine Eigentümerin dahinschritt, nachlässig, aber mit einer gewissen, unverwüstlichen Energie, erinnerte sie die Rektorin an jemand — — Ja, an wen denn? Auf einmal gab's ihr einen Stich ins Herz; sie fuhr kerzengerade in die Höhe. Die Fremde, die gespannten Blicks die Nummern der Häuser las, hatte ihr das Gesicht zugewandt, und dies Gesicht kannte sie, hatte sie gekannt vor langen Jahren. Verwittert und faltig erinnerten sie diese Züge unter dem auffallenden Hut an ein ehrwürdiges Antlitz in sittsamer Frauenhaube, das sich einst über ihr Wiegenbettchen geneigt hatte, über ihres und das der Fremden draußen, wenn sie recht sah.

„Nein, nein!" sagte sie sich zitternd. „Sie ist verschollen, verloren. Sie ist tot. Nein!"

Da klang schrill die Glocke an der Flurtür.

Digitized by Google

Frau Schwerdtfeger flog auf die Diele. — „Das Mädchen soll sie nicht sehen! Niemand soll sie sehen!“ das war ihr einziger Gedanke.

Die Frau im weißen Beduinenmantel und dem leuchtenden Hut stand vor ihr.

„Frau Professor Schwerdtfeger? Ja? 'S ist ein bißchen dunkel hier, aber mir deucht —“

„Auguste! — Ich hab' dich gleich erkannt. — St! Komm hinein.“

Sie zog die Frau in die gute Stube, deren Fenster nach dem Garten hinaus gingen und schloß die Tür mit dem Schlüssel zu.

„Warum sprichst du denn so leise?“ fragte die Angekommene. „Liegt jemand bei euch krank?“

Frau Schwerdtfeger blieb mitten im Zimmer stehen. Sie schöpfte mühsam Atem. — „Was willst du?“

Auguste lachte. „Ganz die Alte! — Was willst du? — Achtundzwanzig Jahre die einzige Schwester, die nächste Blutsverwandte nicht gesehen. Sie tritt plötzlich herein. — Rührung, Freudentränen, geöffnete Arme? — Denkt nicht dran; — ‚Was willst du?‘ — So ist die Welt. Die Bühne malt sie anders. Unsre Herren Dramatiker lügen in ihren Beutel. Und müssen's! Kein Schusterjunge würde ein Billett bezahlen, wenn sie das Leben zeigten, wie es ist.“

Sie nahm eine langstielige Lorgnette, musterte langsam ihre Umgebung und nickte. — „Wie ich mir's gedacht hab': ehrenfest und scheußlich. Das hochbeinige Sofa und der runde Tisch, die gräßlichen Stahlstiche an den Wänden, Kommode unter dem Spiegel, von außen blank, inwendig gewiß gut aufgeräumt. Und Deckchen! gehäkelte Deckchen überall! überall! Zum Ersticken! — Ja, ja, so hab' ich mir dein Leben gedacht.“

„— Was willst du?“

„Ja so. Zunächst mich setzen. Du erlaubst doch?“

„Vergib, daß ich vergaß —“

„Keine Umstände. Dann, wenn du ein Glas Wasser für mich hättest, — es darf auch Wein sein. Die Zunge klebt mir am Gaumen.“

„Willst du auch essen? Soll ich dir ein Butterbrot mitbringen?“

„Danke! nein. Ich bin zu aufgeregt. Denn du hast's erraten, ich will etwas von dir.“

„So bleib' einen Augenblick hier und halte dich ruhig.“

Aber Frau Schwerdtfeger hatte kaum die Tür hinter sich geschlossen, so sprang ihr Besuch auf und begann im Zimmer auf und ab zu rennen. Sie hob und senkte dabei die Arme, als stehe sie auf der Bühne, griff an ihre Schläfen, rollte die Augen. Erst beim Eintritt der Wirtin beruhigte sie sich wieder. Sie leerte das Glas Wein, das jene ihr einschenkte, auf einen Zug. Dann ergriff sie lebhaft die Hand, die Frau Schwerdtfeger ihr nicht geboten hatte.

„Claire! — du bist glücklich, nicht wahr?“

„Soweit Menschen auf dieser unvollkommenen Welt glücklich zu nennen sind.“

„Du hattest Kinder? Einen Sohn! — Er lebt?“

„Gott sei Dank!“

„Und er macht dir Freude, nicht wahr?“

Frau Schwerdtfegers Gesicht strahlte. „Er ist mein und meines Mannes Stolz. Student, augenblicklich mitten im philologischen Examen. Wir zweifeln nicht, daß er es mit Glanz bestehen wird.“

„O, wenn du Freude an deinem Sohn hast, so erbarm' dich! Rette meinen Sohn.“

Sie hatte die Hände der Schwester gefaßt, auf dem buntblumigen Teppich lag sie vor ihr auf den Knieen. — „Um unserer toten Mutter willen, rette mir mein alles! Rette mir meinen Carlos!“

„Steh' auf! Steh' doch auf! — Was soll diese Überspanntheit? Sag' einfach, was du von mir verlangst.“

„Alles für mich und ihn! für dich — nichts, — oder so gut wie nichts. Mein Carlos hat — hat sich vergessen. Ich — ich konnte seine Gaben nicht ausbilden lassen, wie sie es wert waren, ich hatte es nicht dazu. Er mußte einen Beruf ergreifen, der ihm nicht zusagt, der seinen hochfliegenden Geist nicht befriedigen kann. Er arbeitet als Kaufmann, als Buchhalter. Leichtsinn — Verführung — — Er hat — nun, er hat fünfhundert Mark aus der Kasse genommen —“

„Ein Dieb also!“

„Nein! Sag' das Wort nicht! — Ein Betrogener, ein Opfer seines guten Herzens.

Digitized by Google

Sein Herz ist gut! — Ein Freund, der in Not war, hat ihn angefleht, ihm versprochen, ihm die Summe rechtzeitig zurückzugeben. Er läßt ihn im Stich. Der arme Junge kam zu mir. — Unsere Gesellschaft spielt augenblicklich in Ems. — In Nacht und Nebel kam er, nicht mehr er selbst, toll vor Angst und Aufregung und flehte mich an, ihm zu helfen. Ach, wenn ich könnte! Wenn ich es könnte! Aber, was soll ich noch versetzen, verkaufen? Ich hab' nichts mehr. Uhr, Kette, Schmuck, alles fort! Und meine Gage! — Du lieber Gott! Seit ich meine Stimme verloren habe, — kleine Mütterrollen, Souffleurdienste! Was bringt das? — O, Claire! Die Kunst hat mir nicht Wort gehalten."

„Vater hat es dir vorausgesagt, und ich auch."

„Ja, ja! Aber meine Hoffnung, mein Jugendmut, meine Liebe rieten anders. Ich konnte den alten Bücherwurm nicht heiraten, den die Eltern mir ausgesucht hatten!"

„Ich habe mit Schwerdtfeger sehr glücklich gelebt. Der Eltern Segen ist es, der den Kindern Häuser baut. Das hat sich an uns beiden bewahrheitet."

Die Schauspielerin unterdrückte ein rasches Wort, das ihr auf den Lippen schwebte. „Wenn ich gefehlt hab', indem ich meine Kraft überschätzte, so hab' ich auch in langer Irrfahrt gebüßt. Ich bin müd', todmüd', Claire! und ich hab' nichts auf der Welt, das mich freut, als den Jungen, als meinen Carlos. An seinem Tisch hofft' ich auf einen Stuhl, auf ein Kämmerchen in seinem Haus, wenn ich ganz stumpf geworden bin. Seine Kinder zu wiegen, träumt' ich mir als mein letztes Glück, als das einzige bißchen Frieden, das mir auf der Welt werden soll. Leid's nicht, daß mir auch das genommen wird! — Sieh, als mein Carlos keine Neigung zur Bühne zeigte, hab' ich Gott gedankt. Denn die Kunst ist eine Betrügerin. Selbst die Kronen, die sie verteilt, sind inwendig mit Dornen gefüttert. Er wird Frieden haben, sagte ich mir. Er wollte studieren, Arzt werden. Es hat mir fast das Herz abgestoßen, daß ich es ihm versagen mußte. Aber, mein Mann tot — und mit mir ging es damals schon bergab. In all meiner Bedrängnis habe ich mich nicht an dich gewandt. Erst die Verzweiflung treibt mich her. Soll mein Sohn, mein alles! mein einziges Glück als ein Geächteter, Bestrafter über den Ozean fliehen, in die Wildnis sich verkriechen? Um dieses einen ersten Fehltritts willen mir, der Heimat, dem Glück verloren gehen? — Erbarm' dich! Fünfhundert Mark retten zwei Menschen! Was ist dir diese winzige Summe? — Gib sie, und nichts ist geschehen! — Rette ihn, Claire! Rette mich! — Um unserer Mutter willen, rette uns!"

„Du bist noch ganz die Alte," sagte Claire Schwerdtfeger, in deren glattem Gesicht sich kaum ein Zug verändert hatte, „maßlos und übertrieben und siehst in deiner Leidenschaft alle Dinge schief."

„Ja, schilt mich, Claire. Aber rette uns!"

„Höre mich wenigstens zwei Minuten ruhig an. Erstens sind fünfhundert Mark durchaus keine winzige Summe —"

„Nein, nicht für den, der sie nicht hat!"

„Sie sind das Erbteil meiner Kinder, meines Alfred und meiner Marianne, die seit drei Jahren glücklich mit einem Beamten in unserer Nachbarstadt Limburg verheiratet und Mutter von zwei lieben Knaben ist. Ihnen bin ich Rechenschaft über das Geld schuldig."

„O, wenn du inmitten deiner Kinder, geehrt und glücklich dein Alter zu verleben hoffst, so erhalte auch mir das Einzige, was ich auf der Welt habe, mein Kind! meinen Liebling! —"

„Wenn es in meiner Macht stünde, würde ich es tun, Auguste. Aber das ist dein zweiter verhängnisvoller Irrtum: mein Opfer rettet ihn nicht."

„Doch! Doch! Gewiß!"

„Nein. Wer sich einmal so weit vergessen hat, wie dein Sohn, der ist durch kein Opfer von Menschen zu retten. Vielleicht daß Gott durch die harte Schule des Lebens ihn erziehen und bessern will. Soll ich dem Allweisen in den Arm fallen? — Gesetzt, ich wäre schwach und gebe deinen Bitten nach, so würde ich, indem ich meiner Kinder Gut in ein Faß ohne Boden würfe, den Unseligen nur anreizen seine schmachvolle Tat zu wiederholen."

„Nie! Nie! — er hat es mir geschworen."

„Er würde sie wiederholen und in größerem Maßstab, das geht immer so."

Digitized by Google

„O, Claire, du denkst nicht gut von ihm. Aber ist ein junges, reiches, frohes Menschenleben nicht wert, daß du an die ferne Möglichkeit seiner Rettung eine für dich so geringe Summe wagst? Du glaubst nicht an seine Besserung, — ich, ich glaub' dran mit aller Kraft der Überzeugung. Wer von uns recht behält, weiß doch nur Gott. — Versuch's! Erbarm' dich!"

„Ich behalte recht, Auguste, und ich weiß es schon jetzt. Es ist doch wohl kein Zufall, daß meine Kinder beide gute, brave Menschen geworden sind und dein Sohn ein Taugenichts. Du hattest niemals einen Halt in dir selber, und so vermochtest du auch nicht deinen Sohn zu Zucht und Rechtschaffenheit zu erziehen."

„Ich hatte Unglück! Unglück überall."

„Unglück? Das ist die Entschuldigung aller, die Schiffbruch leiden durch eigene Schuld. Sein Glück und Unglück schafft der Mensch sich selbst, er ganz allein. Zweifelst du daran, so sieh auf uns beide. Sind wir nicht unter ganz gleichen Verhältnissen ins Leben getreten? Warum hat es sich denn so verschieden für uns gestaltet?"

„Du bist die Besonnenere, die Tugendsamere. Auch deine Kinder sind Mustermenschen. Sei es. Aber wenn ich gesündigt habe gegen eure strenge bürgerliche Sitte, so bedenke auch das heißere Blut, das mir geworden, die rascher aufflammende Begeisterung, die größere Versuchung."

„Selbstbeherrschung hast du nie üben wollen, das ist wahr! hast jedem Gelüst zeitlebens nachgegeben. Die größere Versuchung seh' ich nicht."

„Ja! größere Versuchung! — Denn ich war die Schönere von uns beiden, die Gefeiertere. Auch die Begabtere bin ich gewesen zu meinem Unglück. Wenn dein, oder deines Sohnes Blut jemals gewallt hätte wie meines, als ich zum erstenmal meinen Gatten als Don Carlos auf der Bühne sah, wer weiß —?"

Frau Schwerdtfeger unterbrach. „Die Liebe kennt mein Sohn so gut wie einer! Sobald er sein Examen gemacht hat, wird er sich mit einem lieben, unschuldigen Mädchen verloben, der Tochter eines seiner Vorgesetzten."

„— Die du ihm ausgesucht hast!" Auguste lachte bitter auf.

„Mein Wunsch und der seine sind sich begegnet. Das ist in der Regel bei mir und den Meinen der Fall."

„Die Liebe, den mächtigsten, unberechenbarsten aller Triebe sogar hoffst du nach deinem Willen zu lenken, dauernd zu lenken?! — Gut, gut! auch das mag dir glücken. Ich wünsch' dir's ehrlich. Euch Menschen ohne Phantasie und Herz glückt ja so viel, so unglaublich viel. Hier hinter den Glashauswänden dieses Landstädtchens mag es glücken. Das Neue, Gewaltige, durch Überraschung Niederwerfende tritt ja an euch nicht heran. Keine Überreizung, keine Sorge, kein Hunger macht euch toll und wild und schwach. Aber wenn du deinem Gott dankst für den Frieden, den er dir und den deinen gegeben hat, so erbarm' dich! erbarm dich derer, die in den gewaltigen Stürmen der Welt draußen die Richtung verloren haben! Erbarm' dich meines Sohnes!"

„— Liebe Auguste, als du vor acht und zwanzig Jahren an der Seite eines Schauspielers aus unserem Elternhause gingst, da wußtest du, — Vater sagte es dir —, daß du damit das Band zwischen dir und den deinen für immer zerrissest. Das war nicht Grausamkeit von ihm, so wenig, wie es von meiner Seite Grausamkeit ist, wenn ich mich heut weigere, es wieder anzuknüpfen. Das würde ich durch meine Hilfe. Sie würde dich veranlassen, dich wieder an mich zu wenden und abermals —"

„Nein, nie, nie wieder!"

„Es würde so kommen, Auguste. Es ist immer dein Fehler gewesen, daß du dir die natürlichen und unausbleiblichen Folgen deiner Handlungen nicht eingestehen wolltest. Die Haltlosigkeit, die Zügellosigkeit aber sind wie eine Seuche. Ich bin es meinen gesunden Kindern schuldig, daß ich sie vor Ansteckung schütze. Sie wissen nicht, daß mir noch eine Schwester lebt, und ich wünsche nicht, daß sie es je erfahren."

Die Schauspielerin hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen, ein Stöhnen entquoll ihrer Brust.

„Es tut mir leid, Auguste, daß du uns beiden diese Erschütterung nicht erspart hast.

Digitized by Google

Sei gewiß, ich meine es besser mit deinem Sohn als du selbst, da ich dir deinen Wunsch versage. Wenn noch ein Rest von Tüchtigkeit in dem unglückseligen jungen Menschen steckt, so wird er sich eher entfalten, wenn er deinem Einfluß entzogen ist —"

Die Schauspielerin sprang jäh auf. Mit einem Blick des Hasses sah sie in das glatte behäbige Gesicht vor ihr.

„Vergelt's Gott!" sagte sie leise, höhnisch, ging zur Tür. „Vergelt's Gott!"

„Sprich nicht so sündlich!"

„Vergelt's Gott an deinem Sohn, Claire! — O, sei nicht bang! ich geh' jetzt. Und ich komme nicht wieder. Mein Sohn ist ein Sünder, ja! Aber, siehst du! hier hebe ich meine Hände auf und danke Gott, daß er wenigstens nicht geworden ist wie du! wie ihr!"

Die Tür klappte ins Schloß.

Frau Schwerdtfeger rang nach Atem. „Es ist eine Impertinenz! eine Impertinenz! — Gut, daß ich fest geblieben bin! Ich hätte ein Nachgeben auch nie vor Schwerdtfeger verantworten können."

Sie schob das Häubchen über ihrem Scheitel glatt. In ihren Ohren klang noch unheimlich das: „Vergelt's Gott!" der Schwester nach.

„— Wär' unser Alfred nur erst glücklich durch sein Examen und wieder hier bei uns! Er schrieb so flüchtig in dieser Zeit."

Da ging eine Tür in der Wohnung. „Mein Mann schon zurück? Ich hab' ihn doch nicht hereinkommen hören!"

Aus seinem Arbeitszimmer trat Rektor Schwerdtfeger in die gute Stube. Er trug einen Brief in der Hand.

„Von Alfred?" — Claire Schwerdtfeger schrie es fast.

„Ja, allerdings. Aber warum fragst du so aufgeregt, meine Liebe?"

„Verzeih. Ich bin wohl etwas nervös. Was schreibt er? Gutes?"

„Im allgemeinen, ja. Er ist mit seinem Examen ziemlich durch. Man macht ihm Hoffnung, daß er gut bestanden habe, — woran ich übrigens niemals Zweifel hegte. Nur der Schlußpassus seines Briefes gibt zu denken. Er bittet da um siebenhundert Mark sofort. Die Doktorpromotion stelle sich teurer, als er gerechnet habe. Schon im vorigen Brief machte er eine Andeutung."

„Siebenhundert Mark! Das ist aber eine große Summe, um die er zu kurz kommt."

„Ja — hm, ich habe darüber meine eigenen Gedanken, meine Liebe. Es wird sich weniger um Promotionsgelder handeln als um eine Anhäufung von Schulden aus seinen Studentenjahren. Das pflegt bei den meisten jungen Leuten so zu gehen. Auch ist der Betrag nicht übermäßig. Immerhin würde es unpädagogisch sein, seinem Leichtsinn durch sofortige Zahlung Vorschub zu leisten. Er soll sich an Ordnung gewöhnen. Wenn er sein Examen bestanden hat, wird es noch Zeit sein, seine Forderung in Erwägung zu ziehen."

„Du wirst recht haben, mein Erwin. Du triffst immer das Richtige. Gott sei Dank, daß meine Kinder dich zum Erzieher hatten!"

Frau Schwerdtfeger atmete tief. Der Auftritt mit ihrer Schwester hatte eine hochgehende Aufregung in ihr zurückgelassen, Furcht, Unsicherheit, Grauen. Immer hatte es diese Wirkung auf ihr Gemüt, wenn sie mit einem Entgleisten, einem aus seiner Kaste Ausgestoßenen zusammentraf. Das war ein fast körperlicher Widerwille.

Aber sie verzichtete darauf, sich durch Aussprechen zu erleichtern. Ihr Mann, ihre Kinder sollten nicht wissen, daß die Schande ihrer Familie, die totgeglaubte Schwester, zum Leben aufgestanden sei und ein Neffe mit ihr, der zur alten Schmach neue häufte.

Langsam, gewaltsam zwang sie sich zur Ruhe.

2.

Durch die nächtlich stillen Straßen der Universitätsstadt schritt Alfred Schwerdtfeger. Hoch trug er den Kopf unter dem leichten Strohhut. Über die trüb brennenden Gaslaternen hinweg schweiften seine Augen mit freudigem Stolz zu den dunklen Profilen der Berge rings um das Städtchen. Seine Glieder strafften sich. Es war eines Siegers Schritt, der auf dem Pflaster widerhallte. Das philologische Examen bestanden, die Braut errungen! Heut Morgen hatte er geworben, heut Abend war die Verlobung gefeiert worden. Die Verlobung mit der

Digitized by Google

einzigen Tochter seines Schulrats. Hochachtbare Familie! Der Vater würde ihm die Karriere ebnen; die Mutter hatte von Haus aus ein hübsches Vermögen ihrem Kinde mit in die Ehe zu geben. Die Braut selbst ganz wie Dichter die deutsche Hausfrau malen: arbeitsam, bescheiden, fromm, der Überlegenheit des Mannes in allen Stücken sich willig beugend. Reizender, amüsanter war wohl die kleine Milly aus der Konditorei gewesen, Milly mit den lustigen, schwarzen Augen, die heut Abend vielleicht weinten, ein Mädel zum totdrücken! totküssen! — Aber alles hat seine Zeit. Wie der Doktor der Philologie, Alfred Schwerdtfeger, keine Laternen mehr ausdreht, so tändelt er auch nicht mehr mit kleinen, süßen Mädchen. Der Leichtsinn ist abgetan. Der Ernst des Lebens beginnt. Gott sei Dank! er hat sich gerettet auf den sicheren Boden der Ehrbarkeit, der Wohlanständigkeit, den Boden, auf dem schon ein Dutzend Schwerdtfeger ihm vorangewandelt sind, lauter würdige, hochachtbare Leute. Er schüttelt sich, wenn er denkt, wie nahe er daran gewesen ist, die Familientradition zu brechen. Aber vielleicht ist's den alten Perücken vor ihm nicht besser gegangen. Niemand weiß darum, und niemand wird um seine Verirrungen wissen. Zu rechter Zeit hat er die Tür zugeschlagen zwischen sich und den Genossen seines Leichtsinns. Vorbei! Nicht mehr dran denken! Rein wie das leuchtend weiße Faltenhemd auf seiner Brust steht der künftige Bildner der Jugend, der glückliche Bräutigam vor den Augen der bewundernden Welt.

In Siegesfreude lief er die dunklen Treppen zu seiner Wohnung hinauf, riß die Tür auf — und stand stutzend, erbleichend. In seiner Stube brannte Licht. Jemand erwartete ihn. Ein Mann von seinem Alter, seiner Größe, ja, eine gewisse Familienähnlichkeit war unverkennbar in den Umrissen der zwei Gesichter. Aber dunkler, sehniger, nervöser schien der andre, sein eleganter Anzug abgetragen, vernachlässigt, seine Züge leidenschaftlich gespannt im Gegensatz zu der ruhigen blonden Sattheit von Alfred Schwerdtfegers Physiognomie, der auch ein paar Schmisse an Wangen und Kinn kein temperamentvolles Aussehen gaben. In diesem Augenblick erschien das hübsche Gesicht aber grau, und seine Lippen zitterten.

„Du! — So, du!"

„Seit vier Stunden warte ich auf dich! — Ich hab' all meine Mittel erschöpft. Sogar meine unglückliche Mutter hab' ich angefleht —"

„Sei vernünftig, Carlos. Ich hab' doch noch nichts."

Die Augen des andern flammten auf. „Hast nichts? Noch nicht? Noch immer nicht?!"

„Wenn der Alte mir's doch nicht schickt, woher soll ich's nehmen?"

„Woher du willst! Was schiert's mich? — Stiehl's meinetwegen, wie ich's für dich gestohlen habe! — Aber haben muß ich die fünfhundert Mark! Geben mußt du mir sie! Hörst du! Geben auf der Stelle!"

„Ich kann mir das Geld doch nicht aus der Haut schneiden!"

„Kannst nicht? — Kannst nicht? —" Carlos packte das Handgelenk seines Vetters, schüttelte ihn. „Und damals, als du zu mir kamst, in der Nacht, heimlich, mit gerungenen Händen mich anflehtest, dir das Geld aus der Kasse meines Prinzipals vorzustrecken, — hast du mir nicht geschworen, daß du die Summe von zu Haus erwartetest, daß du sie mir vor Ende des Monats, daß du sie mir in zwei Tagen wiedergeben wolltest?"

„Ich wußte doch nicht, daß der Alte so zäh sein würde!"

— „Aus meiner Stellung bin ich gejagt worden um deinetwillen! Aus meinem Vaterland muß ich als ein Geschändeter fliehen! meine alte, hilflose Mutter im Elend zurück lassen! Und wenn ich bis morgen Mittag den Ausfall nicht voll ersetze, schickt mein Prinzipal mich ins Gefängnis!"

„Mein Gott, ja, das alles tut mir sehr leid, versteht sich, — ist mir im höchsten Grade fatal — Gewiß, ich bin unverantwortlich leichtsinnig gewesen. Aber, — nimm mir's nicht übel, — seit wir Vettern uns hier zufällig fanden, hast du mir bei meinem lustigen Leben fröhlich mitgeholfen —"

„Für mich hab' ich nicht einen Pfennig veruntreut!"

„Ja, ja! ich leugne es ja nicht. Ich steckte damals schauerlich in der Klemme. Eine

Digitized by Google

Ehrenschuld! Wenn ich sie nicht auf die Stunde bezahlte, war's mit dem Reserveoffizier vorbei, meine Karriere hatte einen Knacks. Mein Vater hätte die Hand von mir abgezogen. Gewiß, ich war in Verzweiflung. Immerhin bist du noch leichtsinniger gewesen als ich. Ja wohl! Nicht Narr, der zumutet; Narr, der tut. Es gibt Dinge, die man auch für den liebsten Freund nicht tun darf."

„Fällt dir das jetzt ein? — Jetzt! — Bist du heut so klug? — Damals spracheſt du von Blutsbrüderschaft, Freundestreue bis zum Opfertod —"

„Sobald ich das Geld habe, bekommst du's bei Heller und Pfennig. Mehr kann ich doch nicht tun."

„Kannst nicht? Mehr nicht? — Nun, so kann auch ich nicht anders. Bis jetzt hab' ich dich geschont. Wenn du mir bis morgen Mittag das Geld nicht gegeben hast, so sag' ich meinem Prinzipal, daß er's von dir fordern soll, so schreib' ich deinem Vater, daß ich's dir und wofür ich's dir gegeben habe."

„Carlos! Du wirst nicht —"

„Ich will verdammt sein, tu' ich's nicht!"

Carlos schritt zur Tür, faßte den Drücker. Alfred folgte ihm, hielt ihn zurück.

„Carlos! Bester Carlos! Vetter! — Richte mich doch nicht zu Grund! Ich tue ja, was ich kann! — Es geht dir schlecht, das tut mir aufrichtig leid. Aber es wird doch nicht besser, wenn du uns beide ins Unglück stürzest. Im Gegenteil! Dann kann ich dir auch nicht helfen und — ich hatte gleich um siebenhundert Mark geschrieben — da — da kann ich dir das Geld zur Überfahrt geben. — Carlos! morgen früh muß es kommen. Es muß!"

Carlos hatte sich umgewandt, unschlüssig sah er in das blasse, hübsche Gesicht, das er in einem lustigen Winter lieb gewonnen hatte wie das des besten Freundes, wie eines Bruders Gesicht.

Mutig gemacht durch dies Zögern redete Alfred hastig weiter: „Hab nur noch einen Tag Geduld! Nur wenige Stunden Carlos! Ich will dir ja vergelten, was du für mich gelitten hast. Gewiß, ich bin nicht undankbar. Verrat' mich nur nicht! Kleinliche Rachsucht hat dir doch immer fern gelegen, und gerade jetzt ist für mich ein kritischer Augenblick. Meine ganze Zukunft steht auf dem Spiel. Ich hab' mich heut Abend mit der Tochter des Schulrats Schwarzkoppen verlobt. Wenn mein Schwiegervater je erführe, daß ich in diese Kassengeschichte verwickelt bin —"

Alfred stockte jäh.

Sein Vetter war mit zwei großen Schritten zurück in die Stube getreten. Seine Augen flackerten. Sein Atem flog.

„— Was?! — Was sagst du da?"

„Wie denn? Was meinst du denn?"

„Du hast dich verlobt?"

„Mit Minna Schwarzkoppen, ja. Deshalb muß ich die äußersten Rücksichten —"

Carlos packte Schwerdtfeger bei den Schultern, rüttelte ihn.

„— Und Milly?"

„Aber bester Carlos! heiraten kann ich ein Ladenmädchen doch nicht."

„Nicht! Nicht? — Heiraten kannst du sie nicht?"

„In meiner Stellung! Bei unserer Familie! Mein Vater würde mich enterben!"

„Ich kannt' einen jungen Mann, der schwur, er pfiffe auf die Vorurteile und Schrullen seines alten Herrn. Keinen Pfifferling fragte er nach den schiefen Mäulern der Philister und Klatschtanten. Seinen Willen wollt' er durchsetzen, sich ausleben!"

„Was prahlt man nicht, wenn der Wein einem im Kopf rumort und die Liebe im Herzen? — Die Familie ist die Grundlage des Staates, etwas Ernstes, Heiliges. Kein Bildner künftiger Geschlechter kann sich über Anschauung und Willen seiner Familie wegsetzen —"

Carlos ließ seinen Vetter los und spie aus.

„— O, du Lump! Du feiger, lügnerischer Lump!"

„Carlos! ich verbitte mir —"

„Schweig! — Jetzt red' ich. Und du sollst mich hören. Ich rat dir's! ohne deine verdammte Pose! Oder ich zertrete dich wie ein giftiges Gewürm. Du kannst Milly nicht heiraten, sagst du, weil du ein großer Doktor der Philologie bist, Sohn eines großen Rektors. Aber ich, der simple Kaufmann, konnte sie heiraten, siehst du, wollte sie heiraten. Du wußtest, daß ich sie lieb hatte. Und du bist zwischen sie und mich getreten, hast sie mir

Digitized by Google

deinem ‚Blutsfreund' weggenommen, unter den gefälligsten Vorspiegelungen wegeskamotiert! — Und nun verlobst du dich mit 'ner Schulratstochter und richtest sie zu grund' wie mich! Sie auch! Milly auch! — Ja, weshalb soll ich dich denn schonen? — Was hält mich eigentlich noch zurück, daß ich deine Schande nicht laut in die Welt schreie! Du Lügner! Du Dieb am Besten, was Menschen haben! Du Schädling!"

„Carlos! Carlos! — Ich seh's ja ein. Ich hab' gefehlt gegen das Mädchen, — dich! Ich bereue es tief. Wir sind alle Sünder, Menschen, Carlos! Verrat mich nur nicht! Ich — Sieh, meine Mutter weint sich die Augen aus. Sie überlebt's nicht, wenn —"

„Deine Mutter! — Und meine?"

„Ich schwöre dir, ich will gutmachen, Carlos! Richte mich nicht zu grund'. Halte dein Wort! Schweige! — Soll denn mein ganzes Leben verloren sein, um einer jugendlichen Verirrung willen? — mein ganzes hoffnungsvolles Leben? Denn ich würde Tüchtiges leisten — für die Menschheit, — für die Welt! — Ich fühle solchen guten Willen, solche Kraft! — Ich —" Er rang nach Atem.

Die Empörung des andern, sein wilder Zorn sanken jäh zusammen in einem plötzlichen Nachlassen seiner überreizten Energie. Die beweglichen Züge verzerrten sich in Widerwillen.

„Pfui Teufel! So schonungslos gegen andre — und so wehleidig für dich selbst! — Sei's — Lebe dein der Menschheit nutzbringendes Leben, du Gerechter, — bis der Ekel an dir selbst dich erstickt. Doch den fühlt euereins ja wohl nicht. Vor meiner Rache sollst du Ruhe haben —"

„Carlos! Liebster, edelster Freund!" —

Alfred fuhr sich bebend über die feuchte Stirn.

„— Halt! — Unter zwei Bedingungen! — Die erste, daß das Geld morgen Mittag in der Kasse meines Prinzipals liegt. Darin bin ich unerbittlich. Sieh, wie du's schaffst. Die andre: seit ich verdiene, hab' ich meiner Mutter zwanzig Mark jeden Monat gegeben. Bis ich dazu drüben wieder im stande bin, wirst du der müden, alten Frau diese zwanzig Mark geben, pünktlich jeden Ersten —"

„Aber zweifellos, Carlos! Auf mein Wort! Ich schwör' dir's."

„— Auf dein Wort pfeif' ich, mein Bester. Den Wert dieses Artikels kenn' ich zu genau. Aber ich glaube doch, du wirst die Bedingungen erfüllen. Denn muß meine Mutter auch nur vierundzwanzig Stunden auf ihren Zuschuß warten, so komm' ich zurück, verstehst du? und reiß' dir die Tugendmaske vom ehrbaren Philistergesicht. Sollt' ich aber etwa keinen Glauben finden — das wär' möglich, Ihr braven Leute habt ja wohl so'ne Art Gegenseitigkeitsversicherung auf Tugendwahrung, — dann knall' ich dich nieder wie einen tollen Hund. Das ist mein letztes Wort. Und das halt' ich!"

„Carlos! Du zerschmetterst mich mit deiner Verachtung — Ich tu' wahrhaftig gern und ohne Drohung für deine Mutter, was ich kann. Was ich irgend kann! Mein Gott! ich bin doch kein schlechter Mensch! Nur ein Verirrter! Glaub' mir doch, Carlos! Nie vergesse ich, was ich dir schulde! Ich bleibe ewig dein Freund —"

„Deine Freundschaft verbitt' ich. Denk' an mein Wort!"

Die Tür schlug zu zwischen den Vettern.

Alfred Schwerdtfeger sank auf einen Stuhl. Seine Kniee bebten. Schwarze Schatten tanzten vor seinen Augen. Plötzlich sprang er auf.

„Er tut's! Er hält Wort! — Wie schaff ich das Geld?"

Ratlos, die Hände an die Schläfen gepreßt, starrte er um sich. — „Der verfluchte Geiz des Alten! Ich muß das Geld haben! — Ich muß!"

Er trat an seinen Schreibtisch, schrieb eilig:

„Telegramm. Herrn Rektor Schwerdtfeger, Brunsberg. Bin verloren, wenn ich nicht bis morgen Mittag siebenhundert Mark —"

Da lachte er auf, zerriß das Blatt und begann von neuem:

„Telegramm. Herrn Rektor Schwerdtfeger, Brunsberg. Bin vor meinen Professoren unrettbar blamiert, meine Karriere kompromittiert, Verlobung unmöglich, wenn ich nicht bis morgen Mittag die siebenhundert Mark habe. Bitte, das Geld sofort telegraphisch anzuweisen. Höchste Eile absolut notwendig. Erklärung

Digitized by Google

später. Alfred Schwerdtfeger. Rückantwort bezahlt."

Mit diesem Zettel rannte er zum Telegraphenbureau.

3.

Zwei Monate später. In der kleinen Universitätsstadt läuten die Glocken, und die Menschen drängen sich auf den Straßen. Die Tochter des allbekannten und verehrten Schulrats Schwarzkoppen heiratet heut. Es ist eine große Hochzeit. Alle Universitätsprofessoren, die Geistlichkeit, die Gerichtsherren des Städtchens sind geladen. Von auswärts sind die Eltern des Bräutigams gekommen, alle Kollegen des Brunsberger Gymnasiums. Und die Bürger stauen sich an der Kirchtür, sehen mit Wohlgefallen den langen Zug ins Kirchenschiff einziehen, in dem jeder einzelne ein Vertreter ist der Ehrbarkeit, der Wohlanständigkeit, der guten Sitte. Jeder für sich ein Tüchtiger und Gerechter, ein Vorbild, das man den Kindern zeigt. „Werde wie der! Zur Ehre deines Vaterlandes, zum Wohl der Menschheit ahme ihm nach!"

Zuletzt kam das Brautpaar, Minna Schwarzkoppen mit ihrem strengen, frommen Albrecht Dürergesicht, zu dem das herbe Grün der Myrte wie geschaffen schien, Alfred Schwerdtfeger in seiner ernsten Manneswürde. Die Mitgift seiner Braut machte es ihm möglich, schon als Probekandidat sein Haus zu gründen. Übrigens würde er rasch steigen. Keines der Mädchen, die ihm bewundernd nachschauten, zweifelte daran.

Die Glocken klingen. Die Orgel braust. „Ja." — „Ja." — „Amen."

Eine Heirat, wie sie sein soll. Alter, Besitz, Familientradition passen wunderbar. Die Weisen prophezeihen die glücklichste Ehe. Der Himmel selbst gießt seinen hellsten Sonnenschein über die Neuvermählten, als sie in den Wagen steigen, dann fahren sie zum frohen Festmahl im ersten Gasthof der Stadt.

Einmal ist des Bräutigams Blick vom Prediger abgeirrt seitwärts durch das Kirchenschiff. Einmal während des Glückwunschhändeschüttelns geht ein leises Zucken durch seine Züge.

Seit gestern ist Milly aus ihrer Konditorei verschwunden. — Wird er sie wiedersehen in der gaffenden Menge, zornig, ihn insultierend vielleicht? — Oder wird er sie niemals wiedersehen? Wird der Fluß, der durch das Städtchen zieht, ihren blühenden Leib irgendwo weit ab ans Ufer spülen, wo man die Unbekannte einscharrt hinter der Kirchhofsmauer? — — Unsinn! Sich töten, die lustige Milly! In ihre Heimat wird sie gereist sein, oder in eine Großstadt, oder über's Meer, wie der andre. — Daß einem Mann am guten Tag so schlimme Phantasien kommen können! —

Nein, das Vergangene liegt hinter ihm. Keine Spur davon taucht jemals auf, falls er nur die Bedingungen treu erfüllt. Er kennt seinen Vetter. Der hält sein Versprechen — im Guten, im Bösen. Er hat auch das gehalten, ihn nicht zu verraten. Gott sei Dank! Alfred Schwerdtfeger kann die Bedingungen erfüllen; er ist jetzt vermögend und unabhängig.

Rektor Schwerdtfeger und seine Frau fuhren in einem Wagen allein zum Festmahl. Tränen der Rührung füllten der Mutter Augen, rannen unaufhaltsam über ihre Wangen. Die Aufregung hatte ihr die Zunge gelöst, der Reiz, durch den Kontrast mit fremdem Leid ihr eigenes Glück gesteigert zu fühlen. Gestern Abend hatte sie ihrem Manne von dem Überfall ihrer verschollenen Schwester in Brunsberg erzählt, von ihrer Bitte für ihren mißratenen Sohn.

An diesen Vorfall dachten beide, als sie in der Festkutsche dahinrollten, und Schwerdtfeger ergriff die Hand seiner Frau.

„— Claire! wir dürfen stolz sein auf unsern Jungen."

„Ja, Erwin, die ganze Zeit in der Kirche hab' ich immer nur Gott gedankt, daß unser Alfred nicht geworden ist wie Augustens Sohn."

Schwerdtfeger nickte. „Weißt du, Liebe, was mir heute klar geworden ist? Die siebenhundert Mark, die unser Alfred plötzlich mit solchem Ungestüm von uns verlangte, waren nicht für sein Examen und auch nicht zur Deckung seiner Schulden bestimmt. Die hat er der heillosen Person und ihrem Buben von Sohn zugewandt. Sie müssen sich irgendwie an ihn gedrängt haben. Ja gewiß. Er schickt ihnen auch noch Geld. Heut morgen sah ich auf seinem Schreibtisch eine Postanweisung über zwanzig Mark an Auguste Vogel."

Digitized by Google

„Das ist ja unerhört!“ — Frau Claire zitterte vor Aufregung. „Und ich hoffte mein Kind vor der Berührung mit diesen unreinen Elementen bewahrt zu haben. Da will ich doch gleich mal Alfred —“

„Laß, Liebe, laß! Es ist wohl eine Torheit, aber sie macht seinem Herzen Ehre. Und gut ist's ja schließlich für uns alle, daß er den Bengel, der uns hier nur Schande machen, nur unsern Namen kompromittieren konnte, übers Wasser spediert hat. Daß diese Opfer nicht in Ewigkeit so weitergehen, dafür wollen wir Sorge tragen.“

Der Wagen hielt, der Portier trat aus seiner Loge, die Hand voll Depeschen und Briefe, die er dem Brautpaar neben die Teller zu legen gedachte. Er blieb stehen.

„Frau Rektor Schwerdtfeger? — Hier dieser Brief ist für Sie.“

Claire warf einen Blick auf die Aufschrift und erbleichte.

„Von ihr!“

Hastig trat sie in die leere Portierloge. Die aussteigenden Gäste sollten ihr Gesicht nicht sehen, während sie diesen Brief las, der gewiß nichts Gutes brachte.

Schwerdtfeger folgte ihr. „Von deiner Schwester? Das find' ich dreist. Was kann sie am heutigen Tag wollen? Erachtet sie etwa unsre freudige Stimmung günstig für ein erneutes Attentat auf unser Portemonnaie? Ich muß sagen, ich bin nicht gewillt, die Freigiebigkeit meines Sohnes nachzuahmen. Nun, was ist's denn, Claire? — Claire!“

Frau Schwerdtfeger hatte sich schwer auf den Stuhl des Portiers fallen lassen. Die Hand mit dem Schreiben hing schlaff herunter. Sie antwortete nicht. Ungeduldig nahm Schwerdtfeger ihr den Brief aus den leise widerstrebenden Fingern. Es waren zwei Blätter, nur das eine in einer feinen, fahrigen Frauenhand beschrieben, das andre trug die ihm sehr bekannten Schriftzüge seines Sohnes.

Das erste lautet:

„Mein Sohn irrt heimatlos überm Wasser, deiner führt die Braut heim. Ich habe lange geschwankt, ob ich einliegenden Brief, den ich nach meines Carlos Abreise hinter einer Schieblade seines Schreibtisches eingeklemmt fand, veröffentlichen solle. Aber es wäre gegen meines Sohnes Absichten. So schicke ich ihn dir als Hochzeitsgeschenk. Es ist ein großes Geschenk, Claire. Denn du weißt, daß ich vor dir auf den Knieen gelegen habe, und du hast dich geweigert, den zu retten, den der Schreiber dieses Briefes zu grunde gerichtet hat. Auguste Vogel.“

Der andre Brief war noch kürzer.

„Mein lieber Vetter! Mein bester Freund!

Sei ganz außer Sorge wegen der fünfhundert Mark, die du mir so großherzig verschafft hast. Mein Vater muß mir das Geld heut oder morgen schicken. Ich hab's dringend gemacht. Dein Prinzipal wird nie etwas von der Sache erfahren, und mir hast du meine Zukunft gerettet. Mit innigem Dank

dein dir tief verpflichteter
Alfred Schwerdtfeger.“

Des Rektors Hand griff nach einer Stuhllehne. Seine Zähne klirrten aufeinander. Kein Irrtum möglich, kein Zweifel. Der eigene Sohn bescheinigte seine Schuld. „— Das — das ist —“

Da fuhr Claire jäh empor. Stimmengeschwirr im Vestibule. Der Portier kehrte zurück.

„Still! Um Gotteswillen still! Steck' weg! —“

Sie stand kerzengrade auf ihren Füßen, tränenlos. — „Sein Schwiegervater — seine Zukunft — niemand darf davon wissen! Niemals! Hörst du!“

Gewaltsam faßte sich der Rektor, zwang die zitternden Kniee, ihm zu gehorchen. „— Du hast recht! Du hast recht!“

Frau Schwerdtfeger stand schon inmitten der Gäste, plauderte fieberhaft, lachte laut. Anfangs war ihr Gesicht grünlich bleich, später brannten dunkle, rote Flecken darauf.

Es war ein fröhliches Fest. Hell leuchtete die Tafel im Silber- und Blumenschmuck. Die Seidenkleider knisterten, ernste Gesichter glänzten. Von Anfang an lösten sich die Zungen. Keine fremden Elemente. Man war unter sich.

Aber während Claire Schwerdtfeger scherzte und lachte, irrte ihr Blick immer wieder hinüber zu ihrem Sohn. Alfreds ruhiges blondes Gesicht leuchtete gleichmäßig in dem mild-frohen Ernst, der der Situation entsprach. Dann sah

Digitized by Google

Frau Schwerdtfeger schnell weg in einem Gefühl von Grauen. Die Gläser, die Blumen, die Lichter schwankten wunderlich vor ihren Augen, und sie hörte ihr Herz pochen, als hämmere ein Finger gegen Holz. Ihr gegenüber saß ihr Mann, ließ seine Dame sich mit ihrem anderen Nachbarn unterhalten und stierte wortlos auf das Tischtuch. Daß Männer sich so schlecht beherrschen können! Um seine Versäumnis gut zu machen, redete Claire unaufhörlich, ohne Atem zu schöpfen, sie wußte selbst nicht was. Denn zwischen sich und der fröhlichen Gesellschaft sah sie immer die Gestalt im weißen Beduinenmantel, mit dem flliederfarbenen Hütchen, hörte ihre Stimme: „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott an deinem eigenen Sohn!" Und etwas wie eine öde Verwunderung war in ihr, daß der liebe Gott die Deklassierte gehört hatte und nicht sie, die tugendhafte Claire Schwerdtfeger, daß bei der häßlichen Tat ihr Sohn der Verführer gewesen war, der Sohn der andren nur der Verführte, Betrogene, der Büßende. — Wäre nur das Mahl vorüber! Heimgehen dürfen! In die Dunkelheit der Nacht sich verkriechen, weinen, weinen! —

Da schlug der Rektor der Universität ans Glas.

„Meine Damen und Herren! Andre haben das Brautpaar leben lassen, die Eltern, die Gäste. Das Hoch, das ich ausbringen will, gilt keiner Person, sondern einer Sache, einer uns allen heiligen Sache. Meinen Trinkspruch will ich bringen der festen Grundlage, auf der diese Ehe sich aufbaut, und die ihr Glück verbürgt. Diese Grundlage ist die Tüchtigkeit, die hohe Sittlichkeit, die beiden Ehegatten durch viele Generationen von Glied zu Glied überliefert worden ist, — ist die nach den Regeln der Anpassung und Vererbung gleichsam in Blut und Nerven übergegangene unfehlbare Anständigkeit der Denkungsart und der daraus resultierenden Handlungsweise, die das Lebensmark und den Kitt der guten bürgerlichen Gesellschaft bilden und eine Zusammengehörigkeit schaffen, fest wie die des Blutes, eine Zusammengehörigkeit, die zweifelhafte Elemente, Produkte der Entartung, wo sie auftauchen, mit dem Zwang der Naturnotwendigkeit von sich wegstößt und ausmerzt. Meine Herren, dieser angeborenen und erworbenen hohen Sittlichkeit, von der unser junge Ehemann und seine liebliche Gattin eine hervorragende Verkörperung darstellen, wollen wir diesen Becher weihen. Möge sie dauern, wachsen bei uns allen und ungeschwächt sich fortpflanzen von Generation zu Generation!"

Begeistert klangen die Gläser aneinander.

„— Herr Rektor Schwerdtfeger!"

Er fuhr auf aus seinem Brüten. Die Hand griff nach dem Glas. Bebend hob sie's. Er sah dem Rektor ins Auge, sah seinen Sohn, der um den Tisch herum kam, um mit ihm anzustoßen — — und plötzlich klirrte das Glas zu Boden, der rote Wein floß wie ein Blutstrom über das Tischtuch.

Hinter ihm Stehende fingen Rektor Schwerdtfeger auf. Bewußtlos wurde er aus dem Saal getragen und in eine dem Festlärm ferne Kammer gebettet.

Claire folgte ihm, in Angst und Schrecken doch ein Gefühl der Erleichterung findend. Wenigstens durfte sie nun endlich weinen! Und was die Frauen ihr Tröstliches sagen mochten, sie weinte ohne Aufhören, wild, rücksichtslos um das kostbarste Gut ihres Lebens, ihre eigene Gerechtigkeit und die der Ihren.

Die Aufregung unter den Gästen war groß. Zögernd standen die Neuvermählten. Durften sie unter diesen Umständen abreisen?

Aber der schnell herzugekommene Arzt beruhigte den jungen Ehemann. Nichts Besorgniserregendes. Ein Schwindelanfall. Die Hitze im Saal mochte ihn verursacht haben. Der alte Herr war schon wieder bei Bewußtsein. In wenigen Tagen würde er wohlauf sein. Ein rascher Abschied, möglichst ohne zu reden, um alle Aufregung zu vermeiden. Darnach solle das Paar ruhig seine Reise antreten.

Als Alfred seine Frau in den Wagen gehoben hatte, verharrte er einige Augenblicke unruhig, gedankenvoll. Wie hatte der Alte ihn nur angesehen? Es war ihm durch und durch gegangen. Wußte der etwa? Vermutete er? —

Ein peinlicher Auftritt würde das werden! Der Alte war eigensinnig in gewissen Dingen. Aber selbst wenn er wußte, alles wußte, — er schwieg. Er mußte schweigen. — Nein, da

Digitized by Google

war nichts zu fürchten. Mochte fern über dem Ozean der Sohn der Schauspielerin den Verzweiflungskampf des einzelnen gegen alle kämpfen, mochte im Dunkel der Großstadt ein verlassenes Mädchen seine Schande durch die mitleidslose Welt schleifen, er, Alfred Schwerdtfeger, war in Sicherheit, durch Geburt, Heirat, Stand ein Gerechter unter Gerechten. Und die Gerechten halfen einander, schon um ihrer selbst willen. Sie hielten ihre weißen Schilde vor seine Blöße. Im Strahlenschein ihrer Gesamttugend verlöschte sein persönlicher Fehl. Nachbarn, Vorder- und Hintermänner hielten, stützten ihn. Glatt lag seine Bahn vor ihm.

Mit freundlichem Lächeln wandte der junge Ehemann sich zu seiner Braut.

Volkswirtschaftslehre als Unterrichtsgegenstand an der höheren Mädchenschule.

Von

Dr. Elisabeth Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Dinge, die unserm Auge sehr nahe gebracht werden, erscheinen uns unverhältnismäßig groß. Wer sich jahrelang ausschließlich in ein Fachstudium vertieft hat, der verliert das Unterscheidungsvermögen für die Bedeutung seiner Wissenschaft, für den Platz, den sie — ihrer Natur nach — im Leben einzunehmen bestimmt ist. Dies wird umsomehr der Fall sein, je weniger umfassend die Basis allgemeiner Bildung ist, auf der die Fachwissenschaft aufbaut. Es ist daher eine ganz natürliche Erscheinung, daß gerade akademisch gebildete Frauen — die zum Teil noch auf seltsam verschlungenen Pfaden in den Garten der Wissenschaft gelangt sind, und denen alles, was ihnen dort entgegentritt, wie eine Offenbarung erscheint, durch die eine neue Welt sich ihnen erschließt — den lebhaften Wunsch haben, die ihnen gewordene Erkenntnis auch andern, und zwar möglichst früh im Leben, zuteil werden zu lassen. Mit dem Vordringen des Frauenstudiums machten sich denn auch bald Bestrebungen geltend, welche darauf abzielten, verschiedene Universitätsdisziplinen in die Schule zu verpflanzen. Die Juristin plädierte für die Einführung der Rechtskunde in die Schule, die Ärztin erklärte eine Aufklärung über die Grundzüge der Hygiene für eine unbedingte Notwendigkeit, und die Philosophin hielt eine Belehrung in Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie für durchaus wünschenswert.

Wenn ich, als Nationalökonomin, an dieser Stelle für die Einführung der Volkswirtschaftslehre als Unterrichtsgegenstand an höheren Mädchenschulen eintrete, so liegt der Gedanke nahe, daß der Wunsch, die Nationalökonomie zum Lehrgegenstand an Schulen zu machen, auch bei mir der Ausfluß einer falschen Wertung meiner Wissenschaft sei. Zu meiner Verteidigung möchte ich deshalb gleich vorausschicken, daß ich einer solchen Einführung, als mir zuerst davon gesprochen wurde, durchaus nicht sympathisch gegenüberstand und erst durch eingehendere Beschäftigung mit dem Gegenstand zur Erkenntnis des hohen Wertes eines solchen Unterrichts gelangt bin.

Überdies ist der Gedanke durchaus kein neuer, und es liegen auch in außerdeutschen Ländern schon genügende Erfahrungen vor, aus denen wir uns ein Urteil bilden können.

In Frankreich forderte Condorcet bereits zur Zeit der großen Revolution zur Ausbildung eines jeden Staatsbürgers die Einführung der Sozialwissenschaften, der

Digitized by Google

Verfassungs- und Gesetzeskunde an höheren Lehranstalten sowohl, als an der Volksschule. Die von ihm ausgearbeiteten Lehrpläne wurden vom Konvent angenommen und 1795 nicht nur an den Lehrerseminaren Professoren für Nationalökonomie und Gesetzeskunde angestellt, sondern auch festgesetzt, daß den Schülern der Primärschulen die Grundzüge der Volkswirtschaftslehre, des Staatshaushalts und der Staatenverhältnisse in leicht faßlicher Weise beigebracht werden sollten. Dieser Zustand währte aber nur wenige Jahre, denn schon unter Napoleon schlief der Unterricht allmählich ein und ruhte dann ganz, bis er im Jahre 1882 abermals zur Anerkennung gelangte und in den Volksschulen gesetzlich eingeführt wurde. In den höheren Lehranstalten wurde er ebenfalls in den Lehrplan aufgenommen und zwar gegenüber den Volksschulen erheblich erweitert und vertieft.[1]) Als Lehrmittel dienen in erster Linie die preisgekrönte Arbeit Rapets „Manuel populaire d'économie politique", ferner ein Handbuch der Nationalökonomie der bekannten Nationalökonomen M. Block und Paul Berts „Instruction Civique", Bücher, denen wir in unserer Schulliteratur nichts an die Seite zu stellen vermögen.

Auch in England gehen die Bestrebungen zur Einführung der Volkswirtschaftslehre an den Schulen ziemlich weit zurück. Der erste Leitfaden, welcher sich mit diesem Gegenstand befaßte, war wohl die vor nunmehr 60 Jahren erschienene kleine Schrift des Erzbischofs Whately, „Easy Lessons on Money Matters", von der Moormeister[2]) berichtet, daß der nachmalige bekannte Nationalökonom Jevons daraus seine ersten Anschauungen über politische Ökonomie erlernte. Seither hat England eine große Literatur auf diesem Gebiete zu verzeichnen, unter welcher die „Political Economy" des genannten Professors Jevons besonders hervorgehoben zu werden verdient. Sie ist dazu bestimmt, den Schülern als Textbuch zu dienen, und zeichnet sich ebenso durch klare Darstellungsweise wie durch geschickte Auswahl und Anordnung des Stoffes aus. Einer großen Beliebtheit erfreut sich ferner Mrs. Fawcett's „Political Economy for Beginners", das für uns aus dem zwiefachen Grunde von Interesse ist, weil es eine Frau zur Verfasserin hat und an fast allen höheren Töchterschulen (High Schools for Girls), welche Volkswirtschaftslehre in ihren Plan aufgenommen haben, als Leitfaden dient.

Wer englische Verhältnisse genauer kennt, den wird es trotz der weiten Verbreitung und der vielfachen Auflagen dieser Lehrbücher nicht wunder nehmen, daß in England der Unterricht in den Staats- und Sozialwissenschaften bei weitem nicht so allgemein verbreitet ist wie in Frankreich. Es ist hier eben nicht möglich, Dinge einfach von oben herab zu dekretieren; sie bilden sich je nach Bedürfnis und nach der Eigenart der Schule verschieden aus, und so kommt es, daß beispielsweise in Manchester — wo Jevons dafür eifrig Propaganda machte — und in andern Industriebezirken Volkswirtschaftslehre selbst in den Volksschulen gelehrt wird, während sie sonst lediglich auf die höheren Knaben- und Mädchenschulen — und hier auch wieder mit Auswahl — beschränkt blieb.

In Deutschland ist die Bewegung zu gunsten des Volkswirtschaftsunterrichts auf der Schule viel jüngeren Datums und bewegt sich vorläufig noch meist in der Sphäre der grauen Theorie. Die gewaltigen politischen Ereignisse der siebziger Jahre und der auf sie folgende ungeahnte wirtschaftliche Aufschwung zeigte uns Deutschen zuerst die Wichtigkeit einer klaren Erkenntnis der politischen und wirtschaftlichen Zustände. Es ward uns klar, daß auch für uns galt, was der Wiener Professor Exner in seiner Inaugurationsrede im Jahre 1891 aussprach: „Das 20. Jahrhundert wird ein politisches Jahrhundert sein. Wer ihm gewachsen sein will, wird politischer Bildung bedürfen. Nur eine höchste Anspannung politischer Kraft und Einsicht wird die Aufgabe bewältigen, den vierten Stand ohne tödliche Krisen dem Staatskörper organisch einzufügen."

---

[1]) Einzelheiten über den Studiengang siehe in dem plan d'études de l'enseignement secondaire spécial (Paris 1882) S. 62 und in dem plan d'études des lycées (1885) S. 66.

[2]) Über volkswirtschaftliche Belehrungen im Unterricht der höheren Schulen. Straßburg 1899. S. 19.

Digitized by Google

Während der Wunsch nach volkswirtschaftlicher Unterweisung der Jugend zuerst von nationalökonomischer Seite ausging, verhielten sich die pädagogischen Kreise zunächst ziemlich teilnahmlos und zeigten erst lebhafteres Interesse für die Frage, als mit dem immer weiteren Umsichgreifen der Sozialdemokratie man Gefahr für die bestehende Gesellschaftsordnung im Anzuge glaubte. So forderte z. B. Herbst in einem 1878 im „Daheim" erschienenen Artikel von der Schule eine Bekämpfung der Irrlehren des Atheismus, Kommunismus, Radikalismus und Anarchismus, und ein andrer anonym erschienener Artikel aus demselben Jahr mit dem Titel „Die Sozialdemokratie und die Schule"[1]) bezeichnete die Widerlegung der „sozialdemokratischen Irrtümer" geradezu als den Zweck der volkswirtschaftlichen Belehrung.

Diese Auffassung des Unterrichts wurde in Lehrerkreisen noch bestärkt durch den kaiserlichen Erlaß an das Staatsministerium vom 1. Mai 1889, der von der Schule verlangt: „Sie muß bestrebt sein, schon der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, daß die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in Wirklichkeit unausführbar und in ihren Konsequenzen den Einzelnen und dem Ganzen gleich verderblich sind."

Daß sich infolge dieses Erlasses die einschlägige Literatur noch um eine ganze Reihe von Schriften vermehrte, wird wohl niemanden in Erstaunen setzen. Ich nenne hier nur den Entwurf des Direktors des königlichen Realgymnasiums zu Wiesbaden, Prof. Dr. Karl Fischer, für den Unterricht in „Staatswirtschafts- und Sozialpolitik auf höheren Lehranstalten",[2]) der sich zwar ausdrücklich dagegen verwahrt, den „Kampf" gegen die Sozialdemokratie von der Schule zu fordern, es aber an andrer Stelle geradezu ausspricht, daß er „planmäßig an die Gegenarbeit gehen will", außerdem durch die ganze Anordnung des Stoffes, durch die Konzentrierung desselben unter einem einseitig antisozialistischen Gesichtspunkt seine Absicht ziemlich deutlich zur Schau trägt.

Es ist lebhaft zu bedauern — aber leider charakteristisch für uns Deutsche —, daß so in die Frage des Volkswirtschaftsunterrichts auf der Schule gleich von Anfang an parteipolitische Interessen hineingetragen worden sind. Denn immer, wenn eine Sache aus parteipolitischen Gründen gefördert wird, geschieht dies nicht unter dem Gesichtspunkt der Verfolgung eines selbständigen Zwecks, sondern lediglich im Sinne der Anwendung eines Mittels zur Verwirklichung eines außerhalb liegenden, eines Parteizwecks. Über der Bekämpfung der „sozialdemokratischen Irrlehren" wurde vielfach der allgemeine Bildungswert des Unterrichts vergessen, und dieser allein ist es, auf den es uns ankommen sollte!

Glücklicherweise fehlte es aber auch zu keiner Zeit an Männern, die dies anerkannten, und als der Berliner Realschulmännerverein im Jahre 1882 sich von dem Nationalökonomen Dr. Jannasch einen Vortrag „über die Bedeutung der Volkswirtschaftslehre für den Unterricht" halten ließ, geschah es, um das Thema, völlig objektiv dargestellt, zur Diskussion zu stellen. Der Vortrag führte zwar — außer der Aufstellung von 7 Thesen, welche die Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft für unser modernes Staats- und Wirtschaftsleben hervorhoben —, zu keinem unmittelbar praktischen Resultat, er hatte aber das Verdienst, Anregungen zu geben, die mehrfach auf fruchtbaren Boden gefallen sind.

So behandelte Oberlehrer Nachtigall im Programm der Remscheider Gewerbeschule (1883) die Frage des Anschlusses volkswirtschaftlicher Belehrungen an den Geschichtsunterricht, eine Frage, auf die wir später noch näher eingehen werden.

Sehr beachtenswert ist auch die Abhandlung Prof. Dr. Ölsners in der Beilage zum Osterprogamm der Wöhlerschule (Frankfurt a. M. 1885), der im Gegensatz zu dem eben genannten für die Einführung des Volkswirtschaftsunterrichts als Spezialfach eintritt und lediglich den allgemeinen Bildungswert desselben betont.

---

[1]) „Gartenlaube" Jahrg. 1878, S. 408 ff.
[2]) Wiesbaden 1892, als Programmbeilage erschienen.

Digitized by Google

„Die ökonomischen Verhältnisse," schreibt er, „bewegen die obersten wie die untersten Kreise der Nation; sie beherrschen die Gegenwart mit einer Gewalt, die die ganze Welt wie mit einem Zauber gefangen hält. Die Wissenschaft weiht ihr das ernsteste Bemühen; die Staatsgewalten widmen sich ihrem Dienst. Keine wichtigeren, keine mannigfaltigeren Probleme beschäftigen die Nationalvertretung in ihren Beratungen, als die wirtschaftlichen und sozialpolitischen; sie nehmen unter den neun Ministerien unseres Landes nicht weniger als vier in Anspruch; der leitende Staatsmann selbst hat Handel und Gewerbe zu seinem Ressort gewählt. Jeder einzelne, welcher Stellung er auch angehört, sieht sich zur Mitarbeit berufen. Solcher Sachlage gegenüber darf die Schule nicht die Hände in den Schoß legen; eine Reform des Unterrichtswesens wird über kurz oder lang auch diese Angelegenheit in Betracht zu ziehen haben. Die Schule wird zur Klärung und Regelung der schwebenden Fragen das ihrige beitragen, wenn sie die Jugend mit besserem Verständnis für dieselben und das Leben entläßt. Wohl ist es oft der Beruf der Schule gewesen, der Kultur bahnbrechend voranzuschreiten und geistige Bedürfnisse zu wecken; aber auch indem sie den Anforderungen des Lebens lauscht und ihnen Rechnung trägt, erfüllt sie ihre hohe zivilisatorische Mission."

Ebenso frei von aller Übertreibung und jeglichem Bestreben, den Unterricht in der Volkswirtschaftslehre ausschließlich als Schutzwehr gegen gesellschaftsfeindliche Systeme in die Schule einführen zu wollen, sind die bereits genannten Ausführungen des Gymnasialdirektors Moormeister zu Schlettstadt sowie der in Reins Encyclopädie erschienene Aufsatz von Neubauer über „Staatswirtschafts- und Gesellschaftskunde im höheren Schulunterricht".[1]) Jedem, der sich mit der beregten Frage näher befassen will, können sie nur auf das wärmste empfohlen werden.

Auch von andrer Seite wurde ungefähr um dieselbe Zeit eifrig für die Sache gearbeitet. So verwendete sich die deutsche Adelsgenossenschaft im Jahre 1887 beim Kultusministerium für die Erweiterung des Lehrplans in unserm Sinne, und die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung wandte ihre Aufmerksamkeit bei Gelegenheit ihrer Tagung im Jahre 1888 dem Gegenstande zu. Es gelang ihr sogar, schon im darauf folgenden Winter in Berlin einen Kursus zur Ausbildung von Lehrern in Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre zu veranstalten, der namentlich aus den Kreisen der Volksschullehrer lebhafte Beteiligung fand.

Daß man auch in Gymnasialkreisen die Sache im Auge behielt, beweist zur Genüge der Umstand, daß sich sowohl die Generalversammlung des liberalen Schulvereins für Rheinland und Westfalen im Jahre 1887, als die Delegiertenversammlung des allgemeinen Realschulmänner-Vereins im Jahre 1888 und endlich die 5. Direktorenversammlung der Rheinprovinz im Jahre 1893 eingehend mit der Frage beschäftigten.

„Die Schule muß," sagte bei letzterer Gelegenheit Direktor Asbach, „dem politischen und wirtschaftlichen Zeitinteresse entgegenkommen und ihre Schüler befähigen, sich über die entsprechenden Verhältnisse richtige Vorstellungen und Begriffe zu bilden. Daraus entwickelt sich in reiferen Jahren echte politische Bildung."

* * *

Bezogen sich bis hierhin alle Reformvorschläge — wenigstens soweit Deutschland in Betracht kommt — lediglich auf die höheren Knabenschulen, so sind mit dem Fortschreiten der Bewegung zur Reform der höheren Mädchenschule in den letzten Jahren Stimmen laut geworden, welche die Einführung volkswirtschaftlichen Unterrichts auch für diese forderten.[2])

In dem soeben vom Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein ausgearbeiteten Lehrplan für eine 13klassige Mädchen-Realschule finden sich denn auch von Ober-

[1]) Siehe Reins Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik. 1899 Bd. 6. S. 830.

[2]) In die Tat umgesetzt hat diese Forderung meines Wissens bisher nur die Münchener städtische höhere Töchterschule, wo in der Oberklasse ein wöchentlich zweistündiger Unterricht in Staats- und Volkswirtschaftslehre erteilt wird.

Digitized by Google

sekunda ab je zwei Stunden wöchentlich für Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre vorgesehen, und zur Begründung dieser Forderung heißt es darin:

„Ein beobachtender Blick ins Leben lehrt uns täglich von neuem, wie wichtig für Frauen auch elementare Kenntnisse in der Volkswirtschaftslehre und der Gesetzeskunde sind. Die alleinstehende Frau braucht sie zur Erlangung ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit, die verheiratete bei der Mitarbeit im Beruf des Mannes, bei dessen Abwesenheit und Krankheit, wie bei dessen Ableben. Verständnis und Einsicht in einige Grundfragen des sozialen und ökonomischen Lebens sind jeder Frau unentbehrlich."

Dies führt uns von selbst zu einer prinzipiellen Erörterung der Frage, deren historischen Werdegang wir bis hierher verfolgt haben. Es gilt, sich darüber klar zu werden, aus welchen allgemeinen Gründen wir die Einführung wirtschaftlicher Belehrungen in den Unterricht höherer Lehranstalten befürworten, und was wir damit im speziellen für die höhere Mädchenschule bezwecken. —

Im Anfang und bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts trug die geistige Kultur Deutschlands einen literarisch-ästhetisch-philosophischen Charakter. Als aber die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität einleiteten, bahnte sich allmählich ein Umschwung an, und mehr und mehr gewann die naturwissenschaftliche Bildung an Ansehen und Bedeutung. Die wirtschaftlichen Umwälzungen endlich, die den gewaltigen naturwissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Fuße folgten, in Gemeinschaft mit den großen politischen Ereignissen der 70er Jahre, rückten die Erscheinungen des sozialen und politischen Lebens immer mehr in den Vordergrund und zwangen die Menschen, zu ihnen Stellung zu nehmen, ob sie wollten oder nicht. Die beiden großen unsre Zeit bewegenden Probleme — die Arbeiterfrage und die Frauenfrage — tauchten auf und heischten Berücksichtigung. Kurz, der wirtschaftliche Faktor nahm einen immer größeren Raum im Volks- und Staatsleben ein; und wer mit der Zeit fortschreiten wollte, der mußte dieser Strömung Rechnung tragen.

Man kann heute wohl mit Recht behaupten, daß gewisse Kenntnisse über das Staats- und Wirtschaftsleben zur Allgemeinbildung gehören, und daß jeder Staatsbürger, dem das Wohl seines Volkes und Landes — nicht zum mindesten aber auch das eigene Wohl — am Herzen liegt, mit ihnen vertraut sein sollte.

Wird aber zugegeben, daß die volks- und staatswirtschaftliche Bildung heutzutage einen Teil der allgemeinen Bildung ausmacht, so kann auch kein Zweifel darüber obwalten, durch wen sie vermittelt werden sollte. Es ist ja Aufgabe der Schule, jene Grundlage allgemeiner Bildung zu schaffen, auf der sich im späteren Leben die Fachausbildung des einzelnen aufbauen soll. Der Schule liegt es daher auch ob, diesem neuen Zeitbedürfnis zu entsprechen, um so mehr, als bei der Tendenz zu immer größerer Spezialisierung innerhalb der einzelnen Wissensgebiete heute nur wenige noch während der Vorbereitung zum eigentlichen Berufe Zeit und Kraft auf „allgemeine Bildungsfächer" verwenden werden.

So sehr man diese Tatsache — die nichts als eine Folge des in immer höherem Maße zur Anwendung gelangenden Prinzips der Arbeitsteilung ist — auch bedauern mag, so ist sie doch nicht zu leugnen, und wir haben mit ihr zu rechnen.

So lange die Schule nicht in die fühlbare Lücke einspringt, wird es um die volkswirtschaftliche Bildung unsers Volkes schlecht bestellt sein.

Sehen wir uns einmal um, wie es heute damit nicht nur unter der großen Masse des Volkes, sondern selbst unter den sogenannten Gebildeten steht. Da wiederholt man die Schlagwörter, die man täglich beim Morgenkaffee in dem Parteiblatt konservativer oder liberaler Tendenz gelesen und so allmählich seiner Überzeugung einverleibt hat. Aber wer von den Unzähligen, die im vergangenen Jahre z. B. gegen den sogenannten „Brotwucher" sich ereiferten, hat wohl eine Ahnung von der Schwierigkeit, in solchen volkswirtschaftlich schwerwiegenden Fragen überhaupt zu einer Entscheidung zu kommen? Wer hat es versucht, sich in objektiver Weise über die komplizierten Ursachen der landwirtschaftlichen Not zu unterrichten, den Zusammenhang zwischen Ernteausfall und Kornpreisen, die Abhängigkeit der Mehl- von den Korn-

Digitized by Google

preisen oder die Getreideexport-Verhältnisse Rußlands und Brasiliens — unsrer Haupt-Getreidelieferanten — zu studieren?

Der junge Mann, der heute das Gymnasium verläßt, ist vielleicht im stande, ein genaues Bild der gracchischen Agrargesetzgebung zu geben, aber über die landwirtschaftlichen Verhältnisse seines eigenen Vaterlandes ist er vollkommen im Dunkeln. Über die Verfassungen Athens und Spartas ist er auf das genaueste unterrichtet; fragt man ihn aber nach der Verfassung des Deutschen Reiches oder selbst seines heimatlichen Einzelstaates, so weiß er nur die allgemeinsten Antworten zu geben. Diese Beispiele ließen sich in infinitum vermehren, sie mögen aber an dieser Stelle genügen, um zu beweisen, daß man in Deutschland allzulange über der Pflege ideeller Güter das praktisch Reale vergessen hat, ohne das man doch nun einmal — besonders heutzutage — im Leben nicht auskommen kann.

„Wer auf Bildung Anspruch machen will," sagt der italienische Nationalökonom Dr. Luigi Cossa in seiner Einleitung in das Studium der Wirtschaftslehre[1]), „der muß sich von jenen verwickelten und höchst interessanten Erscheinungen, welche den Bildungsgang unsers Geschlechts bedingt haben und noch fortwährend tief eingreifen in das Leben der menschlichen Gesellschaft, eine Vorstellung verschaffen. Gerade heutzutage ist die Kenntnis wirtschaftlicher Dinge unerläßlich geworden, wo fast alle sozialen Einrichtungen große Umwandlungen erfahren haben und das wirtschaftliche Element mehr als je die Hauptstütze der politischen Macht geworden ist. Es erscheint daher als eine gerechte Forderung, die Einführung der Wirtschaftslehre unter die Lehrgegenstände aller höheren Unterrichtsanstalten zu verlangen. Warum sollten denn junge Leute, die mit den Gesetzen der Physik, der Chemie, der Naturgeschichte und der Geographie vertraut sein müssen, in Hinsicht auf die Gesetze des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens in vollständiger Unwissenheit bleiben?"

Ich weiß nicht, ob Cossa, als er diese Worte schrieb, sie nur auf die männliche Jugend bezogen wissen wollte, oder ob er daran dachte, die Segnungen des volkswirtschaftlichen Unterrichts auch der weiblichen Jugend zu teil werden zu lassen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls könnten und sollten sie für beide Geschlechter gesprochen sein! Wir erstreben ja die gleichen Bildungsmöglichkeiten für Männer und Frauen! Halten wir daher den volkswirtschaftlichen Unterricht für Knaben für wünschenswert, so ist es nur konsequent, wenn wir ihn auch für die Mädchen anstreben. Aber unsre Forderung ist nicht etwa nur der Ausfluß starrer Konsequenz, sie ist vielmehr die Frucht unsrer völlig veränderten Auffassung von der Stellung der Frau überhaupt.

Das junge Weib, das heute aus der Schule ins Leben tritt, ist nicht mehr in den engen Rahmen des Hauses gebannt. Sie sieht die Welt mit ganz andern Augen an, als ihre Mutter und Großmutter es getan. Ist ja auch für sie — ebenso wie für den jungen Mann gleichen Alters — eine ganze Reihe von Erwerbs- und Berufsmöglichkeiten vorhanden, unter denen sie, je nach Anlage und Vorbildung, wählen kann. Schon bei der Berufswahl aber wird es ihr zu großem Vorteil gereichen, wenn sie Bescheid weiß in dem Wirtschaftsleben ihres Volkes, wenn sie über die Berufsverteilung innerhalb des Landes, über die Erwerbsaussichten innerhalb der einzelnen Berufszweige einigermaßen orientiert ist. Und bei der Ausübung des Berufes — der sie je nach seiner Eigenart mit einem größeren oder kleineren Kreise fremder Menschen zusammenführt — wird wiederum die volkswirtschaftliche und politische Bildung, die sie aus der Schule mitgebracht hat, ihren Blick schärfen für das Verständnis komplizierter Verhältnisse und ihr helfen, neue und ungewohnte Erscheinungen an der richtigen Stelle einzuordnen.

Aber nicht nur die im Beruf stehende Frau bedarf der volkswirtschaftlichen Bildung, auch an die Gattin und Mutter, an die berufslose unverheiratete Frau treten täglich neue Aufgaben heran, die ihre Bekanntschaft mit dem wirtschaftlichen und politischen Leben des Volkes zur Voraussetzung haben. Wenn sachverständige Kreise die Heranziehung der Frau zur öffentlichen Armenpflege bereits als dringende Not-

[1]) Bearbeitet und herausgegeben von Dr. E. Moormeister. Freiburg i. B. 1880. S. 50.

Digitized by Google

wendigkeit bezeichnen, wenn das neue Bürgerliche Gesetzbuch die Berufung von Frauen zu Vormünderinnen als allgemein zulässig erklärt, so legt dies andrerseits der Frau die Pflicht auf, sich mit den Rechten und Pflichten des Staatsbürgers bekannt zu machen. Und wenn wir uns der Hoffnung hingeben, daß das letzte Ziel der Frauenbewegung — die wirtschaftliche, politische und geschlechtliche Befreiung der Frau und ihre Gleichstellung mit dem Manne — dereinst erreicht werde, so müssen wir zunächst vor allem dafür sorgen, daß jeder Frau Gelegenheit gegeben werde, sich wirtschaftlich und politisch zu schulen. Ihre politischen Interessen müssen geweckt, sie muß angeregt werden, über die brennendsten Tagesfragen nachzudenken. Nur auf diese Weise können die Frauen jemals eine Macht werden, mit der die Regierung zu rechnen haben wird, eine Macht, an deren Gunst ihr gelegen sein müßte, deren Spruch die Wagschale der Gesetzgebung zu gunsten der Allgemeinheit, nicht zu gunsten einer Partei beeinflussen könnte.

Die weitere Ausgestaltung einer solchen politischen Schulung liegt allerdings außerhalb des Rahmens der Schule — die niemals zu einer Pflanzstätte von Parteipolitik erniedrigt werden darf —; sie soll auch hier lediglich den Grundstein legen zu einer Bildung, deren Vervollkommnung dem einzelnen überlassen werden muß; sie soll Interesse wecken, weiter nichts!

* * *

Wie aber, fragt es sich nun, sollen die volkswirtschaftlichen Belehrungen in den Unterricht der höheren Schulen eingegliedert werden, ohne die Schüler zu überlasten?

Unter den Pädagogen, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, sind lebhafte Meinungsverschiedenheiten darüber entstanden, ob dem neuen Lehrstoff besondere Unterrichtsstunden gewidmet werden, oder ob ihm nur innerhalb der bereits bestehenden Disziplinen einiger Raum gegönnt werden solle, d. h. ob es ratsam sei, volkswirtschaftliche Belehrungen so viel als möglich an den Anschauungs-, den Lese-, den Geschichts- und Geographieunterricht anzuschließen.

Merkwürdigerweise hat man sich in Lehrerkreisen der Mehrzahl nach gegen die Behandlung der Volkswirtschaftslehre in einem besonderen Unterricht ausgesprochen, so u. a. auch derjenige, der sich vielleicht am eingehendsten mit dieser Frage beschäftigt hat, nämlich der bereits erwähnte Gymnasialdirektor Dr. Moormeister. Und zwar stützt er seine Anschauung auf folgende Argumente: einmal darauf, „daß die Belehrung über wirtschaftliche Dinge nicht erst in den obersten Klassen erfolgen, vielmehr schon auf der Unterstufe beginnen müsse", hauptsächlich aber „auf die Eigenart dieser Belehrungen selbst und auf deren innigen Zusammenhang mit den bereits vorhandenen Lehrgegenständen der höheren Schulen."

Man wird ihm jedoch in beidem recht geben können, ohne zu der gleichen Schlußfolgerung zu gelangen, wie er. Gewiß ist es wünschenswert, daß das Verständnis für volkswirtschaftliche Dinge bereits auf der Unterstufe geweckt werde, und das ermöglicht sich eben durch jenen innigen Zusammenhang mit verschiedenen andren Lehrgegenständen; das schließt aber nicht aus, daß auf der Oberstufe — etwa von Obersekunda an — ein besonderer Unterricht in Volkswirtschaftslehre einträte, der die bisher nebenbei und in anderm Zusammenhange erworbenen Kenntnisse zu einem System zusammenfaßte.

An Schulen, an denen das Einschieben weiterer 2 Stunden wöchentlich sich als eine Unmöglichkeit erweisen sollte — etwa an der höheren Töchterschule in ihrer heutigen Form — wird man sich allerdings mit dem Anschluß der volkswirtschaftlichen Belehrungen an andre Schuldisziplinen begnügen müssen. Immer aber will mir dieser Ausweg, nur als ein „faute de mieux" zu erscheinen, das schon daran krankt, daß der Unterricht von volkswirtschaftlich ungleich vorgebildeten oder von Personen sehr verschiedenartiger politischer und sozialer Anschauungen erteilt werden könnte, wodurch von Anfang an ein Zwiespalt hineingetragen wird. Überhaupt ist es wünschenswert, daß gerade dieser Unterricht, der, wie wir schon gesehen haben, so leicht ein Werkzeug der Parteipolitik werden kann, von speziell dazu vorgebildeten Lehrkräften erteilt wird,

Digitized by Google

welche den nötigen Überblick über das gesamte weitverzweigte Gebiet der Staats- und Wirtschaftswissenschaften besitzen, und daher allein im stande sind, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden.

Das Ideal, das dem zünftigen Nationalökonomen unwillkürlich vorschwebt, nämlich den Unterricht ausschließlich in die Hände fachwissenschaftlich geschulter Akademiker zu legen, ist schon deshalb unerreichbar, weil, sobald der Volkswirtschaftsunterricht an allen höheren Schulen obligatorisch wird, die Nachfrage nach solchen Lehrkräften das Angebot weit übersteigen würde. Es gilt daher einen andern Ausweg zu suchen; und dieser ließe sich, wenigstens soweit es sich um weibliche Lehrkräfte handelt, sehr wohl darin finden, daß Nationalökonomie einmal in das Pensum der Lehrerinnenseminare[1]) aufgenommen, ferner aber auch in die Reihe der für die Oberlehrerinnenprüfung in Betracht kommenden Fächer eingefügt würde. An den Seminaren müßten selbstverständlich akademisch vorgebildete Lehrer oder Lehrerinnen den Unterricht erteilen und die Ausbildung der Oberlehrerinnen an den Universitäten erfolgen.

Solange wir diesen Zustand aber noch nicht erreicht haben, ließe sich selbst bei sehr verschiedenartiger Vorbildung und Anschauungsweise der Lehrkräfte immerhin dadurch eine gewisse Einheitlichkeit erzielen, daß die Lehrbücher der in Betracht kommenden Fächer vom nationalökonomischen Standpunkt aus überarbeitet würden.

In der Reihe derjenigen Unterrichtsfächer, welche Gelegenheit zur Besprechung volkswirtschaftlicher Dinge bieten, nimmt der Anschauungsunterricht zeitlich die erste Stelle ein. Schon Kern weist in seinem „Grundriß der Pädagogik“[2]) darauf hin, daß dieser Unterricht Teilnahme für die Gesellschaft, soziales Interesse hervorrufen soll. „Die Verhältnisse des Zöglings zur Familie, zu Bekannten, zur Schule,“ sagt er, „müssen auch in dem Sinne besprochen werden, daß der Zögling auf alles aufmerksam gemacht wird, worin er sich von diesen Verhältnissen abhängig findet. — Die einfachen sozialen Verhältnisse, die ihm bei den Menschen seiner Märchen und Erzählungen entgegentreten, werden für den gleichen Zweck ausgenützt. Der Blick auf das Verkehrsleben, welchen schon das Kind umgibt, zeigt ihm, wie die Menschen sich ineinander schicken und sich gegenseitig stützen und wie jeder sein Ziel nur im Verein mit andern zu erreichen vermag.“

Bieten sich im Anschauungsunterricht wirtschaftliche Dinge — wie z. B. die Menschen und ihre Beschäftigung — als die dem Kinde am nächsten liegenden eigentlich fast von selbst als Unterrichtsgegenstand dar, so ist es schon weit schwerer, auf der folgenden Stufe, in der der Unterricht in der Muttersprache in den Vordergrund tritt, „das Wirtschaftliche“ stets im Auge zu behalten.

Die in den unteren Klassen der höheren Schulen gebräuchlichen Lesebücher enthalten nur eine ganz geringe Anzahl von Lesestücken, an die sich wirtschaftliche Betrachtungen anknüpfen ließen. Besser ist es — nach Moormeisters Ansicht, der eine ganze Reihe von Schullesebüchern daraufhin durchgesehen hat — schon um die Lesebücher für die Mittel- und Oberklassen bestellt, doch wird auch dort das bürgerliche und wirtschaftliche Leben der Gegenwart lange nicht genügend berücksichtigt, und vor allem fehlt es noch an jedem systematischen Aufbau des wirtschaftlichen Stoffes.

Diesem Mangel abzuhelfen, hat sich das „Volkswirtschaftliche Lesebuch zum Unterrichtsgebrauch“ von H. Mahraun[3]) zur Aufgabe gestellt, das zu gelegentlichem Gebrauche neben andern Lesebüchern durchaus empfohlen werden kann. Die Beispiele sind geschickt gewählt und wohl geeignet, den Schülern die ersten volkswirtschaftlichen Begriffe beizubringen. Die systematische Anordnung des Stoffes ermöglicht außerdem, das Buch durch eine ganze Reihe von Klassen hindurch zu benutzen, wodurch eine Übersättigung der Lernenden vermieden wird. Eine vorteilhafte Benutzung des Buches ist meiner Ansicht nach aber nur möglich, wenn die Lehrkräfte über eine

---

[1]) Vergl. hierzu Oskar Pache: Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre in der Schule in Rein, Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik. Bd. 2, S. 818.

[2]) Berlin 1881, S. 96.

[3]) 2. Aufl. Berlin 1902.

Digitized by Google

gründliche volkswirtschaftliche Bildung verfügen, ein Erfordernis, das heute leider nur in den seltensten Fällen erfüllt werden dürfte.

Weit ungezwungener noch, als an den deutschen Unterricht, lassen sich staats- und volkswirtschaftliche Erörterungen an den geographischen Unterricht anknüpfen. Die meisten Leitfäden der Geographie bieten sogar heute schon ausreichendes Material für solche Belehrungen, das nur leider selten genügend ausgenutzt wird. — In seinem bereits erwähnten Bericht (auf der 5. Direktorenversammlung der Rheinprovinz) sprach sich Direktor Asbach dahin aus, daß nach seiner Erfahrung die einfachsten Elemente der Staats- und Wirtschaftslehre sehr gut im geographischen Unterricht beigebracht werden können, und daß sogar diese Art der Betrachtung zur Erfassung der Erdräume wesentlich beitrage; der Lehrer müsse allerdings verstehen, politische und geschichtliche Erdkunde, nicht Statistik, zu lehren. „Wenn der Gedächtnisstoff gekürzt, vor allem weniger Städte, weniger Einwohnerzahlen und Höhenangaben verlangt werden, wird die der Erdkunde zugemessene Zeit ausreichen, in den unteren und mittleren Klassen dem Schüler diejenigen Kenntnisse, die er als Staatsbürger nicht entbehren kann, einzuprägen und sie zu einem unverlierbaren Bestandteil seines Wissens und Könnens zu machen."

Vorbildlich für den Unterricht in der Geographie, wie er erteilt werden sollte, sind die Lehrproben, die Dr. Carl Endemann in seinem hauptsächlich für Lehrer bestimmten Büchlein „Staatslehre und Volkswirtschaft auf höheren Schulen"[1]) gibt.

In jedem einzelnen Falle sucht er festzustellen, was 1. die wichtigsten physischen d. h. in der Natur des Landes liegenden, 2. die sittlichen d. h. in dem Charakter eines Volkes begründeten und 3. was die politischen Grundlagen des Volkswohlstandes sind; ferner inwiefern insbesondere von dem Geiste der Regierung und von der Gesetzgebung das Heil der Staaten und Völker abhängen kann.

Ganz richtig bemerkt er auch, daß hinsichtlich der Verfassung und Verwaltung und ihrer Einwirkung auf das Volkswohl Deutschland natürlich im Mittelpunkt des Interesses stehen müsse, während die entsprechenden Verhältnisse der andern Staaten nur eines kurzen Überblicks bedürfen.

Neben dem Geographieunterricht wird vornehmlich der Geschichtsunterricht dazu berufen sein, sich an geeigneten Stellen mit volkswirtschaftlichen Fragen zu befassen. Und wenn auf dem Münchener Historikerkongreß von 1893[2]) behauptet wurde, „Wirtschaftsgeschichte" gehöre nicht in die Schule, und das Hereinziehen volkswirtschaftlicher Gesichtspunkte in den Geschichtsunterricht laufe einfach auf eine Erziehung zur „Gesinnungstüchtigkeit" heraus, so muß darauf erwidert werden, daß eine ganze Reihe historisch-politischer Ereignisse ohne eine Berücksichtigung der ihnen vorangehenden volkswirtschaftlichen Entwicklung gar nicht verständlich sind, und daß es allein von der Persönlichkeit des Lehrenden abhängt, ob ein solcher Unterricht zu dem gefürchteten „Gesinnungsdrill" wird.

Dr. Friedrich Neubauer von der Lateinischen Hauptschule zu Halle a. S. bemerkt in seiner sehr lesenswerten Schrift „Volkswirtschaftliches im Geschichtsunterricht"[3]) über die angeregte Frage:

„Wie soll es der Geschichtslehrer möglich machen, Erscheinungen, welche einen so wesentlichen Einfluß auf die staatliche Entwicklung ausgeübt haben, wie z. B. die agrarischen Besitzverhältnisse, oder so wesentliche Elemente des staatlichen Lebens, wie die Steuerfragen, einfach zu ignorieren? Bei Gelegenheit der gracchischen Reformversuche und des Lehnswesens hat man immer agrarische Fragen erörtern müssen. Bei Besprechung des deutschen Städtewesens kann man nicht vermeiden, die ‚volkswirtschaftliche Revolution' in ihren Hauptpunkten zu erörtern, der die deutschen Städte ihr Aufblühen verdanken. Bei der Erörterung der Gründe des deutschen Bauernkrieges und dann wieder der französischen Revolution muß man die Lage des

[1]) Bonn 1895.
[2]) Bericht des Prof. Lorsen. München bei Rieger 1893.
[3]) Halle a. S. 1894. Programm Nr. 236.

Digitized by Google

Bauernstandes ins Auge fassen. Die Ausdrücke ‚Merkantilsystem' und ‚Navigationsakte' bleiben bloße Worte, wenn man nicht die Grundgedanken eines Prohibitivsystems bespricht und sie denen des Freihandels gegenüberstellt. Wer wollte ferner, um von der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung ganz zu schweigen, die unvergleichliche Bedeutung des großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. für die Organisation des preußischen Staatswesens oder das Wesen der Reformen Steins und Hardenbergs dem Schüler klar machen, ohne auf wirtschafts- und steuerpolitische Fragen zu kommen?"

Wir haben bereits unsre Ansicht dahin ausgesprochen, daß wir das Hineinziehen des volkswirtschaftlichen Gedankenkreises, gleichsam als Anhängsel an eine andre Materie, nicht als das letzte Ziel ansehen können. Im Grunde genommen steht ja von allen Fächern, die dabei in Betracht kommen, die Geschichte der Volkswirtschaft am nächsten, aber wie wir aus methodologischen und andern Gründen die speziell der deutschen modernen Schule eigentümliche Überschätzung des rein Geschichtlichen ablehnen, so wünschen wir auch hier den Gedanken durchgeführt zu sehen, daß historische Tatsachen nur Material bilden können, an dem sich die wissenschaftliche Arbeit der Nationalökonomie als Sonderwissenschaft verkörpert.

Man mag die materialistische Geschichtsauffassung in ihren letzten Konsequenzen verwerfen, aber man kann nicht bestreiten, daß auf die Verkennung wirtschaftlicher Motive als Triebfedern der Geschichte — die zweifellos geherrscht hat — die berechtigte Reaktion, deren Auswüchse wir uns nicht zu eigen zu machen brauchen, erfolgt ist. Der ideale Geist, der den Geschichtsunterricht der Schule durchwehen soll, wird nicht darunter leiden, wenn man an die Stelle eines Teils der zu weit getriebenen Kriegs- und Fürstengeschichte die Belehrung über die wirtschaftlichen Erscheinungen setzt, die so stark die Richtung der historischen Entwicklung bestimmt haben. Darum stehen der Ersetzung einer wöchentlichen Geschichtsstunde in den Oberklassen durch staats- und volkswirtschaftlichen Unterricht keinerlei grundsätzliche Bedenken gegenüber. Die zweite volkswirtschaftliche Unterrichtsstunde dagegen wird wohl neu in den Lehrplan aufgenommen werden müssen.

Die Ausgestaltung des Lehrplanes selbst wird von der Art der Lehranstalt, in die er eingefügt wird, nach manchen Richtungen hin beeinflußt, und da hier nur allgemeine Richtlinien gezogen werden sollen, so mag der Lehrplan wiedergegeben werden, wie ich ihn für meine Person für die neu geplante Mädchen-Realschule für geeignet und durchführbar halte.

Dieser Plan sieht es als Aufgabe des staats- und volkswirtschaftlichen Unterrichts an, den Schülerinnen die Kenntnis der Staatsformen in Anlehnung an die Geschichte, sowie der Grundlagen der Verfassung des Reiches und der Bundesstaaten beizubringen. Es soll das Verständnis für die hauptsächlichen Erscheinungen der Volkswirtschaft, des Erwerbslebens, mit besonderer Berücksichtigung der sozialen Probleme, erweckt werden.

Auf der Unterstufe — d. h. in Obersekunda — wäre das Wesen des Staates prinzipiell, historisch und geographisch zu behandeln. Ferner wäre auf die Entstehung und die Funktionen der gesetzgebenden Körperschaften einzugehen.

In Unterprima hätte sich daran ein kurzer wirtschaftsgeschichtlicher Überblick zum Verständnis der Entstehung der Volkswirtschaft zu schließen, und es wären etwa die Begriffe Arbeit, Arbeitsteilung, Gütererzeugung und Güterverteilung unter Heranziehung anschaulicher Beispiele zu behandeln. Das zweite Halbjahr könnte der Betrachtung der drei Haupterwerbszweige: Landwirtschaft, Industrie und Handel, gewidmet sein.

Dem letzten Schuljahr endlich bliebe es vorbehalten, im Anschluß an die sozialpolitische Gesetzgebung Deutschlands auf das Wesen der Sozialpolitik näher einzugehen und auch die beiden großen unsre Zeit bewegenden Probleme, die Arbeiter- und die Frauenfrage, in den Rahmen der Betrachtung zu ziehen.

Was nun die Methode des volkswirtschaftlichen Unterrichts an der Schule anbetrifft, so muß eine solche erst geschaffen werden. Das rein eklektische Aussuchen der Materien ohne eine einheitliche Zusammenfassung kann nicht genügen. Nur ganz wenige Begriffe unsrer Wissenschaft, aber diese auch mit der höchsten denkbaren

Digitized by Google

Klarheit, sind zu gehen, und überall ist auf die Anschaulichkeit des Dargestellten, auf die Beziehungen zum wirklichen Leben, besonderes Gewicht zu legen.

Eigentliche Lehrmittel, die diesen Anforderungen entsprechen, gibt es nicht. Trotzdem wird auch der volkswirtschaftlich gebildete Lehrer manchen wertvollen Wink in den Schriften des jetzt stärker gepflegten Zweiges der Literatur, nämlich den sogenannten „Bürgerkunden" finden.[1]) Den Schülern dagegen dürfen nicht, wie in England und Frankreich, Lehrbücher in die Hand gegeben werden, wenigstens existiert keins, das wir für den Zweck ohne weiteres empfehlen könnten. Denn nirgends wäre es so falsch wie hier, den Schülern ein abstraktes Material in die Hand zu geben, das die Gefahr mit sich bringt, daß Worte sich einstellen, wo Begriffe fehlen. Eine wertvolle Ergänzung der volkswirtschaftlichen Unterweisung aber ist die Ausführung von Exkursionen, (die man ja jetzt auf verschiedenen Gebieten des Unterrichtes vornimmt) und die besonders auch für die Kenntnis wirtschaftlicher Dinge in Betracht kommen Man denke z. B. an den Besuch eines Musterguts, einer Fabrik u. s. w.

* * *

Die Geschichte des Schulunterrichts zeigt deutlich, daß die Lehrgegenstände nicht dauernd und unwandelbar die gleichen geblieben sind. Sie stehen im Flusse der Geschichte, wie alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens, wie alle Zweige staatlicher Verwaltung. Die Jugend aber hat das Recht zu fordern, daß wir ihr für ihren Lebensweg das mitgeben, was sie befähigt, den Anforderungen der Zukunft gerecht zu werden, in der der Kampf ums Dasein in noch verschärfter Form sich geltend machen wird. Droysen hat einmal gesagt, die Geschichte habe es mit dem zu tun, was lebendig ist, — das Wort gilt nicht nur für die Geschichte, sondern es gilt für alle Gebiete der Erziehung. Und darum dürfen wir unsrer Jugend nicht die Belehrung verschließen, die ein lebendiger Quell ist, der in sich die Kraft trägt, ein wichtiger Bestandteil der geistigen Kultur zu werden, die wir der kommenden Generation zu überliefern berufen sind.

[1]) Unter diesen sind an erster Stelle zu nennen:
G. Hoffmann & E. Groth. Deutsche Bürgerkunde. Leipzig, F. W. Grunow, 1894.
Dr. A. Giese. Deutsche Bürgerkunde. Leipzig, Voigtländer, 1894.

Wer sterben will.

Und finster trat ich an des Todes Haus;
Ich klopfte wild und dringend an die Pforte!
Da klangen aus der Tiefe dunkle Worte:
„Dein eigen Pochen schließt Dich aus!
Wer so, wie Du, mit harten, heißen Händen
Vom Leben in den Tod hinüberzieht,
Der sang noch nicht sein letztes Lied — —
Der hat kein Recht zu enden!
Zu dieser Pforte kommt man sanft und still:
Wer sterben will,
Dem muß der Lippen Fluch sich erst in müdes Lächeln wenden!"

Leonore Frei.

Digitized by Google

Bettinens Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV.

Von

Martha Stirnz.

Nachdruck verboten.

Von Bettine von Arnim wissen wir noch lange nicht genug. Der berühmte Kampf um ihre Wahrheitsliebe ist immer noch nicht ausgefochten und wird es wohl auch nicht werden, da jeder einseitige Verstandesmensch an der Möglichkeit scheitert, aus diesem bestrickenden Rankengewirr von Gedanken und Gefühlen das Tatsächliche herauszufinden, wozu ihn sein Wahrheitstrieb antreibt. Wer da nicht im Formen- und Farbenreichtum schwelgen kann, sondern diese urwüchsige Triebkraft vor den Tatsachen respektvoll Halt machen sehen möchte, der fälle kein Urteil über Bettine.

Man muß sich hineinversetzen können in die Empfindungswelt des Romantikers, des Künstlers par excellence, dem der Schein der Wirklichkeit ebenso wahrhaft ist wie die Wirklichkeit selbst, oder gar mehr als sie; der in diesem Sinne der subjektivste aller Künstler ist und in ewiger Feindschaft steht mit dem Objekt.

„Und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleid'ge", möchte ich auch den neuen Briefwechsel mit behutsamen Händen angefaßt wissen, den Geigers rühmlichst bekannter Sammelfleiß dem Staube der Archive entrissen hat.[1]) Ein Briefwechsel von Bettine ist um so interessanter, als wir bei ihrer eigentümlichen Manier, ihre Briefe zur Unterlage dichterischer Bearbeitung zu machen, sonst keinen Orginalbriefwechsel von ihr besitzen. Der vorliegende spiegelt ihre Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV., die die Jahre 1840—1852 umfassen. Nun hat ja Bettine, was sie dem König zu sagen hatte, deutlichst gesagt in ihrem berühmten Königsbuch, das allerdings viele nennen und wenige kennen. Ihr feuriger Enthusiasmus für die politische Freiheitsbewegung, ihre Hingabe an das leidende Volk, ihr starkes Mitgefühl mit allen Opfern einer veralteten Regierungs- und Gesellschaftsform, ihr Haß gegen die Konvention, gegen den Egoismus und die Beschränktheit der Staatsdiener, ihr Zukunftstraum von einer Erlösung des Volkes durch einen königlichen Genius, alles das ist bereits im Königsbuch niedergelegt. Alles das findet sich im Briefwechsel wieder. Aber es findet sich hier, das ist sein Reiz, in seiner ersten persönlichen Form. Denn Bettine ist ja nur produktiv in der Berührung von Mensch zu Mensch. Sie braucht diese Springfeder, um zu den Schätzen ihres Inneren zu gelangen. So wandte sie sich, da die politische Not ihr ans Herz stieg, die zugleich die Not ihrer Freunde war, an den König, um den Freunden — es waren die Grimms — und dem Volk zu helfen. Erst als sich der Briefwechsel als zu kleines Gefäß erwies für den Inhalt, den sie ihm zu geben hatte, schrieb sie das Königsbuch. Es bildet die Zusammenfassung und Vervollständigung des Briefinhalts mit zahlreichen, oft wörtlichen Wiederholungen. Und der Briefwechsel seinerseits kann dem Königsbuch

[1]) Ludwig Geiger: „Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV." Frankfurt a. M. 1902. Literarische Anstalt (Rütten & Loening).

Digitized by Google

in mancher Beziehung zum Kommentar dienen. Dann aber ist der Briefwechsel, wie das bei Bettinens subjektiver Art gar nicht anders sein kann, reich an persönlichen Zügen. Und das Persönlichste ist uns auch hier wieder das Interessanteste.

Was Bettine gerade zu dem König, dem damaligen Kronprinzen, hinzog, ist leicht zu ermessen. Der Kronprinz hatte einige Beweise von idealem Sinn und edlem Willen gegeben, und die Hoffnungen der besten Männer des Landes knüpften sich an seine Thronbesteigung. Bettine aber hatte einen Hang: die Leidenschaft zu großen Menschen. Nur nicht um sie bewundernd zu verehren, wie sie sind. Vielmehr sollen sie Gefäß werden ihrer Ideen. Ihren Genius will sie befruchten und ihm die Wege weisen, die er wandeln soll. Sie hat eine starke Sehnsucht nach — sagen wir indirektem Heldentum. Schon ihr Verhältnis zu Goethe verleugnet diesen Hang nicht, wenn er sich auch vor dem großen Dichter versteckt in unscheinbarere Züge. Aber ihr krampfhaftes Bemühen, in den dichterischen Stellen ihrer Briefe einen Keim zu einzelnen seiner Dichtungen nachzuweisen, ist wahrer zu erklären aus diesem Grunde als aus bloßer Eitelkeit. Im Königsbuch erzählt sie, wie sie Napoleon durch Frankfurt kommen sieht: „Ich meint' ich müßt ihm nacheilen. Ich dacht' wär' ich bei ihm, ich wollt' seine große gewaltige Natur zwingen, aus sich selbst den großen, unüberwindlichen Helden zu machen." Sie spricht es oft selbst aus, daß dieses selbe Gefühl sie zu dem Kronprinzen hinzog. „Nicht lange ist's her, da dacht' ich, wär's doch so, daß auf heimlichen Pfaden ich einem begegnete; für den zu wirken mit ganzer Seele, und wär's der König, für den im Bunde zu stehen mit Geistern, das wär mir recht." Und ihr erster Brief an den Kronprinzen gesteht, wie sie dies Verhältnis in Gedanken vorausgenommen hat:

„Schon früher war der Wunsch in mir rege geworden, mich dem Kronprinzen vorzustellen, und ich habe diesem Verlangen heimlich gefrönt, indem ich in Gedanken oft Gespräche mit dem Kronprinzen führte, wie Menschen sich besprechen, die der Wahrheit allen Schein opfern. So hat ein Vertrauen in mir sich begründet zu meinem gnädigsten Herrn, der wie die Göttlichen das Knechtische nicht liebt und auf den auch ich gesehen habe, wie man auf Göttliches sieht, indem ich vor ihm innerlich alles aussprach, was mir die Seele bewegte."

So ist denn der erste noch anonyme Brief, den sie April 1840 an den Kronprinzen richtet, mit der Andeutung solcher Wünsche und Hoffnungen erfüllt. Den äußeren Anlaß bietet die Berufungsangelegenheit der Gebrüder Grimm, für die sich Bettine auf das lebhafteste interessierte, mit der sie jedoch bei ihrem Schwager Savigny nicht durchzudringen vermochte. Der Kronprinz antwortet auf das liebenswürdigste, bietet selbst in schalkhaften Worten die Hand zur Fortsetzung des Briefwechsels und kommt Bettinens geheimsten Wünschen zuvor mit der Aufforderung: „Vielleicht wissen Sie Rat, mir größere Gewalt zu geben. Drum reden Sie." Diese Aufforderung, sowie die Zusicherung, ihr „willig und gespannt horchen" zu wollen, waren ein zündender Funke für Bettinens innerliche Absichten.

Wiederum ist nun die Form charakteristisch, die sie diesem Verkehr von Anfang an zu geben weiß. Eine Aussprache von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele schwebt ihr vor; daher schiebt sie gleich zu Anfang die trennende Königswürde auf die Seite und erfindet sich ein nach ihrem Ideal geformtes Bild des Königs, mit dem sie Zwiesprach hält, den „Traumgenoß". Sie wendet sich „nicht an den Kronprinzen der Welt, sondern an den herablassenden Freund jener inneren Mitteilungen." Sie wird nicht müde, diesen Umstand zu betonen, mit ihm die Kühnheit ihrer Aussprache zu entschuldigen. Sie gibt sich Mühe, ihren Korrespondenten nach den

Digitized by Google

Bettina von Arnim.

Nach der Zeichnung von Schmeller.

Digitized by Google

Zügen dieses Traumbildes zu modeln, wenn seine Antwort unharmonisch erklingt. Kann es etwas Bezeichnenderes geben für die Idealistin, als daß sie das Phantasiebild eines Menschen an die Stelle des wirklichen Menschen setzt und die abweichenden Züge der wirklichen Form, die sich ihr aus jedem Antwortschreiben aufdrängen, stets von neuem verwischt? Sie weist es ab, ihn zu sehen, um ihr Phantasiebild intakt zu erhalten. „In des Königs Gegenwart gewesen zu sein," sagt sie fein, „sagt mir der Geist, ich soll's mir nicht zu schulden kommen lassen."

Nun aber zeigt sich auch hier jener Zug, der ihr Verhältnis zu Goethe charakterisiert. Bettine kann bei dieser Stufe des Verkehrs nicht stehen bleiben. In den, der ihr so nahe tritt, drängt sie sich ganz hinein. Sie möchte alle Hüllen fortziehen, um ihm ganz nahe zu sein. Seine Seele selbst ergreifen und sie durchdringen mit ihrer eignen; sie kann nicht draußen bleiben. Das ist jene echt romantische Verbindung ausgelassenster Sinnlichkeit und Geistigkeit, in der sie sich selbst „unbändig in Sinnenlust des Geistes" genannt hat. So schaut sie diese Vereinigung und Befruchtung verwandter Genien unter dem Bilde einer mystischen Vermählung, und so erhält auch ihr Verhältnis zum König, in ihrer Phantasie wenigstens, jenen erotischen Schimmer, den man ihr in ihrem Verhältnis zu Goethe so verübelt hat. Die betreffenden Stellen aus dem langen Nachtbrief vom 11.—12. April 1843, der die ausführliche Schilderung dieses Phantasieverkehrs enthält, seien hier angeführt: sie zeigen zugleich die Rolle, die sie dem König, und auch die, die sie sich selbst zugedacht hatte.

„Als ich noch in der Heimat so licht und jung wie Mailaub freudig grünte, wenn wir da von sommerlichen Streifzügen spät am Abend heimkehrten, und meine Gedanken mit wunderlichem Geflecht beglückender Abenteuer wie die Schlingpflanze mich umstrickten, da dacht ich mir im Wald drüben ein Hüttchen, das ich bewohne. Dort wiegte die Dämmerung den Tag im Schoß, wo ich träumen konnte, tief versunken ins goldene Glück heimlicher Liebe. Der Stolze, Freigeborene käme dort herab von der Höhe, wo das klare flüchtige Gewässer niederrauscht — so träumte ich und hörte das Laub rascheln unter seinen Tritten und der Tautropfen und die Seele glänzten ihm auf der Stirne, und ich sah hinauf zu ihm, freudig betroffen von seiner lieblichen Gegenwart. Wir gingen Hand in Hand einsame Wege, da begegnete der Gott uns, der die Seelen zusammenhält. Dann sah ich ihn über den Hügel wieder hinabschreiten, und wie sein Mantel im Winde flatterte, und wie in der Ebene ein frohlockend Getümmel ihn aufnahm mit Freuderuf und Trommeln und Freiheitsliedern."

Nachdem sie erklärt hat, wie es kam, daß sie den König mit jenem Traumhelden identifizieren durfte, heißt es weiter:

„Und wenn ich den Becher ihm reichte, wie dann ein hohes Besinnen auf der trunkenen Stirn ihm leuchtete und Gelübde von der Lippe ihm aufstiegen, kühn der Zukunft in die Mähne greifend und im Sturm vorwärts jagend feuergewappnet den Philistern zum Trotz und der bleiernen Zeit."

Auch jene andre Stelle aus dem folgenden Briefe ist bezeichnend für den Charakter dieses Geistesverkehrs:

„Der Traumgenosse staunt nicht, wundert sich nicht, faßt und liebt mich in dem, was andre Prahlereien, verwegene und unüberlegte Worte nennen. Wir reden kühn von der Leber weg. ‚Warum solltest du nicht so groß sein wollen wie die großen Geister der Vorwelt?' frage ich, und er lächelt und sagt: ‚Größer! — Nein, nicht größer. Einzig und allein in meiner Art, denn was braucht's der Vorbilder?' — Und ich höre Siegeslärm und wie Kataraкte herunterwogen Sonnenlicht. — Und er sagt: ‚Siehst du, dies Licht ist meine gewinnende Schlacht; bald überströmt es die ganze Welt, und so weit es sich dehnt, liegt sie zu meinen Füßen.' Dann sieht er die Blässen und Röten wie wallende Siegesfahnen über mein Gesicht hinwehen. Ich aber lerne schnell mich ihm nachschwingen: ‚Denkst du, ich fürchte den Ausgang? Liebster, wollte es mich auch überfallen, deine größeren Gedanken halten wie Flammen die Schauer der Furcht von mir ab.'"

Digitized by Google

Zum Schluß schildert sie die „Wonne des Gelingens“:

„Ein goldener Friede fährt mitten unter Blitzen der Begeisterung auf aus dem Busen der Erde, und wir teilen uns scherzend in seines Frühlings Blüten. Die einen gehören sein, die andern mein. Und alle Herzen fliegen uns zu!“

Man sieht, welche Rolle Bettine sich selbst bei diesem Verkehr zugeteilt hat. Von ihr geht die Inspiration aus; sie ist der Genius, der den Weg zur Höhe führt; aber wenn die Mission erfüllt ist, wandelt sie sich in das demütige bräutliche Weib, das mit schauernder Entzückung an den heldenhaften Geliebten sich lehnt, den Ruhm der Tat ganz ihm zuschiebend. Aber als Mitherrscherin empfängt sie auf dem Throne mit ihm die Huldigung der befreiten Menschheit.

Aber auch abgesehen von solchen selteneren Übergriffen ihrer Phantasie, auf deren Überschwang der König stets ein wenig sarkastisch reagiert, versucht Bettine wiederholt, dem König den persönlichen Charakter ihres Verhältnisses zu ihm klarzulegen. Sie selbst setzt es in Parallele mit ihrem Verhältnis zu Goethe:

„Als ich Euer Majestät zum erstenmal sah, — Sie waren noch sehr jung — ich dachte gar nicht, daß es der Kronprinz sei, der dort zwischen hölzernen Adjutanten wie ein junger Blütenbaum zwischen zwei Stangen schwankend, dem Orgelspiel des Abbé Vogel zuhörte, ich sah nur die anmutig heitere Lebhaftigkeit — und ohne darüber nachzudenken — meine Phantasie spielt hier der Wahrheit keinen Streich — war ich ebenso plötzlich, ebenso unabweislich ihm hingegeben, wie damals dem verleumdeten Goethe!“

Sie erklärt wiederholt, daß alle ihre Bemühungen ihm selbst gelten, daß alles, was sie tue, aus geistigem Interesse für den König geschehe. Berlin scheint ihr lieblich in dem Gedanken, daß der König darin weile. Sie durchwandelt an Mondabenden die Gärten von Sanssouci, weil sie „dem nicht widerstehen kann, in seiner Nähe sich zu befinden.“ „So gering auch meine Berührungen waren mit dem König — es nährte meine Seele und war mir Ersatz für alles.“ Später wendet sie rückschauend auf ihr Verhältnis die Worte an: „Ich liebe dich, ich habe die Einsamkeit geliebt, weil sie mich mit dir zusammenführte,“ . . . und schließt: „Sagen Euer Majestät nicht, daß wir einander aufgeben, ich sage auch niemand, daß wir einander lieben.“

Diese persönliche, intimste, zuweilen erotische Färbung des Verhältnisses ist so wichtig, weil sie für Bettine weitreichende Konsequenzen hat. Denn sie ist ihr nur die Begleiterscheinung jener tieferen Verwandtschaft, mit der die Geister zueinander streben. So ist sie überzeugt, daß ihre Hinneigung zum König auf dieser inneren Verwandtschaft beruht: „So geistig nah ihm! Viel näher als an seiner Seite jene beiden, die ihn hinausbegleiteten“, ist sie ihm bei der ersten oben geschilderten Begegnung. Ihr Genius ruft nach dem seinen. Und daraus folgert Bettine ihre Aufgabe und ihr Ziel: sie muß den Genius in dieser verwandten Natur wachrufen und zur Erscheinung bringen, dazu drängt sie ihr leidenschaftlicher Anteil an der Freiheitsbewegung und ihr Drang zu helfen.

Dieser Beweggrund des kühnen, von vielen in seiner Naivetät vielleicht belächelten, vielleicht als Anmaßung ausgelegten Unterfangens ist Bettinens bester Ruhmestitel. Er tritt bei allem, was an Talmi mit unterläuft, gerade in diesen Briefen als echte Goldader zu tage.

Woher nimmt Bettine den Optimismus, an die Möglichkeit eines Erfolges ihrer Bemühungen zu glauben? Es steckt eine ganze Theorie darin, die die geborene Idealistin kennzeichnet, und die mir am knappsten in jenen der „Günderode“ vorgedruckten Worten ausgedrückt scheint: „Wenn dich eine höhere Vorstellung durchdringt

Digitized by Google

von einer Menschennatur, so zweifle nicht, daß diese die wahre sei; denn alle sind geboren zum Ideal, und wo du es ahnst, da kannst du es auch in ihm zur Erscheinung bringen, denn er hat gewiß die Anlage dazu."

Den Genius wecken. Real gefaßt bedeutet das den König zu der Erkenntnis führen, daß sein Gottesgnadentum eine Täuschung ist, daß er seine Souveränität nur vom Volke erhalten kann, mit dem er eins sein muß. Die Entfremdung von König und Volk ist der Grund aller politischen Wirren, die Vermählung von König und Volk auf konstitutioneller Grundlage das einzige Heilmittel.

Diese Erkenntnis aber schließt den Tatwillen naturnotwendig ein. Beides vermag Bettine nicht zu trennen. Selbst ganz Impuls, eine Natur, in der jeder begeisternde Gedanke einen hundertarmigen Willen gebiert, kann sie nicht begreifen, daß in andern Naturen das Feuer der Entschließung nicht mit gleicher Stärke lodert. Daher gibt sie die Hoffnung nicht auf, in dem König mit dem Genius auch den „genialen Willen" zu wecken.

Diesen genialen Willen aber setzt sie ohne weiteres parallel dem Volkswillen, gemäß der Auffassung der Romantiker, die im Volk, da es den Zusammenhang der Menschen mit der Natur noch nicht durchbrochen hat, die ursprüngliche Quelle aller Kraft und Weisheit verehrten. Der Volkswille ist der reine Ausdruck des Zeitwillens. Daher sagt Bettine zum König: „Der geniale Impuls, nämlich der göttliche Impuls im Menschengeist, der hat keinen strengen Willen, der Widerpart hält gegen die Strömungen und Bewegungen der Zeit, die auch göttlich ist. Nein, er befruchtet sie in geheimnisvoller, erhabener Liebe, und siehe! sie gebiert ihm die schönere Welt."

Bettine schildert das Volk in diesem idealen Scheine als rein, naiv, aber scharfsehend und scharffühlend, des Ideals voll, mit Lammesgeduld seinen Nacken der Bürde bietend, gutherzig, voll Vertrauen und bereit zu vergeben, den Thron mit Liebe umringend und nur wartend, daß man sie annehme. Aber statt dessen bedrückt, beraubt, verleumdet, mißhandelt, steht es auf in seiner jungen Kraft voll heiligen Zornes. Dann ist es der Geist der Freiheit selbst, der aus ihm redet. Diesen Geist der Freiheit, die Stimme seines Volkes zu verstehen, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen und den Kerker des Geistes zu öffnen, das ist die Aufgabe des Königs. Er muß den Geist der Revolution in sich aufnehmen. Seine Herrschaft soll nichts andres sein als Ausdruck des Volkswillens; in diesem Sinne nur ist er absoluter Herrscher. „Ein absoluter König kann nur sein als reines Willensorgan des Volkes, das in ihm seine Strafe, sein Gut, seine Größe und moralische Würde geborgen findet." „Herrschen ist allein Vergeistigen der Menschheit." Das Erwachen zu dieser seiner Aufgabe aber ist das Erwachen des Genius in ihm, seines eigentlichen Selbst, und in diesem Sinne ist er dann Selbstherrscher. „Der Genius nur kann Fürst sein! Und unser König wollte der unumschränkte Genius sein, stiege das Ideal der Zeiten in seinem Geiste auf!"

Eins aber betont Bettine immer wieder als das dazu unumgänglich Notwendige: der König müsse sich vom Einfluß der Minister befreien, „die des Volkes Peiniger sind und ihres Königs Betrüger und Verleumder." Sie sind in ihrer Ungerechtigkeit und Habsucht diejenigen, die die Entfremdung zwischen Volk und Fürst herbeiführen und künstlich vermehren. Hier muß die Hilfe einsetzen, und sie selbst bietet diese Hilfe dar. Wie sie nur deshalb sein Ohr gesucht hat, damit er wenigstens eine Stimme der reinen Wahrheit vernehme, so ist sie selbst auch die auserwählte Vermittlerin zwischen König und Volk.

Digitized by Google

„Ich vermag's, mit dem Volke zu reden, von seiner Entfremdung dem angestammten Herrscher es zu erlösen, daß es sich frei in der Liebe zu ihm bewege. Ich habe den Begriff vom Rechten und auch den Mut, den Schlüssel dazu allen geharnischten Riesen und schwefelspeienden Drachen zu entreißen, sobald mein König mit diesem Schlüssel das Paradies Deutschlands zu erschließen geneigt sein wird."

In der ungeheuren Kühnheit solcher Vorschläge sehe man nicht nur Selbstüberschätzung. Sie beruhen auf dem zugleich kindlichen und erhabenen Glauben, daß der Wille aus der Einsicht stamme, das Rechte aber stets die zwingende Überzeugungskraft in sich trage. In diesem Glauben fühlt sie sich stark genug, „die Welt umzuwälzen". „Denn darauf läuft's hinaus, das macht mich gar nicht stutzig; die Typen meines idealen Willens ihr aufprägen, das kommt mir ganz anwendbar vor, und so werd' ich nicht davor zagen." So heißt's in einem Brief vom April 1843. Und ebenso im Königsbuch[1]): „ich will mit meinem Naturgenie vortreten und der Regent wird mich verstehen und eingehen auf was die Welt umwälzen wird." Es ist der Glaube, der den Helden, aber auch den Märtyrer macht.

Die einzelnen Beispiele von Willkür und Ungerechtigkeit aber bringt Bettine nicht vor das Ohr des Königs, wie sie es auch nicht wagt, sich vor ihm über das soziale Elend auszusprechen, so stark es ihr zum Bewußtsein kam. Sie wendet sich dann wohl an Humboldt als Vermittler, „daß er die Geschichte am geeigneten Ort erzähle", und ihren Plan, ein Armenbuch zu schreiben, gibt sie auf Zureden ihrer Freunde auf. Nur für die politischen Opfer kann sie sich doch nicht versagen, dem Könige anzuliegen, ja, das Mitleid mit ihnen bildet vielfach den Ausgangspunkt ihrer Mitteilungen an den König:

„Viele von denen, in einem Jahr mit ihm (dem Kronprinzen!) geboren, weil sie hingerissen waren von unendlichen Hoffnungen, weil das Begeisterungsfeuer zu stark in ihnen loderte, wurden gemartert und der Freiheit beraubt. Hättest du dich ihrer erbarmt. Konntest du nicht eingehen in ihren Kerker und verstehen lernen von ihnen, was sie bewegt hatte, mit der Fackel die Heide anzuzünden und warum sie nicht vertragen konnten, glücklich zu sein in der Sittenschule des Staates!"

Die Briefe zeigen sie als persönlichen Anwalt der Grimms, deren Berufung nach Berlin ihren Bemühungen zum großen Teil zu danken ist, während sie auf Dahlmann vergeblich die gleiche Begünstigung auszudehnen sucht. Ihre nächste Bittschrift gilt dem volksfreundlichen und freisinnigen Schlesier Schlöffel, ferner der Schwester des wegen Hochverrats zum Tode verurteilten Polen Mieroslawski, endlich Kinkel, dessen Frau sie um ihre Vermittlung gebeten hat. Um seinetwillen ficht sie ihren härtesten Kampf mit dem bereits von reaktionärer und orthodoxer Seite stark gewonnenen König, und die Briefe in dieser Sache gehören zu den schönsten der Sammlung.

Da läßt sie, erregt durch schroffe Äußerungen des Königs, alle Fiktion fallen und spricht stolz und kühn und schroff, voll heiligen Zornes. Ihre fliegende und verschwommene Sprache, nicht immer frei von Affektation, bekommt klare Festigkeit und tönenden Schwung. Reif in aller Unreife. So ganz ernst ist es ihr um die heilige Sache, daß ihre Seele davon glüht. Einzelne ihrer Reden verdichten sich zu abgerundeter, metallner Münzform. Wen das phantastische Spiel des launenhaften „Kindes" ermüdet hat, der erfahre aus diesen Briefen, welch ein sittlicher Ernst in Bettina verborgen lag!

[1]) S. 394.

Digitized by Google

Es erweckt uns Frauen ein eigenes Gefühl, Bettine als Politikerin zu betrachten. Einerseits berührt es wie ein Zukunftshauch, eine Frau sich einer Aufgabe unterziehen zu sehen, an der die Männer verzweifelten. Varnhagen, der ihr gewiß nicht den besten Leumund gemacht hat, schreibt doch nach der Veröffentlichung des Königsbuches: „Sie ist in dieser Zeit der eigentliche Held, die einzige wahrhaft freie und starke Stimme", und Adolf Stahr: „Die Stimmen der Empörung werden nicht laut, dürfen, können es nicht, und nur ihr Buch fällt wie ein zuckender Blitzstrahl in die uns und ihn (den König) umgebende Nacht der Feigheit, der Schmeichelei, der niederträchtigsten Gesinnungslosigkeit."

Wohltätig berührt der Pulsschlag warmen menschlichen Empfindens, das ihr Handeln bestimmt. Andrerseits zeigen sich bei ihr die Nachteile dieser bloßen Gefühlspolitik mit besonderer Schärfe. Zwar faßt sie die Aufgabe von der geistigsten Seite, und ihre Auffassung des Königtums ist voll sittlicher Hoheit. Wer möchte nicht jedem König einen Mentor wünschen, der ihm solche Worte zuriefe wie dieses: „Jede ermangelnde Tugend in dir ist deinem Volke ein Abbruch. Wie tief bist du ihm also verschuldet!" Daß sie dabei zu stark von allen Faktoren der Wirklichkeit absieht, daß sie alle Reform einzig an die Initiative des Individuums knüpft, fällt zum größeren Teil auf Rechnung der romantischen Lebensauffassung. Aber ihre Naivetät geht zu weit. Sie hat keine Spur historischen Begreifens für die Zustände und daher keine gerechte Abwägung. Mit den Farben schwarz und weiß, böse und gut kommt sie aus für die Beurteilung von Volk und Regierung. In den Maßregeln der Minister sieht sie nur bösen Willen, sie sind die Bösewichter, mit deren Entfernung alles gut ist. Dann aber kommt ohne weiteres das goldene Zeitalter. Sie begreift nichts von der Schwierigkeit der Stellung des Königs und von der eigentümlichen Bedingtheit seiner Natur. Sie führt an einer Stelle der Briefe gleichsam entschuldigend an, sie wisse nichts von politischen Dingen, *lese nie eine Zeitung*; woher, fragt sie, „sollte ich politisches Urteil oder politische Erbitterung nehmen?" Und sie erklärt: „mein Wille für das Große und Rechte ist keine Folge von politischen Abwägungen, er geht aus der Mitte meiner Sinne hervor." Sie tut das, weil sie fühlt, daß ihrer Umgebung gegenüber in diesem Standpunkt ihre Stärke ruht, da der König der „geistsprudelnden Frau" manches verzeiht, was andre nicht sagen dürften; aber zuweilen empfindet sie auch die Kehrseite dieser ihrer eigentümlichen Stellung; sie fühlt trotz äußerer Lobsprüche heraus, daß man sie nicht für voll nimmt. Sie klagt wiederholt und beweglich, daß ihr der König den Glauben nicht schenke, der ihre Saat keimkräftig macht, und 1844 äußert sie gegen Humboldt: „Der König ist mir freundlich gesinnt, *weil ich ihm zu unbedeutend bin*, um nicht freundlich zu mir zu sein, und," fügt sie hinzu, „das ist auch ganz in der Ordnung."

Aus diesem Gefühl, daß ihr zur Vertretung ihrer Ideen der reale Boden fehlt, stammt neben der hohen Kühnheit des Prophetentons die tiefe Niedergeschlagenheit, das demütige Umverzeihungbitten, das Beschämtsein, dem sie so oft Ausdruck verleiht.

In dem hochentwickelten sozialen Gefühl eilt Bettine dem Weiblichkeitsbegriff ihrer Zeit voran, in ihrer zum Handeln drängenden Ideenfülle kündigt sich ein Fortschritt an, der die Grenzen des engen, weiblichen Wirkungskreises kühn vorwärts rückt in ein Gebiet, wo wir heute erst behutsam sie zu befestigen bemüht sind. In dem gänzlichen Sichverlassen auf Gefühl und Intuition jedoch, in dem Mangel an jeglicher

Digitized by Google

durch Studium erworbenen Sachkenntnis, in dem Vorhalten dieses Mangels als bergende Hülle liegt ihre Gebundenheit in den Schranken der Zeit und der herrschenden Auffassung.

Welches war nun die Rolle des Königs in diesem eigentümlichen Verhältnis? Der König brachte der berühmten Verfasserin von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde eine gewisse Bewunderung entgegen; er fühlt sich durch ihre Annäherung und Huldigung geschmeichelt. Daher bricht er selbst die Anonymität des beginnenden Briefwechsels und bittet das anonyme „Kind", nicht zu entweichen. Er kehrt stark den Ton der Huldigung gegen „edle Frauen" hervor. So befiehlt er die Freilassung ihres von der Zensur beschlagnahmten Buches „Brentanos Frühlingskranz", und zu unserer Verwunderung hören wir Bettine mit Stolz hervorheben: „brama d'honor sei sein Beweggrund, daß er nicht leiden würde, wenn man edlen Frauen zu nahe komme." Der Überschwang ihrer Begeisterung ist ihm von Anfang an nicht recht geheuer, da er sich auf seine Person bezieht. Er fürchtet natürlich den Rückschlag der Enttäuschung. Bereits sein zweites Schreiben enthält die Worte: „Ohne dem göttlichen Rufe ‚Wachet!' eine gottlose Verneinung entgegenstellen zu wollen, möchte ich Ihnen doch zurufen ‚Schlafe!', damit das Traumbild vom Ostermorgen nicht zerrinne und Sie am Ende vor der Wirklichkeit heulend entfliehen."

Auch läßt er sie wohl einmal durch andern Mund warnen, ihm nicht zuviel zuzumuten und keine falschen Gerüchte über ihn zu verbreiten.

Auf die ihm zugeteilte Rolle des „Traumfreundes" geht er anfangs mit gutem Humor ein, nicht ohne einen kleinen Sarkasmus, wenn er sich z. B. im ersten Briefe als „ihr ergebener Diener und quasi Phantasiegebilde" unterzeichnet. Aber der damit verbundene hochgespannte Gefühlston wird ihm bald lästig. Er reagiert sarkastisch, wenn Bettine einmal die Wirklichkeit zu scharf vergleichend an ihrem glänzenden Traumbilde mißt. Endlich erträgt er diesen Ton überhaupt nicht mehr und zerreißt fast brutal das dünne Phantasiegebilde. Als sie ihm einmal wieder jene erste Begegnung in der Kirche vorgerückt hat, von der aus sie ihre innere Beziehung zu ihm datiert, erwidert er mit dem Postskriptum: „Des Konzerts des Abts Vogler erinnere ich mich sehr lebhaft. Es war in der Garnisonkirche anno 1800 oder 1801. Ich war dort nicht von Adjutanten umgeben, sondern an der Seite des liebenswürdigen und menschenfreundlichen D. Delbrück, meines Erziehers. Voglers Gewitter auf der Orgel machte mich so bang, daß ich dem Weinen nahe war. Ich war ein häßlicher Knabe, schnitt Gesichter." Und wie tief das Bettine kränkte, geht aus der Antwort hervor, worin sie zwar die Daten berichtigt, aber hinzufügt: „aber es kann möglich sein, daß es nur eine Phantasmagorie war."

Er genießt Bettinens poetische Veranlagung als Ästhetiker, und zuweilen faßt ihn eine wahre Bewunderung für den unerschöpflichen Quell ihrer Gedanken- und Bilderfülle. Nach der Lektüre des Königsbuchs schreibt er ihr voller Anerkennung, worüber Varnhagen berichtet: „Der König schreibt ausgezeichnet, mit Geist und Wärme. ‚Rebengeländer Entsprossene, Sonnengetaufte' nennt er Bettinen."

Dabei ist er aber, wie aus dem Lob des Königsbuches hervorgeht, weit entfernt, dem Inhalt ihrer Rede je ernsthafte Beachtung zu schenken. Er sieht sie in politischen Fragen nicht für voll an. Er läßt ihre Einmischung gelten auf dem Grunde menschlichen Mitleids, das er wiederholt in warmem Tone an ihr rühmt. „Der heilige Trieb, hilfreich zu sein, ist ihr unschätzbarer Besitz," heißt es in einem Briefe. Auf dieser Grundlage gestattet er ihr die Verwendung für offenkundige Widersacher der

Digitized by Google

Krone, wobei er ihre falschen Einsichten milde, aber fest zurechtrückt. Er ermahnt sie aber zuweilen, die Grenzen der Weiblichkeit nicht zu überschreiten, was mit jedem Übertritt auf politisches Gebiet geschehen würde. Daher ist ihre Unwissenheit in politischen Fragen ihre Entschuldigung und ihr Freipaß. Auf ihre Fürbitte für die Schwester des Polen Mieroslawski erwidert er: „Ihr Brief beweist mir, daß Sie, wie es dem Weibe wohl ansteht, sich fern von der Tragödie des großen Prozesses gehalten haben, ja, von demselben nichts wissen, und daß nur der edle Drang, Leiden zu mildern, Sie in Bewegung setzt." Zu diesem weiblichen Handeln aber setzt er das des Mannes in Gegensatz: „Begnadigen, wie Sie wollen, um nichts und wieder nichts ist schön und warm im weiblichen Herzen; bei den Männern, die ein gegebenes Amt zu verwalten haben, ist es pure Torheit."

Wo er aber, durch ihren schärferen und leidenschaftlichen Ton bewogen, auf ihre Angriffe eingeht, da geschieht es im Ton schärfster Abwehr. Klaffend tut sich in diesem teils politische, teils religiöse Fragen betreffenden späteren Teil des Briefwechsels die vollständige Verschiedenheit beider Naturen dar. Der König weist Bettinens Zumutung, politische Verbrecher zu begnadigen, mit Entrüstung zurück, beruft sich auf seine königlichen Pflichten, verteidigt seine Minister und betont seinen abweichenden religiösen Standpunkt in der schroffsten Weise. Besonders seit dem Ende des Jahres 1847 tragen seine Briefe diesen veränderten Charakter, der das Verhältnis bald zum völligen Bruch führen mußte.

Wir haben gesehen, welch starken Illusionen Bettine sich zu Anfang in ihrem Verhältnis zum Könige hingab und wie wenig der König im Grunde darauf reagierte. Aber Bettinens Phantasie war unendlich genügsam in Bezug auf reale Grundlagen. Ein huldvolles Schreiben, eine Andeutung einer Zustimmung versetzt sie in einen Taumel von Entzücken, in dem sie die kühnsten Luftschlösser baut. Aber mitten in der phantastischen Verzauberung besitzt sie doch ein momentanes, verstandesklares Hellsehen, wo sie sich über den wahren Charakter des Königs keine Illusion macht und die Parallele zieht zwischen Traum und Wirklichkeit: Gleich in ihrer ersten ausführlichen Darstellung des Traumverhältnisses steht das Geständnis, daß die Wirklichkeit hereingebrochen war und sie schmerzlich verwundete, weil sie anders war, wie ihre Träume sie wollten. Seufzend ruft sie aus: „Die Seele ist mir ganz entwöhnt an ihn zu glauben und ich bin traurig hier allein in der Nacht!" Und dann fährt sie in bitterer Anklage fort: „Warum weine ich über dich? Du gehst mich ja gar nichts an. Du sagst, du seist mein Freund! Du bist nicht mein Freund!" Sie gesteht ihre Ohnmacht, die antwortende Stimme in ihm zu wecken. „Eine Stunde ist noch vor Tag, noch schlummern die Straßen, könnte doch mein Herz wie die erfrischte Pflanze aufwachen zu dir! Dann wollt ich in die prophetischen Haine dich führen. — Aber! — Der delphische Gott ist dir stumm, und die Straße ist eingestürzt, die dahin führt." Überraschend klar entwerfen dann die wenigen Zeilen, die Geiger als undatierte Beilage auf den eben erwähnten Traumbrief folgen läßt, bereits das wahre Bild des Königs: seine Abhängigkeit von den Ministern, seinen Mangel an Selbstgefühl, seine Willensschwäche.

Anfangs wehrt sich Bettine gegen solche Enttäuschungen. Mit der Hartnäckigkeit der überzeugten Idealistin baut sie stets das zerschlagene Traumbild wieder auf. Je mehr ihr vor der unwiderleglichen Gewalt der Tatsachen der Glaube an den König schwinden muß, umsomehr klammert sie sich an ihre Theorie von der Zeugungskraft

Digitized by Google

des Ideals und von der höheren Realität dieser ihrer idealen Welt. So gestaltet sich das Verhältnis zum König zu einem verzweifelten Ringen, in dem es nicht fehlt an Tönen wahren Schmerzes. Bis zum Jahre 1847 sind es nur leichtere Schwankungen, über denen sich das Einverständnis stets wieder herstellen läßt. Dann aber äußert sich die durch die Vorfälle der Revolutionszeit erzeugte tiefe Verbitterung des Königs gegen das konstitutionelle Wesen und seine zunehmende orthodoxe Engherzigkeit mit einer Schroffheit, vor der auch Bettinens Ideale fallen.

Noch einmal rafft sie sich im September 1848 zu einem letzten Appell auf; der König möge erkennen, daß der wahre Absolutismus nur im Aufgehen des Königs in seinem Volk zu finden sei, er möge sich mit seinem Volk versöhnen, die gegebenen Zusagen erfüllen; dann muß sie in der Fehde um Kinkel 1849 den Tod ihrer Hoffnungen bekennen. Noch einmal läßt sie ihre Zuneigung zum König und ihre großen Hoffnungen auf ihn rückblickend an sich vorüberziehen, mit dem Fazit: „so sehr bin ich also fehlgegangen in meinem Denken und Wollen." Dann aber zieht sie aus seiner Unversöhnlichkeit für Kinkel mit erstaunlicher Schroffheit die Konsequenzen für sein wahres Wesen: „Nein, wir lieben nicht den Sünder, wie Gott ihn liebt, nicht wie der arme Samariter! Wir verabscheuen ihn! Nein, vor der wahren Größe, die unsterblich macht und zum allmächtigen Vater uns hinaufhebt, vor der schaudern wir, als wäre sie Sünde! Ja, was liegt daran, ob wir an Unsterblichkeit glauben, da wir sie zu erreichen nie den Mut haben."

„Den Mut nicht haben." Das ist die schwerste Anklage, das Wort voll Verachtung und Mitleid und Zorn, mit dem Bettine den König aufgibt. Was kein Weib dem Manne verzeiht, das konnte sie dem nicht verzeihen, auf dessen Schultern das Geschick eines Volkes gelegt war. Aus diesem Gefühl fließt die schmerzliche Ironie der Schrift, in der sie dieses Erlebnis verdichtete: Ein schlafender König. Und über ihm eines Dämons Flügelrauschen, der wundervolle Worte redet von Freiheit und Völkerglück. Aber der König entsetzt sich vor seinen gewaltigen Worten und spricht zu ihm: „Laß mich schlafen."

Das sind die Gespräche mit Dämonen, der zweite Teil von Bettinens Königsbuch.

Hochsommer.

Komm, geh mit mir den schmalen, stillen Pfad,
Der sacht zerteilt der Felder weite Fluten,
Wir geh'n geborgen durch die hohe Saat
Im Strahlenkranz der späten Tagesgluten.
Und scheues Zwitschern tönt rings um uns her,
Die jungen Lerchen lernen alte Lieder;
Voll banger Ahnung, ach, und glückesschwer
Flüstert's im Felde, flüstert hin und wieder.

Komm, geh mit mir! Es ist Hochsommerzeit,
Und nicht mehr lang' kann all' die Schönheit währen —
Noch aber streift der Sommerwind dein Kleid
Und leise rauschen die gereiften Ähren.

Else Nonne.

Digitized by Google

Bettys Promenade.

Von

Anna Wahlenberg.

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

Betty stand in der Mädchenkammer und rüstete sich zum Fortgehen. Sie zögerte zwischen dem schwarzen Seidentuche und dem Hute mit den rosa Heckenrosen. Freilich konnte dieser in der Dunkelheit nicht zur Geltung kommen — es war ja schon ein Viertel nach zehn Uhr — aber er war eben ganz neu, und Betty hatte noch nicht oft Gelegenheit gehabt, ihn zu tragen.

Die Versuchung war zu groß. Sie setzte also ihren Stolz, die neue Kopfbekleidung, auf, besah sich in dem auf der Kommode stehenden Spiegel und zog die kleinen krausen Haarbüschelchen an den Ohren hervor.

Er stand ihr gut. Betty war kein übles Mädchen. Ihr rundes, volles Gesichtchen erhellten ein Paar lustige, blaue Augen und ein lächelnder Mund. Dazu das lichte Haar, das sich in mutwilligem Wirrwarr in die Stirne krauste. Es war etwas Frisches in dem kleinen Blondkopfe.

Sie war vom Lande. Schon mit dreizehn Jahren war sie nach Stockholm gekommen, wo sie in einer größeren Familie als Kindermädchen eine Stelle fand. Nach einigen Jahren versuchte sie es, dieser Beschäftigung überdrüssig, mit einem Stubenmädchenposten, und war nun zuletzt als Mädchen für alles in einem Haushalte, bestehend aus einer alten Witwe und einer mittelalterlichen Tochter untergekommen.

Diese Tochter war es, die Betty heute abend von einem Souper in einem reichen Hause abzuholen hatte.

„Es werden wohl viele Dienstmädchen aus vornehmen Häusern hinkommen, um die Fräulein abzuholen," dachte Betty. Und bei diesem Gedanken spannte sie das Gummiband des Hutes mit größerer Entschlossenheit um ihren Haarknoten. So war doch ein Grund vorhanden, daß auch sie „elegant" sein mußte.

„Nun beeile dich aber, sonst kommst du zu spät," rief die Frau aus der Zimmertüre.

Betty griff nach ihrem Muffe, der auch zu den Schätzen gehörte, die sie sich aus den letzten Jahreslöhnen zusammengespart. Dann zupfte sie noch einmal ihre kurze Jacke zurecht, nahm den Küchenschlüssel und lief die Treppen hinab.

Erst als sie hinauskam, fing sie an, ein wenig unruhig zu werden. Nie zuvor war sie so spät abends auf der Straße gewesen. Hatte sie Sonntag nachmittag Erlaubnis gehabt, auszugehen, so hatte ihre Herrschaft immer sehr streng darauf gesehen, daß sie spätestens um neun Uhr zu Hause sei. Besonders ihre jetzige Frau nahm es sehr genau mit der Zeit. Erst vor vierzehn Tagen hatte sie ihr einen längeren Vortrag gehalten, weil Betty eine Viertelstunde über die bestimmte Stunde ausgeblieben war. Die Alte nannte das „abends herumvagabundieren".

Jetzt aber hatte sie Betty selbst auf die Straße geschickt.

Betty ging rasch vorwärts. Es war ein weiter Weg. Als sie aber vor einem Uhrmacherladen auf die Uhr sah, da merkte sie, daß es gar nicht so eilig sei, wie die Frau gesagt hatte. Sie hatte es an sich, die Leute immer zu hetzen. Vor elf Uhr sollte das Fräulein nicht geholt werden; Betty hatte also noch über eine halbe Stunde Zeit. Sie

Digitized by Google

fing an, langsamer zu gehen und nahm den Weg über die Brücke.

Nun fing sie an, die Vorübergehenden genauer zu betrachten. Zwei Matrosen, die Arm in Arm ziemlich fidel des Weges kamen, blieben vor ihr stehen und starrten sie an. Als sie vorbeiging, hörte sie einen gewürzten Ausruf der Bewunderung und konnte nicht umhin, vor sich hinzulächeln. Diese Jungen hatten Augen im Kopfe!

Und wie sie weiterging und sich noch nachträglich über ihre verblüfften Mienen amüsierte, hörte sie hinter sich Schritte näher kommen. Sie ging etwas schneller. Die Schritte beschleunigten sich, und gerade bei einer Gaslaterne trat jemand neben sie, zog den Hut und sagte: „Guten Abend."

Sie wandte halb erschrocken den Kopf. Es war ein älterer, untersetzter Herr mit sehr freundlichem Gesichte, graumeliertem Backenbart und mit einem geradehinaus zeigenden Stocke unter dem Arme.

„So spät geht das kleine Fräulein aus!" sagte er mit einem strahlenden Lächeln.

Sie antwortete nicht, ging nur weiter und biß sich auf die Lippen, um das Lachen zurückzuhalten. Er sah so kostbar aus, der alte Herr, wie er den Körper hin und her drehte, gleichen Schritt mit ihr zu halten versuchte und sich gleichzeitig Mühe gab, ihr ins Gesicht zu sehen, das sie eigensinnig der Wand zukehrte — allerdings nicht ohne dann und wann einen raschen Blick seitwärts zu werfen.

Es kam Frage auf Frage und Artigkeit auf Artigkeit. Schließlich begann er sich zu beklagen, daß es so grauenhaft finster sei und bat sie, doch die Güte zu haben und den Weg mit ihren strahlenden Augen etwas zu erhellen.

Sie brach in eine kleine Lachsalve aus; als er aber in diesem Augenblick an ihren Muffquasten zog, schlug sie mit der Hand nach ihm und nahm eine ganz ernsthafte Miene an.

Betty war nicht ohne Taktgefühl, und sie fand es sowohl mitleiderregend als lächerlich, daß ein so alter, ehrwürdiger Herr sich so anstellte wie die jungen Leute ihrer Klasse.

Ganz keck sagte sie ihm daher, er möge sich schämen, ging hierauf quer über die Straße und hielt sich in der Nähe eines Schutzmanns.

Eine Weile noch sah sie den alten Herrn auf dem jenseitigen Trottoir gehen, nun ganz ruhig und anständig, die eine Hand auf dem Rücken und den Blick vor sich hin gerichtet, als sei er ganz und gar mit sich selbst beschäftigt; dann aber kamen Leute dazwischen. Am Ende der Brücke war fast ein Gedränge.

Betty ging nicht lange so, als sie neuerdings ein „guten Abend" neben sich hörte. Diesmal folgte ihm aber ein „Wie geht's?" und Betty sah sich um, in dem Glauben, es käme wirklich von einem Bekannten.

Wiederum ging ein ganz Fremder neben ihr. Aber diesmal war es ein Mann in den besten Jahren, ein Herr mit etwas zurückgeschobenem Hute, aufgedrehtem dunkeln Schnurrbarte und blanken, spitzigen Schuhen. Er drückte seine Verwunderung aus, daß eine so junge Dame zu so später Stunde allein auszugehen wage, und fragte, ob er ihr Beschützer sein dürfe.

Das klang so artig und manierlich, daß Betty unwillkürlich an ihren Hut mit den rosa Rosen und ihren neuen Muff denken mußte. Er hielt sie bestimmt für eine Dame. Übrigens kein Wunder! Hatte ihr doch erst kürzlich ein Bekannter gesagt, sie sehe wie ein wirkliches Fräulein aus, und da hatte sie den Hut nicht einmal auf.

„Hat das kleine Fräulein weit nach Hause?" fragte er.

„Nein, ich muß nur mein . . ."

Sie unterbrach sich, da ihr einfiel, daß sie ja dabei sei, den guten Begriff, den er sich von ihr gemacht, zu zerstören. Beinahe hätte sie sich als Dienstmädchen zu erkennen gegeben, und das war doch ganz unnötig. „. . . Eine Bekannte holen," setzte sie hinzu.

„Um spazieren zu gehen. Ja es ist sehr angenehmes Wetter," sagte er, am Schnurrbart drehend.

Sie sah ihn zwar nicht an, meinte aber zu bemerken, daß er lachte, und da Betty es niemals zuwege brachte, ernst zu bleiben, wo andre lachten und es überdies so lustig klang, was er da von den Abendspaziergängen sagte, so kicherte sie mit.

„Gehen Sie nie am Tage aus?" fragte er.

„Ja, manchmal."

Digitized by Google

Betty ging jeden Tag auf den Markt.

„Wann gehen Sie nächstesmal aus?"

„Wenn sieben Donnerstage in einer Woche sind," erwiderte sie, den Blick auf den Muff geheftet und die Zähne auf die Unterlippe gepreßt.

Sie fand das so witzig gesagt, daß sie selbst nicht ernst zu bleiben vermochte, während es sie gleichzeitig mit einer gewissen, mit Stolz vermischten Verlegenheit erfüllte, so ungeniert neben einem feinen, bessern Herrn einherzugehen und sich mit ihm zu unterhalten. Dazu flößte ihr das Entzücken, mit dem er ihren Witz aufnahm, immer größere Sicherheit ein. Als sie an einer kleinen Budike, halb Kaffeehaus, halb Bierschank, vorbeikamen, fragte er sie, ob sie nicht eintreten und eine Tasse Kaffee trinken wolle.

Betty erwiderte „Danke, nein," zögerte aber doch ein wenig. Sie hatte eine Vorliebe für Kaffee, der angenehme hübsche Herr gefiel ihr auch gar nicht schlecht, und sie sah überdies nichts Böses darin, mit ihm zu gehen. Noch neulich hatten ein paar bekannte Mädchen ihr erzählt, ein Herr habe sie auf eine Tasse Kaffee geladen, und wie gut sie ihn los geworden seien. Während er bezahlte, waren sie hinausgelaufen und hatten sich in einem Hauseingang versteckt und ihn ausgelacht, als er an ihnen vorbeischoß. Das konnte sie wohl auch tun.

Zu gleicher Zeit aber fiel ihr ein, daß es doch spät sein müsse. Um elf sollte sie bei dem Fräulein sein. Ganz behende schlüpfte sie an ihm vorbei und gewann einige Schritte Vorsprung. Aber bald war ihr Begleiter wieder an ihrer Seite.

Nun war es schon so weit mit ihm gekommen, daß er unglücklich werden mußte, wenn er sie nicht noch einmal zu sehen bekäme. Sie sollte ihm sagen, wo sie wohne, wie sie heiße, und wo sie einander treffen könnten.

Betty gab auf alles Auskunft. Sie wohne in Kattrackergränd, hieße Lisa Stina Andersson, und sie könnten sich tags drauf beim Solna Kirchhof treffen.

Aber um welche Stunde er draußen sein solle, erfuhr er nicht, denn plötzlich blieb sie vor dem elegant erleuchteten Hausflur eines der vornehmsten Häuser der Vasastad stehen. Schmunzelnd drückte sie die Klinke, die Tür ging geräuschvoll auf, und sie trat ein . . .

* * *

Eine Viertelstunde später war Betty wieder auf dem Heimwege, nun aber in Gesellschaft ihres Fräuleins, einer langen mittelalterlichen Dame mit brünettem, knochigem, in eine rosa Theaterhaube gehülltem Gesichte.

Ungestört, in Ruh' und Frieden zogen sie ihres Wegs. Die kleine Betty war ein ausgezeichneter Schutzengel. Keine Beleidigung, kein Wort, nicht einmal ein unschicklicher Blick wagte sich an die Dame in der rosa Theaterhaube. Begegneten sie dennoch forschenden Blicken, so fielen sie samt und sonders hinab auf das kleine rosige Gesichtchen zur Linken. Bettys Fräulein aber merkte es nicht. Ruhig und sicher schritt sie dahin. Sie hegte keine Zweifel über die Zulässigkeit, ein hübsches zwanzigjähriges Mädchen mitten in der Nacht auszuschicken, um die Unschuld von neunundreißig Jahren zu beschützen und sicher heimzugeleiten. Betty war ja Dienstmädchen, und man hat nie davon gehört, daß etwas geschehen sei, wenn Dienstmädchen ihre Herrinnen abholen. Sie kommen ja immer ganz gut hin, und damit ist ja alles in Ordnung.

Betty aber sah diese Blicke wohl und konnte nicht umhin, sich selbst unablässig zu sagen: Wenn nun das Fräulein nicht mitginge, ja wenn . . .

Es war ja gerade so, als ob das Fräulein mitginge, um auf Betty acht zu geben.

Wie komisch!

Und dann dachte sie an Emma und Sofie, die Mädchen gegenüber im Hausflur. Wie lustig, ihnen das Abenteuer zu erzählen. Der letzte Herr mit dem schwarzen Schnurrbart war ja wirklich ganz nett. Er fand sie wohl sehr hübsch. Wie, wenn sie ihm wieder begegnete . . . .

Es war jedenfalls durchaus nicht langweilig, das Fräulein abends abzuholen.

Digitized by Google

Ein Roman von der Arbeit.[1])

Von

Heinrich Meyer-Benfey.

Nachdruck verboten.

„Wir wollen in diesem Buche von Mühe und Arbeit reden." Mit diesem Programm beginnt das gelesenste Buch unsrer Tage. Aber etwas Neues wird damit eigentlich nicht angekündigt. Sind wir es doch mindestens seit Jeremias Gotthelf gewöhnt, daß die deutsche Dichtung das Volk in seiner Arbeit darstellt. Und die Arbeit ist in ihr immer mehr der beherrschende Gegenstand geworden, wie sie ja auch unser Leben immer ausschließlicher beherrscht; mit dem Leben aber hat die Dichtung immer nähere Fühlung gesucht. So ist „Arbeit" auch der Titel des Buches, dem diese Anzeige gilt.

Aber die Arbeit kann verschieden dargestellt werden. Es kann der Nachdruck auf der äußern Tätigkeit liegen, etwa auf ihrer den Menschen umgestaltenden Macht oder ihrer sozialen Bedeutung u. s. w.; es kann auch irgend eine seelische Beziehung in den Mittelpunkt gerückt werden. Welchen Sinn die Arbeit in diesem neuen Buche von Ilse Frapan hat, das sagt der ursprüngliche Titel des Romans, unter dem er in Westermanns Monatsheften erschienen ist: „Arbeit mein Opium." Gewiß wird die jetzige schlichte und unauffällige Aufschrift vielen Lesern besser zusagen; den Inhalt des Werkes deckt sie nicht so gut.

Tolstoj hat eine Abhandlung geschrieben: „Warum die Menschen sich betäuben." Er findet den Grund in dem Bedürfnis, die Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen. Als ein solches Betäubungsmittel wertet er an einem andern Orte auch die Arbeit. Und es ist nicht zu leugnen: sie hat nicht nur, zumal in der aufregenden und aufreibenden Art des heutigen Betriebes, häufig die Wirkung, daß sie uns gegen die innere Stimme taub macht und nicht zur Selbstbesinnung und Einkehr kommen läßt; sie wird auch geradezu bewußt zu diesem Zwecke angewandt: wir stürzen uns in die Arbeit und mühen uns bis zur Erschöpfung, nur um dem Nachdenken über uns selbst und über unser Leben zu entgehen. Aber es gibt Lagen, und manche kommen ohne ihre Schuld hinein, wo ein solches Betäubungsmittel zur Notwendigkeit wird, wo sie das Leben einfach nicht ertragen würden, wenn sie sich nicht vor gewissen quälenden Gedanken irgendwie Ruhe verschaffen. Und da hat die Arbeit vor allen andern Arten „Opium" den unschätzbaren Vorzug, daß sie nicht lähmend und auflösend wirkt, da sie ja nicht ein Gift, sondern das tägliche Brot unsrer Seele ist, daß in ihr vielmehr eine unmerklich aber sicher wirkende Kraft der Heilung liegt. Die Geschichte einer Frau, die in angespannter Arbeit zunächst nur das Gefühl eines zerstörten Lebens zu vergessen sucht, dann aber in ihr eine Überwindung alles Bösen und einen neuen, tieferen Lebenssinn findet, erzählt das vorliegende Buch.

Josefine Geyer ist die Frau eines Arztes, eines Mannes, begabt, geistreich, eifrig in Wissenschaft und Beruf, aber zynisch und voll Menschenverachtung, und nun sitzt er wegen unnennbarer Vergehen im Zuchthaus. Sie ist verzweifelt, vernichtet, ratlos. Ihr außerordentlich feines, hochgespanntes Pflichtgefühl läßt sie jeden Gedanken an Scheidung abweisen; und, um nicht von ihren Schwestern Unterstützung annehmen zu müssen, findet sie in ihrer Art den Ausweg, Medizin zu studieren und dann gleichsam

[1]) Arbeit. Roman von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Paetel. 1903. (Pr. 5 M.)

Digitized by Google

die Stelle auszufüllen, die jener unwürdig verwaltet und nun gezwungen aufgegeben hat. In der Arbeit findet sie zunächst die gesuchte, dumpfe Betäubung. Aber wie jede Tätigkeit, wenn sie mit ganzer Seele ergriffen und mit Anspannung aller Kräfte gefördert wird und rüstig fortschreitet, Stärkung und Kraftgefühl verleiht, so wandelt sich ihr die Starrheit allmählich in ein Gefühl von Ruhe und Festigkeit, und in dem Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit Kollegen und Hausgenossen schafft sie sich eine neue Welt um sich, die sie beherrscht und in der ihr wohl ist.

So gelingt es ihr auch, als ihr körperlich und seelisch nun ganz verkommener Mann nach fünf Jahren zurückkommt und mit hämischer Niederträchtigkeit ihr Leben zu vergiften bemüht ist, sich und ihr Leben zu behaupten. Und während ihre häuslichen und Familienverhältnisse immer trostloser sich gestalten und auch ihre Kinder ihr immer mehr entgleiten, findet sie in dem ärztlichen Berufe, den sie nun nach Abschluß ihrer Studien antritt, ein sicheres Asyl, wohin sich ihre Seele flüchtet, und in der Liebe und dem Vertrauen ihrer Kranken Trost und Erquickung. Und wie sie ihre tägliche Arbeit als Dienst an der Menschheit auffaßt, so fühlt sie die Pflicht und findet den Mut, über den Kreis ihrer Berufsarbeit hinaus ins Große zu wirken, um in Gemeinschaft mit andern für eine bessere Zukunft zu arbeiten, und das Zusammentreffen mit gleichgestimmten Seelen gibt ihr die freudige Zuversicht, daß das Leben der Menschen im letzten Grunde eine große Liebesgemeinschaft ist und daß selbstlose Güte am Ende alles besiegt.

Ich habe den Verlauf der Haupthandlung kurz angedeutet. Denn in der Entwicklung dieser Frau liegt der beherrschende Mittelpunkt und die Einheit des Kunstwerks. Aber um sie herum gruppiert sich eine reiche Fülle von Gestalten und Schicksalen. Eine ganz bunte Welt tut sich auf, das seltsam gemischte internationale Studentenvölklein in Zürich, das sich nun neben Josefine im „grauen Ackerstein" einnistet; der brave, stets hilfsbereite Russe Bernstein, die sehr ordentliche und vernünftige, vielleicht ein ganz klein wenig zu vernünftige Mathematikerin Helene Begas. Dann die Familie: der Vater einfach, gerade und treu wie Gold; die Schwestern mit ihrer weiblichen Kleinlichkeit und Beschränktheit und mit ihren schuftigen Männern; die Kinder: der früh verderbte Hermann, in dessen niedriger und schmutziger Streberseele das Erbe des Vaters noch gesteigert scheint, und Rösi, deren gedankenloser Gefühlsüberschwang, eifersüchtige Zärtlichkeit und äußerliche Schönheits- und Poesieschwärmerei auch nur ein kleines und enges Herz verraten. Dazu eine große Zahl Nebenfiguren, die weniger oder nur streckenweise hervortreten. In der sehr lebendigen und individuellen Darstellung dieser Gestalten und in der höchst anschaulichen und lebensvollen Ausführung der einzelnen Szenen feiert Ilse Frapans Kunst ihre eigentlichen Triumphe.

Denn sie ist ein durchaus „naiver" Dichter, und, wie es bei diesen stets der Fall ist, so liegt auch ihre Stärke durchaus in der Echtheit und unmittelbaren Frische des Details und besonders in der Schilderung einfacher, natürlicher und gutartiger Menschen im Rahmen ihrer natürlichen Umgebung. So ist die Lokalnovelle das Gebiet, dem ihre meisten Werke angehören, in dem sie es am frühesten zur sicheren Meisterschaft gebracht hat und wo sie sich heute eines allgemeinen und unbestrittenen Rufes erfreut.

Die alten Vorzüge, die wir in ihren früheren Werken gewohnt sind, finden sich natürlich auch hier wieder. Die sichere, feine Zeichnung der Figuren, die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung, die bewunderungswürdig feine Beobachtung der äußeren Erscheinung des Lebens und der Sprache, endlich die Abrundung des ganzen Inhalts zu einer kleinen, eigenartigen, in sich zusammenhängenden Welt. Wie in ihren Hamburger Novellen, so hat man auch hier, in der Schilderung eines so gänzlich verschiedenen Milieus, das lebhafte Gefühl, daß die Verfasserin diese Welt nicht nur von außen studiert, sondern sich vollständig darin eingelebt hat und auch mit ihrem Gefühl in ihr zu Hause ist.

Aber das neue Werk zeigt doch, daß sie inzwischen sich weiter entwickelt hat und über die Lokalnovelle hinausgewachsen ist. Sie hat sich hier eine viel größere Aufgabe gestellt, zu der ihre Kraft vielleicht noch nicht ganz ausreicht; aber sie hat jeden-

Digitized by Google

falls gezeigt, daß sie das Recht hat, großes zu wollen. Und wenn man ihr früheres Werk ähnlichen Genres daneben hält, die Erzählung „Wir Frauen haben kein Vaterland", so wird man einen ganz gewaltigen Fortschritt wahrnehmen. Und man wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß Ilse Frapan noch im vollen Werden und Wachsen ist und daß in ihr noch reiche Möglichkeiten weiterer Entwicklung liegen, die sich noch nicht übersehen lassen. Und das ist eigentlich das Erfreulichste an diesem Roman.

Der erwähnte Fortschritt liegt in drei Richtungen. Zunächst ist der Umkreis ihrer Menschenwelt bedeutend weiter geworden und ihre Psychologie vertieft. Sie hat es gelernt, auch kompliziertere und geistig entwickeltere Menschen überzeugend und lebenswahr darzustellen. Wie viel echter und schärfer gezeichnet ist diese Josefine als die „Fledermaus" der älteren Erzählung! Und weiterhin ist es ihr hier überraschend gut gelungen, geradezu schlechte oder bösartige Menschen zu schildern, ohne daß die Darstellung tendenziös einseitig oder unlebendig wird. Geradezu meisterhaft ist die Schilderung des aus dem Zuchthause heimgekehrten Ehemannes in seinem leiblichen und seelischen Verfall, in seinem gemeinen Cynismus und seiner jämmerlichen Schwäche, in der immer noch ein Rest geistiger Überlegenheit und wenigstens ein quälendes Gefühl früherer Höhe und Kraft durchschimmert, in seinem unreinen Zärtlichkeitsbedürfnis und seinem schauspielerischen Posieren, selbst wo etwas echtes Gefühl dahintersteckt.

Solche Figuren liegen Ilse Frapan eigentlich gar nicht. Denn ihre Dichtung ist von Haus aus auf den Ton schlichter, natürlicher, wenig differenzierter Güte gestimmt. Dieser Ton spricht uns auch aus diesem Werke an, aber nur aus der Zusammenstimmung des Ganzen. Im einzelnen hat es die Schärfe der Charakterzeichnung nirgends gemildert oder gefärbt. So sind auch die Kinder, denen sonst Ilse Frapans ganze Liebe gilt, hier mit intimster Kenntnis, aber zugleich mit ungewöhnlicher Strenge geschildert. Auch Gestalten wie die beiden Schwestern, die nicht eigentlich boshaft, nur enge, gewöhnlich und beschränkt sind, würden vielleicht in einer andern Umgebung, einem kleineren Rahmen und bescheideneren Niveau, einen harmlos-gutmütigen oder leicht humoristischen Effekt machen; hier nimmt ihre Darstellung von selbst die Farbe schonungsloser Satire an.

Von allen andern Gestalten hebt sich eine charakteristisch ab: der Armenier Hovanessian, den Josefine liebt und dem sie doch entsagt, um dem Zerstörer ihres Lebens die Treue zu halten. Eine Idealfigur, ebenfalls mit frischen Farben gemalt, in Geberde und Sprechweise leicht und gut charakterisiert, aber doch nicht so fest umrissen und so sicher auf die Erde gestellt wie die andern; wir sehen ihn mehr wie eine Vision vorüberschweben, mit einem eigentümlichen Glanze übergossen und darin ein wenig verschwimmend. Wir sehen ihn überhaupt weniger direkt, als wie er sich in der Seele des liebenden Weibes spiegelt, und da er für die Geschichte eben nur als seelisches Erlebnis der Heldin Bedeutung hat, so erscheint dies Verfahren sehr wohl begründet. Jedenfalls muß man an der reinen, innigen Poesie und dem leuchtenden, gesättigten Kolorit dieser durchaus nicht breit behandelten Episode seine Freude haben.

Und damit sind wir wieder zu der Heldin gekommen, auf die alles in der Dichtung bezogen ist. In ihr hat Ilse Frapan eine interessante Studie zur Psychologie der Frauenbewegung geliefert. Es ist ja ein überaus törichtes, aber leider noch immer weit verbreitetes Vorurteil, als ob die Emanzipation der Frau von denen ausginge, die in bezug auf „Weiblichkeit" und Liebesfähigkeit zu kurz gekommen wären. Ilse Frapan zeigt, und sowohl die Geschichte der Frauenbewegung wie die elementarste psychologische Einsicht wird ihr recht geben, wie gerade eine ungewöhnlich hoch entwickelte Fähigkeit zu selbstloser Liebe und Aufopferung dazu führt, wie das hohe Streben und die persönliche Hingebung aus derselben Quelle, aus derselben Wärme und Fülle des Gemüts stammen. Josefine erfüllt nicht nur die Pflichten der Frau mit höchster Gewissenhaftigkeit; sie geht in ihrer Treue und Selbstlosigkeit viel weiter, als irgend jemand von ihr verlangt, viel weiter, als die andern überhaupt verstehen

Digitized by Google

und billigen. Erhält Josefine dadurch ihr besonderes, individuell bestimmtes und einseitiges Gepräge, so wird sie doch auch gerade durch ihre einzigartige Aufopferungsfähigkeit ein um so bedeutsamerer Typus der Frauenbewegung. Denn der Vorkämpfer einer neuen Sittlichkeit braucht natürlich ein größeres Maß von Idealismus, Pflichtgefühl und Selbstlosigkeit, als man billigerweise vom bloßen Durchschnittsmenschen verlangen kann, ein Maß, das eben den Charakter des Helden ausmacht.

Nicht so einwandfrei wie in der Charakterzeichnung ist der Roman in der epischen Technik. Die ersten vier Bücher freilich scheinen mir in dieser Hinsicht vorzüglich. Die Wirkung der Katastrophe am Anfang, das Studium und das Studentenleben, endlich die Umgestaltungen und Verwirrung, welche die Rückkehr des Mannes in diesem wohlgeordneten Kreise hervorbringt, das ist alles eine überzeugende, geschlossene, mit echt epischer Ruhe und Breite fortschreitende Entwicklung. Erst im letzten Buche kommt etwas Sprunghaftes und Zerfahrenes in die Darstellung. Es beginnt mit einer Reihe von Briefen mit den verschiedensten Adressen und Unterschriften. Die Aufregung und Hast der sich überstürzenden Geschehnisse wird darin überaus glücklich und wirkungsvoll gemalt, und der Leser erfährt alles Nötige. Aber es wird doch der Eindruck nicht ausgelöscht, daß der Dichterin die Zügel der Handlung ein wenig entgleiten. Es werden Fäden angesponnen, die nicht weiter führen, andre werden nicht recht abgewickelt, alle Fäden laufen am Ende mehr auseinander als zusammen. Und so wird ein Abschluß eigentlich nur für die innere Geschichte, die seelische Entwicklung der Heldin erreicht. Das hängt zusammen mit dem letzten Punkte, den wir noch zu erwähnen haben.

Ilse Frapan will mit diesem Buche mehr als eine Erzählung, einen Roman, ein Lebensbild geben; es ist augenscheinlich ein Weltanschauungsbuch. Und die Anschauung oder Gemütsstimmung, die sie verkündet, ist dieselbe, die der wertvollste Gewinn unsrer Zeit überhaupt ist: eine tapfere und freudige Bejahung des Lebens bei voller Einsicht in seine Unvernunft und Grausamkeit, im sicheren Gefühle der Kraft unsres Gemüts, die allein es zu überwinden, zu gestalten, ihm einen Sinn zu geben vermag. Ist es ihr gelungen, dies deutlich herauszubringen? Nach der einen Seite unbedingt. Wie eine Seele, der ihr Lebensglück in Stücke gebrochen ist, in hilfreicher Liebe und im Wirken für andre Frieden, Genesung und Lebenskraft findet, das finden wir wahr und schön zum Ausdruck gebracht. Und dem entspricht auch der Schluß: Josefine ist mutlos und müde geworden, in dem Gefühl ihrer Ohnmacht gegenüber Mann und Sohn, die sich immer weiter von ihr entfernen, immer tiefer in Schmutz und Gemeinheit versinken, in dem aufreibenden nutzlosen Kampfe mit ihnen und um sie. Da wird sie zu einem Unbekannten auf ein nahes Dorf entboten. Sie findet einen Kranken, den Sohn einer armen Frau, der schon seit 22 Jahren liegt mit starrem Genick, unfähig nur seine Augen zu bewegen. Aber er erträgt sein Los mit heiterer Geduld, und jetzt erbittet er ihre Hilfe nicht für sich, sondern für zwei Waisenkinder, die von ihren Kostleltern mißhandelt und verwahrlost werden. Zugleich findet sie in dem Kranken einen bekannten und warmen Verehrer von Hovanessian, der jetzt in Persien Schulen gründet. Und so fühlt sie sich aus der erdrückenden Isolierung und Ohnmacht erlöst, mit andern guten Menschen durch feine Liebesfäden und gemeinsames Wirken verbunden und dadurch gestärkt. In dieser Güte, die von dem armen Kranken und dem fernen Freunde ausstrahlt, dämmert ihr der Morgen einer schöneren Zeit, wo alle in Liebe vereinigt sind. „Und mit schwingenden Schritten und stark vor Freude ging sie geradeswegs in den Glanz hinein."

Aber man möchte nun auch sehen, wie diese Liebeskraft doch endlich Macht über die äußere Welt gewinnt und das Böse allmählich überwindet. Und das ist nicht erreicht. Zwar empfunden ist das alles und auch ausgesprochen, aber nicht in der Handlung ausgedrückt. Es findet höchstens lyrischen Ausdruck; gestaltet, in Leben umgesetzt ist es nicht. In einer Szene scheint es, als ob diese Liebesmacht auch den Gatten zwingen wollte, aber die flüchtige Regung in ihm ist nicht genügend motiviert, und wir glauben nicht recht, daß sie von Dauer ist. Auch über den Sohn wird ein Trostwort gesagt, aber es überzeugt uns nicht. Man merkt, Ilse Frapan hat auch

Digitized by Google

das darstellen wollen, es aber nicht ganz vermocht. Wenigstens noch nicht; denn, wie gesagt, die Überzeugung habe ich gerade aus diesem Werke gewonnen, daß die Dichterin noch lange nicht am Ende ihrer Entwicklung steht.

Aber auch das Werk, das jetzt vor uns liegt, ist eine köstliche Gabe, die unsern warmen Dank und weite Verbreitung verdient. Daß sie das gesteckte Ziel nicht ganz erreicht hat, wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß es die höchste Aufgabe ist, die sich die moderne Dichtung in dieser Hinsicht stellen kann und mit der sie schon lange ringt, ohne eine so überzeugende Lösung zu finden, wie etwa Klingers mächtige Radierung: „Und doch". Es soll uns um so weniger hindern anzuerkennen, wie viel hier geleistet ist, sowohl in der Durchführung der Idee, wie in der Fülle und Lebendigkeit der einzelnen Gestalten und Schicksale.

Erwerbsthätigkeit.

Schaufenster-Dekoration als Frauenerwerb.

Von Hildegard Jacobi.

(Nachdruck verboten.)

Etwas von dem Fortschritt des Kunstgewerbes in unsrer Zeit zeigen auch die Schaufenster der Großstädte. Ich meine jetzt nicht die Auslagen selbst, sondern die sorgfältige, dem Charakter der Ware geschickt angepaßte Anordnung. Ein bedeutsamer Wandel ist in der Geschmacksrichtung der Schaufensterdekoration wenigstens in vornehmen Geschäften deutlich zu erkennen. Die schablonenmäßige Aufstellung der Waren, die Reih' an Reih' gefügt oder mit steifer Pedanterie in irgend welcher systematischen Ordnung aufgestellt wurden, ist längst verschwunden. Aber auch jene entsetzlichen Geschmacksverirrungen findet man weniger, mit denen findige Köpfe die Menge zu überraschen und zu fesseln suchten: z. B. die Heldengestalt Kaiser Friedrichs aus Schwämmen hergerichtet, oder das stolze Monument des Niederwalddenkmals aus weißen Garnrollen, gewundene Säulen aus Würsten, deren Kapitäl durch einen mit leuchtenden Augen versehenen Schweinskopf gebildet wird; Schuhe, die mit grünen Stengeln und Blattwerk verziert in künstliche Moosbeete gestellt sind und wundersame Blumengebilde darstellen sollen u. s. w. Auch die Versuche, durch die Masse Effekt zu machen, sind nicht mehr an der Tagesordnung. Jener öde, das ganze Schaufenster ausfüllende Bau von Zigarrenkisten, jene Massenarrangements von Strümpfen, Löffeln ꝛc. beginnen zu verschwinden. Man versucht, durch das Schaufenster wirklich auf das künstlerische Gefühl, mindestens aber auf kultiviertere Empfindungen zu wirken. Man stellt nur einzelne Gerätschaften einfach ihrer Bestimmung gemäß zusammen, versetzt sie gewissermaßen in ihre natürliche Lebensgemeinschaft, in der sie doppelt zum Kaufe reizen. Man legt nicht mehr Oberhemden mit Strümpfen, Socken und Kravatten zu endlosen Reihen nebeneinander, sondern in malerischer Unordnung und doch bester Übersichtlichkeit werden die Bedarfsgegenstände zur Herrentoilette verstreut, bereit, mit den dazu gehörenden Reisebestecks in einen daneben stehenden Lederkoffer zu wandern, Schirme und Stöcke stehen ebenfalls zur Auswahl umher. In einem anderen Magazin liegen scheinbar lässig über Stühle und Schemel gebreitet, verlockend in ihrer abgetönten Farbenpracht, von den Seitenspiegeln vervielfältigt, Kleider, Bänder, Spitzen, Hüte, Gürtel u. s. w. zu einem reizvollen Interieur vereinigt. Das Wäschegeschäft stellt den geöffneten Schrein mit seinen reichen Schätzen ins Schaufenster und gruppiert um den duftumsponnenen Kinderwagen, Wickeltisch und Waschtoilette, jene geheimnisvollen allerkleinsten Sächelchen der mit Schleifen und Bändern reich gezierten Baby-Ausstattungen!

Spielzeugläden lassen zum Entzücken nicht nur der kleinen Leute, sondern auch der großen ganze Märchen und Sagen in bunter Pracht erstehen. Oder sie bilden das Leben der großen Welt in bunten Szenen nach. Die Möbelhandlungen stellen nicht mehr Serien verschiedener Stühle oder beängstigend zusammengepferchte Schränke aus, sondern sie öffnen dem Blick Zimmerfluchten und Boudoirs.

Dieses neue Prinzip in der Schaufensterdekoration gibt eine Fülle von Gelegenheiten zur Entfaltung künstlerischer Phantasie und künstlerischen Gefühls für feine Farbenwirkungen. So bietet denn jetzt mehr denn je das Gebiet der Schaufensterdekoration für künstlerisch Begabte ein reiches und aussichtsvolles Arbeitsfeld.

Dies neuerschlossene Gebiet aber sollten die Frauen sich nicht entgehen lassen. Die dazu er-

Digitized by Google

forderlichen Anlagen: Schönheitssinn, Geschmack und Geschick, Farbensinn und künstlerisches Dekorationstalent sind vielen Frauen zu eigen und werden oft nicht verwertet, weil sie sich in dem engen Rahmen der Häuslichkeit nicht genügend entfalten können. Noch sind verhältnismäßig wenig Dekorateure für die Schaufensterbranche in den Großstädten zu finden. Dabei wird die Arbeit sehr gut bezahlt; große Firmen pflegen ihre Dekorateure dauernd mit festem Gehalt anzustellen; andrerseits kann aber ein geschickter Dekorateur für mehrere Geschäfte gleichzeitig arbeiten und dann um so besseren Verdienst finden.

Bis jetzt gab es noch keine Schulen für dieses Fach. Ein Dekorationskursus, wie er für eine Dekorateurin und Tapeziererin erforderlich ist, wäre sicherlich nötig, um das Drapieren mit Stoffen, die Handhabung der Werkzeuge, Farbenzusammenstellungen u. s. w. zu lernen. Derselbe dauert ungefähr 4 Wochen und kostet ca. 30 Mark. Die besten Lehrmeister sind die Schaufenster selbst, die man nun gleichsam als wertvolles Material benutzen und studieren muß. Wer natürlichen Geschmack und Geschick und offene Augen hat, wird auch mit Hilfe guter Lehrbücher viel erreichen können. Empfehlenswerte Schriften sind: das Fachblatt „Der Deutsche Kaufmann" (Verlag Berlin O 27) mit seinen reichhaltigen Abbildungen und Anleitungen zur Dekoration in allen Branchen. Ferner bietet die Monatsschrift „Die Kunst der Schaufensterdekoration" (Verlag Aug. Polich, Leipzig) wichtige Belehrung über Farbenzusammenstellungen, diesem überaus wichtigen Faktor in der Dekoration. Weitere Lehrbücher sind „Schaufenster-Dekorateur" für die Kolonialwarenbranche (Verlag von Jüstel u. Söttel in Hannover), „Internationale Schaufenster-Dekoration" (Zürich Sihlstr. 6), „Schaufenster-Dekorateur" für Modewaren (von Erfurt, Verlag Blaczek in Frankfurt a. M.).

Seit kurzem hat sich auch ein Verband der Schaufenster-Dekorateure aller Branchen in Berlin gebildet. Derselbe ist nicht abgeneigt, auch Damen als Mitglieder aufzunehmen. Auch hier dürfte sich dann eine Stätte der vielseitigen Belehrung und Anregung für diesen Beruf bieten.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Erste Ausstellung pfälzischer Frauenarbeit.** Durch die vom Verbande pfälzischer Vereine für Frauenintereſſen veranstaltete Ausstellung, die vom 14.—22. Juni 1903 zu Neustadt a. d. Haardt stattfand, hat sich die junge pfälzische Frauenbewegung für ihre Geschlossenheit und Leistungsfähigkeit ein vollwertiges Zeugnis ausgestellt. Die Schwierigkeiten der ersten Veranstaltung eines solchen Unternehmens, bei der man Umfang und Art der Beteiligung noch gar nicht voraussehen kann, waren von der leitenden Kommission, in der besonders die Gruppe Neustadt selbst den Löwenanteil an der Arbeit trug, ausgezeichnet überwunden. Und in gleichem Maße hatte die Mitarbeit der Pfälzer Frauen in der Beschickung der Ausstellung dazu beigetragen, daß der Zweck des großen Unternehmens voll erreicht wurde. Diesem Zweck — ein Bild von den gesamten gewerblichen und künstlerischen, wirtschaftlichen und sozialen Leistungen der Pfälzer Frauen zu geben — entsprach Auswahl und Anordnung der Ausstellungsgegenstände. Eine Abteilung „aus vergangenen Tagen" hatte von pietätvoll gehüteten Familienreliquien aus Großmutters und Urgroßmutters Zeiten eine ungeahnte Fülle ans Licht gezogen, alle Arten von weiblichen und männlichen Bekleidungsstücken und häuslichen Gebrauchsgegenständen, von Strängen haarfeinen, noch ungebleichten Flachses und kunstvoll gestrickten Röcken, Westen, Hosen u. s. w. bis zu den feinsten Stickereien für all die luxuriösen Bedürfnisse alter stolzer Bürgergeschlechter; jedes einzelne ein lebendiges Zeugnis für Art, Ansehen und Wirken dahingegangener Frauengenerationen.

Aus dem Stimmungszauber dieses so viel erzählenden Urväter- oder besser Urmütterhausrats in das helle Tageslicht einer minder beschaulichen Gegenwart führt die Abteilung „Heimarbeit und Industrie". Da sind noch wenige Typen echter, alter Hausindustrie in der Haßlocher Salbandschuhflechterin, der Besenbinderin, der Strohhutflechterin aus Altheim bei Zweibrücken. Daneben aber klappern schon Näh- und Strickmaschinen, und geschickte Arbeiterinnen zeigen, in wie hohem Maße die Maschine bereits auch die künstlerischen Gebiete der Nadelarbeit erobert hat: zwei wundervolle Kissen einer großen Kunststickereifirma tragen Entwürfe von Patriz Huber. Gleichzeitig aber beweisen die zahllosen von Schulen ausgestellten Arbeiten einfachster und kunstvollster Art, daß auch das moderne Haus, das üppige und das arme, der

Digitized by Google

einfachen Handarbeit noch reichlich Gelegenheit zur Entfaltung gibt. Beide Gebiete, das der einfach nützlichen häuslichen Handfertigkeit und das kunstgewerbliche, vereinigen die Ausstellungen der Frauenarbeitsschulen. Kunststickereien nach zum Teil originellen und geschmackvollen Entwürfen, Holzbrand- und Intarsiaarbeiten, Handstuhlwebereien, Kleider- und Wäschekonfektion zeigen, daß die Frauenarbeitsschulen von Speyer, Zweibrücken, Neustadt u. a. durchaus der modernen Bewegung in der angewandten Kunst zu folgen verstehen.

An eine Kunstausstellung, zu der nur die Frauen eines so kleinen Landschaftsgebietes wie die Pfalz beisteuern, wird man keine hohen Ansprüche stellen dürfen. Daß es auf diesem Gebiet an tüchtigem Streben nicht fehlt, zeigte die Ausstellung von Schülerarbeiten der Zeichenschule am pfälzischen Gewerbemuseum Kaiserslautern; daß diesem Streben auch die künstlerische Kraft sich gesellte, dafür dienten u. a. Radierungen von Anna Siebert, ein Aquarell von Anna Rust, eine Kohlezeichnung und eine Reihe plastischer Studienköpfe von Lina Rust zum Beweise. Das schöne Porträt der bekannten Pfälzer Dichterin Anna Croissant-Rust von Lydia Meyer schmückte den Tisch, auf dem ihre Werke auslagen.

Eine reichhaltige Ausstellungszeitung diente dem Ganzen als Kommentar.

Der Gesamteindruck der Ausstellung dürfte dem entsprochen haben, was Frau Klara Lang in ihrer Eröffnungsrede als ihren Zweck bezeichnete: in einer Zeit härtester wirtschaftlicher Kämpfe und schwerer Krisen im Leben der Frau sollte die Arbeit der Frauen selbst dartun, wie sie der neuen Zeit auch neue Kräfte und Leistungen zu bieten haben. Die Arbeit selbst sollte zugleich die Wünsche und Forderungen, die ihre veränderte wirtschaftliche Lage den Frauen nahelegt, in beredtester Form zum Ausdruck bringen: die Forderung nämlich, daß man es ernst nimmt mit ihrer Berufsarbeit und sie zur tüchtigen Erfüllung dieser neuen Aufgaben vollwertig ausrüstet.

Nach dieser Richtung hin wird die Ausstellung, die übrigens noch den ausgezeichneten pekuniären Erfolg von ca. 15 000 Mark Reingewinn hatte, für die Entwicklung der pfälzischen Frauenarbeit sicherlich noch ihre segensreichen Nachwirkungen haben.

* **Rückgang des Frauenstudiums auf deutschen Hochschulen.** Unter diesem Titel geht folgende Notiz durch die Presse:

Die Zahl der an deutschen Universitäten studierenden Frauen weist in diesem Semester einen erheblichen Rückgang gegen das Vorjahr auf. Während im Wintersemester 1902/1903 an den deutschen Universitäten im ganzen 1271 Frauen zum Besuch von Vorlesungen berechtigt waren, ist diese Zahl in diesem Semester auf ca. 850 heruntergegangen. Besonders auffallend ist der Unterschied in Preußen, wo den ca. 900 weiblichen Hörern des vorigen Winters in diesem Semester nur 529 gegenüberstehen. In Berlin zumal ist die Zahl der Hörerinnen fast um die Hälfte verringert (293 : 560), auch Breslau (61 : 114), Königsberg (33 : 59) und Marburg (9 : 20) zeigen einen erheblichen Rückgang. Kiel hat eine kleine Zunahme (17 : 14). In Greifswald sind überhaupt keine Hörerinnen verzeichnet. Die einzigen Universitäten, an denen Frauen immatrikuliert werden können, die badischen, haben einen Zuwachs: in Freiburg sind 22 gegen 17 immatrikuliert, in Heidelberg beträgt die Zahl der Immatrikulierten und der Hörerinnen zusammen 92 gegen 42 im vorigen Semester. Von den übrigen deutschen Universitäten führen nur Rostock und Münster keine weiblichen Hörer auf.

Von der gegnerischen Presse wird diese Notiz mit dem Bemerken weitergegeben, daß „die Sucht unserer weiblichen Jugend zu studieren, erfreulicherweise im Abnehmen begriffen sei". Wer die Verhältnisse des Frauenstudiums einigermaßen kennt, kann in der vorliegenden Statistik jedoch nur ein erfreuliches Zeichen für die Entwicklung des Frauenstudiums sehen. Um den großen Unterschied der Zahlen gegenüber dem vorhergegangenen Wintersemester richtig zu beurteilen, muß man zunächst die Tatsache in Betracht ziehen, daß in jedem Jahr das Sommersemester durch eine erhebliche Verminderung der Hörerinnenzahl ausgezeichnet zu sein pflegt. So sind z. B. die Zahlen für Berlin in den verflossenen Jahren folgende:

	1900/01	1901/02	1902/03
Sommer . . .	304	303	370
Winter . . .	439	611	560

Der Rückgang, der nach Abzug dieser Tatsache noch bleibt, erklärt sich aus der sehr erfreulichen Verschärfung der Zulassungsbestimmungen, die dem Kolleglaufen von Damen, die auf der Universität nur „Anregung" suchen, wenigstens einigermaßen steuert. Die Hörerinnen aber, nach denen der Fortschritt des Frauenstudiums ganz allein zu beurteilen ist, die ordnungsmäßig vorgebildeten Studentinnen vermehren sich, das zeigt der Zuwachs der Immatrikulierten in Heidelberg und Freiburg, langsam und stetig. Alles in allem ist also die Statistik ein durchaus günstiges Zeichen, sie würde noch mehr als solches zu erkennen sein, wenn die Art der Vorbildung bei den Hörerinnen aller nicht immatrikulierenden Universitäten angegeben wäre.

* **Als Volontärassistentin** an der chirurgischen Universitätsklinik zu Bonn ist Frl. Frieda Busch angestellt worden. Sie ist auch als erstes weibliches Mitglied in den rheinischen Ärzteverein aufgenommen.

Digitized by Google

* **Ein weiblicher Arzt in städtischen Diensten.** In ihrer letzten Sitzung zeigte sich die Deputation für die städtische Armenpflege zu Berlin geneigt, einer bei ihr eingegangenen Meldung zufolge, einen weiblichen Psychiater für die städtischen Irrenanstalten anzustellen.

* **Frauen in den Volksbädern.** Wie in der Obdachlosenfürsorge, so sind auch in den Volksbadeeinrichtungen Berlins die Frauen gegen die Männer in sozialpolitisch kaum zu rechtfertigender Weise zurückgesetzt. Die Statistik über die Benutzung der Volksbäder zeigte, daß diese von Frauen in weit geringerer Zahl benutzt wurden als von Männern, und verschiedentlich knüpfte man an den Bericht über diese Tatsache allerlei für die Frauen wenig schmeichelhafte Vermutungen. Tatsächlich aber ist die Benutzung der Bäder durch die Verteilung der Badezeit dem größten Teil der Frauen ganz unmöglich gemacht. Während auf die Arbeitszeit der Männer Rücksicht genommen ist, und ihnen das Schwimmbassin täglich Morgens von 6 bis ½10 Uhr und Abends von ½7 bis ½9 Uhr zur Verfügung steht, hat man für die Frauen nur die Zeit von ½10—12 Uhr und 2—4 Uhr offen gehalten. Nur am Mittwoch Abend zwischen ½7 und ½9 Uhr dürfen auch sie baden, dafür am Sonntag wieder gar nicht. Wie nun eine Frau, die selbst einer Erwerbsarbeit nachgehen muß, es möglich machen soll, zwischen ½10 und 12 Uhr oder zwischen 2 und 4 Uhr zu baden, ist unerfindlich. Aber auch für die nur im Hause beschäftigte Frau dürften diese Zeiten ausgerechnet die ungünstigsten sein. Man sieht an dieser Einrichtung, die vielleicht zum größten Teil aus Unkenntnis der Verhältnisse hervorgegangen ist, daß auch noch andere Zweige kommunaler Verwaltung als die Armen- und Waisenpflege der Mitarbeit der Frauen bedürften.

* **Das höhere Mädchenschulwesen** in Württemberg ist nunmehr gesetzlich der Kultusministerial-Abteilung für Gelehrten- und Realschulen unterstellt worden.

* Der 1902 gegründete **Frauengewerkverein** (Hirsch-Duncker) zählt gegenwärtig 690 Mitglieder in 36 Ortsvereinen.

* **Die amtlichen Erhebungen über den Zehnstundentag der Fabrikarbeiterinnen in Preußen.** Die Ergebnisse der vom Reichskanzler angeordneten Erhebungen der Gewerbeaufsichtsbeamten über die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen liegen für Preußen gesammelt vor unter dem Titel: „Arbeitszeit der Arbeiterinnen über 16 Jahre in Fabriken und diesen gleichgestellten Anlagen nach den Erhebungen der Königlich preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden im Jahre 1902" (R. von Deckers Verlag, G. Schenck, Königlicher Hofbuchhändler, Berlin SW.). „Das Werk — so wird amtlich dazu bemerkt — erscheint in Verbindung mit den Ergebnissen der Erhebungen über die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken (Jahresberichte der Königlich preußischen Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1899, Berlin 1900, R. v. Deckers Verlag) geeignet, die Stellungnahme zu den Bestrebungen, welche auf die Einführung des zehnstündigen Arbeitstages für Arbeiterinnen über 16 Jahre gerichtet sind, zu erleichtern." Wir werden auf die Resultate dieser amtlichen Erhebung und ihre Bedeutung noch zurückkommen.

* **Die Frage des Frauenstimmrechts in kirchlichen Angelegenheiten** war, wie die „neue Zürcher Zeitung" berichtet, das Hauptthema der schweizerischen reformierten Kirchenkonferenz, die im vorigen Monat in Frauenfeld getagt hat. Es lag nämlich der Konferenz ein Antrag des Kirchenrates von Zürich vor, die Konferenz möchte sich darüber aussprechen, ob die Frage des Frauenstimmrechts in kirchlichen Angelegenheiten als Verhandlungsgegenstand der Konferenz aufgenommen werden solle und, wenn ja, in welcher Weise dieses Traktandum für die nächste Konferenz vorzubereiten sei. Der Antrag ist einläßlich begründet worden durch den zürcherischen Kirchenratspräsidenten Dr. Scheller, der die Anregung der Zürcher Union für Frauenbestrebungen warm befürwortete und den Standpunkt vertrat, daß man dieser nun einmal in der Luft liegenden Frage nicht mehr länger aus dem Wege gehen könne und es in erster Linie Sache der kirchlichen Behörden sei, sich mit der Angelegenheit zu befassen. Diesem Antrage schloß sich der Vertreter des Genfer Konsistoriums an, welch letzteres sich bereits in zustimmendem Sinne ausgesprochen, dagegen aus praktischen Gründen beschlossen hat, es den bürgerlichen Behörden zu überlassen, die Schritte für die nötig werdende Verfassungsrevision zu tun. (Vgl. Julinummer der „Frau" S. 633). Von gegnerischer Seite wurde folgender Gegenantrag gestellt:

„1. Die Konferenz übersieht die Symptome nicht, welche darauf hinweisen, daß die Frage des Frauenstimmrechts in kirchlichen Angelegenheiten auf dem republikanisch-demokratischen Boden der Schweiz aktuelle Bedeutung zu gewinnen beginnt, und sie findet es gerechtfertigt und angezeigt, daß diese Frage von den mit der Leitung des kantonalen evangelischen Kirchenwesens betrauten Organen überall da in ernste Prüfung und Erwägung gezogen werde, wo deren offizielle Behandlung auf dem jeden Orts vorgeschriebenen oder üblichen Wege veranlaßt wird. 2. Die Konferenz hält jedoch dafür, daß es nicht in ihrer Stellung liege, von sich aus

Digitized by Google

initiativ in dieser lediglich der kantonalen Autorität unterstellten Angelegenheit vorzugehen und in der Hauptfrage selbst eine grundsätzliche Schlußnahme in der einen oder andern Richtung zu fassen, indem einer solchen Schlußnahme keine praktische und maßgebende Bedeutung zukommen könnte und deren leicht mögliche Desavouierung durch die kantonalen Entscheidungen nur nachteilig auf das Ansehen der Konferenz und auf die Wertschätzung ihrer allgemeinen und innerhalb ihrer konstitutionellen Kompetenzen sich bewegenden Wirksamkeit zurückwirken müßten."

Dazu stellte Herr alt Landammann Sayer den Antrag, es solle im Falle der Annahme des Zürcher Antrages die Frage der prinzipiellen Stellungnahme der Konferenz in der Hauptfrage selbst noch offen gehalten werden.

Nachdem noch die Vertretungen von Bern und Waadt zu Gunsten des Zürcher Antrages gesprochen hatten, wurde mit Mehrheit zunächst der Eventualantrag Sayer und dann in definitiver Abstimmung der Antrag Zürich angenommen und beschlossen, es sei das Bureau beauftragt, einen Referenten und einen Korreferenten zu bezeichnen, die in der nächsten Konferenz über die Frage Bericht zu erstatten haben. Diese nächste Konferenz soll wieder in Frauenfeld stattfinden.

* **Die Zulassung von Frauen in die Schulbehörden** hat der große Rat vom Kanton Basel nunmehr endgiltig genehmigt.

* **Für das Frauenstimmrecht** sprach sich Staatsminister Woeste, der Führer der klerikalen Mehrheit in der belgischen Kammer, aus. Er sagt in einem längeren Artikel der Revue générale, „wenn es erwiesen wäre, daß das Volkswohl, das die Frauen sowohl als die Männer angehe, die Verleihung des Stimmrechts an die Frauen unbedingt forderte, würde er sich zu dieser Neuerung verstehen, nicht aber ohne den Zwang der Umstände zu beklagen." Daß dieses Zugeständnis nur parteipolitischen Interessen entspringt, ist selbstverständlich.

* **Frauenstudium in Ungarn.** Den ungarischen Frauen stehen seit dem Jahre 1896 die philosophische, medizinische und pharmazeutische Fakultät der Universitäten offen. Bei der Verhandlung des Gesuches einer Dame, an die juridische Fakultät zugelassen zu werden, sprach sich der Professorenkörper der staats- und rechtswissenschaftlichen Fakultät von Budapest einstimmig dagegen aus, Frauen aufzunehmen. Die einstimmige Ablehnung steht in seltsamem Widerspruche mit den Publikationen eines Professors. der in den letzten Weihnachts- und Neujahrsnummern verschiedener Blätter für das Rechtsstudium der Frauen plaidierte. (Neues Frauenleben.)

* **Als Dozentin des Englischen an der Université Grenoble** wurde Miß Jameson aus Schottland berufen.

* **Als Schiffsarzt** auf einem Dampfer, der zwischen Marseille und Algier verkehrt, ist Dr. Sarah Broido angestellt worden.

* **Die französische Akademie** ist aufgefordert worden, Frauen unter die „vierzig Unsterblichen" aufzunehmen. Es scheint, daß einer solchen Aufnahme statutenmäßig kaum ein Hindernis im Wege stehen dürfte. Als gegenwärtig in Betracht kommende Candidatinnen bezeichnet man Madame Séverine und Madame Gyp.

* **Totenschau.** Am 27. Mai verschied zu Weimar die Komponistin und Schriftstellerin Frau **Anna Benfey-Schuppe**. Sie war 1829 zu Landeck geboren und verlebte Kindheit und Jugend in ihrer schlesischen Heimat, wo ihr Vater erst Stadtrichter, später Tribunalrat war. Schon früh studierte sie mit großem Ernst und Eifer Musik, für die sie bedeutende Begabung hatte. Lange war sie als Musiklehrerin tätig, dabei immer noch studierend und komponierend. Bedeutende Musiker haben sich sehr günstig über ihre Kompositionen ausgesprochen, von denen verschiedene mit schönem Erfolg in größeren Städten, besonders in Wien, zur Aufführung gekommen sind. Leider machte ein schweres Ohrenleiden ihr Ausübung und Genuß ihrer geliebten Kunst immer schwieriger, zuletzt fast unmöglich. Schon in gereiftem Alter verheiratete sie sich mit dem Privatgelehrten Dr. Rudolf Benfey, mit dem sie dann jahrelang ein unstätes Wanderleben führte, da ihn eine krankhafte Unruhe von Ort zu Ort trieb. Zuletzt blieben sie in Weimar, das ihnen schon durch Liszt lieb geworden war, und wo er bis kurz vor seinem Tode literaturgeschichtliche Vorlesungen hielt. Anfang 1891 wurde diese durch innigste Seelengemeinschaft und opferfrohe Liebe geweihte Ehe durch seinen Tod gelöst. Nur ihr fester Glaube und fleißige Arbeit halfen der trauernden Witwe über ihren großen Schmerz hinweg. Sie war von da an unermüdlich literarisch tätig, besonders für die weibliche Jugend. Auch viele gute Volksbücher stammen aus ihrer Feder. Herzenssache war ihr immer die Frauenfrage, die sie besonders vom christlichen Standpunkt aus beleuchtet hat. Ihr Gatte war ihr zu Liebe Christ geworden. Glaube und Liebe waren die Grundlage ihres ganzen Wesens, darum wird ihr die Liebe vieler Herzen ein treues Andenken bewahren.

J. Schultze-Wege.

Digitized by Google

Internationaler Kongreß abstinenter Frauen.

Der sechste internationale Kongreß abstinenter Frauen fand vom 8.—12. Juli in Genf statt. Er wurde veranstaltet von der World's Woman's Christian Temperance Union und in Vertretung der abwesenden Präsidentin Lady Henry Somerset geleitet von der Vizepräsidentin Mrs. Lillian Stevens. Er war beschickt worden von Australien, Indien, Amerika, England, Belgien, Island, Deutschland, der Schweiz u. s. w. Die World's Woman's Christian Temperance Union erfaßt ihre Aufgabe unter den weitesten sozialreformerischen Gesichtspunkten, sie zieht alle die sozialen Bestrebungen und gesetzlichen Reformen in den Kreis ihrer Tätigkeit, die mittelbar und unmittelbar zu ihrem speziellen Arbeitsgebiet in Beziehung stehen: Förderung des Arbeiter- und Kinderschutzes, der Fürsorge für die verwahrloste Jugend durch Kinderhorte, Kindergärten, Sonntagsschulen, Arbeiter- und Arbeiterinnenkurse, Fürsorge für die gefallenen Mädchen u. s. w. Die Union gehört zu den entschiedensten Gegnern und Bekämpfern der Reglementierung, sie nimmt lebhaft teil an der Friedensbewegung, und sieht in der Gewährung des Frauenwahlrechts eine notwendige Voraussetzung für die Vernichtung des Alkoholismus. In bezug auf sein eigenes Arbeitsgebiet stellt sich der Kongreß auf den Boden der Totalabstinenz, sieht nur in der Prohibition den definitiven Sieg des Kampfes gegen den Alkohol gewährleistet und legt besonderes Gewicht auf den antialkoholischen Unterricht in allen Schulen. Unter den Rednerinnen des Kongresses waren eine Reihe auch innerhalb der Frauenbewegung wohlbekannte Namen, so Camille Vidart, die Vizepräsidentin der Genfer Union des Femmes, Miß Slack (England), Miß Gordon (Ver. Staat.) u. a.

Die verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte

hielten gemeinsam mit ihrem Stellenvermittlungsbund im Anschluß an die diesjährige Hauptversammlung des Verbandes der Deutschen kaufmännischen Vereine in Nürnberg am 15. Juni ihre Hauptversammlung ab. Der Verband, der die Vereinigung aller deutschen Frauenvereine und Verbände bezweckt, welche die Förderung der Interessen der weiblichen Handelsangestellten auf geistigem, wirtschaftlichem, rechtlichem und sozialem Gebiet anstreben, umfaßt heut 31 Vereine weiblicher Angestellter, von denen 23 auf dem Verbandstage vertreten waren. Auch einige andere kaufmännische Vereine hatten Vertreter entsandt. Die Versammlung, die von Frau v. Forster eröffnet wurde, befaßte sich zunächst mit der Stellung der Frau im Handelsberuf und verlangte hier die Beseitigung jeder Verschiedenheit zwischen männlichen und weiblichen Angestellten. Die Gründung einer zentralen Organisation der verbündeten weiblichen Angestellten wurde von der Hand gewiesen, da man in der Zugehörigkeit der weiblichen Angestelltenvereine zu dem Verband Deutscher Kaufmännischer Vereine eine ausreichende öffentliche Vertretung der Interessen der weiblichen Angestellten erblickte. Auch von dem Plane der Schaffung einer eigenen Verbandskrankenkasse wurde Abstand genommen und ein Anschluß an die Ortskrankenkassen nach wie vor empfohlen. Für das Auskunftswesen, die Herstellung der Stellenvermittlungsformulare ꝛc. wurde ein besonderer Ausschuß eingesetzt und ferner auf Antrag des Elbinger Vereins beschlossen, regelmäßige Arbeitsmarktberichte herauszugeben, sowie die von dem Kaiserlichen Statistischen Amt beschlossene Stellenvermittlungsstatistik durch Beiträge zu fördern. Endlich beschloß der Verbandstag, das Angebot einer Terraingesellschaft auf Übernahme eines Grundstückes zur Erbauung eines Erholungsheims für weibliche Angestellte anzunehmen, nachdem sich die Kaufmännischen Vereine weiblicher Angestellter in Frankfurt a. M. und Mannheim zur Beschaffung der erforderlichen Baugelder bereit erklärt haben. (Soz. Prax.)

Der Verein Hauspflege (Abteilung des Berliner Frauenvereins)

(Vorsitzende Frau Oberbürgermeister Kirschner) hat wiederum über eine wesentliche Zunahme seiner Tätigkeit zu berichten. Die Zahl der Pflegen stieg von 2977 Fällen mit 22 295 Pflegetagen auf 3802 Fälle mit 26 444 Pflegetagen, sodaß jetzt im sechsten Jahre des Bestehens des Vereins die Zahl der Fälle mehr als viermal so groß ist, wie im Jahre 1898. Die Mittel, die dem Verein durch reiche Spenden von privater Seite, durch den Ertrag der Besichtigung der Ateliers und Kunstsammlungen, wie durch offizielle Unterstützungen, — 4500 Mark als Subvention der Stadt Berlin und 1500 Mark von der Landesversicherungsanstalt — zugeflossen sind, haben es ermöglicht, auch den so sehr vermehrten Anforderungen an seine pekuniäre Leistungsfähigkeit entsprechen zu können. — Die Abkommen mit den industriellen Unternehmungen sind im Laufe des Jahres von 11 auf 27 angewachsen; sie sind im einzelnen den

Digitized by Google

speziellen Verhältnissen angepaßt; das Prinzip aber, daß die Fabrikleitung in einer oder der andern Weise beisteuert, um ihren Arbeiterfamilien die Vorteile, die der Verein bietet, zukommen zu lassen, ist überall gewahrt. Das Bedürfnis, treuen und erprobten Pflegerinnen bei Krankheit und Erholungsbedürftigkeit beistehen zu können, hat sich immer mehr fühlbar gemacht, und so ist bei einer größeren Schenkung mit Zustimmung des Gebers die Summe von 1000 Mark zu einem Erholungsfonds für Pflegerinnen abgezweigt worden, und es soll fortan bei allen größeren Zuwendungen, wenn die Geber damit einverstanden sind, so verfahren werden. Der Wunsch, den bewährten Pflegerinnen ein Zeichen der Anerkennung zu geben, führte zur Veranstaltung eines Theeabends in den Räumen der von Herrn Dr. Neumann gütigst zur Verfügung gestellten Poliklinik. Herr Dr. Neumann hielt einen belehrenden Vortrag, und verschiedene Damen erfreuten die Pflegerinnen durch musikalische Vorträge. Außerdem wurden bei dieser Gelegenheit noch kleine Geldprämien an besonders bewährte, seit Jahren im Dienste des Vereins stehende Pflegerinnen verteilt. Eine solche Veranstaltung soll auch in diesem Jahre in derselben Weise stattfinden.

Der Verein „Frauenwohl" in Nürnberg

(Vorsitzende Frau Helene von Forster) entfaltet, wie sein IX. Jahresbericht erkennen läßt, eine äußerst umfangreiche Wirksamkeit. Das Wöchnerinnenheim und die mit demselben verbundene Pflegerinnenschule, dessen Notwendigkeit und segensreiches Wirken allgemein anerkannte Tatsache geworden, weist eine immer steigende Frequenzziffer — 441 Wöchnerinnen mit 5380 Verpflegungstagen — auf, sodaß sich die Räume der Anstalt für den stetig wachsenden Betrieb als viel zu klein erwiesen haben. Vorläufig ist beschlossen worden neben dem Heim einen Barackenbau zu errichten. Die Unterrichtskurse des Vereins in Weißnähen, Bügeln, Kleidermachen, Schnittzeichnen, Flicken und Ausbessern von Männerkleidern sowie Französisch und Englisch bewegen sich in stets aufsteigender Linie und gestalten sich, dank dem gemeinsamen ernsten Streben aller Beteiligten, immer segensreicher. Im Laufe des Jahres besuchten 1174 Schülerinnen die Kurse. Da in Schweinau das Bedürfnis danach festgestellt war, wurde dort eine Filiale der Lehrkurse errichtet, und zwar je einer für Nähen und Flicken. Auch der Besuch der Frauenarbeitsschule des Vereins hat einen namhaften Aufschwung genommen. Der Unterricht umfaßt 4 Hauptfächer: Handnähen, Sticken, Maschinennähen und Kleidermachen und 12 Nebenfächer: Wollarbeiten, Putzmachen, Bügeln, Zeichnen, Malen, Vorbereitungskurs für Handarbeitslehrerinnen an Stadtschulen, Anstandsunterricht, Sprachunterricht, Buchführung, Stenographie, Religions- und Fortbildungsunterricht.

Auch die Entwicklung der kunstgewerblichen Abteilung kann als eine günstige bezeichnet werden. Dies gilt besonders von den Werkstätten, die das ganze Jahr hindurch voll beschäftigt waren. Das Atelier für Unterricht entwickelt sich zwar langsamer, doch ist auch hier die Zahl der Schülerinnen in stetem Steigen. Die Ende des Jahres 1901 neugegründete „Auskunftsstelle" des Vereins hat sich als sehr erfolgreich erwiesen, und die bisher gemachten Erfahrungen berechtigen zu der Zuversicht, daß die Auskunftsstelle sich immer mehr zu der segensreichen Einrichtung entwickeln wird, als die sie gedacht und begründet ist.

Die „Wiener Frauen-Vereinigung für soziale Hilfstätigkeit"

hat nach dem Vorbilde der Berliner „Frauen- und Mädchen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit" auch die theoretische Ausbildung ihrer Mitglieder in den Grundzügen und Erfordernissen einer ersprießlichen Wohlfahrtspflege in ihr Programm aufgenommen. Im laufenden Vereinsjahre hat sie nun mit der Verwirklichung dieses Teiles ihrer Aufgabe begonnen. Sie veranstaltete einen Cyklus in zehn Vorträgen über die Wohlfahrtspflege und den Anteil der Frauen an der sozialen Fürsorge; dieselben wurden von Dr. Karl Renner, dem Generalsekretär der Wiener „Gesellschaft für Arbeiterschutz" gehalten und waren nicht nur für Vereinsmitglieder bestimmt, sondern allgemein zugänglich. Sie versammelten denn auch stets ein zahlreiches Damenpublikum, das die Ausführungen des Vortragenden über den Begriff der Armut, die Bildung der sozial-politischen Parteien, die Armenpflege früherer Zeiten und die moderne Wohlfahrtspflege, sowie über den Anteil, den Staat, Gemeinde, Vereine und Einzelne daran nehmen und die Aufgabe, welche der Frau unserer Zeit in der öffentlichen, wie in der privaten Fürsorgetätigkeit erwächst, mit Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse verfolgte. R. U.

Wiener Zentralauskunftstelle für Wohlfahrtseinrichtungen.

Seit Mitte Mai besitzt Wien eine Institution, deren Notwendigkeit seit langem empfunden wurde. Es ist dies eine Zentral-Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen. Bei der immer weitergehenden Spezialisierung, welcher auch der Wohltätigkeitsbetrieb unterliegt, wird es für den Hilfesuchenden immer schwieriger, gerade jene Stelle ausfindig zu machen, wo er für seine besonderen Wünsche Gehör findet. Hier wird nun die neue Auskunftsstelle als Wegweiser dienen. Insbesondere gilt dies für die außerordentlich zahlreichen Stiftungen, von deren Vorhandensein die große Masse so gut wie gar nichts weiß, und auf welche durch geeignete Verlautbarungen hingewiesen werden soll. Aber auch der Wohltäter, der Geld oder Arbeitskraft für gemeinnützige Zwecke zu opfern geneigt ist, wird durch die Auskunftsstelle unterrichtet werden, wo Unterstützung dringend not tut. Den einzelnen Vereinen wird überdies ein Teil der zeitraubenden Arbeit abgenommen, durch Prüfung der einlaufenden Bittgesuche auf ihre Stichhaltigkeit; hierdurch wird die Ausbeutung durch Professionsbettler, die mehrfache Unterstützung derselben Individuen auf Kosten nicht minder bedürftiger hintangehalten, und die zweckmäßigste Art der Hilfeleistung festgestellt. So sieht die neue Vereinigung ein weites Arbeitsgebiet vor sich, und namentlich den Frauen eröffnet sich ein willkommenes Feld gemeinnütziger Betätigung. Der Vorstand der Auskunftsstelle besteht denn auch zur Hälfte aus Frauen. H. H.

Digitized by Google

Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance. Von Franz Strunz. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1903. 126 S. kl. 8°. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark.

Theophrastus Paracelsus. Das Buch Paragranum. Herausgegeben von Dr. phil. Franz Strunz. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1903. 112 S. kl. 8°. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark.

Die Bedeutung des Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim ist von seinen Zeitgenossen und von späteren Forschern bis zu uns herauf sehr ungleichartig bewertet worden. Ein zutreffendes Urteil über ihn ist erst möglich, seitdem durch Karl Subhoffs kritische Forschung aus den zahlreichen Schriften, die Hohenheim verfaßt haben soll, die echten ausgesondert sind. Gestützt auf diese Untersuchungen hat Dr. phil. Franz Strunz, ein junger, österreichischer Gelehrter, eine Neuausgabe der Werke des Paracelsus unternommen, der er einen Lebenslauf vorausschickt. Diese Lebensbeschreibung und der erste Band der Werke, das Buch Paragranum, sind bis jetzt erschienen.

Sieht man von der unbeglaubigten Überlieferung ab, so ist von dem äußeren Lebensgang des Paracelsus verhältnismäßig wenig bekannt. Er hat von 1493—1541 gelebt. Sohn eines Arztes in Einsiedeln, studierte er in Deutschland, Frankreich und Italien, hielt sich längere Zeit in Straßburg auf, danach in Basel, wo er Stadtarzt und Dozent war, und führte dann ein Wanderleben bis zu seinem Tode. Aus seinen Werken, seinen Briefen und einzelnen Dokumenten seiner Zeitgenossen gewinnt man dafür ein reichhaltiges, scharf umrissenes Bild von seiner bedeutenden Persönlichkeit. Von lebhaftem Wissensdrang beseelt, studierte er Astronomie, Philosophie und Medizin. Das Ergebnis dieser Studien war, daß er die Büchergelehrsamkeit seiner Berufsgenossen verwarf, und, selbst ein ungemein fähiger Beobachter und Forscher, auf das Studium der Natur selbst drang. Als Naturforscher und Arzt hat er denn auch selbst Bedeutendes geleistet. Gestützt auf eigene chemische Experimente, führte er unter den ersten metallische Arzneimittel ein und wendete Heilmethoden an, über die noch heute der Arzt staunt. — Außerdem war Hohenheim Theologe und christlicher Humanist. Diese Seite der Persönlichkeit seines Helden scheint dem Verfasser besondere Beachtung zu verdienen und wird eingehend von ihm gewürdigt. Er sah Gott — so wird gesagt — in der Natur und im Menschen. Er predigte gegen häufiges Kirchengehen, Almosengeben, gute Werke; betonte ein reines, keusches Seelenleben, wahre, aufrichtige Liebe zu seinem Nächsten. Von unverfälschter Offenheit beseelt, voll von Wahrheitsstreben, war er eifrig bemüht, Fehler aufzudecken und zu bessern und fuhr in Wort und Schrift über die her, deren Wissen und Kunst ihm falsch erschien. Das wurde von seinen Zeitgenossen meist mißgedeutet: „So seindt yn meinen sachen, haimlichen und offentlichen, vyl widerwerthigkheit zugestandten — das ich nit vil ansehen gehabt hab für den menschen, sonder verachtung" sagt er selbst. So ist er auch arm gestorben und hat für seinen wenigen Besitz die „Arm Elend dürfftig Leuth" zu Erben eingesetzt.

Wir verdanken dem Verfasser das lebensvolle Bild einer bedeutenden, bisher außerhalb der engeren Fachkreise wenig bekannten Persönlichkeit, die in dem vorliegenden Buche noch anschaulicher hervortritt, weil, wo irgend angängig, das „ursprüngliche Paracelsuswort unübertragen" hingesetzt ist und Briefe von Zeitgenossen, teils im Anhang, teils im Text, mitgeteilt werden.

Der zweite Band ist ein kritischer Abdruck der Johannes Huferschen Quartausgabe des Buches Paragranum, eines der wertvollsten Werke des Paracelsus.

Beide Bände sind vorzüglich ausgestattet. Sie enthalten mehrere Bildnisse, Briefe und ein Rezept in Facsimile. Wir zweifeln nicht, daß das Buch zahlreiche Leser finden wird. Dr. med. E. v. d. L.

„Die kleine Veronika." Novelle von Felix Salten. Berlin 1903. S. Fischer Verlag. In das Seelenleben des heranwachsenden Mädchens hat sich unsere moderne Kunst mit ganz besonderer Liebe vertieft. Hauptmanns Hannele und Ottegebe, Lou Salomonés tief geschaute „Zwischenland"-Kinder, — und eine ganze Reihe zarter und kräftiger, capriziöser und kindlich unbeholfener Mädchengestalten aus der nordischen Dichtung legen Zeugnis davon ab. Ihnen reiht die kleine Veronika sich an. Derselbe Zug, der Hauptmanns Charakteristik das Gepräge gibt, ist auch von Felix Salten am meisten vertieft; die kindlich hingebende Frömmigkeit, in die das heimlich erwachende Weibempfinden eine heiße Welle ekstatischer Schwärmerei fluten läßt. Die kleine Veronika kommt zur Firmung von ihrem ärmlichen Dorf nach der großen Stadt, wo die reiche Tante ihre Pate sein soll. Mit großen unschuldigen Kinderaugen schaut sie in die glänzende Fülle des Lebens, das die bewunderte Tante umwogt, nichts ahnend, daß es das Laster ist, dem sie zuschaut. Bis sie brutal zum Verstehen geweckt wird, ein Verstehen, das ihr reines, zartes Kinderdasein zerbricht und vernichtet. Sie handelt nur noch unter dem dumpfen Zwang glühender

Digitized by Google

Scham, die alles Bewußtsein und allen Willen ausgelöscht hat, wenn sie den Tod sucht. Felix Salten hat die helle Gestalt des schlafwandelnd am schillernden Sumpfe dahinschreitenden Kindes in feinen, überzeugend wirkenden Linien hingestellt. Überzeugend und psychologisch scharf sind auch die „Tante Rosi" und ihre „Freundinnen" gezeichnet: der brutale Materialismus ihres traurigen Gewerbes, durch den hier und da diese stimmunghafte Schwermut und Weichheit durchblitzt, die zuerst Heine in der Dirne empfunden hat.

„Pipin." Ein Sommererlebnis. Von Rosa Mayreder. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig. Das Buch einer Frau, die ebenso sehr Denkerin ist wie Künstlerin. Sie fesseln Probleme, nicht zu allererst Menschen, — oder doch Menschen nur als Probleme. Damit ist ihr der Lebenskreis für ihre Gestalten gegeben: die Welt der am feinsten durchgeistigten Kulturmenschen. Menschen, durch die so tausend Eindrücke hindurchgegangen sind, die so unendlich viele Gedankenreihen durchprobiert haben, soviel Seelisches erwogen und gewertet, daß ihr Wesen und Tun einem unendlich fein verzweigten Liniengewirr gleicht, dessen erste ursprüngliche Grundform, so gewiß sie vorhanden, dem Zuschauer, vielleicht ihnen selbst, verborgen ist. „Was erfährt man von dem Geschicke derjenigen, die neben uns leben? Irgend etwas ereignet sich; aber es ist nicht das Gleiche für alle, die dabei sind. Jeder handelt nach seinen verborgenen Gründen, geht nach seinem heimlichen Ziele, und der Zuschauer deutet die äußeren Zeichen. Die innere Seite des Geschehens bleibt unsichtbar und unmittelbar; sie muß erraten werden, wie man ein Rätsel löst. Darin liegt eine Gefahr des Lebens, aber auch ein Zauber. Wer das erfahren hat, wird es vorziehen, wenn der Zuschauer sich nicht in einen Erzähler verwandelt." Das Wort, das der fiktiven Berichterstatterin in den Mund gelegt wird, kennzeichnet die Künstlerin selbst. Sie scheut sich, für die Menschen ihres Buches eine zusammenfassende Formel zu finden, sie selbst wird nicht zum Erzähler, der den Faden ihres Schicksals in die Hand nimmt und planvoll und folgerichtig zu Ende spinnt. Diesen Dienst erweist sie nur dem Helden, der aber eigentlich nicht der Held ist, denn er ist der einzige, der nicht zu einem „heimlichen Ziel" strebt, sondern dem bis zu allerletzt sein Schicksal von andern gemacht wird. So ist das Ganze zufällig und lose gefügt, wie das Leben selbst. In künstlerischem Sinne bedeutet das sicher einen Mangel an Abrundung, organischer Geschlossenheit und Einheitlichkeit — aber es liegt in diesem Mangel eine gewisse tiefere Absicht, eine innere Notwendigkeit. Jedenfalls ist es ein durch und durch geistvolles Buch von ganz eigenartigem Persönlichkeitsgepräge.

„Reime", von E. von Bülow. Leipzig 1902, Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. (Preis 2,50 M.) Die Dichterin, Emma Gräfin Berlepsch, geborene von Bülow, hätte es wahrlich nicht nötig gehabt, sich hinter dem Halbpseudonym ihres obendrein noch abgekürzten Mädchennamens zu verstecken und so in uns den Glauben zu erwecken, die Verfasserin des vor uns liegenden Dichterwerkes sei irgend ein männlicher Sproß aus dem bekanntlich nicht im Aussterben begriffenen Geschlechte derer von Bülow und als solcher unfindbar. Ich wiederhole, sie hätte das Versteckenspiel hinter diesem Sammelnamen nicht nötig gehabt, denn die Kritik, selbst die schärfste, wird die „Reime" freudig als eines der besten lyrischen Erzeugnisse der letzten Jahrzehnte begrüßen müssen. Nicht daß das Buch nur Schönes enthielte! Da, wo die Dichterin „patriotisch" wird, wie in den Versen mit dem Refrain: „Mein Gott, mein Fürst und ich" vermag ich ihr nicht zu folgen. Auch der kirchlich-fromme Zug, der die Reime vielfach durchweht, ist wohl nicht jedermanns Sache. Das Gedicht „Der Mönch von Heisterbach" hätte ebenfalls ohne Schaden ungedichtet bleiben können. Die bekannten Strophen Wolfgang Müllers von Königswinter über dasselbe Thema sind bei weitem einfacher und rührender. — Aber diese Ausstellungen schwinden wie Schnee an der Sonne, wenn man ihnen die Vorzüge des Buches entgegenhält. Emma Berlepsch ist eine Dichterin von höchster Begabung und — was noch sehr viel mehr wert ist — eine Frau von Herz und Gemüt. Fast alle ihre Verse sind voll tiefen poetischen Gehaltes. Dabei zeigen sie auch etwas herzerquickend Männliches, Kraftvolles und Selbstbewußtes, das kein Leid, kein Ungemach darniederzwingt. Manche der Gedichte enthalten feine philosophische Gedanken, andere sind rein lyrische Betrachtungen der Natur und Stimmungsbilder aus dem Menschenherzen. Den Gipfelpunkt ihres Könnens erreicht die Dichterin meines Erachtens aber da, wo sie ihrer Empfindung ganz die Zügel schießen läßt. Die beiden das Bändchen „Reime" beschließenden Gedichte „Ich spiele nicht mehr mit!" und „Jenseits!" gehören zu dem Schönsten und Ergreifendsten, was die deutsche Lyrik überhaupt je hervorgebracht hat. — Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne sich sagen zu müssen, daß eine Literatur, die solches noch zu leisten vermag, noch nicht „dekadent" genannt werden darf.

Dr. Robert Michels.

„Imaginäre Porträts" von Walter Pater. Im Inselverlag, Leipzig. Preis 5 Mark. In bekannt guter Ausstattung, wozu ich bei dem vorliegenden Buch besonders den großen Druck auf starkem Papier rechne, wird uns hier das 1887 zuerst erschienene Werk des feinsinnigen Kunstkenners und Kritikers W. Pater in einer guten deutschen Übersetzung zugänglich gemacht. Es ist feinste Porträtkunst der Feder, die hier vorliegt, im engsten Anschluß an die bildende Kunst. Durch die Züge eines alten Porträts, einer verblaßten Figur in gewirkter Tapete hindurch dringt ihr Blick in eine menschliche Seele und sucht die Gedankenfolgen und Erlebnisse zu enträtseln, die diese Züge geformt haben. So entstehen die Phantasieporträts, die, nach des Autors eigenem Bekenntnis spärlich unterstützt durch einige Aufzeichnungen, keine andre als die ideelle Wahrheit für sich in Anspruch nehmen. Es ersteht vor uns die entzückende heidnische Schönheit und Sinnlichkeit des Denys l'Auxerrois, um deretwillen er zum Märtyrer wird, die gedankenvolle Grüblernatur eines jungen Holländers, den eine konsequente Philosophie aus einem zur Freude geschaffenen Dasein heraus den Weg der Selbstvernichtung führt. Besonders reizvoll wirkt das Bild Antoine Watteaus, erwachsen aus liebevollster Versenkung in seine Kunst, und objektiv gespiegelt in den Seiten eines kurzen Tagebuchs, dessen Schreiberin

Digitized by Google

dem Entwicklungsgang des großen Künstlers, der ihr Jugendgespiele war, mit jener einzigen und intuitiv verstehenden Hingabe folgt, die das eigene Ich ganz aus dem Betrachtungskreise ausscheiden läßt. Alle hier vorgeführten sind Ausnahmenaturen, einzelne und seltene Blüten des Menschengeistes, die in ihrer Zeit unerkannt untergehn und deren feinster Reiz für uns in ihrer „Modernität" besteht. Die Sprache Paters hat eine schlichte Vornehmheit, die alle starken Accente verschmäht.

„Was siehst du aber den Splitter". Von Karl Larsen. Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann. Berlin und Stuttgart, Axel Juncker Verlag 1903. In zwei Beichten, die die beiden Teile des Buches ausmachen, enthüllt sich uns die „Geschichte einer Trennung": ein Mann und eine Frau, die beide dem Wollen ihrer Seele nicht sorgsam genug lauschten und einander immer fremder werden mit Naturnotwendigkeit, bei der von Schuld und Absicht keine Rede mehr ist. Das fein erfaßte und in künstlerisch klarer und eindrucksvoller Weise vertiefte Problem ist von hohem psychologischen Reiz. Schade ist es aber, daß der Verfasser dem individuellen Schicksal in der Schlußwendung beider Beichten eine allgemeine Bedeutung zu geben versucht. „Lerne über Frauen herrschen und Ideen dienen" — damit scheint er seine Heldin zum Typus stempeln zu wollen, und so erweckt zum Schluß der Psychologe Widerspruch, wenn man dem Künstler gern und willig gefolgt ist.

„Onkel Franz." Roman von J. Blicher-Clausen. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. Als ein Buch „nicht großer, sondern stiller Gedanken" bezeichnet die Verfasserin selbst ihre Erzählung. Wir dürfen hinzufügen: und feiner Gedanken. Es ist die Geschichte der Liebe zweier feingestimmter Seelen, die im Gegensatz zu modernster Theorie und Praxis es abwarten können, bis sie einander auch nach der herrschenden Sitte zu eigen werden können. Zu eigen nur für einen Moment des höchsten Glücks; aber aus dem langen stillen Sehnen, dem sittlichen Fonds einer tiefen Liebe ist der überlebenden Frau auch die Kraft geworden, ein einsames Leben zu tragen, und nutzbar zu machen. Die feinfühlige Darstellung, die dies Erlebnis psychologisch glaubhaft macht, ist in der nordischen Literatur heimischer als zur Zeit bei uns.

„Nachschlagebuch in Rechtssachen." Enthaltend Reichs- und Landesgesetze für das Gebiet des Königreichs Preußen. In dem Wortlaute des Gesetzes bearbeitet von Heinrich Weigand. (Preis geh. 2 Mark, geb. 2,50 Mark.) Verlag von Karl Meyer, Hannover und Berlin 1903. Das reichhaltige, übersichtlich geordnete und sprachlich klare Nachschlagebüchlein kann allen Laien durchaus empfohlen werden. Das gut gewählte Sachregister erleichtert die Benutzung, ein sorgfältiges Quellenverzeichnis bürgt für die Zuverlässigkeit des Buches.

Der Schönheit Gipfel? —
Tadellose Zähne! —
Der sichere Weg dahin? —
Odol-Hygiene!

*

Versuchte tausenderlei,
Was das Beste den Zähnen sei:
In Flaschen, Dosen und Kasten,
Essenzen, Pulver und Pasten ...
Und das Ende vom Lied? —
die Parol':
„Zurück zum — ‚Odol'!"

*

Mund-Regel.

Sprich, was wahr, —
Trink, was klar, —
Iß, was gar, —
Brauch' „Odol" das ganze Jahr!

*

Hier ist's erreicht!

Noch wächst für den Tod kein Kraut,
Noch wird nicht mit Luft gebaut,
Noch ist nicht erreicht der Pol,
Doch der Mund hat sein — „Odol"!

*

Alles Gute und Schöne soll man „mit den Zähnen festhalten" sagt Niehsche, dann wird man glücklich. Das hat naturgemäß zur Voraussetzung, daß man gesunde und tadellose Zähne besitzt. Gesunde und tadellose Zähne erhält man aber einzig durch „Odol". Will man also glücklich werden, muß man „Odol" brauchen. q. e. d!

Willst Du Deinen Zähnen trauen,
Ehrlich kauen,
Gut verdauen,
Mußt Du sorgsam darauf schauen,
Stets sie reichlich zu betauen
Mit „Odol"!

*

Wer nicht Odol braucht zur rechten Zeit,
Muß fürlieb nehmen mit dem, — was an Zähnen übrig bleibt.

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Kleine Mitteilungen.

Eine nicht geringe Anzahl von Erkrankungen, namentlich des Magens, kann durch eine sorgfältige Pflege der Mundhöhle verhütet werden.

Dazu gehört vor allem das Ausspülen des Mundes, das sehr häufig in unzweckmäßiger Weise vorgenommen wird. Die Reinigung des Mundes soll mindestens zweimal täglich geschehen, und zwar des Morgens beim Waschen und des Abends vor dem Schlafengehen; das letztere sollten insbesondere Raucher und Leute, die schadhafte oder gar hohle Zähne im Munde haben, sich ernstlich gesagt sein lassen.

Als Spülwasser genügt bei Personen mit unversehrtem Gebiß und guter Verdauung einfach frisches Wasser. Bei schadhaften Zähnen ist der Gebrauch eines antiseptischen Mundwassers unbedingt erforderlich. Dasselbe soll folgenden Anforderungen entsprechen: Es muß 1. für Zähne und Mundschleimhaut unschädlich sein, 2. antiseptisch wirken, 3. einen angenehmen erfrischenden Geschmack haben und 4. gleichzeitig den etwa vorhandenen übelriechenden Atem beseitigen. Diesen Anforderungen entsprechen die meisten im Handel befindlichen Mundwässer nicht. Die französischen Mundwässer Eau de Pierre und Eau de Botot sind antiseptisch unwirksam. Das früher oft empfohlene übermangansaure Kali ist zu verwerfen, weil es das Zahnbein angreift und die Schleimhaut verätzt. Noch schädlicher wirkt Kali chloricum. Salicylsäurehaltige Mundwässer entkalken die Zähne. Tanninhaltige Mundwässer (Myrrhentinktur u. a.) schädigen infolge ihrer Gerbwirkung die Mundschleimhaut. Als vollständig unschädlich und dabei von guter antiseptischer Wirkung haben sich nach den wissenschaftlichen Untersuchungen nur zwei Mittel heraus-

SCHUTZ-MARKE

Kaiser-Borax

Zum täglichen Gebrauch im Waschwasser.

Der chemisch reine **Kaiser-Borax** ist das natürlichste, mildeste und gesündeste **Verschönerungsmittel** für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut und macht sie **zart und weiss.** Bewährtes antiseptisches Mittel zur **Mund- und Zahnpflege** und zum medic. Gebrauch. Vorsicht beim Einkauf! Nur echt in roten Cartons zu 10, 20 und 50 Pfg. mit ausführlicher Anleitung. **Niemals lose!**

Specialität der Firma **HEINRICH MACK** in Ulm a. D.

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Potsdamerstraße 40 IV.
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.
Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. * Ganze Pension pro Tag 2,75 M.
= Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. =

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Verein deutscher Lehrerinnen in England.

London W.

16, Wyndham Place, Bryanston Square.

Unser Verein macht es sich jetzt zur Aufgabe, in Deutschland, England und Belgien Schulen und Pensionate, Familienpensionate und Privatfamilien für Mädchen und Knaben nachzuweisen. Viele unserer eignen Mitglieder sind in Schulen und Familien der erwähnten Länder angestellt. Prospekte auf Verlangen.

Auch stehen wir in Verbindung mit einigen guten englischen Familien, die bereit sind, deutsche Damen, welche Englisch lernen wollen, als sog. paying guests bei sich aufzunehmen, und sie in ihren Kreisen einzuführen. Die Preise stellen sich in solchem Fall auf 50—60 Mk. pro Woche. Für ganz einfache Ansprüche 30—40 Mk. Tadelloses Englisch wird in allen Fällen garantiert.

Digitized by Google

gestellt. Das Mundwasser Odol und die sogenannte physiologische Kochsalzlösung. Odol ist antiseptisch noch wirksamer als die physiologische Kochsalzlösung und wird auch wegen seines erfrischenden Geschmackes vorgezogen.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Offene Stellen an Schulen.

1. Für eine höhere Privat-Töchterschule in kleinerem Ort Oldenburgs wird zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin, die möglichst auch Klavierunterricht erteilen kann, gesucht. Anfangsgehalt 12—1300 Mark, für Klavierstunden zirka 200—300 Mark extra.

2. Für eine Kuratoriumschule am Rhein wird zum 1. Oktober eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Zirka 30 Stunden wöchentlich in allen Fächern. Gehalt 12—13 000 Mark.

3. Für ein Pensionat in größerer Stadt Sachsens wird zum 1. September eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin mit guten Sprachkenntnissen gesucht. Es sind 16—20 junge Mädchen von 14—18 Jahren in Deutsch, Französisch und Englisch zu unterrichten. Etwas Aufsicht und Spaziergänge. Gehalt 800 Mark bei völlig freier Station.

4. Für eine Kuratoriumschule in Thüringen werden zum 1. Oktober zwei evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerinnen gesucht. Turn- und Singunterricht in beiden Fällen Bedingung. 28 Stunden auf Ober- und Mittel-, resp. auf der Unterstufe zu erteilen. Gehalt 1000—1200 Mark.

5. Für eine Schule mit Pensionat im Harz wird zum 1. Oktober eine etwas erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für Deutsch, Heimatkunde, Geschichte, Rechnen, Religion, Handarbeit oder Turnen gesucht. Gehalt bis 650 Mark bei völlig freier Station.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine Familie auf dem Lande in Sachsen sucht zum baldigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 11 Jahren und deren gleichaltrige Freundin. Gute Sprachen und Musik Bedingung. Hohes Gehalt, Familienanschluß.

2. Eine Familie in kleinerer Stadt Sachsens sucht zum 1. Oktober eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin, die den vollständigen Unterricht eines 9jährigen Mädchens übernehmen und Mutterstelle an ihr vertreten soll. Gute Sprachkenntnisse, feines, liebenswürdiges Wesen Bedingung. Gehalt 900 Mark.

3. Eine adlige Familie in der Nähe Berlins sucht zum 1. Oktober eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 3 Mädchen von 11, 10 und 8 Jahren. Gutes Französisch, Musik erwünscht. Gehalt 600—800 Mark, vollständiger Familienanschluß.

4. Eine adlige Familie auf dem Lande in Mecklenburg sucht zum 15. August eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 12 Jahren. Französische Konversation und gute Musik Bedingung. Gehalt 800 Mark, Familienanschluß.

Lehrerinnen-Kurse

der

Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin.

SW., Tempelhofer Ufer 2.

Theoretische Fächer: Pädagogik der Fortbildungsschule. Psychologie. Volkswirtschaftslehre. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reichs. Verfassungsrecht.

Kaufmännischer Fachkursus: Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsrecht, französische und englische Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschineschreiben u. s. w.

Gewerblicher Fachkursus: Wäschenähen, Schneidern, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Zeichnen.

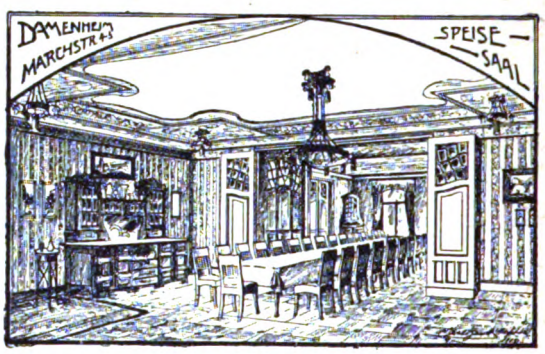
Beginn: Montag, den 12. Oktober. Nachmittagsunterricht.

Sprechstunde: Mittwoch 5—6. Ausführliche Lehrpläne in der Anstalt.

Der Vorstand.

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Sprachkranke Kinder

find. **gründl. Heilunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei **Johanna Lenk,** gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg,** Adami-Strasse 2 I. Beste Empfel.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Dr. and Mrs. Oswald, 49 Blomfield Road, Maida Hill,
W. London, receive one or two ladies in their cheerful, musical, and intellectual family. Highest References given and required.

Paris.

In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburgpalastes finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez **Mme Pasteau. Paris VI rue,** Monsieur le Prince 48.

Jena. **Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen**
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. F. Haft und Frau.

Familien-Pension I. Ranges [21
von
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Digitized by Google

5. Eine Familie auf dem Lande in der Mark sucht zum 1. August oder später eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Knaben von 10½ Jahren, 2 Mädchen von 8 und 6½ Jahren, letztere auf einer Stufe zu unterrichten. Latein bis Quarta Bedingung. Gehalt 900—1000 Mark. Familienanschluß.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Originalrezept. — Grüner Pflückhecht. 6 Personen. 1 Stunde. Der Hecht wird, sauber geschuppt und gereinigt, in Wasser nebst zerschnittenem Suppenkraut, Salz und Gewürzkörnern abgekocht, herausgenommen, von Haut und Gräten gelöst, in hübsche Stücke zerteilt und warm gehalten. Die Brühe rührt man durch ein Sieb. Dann bereitet man von 1—2 Löffel Mehl und einem eigroßen Stück frischer Butter auf gelindem Feuer eine helle Mehlschwitze, die man mit der Fischbrühe zu einer gutseimigen Sauce verkocht, sorgfältig abschmeckt, mit reichlich feingehackter Petersilie und ½ Teelöffel Maggi-Würze würzt und über die warmgehaltenen Hechtstücke gießt.

v. Bg.

Grafologische Auskünfte:
(Handschriftendeutung)
einfaches Urteil . . . . . M. 1,— u. Pto.
dasselbe m. Begründung (Zeichenangabe) . . „ 2,— „ „
ausführliches Urteil . . . „ 2,— „ „
dasselbe m. Begründung „ 4,— „ „
gegen Voreinsendung des Betrages oder gegen Nachnahme zu Lasten des Empfängers. Erledigung in 2—3 Wochen.
Luise Brinckmann, Tübingen (Württbg.).

Singer Nähmaschinen
Einfache Handhabung!
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!
Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!
Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.
Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.
Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

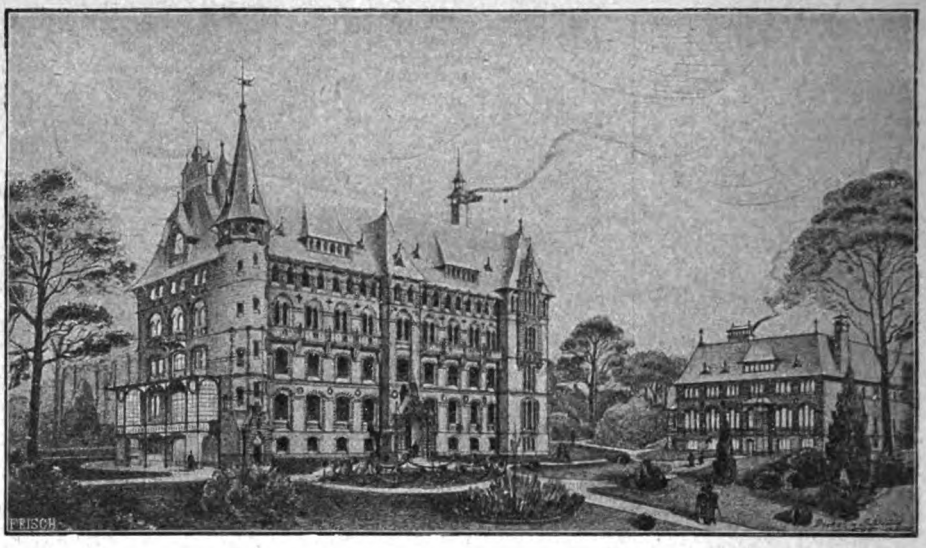
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10–12 Uhr für Haus II von 11–1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

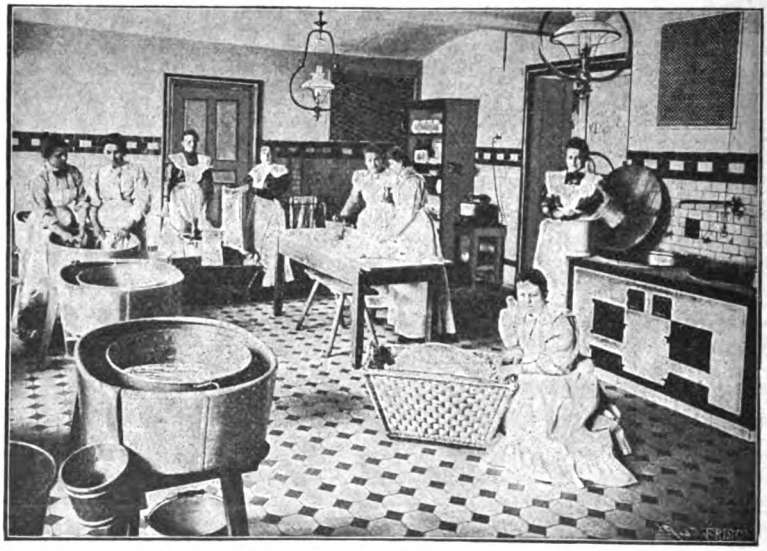
Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.



Curse in allen Zweigen der Küche u. Haushaltung für Töchter höherer Stände.

für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: ✲ ✲ **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** ✲ ✲

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

10. Jahrg. Heft 12 September 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Männliches und weibliches Denken.

Von

S. P. Altmann.

Nachdruck verboten.

Der Schnitt durch die Menschheit, der diese in Mann und Weib zerlegte, hat von vornherein und notwendigerweise nur die primären Geschlechtsunterschiede geschaffen, die das Weib zum Weib, den Mann zum Manne machen, und wenn auch Abstufungen der Geschlechtlichkeit vorkommen, so ist der fundamentale Unterschied hierin doch schon bestimmt. Die sekundären Unterschiede, die auch noch der Sphäre des Körperlichen angehören, treten hinzu als wichtige Ergänzung, die zwar schwankender und weniger beständig ist, dennoch aber noch bedeutsam erscheint. Zu der physischen Geschlechtsindividualität kommt die geistige.

Das ist freilich schon die Annahme einer Tatsache, die zweifelhaft sein kann, nämlich der, ob die geistige Natur des Menschen überhaupt eine geschlechtliche Betonung trägt. Als psychologisches Problem ist dies nur ein Teil jener alten, immer neuen Frage der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Wenn wir zugeben mögen, daß „jene Divergenzen, in denen sich der Gegensatz der Geschlechter und Altersstufen bei den Kulturvölkern erhoben hat, nur zum geringsten Teil unmittelbarer Ausdruck somatischer Differenz sind", da sie bei den sogenannten Naturvölkern weit weniger hervortreten, so stehen doch diese Divergenzen, was auch immer ihr Ursprung sei, so fest, daß wir diese geschlechtliche Betonung nicht ohne weiteres in Abrede stellen können.

Digitized by Google

Allerdings genügt es nicht, diese geistigen Geschlechtsdifferenzen zwischen Mann und Frau mit mehr oder minder geistreichen Schlagworten zu charakterisieren, wie es die älteren Psychologen getan haben und einige Gegner der Frauenbewegung noch heute tun. Was nützt es, wenn man die männliche und weibliche Natur als Seele und Leib oder Form und Stoff einander gegenüberstellt (Aristoteles) oder wenn man, wie die Hegelsche Schule, von Negation und Position, von Tier und Pflanze, von Wachen und Schlaf als den Analogien von Mann und Weib spricht. Etwas höher stehen schon die Begriffe, die man etwa seit Beginn des vorigen Jahrhunderts einander gegenüberzustellen versuchte: Individualität und Universalität, Aktivität und Passivität, Energie und Rezeptivität, Leitung und Nachfolge (Schleiermacher), Kräftigkeit und Reizempfänglichkeit (Benecke), bewußte und unbewußte Tätigkeit (Eduard von Hartmann), bewußte Deduktion und unbewußte Induktion (Wundt), Wille und Bewußtsein (Fischer), Selbständigkeit und Ganzheit, Geschichte und Natur, Animalität und Vegetabilität.[1])

Es ist ja selbstverständlich, daß die Gesamtheit des bewußten Lebens des Mannes und des Weibes, das Gefühl, Wille und Gedanke nicht als gesonderte Bestandteile, sondern als unlösliche Einheit umfaßt, nicht in einem Worte zu begreifen ist, und gerade die Definitionen psychischer Qualitäten bringen uns zum Bewußtsein, wie schwach die Sprache die feineren Nüancen, Abtönungen und Betonungen nachzubilden vermag. Wertlos sind diese Gegenüberstellungen natürlich nicht, denn wenn sie auch nur den Erkenntniswert von Analogien haben, so offenbaren sie doch das, was jedem einzelnen dieser Forscher als das Wesentliche erschien. Ob es nun über diesen Begriffen einen übergeordneten, sie alle umfassenden gibt, kommt ja kaum in Frage. Der Begriff würde weit, aber leer sein.

Worte vermögen das Wesen der geschlechtlichen Individualität in ihrer historisch bedingten Eigenart nicht zu erschöpfen, aber glauben müssen wir an ihre Existenz, an die Tatsache, daß in jede Persönlichkeit gewisse Züge und Formungen aus seiner Geschlechtszugehörigkeit hineingehen. Schon innerhalb des einzelnen Mannes oder der einzelnen Frau bildet das Verhältnis zur Erotik einen wesentlichen Faktor der Persönlichkeit, einen Faktor, durch den sich ein Mann von dem andern, eine Frau von ihren Geschlechtsgenossinnen tief unterscheidet. Der gemeinschaftliche Nenner der Sexualität, auf den wir die einzelnen Persönlichkeiten bringen, kann aber für Männer und Frauen nicht derselbe sein, liegt doch der weite Unterschied des Verhaltens zu den Geschlechtsfunktionen dazwischen. Wir glauben daher an eine männliche und an eine weibliche Psyche! —

Da jede Ethik, jede Geschichtsschreibung, jede Volkswirtschaftslehre, überhaupt jede Wissenschaft, deren Material die Menschen darstellen, mit dem Verhältnis von Mann und Weib, von männlichem und weiblichem Denken und Fühlen zu tun hat, so sollte man glauben, daß die tiefsten Untersuchungen bereits dies Problem in seiner Totalität zu erfassen bestrebt gewesen wären. Leider ist das aber nicht der Fall. Vielmehr müssen wir uns bis heute mit einzelnen wertvollen, aber durchaus nicht erschöpfenden Kapiteln in den meisten dieser Werke begnügen. Die Schwierigkeit dieses Problems liegt ja darin, daß, wenn die Tatsache einer geschlechtlichen geistigen Eigenart feststeht, es für den Mann wie für die Frau

[1]) Vergl. hierzu Volkmars Psychologie S. 192, der dies zusammengestellt hat.

Digitized by Google

unmöglich ist, objektiv beide Geschlechter zu begreifen. Wir verstehen die andern ja nur am Ich, wie das Ich an den andern. Die Welt, der Mensch malt sich im Kopfe eines Mannes zweifellos ganz anders als in dem des Weibes, und von dem Gesichtspunkte aus ziemte uns wohl hier das Ignorabimus, das uns so oft zuruft, den Irrgarten, aus dem es sich nicht herausfinden läßt, nimmer zu betreten. Mag nun dieses Ignorabimus als eine Erkenntnis einen ethischen Wert besitzen, indem es uns an unsere Kleinheit und an die Grenzen unseres Wissens erinnert, so darf es doch nicht ein Hindernis für die Forschung darstellen, die sich um Wahrheit müht. Es darf nicht hindern, daß wir uns um die Abschlagszahlung der Erkenntnis bemühen und Wege bahnen, soweit die Möglichkeit reicht.

Wenn das Problem vom männlichen und weiblichen Denken zu diesen ewig ungelösten Fragen gehört, so ist es doch immer ein Verdienst, neues Licht auf den Weg zu werfen, dessen Ende in der Unendlichkeit liegt. Jedes Stück Erkenntnis in dieser Frage wird uns neue historische und soziologische Aufschlüsse geben. Man mag es vom Standpunkt rein wissenschaftlicher Erkenntnis bedauern, daß dieser Gedankenkreis in den letzten Jahrzehnten eigentlich ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Frauenfrage behandelt worden ist, so muß man es doch andrerseits freudig anerkennen, daß Freunde und Gegner dieser Bewegung empirisches Material beigebracht haben, das als Erkenntnisquell nicht zu verachten ist. Daß in dieser Literatur Unberufene, die mehr Drang als Befähigung zum Schreiben besaßen, viel Wertloses zusammengebracht haben, ist selbstverständlich, aber es bleibt doch ein Rest, der eine Förderung bedeutet.

Der Schopenhauerepigone Möbius hatte vor Jahren besonders laut zum Kampfe geblasen, denn seine Schrift war eine Kampfschrift, die nicht ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, sondern rein äußerlichen Momenten ihren Erfolg verdankte. Seine Behauptungen riefen eine Unsumme von Entgegnungen hervor, die daran schuld sind, daß die Möbiussche Schrift heute bereits in fünfter Auflage vorliegt, ein Schicksal, das unsren klassischen Werken bei Lebzeiten ihres Verfassers selten zu teil geworden ist. In gewissem Sinne hat Möbius' Arbeit eine Fortsetzung gefunden in einer Schrift des Direktors der Brandenburgischen Provinzialanstalten für Epileptische zu Potsdam, Kluge, die unter dem Titel: „Männliches und weibliches Denken" vor kurzem im Marholdschen Verlage, Halle, erschienen ist.

* * *

Die Gegenüberstellung von männlichem und weiblichem Denken kommt nach der praktischen Seite besonders für den Pädagogen in Betracht und als „Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage" müßte diese Schrift uns besonders willkommen sein. Kluge will untersuchen: gibt es einen Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Denken? worin ist dieser begründet? und ist eine Arbeitsteilung nach bestimmten Grundsätzen zwischen Mann und Frau zur Fortentwicklung der Menschheit und der Festigung und Ausgestaltung des Staates notwendig?

Von vornherein hält es Kluge für einen Unsinn, anzunehmen, daß die geistige Entwicklung der Frau durch ihre historische Stellung zu ihren Ungunsten beeinflußt worden sei. Ich glaube, daß es nicht viele Menschen, die wissenschaftlich forschen, geben wird, die den naiven Optimismus dieses Mannes teilen, der als ein Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnis ausspricht: „als ob jemals in der Welt nicht das, was kräftig und mächtig war, auch obenauf gekommen wäre", — aber nichts davon. Versuchen wir die Schrift als solche zu charakterisieren.

Also: wie denkt die Frau? wie denkt der Mann? Kluge will hier unter Denken das gesamte Innenleben der Frau und des Mannes verstehen. Für ihn genügen zu diesem Zweck für die Darstellung wenige Seiten, denn da sämtliche Grundfragen der Psychologie eigentlich hier behandelt werden, so bleibt für sein Hauptproblem nichts mehr übrig. Es fehlt hier der Raum, um näher die grobsinnliche Popularisierung psychologischer Hypothesen über die Fragen, was ist Denken, wie werden Vorstellungen gebildet, welcher Art ist ihr Verlauf, zu behandeln. Das Endergebnis ist „Bewegung ist alles". Diese Betrachtungen, in denen Richtiges und Falsches durcheinander geht, und die mit beneidenswerter Sicherheit vorgetragen werden, könnte man nur durch Behandlung jedes einzelnen Punktes widerlegen, und dazu müßte man eigentlich ein ganzes Buch über den psychophysischen Parallelismus schreiben.

Da wir uns dies aber versagen müssen, so wenden wir uns gleich der Behandlung des eigentlichen Themas zu, das auf Seite 14 beginnt und auf Seite 22 schließt. Mit zwingender Beweiskraft fällt es Herrn Kluge in die Augen, daß das Mädchen mit seiner Puppe spielt, während der Knabe baut und mit Klötzen, seinem Sande, seinem Handwerkszeug arbeitet. Also denkt das Mädchen in Situationsvorstellungen, während der Knabe in einfachen Bewegungen denkt. Geben wir ihm selbst zu, daß gewisse Bewegungsvorstellungen dem Denken zugeordnet sind, so ist es keinesfalls richtig, zwischen Mädchen und Knaben dies als fundamentalen Unterschied anzunehmen, und die zwingende Beweiskraft gerade *seiner* Beispiele würde sofort umgestoßen, wenn er einmal Kinder gesehen hätte, die unbeeinflußt von traditioneller Erziehung ihr Spielen aus sich heraus hätten entwickeln können. Erfahrungen, die man in Amerika und England, in Berlin im Pestalozzi-Fröbelhaus gemacht hat, sprechen dafür, daß Knaben und Mädchen, die von außen unbeeinflußt bleiben, in gleicher Weise ihre Spiele vollführen. Gibt man aber, wie es bei uns der Fall ist, den Mädchen die Puppe, den Knaben den Baukasten, was seit Generationen geschieht, so darf man sich nicht wundern, daß sich die Neigungen durch äußerliche Einflüsse entwickeln. In den gebildetsten englischen Familien kann man Knaben in ganz gleicher Weise wie die Mädchen Haushaltungsarbeiten verrichten sehen. Kluges Schlüsse unterschätzen den Einfluß der Umgebung und der Erziehung. Das Spielen des Mädchens, meint er, und er hat sachlich für sein Beispiel recht, wiederholt all die Verhältnisse, die es um sich her beobachtet hat, ja es reproduziert die Worte, die Gesten und äußeren Erscheinungen, es reproduziert also Situationen. Der Knabe dagegen hat zwar auch Situationsbilder vor sich, wenn er aus Steinen einen Bau errichtet, jedoch ist ihm, meint Kluge, das wichtigste das Konstruieren, das Handeln selbst, das Produzieren. Die einfache Bewegung an sich beschäftige den Knaben vornehmlich, er wolle etwas schaffen, etwas Neues vor sich bringen. Auch sprachlich sei ein Unterschied, das Mädchen habe es mit Situationsbildern und lebhaften Sprachbildern zu tun, der Knabe mit einfachen Bewegungen und weniger deutlichen Worten.

Ein Kern von Richtigkeit wird diesen Erörterungen nicht abzustreiten sein. Die Situationsbilder sind tatsächlich wohl häufiger bei den Mädchen als bei den Knaben. Aber es sind unendliche Übertreibungen in dieser Darstellung enthalten. Gibt man selbst zu, daß das kindliche Spiel viele Wesensseiten des Persönlichen schon

Digitized by Google

erhält, so müßte erst der Beweis geliefert werden, daß es spezifisch weibliche und spezifisch männliche Spiele gibt. Ferner müßte bewiesen werden, daß der Trieb zur Reproduktion und andrerseits der Trieb zur Produktion das Wesentliche im Spiel von Mädchen und Knaben ist. Man kann vielleicht sagen, indem man ein modernes Wort etwas umwandelt: Für Knaben und Mädchen gilt gleich, „das Spielen ist alles, das Ziel ist nichts." Gerade das Losgelöstsein von dem Zwecke, welches das Spielen von der Arbeit unterscheidet, ist das Wesentliche des Spiels überhaupt, ob sich dies nun beim Knaben in seiner Beschäftigung mit Bausteinen oder in dem Spielen mit Puppen bei dem Mädchen äußert. Kein Mensch wird darum leugnen, daß der Mann mehr produktiv, das Weib mehr reproduktiv ist, jedoch sind kindliche Spiele nicht von zwingender Beweiskraft.

In den Mädchen- und Knabenschulen soll ebenfalls der Gegensatz von Situationsbildern und Bewegungsvorstellungen vorherrschen. Daraus erklärt sich Kluge die Begabung und das Verständnis der Mädchen für literarhistorische Erscheinungen, die das Mitgefühl oder den Widerspruch der Gefühle hervorrufen. Der Knabe dagegen, der sprachlich ungewandter und schwerfälliger sei, habe seine Stärke da, wo es sich um ein Messen und Vergleichen handele, auf dem Gebiete der Mathematik. In dieser Allgemeinheit kann man natürlich auch dies nicht aufrecht erhalten. Unser ganzes mathematisches Denken hat nämlich gerade nicht mit einfachen Bewegungen und einfachen Kraftäußerungen, wie Kluge denkt, zu tun, sondern auch mit Situationsbildern. Man ist kaum berechtigt, überhaupt ein einheitliches mathematisches Denken anzunehmen, das Räumliches und Analytisches umfaßt.

Wie sehr die heutige Pädagogik übrigens völlig verfehlter Weise das Gefühlsmäßige in die Mädchenschule hineinträgt, das übersieht Kluge ebenso wie die Tatsache, daß der mathematische Unterricht der Mädchen dort im argen liegt. Wieviel Knaben gibt es denn in den Schulen, die wirklich mathematisch denken! Für Kluge sind die Mädchen eben nichts andres als die Vertreterinnen des sprachlichen Denkens (Plapperns), die Männer die mathematischen Denker. Übertrieben ist es doch auch, zu sagen, daß alle unsre kulturellen Erfolge der Mathematik zu danken sind. Selbst wenn Kant recht hat, daß alle Wissenschaft erst anfängt, wo die Mathematik anfängt, so erschöpft auch die Wissenschaft nicht die Kultur, und Kluge hat unrecht, selbst wenn man die Mathematik im weitesten Sinne als den Inbegriff des gesamten formalen, notwendigen deduktiven Schließens erfaßt.

Im Verlaufe der weiteren Darstellung wird alles das, was wir traditionell als weiblich bezeichnen, ziemlich künstlich auf das Denken in Situationsbildern zurückgeführt, — auch hier manches richtige Wort, manche geistvolle Bemerkung, aber überall Übertreibung und übermäßig rationalistische Deutung. Die Anlage des Mädchens, in Situationsbildern zu denken, erklärt für Kluge die Unbeständigkeit des Weibes. Lassen wir diese Unbeständigkeit, das Abwechslungsbedürfnis der Argen, die das Neue liebt, einmal uneingeschränkt gelten, so steht dies doch entschieden viel mehr mit der mangelhaften Ausbildung des Willens in Verbindung, als mit den Denkformen, die Kluge annimmt. Dieser schwächere Wille ist die psychische Äquivalenz, die nach allgemeinen Gesetzen der physischen Organisation entspricht. Bei einer gewissen Höhe der körperlichen Verschiedenheiten können auch die seelischen aus Quantitätsunterschieden zu Qualitätsunterschieden werden.

Digitized by Google

„Gewiß denkt auch der Mann in Situationsbildern", meint Kluge, „aber er will sich dieselben nicht unvermittelt aufdrängen lassen, er sucht überall nach Ursache und Wirkung und will auf sachliche Weise von einer Tatsache auf die andre kommen. Sein langsamer, aber angestrengter arbeitender Muskelsinn zieht auch bei den Ereignissen des Lebens Vergleiche (?), macht Zusammenstellungen, sucht nach dem Für und Wider ... kurz er denkt mathematisch. Das weibliche Denken mit seinem glatten, Lust erregenden Vorstellungsverlauf vermittelt den Frohsinn des Weibes, die langsamen Bewegungsvorstellungen enthalten den Ernst und die Bedachtsamkeit des Mannes. Der Mann ist daher die Persönlichkeit, der Vertreter der Schöpferkraft und das Denken des Weibes ist gegen sein Denken entschieden minderwertig."

* * *

Das ist das Resultat des Hauptteiles der Schrift. In dem zweiten Teile wird die Idee vom männlichen und weiblichen Denken noch willkürlicher auf das Völkerleben übertragen. Ludwig Pfau hat es schon vor Jahrzehnten in seinen Freien Studien ausgesprochen, „wie es Männer gibt, in deren Organisation das weibliche Element eine bedeutende Rolle spielt, ohne daß sie deshalb das männliche Prärogativ kräftigerer Intelligenz ganz verlieren — dies ist namentlich bei künstlerischen Naturen der Fall — so gibt es auch Rassen, bei welchen das weibliche Element das Empfindungsleben, die Basis ihres Nationalcharakters bildet, ohne daß sie deshalb weniger geeignet gewesen wären, in der Weltgeschichte ihre Stelle einzunehmen." Solche Rasse ist für Pfau die keltische, und an den Franzosen sieht er die Fehler und Vorzüge des Weibes, die persönliche Färbung des Würdegefühls, die Eitelkeit und den Leichtsinn, die Neigung zum Schmuck und Glanz, aber auch den Widerwillen gegen das Störende und Unpassende, das feine Auge für die kleinen Beziehungen des Lebens und Verkehrs, die Leichtigkeit im Ausdruck, Aufopferungsfähigkeit, Elastizität u. s. w.

Ich weiß nicht, ob Kluge diese geistvollen Ausführungen, die bei Pfau allerdings nicht zum Erklärungsprinzip der ganzen geschichtlichen Entwicklung werden, gekannt hat. Und wenn man als Analogie den Vergleich wohl gebrauchen darf, so ist es entschieden falsch, so wie Kluge die aufsteigenden Epochen im Völkerleben durch die Vorherrschaft des männlichen Denkens, die absteigenden durch die des weiblichen Denkens zu kennzeichnen. Abgesehen davon, daß eine Reihe positiver Irrtümer über die Kunst der Griechen dabei unterläuft, widerstrebt es uns, Staats- und Völkerleben, Kunst und geistige Entwicklung in diese bloßen Schlagworte zu fassen.

Bei den Völkern der Vergangenheit wird also der Übergang vom männlichen zum weiblichen Denken angenommen — „an andren Völkern tritt nun das weibliche Denken fast während der ganzen Dauer ihres historischen Bestehens in die Augen. Es sind gemeint die semitischen Völker, wie die Phönizier, die Karthager, die Juden". Hiermit wiederholt Kluge nur, was man oft ausgesprochen hat, Israel sei ein Volk von vorwiegend weiblicher Begabung. Aber auch hier ist nur eine halbe Wahrheit, denn man muß wie im individuellen, so im Völkerleben zugeben, „daß die Persönlichkeit nicht darin ihr Wesen hat, daß sie dies *oder* jenes, sondern daß sie dies *und* jenes ist". (Simmel.) Zu gewissen weiblichen Zügen innerhalb des jüdischen Volkscharakters tritt der eiserne Wille bei der Verfolgung eines Zieles, seine außerordentliche Fähigkeit abstrakten, theoretischen Denkens als männliche Denkformen hinzu. Macht man aber, wie Kluge

Digitized by Google

es tut, das mathematische Denken allein zum Kriterium männlichen Denkens, so müßte gerade er die Juden als Repräsentanten männlichen Denkens auffassen. Also auch diese völkerpsychologischen Analysen können nicht durchgeführt werden. Analogien, nichts als Analogien.

Der Gegensatz des Denkens in Stadt und Land als wesentliche Seite sozialer Differenzierung überhaupt kann, wie der Verfasser es tut, auch auf die Worte männliches und weibliches Denken gebracht werden. Ich leugne nicht, daß Kluge hier manchen ansprechenden Gedanken entwickelt; aber fast überall fehlt die Tiefe, das Absolute, das Beweisbare. Ich will zugeben, daß man das schnellere Tempo, den Rhythmus des städtischen Lebens, die Fülle seiner Aufregungen, seiner immer neuen Reize im Gegensatz zu der beschaulichen Ruhe und natürlichen Gewohnheit, Gleichmäßigkeit des Lebens auf dem Lande in Parallele zu weiblichem und männlichem Denken setzen kann. Aber warum alles Hohle, Leere und Unwahre, das die Stadt in sich birgt, als weibliches Denken charakterisieren? Ich gebe zu, daß die Arbeitsteilung, die sich in der Stadt ganz anders entwickelt hat als auf dem Lande, die Persönlichkeit zerlegt hat, ihre geschlossene Totalität, wie sie in der Renaissance noch vorhanden, aufgelöst und an ihre Stelle das Spezialistentum gesetzt hat. Aber ich sehe auch die geistige Entfaltung und Vertiefung, die nur in der Stadt, als der Stätte wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritts, möglich ist, im Gegensatz zu einer gewissen reaktionären Beschränktheit, die auf dem Lande vielfach herrscht. Der Herr Verfasser kann seine politischen Ansichten nicht verbergen. Seine Ausfälle gegen den Sozialismus zeigen wenig Kenntnis, und sie trüben im ganzen seine objektive Bewertung von Stadt und Land. Es ist ein Mangel an ökonomischem Verständnis, wenn man glaubt, der Stadt, also dem Sitze geistigen Lebens, Industrie und Handels, wohne produktive Kraft nicht inne.

Ein „Beitrag" zur Erziehungs- und Frauenfrage muß auch Ergebnisse für die Praxis fordern. — Diese Ergebnisse sind für Kluge: das Denken der Frau reicht aus für die Tätigkeiten, die auf Situationsbildern beruhen, also Zusammenstellungen und Registrierungen statistischer Art, dagegen ist die Mitarbeit der Frau von Übel in allen streng wissenschaftlichen Fächern, da hier das einfache, wahre und produktive Denken die allererste Vorbedingung ist. Der Platz der Frau ist in der Familie, ihre Pflicht ist Mutter zu werden, dem Staate gesunde Kinder zu schenken, und das Geschäft kann ihr niemand abnehmen. Dann aber muß ihr die Erziehung im Hause gehören, ein Geschäft, bei dem der Verfasser eigentlich mehr die Mutter zur Spielgefährtin, als zur leitenden, denkenden, Richtung gebenden Persönlichkeit machen möchte. Sein Bild enthält wenig von dem „Herauf zu mir", das als das Ideal der Erziehung erscheint. Poesieumflossen schließt die Darstellung der Aufgaben der Frau mit den Worten:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang."

Wir haben uns darauf beschränkt, zu zeigen, wie sehr diese Arbeit mit Hypothesen und Vergleichen arbeitet. Wir könnten uns damit begnügen; aber es ist doch eine billige Forderung, daß dem Negativen durch Positives etwas Farbe gegeben werde.

* * *

Digitized by Google

Wenn man von männlichem und weiblichem Denken spricht, muß man sich immer bewußt bleiben, daß keines der beiden Geschlechter Geisteskräfte besitzt, die sich nicht bei dem andern auch finden. Situationsvorstellungen und Bewegungsvorstellungen — wenn wir die Terminologie annehmen — sind weder spezifisch weiblich noch männlich, und wie auch immer man die geistigen Kräfte einteilen möge, es gibt keine, die der Frau zu eigen und dem Manne fehlen und umgekehrt. Dies folgt schon aus der Vererbung, denn jeder Mensch trägt die geistigen Züge von Vater und Mutter. Man kennt ja viele Beispiele, daß die Begabung der Mutter auf den Sohn (Goethe, Schopenhauer), vom Vater auf die Tochter übergegangen ist.

Trotzalledem wird man die quantitative Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Geisteskräfte zur Zeit nicht leugnen, ob diese nun durch Erziehung oder Anlage kommt, tut dafür nichts zur Sache. Man kann auch sagen, daß zur Zeit dem Durchschnittsmann das Abstrakte, Entfernte, Theoretische, dem Weib das Konkrete, Praktische näher liegt. Aber wir sehen doch auch immer die Faktoren, die unsre Erkenntnis so erschweren, den Einfluß von Vererbung, sozialem Milieu und Erziehung. Die spezifische Begabung der Geschlechter in einer Reinkultur hat noch niemand untersuchen können, und darum ziemt hier dem Forscher die Skepsis. Denn Kluge hat recht, wenn er schreibt, wohl ohne an sich selbst zu denken: „Nicht deshalb ist eine Sache wahr, weil sie sich aussprechen läßt; damit haben wir nichts getan, als daß wir Situationsbilder ins Leben rufen!“ Wir finden so oft an einem Mann Züge, die wir Frauen zugeschrieben haben würden und umgekehrt. Das müßte zur Skepsis mahnen, ebenso wie die Tatsache, daß gerade der Genius die höchste Durchdringung des männlichen und weiblichen Denkens offenbart.

Suchen wir nach dem Zentralpunkte, von dem aus wir die weibliche Psyche zu überschauen im stande sind, so ist er gegeben in dem Ausspruche eines unsrer tiefsten Denker, der wohl damit recht hat, daß die Frau noch tiefer in den Gattungstypus eingesenkt ist, als der Mann, daß bei ihr die einzelnen Kräfte, Qualitäten, Impulse psychologisch unmittelbarer zusammenhängen, als beim Manne, daß ihre Neigungen in engeren Assoziationen stehen, und daß man die Gesamtheit ihrer Gefühle, Wollungen und Gedanken bei ihnen leichter von einem Punkte aus aufzuregen vermag. (Simmel.)

Aus alledem kann man aber die Folgerungen pädagogischer und sozialer Art nicht ziehen, die Kluge gezogen hat. Abgesehen davon, daß Hunderte von Frauen bereits bewiesen haben, daß die wissenschaftliche Mitarbeit der Frau sich nicht nur auf die mechanischen Arbeiten des Zusammenstellens notwendig erstrecken muß — man denke an Persönlichkeiten, wie Beatrice Webb, Ricarda Huch, Sonja Kowalewska und viele andre, deren Namen wir uns schenken können. Immer ist es ein Unrecht, denen, die sich nach Wissen und Wahrheit sehnen, Schranken in den Weg zu setzen. Man darf nicht durch solche Hemmungen ungerecht gegen die eine Hälfte der Menschheit sein, indem man willkürlich Bildungssysteme für die beiden Geschlechter schafft, Bildungssysteme, von denen Helene Lange in ihrer Schrift: „Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau“ sagt, „daß gar mancher Frau dieser willkürlich gezogene Strich einmal mitten durchs Herz gegangen.“

Wann wird einmal die Erkenntnis dämmern, daß wir denkende Mütter brauchen! Gewiß ist die Frau zur Mutter bestimmt, und die Mutterschaft bestimmt ihre Gefühls-

Digitized by Google

und Interessensphäre, und das Wesentliche für die Frage der spezifischen Begabung der Geschlechter liegt in der Erkenntnis, daß die verschiedene Betonung der vorhandenen geistigen Kräfte durch die verschiedenen Aufgaben und Forderungen, die das Leben an Mann und Weib stellt, absolut bestimmt ist. Der Mann ist notwendig darum individueller, weil seine eigne Lebensrichtung seine Interessensphäre bedingt, die Frauen haben darum mehr Gemeinsames, weil die einheitliche Mutterschaft Richtung gebend wirkt. (Man kann die geschlechtliche Eigenart des Mannes nicht so sehr als das Gemeinsame auffassen, als die Mütterlichkeit der Frau.) Wenn die intellektuellen Prozesse auch gleichmäßig verlaufen, so erhalten sie ihre verschiedene Betonung, die wir als das geistige Wesen der beiden Geschlechter empfinden. Und damit hat Helene Lange recht, daß auch das Geistigste am Weibe die Züge des Weibes trägt.

Der Fehler, in den Kluge verfallen ist, besteht hauptsächlich darin, daß er Ursache und Wirkung zusammenwirft. Das Weib denkt nicht in Situationsvorstellungen, und darum handelt es nach einer spezifischen Eigenart, vielmehr fordert sein gesamter Organismus wie seine soziale Stellung gewisse Handlungen und Denkprozesse, die nur durch Situationsvorstellungen realisiert werden können.

Wo Kluge psychische Zusammenhänge uns vorführt, da danken wir es ihm, aber wir können ihn von einem Vorwurfe nicht befreien, der noch ausgesprochen werden mag. Er hat sich nicht damit begnügt, uns die Wahrheiten zu zeigen, sondern er hat Werturteile ausgesprochen und das Verschiedene, für das es einheitliches Maß nicht gibt, mit einem Maßstabe gemessen. Versteht man unter dem Denken das gesamte Innenleben des Weibes, wie Kluge es ausdrücklich getan hat, so ist die Behauptung, dies Denken sei als ein minderwertiges anzusehen, eine unwürdige Herabsetzung des Weibes.

Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, daß das Herabziehen des psychologischen Problems vom männlichen und weiblichen Denken in den Kampf der Parteimeinung zu beklagen ist. Die objektive Beurteilung geht eben verloren, wenn man jedes Problem unter dem Gesichtspunkte des Für und Wider behandelt. Aber nutzlos sind diese Forschungen nicht, und darum schulden wir auch dem Verfasser Dank. Wenn heute der Kampf um die Frauenfrage besonders heftig ausgefochten wird, dann bleibt uns der tröstende Gedanke, daß die Gewitter am heftigsten verlaufen, die der Morgenröte vorangehen.

Digitized by Google

Ein altspanisches Porträt.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Im schweifigen Barockrahmen, auf dem in bunter Fülle Miniaturmedaillons wechselnd Haupt- und Staatsaktionen, Schlachten, Genrebilder, Scenen gespreizter Etikette, Triumphzüge und Heiligenfeste abschildern, steht inmitten das Porträt einer majestätischen Frau in der spanischen Tracht von 1700. Und das Bild wird lebendig, die Figurinen der Medaillons beginnen sich zu bewegen, in seltsam abgezirkeltem Takt zu schreiten, gleich Marionetten eines Puppen-Königsdramas zu agieren.

Die Frauengestalt in der Mitte aber regt in natürlich freier Haltung die Arme, gebieterisch und heiter gelassen zugleich blickt sie auf den Reigen um sich her, und nach dem Wink ihrer schönen, klaren, blauen Herrscheraugen scheint nun alles neue Gestalt und neues Maß zu gewinnen: Haupt- und Staatsaktionen, Schlachten, Genrebilder, Scenen gespreizter Etikette, Triumphzüge und Heiligenfeste . . .

Das ist der nachhaltige Eindruck und die rhythmisch bewegte Vorstellung, die von einem an farbiger Charakteristik reichen Buche der Constance Hill[1]) über die Fürstin Orsini ausgeht . . .

I.

Ein Kapitel spanischer Geschichte — es handelt vom Erbfolgekrieg, von der krisenreichen Regierung des jungen Philipp V. und seinen Kämpfen mit dem Gegenprätendenten Karl von Österreich — wird aus der historischen Sphäre mit künstlerischer Inszenierung in die menschliche gerückt. Der Hintergrund der Weltgeschichte bleibt, aber die Akteure kommen in nahe persönliche Distanz. Auf der großen Weltbühne erhebt sich ein intimes Podium, und Geschehnisse, die uns vordem nur Namen und Daten waren, gewinnen hier Existenz voll Blut und Herzschlag. Das pagodenhaft Erstarrte spanischen Scheinkönigtums stellt in einem Paar sich dar, in Philipp V. und Marie Luise von Savoyen, halben Kindern, deren zarte Glieder (man denkt an die Infantinnen des Velasquez) durch die Zwangreifen des feierlichen Kostüms fast erdrückt werden. Und die Fäden, an denen diese hilflosen Figuren sich bewegen, sieht man fest geleitet von den Händen einer Frau, die alle Figuren des Welttheaters ihrer Zeit um Haupteslänge überragt, der Fürstin Orsini.

---

[1]) Constance Hill, Die Fürstin Orsini, Camera-Mayor am Hofe Philipp V. von Spanien. Übersetzt von Frida Arnold. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg 1903.

Digitized by Google

Von Louis XIV. war sie zur Camera-Mayor der Marie Luise ernannt worden, zur obersten Hofcharge, Zeremonienmeisterin und Beraterin, und die Fürstin, die damals vierundfünfzig Jahre alt war und in Rom im Palast der Orsini geistigen Hofhalt großen Stils hielt, nahm diesen Ruf an.

Die Möglichkeiten der neuen Rolle müssen sie gereizt haben, ihre unabhängige Existenz aufzugeben. Eine Berufung war in ihr zu einer Strategin größten Stils. Ein Trieb, mit Menschen und Staaten operierend zu schalten und walten, mit ihren Händen Neuorganisationen zu schaffen, lebte in ihr. Eine Lust an komplizierten Schachpartien des Lebens bestimmte sie. Eine edle Herrschsucht war ihr Dämon, aber nicht das auf der Höhe stehen an sich lockte sie, sondern die Höhe galt ihr nur wegen des Überschauens und wegen der Wirksamkeit zu weiteren Horizonten. Genialität des Vollendens war in ihr und ein rastloser Wille zu dem, was sie als ihr Werk erkannte. Etwas Bismärckisches hat ihr Erfülltsein von der Sicherheit unbeirrter Berufung, Reformator und Neubaumeister eines zusammengesunkenen, zerstückelten Staates zu sein.

Um die altspanische Etikette in Würde zu konservieren und die junge, vierzehnjährige Marie Luise von Savoyen, die Königsgemahlin, in ihren engen Stöckelschuhen gehen zu lehren, hatte man sie geholt, aber sie erkannte sofort, daß hier ihrem Wunsche nach großschöpferischer Weltwirksamkeit Aufgaben blühten: neue Menschlichkeit und neue Königlichkeit zu wecken und aus beiden einen Staat von neuem Fleisch und Geist, von den Mumienbanden grauer Konvention erlöst, erstehen zu lassen.

In dieser Freiheit des Blickes, diesem Persönlichen, stark in sich selber Wurzelndem, das in einer Zeit peinlichster Tradition, bei Beherrschung aller höfischen Formen, ganz selbstverständlich über den Paragraphen steht, mit weitsichtigen Augen in die Zukunft schaut und abgestorbenen Hüllen frischen, keimkräftigen Inhalt zuträgt, — ist die Fürstin Orsini eine einzige Erscheinung. Und gerade jetzt, da man nach besonderen Menschlichkeiten wißbegieriger forscht denn je, kommt dies biographische Denkmal willkommen, das seine Mosaik besonders aus den Originalbriefen der Fürstin an die Maintenon und aus den Memoiren St. Simons empfängt.

II.

Spanien an der Wende des 17. Jahrhunderts steigt auf mit seinen feierlichen Königsgrotesken und seinen hieratischen, schauerlich erstarrten Masken. Im Klima dieses Hofes hat jede Geste ihre Vorzeichnung, die Menschen sind Automaten mit unbeweglichem Gesicht, von der Maschinerie einer alles Leben erstickenden Etikette getrieben.

Die Camera-Mayor muß dem König von Spanien jeden Abend den Schlafrock abnehmen, wenn er zu Bett geht, und ihn mit den Pantoffeln ihm wieder zureichen, wenn er aufsteht. Der König würde nicht aufstehen, wenn sie die Bettvorhänge nicht zurückzieht, denn ein Sakrilegium wär's, wenn außer der Camera-Mayor jemand das Gemach beträte. Tücke der Objekte spielt freilich manchmal dem Zeremoniell einen Streich. Als einmal die Nachtlampe ausgeht, kann die Fürstin am Morgen im Dunkel die dicht verschlossenen Läden der Fenster nicht finden: „Ich rannte mir fast den Kopf ein," so schildert sie der Marschallin von Noailles die Situation, „und der König von

Digitized by Google

Spanien und meine Wenigkeit stießen während nahezu einer Viertelstunde im Dunkel aneinander, beide nach den Läden suchend."

Am markantesten spürt man das Erstarrte, die Atmosphäre der toten Seelen in den Szenen aus dem Frauenleben. Ein Leben war es nicht, sondern ein orientalisches Vegetieren. Die Gebote und Gesetze, die über ihm schwer lastend hingen, stammten noch aus der Epoche der Mauren.

Streng abgeschieden waren die Frauen von aller Öffentlichkeit. Fest verschlossen waren die Vorhänge ihrer Wagen, dicht verhängt die Fenster der Wohnungen. Eine Französin schreibt am Ende des 17. Jahrhunderts aus Madrid: „Die Stadt hat das Aussehen eines großen, dicht vergitterten Käfigs. Alle Balkone sind von unten bis oben mit Läden versehen, durch deren schmale Öffnungen der Vorübergehende die armen Frauen gewahrt, die nach ihm ausschauen." Im Königspalast zu Madrid hatten sogar einige Hofdamengemächer gar keine Fenster und erhielten wie Kerkerzellen ihr Licht nur durch Öffnungen in den Türen.

Bleierne Monotonie liegt über diesen Räumen. Madame de Villars, die Gattin des französischen Gesandten, schreibt darüber entsetzt: „Die Langeweile der Existenz im Palast ist nahezu erdrückend. Ich sage manchmal zu unserer Prinzessin, wenn ich sie in unseren Gemächern besuche, daß man die düstere Monotonie zu fühlen, zu sehen, zu berühren meint, so greifbar erscheint sie." Und die Fürstin Orsini zeichnet ein Gruppenbild:

„Die Damen des Hofes knien beim Betreten der königlichen Gemächer vor der Königin nieder, küssen ihr die Hand und setzen sich stillschweigend zu ihren Füßen. Wenn Ihre Majestät und ich nicht einigermaßen Konversation machten, würde vollständiges Schweigen herrschen. Wir fragen unsere Gäste, ob sie gerne tanzen, singen oder irgend ein Instrument spielen, ob sie gerne spazieren gehen oder Karten spielen? Auf alle diese Fragen antworteten sie mit Nein."

Die Sklaverei war mit dumpfem, schwerem, erdrückendem Pomp geschmückt. Das Hofkleid war ein Fesselpanzer. Die Schultern wurden eingezwängt, daß die Arme kaum sich heben konnten; die Brust zogen schwere Gewichte nieder und den Oberkörper preßte ein langes, steifes Schnürleib.

Im Britischen Museum sieht man ein Bild der jungen Königin in dieser Tracht. Auf dem Hintergrund stolzer Palastarchitektur steht sie, und die rührenden Kinderformen des jungen Mädchenkörpers kontrastieren, wie vergewaltigt, zu der steifen Zwang-Grandezza.

Zu leblosen Götzenbildern in verschlossenen Tempeln werden die Frauen gezüchtet, und sie und ihre Umgebung überlädt üppig schwüler Prunk der Künstlichkeit. Alle Provinzen des Reichs, in dem einstmals die Sonne nicht unterging, leisten Tribut: Neapel und Sizilien schicken Gemälde, Sardinien und Mailand Statuen und Stickereien, die Niederlande liefern Wirkereien und Teppiche, und das ferne Indien Gold, Silber und Juwelen.

In Schmuck und Tracht wird das Hieratische betont; man will das Königliche mit dem Göttlichen in Verbindung bringen. Die Kronjuwelen sind meistens schwerer Kirchenschmuck. Legendarisch sind die Kronjuwelen (Philipp und Marie Luise mußten sie in der schwersten Zeit der Kriegsniederlagen nach Frankreich verpfänden): die Perle Pelegrina von der Größe einer kleinen Birne und der königliche Diamant, den die Spanier den Estanque (klarer Teich) genannt haben.

Digitized by Google

Die Frauen trugen Heiligenbilder an Oberkleidern und Ärmeln und kleine Reliquienschreine in den Gürteln. Und umgekehrt wie das Weltliche sich das Sakrale annahm, so weiht man wieder das Weltliche dem Sakralen: die Statue der heiligen Jungfrau von Atocha, die so alt ist, daß sie von der Zeit geschwärzt ward, empfängt als Opfer die Hochzeitsgewänder der Königinnen von Spanien.

Spitzfindige Köpfe ersannen ganz besondere Vorschriften und Riten, um das Hochnotpeinliche der Etikette zu verschärfen. Um das alte maurische Gesetz, daß die Füße der Frauen niemals sichtbar sein dürften, in seiner Bedeutung noch zu verstärken, wurden die Türen und Trittbretter der Wagen besonders konstruiert, und die Damen mußten lange, verwickelte Überkleider tragen, die „Tantillos".

Eine andere Hofsitte, die Karl V. oder Philipp II. eingeführt hatte, gebot den Bräuten, daß sie den letzten Tag ihres Aufenthalts im Palast vor der Heirat „in Tränen aufgelöst" sein mußten.

Im Hintergrund all der strengen Zucht, die als letzte Absicht viel weniger die sachliche Erfüllung des Einzelsatzes hatte als vielmehr die völlige Unterjochung des Willens, der stumm und starr ohne Nachdenken einfach einem System gehorchen sollte, lag die heilige Kirche auf der Lauer. Von ihr ging Knechtschaft und Herrschaft aus, und zur Exerzierung im blinden Gehorsam auf jeden Fall waren alle Mittel recht, auch maurische Traditionen.

Der Kirche diente alles, und auch das Theater war eigentlich nur eine ihrer Filialen. Sprach der Schauspieler den Namen eines Heiligen in einem jener langen, feierlichen, altspanischen Dramen aus, so mußten die Zuschauer auf die Knie fallen und beten. Und damit nicht profane Nebeninteressen die Andacht zur Zeremonie störten, saßen die Geschlechter streng geschieden durch einen schweren Vorhang.

Während das Theater so religiöse Elemente als Mischung erhielt, wurden die religiösen Feiern in theatralischem Rahmen aufgeführt. Und die religiöse Hauptfeier war das Auto-da-Fé, die Ketzerverbrennung.

Seine Aufregungen — das war die Berechnung der raffinierten Regisseure der Zeit — sollten eine Entschädigung für die künstlichen Lebensschranken sein. In ihnen sollten sich die niedergehaltenen Sinne der unterdrückten, unmündigen Menschen austoben, — war es doch ein Austoben in majorem dei gloriam.

Joseph de Olmo, der Erbauer des großen Hinrichtungstheaters auf der Plaza Mayor in nächster Nähe des königlichen Palastes, hat selbst mit sehr liebevoller Hingebung genau die Vorgänge des Aktes geschildert und damit ein charakteristisches Abbild aus der Gefühls- und Vorstellungswelt des damaligen Spaniens gegeben.

Die hohen Würdenträger hatten ihre bevorzugten Plätze und die Damen saßen auf den Balkonen der umliegenden Paläste in Galakleidung im schönen Kranz. Auf dem Platz wogte die ungeheure Volksmenge. Mit peinlicher Beobachtung subtiler Formalitäten geht es zu. Das mit Bändern geschmückte Reisigbündel wird erst dem König überreicht, er gibt es der Königin, „damit sie auch den wertvollen Gegenstand in Augenschein nehmen könne". Der König schwört: „Alle Ketzer und Abtrünnige zu verfolgen und die heilige Inquisition zu unterstützen in diesem Gott so wohlgefälligen und dem Rechte des Glaubens so unentbehrlichen Werke." Ehe die Opfer von den Flammen erfaßt wurden, werden sie von den Zuschauern gefoltert, mit Feuerbränden

Digitized by Google

gequält, gesteinigt, mit Schwertern geschlagen. Der König steht während dessen auf seinem Balkon und betrachtete die Greuel „mit unerschöpflichem Interesse und frommem Genuß". Und der Chronist rühmt sein gottgefälliges Tun und empfiehlt es der „Bewunderung der Menschheit".

III.

Auf diesen sorglich wie mit einer chinesischen Mauer umhegten Schauplatz fossilen Daseins tritt nun die Frau mit dem Zukunftsblick und der freien, kühnen und selbstständigen Menschlichkeit wie ein deus ex machina. Und sie sieht ihre Mission darin, das gleiche, was sie ihrem Zeremonienamt zufolge zu vollziehen hatte, nämlich in dunklen, dumpfen Räumen schweren Schlafes die Fenster für die Morgensonne zu öffnen, das nun auch im großen und weiteren zu tun. Statt des engen Berufs einer Camera-Mayor wollte sie eines ganzen Landes Licht- und Lebensbringerin werden. Und in den Lebensgewohnheiten und in Haupt- und Staatsaktionen stärkte und erfrischte sie die schlaffen, ermatteten Halbgeschöpfe mit der Fülle und Ganzheit ihres Wesens. Mit Sicherheit, Takt und feinstem Situationsverständnis behandelt sie den Boden, den sie umpflügen wollte, um darauf ein Gartenland zu ziehen, das ihr die Befriedigung eigener Schöpfung geben konnte. Mit leichten Reformen in nächster Nähe begann sie. Die Menschen mußten erst gelockert und beweglicher gemacht werden, ehe sie tauglich zur Neuarbeit wurden. So ermutigte sie in diesem Zwangskerker mit seinen Vorgängen streng geordneten Maßes und deprimierender Regelmäßigkeit („il faut périr en symétrie" seufzte die Maintenon) zu freieren Bewegungen. Sie veranstaltete Konzerte in italienischer Musik, der Musik à la mode; sie führte den Tanz ein und gewann das Königspaar dazu — etwas ganz Unerhörtes für die Königin; dramatische Unterhaltungsabende richtete sie ein, an denen statt der Glaubensdramatik Molières weltlicher Geist leuchtend blitzte.

Sie schaffte durch ihren Einfluß bei der Königin die Fußfesseln der „Tantillos" ab. Und nach Kämpfen, die an die Grotesken der Contes drôlatiques erinnern — einige Granden erklärten, sie wollten ihre Frauen lieber tot sehen, als daß ihre Füße zum Vorschein kämen —, ward „der Wunsch der Königin Marie von Savoyen" erreicht, „daß die Palastdamen ihrem Beispiel folgten und den ‚Tantillo' ablegten".

Die Fürstin selbst stand, gestützt auf die natürliche Vornehmheit ihrer Erscheinung und ihrer selbstverständlichen Herrschaft, stets über den kleinlichen Etikettesätzen. Sie konnte sich viel gestatten, und diese Freiheit vergnügte sie. Bei einem Hofball Louis XIV. erschien sie mit einem Schoßhündchen unter dem Arm, als ob sie sich in ihren eigenen Gemächern befinde. Und statt Mißfallen über diese Kühnheit zu ernten, hatte sie den Erfolg, daß der König das Hündchen streichelte.

Die innere und äußere Unabhängigkeit dieser Persönlichkeit erkennt man am besten, wenn man zum Kontrast einen Zug aus dem Leben einer andern, im Herrschen doch sonst nicht ungeübten Frau, der Marquise von Maintenon, liest. Die Fürstin Orsini hatte dieser Freundin, die sich durch die kalte Zugluft in den französischen Palästen Rheumatismus geholt hatte, einen Wandschirm geschenkt. Aber die sonst so mächtige Favoritin wagte nicht, diese Gabe anzunehmen, und schrieb resigniert zurück: „Glauben Sie nur ja nicht, chère Madame, daß es mir etwa gestattet ist, Wandschirme zwischen meinem Platz und den großen Fenstern meines Zimmers aufzustellen.

Digitized by Google

Es ist unmöglich, ein Gemach, das der König täglich betritt, nach eigenem Wunsch einzurichten, il faut périr en symétrie."

Die unbeengte, immer dem eigenen Willen folgende, natürliche Art erkennt man in dem liebenswürdigen Genrebild, das die Ammenwahl heißen und von Boucher sein könnte. Die Fürstin zeichnet es in ihrer lebhaft-anschaulichen Art selbst, wie sie vor der Geburt des Kindes Philipps und der Marie Luise, des Prinzen von Asturien, die Ammenmusterung und die Ammenmahlzeit abhielt.

Zwölf Ammen erscheinen, Bauernfrauen aus der Provinz Biscaya; die Fürstin empfängt sie, begrüßt sie herzlichst und führt sie dann zur Königin, die ihnen aufs freundlichste entgegen ging. In diesem Augenblick fingen alle Säuglinge in den Armen ihrer Mütter einstimmig an zu schreien. Die Frauen knieten nieder, um der Königin die Hand zu küssen. Dann wurde ein Abendbrot für die Ammen aufgetragen; die Fürstin nahm das obere Ende des Tisches, in einem hübschen Rohrsessel sitzend, ein, während die Gäste nach der Sitte ihres Landes auf dem Teppich am Boden saßen. Sie kostet verschiedene Schüsseln, um zu sehen, ob sie nicht zu fett oder zu sehr gewürzt seien, und dann wird die Gesundheit der ganzen königlichen Familie und des zu erwartenden Prinzen getrunken.

„Nie hat mir eine Mahlzeit besser gemundet," schließt die Fürstin ihren Bericht an die Maintenon, die darauf mit dem Ausdruck etwas beklommener und fassungsloser Bewunderung „solcher Güte und Herablassung" ihr antwortete.

IV.

Diese Ammenleutseligkeit, der Hündchenscherz und die Breschen, die sie in die wurmstichige Mauer der Etikette legt, sind natürlich nur Nebennuancen dieses großzügigen Charakters, der bald auf weitere und schwierigere Ziele tapfer und energisch den Bogen spannt.

Mit dem „Dämon Spaniens" nimmt sie mutig den Kampf auf, mit der Inquisition. Sie setzt es durch, daß Philipp V. die Autos-da-Fé verwirft und erklärt, er würde sie nicht durch seine Gegenwart gutheißen. Ohne Rücksicht auf das eigene Wohl schuf sie sich damit einen unversöhnlichen Feind, der sie dann später auch durch langsame Minierarbeit stürzen sollte. Vorläufig aber stand sie in der Vollkraft des Willens und der Tätigkeit, und das Schöpferische und Beflügelnde ihres Wesens regte sich wirksam. Und fruchtbare Gelegenheit übergenug brachten die nächsten Jahre. Denn der spanische Erbfolgekrieg begann, und der schwache Philipp mußte Thron und Krone gegen den Erzherzog Karl von Österreich, den enttäuschten Prätendenten, verteidigen.

In diesen Krisen mit ihren wechselnden Schicksalsfällen, mit jammervollen Fluchtszenen, mit Landstraßenelend, Not und Ruhelosigkeit zeigt sich im Gegensatz zu den wirklich Gekrönten die Königsseele dieser Frau. Das ist das Große an ihr, das Bismärckische, daß in ihr, der Vasallin, eine weit imposantere Vorstellung und ein mächtigerer dynastischer Gedanke lebt, als in dem nominellen Dynasten. Und ihr ganzes Anfeuern und ihr rastloses Tun geht darauf, diesen König, selbst gegen seinen Willen, zum Königtum zu zwingen.

Ihr schwebte die Idee eines unabhängigen spanischen Nationalreichs vor; die Vormundschaftssesseln, die es immer noch an den Großvater des Königs, an Louis XIV.

Digitized by Google

und somit an Frankreich banden (der grand monarque hatte damals bei der Nachricht von der spanischen Kronerbschaft seines Enkels gesagt: „Geh, mein Sohn, es gibt keine Pyrenäen mehr"), diese Fesseln sollten gebrochen werden; ein nach außen und innen freies (vor allem von der Geistlichkeit und den Granden unabhängiges), auf das Volk gestütztes Herrschertum war das Ziel. Und sie ward nicht müde, das doch ziemlich mäßige Menschenmaterial, das ihr zur Verfügung stand, zu schüren, zu schärfen, mit strammen Zügeln auf ihren Weg zu lenken.

In der furchtbaren Mutlosigkeit nach den ersten schweren, beinahe hoffnungslosen Niederlagen, als der sonst so peinlich regulierte und nach dem Takt funktionierende Hofhalt in alle Winde gescheucht wird, als die steifen Höflinge zu „Spaniern von der traurigen Gestalt" und armen Rittern werden, ist sie nicht unterzukriegen, und die ängstlichen Briefe der Maintenon beantwortet sie mit heiterer Zuversicht. Voll Galgenhumor schildert sie das königliche Fluchtquartier von Burgos mit Zimmerlöchern, engen Gängen, holprigem Pflaster, schmutzigen Wänden. „Was die Einrichtung zum Kochen betrifft, so ist keine vorhanden, und wäre sie es auch, so hätten wir doch kein Geld für Leckerbissen."

Die Fürstin beginnt in diesen wirren Tagen mit großer Diplomatie und Geschicklichkeit eine weitsichtige Finanzpolitik. Sie schafft von der Provinz Burgos und den Städten Andalusiens Geld. Ja, sie bringt es zuwege, daß die spanische Geistlichkeit eine große Summe zur Bestreitung der Kriegskosten hergibt. Daneben führt sie ganz ungewohnte Sparsamkeit in allen Unnützlichkeiten der Hofhaltung ein („die Leute haben eine sehr verschiedene Auffassung von dem, was zur wahren Würde in dieser Welt gehört," sagte sie). Und alles Geld wird nur der Armee zugewendet. Der große Sieg von Almansa ist die glückliche Folge. Und den politischen und finanziellen Maßregeln der Fürstin Orsini war es zu danken, daß ein Wandel von Grund aus eintrat. „Der Kredit des Staates war hergestellt, ein großer, wichtiger Sieg erfochten, Rebellen wie Angreifer waren an die Grenzen des Reiches zurückgedrängt," vorüber auch die Zeiten, in denen Philipp V. weder Truppen, noch Waffen oder Artillerie besaß, wo seine Dienstleute keinen Lohn bekamen und eine halbverhungerte Leibgarde glücklich war, wenn sie die Mahlzeiten der Bettler an den Klostertüren teilen durfte."

V.

Doch schärfer und gefährlicher wiederholt sich dieser Glücks- und Unglückswechsel. Louis XIV. gibt es auf, die Sache seines Enkels weiter zu stützen. Gebietsverluste drohen, und die Feinde rücken übermächtig vor. In der Panik und Hoffnungslosigkeit erhebt wieder die Fürstin das Haupt, während Frankreich träg zum Frieden rät, während die Maintenon schlaff die Hände faltet, Ergebung in den unabänderlichen Willen des Himmels predigt, ja sogar etwas malitiös von den unermüdlich regsamen Finanzreformplänen der Fürstin sagt: „Ihr Brief geht zu weit über meine Fassungsgabe hinaus, daß ich fast bedauere, ihn an mich gerichtet zu sehen . . . . . Ich darf nicht wagen, ihn Personen von Autorität zu zeigen. Hier würde es nicht gut geheißen, wenn sich Frauen ein Urteil über öffentliche Angelegenheiten erlauben," während dessen baut die Fürstin unverzagt weiter an ihrem Plan.

Sie erkennt gerade durch die Krise die Notwendigkeit, sich von Frankreich ganz zu emanzipieren und Spanien auf sich selbst zu stellen. Sie bringt eine Annäherung

Digitized by Google

zwischen dem König und dem Volk zu stande, sie drängt und treibt ihn vorwärts, sie eifert ihn an und spornt ihn aus der Nachgiebigkeit und Mutlosigkeit heraus: „Sire, was denken Sie? Sind Sie ein König, ein Mann? Sie, der seine Herrscherstellung so gering schätzt und sich schwächer zeigt als ein Weib!"

Wieder gibt es Niederlagen, wieder Flucht. Endlich dringt der Orsini-Wille durch, und man gibt dem Mann den Oberbefehl, den sie als geeignet erkennt, dem Herzog von Vendôme.

Damit wendet sich das Blatt, die Schlacht bei Villaviciosa bringt den Österreicher ganz zu Fall, und der König von Spanien ruht diese Nacht, da sein Bett nicht angekommen war, auf eroberten Standarten. Sein Thron ist gesichert.

VI.

Nach dem Friedensschluß, in dem die Herrschaft der Bourbonischen Dynastie über Spanien und Indien von ganz Europa anerkannt wurde, erwuchsen der rastlosen Tätigkeit der Königsmacherin neue Aufgaben, ihren Bau zu festigen. Durch ihre zweckmäßige Finanzpolitik geschah das, auch eine Akademie der spanischen Sprache nach dem Vorbilde der Académie Française half sie begründen. Eine weitere Reform galt der Unschädlichmachung des schleichenden spanischen Giftes, der Inquisition.

Freistätten wurden geschaffen mit Asylrecht. Die englische Gesandtschaft und die britischen Schiffe sollten von nun an unantastbare Zufluchtsorte für die Opfer religiöser Verfolgung sein.

Nach all dem, was die Fürstin dem Lande und seinem Herrscher geleistet, ist man begierig auf den Königsdank.

Er blieb nicht aus. 1713 war der Frieden geschlossen und 1714 in eisiger Dezemberkälte wurde die Fürstin Orsini — sie war jetzt siebzig Jahre — von einem Wagen in dreiundzwanzigtägiger Fahrt an die Grenze als Verbannte abgeschoben.

Die Inquisition hatte schließlich doch gesiegt. Und die so kluge Frau hatte dies eine Mal, als es sich um ihr eigenes Wohl und Wehe handelte, nicht so scharf aufgepaßt als sonst. Sie holte sich, es ist tragisch, die Mittlerin ihres Sturzes, das Werkzeug der Inquisition selbst ins Land. Das war Elisabeth Farnese, die „Widerspenstige von Spanien". Nach dem Tode der Königin Marie Luise hatte die Fürstin, arglos dem Rat des verschlagenen italienischen Abbé Alberoni folgend, Philipp diese Frau, die Erzkatholikin, die Nichte des Herzogs von Parma, zur Gattin vorgeschlagen. Die Heirat kam zu stande, und der neuen Königin wurde als Morgengabe sofort die Fürstin Orsini geopfert.

Von der Höhe der Macht und des Triumphes in die schmählichste Erniedrigung gestürzt, bietet diese Frau nun nach all den Szenen großen Stils, die ihr Leben zeigte, noch das Schauspiel einer reifen, in sich gefestigten Menschlichkeit.

In den Tagen des Glanzes wie der Finsternis (schon vordem in der Periode, da die französische Ungnade eintrat, konnte sie das beweisen) war sie immer Herrin ihrer selbst gewesen.

Immer war ihr „eigenes Temperament ihr bester Freund", früh war ihr die Erkenntnis sicherer Besitz geworden: „Mein Glück hängt durchaus nicht von den Ehren und der Größe, die eine Gabe des Zufalls sind, ab, ich könnte mit Leichtigkeit von der Leitung eines Staates zur Führung des Pfluges übergehen."

Digitized by Google

Das konnte sie jetzt bestätigen, und sie tat es. Während der furchtbaren Reise ohne Unterkunft, ohne gute Nahrung, ohne Anzugwechsel (Schicksalshohn war's, daß die Gestürzte die Fahrt der Schmach in dem Prunkgewand machen mußte, in dem sie die neue Königin empfangen sollte) blieb sie aufrecht, ohne Tränen und Klagen. Und als sie dann in Paris St. Simon, der sich ziemlich geniert gegen die entthronte Freundin benahm, ihre Geschichte erzählte, sprach sie, als handele es sich um die Erlebnisse einer dritten Person.

Und in ihrer Muße zu Genua sagte sie beschaulich: „Jetzt fange ich an, zu empfinden, daß es in der Welt kein höheres Gut als Ruhe gibt. Der Weise läßt sich weder erheben noch niederdrücken durch den Wechsel des Geschicks."

Für solche mildlächelnde Weisheit muß es ein humorhaft nachdenkliches Schauspiel gewesen sein, als die Fürstin 1719 bei ihrer Übersiedlung nach Rom zwei alte Feinde, gleichfalls gestürzt, schon vorfand, Alberoni und den Großinquisitor Guidici.

Alberoni war es gar nicht gut gegangen. Die neue Königin (Friedrich der Große analysiert das Wesen dieser Farnese als Mischung aus spartanischem Stolz, englischem Eigensinn, italienischer List, französischer Lebhaftigkeit) tyrannisierte ihn erbarmungslos. Bei jeder Witterung mußte er sie auf die Jagd begleiten, und im tiefsten Winter in den Schneebergen der Guadarrama ihr Knappendienste leisten. „Lieber möchte ich ein Galeerensklave des Großmoguls sein. Könnten doch jene, die mich beneiden, sich auch nur einen Tag an meiner Stelle befinden," bekannte er einem Vertrauten.

So sollte ihm das Königmachen ebenso schlecht bekommen, wie der Fürstin.

Doch während er ein kleinlicher Intrigant war und an den Äußerlichkeiten hing, wurde die große Frau, die von seinen Machinationen verdrängt wurde, immer reifer und überschauender.

Und trotz des Undanks bedauerte sie nie, was sie geleistet; nach ihrer Auffassung war es ihr einfach natürlich, was sie getan. Sie hatte nur ihren Beruf, nur sich selbst erfüllt.

Sie fühlte sich als Schicksalswerkzeug, einen Thron zu stützen, und dies Bewußtsein konnte ihr nicht durch ihr persönliches Mißgeschick getrübt werden, sie folgerte daraus nur eine neue Erfahrungsweisheit am Ende ihres langen Lebens voll Mühe und Arbeit: „Könige sind dazu geschaffen, geliebt zu werden, nicht aber andre zu lieben."

Digitized by Google

Hedda.

Novelle

von

Karl Ewald.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von O. Reventlow.

Nachdruck verboten.

Sie hieß Hedda.

Hedwig war sie wohl eigentlich getauft worden, aber als sie in ihrer frühster Kindheit verwildert und verwahrlost im Moore umherstrich, als sie barfüßig in die Schule lief mit ihrem zerlumpten, grauen Röckchen und einem Tuch überm Kopf — rief man sie immer nur Hedda, und diesen Namen behielt sie bei, wie sie als erwachsenes, wohlgestaltetes und kräftiges Mädchen bei dem reichen Kalle Eriksen in Dienst trat.

Kalle Eriksen war reich — außerordentlich reich. Wilde Gerüchte von der Größe seines Vermögens schwirrten durch die Luft, worunter das wildeste und unglaublichste meldete, daß er, außer seinem schuldfreien Hof noch volle 15 000 Kronen besitze und in der Tiefe seiner Lade verborgen halte.

Na, in wie weit das Gerücht übertrieben hat, läßt sich heute wohl nicht mehr genau feststellen. Fragte man Kalle selbst, so nahm er sich erst bedächtig eine Prise; auf seinem Tisch stand immer ein Vorrat Schnupftabak, woraus er die Dose, die er stets bei sich führte, nachfüllen konnte. Hatte er dann seine Prise genommen und seine mächtigen Nasenlöcher vollgestopft, gab er gewöhnlich eine ausweichende Antwort, wobei er versuchte, recht pfiffig auszusehen — ein öfters wiederholter Versuch, der ihm einen seinen geistigen Fähigkeiten keineswegs entsprechenden, recht dummen Ausdruck gab. Wenn er sprach — und Kalle sprach gern, besonders wenn keiner ihn unterbrach, oder eine Gegenrede wagte — geschah es immer mit einer eigentümlich stillen Würde. Die Worte kamen langsam und bedächtig aus dem breiten Mund, als sei jedes eine blanke Krone, die den 15 000 in der Lade zugezählt würde.

Sein Besitztum hieß „der kleine Hof", und besuchte ein Fremder ihn, versäumte er selten zu bemerken:

„Sehen Sie, mein verehrter Herr, Sie befinden sich jetzt auf dem kleinen Hof —" worauf einer der Anwesenden nie verfehlte, trotz Kalles eifrigen Widerspruches, darauf aufmerksam zu machen, daß der sogenannte „kleine Hof" der größte im Kirchspiel sei.

Die dazugehörigen Ländereien erstreckten sich ganz bis an den See herab, und Kalles Korn war wirklich etwas weniger dünn und kurz, als das der übrigen Bauern, seine Felder weniger steinig, seine Gebäude, Scheunen und Schuppen größer und in besserem Stande als die der meisten. Sein Wohnhaus hatte er hellgrau anmalen lassen, und diese Farbe gab dem Hause — und somit Kalle selber — eine hervorragende Stellung in der einförmigen Landschaft der schwedischen Provinz Smaland, wo man meilenweit nur dunkelrot gestrichene Holzhäuser zu sehen bekommt.

Es war ohne Frage ein Glück für Hedda, daß sie den Platz als Magd auf dem kleinen Hof bekam. Im ersten Jahr erhielt sie 30 Kronen, ein Paar Schuh, etwas Leinen, Flachs und was sonst abfiel. Das waren gute Bedingungen, wenn mit den Zugaben nicht geknausert wurde, und als der Löhnungstag, der 24. Oktober kam, zeigte es sich, daß sie recht reichlich ausfielen. Kalle hatte selbst die Schuhe in Lungby gekauft, und als er sie ihr gab und sie dabei in die roten Wangen kniff,

Digitized by Google

leuchteten ihre Augen in freudigem Entzücken. Gerne gab sie ihrem Dienstherrn zum Dank den Kuß, den er meinte verdient zu haben, und fiel er auch von Kalles Seite wärmer aus, als streng genommen notwendig gewesen wäre, konnte sie doch nicht leugnen, daß die Schuhe allerliebst seien, und man brauchte es ja mit einem Kuß nicht gar so ernst zu nehmen!

Im nächsten Jahr bekam Hedda den doppelten Lohn, sparte, was sie konnte, und stopfte und flickte fröhlich und seelenvergnügt singend ihre alten Kleider, in dem bescheidenen Raum neben der Gesindestube, der ihr zum Aufenthalt angewiesen worden war.

Noch einen gab es, der in der Gesindestube fröhliche Lieder sang: das war Kalles Dienstknecht Jonas. Er war ein paar Jahr älter als Hedda, und sie hatten ein volles Jahr zusammen im Hause gedient, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Es konnte vorkommen, daß er in den Gesang einstimmte, welcher durch die dünne Bretterwand zu ihm herüberklang, aber es kam auch vor, daß er an die Wand klopfte und sie bat, das „Maul zu halten", wenn ihr Lied ihn störte. Gelegentlich erlaubte er sich den derben Scherz, ihr ein Bein zu stellen, wenn sie mit dem leeren Milcheimer in den Kuhstall ging, und sie blieb ihm die Antwort denn auch nicht schuldig, sondern rächte sich, indem sie sein Bett mit Wacholderzweigen füllte, oder eine Kröte in seine Stiefel gleiten ließ. Es kam übrigens auch vor — wenn auch selten —, daß er dies oder das für sie besorgte, wenn er im Auftrage seines Dienstherrn Holz nach Lungby fuhr. Einmal brachte er ihr sogar ein schönes, neues Kopftuch vom Jahrmarkt mit — aber höher verstiegen sich seine Aufmerksamkeiten nicht.

Ja, aber eins muß doch noch erwähnt werden: Hedda ging ab und zu Botengänge für Jonas, Botengänge, die eine sehr zarte Angelegenheit betrafen. Sie brachte mitunter Briefe von ihm an die Näherin in Sjöatorp, die sein Schatz war. Schon auf zwei Tanzgelagen war die Näherin seine auserwählte Tänzerin gewesen, und die andern Knechte und Mägde bezweifelten nicht, daß die Verlobung eine abgemachte Sache sei. Aber Hedda wußte besser Bescheid. Ehe sie die Post in Empfang nahm, die sie besorgen sollte, las Jonas ihr den betreffenden Brief immer vor, befragte sie um ihre Meinung und änderte gern auf ihren Rat diese oder jene Wendung, um dem Schriftstück mehr Schwung zu verleihen. Wenn sie nun auf dem Wege zur Näherin sich unter einer laubreichen Birke niedersetzte und den Schweiß von ihrer Stirne wischte, buchstabierte sie — mit Erlaubnis des Verfassers — den ganzen Brief noch einmal durch, und gewann auf diese Weise einen tiefen Einblick in das Verhältnis der beiden Liebenden. Sie sah, daß die sogenannte Verlobung sich auf eine stets glühendere und leidenschaftlichere Werbung von Jonas' Seite beschränkte, daß die Näherin dagegen eine kühle und vorsichtige Zurückhaltung bewahrte. Sie sah, daß es Jonas wohl ab und zu gelungen war, einen Kuß zu stehlen, aber das war auch alles, und sie begriff die Näherin nicht. Wie glücklich wäre *sie* gewesen, wenn er sie um irgend etwas gebeten hätte, — so dachte sie — nicht unter heißem Erröten und mit niedergeschlagenen Augen, sondern mit einer vollbewußten und tief empfundenen Sehnsucht, deren sie sich in ihrer Jugend und Unerfahrenheit gar nicht einmal schämte.

Kurz vor dem dritten Tanzvergnügen, das um Johanni stattfinden sollte, änderte die Näherin ihr Benehmen. Sie zeigte sich mürrisch und wortkarg gegen Jonas, wies seine Zärtlichkeiten ab und trieb es schließlich so weit, davonzulaufen, wenn sie ihn des Weges daher kommen sah. Er merkte wohl, daß etwas nicht richtig sei, zankte sich mit Hedda und ging rauher, wie es sonst seine Art war, mit der unvernünftigen Kreatur um. Aber übrigens begriff er selbst nicht recht, was eigentlich los war. Drei Tage vor dem Ball erfolgte die Lösung des Rätsels durch die Verlobung der Näherin mit einem Händler in Sjöatorp. Als Jonas dies erfuhr, war er mit einer Fuhre Holz auf dem Wege nach Lungby. Er grübelte einen Augenblick schweigend über die soeben erhaltene Nachricht, trieb dann die Ochsen mit ein paar scharfen Peitschenhieben an und verfluchte den Rest des Wegs alle Näherinnen und Händler der Welt. Aber als er am Abend auf den Hof zurückkehrte, war es ihm nach reiflichen Erwägungen klar geworden, daß die Näherin unmöglich einen Bauernknecht, wie

Digitized by Google

ihn, der kaum hundert Kronen sein eigen nannte, einem Händler habe vorziehen können, der Geld ausleihen und zwei Pferde vor seinen Wagen spannen konnte, ja, der nächst dem Gutsherrn und Kalle Eriksen der reichste Mann der Umgegend war!

Er sprach mit Hedda über seinen Liebeskummer, und anfangs fand sie keine Worte, die stark genug gewesen wären, das Betragen der Näherin zu tadeln. Aber schon im Laufe des Gespräches wurde es ihnen klar, daß sie eigentlich gar nicht anders habe handeln können, und er zwang Hedda einzuräumen, daß sie in dem gleichen Fall wohl ebenso gehandelt hätte. Nur meinte sie, es sei nicht wahrscheinlich, daß sie jemals in eine solche Lage käme; sie dachte dabei nicht ohne Neid an die schönen Kleider der Näherin, an das feine, gefältelte Kopftuch aus Kopenhagen, an den Rock mit der breiten roten Borde, an die himmelblauen Strümpfe — bittere Erinnerungen an jenes letzte Tanzfest, wo ihre Blicke sehnsüchtig der Eigentümerin aller dieser Herrlichkeiten gefolgt waren, während Jonas sie im Tanze schwang. Aber Jonas tröstete sie und meinte, sie sei auch gar nicht so übel. Mit der Näherin könne sie sich allerdings nicht vergleichen, das verhehlte er ihr nicht, aber ein flinkes, sauberes Mädchen sei sie immerhin, und auf dem nächsten Tanz solle sie seine Dame sein.

Als Hedda am Abend dieses bedeutsamen Tages in ihrem Kämmerchen sang, klang ihre Stimme frischer und heller wie gewöhnlich, und wenn Jonas auch nicht einstimmte, saß er doch lange auf seinem Bettrand und hörte mit Wohlgefallen zu, während er Nase und Mund voll Schnupftabak stopfte, den er dann langsam und bedächtig wieder ausspie.

* * *

Der 23. Juni brachte Wärme und Sonnenschein, und man konnte mit Sicherheit auf einen schönen, milden Abend rechnen. Träge und langsam ging die Arbeit von der Hand, aber daran war nicht allein die Wärme schuld; der Smaländer erträgt die Wärme des Sommers so geduldig wie die Kälte des Winters. Nein, die allgemeine Trägheit hatte ihre Ursache in dem Fest, welches am Abend stattfinden sollte. Alle schwatzten, trieben sich umher und faulenzten nach Herzensluft, aber der Schlimmste von allen war Jonas, und wäre Kalle zu Hause gewesen, hätte es sicher Schelte gesetzt für die drei Reihen schlecht gehäufelte Kartoffeln, die das Resultat des ganzen Tagewerkes waren. Aber Kalle war glücklicherweise in Lungby, und Jonas hatte daher Zeit und Ruhe für seine Vorbereitungen. Kein Wunder, daß er viel zu bedenken und zu besorgen hatte; war er doch, als Mitglied des Komitees, verantwortlich für die Anordnung des ganzen Festes!

Um vier schlug die Stunde der Befreiung und alle Arbeit hörte auf. Gewaschen und geputzt, im sauberen Leinenanzug mit kurzen Ärmeln und Beinkleidern, der selbst am Festtag den ländlichen Arbeiter jener Gegend kennzeichnet, begab sich Jonas zum Gutsherrn nach Prestboda, der seine Scheune freundlichst für den Tanz zur Verfügung gestellt, nachdem er die Erlaubnis des Ortsgeistlichen dazu eingeholt hatte.

Die Geistlichen Schwedens haben es gut; sie können tun, was sie wollen; sie sind und bleiben die Diener des Herrn, und die schwedischen Bauern sehen mit unbegrenzter Ehrerbietung zu ihnen auf.

Mit der Zeit kamen jetzt auch die andern Knechte, und im Handumdrehen war die Scheune von oben bis unten mit Birkenlaub geschmückt. Dicht um den Eingang wurde durch Aufstellung von ungefähr zehn jungen Birkenstämmen eine Laube gebildet, die eine improvisierte Restauration vorstellte; in die Mitte stellte man einen kleinen Tisch mit Henkelgläsern, darunter eine stattliche Reihe von Flaschen mit dem elendesten Kartoffelschnaps nebst einer Kanne süßen Getränkes, das ohne einen Schatten von Berechtigung den Namen Wein führte und für das weibliche Geschlecht bestimmt war. Schon am Vormittag hatten die Mädchen die Fahnenstange, die sich in der Mitte des Hofplatzes erhob, mit Eichenlaub, kleinen schwedischen Fahnen und bunten Wimpeln in allen möglichen Farben geschmückt. Das war die Feststange, und als Jonas diese und die ganze übrige Anordnung des Festes in Augenschein genommen hatte, erklärte er das Fest für eröffnet, d. h. er steckte die Hände in die

Digitized by Google

Hosentaschen und schlenderte mit den andern Knechten auf die Landstraße hinaus, um nach den Mädchen auszuspähen. Die Mädchen waren natürlich schon lange da. In kleinen Häufchen zogen sie Arm in Arm herbei und warfen den versammelten Burschen höhnische, spottende Bemerkungen zu, sodaß man beinahe hätte glauben können, es stände eine Schlacht bevor und nicht eine festliche Zusammenkunft, die mit der äußersten Gemütlichkeit zu enden pflegte. Als nun Jonas und seine Stallbrüder erschienen und das Zeichen zum Beginn des Tanzes gaben, verschwanden die Damen kichernd und kreischend hinter den Büschen und Hecken, und es kostete große Mühe, sie in die Scheune zu locken. Freundschaftliche Überredungen und Drohungen, kameradschaftliche Püffe und Knüffe mußten angewandt werden, aber zuletzt glückte es und der Tanz begann. Abwechselnd nahmen ein paar musikalische Mägde und Knechte die Harmonika zur Hand, und als das Eis erst einmal gebrochen war, wuchs die Lustigkeit zusehends, bis sie den Siedepunkt erreichte, der bei einem schwedischen Bauernfest unvermeidlich ist.

Jonas war infolge seiner Stellung Wirt beim Trinkgelage; er mußte am kleinen Tisch den Vorsitz führen, und inzwischen auch einmal die Runde im Tanzsaal machen, um die Herren an ihre Pflichten zu erinnern. Ein gemeinschaftliches Essen fand nicht statt, — der Smaländer kann einen vollen Tag arbeiten, oder sich womöglich zwei volle Tage herumtreiben, ohne das Bedürfnis nach einer regelrechten Mahlzeit zu empfinden — aber desto mehr wurde getrunken, und zwar nur Branntwein. Jonas mußte allen zutrinken und mit allen anstoßen.

„Trinkt, trinkt!" rief er und winkte den Kameraden; „tausend Millionen versaulte Kartoffeln liefern Branntwein ohne Ende!"

Alles lachte schallend über diesen Witz, trank lustig drauf los und kehrte dann schwankenden Schrittes in die Scheune zurück. Natürlich blieben die Folgen dieses unmäßigen Trinkens nicht aus; der Tanz wurde wilder und wilder, unter gellem Geheul drehten sich die Paare zügellos im Kreise. Grade das gefiel den Mädchen, und sie gaben ihren Tänzern nur wenig nach. Ihre zierlichen Kopftücher glitten herab, das Haar löste sich auf, erst in Zöpfe dann in flatternde Strähnen, die den Burschen ins Gesicht schlugen. Ihre Röcke flogen, ihre Wangen glühten, und ihre Augen funkelten, wie die der Knechte. Und das kam nicht allein von den Freuden des Tanzes und dem Genuß des süßen Weines; nicht wenige von den Mädchen nippten auch von den Branntweingläsern der Männer, und mehr wie eine kecke Dirne setzte das Glas an den Mund und goß es — vor den bewundernden Blicken ihres Erwählten — in einem Zuge hinunter.

Hedda tanzte viel — am wenigsten freilich mit Jonas, der seine andren Pflichten nicht versäumen durfte; aber hin und wieder fand er doch einmal Zeit, sie herumzuschwenken, und sie war zufrieden mit dem, was er ihr bot. Sie konnte ein paar Walzer auf der Harmonika spielen und gab sie unermüdlich zum besten, nur wenn Jonas kam, sie zum Tanze aufzufordern, brach sie kurz ab, und reichte das Instrument einer andern. Und im Lauf der Nacht kam er öfter und öfter. Die Stimmung war nachgerade so belebt, daß die Anwesenheit des Wirtes nicht mehr so nötig war. Der Weg zum Branntweinfaß war allen bekannt, es wurde getrunken und getrunken, und kurz nach Mitternacht fand man schon hier und da einen schwer betrunkenen Burschen, der es sich in einem Winkel des Hofplatzes hinter der Scheune oder im Graben am Wegrand bequem gemacht hatte.

Die Näherin aus Sjöatorp war mit ihrem Zukünftigen ebenfalls auf dem Fest gewesen, und sie hatten eine Zeitlang am Tanze teilgenommen. Aber sie zogen sich rechtzeitig zurück mit dem Förster, dem Organisten und andern Honoratioren, die wie der Sohn des Gutsherrn auf dem Fest erschienen waren, um ein paarmal mit den schönsten Mädchen herumzutanzen, und dann fortgingen, ehe der Branntwein sein Werk getan und das wilde Toben anfing, was bei diesen Gelegenheiten ebenso unvermeidlich und unentbehrlich ist, wie die Tanzmusik. Jonas hatte sich sehr gut betragen, dem Händler einen Trunk angeboten, freundschaftlich mit ihm angestoßen, einmal mit seiner treulosen Flamme herumgetanzt und dann unter ihren Augen drei- bis viermal mit Hedda.

Digitized by Google

Nun, wo sie fort waren, saßen die beiden — der verschmähte Liebhaber und die Trösterin — in einem Winkel beisammen und besprachen das Erlebte.

Jonas hatte seinen Arm um sie geschlungen, und da die Lampe immer trüber brannte, der von den Tanzenden aufgewirbelte Staub ihm in Hals und Augen drang, und er nach all dem genossenen Branntwein das Bedürfnis nach frischer Luft empfand — schlug er seiner Dame einen kleinen Spaziergang übers Moor vor. Auf dem Wege stieß er sie mehrmals vertraulich, ja liebevoll in die Rippen: einmal so derb, daß sie über einen Stein fiel und sich die Nase blutig schlug. Aber desto zärtlicher war seine Fürsorge, als sie sich nun in den Schutz einiger Birken setzten, und er ihr das Blut vom Gesicht wischte. Was noch weiter geschah, ist nicht bekannt; nur eins ist sicher: Kalles Knecht und Kalles Magd wurden an jenem Abend Liebesleute, und Jonas bekümmerte sich von Stund an nicht weiter um die Trinklaube, sondern tanzte bis in den hellen Morgen mit seiner Flamme.

Am nächsten Tage stellten beide nähere Betrachtungen über das Vorgefallene an. Jonas kam zu dem Schluß, daß er sich nicht zum zweitenmal wolle an der Nase herumführen lassen. Seit dem Betragen der treulosen Näherin hegte er ein tief gewurzeltes Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht und sah auch keine Veranlassung, zu gunsten seiner Braut eine Ausnahme zu machen. Er beschloß daher, mit Hedda zum Geistlichen zu gehen, um von diesem die Verlobung feierlich eintragen zu lassen. Hedda war mit diesem Vorschlag durchaus einverstanden. Sie hatte schon an denselben Schritt gedacht. Sie wußte genau, daß es für ein armes Mädchen nicht leicht ist, einen Mann zu bekommen. Zwar war es ihr nicht klar, daß das weibliche Geschlecht auf Erden bedeutend in der Überzahl ist; aber doch konnte sie berechnen, daß es im Kirchspiel weit mehr Mädchen als Burschen gab, — kurz und gut, sie hatte jetzt einen Mann gefaßt und gedachte ihn nicht so bald wieder los zu lassen.

Der Pfarrer schrieb also ihre Namen ins Protokoll der Verlobten, und seine Frau bewirtete sie mit Kaffee und Semmeln. Dies hätte sie wohl schwerlich getan, wenn sie gewußt hätte, wie bald sie zur Wiederholung dieser Bewirtung genötigt sein würde.

Kurze Zeit nachdem die feierliche Verlobung stattgefunden und beide Teile somit aneinander gebunden waren, kam es nämlich zu tage, daß diese Vorsichtsmaßregel überflüssig gewesen und durchaus kein Grund vorhanden war, die Hochzeit noch länger aufzuschieben. Jonas kraute sich bedenklich hinter den Ohren, als Hedda ihm diese Mitteilung machte. Dann zählte er seine Ersparnisse und veranlaßte Hedda, ein gleiches zu tun. Es stellte sich heraus, daß ihr gemeinschaftliches Barvermögen 150 Kronen betrug, und die Feststellung dieser Tatsache verminderte seine Bedenken. Er ging zu Kalle und teilte ihm mit, wie die Sachen standen. Es kam für die Liebenden viel darauf an, sich der Unterstützung ihres Dienstherrn zu versichern, und zu diesem Zweck fand Jonas es richtig, Kalle in die ganze Geschichte von der Näherin in Sjöatorp bis zu Hedda's Entdeckung einzuweihen. Kalle schüttelte nun zwar den Kopf und fand das Ganze etwas reichlich romantisch; aber immerhin versprach er seinen Beistand, und so war bald alles in bester Ordnung. Der Bräutigam kaufte gegen Anzahlung von vierzig Kronen seinem Dienstherrn ein Häuschen ab, das abgerissen wurde, um in unmittelbarer Nähe des Städtchens wieder aufgebaut zu werden. Auch ein Stückchen Kartoffelland wurde ihm bewilligt, — alles gegen eine jährliche Abgabe von zehn Kronen, die halbjährlich bezahlt werden sollten. Das alte Holzwerk wurde noch einmal zusammen geflickt, die alten Fenster und Türen wieder eingesetzt, und ein neuer Schornstein aufgemauert. Die Fensterrahmen wurden weiß gemalt, und das Dach mit Stroh gedeckt; alles in allem kostete das Haus Jonas gegen hundert Kronen. Inzwischen war Hedda auch nicht müßig gewesen. Sie sammelte im Moor Pflanzenfasern zu Kissen und Decken, am Wasser Seegras zu Matratzen und nähte so emsig, daß sie in wenigen Wochen mit allem fertig war. Dann mußten noch ungefähr zwanzig Kronen in Möbeln und notwendigem Hausrat angelegt werden, und die Hochzeit konnte stattfinden. Der Pfarrer traute sie in seiner Amtswohnung, und hielt ihnen eine donnernde Rede über

Digitized by Google

Sünde und Tod, die sie sehr zu erbauen schien, und nach der Feier bewirtete er sie mit dünnem schwedischen Kaffee und Backwerk. Am Nachmittag trieb Kalle seine Großmut so weit, eine Kanne Branntwein und ein Faß Bier auszugeben, und wie es sich gehört und auch nicht anders zu erwarten stand, beschloß Jonas seinen Hochzeitstag mit einem tüchtigen Rausch.

* * *

Die smaländische Eisenbahn macht nicht viele Umstände. So weit das Auge reicht, durchschneidet sie das Land in schnurgerader Richtung, übermütig und selbstbewußt, stolz in dem sicheren Gefühl, Träger und Förderer der Kultur zu sein. Warum sollte sie auch viele Rücksichten nehmen? Freundlich blühende Städte, deren Waren auf die großen Märkte zu befördern wären, gibt es hier nicht, ebenso wenig fruchtbare Wiesen oder bewaldete Höhen, die die Bahn schonen oder umgehen müßte. Trifft sie ein einzelnes Mal auf einen unvermuteten Felsen, so ist es dem Ingenieur ein leichtes, diesen zu sprengen und einen Weg hindurch zu bahnen, und der Reisende genießt in solchem Fall für die Dauer einer Viertelminute den Anblick senkrechter Steinwände zu beiden Seiten — eine Viertelminute: dann saust man weiter über das düstere Moor, oder durch dichte Birken- und Nadelwälder.

Die Bewohner Smalands haben ein unerschütterliches Gottvertrauen: sie hauen die Bäume in ihren prächtigen Wäldern in der festen Zuversicht, daß der Herrgott sie wieder wachsen lassen wird. Aber die Regierung in Stockholm ist weniger zuversichtlich. Die öden Flächen, die an Stelle der schönen Wälder getreten sind, sind ihr ein Dorn im Auge, darum hat sie hier und da den Anfang zu neuen Anpflanzungen gemacht. Sie weiß, daß die Heide der natürliche Erbe der Wälder ist, daß sie sich dicht und braun um die Steine schlingt und einen erbitterten Kampf gegen den Ackerbau führt. Von Stockholm aus hat man natürlich einen verhältnismäßig weiten Blick, aber in Smaland ist der Horizont begrenzt. Die Wälder schließen auf allen Seiten die Aussicht ab und bilden eine feste undurchdringliche Mauer um die dürftigen Felder mit ihrem spärlichen Korn, die weißgestrichenen Holzhäuschen und die Steinwälle, die hier und da die einförmigen Landstrecken unterbrechen. Es gibt nicht viele Stellen, wo ein Mann von seiner Veranda in des Nachbarn Grundstück sehen kann, und es ist darum nicht leicht, die ganze Gegend für ein Unternehmen zu gewinnen, das von einer Gemeinde zur andern reicht und von allgemeiner Bedeutung ist. Jeder kennt nur seine eigenen Interessen und will von denen der andern nichts hören.

Nach endlosen Verhandlungen hatte man sich schließlich dahin geeinigt, eine Bahnlinie durch den Landstrich zu legen, wo Hedda und Jonas wohnten. Es war gelungen, ziemlich viele Aktionäre zum Beitritt zu bewegen — wenigstens doch so viele, daß die Arbeit beginnen konnte. Die Anlage selbst meinte man beschaffen zu können, aber wie die ärmliche Gegend das Betriebskapital aufbringen sollte, war noch nicht abzusehen. Doch auch hierfür fand sich ein Ausweg: die Gesellschaft schloß sich einer andern großen Aktiengesellschaft an, bis zu deren Endstation die Bahn geführt wurde, und wählte deren Chef auch zu dem ihren. So war der Knoten gelöst, und die Arbeit konnte mit voller Kraft beginnen.

In Jonas kleinem Heim gab das Bahnprojekt Anlaß zu einer ernstlichen Meinungsverschiedenheit. Von der Kanzel herab wurde eine Bekanntmachung verlesen, daß die für den Bahnbau notwendig gewordenen Erdarbeiten demnächst in Angriff genommen werden sollten und Arbeiter dafür gesucht würden. Der angebotene Lohn war verhältnismäßig hoch, und Jonas hatte die allergrößte Lust sich zu melden. Er ließ seinem Dienstherrn gegenüber, bei dem Hedda und er bisher beide dauernd Arbeit gefunden hatten, ein Wort darüber fallen, wurde aber kurz abgefertigt.

„Die — verfluchte — Eisenbahn!" sagte Kalle Eriksen, ein wenig lauter und schneller wie gewöhnlich. „Der Teufel hole sie!"

Jonas wandte ein, daß der Herr doch selbst Aktien genommen habe. Aber Kalle hob warnend den Zeigefinger gegen ihn, stellte mit der andern Hand die Schnapsflasche hart auf den Tisch, und sagte mit seiner gewohnten, langsamen Würde:

„Das — ist — Politik, Jonas! reine Po—li—tik, und ich sage, ich sage trotz —

Digitized by Google

alle — dem: der Teufel hole die verfluchte Eisenbahn!"

Die Sache lag nämlich so, daß Kalle jahraus jahrein mit seinem Fuhrwerk als Beförderungsmittel für Reisende viel Geld verdiente. Ehe er auf diesen glorreichen Gedanken gekommen war, hatten seine beiden Pferde die Hälfte des Jahres so gut wie gar nichts zu tun gehabt, — jetzt hatte sich für ihn ein lohnendes Geschäft aufgetan. Dieser Einnahme würde die Eisenbahn ihn berauben oder sie wenigstens sehr vermindern, und folglich war Kalle ein eifriger Gegner des Projektes gewesen. Aber als er im Lauf der unzähligen Sitzungen, die in dieser Angelegenheit abgehalten wurden, merkte, daß die Stimmung sich mehr und mehr gegen ihn wendete, wollte er unter keiner Bedingung, daß ein so großes Unternehmen ohne seine Mitwirkung oder gar gegen seinen Willen zu stande kommen sollte, und daher zeichnete der Besitzer des „kleinen Hofes" eine ziemlich bedeutende Zahl von Aktien. Aber im übrigen spie er Gift und Galle, wenn die Sache zur Sprache kam, und schwur hoch und heilig, Jonas werde nie mehr Arbeit bei ihm bekommen, wenn er sich mit dieser verdammten Geschichte einlasse.

Mit diesem Bescheid kehrte Jonas zu Hedda zurück, und die Eheleute besprachen den Fall lange und eingehend. Sie bat und flehte ihn, den Gedanken fahren zu lassen. Gewiß konnte er etwas mehr verdienen, so lange der Bahnbau im Gange war, aber wenn er beendigt, was da? Zurück zu Kalle konnte er dann nicht, und wenn dieser ihnen auch nicht ihr Häuschen nahm, so konnte er sie doch auf mehr denn eine Weise schädigen. Jonas meinte, es werde vielleicht möglich sein, später eine Anstellung als Bahnwärter zu bekommen. Aber als Hedda ihn wegen dieser allzu kühnen, dummdreisten Hoffnung auslachte, gab er sie auf und beschränkte sich auf die zuversichtliche Behauptung, Kalle werde ihm schon wieder Arbeit geben, wenn er ihn darum angehe.

Natürlich dauerte es nicht lange, bis ihre gegenseitigen Argumente erschöpft waren. Er wollte, und sie wollte nicht. Sie hatte noch einen heimlichen Grund, den sie wohlweislich verschwieg. Jonas war mäßig und nüchtern, so lange er sich selbst überlassen blieb. Aber kamen die Kameraden und wollten ihn verführen, konnte er nicht widerstehen, und sie hatte schon mehrmals erlebt, daß er taumelnd und schwankend nach Hause gekommen war. Dann setzte es in der Regel Prügel für seine Frau und die drei Kinder, mit denen ihre Ehe im Lauf der Jahre gesegnet worden war, und das betrübte Hedda sehr, denn Jonas war sonst immer gut und freundlich gegen sie. Es dauerte gar nicht lange, bis sie ganz deutlich einen bestimmten Einfluß spüren konnte, dem sie jedes einzelne Mal das Unglück zu verdanken hatte. Und der Kerl, der ihren Mann zum Trinken verführte, — der lange Salomon — hatte sich auch als Arbeiter bei der Bahn gemeldet und tat, was er konnte, um Jonas zu dem gleichen Schritt zu überreden. Darum stritt und kämpfte sie aufs äußerste gegen diesen Plan; aber ihr Mann war entschlossen, und zuletzt wurde er böse. Um ihr den Mund zu schließen, versetzte er ihr endlich einen tüchtigen Schlag ins Gesicht, daß das Blut aus Mund und Nase floß, und somit war die Diskussion beendigt.

Es dauerte nicht lange, bis die Arbeit in vollem Gange war, und Jonas war einer der flinksten Arbeiter. In der Regel brachte er seinen Tagelohn mit nach Hause, war er in der Nähe, so brachte ihm Hedda mittags das Essen, und war er weiter fort, nahm er es morgens mit oder fastete, bis er abends wieder daheim war. Ab und zu betrank er sich auch einmal, aber im ganzen konnte Hedda nicht klagen, besonders da Kalle sie in Frieden ließ und sich damit begnügte, Jonas spöttisch „Herr Ingenieur" zu titulieren, wenn er ihm zufällig begegnete.

Die Zeit rückte schon heran, wo die Arbeiten beendet sein würden, und man begann, schon von der bevorstehenden Eröffnung der Bahn zu sprechen.

Noch ein Felsblock sollte gesprengt und ein Erdwall durchgraben werden. Mit dem Felsblocke hatte es keine Not; mit Hilfe von Dynamit — dessen Bedeutung als Sprengstoff im politischen Leben noch verhältnismäßig wenig bekannt ist, während jeder smaländische Bauer damit umzugehen weiß — flog der mächtige Stein splitternd und krachend in die

Digitized by Google

Luft. Der Durchstich des Erdwalls wurde Jonas und zehn andern Arbeitern übertragen, und die Arbeit ging ihnen rasch und gut von der Hand. Der lange Salomon war in der heitersten Stimmung; er gab eine lustige Weise nach der andern zum Besten, und was die Gemütlichkeit noch bedeutend erhöhte: er hatte vier Flaschen Fusel mitgebracht. Der Jubel wurde groß, als er sie rundgehen ließ. Gegen Nachmittag wurde die Stimmung so übermütig und die Blicke so umnebelt, daß man sich gegenseitig auf die Hacken trat und die Arbeit nicht mehr recht schaffen wollte.

Lange vor Anbruch des Feierabends legten sich alle zum Schlafen nieder; Jonas und Salomon oben auf der Höhe unter den Tannenwurzeln, die andern weiter unten am Abhang, wo sie gerade hinfielen, und da lagen sie noch, wie die Sonne hinterm Tannenwald zur Rüste ging und der Inspektor seine Runde auf der ganzen Linie machte. Er sah sie liegen und ließ sie liegen, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Sandmassen geworfen, die über ihren Köpfen hingen. Das ging ihn ja gar nichts an; er hatte ja nur die Arbeiten zu beaufsichtigen, und an denen war nichts auszusetzen. Na, wir Menschen mischen uns ja manches Mal in Dinge, die uns nichts angehen, und der Inspektor war nicht besser wie alle andern. Er ergriff daher die Beine des langen Salomon, um ihn aus seiner gefährlichen Lage zu entfernen; aber der Trunkenbold erwachte halb und halb und ergoß eine wahre Sündflut von Flüchen und Schimpfworten über den Unbekannten, der seine Ruhe störte, worauf er sich nach der andern Seite drehte und weiterschlief.

„Dann bleibt da liegen, Ihr besoffenen Schweine," dachte der Inspektor und ging seiner Wege.

Den ganzen Abend blieben sie da liegen, und der Branntwein hatte sein Werk so gut getan, daß keiner auch nur einen Finger rührte. Aber die mächtige Tanne, die oben auf dem Erdwall stand, verhielt sich nicht so ruhig. Die Behandlung, die sie erlitten, gefiel ihr durchaus nicht. Man hatte die Erde unter ihren Wurzeln gelockert, und diese dehnten sich nun kahl und haltlos über den Köpfen der schlafenden Arbeiter.

Der Baum hatte nur noch auf der einen Seite Halt; er löste sich mehr und mehr und neigte sein ganzes Gewicht über den Abhang. Wie nun der Abendwind sich aufmachte und in seine Zweige griff, beschloß der mächtige Baum, lieber auf eigene Hand zu stürzen, als der Maschine zum Opfer zu fallen, die binnen kurzem dampfend und brausend den stillen Waldesfrieden stören würde. Hin und her schwankte er mit seiner schweren Krone, fegte den sandigen Boden mit seinen unteren Zweigen und gab auf alle erdenkliche Weise seine Unruhe zu erkennen. Aber nichts vermochte den Nebel zu durchdringen, den der elende Fusel über die Sinne der schlafenden Arbeiter gebreitet hatte. Sie erwachten erst, als der ganze Erdwall mitsamt der Tanne und ein paar mächtigen Steinblöcken über sie herstürzte, d. h. die neun, die unten am Abhang lagen. Blutig und zerschunden arbeiteten sie sich heraus; der eine hatte ein Bein gebrochen, der andre eine Hand verstaucht, aber alle waren sie am Leben. Der lange Salomon und Jonas erwachten vielleicht auch, als das Unglück geschah. Vielleicht! Vielleicht schlummerten sie in ihrem Rausch bewußtlos ins Jenseits hinüber!

Vielleicht — niemand konnte über diesen Punkt näheres aussagen, und niemand kümmerte sich viel darum. Die Gemeinde hatte wichtigere Dinge zu bedenken; fiel ihr doch die Versorgung der Hinterbliebenen zu. Da war zunächst die Witwe Hedda mit ihren drei kleinen Kindern, während ein viertes demnächst erwartet wurde, sodann des langen Salomon hinfällige, alte Mutter, deren Trost und Stütze er gewesen, für die er seit dem Tode des Vaters gesorgt, wenn er sie auch ein bis zweimal in der Woche im Trunke halb tot geschlagen hatte. Kurz und gut, es gab genug zu sorgen und zu denken: zwei Witwen und vier Kinder! Mit der Alten wars nicht so schlimm; die machte es wohl nicht mehr lange. Aber Hedda? Hedda? Sie war noch nicht 25 Jahre alt, und die verehrlichen Armenpfleger sahen im Geist eine halbhundertjährige Periode vor sich, in der sie diesem gewiß langlebigen Frauenzimmer unerhörte Summen würden auszahlen müssen. Denn, gibt es etwas, was in Smaland feststeht, so ist es die Tatsache, daß eine Witwe mit vier

Digitized by Google

Kindern ohne Armenunterstützung nicht auskommen kann.

Hedda nahm sich ihr Unglück sehr zu Herzen. Sie war sich ihrer Notlage ganz bewußt, und Jonas war immer gut gegen sie gewesen. Die Mutter des langen Salomon fühlte sich verpflichtet, ihr in Anlaß des gemeinsamen Verlustes einen Besuch zu machen. Aber sie wurde nicht gut empfangen. Hedda konnte sich kaum so weit überwinden, ihr die übliche Tasse Kaffee vorzusetzen.

„Ach ja, ach ja," seufzte die alte Frau, „er hat mich oft geschlagen und war nicht sonderlich gut gegen mich, nein, weiß Gott, das war er nicht! Aber mein Sohn war er doch immerhin!"

Hedda stemmte die Arme in die Seite und antwortete kurz und barsch:

„Ja, er schlug dich und war schlecht gegen dich! Und er verführte meinen Mann zum Trinken und lockte ihn zu den Bahnarbeiten und ist schuld an seinem Tode. Und mein Mann prügelte mich nicht!"

Indessen mußte Jonas ja begraben werden. Man hatte ihn in den Kartoffelkeller gelegt, der in jedem smaländischen Bauernhäuschen zu finden ist, und Hedda hätte ihn eigentlich am liebsten vierzehn Tage da liegen lassen. Das war weniger ihr eigener Gedanke, wie Kalles. Er sollte um jene Zeit die Taufe eines Enkelkindes ausrichten, und da das Unglück jede Spur von Bitterkeit aus seinem Herzen vertrieben hatte, erklärte er sich bereit, zum Begräbnis beizusteuern, wenn die beiden Gelage sich vereinigen ließen. Der Gedanke war nicht übel, das mußten alle einräumen, — nur zwei Stimmen erhoben sich dagegen. Der Pfarrer und der Arzt hatten beide ihre Bedenken dabei, und nach einer Untersuchung im Kartoffelkeller wurde das Begräbnis auf strengen Befehl ohne weiteres ins Werk gesetzt. Es fand also statt, und zwar mit allem erforderlichen Pomp. Hedda hatte noch 14 bis 15 Kronen in ihrem Besitz, und sie war sofort bereit, sie zu diesem Zweck zu opfern. Der flache, niedrige Sarg wurde schwarz angemalt — ein großer Luxus für Leute in ihren bedrängten Verhältnissen — und am bestimmten Tage versammelten sich Freunde und Bekannte im Trauerhause. Der Sarg wurde auf lange, tannene Stangen gesetzt, von ein paar handfesten Burschen auf die Schultern gehoben und zum Kirchhof getragen. Hier ging die eigentliche Beerdigung mit der größtmöglichen Eile von statten, — der Pfarrer hatte am selben Tage schon zwei andre Amtshandlungen vorgenommen, eine Taufe und eine Trauung, und dieses ungewohnte Übermaß von Arbeit erdrückte und verwirrte ihn. Aber noch bis in die Nacht hinein zechten die Gäste in Heddas Häuschen, und als sie hinter dem letzten die Türe schloß, erfüllte sie das stolze Bewußtsein, Jonas mit vollen Ehren unter die Erde gebracht zu haben.

* * *

Die Romantik in Heddas Leben hatte ein jähes Ende genommen. Sie bekam Armenunterstützung — zwölf Kronen im Jahr und etwas Korn —, damit mußte sie sehr zufrieden sein, denn manche Arme bekamen nicht so viel. Jedes Vierteljahr durfte sie die drei Kronen abholen, womit die Gemeinde sich loszukaufen meinte; was sie sonst zum Leben brauchte, mußte sie mit ihrer Hände Arbeit beschaffen. Und sie ließ es sich wahrlich sauer genug werden. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete sie in Feld und Garten und griff überall mit an, wo es im kleinen Hof etwas zu tun gab. Kalle wollte ihr wohl, und außer ihrem festen Tagelohn brachte sie manches Mal noch Essen für die Kinder mit nach Hause. Das war auch sehr nötig; es gehört viel dazu, vier hungrige Kinder satt zu machen, und daß sie immer ganz satt geworden wären, kann man wohl nicht behaupten.

Da starb der alte Kalle Eriksen, und als das Begräbnis vorbei und das Erbe verteilt war, bekam Hedda auch ihren Teil. Der bestand in einer Aufforderung, so bald wie möglich ihr Häuschen zu räumen. Ob die Erben das Recht auf ihrer Seite hatten, war ihr nicht ganz klar, sie wußte nur, daß ihre Stellung seit Kalles Tode sehr unsicher geworden war. Ihr schwebte so etwas wie gesetzliche Kündigungsfrist oder dergleichen vor, aber was konnte das ihr helfen? Konnte sie sich auf den schwierigen, langwierigen Rechtsweg begeben? Würde irgend jemand sich einer armen Witwe mit vier kleinen Kindern

Digitized by Google

annehmen? Das wäre wohl eine vergebliche Hoffnung gewesen, darum kniff sie die Lippen fest zusammen und packte ihre Habseligkeiten, um so schnell wie möglich das Gebiet des kleinen Hofes zu verlassen. Beim Händler in Sjöatorp mietete sie sich ein, er hatte ein kleines Hinterhaus, wo es zu kalt und feucht für seine Warenvorräte war. Hier mauerte er einen Schornstein auf, und Hedda zog mit ihrer armseligen Habe und ihren vier verhungerten Würmern ein.

Es dauerte nicht lange, bis die Veränderung ihr recht fühlbar wurde. Die vielen Mahlzeiten, die sie im Lauf des Jahres aus Kalles Küche mitbekommen hatte, konnte sie in ihrem mehr wie dürftigen Haushalt nicht verschmerzen. Im Sommer ging's noch, da konnten die Kinder doch aufs Feld laufen und sich Heidelbeeren und Himbeeren suchen. Das füllte immerhin die kleinen Magen, wenn es auch keine recht kräftigende Nahrung war. Hedda grämte sich über das langsame Wachstum der Kinder. Wann würden sie endlich in der Lage sein, ihr in dem mühseligen Kampf ums tägliche Brot beizustehen? Das war noch gar nicht abzusehen! Mit einem Seufzer schloß sie die beiden Jüngsten ein, wenn sie morgens auf Arbeit ging; mit einem Seufzer teilte sie abends die dürftigen Bissen zwischen die vier hungrigen Münder, und acht heißhungrige Augen folgten jedem Stück, was ausgeteilt wurde, verschlangen jeden Bissen, den sie in den eigenen Mund steckte. Und doch waren es nicht viele Bissen, die in den eigenen Mund gingen. Wie alle Bauerfrauen in jener ärmlichen Gegend alterte sie zusehends nach ihrer Heirat, und konnte man auch auf ihrem Gesicht noch die Spuren der einstigen, frischen, kecken Schönheit sehen, die ihr die schönen Schuhe eingetragen hatte, wie sie als junges Mädchen auf dem kleinen Hofe diente, so war es doch ein Jammer, sie jetzt mit ihren langen, mageren Gliedern, eingefallenen Wangen und hohlen Augen umherschleichen zu sehen, während unordentliche Haarsträhnen ihr um den Kopf flogen.

Und im Winter wurde es erst recht schlimm. Da gab es wenig oder gar nichts zu verdienen, und der Schnee lag über den Heidelbeeren. Wenn sie auf Arbeit ging, beköstigte sie sich selbst, d. h. sie hungerte, um ein paar Schillinge mehr zu verdienen. Ab und zu wurde sie ein wenig von der Frau des Händlers unterstützt, die vielleicht mit Schaudern daran dachte, daß dies ihr Schicksal gewesen wäre, wenn sie nicht das bessere Teil erwählt und Jonas im Stich gelassen hätte. Aber diese Unterstützung verschlug nur wenig und hörte schließlich ganz auf. Daran hatte eigentlich Hedda selbst schuld. Die ehemalige Näherin hatte sich nämlich mitsamt ihrem Mann ein wenig aufs Trinken gelegt, und in ihren benebelten Augenblicken wurde die Erinnerung an alte Liebesgeschichten in ihr lebendig und und trieb ihr die Tränen in die Augen. Sie ging dann gerne zu Hedda hinüber, um mit ihr über alte Zeiten zu reden, insonderheit von Jonas und seiner Werbung. Dabei hatte sie die Eigentümlichkeit, in den Augenblicken des Rausches einen wahren Abscheu gegen ihren Gatten zu empfinden und seinen Anblick nicht ertragen zu können, während er seinerseits in dem gleichen Zustande seine Zärtlichkeiten gegen sie verdoppelte. Dann konnte es vorkommen, daß sie seine Liebkosungen mit einer Ohrfeige erwiderte, unter strömenden Tränen ihre Sehnsucht nach dem seligen Jonas beteuerte, und in Heddas kleinem Stübchen in bittere Vorwürfe gegen sich selbst ausbrach, weil sie ihn damals nicht genommen, wo sie ihn hätte haben können. Als dies zum erstenmal passierte, lachte Hedda sie aus, und meinte, was sie beträfe, sei sie jederzeit bereit, mit ihr zu tauschen. Aber als sich derselbe Auftritt beständig wiederholte und die Frau des Händlers schließlich so weit ging, ein paar alte Liebesbriefe von Jonas aus der Tasche zu ziehen und vorzulesen, ärgerte die Witwe sich, und machte ihrem Zorne Luft. Da hörten die Besuche auf, und mit ihnen die Unterstützung.

In dieser Zeit wurde Hedda Philosoph. Nicht, als ob sie gewohnt gewesen wäre, sich mit der Lösung schwieriger Probleme zu befassen. Der Schullehrer in Sjöatorp gehörte zu der berühmten alten Schule, die ihren weiblichen Schülern das Schreiben nicht lehrt, um sie vor der Gefahr der Liebesbriefe zu bewahren, und mit dem Lesen stand es nicht viel besser. Aber trotzdem fing sie jetzt an zu philosophieren.

Digitized by Google

Da war z. B. das rotgestrichene Eckhaus oben auf dem Kirchenhügel. Es war ein Kornmagazin. Vor vielen Jahren hatte ein reicher Bauer der Gemeinde hundert Tonnen Korn vermacht mit dem nötigen Gelde, um ein Magazin zu bauen. Da stand es nun, auf Pfählen sorgfältig erbaut, wurde jedes Jahr neu gestrichen und war der Stolz und die Freude des ganzen Kirchspiels. Denn wenn einer der Landleute in Sjöatorp in Verlegenheit war und Korn brauchte, konnte er, nach Bestimmung des Erblassers, ein Darlehn aus dem Magazin erhalten, wo der Kornvorrat immer der gleiche bleiben sollte. Später wurde das Darlehn mit Zinsen zurückbezahlt, und die Zinsen kamen den Armen zu gute. Der Gedanke an die Zinsen ließ Hedda keine Ruhe. Waren sie nicht für die Armen in der Gemeinde bestimmt, und war sie denn nicht die Ärmste der Armen? Warum bekam sie denn nichts davon zu sehen? Nachdem sie eine Zeitlang darüber nachgedacht hatte, ging sie zum Pfarrer, um die Sache mit ihm zu besprechen.

Der brave Mann kam einigermaßen in Verlegenheit, als er hörte, was sie auf dem Herzen hatte.

„Gewiß, gewiß, die Zinsen! Aber davon bekommen sie ja doch Ihren Anteil?"

Sie schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. Von keinen Zinsen auf Erden hatte sie noch je etwas zu sehen bekommen.

„Aber gewiß doch," sagte der Pfarrer und ging mit langen Schritten auf und nieder. „Sie wissen bloß nicht ordentlich Bescheid, Hedda. Sehen Sie, hm! — ja, stellen Sie sich einmal vor, wie schwer es für die Armenkasse ist, ihren vielen Verpflichtungen gerecht zu werden! Bedenken Sie doch, daß Sie jedes Vierteljahr von guten Menschen unterstützt werden, damit Sie und die Kinder nicht verhungern!"

Hedda bedachte es. Und nun erklärte der Pfarrer ihr, daß die guten Menschen schon seit einer Reihe von Jahren die Zinsen, welche die Verwaltung des Kornmagazins ergab, in die Armenkasse fließen ließen. Zwölf Kronen jährlich waren seit jeher die festgesetzte Unterstützung für jedes verarmte Gemeindemitglied gewesen: es lag kein Grund vor, hier eine Veränderung eintreten zu lassen. Mehr wie zwölf Kronen durfte Hedda also in keinem Fall beanspruchen oder erwarten, wie hoch sich auch die Zinsen belaufen mochten, aber die Sjöatorper waren durch ihren Wohltäter, den reichen Erblasser, zu einer wohlgefüllten Armenkasse gekommen.

„Sehen Sie, Hedda, jetzt begreifen Sie, auf welche Weise die Zinsen Ihnen zu gute kommen," schloß der Pfarrer. „Und nun gehen Sie nach Hause und danken Sie Gott und dem seligen Erik Sjögren, der ein Herz für die Armen hatte."

Hedda verstand und ging ihrer Wege. Sie sprach nicht weiter darüber, aber zuweilen, wenn sie am Kirchenhügel vorbeiging, ballte sie die Faust gegen das stattliche Kornmagazin, das so stolz und wohlhäbig auf seinen roten Pfählen thronte und seine Zinsen an die Bedürftigen verteilte.

Von jener Zeit an bewegten sich ihre Grübeleien alle in derselben Richtung. Allmählich begann in ihrer Seele ein Haß zu glimmen, der sich nicht anders, wie durch ein gelegentliches flüchtiges Blitzen ihrer Augen Luft machte, aber der sie innerlich zu verzehren drohte. Haß gegen die langsamen, bedächtigen Bauern, gegen den Pfarrer, gegen jeden, der sauber gekleidet war und Haus und Hof sein eigen nannte. Mit solch einem unheimlichen, haßerfüllten Blick maß sie eines Tages den Händler, als er sie wegen der fälligen Hausmiete mahnte, — und was nun der Grund gewesen sein mag — er ließ sie daraufhin in Frieden.

Zwei Jahre waren seit Jonas Tode verstrichen, und selbstverständlich hatten alle das Unglück längst vergessen, aber es fand sich doch immer noch eine mitleidige Seele, die der armen Witwe Arbeit gab. Daß schließlich aber auch ihre letzten Gönner die Geduld mit ihr verloren, hatte sie sich selbst zu danken. Oft mußte sie gemahnt werden, die ihr aufgetragene Arbeit auch nur anzugreifen. Manches Mal lag sie auf den Knieen zwischen den Kartoffeln und starrte geistesabwesend auf das Unkraut, was sie in den Händen hielt. So konnte sie stundenlang verträumen, — kein Wunder, daß bald die Zeit kam, wo sie fast keine Arbeit mehr bekommen konnte. An solchen arbeitslosen Tagen pflegte sie von früh

Digitized by Google

bis spät in einem Winkel ihres Stübchens auf der Erde zu sitzen und die Hände über den Knieen zu falten. Ihr Blick folgte unablässig den Kindern, die herumspielten und an den Kartoffelresten kauten, die sie auf dem Felde des Nachbarn gestohlen hatte. Das Brennholz, was sie zur Feuerung brauchte, war aus dem Walde des Gutsherrn entwendet, und die gestohlenen Kartoffeln kochte sie in einem Topf, den sie von einer andern Familie geliehen hatte. Es waren weder gute, noch erfreuliche Gedanken, die ihr durch den Kopf jagten. Zuweilen warf sie einen halb irrsinnigen, schadenfrohen Blick auf die zerlumpten, verhungerten Würmer, deren jämmerliches Geschrei nach Brot sie nicht befriedigen konnte. Im Winter froren sie, zu allen Jahreszeiten hungerten sie, und im übrigen taten sie, wozu sie Lust hatten; keiner, der sie mit Unterricht oder Aufsicht belästigt hätte. Mitunter liefen auch Klagen über die Kinder bei ihr ein. Man warf ihr vor, daß sie sie unordentlich umherkaufen lasse; wenn man auch arm sei, könne man doch seine Kinder reinlich und ordentlich halten. Wasser koste doch nichts, und es sei schrecklich, wie leicht arme Leute den Sinn für Reinlichkeit verlören! Noch dazu waren die Kinder unartig, machten lange Finger, wo sie konnten, prügelten sich mit den Nachbarkindern, wagten sich auf zu dünnes Eis und machten sich in jeder Weise mißliebig.

Und während solche Gedanken durch Heddas Hirn wogten, kam der vorhin erwähnte schadenfrohe Ausdruck in ihre hohlen Augen. Sie empfand eine gewisse Genugtuung bei all der Not und dem Elend, was sie und die Ihren erduldeten. Sie mußten frieren und darben, und die rosigen, geputzten Pfarrerskinder gingen unterdessen mit ihrem Kindermädchen spazieren! Und wenn sie, wie ihre eigenen, unseligen Kinder, auch bisweilen „Mama!“ riefen, blieb ihre Mutter da wohl, wie sie, still im Winkel sitzen, ohne ihre Bitte um Brot erfüllen zu können? Gewiß, denn als der Pfarrer ihr neulich eine Kleinigkeit gab, hatte er ihr gesagt, sie möchte nicht so bald wiederkommen, er habe viele, die er unterstützen müsse, und manchmal wisse er selbst nicht auszukommen. Ja, er hatte es gewiß selbst knapp, und der Gutsbesitzer, und der Amtmann und der Organist, und Kalle Eriksens Söhne, und alle die großen und kleinen Bauern hatten es gewiß auch knapp! Worüber hätte sie denn wohl zu klagen?

Es ist nicht gut für den Menschen, sich beständig höhnischen und schadenfrohen Gedanken hinzugeben. Schließlich verlor sich Hedda ganz und gar darin. Sie ging kaum mehr auf Arbeit, wenn sie irgend auf andre Weise etwas zusammenbringen konnte. Für sich selbst brauchte sie nur wenig, und für die Kinder wurde sie auch mit jedem Tage gleichgiltiger. Ab und zu besuchte der Pfarrer sie. Die Frage nach den Zinsen, die den Armen zu gute kommen sollten, hatte ihn beunruhigt; er sann und sann darüber nach und konnte den Gedanken nicht wieder los werden. In einer Sitzung des Gemeinderates schlug er vor, die Armenunterstützung etwas zu erhöhen, und wies darauf hin, daß der selige Erik Sjögren den Armen doch möglicherweise die bewußten Zinsen außer der üblichen Unterstützung zugedacht habe.

Aber seine Brüder im Rat machten bedenkliche Gesichter bei diesem radikalen Vorschlag, und der Pfarrer mußte ihn schleunigst zurückziehen. Trotzdem verließ ihn seine innere Unruhe nicht. Hedda wohnte ganz in seiner Nähe, und er sah sie beinah jeden Tag. Wohin er sich auch wenden mochte, begegnete er dem sonderbar unheimlichen Ausdruck ihrer Augen, er verfolgte ihn überall und ließ ihm keine Ruhe. Um doch etwas für sie zu tun, übertrug er ihr das Amt, die zum Pfarrhof gehörigen Kühe zu hüten. Gott weiß, das war eine überflüssige Arbeit; die Felder, wo die Kühe weideten, waren durch hohe Wälle und Zäune abgeschlossen, die Kühe waren, auch ohne Hirten, so sicher wie im Stall. Die Dorfbewohner merkten bald, daß er diese Einrichtung nur Heddas wegen getroffen habe, und die Lobpreisungen des edlen Wohltäters nahmen kein Ende. Das bedrückte Gewissen des Pfarrers fühlte sich erleichtert, und allmählich fand er seine fröhliche Laune wieder.

Mit Hedda geschah keine Veränderung. Stumm und düster hütete sie das Vieh und hing dabei ihren schweren Gedanken nach. Aber ihr Weg führte sie jetzt in die Nähe der

Digitized by Google

Eisenbahn, und dieser Umstand gab ihren Gedanken eine neue Richtung. Stundenlang konnte sie hinterm Wall des Eisenbahndammes sitzen und auf die Schienen starren. Nach Süden zu lag der Sandhügel, unter dem Jonas seinen Tod gefunden hatte, auf diesem ruhte ihr brennender Blick wieder und immer wieder. Wenn der Zug heranbrauste, sah sie ihm mit funkelnden Augen nach, sprang in die Höhe und ballte ihre ohnmächtigen Fäuste drohend gegen das Ungeheuer, das schuld war an ihrem unseligen Schicksal. Der Zugführer und Schaffner wurden bald aufmerksam auf sie, fragten nach ihrem Namen und empfanden anfangs Mitleid mit ihr. Aber als sie Tag für Tag das halbverrückte Frauenzimmer an derselben Stelle ihre possenhaften Sprünge und Geberden wiederholen sahen, schwächte sich ihr Mitgefühl ab, und sie begnügten sich damit, sie auszulachen. Eines Tages warf der Zugführer eine leere Bierflasche nach ihr. Er traf sie an der Schulter, und das war gewiß nicht seine Absicht gewesen, aber Hedda ergriff die Flasche und schleuderte sie hinter dem Zuge her, so daß die Splitter auf die Schienen flogen. Der Zugführer, der aus seinem Fensterchen alles mit ansah, lachte noch einmal, und damit schien die Sache erledigt.

Einmal ging der Pfarrer zu ihr in den Wald. Er fand sie auf ihrem gewöhnlichen Platz neben der Bahnlinie sitzend und erriet ihre Gedanken.

„Gott ist ein guter und ein gerechter Gott," sagte er, indem er seine Hand auf ihre Schulter legte. „Das sollen wir nie vergessen."

Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit der Schulter, um seine Hand abzuschütteln und richtete einen Blick auf ihn, der ihn bewog, so schnell wie möglich kopfschüttelnd weiter zu gehen. Nein, mit diesem Frauenzimmer war nichts anzufangen; jetzt gab er sie auf.

* * *

Der St. Johannistag stand vor der Tür, — der dritte, seit Hedda Witwe war. Die gewohnte, erwartungsvolle Vorfreude bewegte die Herzen aller Landleute. Die jüngere Generation war allmählich herangewachsen, von Heddas Bekannten und Altersgenossen war höchstens eine einzelne noch darunter, die meisten waren verheiratet oder in die Fremde gegangen. Sie selbst hörte halb stumpfsinnig und mit tauben, gleichgiltigen Ohren auf das Geschwätz, das sie umschwirrte, während sie in gewohnter Weise zu ihren Kühen in den Wald ging. Dort würde sie ja Ruhe finden. An ihre Kinder dachte sie heut weniger als je, ihre vollständige Gleichgiltigkeit gegen sie war schon der Gegenstand allgemeinen Aufsehens. Man machte ihr hin und wieder berechtigte Vorwürfe, aber sie war unzugänglich für jede Einwirkung von außen. Gleichgiltig verließ sie morgens ihr Haus, gleichgiltig sah sie mit an, wie die Nachbaren sich der verlassenen Kinder ein wenig annahmen. Allmählich gewöhnte man sich daran, sie als etwas gestört zu betrachten.

Im Walde, den sie mit ihren Kühen aufsuchte, umgab sie tiefer Friede — bis der Johannisabend anbrach. Als die Uhr vier geschlagen, und die Burschen und Mädchen in ihren bunten Festkleidern umher zu streifen begannen, wurde auch die bleiche, magere Witwe dort oben im Walde nicht vergessen. Ein paar Mädchen suchten sie auf und brachten ihr süßen Wein und Semmel. Sie nahm die Lebensmittel ohne ein Dankeswort, aber als eins der Mädchen anfing, die Kühe mit Birkenzweigen zu schmücken, wurde sie zornig und jagte die Mädchen mit Scheltworten davon. Als sie fort waren, kehrte sie auf ihren alten Platz am Eisenbahndamm zurück und starrte wie gewöhnlich auf den verhängnisvollen Sandhügel. Gegen Abend kam der Zug daher gefahren. Die Lokomotive war zur Feier des Tages von oben bis unten mit frischem Grün geschmückt, das ganze Personal, Zugführer, Heizer und Schaffner trugen Birkenzweige an den Mützen, und aus jedem Fenster winkten die Reisenden mit zarten, grünen Laubgewinden. Hedda brach zusammen, als sie den festlich geschmückten Zug erblickte. Sie hörte das Hurra der Leute, den Gesang der Reisenden, und all die sommerliche Festfreude schnitt ihr ins Herz. Sie konnte den wahnsinnigen Haß, der in ihr kochte, nicht bezwingen, ehe der Zug vorbeibrauste, darum sprang sie auf und floh tiefer in den Wald hinein. Zwischen dem Fichten- und Birken-

Digitized by Google

dickicht bahnte sie sich einen Weg, immer an der Bahnlinie entlang, die Augen starr auf die Schienen geheftet. Endlich erreichte sie atemlos und keuchend den Sandhügel, wo damals das Unglück geschehen war.

Lange saß sie am Abhang und starrte träumend vor sich hin. Die Sonne ging hinter den Bäumen unter, und die spärlichen Vögel, die in den smaländischen Wäldern singen, verstummten allmählich, wie die Nacht hereinbrach. Es wurde dunkler und dunkler, aber Hedda rührte sich nicht. Die fest gefalteten Hände hatte sie in ihrem dichten, ungeordneten Haar vergraben, und während sie so brütend dasaß und träumerisch vor sich hinstarrte, verschleierte sich ihr Blick. Ihre Augen wurden seltsam ausdruckslos; sie sah und hörte nichts mehr, — so saß sie stundenlang.

Es war Nacht geworden, als sie sich endlich mühsam und schwerfällig erhob. Vorsichtig kletterte sie den Abhang hinunter, als suche sie etwas. Endlich blieb sie vor einem großen Stein stehen, der halb im Sand vergraben war. Mit einem unheimlichen Lächeln betrachtete sie ihn; aber nur einen Augenblick: dann machte sie sich an die Arbeit. Mit Händen und Füßen grub und kratzte sie ihn aus seinem sandigen Bette los. Es schien eine endlose Arbeit ,werden zu wollen, aber Liebe und Haß erwecken ungeahnte Kräfte im Menschen. Je länger sie grub, desto größer schien der Stein zu werden, aber sie ließ sich nicht beirren. Atemlos arbeitete sie mit aller Kraft, versuchte von Zeit zu Zeit, ob der Stein denn noch immer nicht anfange sich zu rühren, und machte sich dann von neuem rastlos und unermüdlich an die Arbeit. Als die Sonne aufging, war sie noch in vollem Gange, und während die Vögel in den sommerlichen Büschen und Zweigen erwachten, und den neuen Tag mit süßem Gezwitscher begrüßten, wurden ihre Anstrengungen wilder und wilder.

Endlich merkte sie, daß der Stein sich löste. Das alte, unheimliche Lächeln spielte um ihre Lippen, und sie verdoppelte ihre Bemühungen. Als der Morgen anbrach, rollte sie den mächtigen Felsblock den Abhang hinunter, bis er quer über den Schienen lag. Als dies geschehen war, blieb sie einen Augenblick stehen und betrachtete ihr Werk. Dann brach sie, zum Tode erschöpft, am Abhang zusammen.

Der Lokomotivführer hielt den Zug rechtzeitig an, und es geschah kein Unglück.

Hedda wurde im Verhör aufgefordert, ihre Helfershelfer zu nennen. Es schien den Richtern unmöglich, daß ein schwaches Frauenzimmer ein solches Stück Arbeit allein habe vollbringen können. Sie kam mit drei Jahren Zuchthaus davon, da man „mildernde Umstände" gelten ließ. Hätte sie Freunde gehabt, würde man sie wohl für geisteskrank erklärt haben. Aber sie stand ganz allein in der Welt, und darum bezeugte keiner in dem Augenblick ihre Unzurechnungsfähigkeit, wo sie wegen Mißbrauchs ihrer Vernunft zur Rechenschaft gezogen wurde.

* * *

Als Hedda aus dem Zuchthause entlassen wurde, war sie eine ganz andre geworden. Sie hatte wieder Fleisch auf den Knochen, sah jünger aus, wie sie eigentlich war, und konnte noch allenfalls für ein schönes Frauenzimmer gelten. Nur der Glanz ihrer Augen war erloschen; sie sah aus, als sei ihre Seele auf Reisen.

Ihre Kinder hatte sie vergessen. Zusammen mit einer „Freundin", die sie in der Anstalt kennen gelernt hatte, reiste sie nach Stockholm, wo sie ihren Lebensunterhalt unter — — ja, unter solchen verdiente, auf die jeder ehrbare Mann, und vor allem jede ehrbare Frau mit der tiefsten Verachtung herabsieht, aber deren Lebens- und Leidensgeschichte so wenigen bekannt ist.

Ihre Geschichte ist keine Anklage — sie ist eine Entschuldigung!

Digitized by Google

Ein Feldzug gegen den Alkohol.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Der internationale Anti-Alkoholkongreß in Bremen führte auch eine Frau nach Europa, deren Name in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie etwa der von Frances Willard, ein ganzes Programm bedeutet: Mrs. Mary H. Hunt. Dieses Programm lautet: „Der Stern der Hoffnung für die Anti-Alkoholbewegung steht über dem Schulhause." Oder, in weniger poetischer Sprache: Die Bekämpfung des Alkoholgenusses kann nur auf dem Wege der Belehrung der heranwachsenden Jugend zu dauernden Erfolgen führen.

Es ist nicht zu viel gesagt, daß Mrs. Hunt ihr ganzes Leben in den Dienst dieser Überzeugung gestellt hat. Die Geschichte ihres Feldzuges, die sie selbst in einer größeren Broschüre: „An Epoch of the Nineteenth Century" kurz dargestellt hat, dürfte für uns ein zwiefaches Interesse haben: einmal weil sie eine von Frauen eingeleitete und im wesentlichen auch durchgeführte Sozialreform darstellt, die auch für uns in mancher Hinsicht vorbildlich sein kann, dann aber auch, weil sie die charakteristischen Züge des amerikanischen öffentlichen Lebens in einer für Ausländer besonders reizvollen Deutlichkeit widerspiegelt.

Eins zeichnet das Vorgehen von Mrs. Hunt vor allem aus: das klare Verständnis für die völkergeschichtliche Wahrheit des Ausspruches, in dem einst ihr großer Landsmann Lincoln das Resultat seiner politischen Erfahrungen zusammengefaßt hat: „Wer ein Gesetz der Republik ändern will, hat zuvor die Überzeugungen des Volkes zu ändern." Wie ihr Programm selbst von dem Gedanken getragen ist, daß soziale Reformen nur von innen heraus zu einem wurzelkräftigen Bestand kommen können, so suchte sie sich, ehe sie mit Petitionen und Adressen an die Parlamente begann, erst einen Stab wirklich geschulter Mitarbeiterinnen zu sichern. Die ersten beiden Jahre ihrer Tätigkeit, die 1880 begann, waren der Heranbildung von Mitarbeitern gewidmet, denen sie nicht nur das Studium der Alkoholfrage in physiologischer und sozialwissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch die Beschäftigung mit der Verfassung, der Schulgesetzgebung und Verwaltung, mit den politischen Parteien und ihren Beziehungen zur Gesetzgebung zur Pflicht machte. Handelte es sich doch um die Aufgabe, die Einführung eines systematischen physiologischen Unterrichts mit besonderer Betonung der Natur und Wirkungen des Alkohols und anderer Narkotika in 45 einzelstaatlichen Unterrichtsgesetzen zu erreichen.

Unterrichtsgesetze aber, sagt Mrs. Hunt, sind, wie alle Gesetze, verkörperte Überzeugungen. „Diese Überzeugungen müssen erst in dem Volk geschaffen werden, das die gesetzgebende Macht ist, ehe wir erwarten können, daß die Gesetzgebung sie in unserm Recht niederlegt." Und so entfaltet sie in einer breiten Agitation ihre ganze ungewöhnlich

Digitized by Google

frische und elastische Tatkraft, eine ebenso bewundernswerte politische Gewandtheit und eine Wärme und Begeisterung, der, wie bei so vielen führenden Frauen im politischen und sozialen Leben Amerikas, ein starkes religiöses Element ihr besonderes Gepräge gibt.

Zuerst galt es, wie Mrs. Hunt erzählt, „strategic points" zu gewinnen, nämlich die großen Bevölkerungszentren im Osten, denen dann die übrigen Staaten ohne große Mühe folgen würden. So war das Hauptaugenmerk in jenen ersten Jahren von 1882 an auf New York und Pennsylvania gerichtet. Vermont war ihren Anregungen als der erste Staat schon 1882 gefolgt, Michigan und New Hampshire ein Jahr später. Als 1884 New York den Temperenzunterricht in seinen Schulen einführte, folgten zehn Staaten noch in demselben Jahr.

Härteren Widerstand leistete Pennsylvania. Echt amerikanisch wirkt die Schilderung einer Augenzeugin von der großen Versammlung, in der Mrs. Hunt versuchte, die Parlamentsmitglieder für ihre Sache zu gewinnen — eine Schilderung, der die Übersetzung zu viel von ihrem Charakter nehmen würde, um sie nicht lieber im Original zu geben:

„A short opening prayer, then gently and easily, as if this was a country school and these lawmakers so many big boys bound to loyalty and service, Mrs. Hunt began to talk. From my corner behind the gathering of representative women, who had come on from Philadelphia and elsewhere to be present on this occasion, I saw not only the thoughtful and pleased attention on the part of the majority, but that the fidgety man ceased to fidget, the dogged man, who deliberately opened his newspaper, soon dropped it on the floor at his side; the man who flung himself into his seat with an air of dry endurance took an attitude of roused attention, the loungers sat up erect, and even the man who defiantly swung his foot up to the top of his desk, little by little drew it down and shrank away into the collar of his coat."

Für die Sitzung des Abgeordnetenhauses war ein förmlicher Platzregen von Petitionen vorbereitet. Eine der Mitarbeiterinnen hatte keinen Tag der Session vorbeigehen lassen, ohne von irgendwo her mit einer Petition für den Mäßigkeitsunterricht das Abgeordnetenhaus bombardieren zu lassen. Unter dem überwältigenden Eindruck dieser Kundgebungen ging die Bill mit Mrs. Hunts Forderungen denn auch wirklich durch. „Ich darf wohl," so fügt die Berichterstatterin hinzu, „Mrs. Hunt die Mutter der Bill nennen, denn in ihrer Arbeit dafür steht sie vor dem Staate als die Vertreterin und Wortführerin der warmen, großen Mütterlichkeit, die Schutz begehrt für die Kinder des Landes."

Die zweite große Etappe war die Herbeiführung eines Kongreßbeschlusses, durch den in allen der Föderation direkt unterstehenden Unterrichtsanstalten auch der Mäßigkeitsunterricht eingeführt werden sollte. Hier waren die Hauptgegner die am Branntweinhandel interessierten Kreise, die sich mit Gegenpetitionen gleichfalls an den Kongreß gewandt hatten. Gegen sie aber wurde der moralische Enthusiasmus zu einer gewaltigen Waffe. Einer der Senatoren hatte den Einwand gewagt, „Branntweinhändler hätten geradeso gut ein Recht, ihre Ansichten über Temperenzerziehung vor dem Kongreß zu vertreten wie irgend eine Frau." Er bekam sofort eine ganze Flut von Briefen, die alle im Tone des folgenden lauteten: „Ich kenne Sie, mein Herr, als einen ritterlichen

Digitized by Google

Gentleman. Stellen Sie sich meine Entrüstung vor über die Unverschämtheit eines Reporters, der es wagt, Ihnen die Worte in den Mund zu legen: ‚ein Branntweinhändler habe dasselbe Recht, im Kongreß der Vereinigten Staaten über Kindererziehung gehört zu werden, als irgend eine Dame' — ich bin überzeugt, daß das ein Mißverständnis ist, denn kein Mann, der im Senat so etwas sagen würde, könnte unsern Staat dort würdig vertreten." Dieselbe Regsamkeit wurde entfaltet, als der Kongreß Miene machte, die Bill in einer Kommission zu begraben. Tausende von Petitionen und Briefen gingen an alle Parlamentsmitglieder, immer wieder mit der Frage: „Warum berichtet die Kommission noch nicht über die Mäßigkeitsbill?"

Mary H. Hunt.

Es ist interessant und nicht gerade schmeichelhaft für unsern patriotischen Stolz, daß ein Hauptbedenken des Vorsitzenden gegen die Bill war, sie würde die Deutschen vor den Kopf stoßen. Zwar sammelten die Zweigvereine des großen Christlichen Frauen-Mäßigkeits-Bundes in Staaten mit deutscher Bevölkerung sofort Unterschriften von Deutschen, um nachzuweisen, daß diese Befürchtung grundlos sei. Aber es ist doch bemerkenswert, daß man auch später in Illinois gegen eine Petition zu kämpfen hatte, die mit 15 000 Unterschriften die Wünsche der gesamten deutschen Bevölkerung zum Ausdruck brachte, und sich gegen den bereits eingeführten Temperenzunterricht erklärte.

Im Kongreß der Vereinigten Staaten wurde dank der fieberhaften Propaganda aller Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Bill der Sieg errungen. In der letzten Hälfte der achtziger Jahre gewann man dann nacheinander auch die Südstaaten.

Digitized by Google

Aber es handelte sich nicht nur um die bloße Einführung des Unterrichts in irgend einer beliebigen Form und Ausdehnung, sondern um die Gewähr für eine gründliche und wirklich nachhaltige Beeinflussung der Schuljugend nach dieser Richtung. Mrs. Hunt stellt eine Reihe ganz bestimmter Einzelforderungen auf, nach denen der Unterricht zu gestalten ist:

1. Der Unterrichtsgegenstand soll bezeichnet werden als: Unterweisung über die Natur der alkoholischen Getränke und andrer Narkotika, sowie besondere Belehrung in bezug auf ihre Wirkung auf den menschlichen Organismus, verbunden mit den verschiedenen auf den Gegenstand bezüglichen Zweigen der Physiologie und Gesundheitslehre.

2. Der Unterricht soll so erteilt werden, daß alle Schüler, die alt genug zum Lesen sind, oder die mehr als drei Jahre vollentwickelte Volksschulen (graded schools) oder die entsprechenden Klassen der nicht vollentwickelten Schulen besuchen und unter dem zweiten Schuljahre in den höheren Schulen sind, Lehrbücher in den Händen haben, und daß diejenigen, welche nicht lesen können, mündlich nach einem in der Hand des Lehrers befindlichen Lehrbuch unterwiesen werden.

3. Der Gegenstand soll ebenso gründlich wie Geographie und Rechnen in nicht weniger als vier wöchentlichen Stunden in zehn Wochen in jedem Schuljahre gelehrt werden unter dem zweiten Jahre der höheren Unterrichtsanstalten mit denselben Prüfungen oder Zeugnissen für die Versetzung, wie sie für die andern Unterrichtsgegenstände erforderlich sind.

4. Das Gesetz soll bestimmen, daß sämtliche Schüler in allen unter staatlicher Aufsicht stehenden Schulen an dem Unterricht teilnehmen müssen.

5. Die Lehrbücher, die bei Erteilung dieses Unterrichts benutzt werden, sollen nicht weniger als den vierten Teil ihres Umfanges auf die Betrachtung der Natur alkoholischer Getränke und andrer Narkotika verwenden, und von den in den höheren Schulen gebrauchten Lehrbüchern müssen sich wenigstens 20 Seiten ihres Inhaltes auf diesen Gegenstand beziehen.

6. Es soll eine Prüfung der Lehrer in diesem Gegenstand verlangt werden, sowie die Erteilung entsprechenden Unterrichts in allen Lehrerbildungsanstalten.

7. Eine genau bezeichnete, besondere, leicht ausführbare Strafe für Nichtbefolgung soll in jedem Temperenzunterrichtsgesetz enthalten sein; sonst würde es nur Ratschläge enthalten, deren Befolgung von dem guten Willen der lokalen Schulbehörden abhinge.

In dieser Richtung arbeitete man nun auf eine Verschärfung der gesetzlichen Bestimmungen hin, wo sie noch hinter dem Geforderten zurückgeblieben waren. So gab es 1896 noch einmal einen heißen Kampf in New York, in dem von seiten der Women's Christian Temperence Union über eine Million Seiten Drucksachen und Briefe zur Aufklärung der Bevölkerung und zur Agitation für die geplante Verschärfung des Gesetzes versandt wurden.

Im Laufe von zwanzig Jahren, von 1882 bis 1902, hat die von Mrs. Hunt eingeleitete und bis zum Schluß durchgeführte Bewegung einen vollen Sieg erkämpft. In allen 45 Staaten der Union ist heute die Aufklärung über die Gefahren des Alkohols ein wichtiger Bestandteil des naturwissenschaftlichen Unterrichts, vielfach in dem weiten Umfange, den Mrs. Hunt für notwendig hält.

Mag uns in den äußeren Formen dieses Kampfes manches befremden, mögen wir darüber lächeln, wenn z. B. die Federn, mit denen das ersehnte Gesetz in den einzelnen Staaten unterzeichnet wurde, in dem „Scientific Temperence Museum" gesammelt werden, oder wenn auf der großen Karte, auf der die Staaten je nach ihrer Stellung zum Mäßigkeitsunterricht schwarz oder weiß gekennzeichnet sind, im Triumph ein neu gewonnener Staat seiner schwarzen Bedeckung entkleidet wird: wir bewundern doch in dem Kampf den unbeirrbaren Idealismus, der die allersicherste Gewähr für den Sieg ist, und das frische, tatkräftige, jede Gelegenheit nutzende Zugreifen, von dem wir noch viel lernen können.

Digitized by Google

Eine große Aufgabe, durch deren Erfüllung der Fortschritt in der Gesetzgebung erst wirklich fruchtbar gemacht werden konnte, war nun die Beschaffung geeigneten Unterrichtsmaterials, die Herstellung der Lehrbücher, von denen oben schon die Rede war. Eine gewaltige Menge von Arbeit und Mitteln ist von Mrs. Hunt darangesetzt worden, um diese Aufgabe zu erfüllen. Sie selbst hat dazu eingehende Studien gemacht, nicht nur über die Arten und Wirkungen der alkoholischen und narkotischen Genußmittel, sondern auch über die Lebensgewohnheiten, die hygienischen Bräuche und Mißbräuche, die Gesundheits- und Ernährungsverhältnisse der verschiedensten Volksschichten. So hat sie die Gesichtspunkte für Anlage und Auswahl der Unterrichtsstoffe in solchen Lehrbüchern gewonnen, und es ist ihr gelungen, eine Reihe von Mitarbeitern zu finden, die nach ihren Angaben die Bücher für die verschiedenen Schularten und für den Gebrauch des Lehrers verfaßten. Gut ausgestattet und mit einer großen Zahl von Abbildungen versehen, entsprechen diese Bücher sicherlich sowohl dem Bedürfnis des Kindes nach Anschaulichkeit und konkreten Eindrücken, als auch der Eigenart amerikanischen Volkstums, während sie zugleich für die Kunst, wissenschaftliche Einsichten zu elementarisieren, in einer für die angelsächsischen Völker bezeichnenden Weise Zeugnis ablegen.[1])

Mrs. Hunt beabsichtigt, diese Bücher in Deutschland einzuführen. Das wäre sicherlich auch für unsre Schulen ein erfreulicher Fortschritt. Nur würde meines Erachtens dazu mehr gehören, als eine bloße Übersetzung. Man müßte die Bücher auch in ihrem ganzen Charakter „verdeutschen". Vor allem scheint mir für unsre weniger harmlos veranlagten Schulkinder etwas zu viel darin moralisiert zu werden. Jack's first cigarette und ähnliche Geschichten erinnern ein wenig an unsre alten moralischen Erzählungen, die Kinder erfahrungsgemäß instinktiv ablehnen.

Jedenfalls aber dürfte die Anregung, die unsern Lehrerkreisen durch die Bücher gegeben wird, dem Kampf der Schule gegen den Alkoholismus, zu dem das preußische Kultusministerium schon vor längerer Zeit aufforderte, bestimmtere Ziele und vermehrte Kraft geben.

Was aber, ganz abgesehen von dem Arbeitsfelde, auf dem Mrs. Hunt gewirkt hat, in ihrer Tätigkeit gerade für uns, die deutsche Frauenbewegung, so lehrreich ist, das ist die Tatkraft und Opferfähigkeit und die Umsicht und Gründlichkeit, mit der hier eine einzelne positive Aufgabe aufgenommen und durchgeführt wird. Eine solche Selbstbeschränkung, der beste Schutz gegen allen Dilettantismus und die beste Gewähr für eine richtige Verwendung unsrer Kräfte, dürfte auch die deutsche Frauenbewegung in mancher Beziehung leistungsfähiger und erfolgreicher machen.

---

[1]) „The New Century Primer of Hygiene for Fourth Year Pupils" by Jeannette Winter Hall. — „Intermediate Physiology and Hygiene for Lower Grammar Grades" by Winfield S. Hall and Jeannette Winter Hall. — „Elementary Anatomy, Physiology and Hygiene for Higher Grammar Grades" by Winfield S. Hall. — „Anatomy, Physiology and Hygiene for High Schools" by Henry F. Hewes. — „Oral Lesson Book in Hygiene for Primary Teachers" by Henrietta Amelia Mirick. Sämtlich im Verlag der American Book Company. New York. Cincinnati. Chicago.

Digitized by Google

Altersheime oder Beihilfe zum Lebensunterhalt?

Von

Alma Gebauer.

Nachdruck verboten.

„Sie gestatten, meine hochverehrte Frau Senator, daß ich, durchdrungen von Ihrer Güte und nimmermüden Hilfsbereitschaft bei Ihnen den Anfang mache mit der Propaganda für mein Lebenswerk. Das Werk, das mir im Wachen und Schlafen vor der Seele steht und dessen Ausführbarkeit ich für gesichert halte, wenn eine Anzahl wohlwollender Menschen mich freundlich unterstützt."

Die Angeredete lächelte fein. Mit einer anmutigen Handbewegung lud sie die Besucherin auf das Sofa und bemerkte dann:

„Ich ahne, um was es sich handelt. Das Schicksal der unversorgten, arbeitsunfähigen oder beschränkt arbeitsfähigen alten Mädchen und Frauen aus den gebildeten Ständen liegt Ihnen wieder einmal schwer auf dem Herzen, und Sie glauben ein Mittel gefunden zu haben, wie einer Anzahl von ihnen geholfen werden kann."

„Getroffen, liebste Frau Senator, getroffen!" sprudelte es nun unaufhaltsam aus dem Munde des warmherzigen älteren Fräuleins. „Wir alle wissen, daß diese Bedürftigen beinahe übler daran sind als die meisten unsrer sogenannten Armen, die sich leichter entschließen, die Mildtätigkeit von Vereinen oder Privatpersonen anzurufen. Die verschämt Armen der gebildeten Stände ertragen lieber die schwersten Entbehrungen, ehe sie sich der Gefahr aussetzen, ihren Mitmenschen im Lichte eines Almosenempfängers zu erscheinen. Darum haben wir ihnen vor allen unsre Fürsorge zuzuwenden. Wir müßten für sie Altersheime schaffen, in denen sie einen sorglosen, ein wenig behaglichen Lebensabend haben können.

Und da in unserem gemeinsamen Bekanntenkreise der Worte über diese Sache genug gewechselt sind, so möchte ich an meinem Teile nunmehr zu Taten übergehen, indem ich für den Bau eines in unsrer guten Stadt zu errichtenden derartigen Heims als Grundstock zehntausend Mark zeichne und im Freundeskreise kräftig für die Idee werbe."

Bei diesen Worten entfaltete die Sprecherin einen Bogen weißen Papiers, dessen Kopfende in großen Lettern die Worte aufwies: „Freiwillige Beiträge zur Gründung eines Altersheims für bedürftige weibliche Personen der gebildeten Stände," darunter auf der ersten Zeile: „Elisabeth Landrock — zehntausend Mark," und reichte ihn mit bittendem Blick der neben ihr Sitzenden. „Wollen Sie meinem Beispiel folgen, verehrte gnädige Frau?"

„Wollen Sie mir zuvor eine Gegenfrage erlauben?" erwiderte die Angeredete freundlich. „Wie haben Sie sich die Einrichtung eines solchen Heims gedacht? Und unter welchen Bedingungen würde Ihrer Meinung nach die Aufnahme erfolgen können?"

Da leuchteten die Augen des alten Fräuleins auf. „O, wie oft habe ich ein solches Heim vor meinem Auge entstehen sehen," rief sie, „und wie gern lege ich Ihnen meine Pläne vor, — wenn auch vorläufig nur mit Worten.

Nicht in der Stadt selbst — aus pekuniären und sanitären Gründen — aber auch nicht entfernt von ihr, um den Insassinnen Arbeitsgelegenheit, sowie hie und da einen bescheidenen Kunstgenuß zu ermöglichen, etwa in einem hübschen Vorort, sehe ich inmitten eines einfachen, gut gehaltenen Gartens ein sauberes, geräumiges Haus stehen. Das Parterre enthält auf der einen Seite die Küche, Speisekammer und

Digitized by Google

Vorratsräume, auf der andern ein großes Speisezimmer und kleineres Lesezimmer, beide recht behaglich ausgestattet, sowie Wohnung für die Hausmutter. Die erste, zweite, eventuell dritte Etage dient den Asylistinnen zur Wohnung. Auf jede entfällt ein hübsches Zimmer. Das Meublement könnte mitgebracht, eventuell bei ganz Unbemittelten von der Anstalt geliefert werden."

„Und wie haben Sie sich die Sache betreffs der Beköstigung gedacht? Da ein gemeinsames Speisezimmer vorgesehen ist, würden Sie außer Wohnung, Heizung und Beleuchtung, ärztlicher Behandlung und Pflege wohl auch volle Kost gewähren wollen?"

„Am liebsten ja," erwiderte Fräulein Landrock eifrig, „aber," setzte sie ein wenig bedenklich hinzu, „es wird uns wahrscheinlich ‚am Besten' fehlen, um alle Herzenswünsche zu befriedigen, und so wird wohl nur das Mittagessen gereicht werden können. Oder man erhebt eine ganz bescheidene Pension, die einen Teil der Kosten deckt, eventuell eine einmalige Einzahlung beim Eintritt. Ich bin dafür, die Eintrittsbedingungen nicht zu erschweren, damit möglichst viele der Wohltat des Heims teilhaftig werden können.

Ich zweifle nicht, liebe Frau Senator, daß mein Heim in kurzer Zeit überfüllt sein würde. Aber," fuhr die Sprecherin enthusiastisch fort, „das wäre ja gerade, was ich beabsichtige. Dann sammle ich aufs neue und baue an. Sehen unsere begüterten Mitmenschen, wie notwendig ein solches Heim war, wie vielen es eine Stätte des Segens geworden, ein wie beglücktes Zusammenleben die vorher einsamen, verbitterten Frauen führen, — wie viel lieber und freudiger würden sie derartige Bemühungen unterstützen. Meinen Sie nicht auch?"

Die Angeredete antwortete nicht direkt, sondern fragte nach einem Weilchen: „Welches Alter müßten etwa Ihre zukünftigen Asylistinnen erreicht haben, um Aufnahme zu finden?"

„Nun, etwa das fünfzigste Lebensjahr. Von diesem Zeitpunkt an geht es mit der Kraft des Menschen bergab, und man möchte ihm etwas Behaglichkeit von Herzen gönnen, besonders wenn er von Jugend auf mit der Not des Lebens schwer gerungen hat."

Da sah die Angeredete ihrem Gegenüber in die lebhaften guten Augen und sagte warm: „Ich zweifle nicht, daß Ihre opferfreudige Art willige Herzen finden wird und bin überzeugt, Sie werden bei der Ihnen innewohnenden Energie das vorhin so enthusiastisch beschriebene Heim wirklich ins Leben rufen, wenn auch nicht durch freiwillige Beiträge allein, — die Menschen entsprechen in dieser Beziehung bisweilen nicht ganz unseren Erwartungen — sondern unter Zuhilfenahme des nicht einwandfreien Mittels der Bazare, Lotterien und Wohltätigkeitskonzerte. — Woran ich mir jedoch zu zweifeln erlaube," hier huschte ein leichtes Lächeln über das sympathische Gesicht der Sprecherin, „ist die von Ihnen antizipierte Glückseligkeit der Insassinnen."

„Nicht möglich," rief Fräulein Landrock erstaunt. „Die vorher so kümmerlich Dastehenden sollten nicht glücklich sein, wenn der Druck von ihnen genommen ist, von ihnen genommen bleibt bis ans Ende?"

„Gewiß würden sie die Schicksalswendung angenehm empfinden, vielleicht auch ein wenig Dankbarkeit übrig haben für diejenigen, die ihnen aus der Not geholfen. Aber der Mensch ist nun einmal ein etwas undankbares Geschöpf, und es liegt in seiner Natur begründet, daß, sobald er in bessere Verhältnisse kommt, auch die schwersten Nöte der Vergangenheit in seiner Erinnerung verblassen, dagegen die Lichtblicke früherer Tage in zehnfach hellem Glanze erstrahlen. — Während umgekehrt, was die Gegenwart Freundliches bietet, nicht nach dem wahren Werte geschätzt, was sie Übles mit sich bringt, dagegen sehr unangenehm empfunden wird."

„Aber," warf Fräulein Landrock ein, „die Bewohnerinnen eines Heims in meinem Sinne empfinden doch wenig genug von den Unannehmlichkeiten des Daseins. Sie erwachen des Morgens in einem freundlichen Zimmer, um dessen Mietpreis sie nicht zu sorgen brauchen. Die Kohlen warten im Winter nur auf das Eingeschaufeltwerden. Des Mittags findet sich ein artiges ‚Tischlein decke dich', am Abend gemeinsame Unterhaltung am Kamin, Lektüre, musikalischer Zeitvertreib, in Krankheitsfällen Verpflegung, für den Todesfall ein angemessenes Begräbnis. Was wollen sie mehr?"

Digitized by Google

Frau Senator Thielen sah sinnend vor sich nieder. Dann hub sie an: „Lassen Sie mich versuchen, Ihnen deutlich zu machen, wie ich es meine.

Die Personen, denen Sie helfen wollen, sind arm, alt und kränklich — wahrlich, eine üble Trias. Nun gewöhnt aber der alternde Mensch sich ungemein schwer an neue, ihm völlig unbekannte Menschen und Verhältnisse. Es wird einer langen Zeit bedürfen, ehe in der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft sich die einigermaßen passenden Elemente auch nur rein äußerlich zusammengefunden haben. Und werden selbst diese jemals warm miteinander werden, so warm, wie man mit einem Jugendbekannten wird oder mit einem Menschen, der wenigstens einen Teil unserer besten Lebenszeit mit uns zusammenging?

Ferner: das Alter verschärft und vertieft die menschlichen Charakterfehler. Der von Haus aus Eigensinnige wird störrisch, der Mißtrauische menschenfeindlich, der Launenhafte unausstehlich, der Schwatzhafte — eine im Alter häufig vorkommende Spezies — geradezu unerträglich. Meinen Sie nicht auch, daß das Zusammenleben so oder ähnlich gearteter Individuen den Geist holder Eintracht eilends verscheuchen wird? Und wo bleibt dann das ‚Beglückende' der Hausgemeinschaft?"

„Sie sehen zu schwarz, liebste Frau Senator," rief Fräulein Landrock halb ärgerlich, halb belustigt.

„Ich glaube die Dinge zu sehen, wie sie in Wirklichkeit liegen," lächelte die Angeredete, „während mein liebes Gegenüber in glücklichem Optimismus ihnen allezeit die lichtesten Seiten abzugewinnen weiß."

„Aber es gibt doch auch nette und liebenswürdige alte Damen, selbstlose und gütige — — —"

„Gewiß, aber sie gerade würden sich am wenigsten wohlfühlen im täglichen Verkehr mit Personen, die ihrem Wesen diametral entgegengesetzt sind. Und weil ihre Psyche die feiner organisierte ist, leiden sie mehr darunter als jene, — am meisten wohl unter der Tatsache, daß sie diese ihre Antipoden ertragen müssen bis an das Lebensende."

Fräulein Landrock seufzte tief auf und sagte in komischer Verzweiflung: „Kramen Sie nur alles aus, was Sie gegen mein schönes Projekt noch zu sagen haben. Es ist mein Schicksal, von Ihrer sanften Hand bisweilen gebuscht zu werden. Sie sehen, ich halte ganz still."

„Es ist nicht mehr viel, was ich zu sagen habe," meinte die Angeredete lächelnd, „und Sie dürfen meine Ausführungen nicht tragisch nehmen oder durch dieselben Ihren warmherzigen Eifer für die gute Sache auch nur im mindesten abkühlen lassen. Das wäre mir aufrichtig leid. Umsomehr, als wir im Prinzip: Hilfe tut not! durchaus einig sind und nur betreffs der Mittel verschiedene Wege einschlagen.

Sehen Sie, Liebe, ich habe viel über diese Sache nachgedacht, und das Leben führte mich nicht selten mit Personen zusammen, wie Sie sie im Auge haben. Fast immer fand ich bei den verschämten Armen ein besonders feines Gefühl, eine instinktive Scheu, ihre Not an die große Glocke gebracht zu sehen. Ein Scherflein in der Stille, wie ich es aus Privatmitteln darreichen konnte, wurde gern entgegengenommen, aber schon mein Vorschlag, sie der Fürsorge unserer Wohltätigkeitsvereine zu empfehlen, in der Regel abgelehnt. Die Unterstützungen werden gebucht und in der Jahresrechnung der Generalversammlung vorgelesen. Man möchte um alles nicht im Lichte einer Almosenempfängerin dastehen. Ebenso würde man das leise Odium der Spitalfrau nicht gern auf sich nehmen, das jedem in einem Stift untergebrachten alten Fräulein anhaftet.

Und dann: jeder feinfühlige Mensch hat eine hohe Meinung von dem Werte der persönlichen Freiheit, die naturgemäß in einem Heim beschränkt werden muß. Eine pietätvolle Liebe wohnt ihm inne für das ärmliche Heim, welches an das frühere Zusammenleben mit geliebten Personen erinnert, und ein Grauen vor dem Verlassen von Vaterstadt und allem Bekannten, Vertrauten.

Auch die vorbereitenden Schritte zur Aufnahme in ein Heim sind peinvoll. Dies Wandern von Pontius zu Pilatus, bis es irgendwo klappt, dies Betteln um Protektion,

Digitized by Google

ohne welche selten einmal solch armes Geschöpf Aufnahme finden wird, die Notwendigkeit, ein behördlich ausgestelltes ‚Armutszeugnis' beizubringen. Sehen Sie, Liebe, aus all diesen Imponderabilien heraus erklärt sich mir die Abneigung gegen das Beschämende, was dem Untergebrachtsein in einer Wohltätigkeitsanstalt anhaftet."

„Und wie meinen Sie, daß diesen Frauen alsdann geholfen werden kann?" fragte Fräulein Landrock lebhaft. Die Einwendungen der Freundin waren nicht ohne Eindruck auf sie geblieben, und ihre impulsive Natur erfaßte jede neue Idee mit Feuereifer.

„Ich denke, wir beachten hier einen Fingerzeig, den das Leben in der Natur uns bietet. Nehmen Sie einen alten, kränkelnden Baum. Wem würde beikommen, ihn mit allen Wurzeln dem Heimatboden zu entreißen und in völlig neues Erdreich zu verpflanzen, selbst wenn dieses ein besseres wäre? Bedeutete eine solche Prozedur nicht sein baldiges Verkümmern? Der verständige Gärtner sucht den Ursachen der Verkümmerung auf den Grund zu kommen und verbessert die Lebensbedingungen seines Pfleglings. Er erlebt alsdann sicherlich, daß der alte Geselle noch manches Jährlein grünt, sich selbst und anderen zur Freude. Auf unsern Fall angewendet dürfen wir sagen: die alternden armen Frauen der gebildeten Stände wollen im großen und ganzen in denselben Verhältnissen bleiben, mit denen sie innerlich und äußerlich verwachsen sind. Aber mit jeder Faser ihres Herzens sehnen sie sich darnach, ihre äußerst karge Lebenslage zu einer menschenwürdigeren zu gestalten durch *Gewährung einer Beihilfe zum Lebensunterhalt*. Dann könnten sie bessere Nahrung, wärmere Kleidung, ein behaglicher geheiztes Zimmer haben. Sie brauchten mit den versagenden Kräften nicht mehr so angestrengt zu arbeiten, könnten im Bedürfnisfalle ein wenig ruhen ohne die traurige Gewißheit, daß jede versäumte Stunde eine Einbuße bedeutet an dem kargen Lohne, der zum Verhungern zu viel, zum Sattessen entschieden zu wenig ist.

Es schwebt mir bei dieser Schilderung ein bestimmtes Frauenschicksal vor, das ich seit einer Reihe von Jahren in der angedeuteten Weise zu erleichtern trachte, ohne daß die Betreffende ahnt, woher die Hilfe kommt. Sollte das alte Fräulein mich überleben, so ist mein Sohn gehalten, die Unterstützung in derselben Weise fortzusetzen.

Es wäre schön, würde jede einigermaßen begüterte Frau in ähnlicher Weise einer armen hilflos und einsam dastehenden Mitschwester den Kampf ums Dasein erleichtern.

Falls Ihnen um das gute Werk an sich und nicht darum zu tun ist, Ihren Namen als Schenkgeberin in den Annalen der betreffenden Anstalten verewigt zu sehen, könnten Sie den Betrag ebenso wohl der städtischen oder kirchlichen Behörde Ihres Wohnortes zur Verwaltung übergeben mit der Bestimmung, daß die Zinsen in Gestalt jährlicher laufender Unterstützungen an bedürftige, ältere, beschränkt erwerbsfähige Frauen der gebildeten Stände abgegeben würden."

„Dann aber," fiel Fräulein Landrock lebhaft ein, „müssen diese um die Unterstützung einkommen, und die Öffentlichkeit erhält Kenntnis davon, was Sie doch zu vermeiden wünschen, wenn anders ich Sie vorhin recht verstanden habe."

„Leider wird, in kleinen Orten wenigstens, die linke Hand oft wissen, was die rechte tat und den verschämt Armen die Bitternis des Nachsuchens um eine Beihilfe nicht erspart bleiben. Darum ist der soeben angedeutete Weg auch gar nicht mein Ideal, sondern mehr Notbehelf als Norm und für solche berechnet, die kein Geschick oder Lust haben, persönliche Fühlung mit verschämt Armen zu suchen.

Immerhin müßte es der Leitung und den Recherchentinnen einer solchen Stiftung doch auch gelingen, ihren Schützlingen das drückende Bewußtsein, von *Wohltaten* abhängig zu sein, zu nehmen. Wir müssen immer an dem Gedanken festhalten, daß, wer seine Pflichten erfüllt hat, ein natürliches Recht darauf hat, daß die Gemeinschaft für ihn eintritt, wenn er erwerbsunfähig wird.

Frauen, die Geschick und Neigung haben, könnten jedoch auch recht wohl den oben von mir angedeuteten Weg wählen, bei ihren Lebzeiten zart und taktvoll geben, für den Fall des Todes Sorge tragen, daß die Hinterlassenen der Pfleglinge freundlich gedenken."

Digitized by Google

Der internationale Frauenbund.

(International Council of Women.)

Von

Marie Stritt.

Nachdruck verboten.

Es herrscht über die großartige internationale Körperschaft, die im nächsten Sommer in Berlin ihre dritte Generalversammlung abhalten und damit ihre dritte fünfjährige Geschäftsperiode beschließen wird, noch eine so allgemeine Unklarheit und Unkenntnis nicht nur bei Außenstehenden, sondern auch in den Kreisen der Frauenbewegung selbst (trotzdem die einzelnen Vereine durch ihre Zugehörigkeit zum Bunde deutscher Frauenvereine mittelbar auch dem internationalen Frauenbund angehören), daß eine kurze Darlegung ihrer Organisation, ihrer Zwecke und Ziele, ihrer Entstehung und bisherigen Entwickelung geboten, ja, im Hinblick auf den nächstjährigen Berliner internationalen Frauenkongreß, dessen Verhältnis zum J. C. W. so vielfach falsch aufgefaßt wird, sogar dringend notwendig erscheint.

Was zunächst die äußere Organisation betrifft, so setzt sich der internationale Frauenbund lediglich aus körperschaftlichen Mitgliedern, und zwar aus einzelnen Nationalverbänden zusammen, die in den verschiedenen Kulturländern von Frauenvereinen aller Richtungen, die eine Hebung des weiblichen Geschlechtes und die Förderung des Gemeinwohles anstreben, gebildet wurden — in Erkenntnis der Einheitlichkeit dieser Bestrebungen, zum besseren gegenseitigen Verständnis und zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Ziele.

Das ideale Prinzip, auf welches sich die Vereinigung dieser Nationalverbände gründet, ist in dem kurzen Leitwort zu den Satzungen des Internationalen Frauenbundes bezeichnet: „Wir Frauen aller Nationen, die wir der Überzeugung sind, daß dem Wohle der Menschheit nur durch eine größere Einigkeit in Gedanken, Sympathien und Zielen gedient werden kann, und daß eine organisierte Frauenbewegung diesem Wohle aller in Familie und Staat am besten dienen wird, schließen uns hiermit zu einem Bund von Arbeitern zusammen, um die Anwendung der Goldenen Regel in der Gesellschaft, in Sitte und Gesetz zu fördern." (Die Goldene Regel heißt: Handle an andern, wie du willst, daß sie an dir handeln.) Als praktische Zwecke des J. C. W. wurden vor allem ins Auge gefaßt: 1. die Herstellung einer Verbindung und eines regelmäßigen Verkehrs zwischen den Frauenorganisationen aller Länder; 2. die Schaffung von Gelegenheiten zu Zusammenkünften von Frauen aus allen Teilen der Welt zum gegenseitigen Gedanken- und Erfahrungsaustausch und zur gemeinsamen Behandlung wichtiger Fragen für das Familien- und Volkswohl.

Die Gründung des internationalen Frauenbundes ist auf die Initiative einer Gruppe hervorragender Vertreterinnen der nordamerikanischen Frauenbewegung, bezw. auf die Anregung von Mrs. May Wright Sewall (der jetzigen, 1899 in London gewählten Präsidentin) zurückzuführen, die im Jahre 1888 nach Verständigung mit Gesinnungsgenossinnen in England und Frankreich Einladungen an einzelne bekannte Persönlichkeiten auch in andren Ländern zur konstituierenden Versammlung in Washington richteten, auf der sowohl die Organisation des internationalen wie der einzelnen nationalen Frauenbunde beraten wurde. Die Anregung zur Gründung von letzteren nahmen zwar die Delegierten von Frankreich, England, Finland u. a. von dieser

Digitized by Google

Versammlung mit, doch stellten sich der Realisierung ihrer Pläne vorerst überall noch große Schwierigkeiten — unter denen die größte die Verständnislosigkeit der Frauen für die Bundesidee — in den Weg. So kam es, daß in dem ersten Quinquennium außer dem gleichzeitig mit dem internationalen Bund gegründeten Bund nordamerikanischer Frauenvereine (unter Vorsitz von Frances Willard) kein andrer Nationalverband dem J. C. W. beitreten konnte, dieser also eigentlich, trotzdem ausgezeichnete Frauen an der Spitze standen (Mrs. Fawcett, die bekannte englische Stimmrechtsführerin, als erste, Clara Barton, die Vorsitzende der amerikanischen Vereine vom Roten Kreuz, als zweite Vorsitzende u. s. w.), nur auf dem Papier existierte und von einer fortschrittlichen Entwicklung der Organisation bis zum Jahre 1893 keine Rede war. Dieses Jahr aber bezeichnet den entscheidenden Wendepunkt für den J. C. W. Einer Einladung des Frauenkomitees der Weltausstellung folgend, hielt er seine erste Generalversammlung verbunden mit einem internationalen Frauenkongreß in Chicago ab. Der Bund nordamerikanischer Frauenvereine bewies den Delegierten aus allen Teilen der Welt bei dieser Gelegenheit eine großartige Gastfreundschaft für die ganze Dauer des Kongresses, der seinen Zweck nach allen Richtungen, vor allem aber darin glänzend erfüllte, daß die anwesenden Vertreterinnen der Frauenbewegung aus 30 verschiedenen Ländern einen Einblick in den Organisationsplan des J. C. W. erhielten und viele unter ihnen nicht nur mit dem Vorsatz, sondern mit der festen Verpflichtung nach Hause zurückkehrten, in ihrem Lande nationale Organisationen im Sinne des Internationalen Bundes ins Leben zu rufen, die dem letzteren früher oder später angegliedert werden sollten.

Die Aufgabe war, dank den großen Fortschritten der Frauenbewegung in dieser Zeit, inzwischen eine bedeutend leichtere geworden. Der Bund deutscher Frauenvereine verdankt der Anregung der in Chicago anwesenden deutschen Frauen: Anna Simson-Breslau, Hanna Bieber-Böhm-Berlin, Auguste Förster-Cassel, Dr. Käthe Schirmacher seine Entstehung. Er wurde bekanntlich im März 1894 mit Auguste Schmidt als Vorsitzender gegründet. Außerdem konstituierten sich während der folgenden fünfjährigen Geschäftsperiode des J. C. W. die Nationalverbände: von Kanada, unter dem Vorsitz von Lady Aberdeen, die in Chicago auch zur Präsidentin des J. C. W. gewählt worden war; von Schweden, von Großbritannien und Irland, von Dänemark, von Neu-Süd-Wales, von Holland, von Neu-Seeland, von Tasmanien. Diese zehn Nationalverbände konnten bereits an der zweiten Generalversammlung, die verschiedener Umstände halber von 1898 auf 1899 verschoben wurde, in London stattfand und ebenfalls mit einem allgemeinen internationalen Frauenkongreß verbunden war, offiziell teilnehmen.

Entsprechend diesem enormen äußeren Wachstum brachte die Londoner Tagung auch große innere Fortschritte und einen weiteren Ausbau der Organisation. Die vom Vorstand genehmigten, sorgfältig ausgearbeiteten Satzungen und Geschäftsordnungen wurden eingehend beraten und angenommen. Ferner wurden drei ständige internationale Kommissionen zur Bearbeitung einzelner Gebiete gebildet, für welche jeder Nationalverband ein Mitglied zu ernennen hatte: 1. zur Förderung der internationalen Friedensbestrebungen in allen Kulturländern; 2. (auf Antrag des Bundes deutscher Frauenvereine) zu einer vergleichenden Untersuchung der rechtlichen Stellung der Frau als Gattin und Mutter; 3. eine Pressekommission, um durch dies wichtigste Propagandamittel das allgemeine Verständnis und Interesse für den Internationalen Frauenbund zu wecken und zu fördern. Zu diesen wurde später vom Vorstand noch eine besondere Finanzkommission eingesetzt, um dem Bunde, der mehr und mehr eine ideelle Macht repräsentierte, auch die wünschenswerte materielle Grundlage zu sichern.

Die einzelnen Nationalverbände werden auf der Generalversammlung durch ihre Vorsitzende (oder deren Stellvertreterin) und außerdem durch zwei von ihnen zu wählende Delegierte vertreten. Bei Aufstellung der Satzungen war das Prinzip der vollkommenen Gleichberechtigung maßgebend; es hat daher der größte Nationalverband der Vereinigten Staaten, der über $1\frac{1}{2}$ Millionen Einzelmitglieder in den ihm angeschlossenen Organisationen umfaßt, nicht mehr Stimmen abzugeben als der kleinste,

Digitized by Google

der nur über einige wenige Mitgliedsvereine mit einigen Tausend Einzelmitgliedern verfügt. Der Vorstand setzt sich aus fünf von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern (officers): der Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden, der Schatzmeisterin und zwei Schriftführerinnen, sowie aus den Vorsitzenden sämtlicher angeschlossenen Nationalverbände zusammen. Die in London gewählten Vorstandsmitglieder für das laufende Quinquennium sind: Mrs. Wright Sewall (Vereinigten Staaten), Vorsitzende; Lady Aberdeen (England), stellvertr. Vorsitzende; Frl. Helene Lange (Deutschland), Schatzmeisterin; Miß Wilson (England), korresp. Schriftführerin; Mademoiselle Vidart (Schweiz), protokoll. Schriftführerin. Bei den Vorstandskonferenzen, die jedes Jahr in einem anderen Lande (gewöhnlich auf spezielle Einladung des betreffenden Nationalverbandes) von der Präsidentin des J. C. W. einberufen werden, ist Vertretung zulässig. Während der zweiten Geschäftsperiode wurden nur zwei solche Konferenzen (in London 1897 und 1898) abgehalten, seit der Londoner Generalversammlung jedoch alljährlich im Juli, in Paris (1900), im Haag (1901), in Kopenhagen (1902). Nach der Geschäftsordnung hat die Vorstandskonferenz im letzten Jahre vor der Generalversammlung in demselben Lande wie die Generalversammlung stattzufinden. Da nun, der in London einstimmig angenommenen Einladung des Bundes deutscher Frauenvereine gemäß, die nächste Generalversammlung des J. C. W. 1904 in Berlin stattfinden wird, so wurde die diesjährige Vorstandskonferenz auch nach Deutschland, und zwar vom 17.—19. August nach Dresden einberufen.

Im Laufe der letzten vier Jahre haben sich noch weitere Nationalverbände gebildet: in der Schweiz (1899), in Italien (1900), in Frankreich (1900), in Argentinien (1901), in Bulgarien (1901), in Viktoria (1902), in Österreich (1902), in Norwegen (1903), von denen vier — die Nationalverbände von Italien, Frankreich, Argentinien und Viktoria — sich dem internationalen Frauenbund bereits angeschlossen haben. Die übrigen werden voraussichtlich in nächster Zeit Anschluß suchen, so daß bei der Generalversammlung in Berlin wohl nahezu 20 verschiedene Nationalverbände offiziell vertreten sein dürften. Außerdem werden von der Vorsitzenden des J. C. W. ernannte Vertreterinnen (Honorary Vice-Presidents) derjenigen Länder, in denen noch keine Nationalverbände existieren, anwesend sein (natürlich ohne Stimmrecht) und Berichte erstatten; ebenso die sogenannten Gönner des internationalen Frauenbundes, die durch Zahlung von 100 Dollars (des gleichen Beitrages, den die Nationalverbände für eine fünfjährige Geschäftsperiode zu leisten haben) eine ausnahmsweise persönliche Mitgliedschaft erwerben können, aber ebenfalls ohne Stimmrecht und auch ohne das Recht, sich an den Verhandlungen zu beteiligen. Mit der gleichen Beschränkung haben ferner alle Mitglieder von Vereinen, die irgend einem Nationalverband angeschlossen sind, Zutritt zu der Generalversammlung.

Von den zum Teil sehr wichtigen Londoner Beschlüssen sei hier als einer der wichtigsten der folgende mitgeteilt: Die sowohl in Chicago wie in London mit der Generalversammlung des J. C. W. verbundenen allgemeinen internationalen Frauenkongresse hatten an sich zwar keine offizielle Bedeutung und Rückwirkung auf den J. C. W. oder auf die einzelnen Nationalverbände, sie faßten überhaupt keine Beschlüsse und dienten lediglich dem Zweck einer allgemeinen Übersicht und Propaganda für die modernen Frauenbestrebungen auf allen Gebieten und in allen Ländern, wurden aber doch unter der Ägide und unter der Verantwortlichkeit des internationalen Frauenbundes abgehalten. Dieses Arrangement hat sich nun nach verschiedenen Richtungen als unpraktisch und für die Zukunft wegen des immer größeren und komplizierteren internationalen Apparates als kaum mehr durchführbar erwiesen. So wurde denn in London beschlossen, daß der internationale Frauenbund als solcher von der Veranstaltung internationaler Kongresse gleichzeitig mit seinen Generalversammlungen absehen, daß es aber den betreffenden Nationalverbänden, in deren Lande die letzteren stattfänden, anheim gegeben werden solle, ihrerseits die Veranstaltung eines Kongresses zu übernehmen. Der Bund deutscher Frauenvereine erklärte sich schon in London dazu bereit. Der für nächsten Sommer in Berlin in Aussicht genommene Frauenkongreß findet daher wohl aus Anlaß und im Anschluß an die vorhergehende Generalversammlung

Digitized by Google

des internationalen Frauenbundes, aber als selbständige Veranstaltung des Bundes deutscher Frauenvereine und unter dessen alleiniger Verantwortung statt.

Die Ergebnisse und Erfolge des internationalen Frauenbundes sind und werden immer vorwiegend ideeller Natur sein. „Sie können", wie Lady Aberdeen es seinerzeit in ihrer Flugschrift zum Londoner Kongreß aussprach, „am besten an den Ergebnissen der Arbeit der einzelnen Nationalverbände gemessen werden, die ihm ihre Entstehung verdanken. Diese haben, jeder auf seine Weise, schon manches verhängnisvolle Vorurteil beseitigt, das gegenseitige Verständnis auch zwischen Angehörigen verschiedener Bekenntnisse, Rassen, Parteien gefördert und einen Mittelpunkt geschaffen, um den sich alle, die für den Fortschritt und das Wohl der Menschheit wirken wollen, scharen können. Sie dürfen ferner für sich in Anspruch nehmen, daß sie: 1. ein reiches Material über Frauenarbeit, ihre Bedürfnisse und Aussichten gesammelt und verbreitet; 2. einer schädlichen Zersplitterung in gleichen Bestrebungen vorgebeugt; 3. den strebenden Frauen Gelegenheit gegeben haben, ihre Kenntnisse zu erweitern und ihre Überzeugungen zu stärken durch persönliche Berührung und unmittelbaren Gedankenaustausch mit Gesinnungsgenossinnen, denen sie sonst niemals begegnet wären; daß 4. durch ihren vereinten und verstärkten Einfluß diese nationalen Organisationen auch einen Druck auf ihre administrativen und gesetzgebenden Körperschaften ausüben und in Reform und Handhabung der Gesetze manchen erfreulichen Fortschritt für die Stellung der Frau und für das Familienleben herbeiführen konnten."

In gleicher Richtung, nur auf breiterer Basis und in weiterem Umfange, wird auch der große internationale Frauenbund in seinem Wirken und in seinen Erfolgen, seinen weltumfassenden Aufgaben und hohen Zielen mit der Zeit immer mehr gerecht werden können.

Der Beste.

Skizze

von

Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

„Mein bester Sohn! Mein bestes Kind!"

Wie strahlten die thränentrüben Augen der alten Frau in Wehmutglück, wenn sie so sprach!

Es war der Jüngste ihrer drei Jungen, der schon seit langer Zeit weit entfernte, den sie so rühmte. Als Elfjähriger war der nach einer brutalen Mißhandlung seines trunkenen Vaters auf und davon gegangen; des Vaters Bruder, der Heizer war auf einem Auswandererschiff, hatte ihn mit in die ferne Welt genommen.

Nicht müde wurde die alte Flickerin, zu erzählen, wie der Junge vor dem Weggehn, von dem keiner etwas geahnt, um sie herum geschlichen; aus dem Schlaf erwachend, habe sie ihn schluchzen gehört, und früh sei er ihr nachgelaufen, als sie auf Arbeit ging, und habe dann nicht gewußt, was er sagen solle, außer: „du, Mutter — ach, Mutter —!"

Und dabei habe er sie geküßt.

Den Zettel, auf dem er ihr Lebewohl gesagt, hob sie sich wie ein Heiligtum auf. Er wollte etwas Ordentliches werden und später wiederkommen und ihr aus aller Not helfen, versprach er darin.

Das war nun zwanzig Jahre her. Aber an die Einlösung dieses Versprechens glaubte sie fest. Der ferne Sohn hatte ihr wenig geschrieben in der langen Zeit. Ein paar Karten, ein paar bunte Neujahrsgrüße. Ja, wenig nur! Aber es war alles so gut, was er schrieb. Ihr armes Herz konnte sich satt

Digitized by Google

trinken daran. Und wie hatte es sich vollgesogen an dem Gedanken, daß da in weiter Ferne Einer sei, der sie lieb habe, der gut mit ihr sei. Der Muttersohn, der Herzenssohn, war ihr dieser Eine, der Trost für all das große, schwere Mutterleid!

Sie hatte ihre Kinder so gern brav erziehen wollen, die arme Frau, und hatte so großen Kummer an ihnen erlebt. Sie waren nicht gut zu ihr, keines der drei, an keinem hatte sie Freude erlebt, auf keines konnte sie stolz sein. Ungeweinte Thränen erstickten ihr immer fast die Stimme, wenn sie von ihren Kindern sprach. Sie hatte alles für sie getan, hatte aufgeatmet nach ihres rohen, arbeitsscheuen Mannes Tod, weil sie meinte, nun könne sie durch ihrer Hände Arbeit die Kinder zu braven Menschen erziehen, ohne Zank und Streit, ohne schlechtes Vorbild. Sie waren alle drei noch klein, als der Vater starb, die beiden Jungen, die ihr geblieben, nachdem der Anton ins Weite gegangen, und ihr kleines Mädel, das hübsche Ding.

Wie hat sie gearbeitet, — in unserem Haus und in vielen andern, als rechtes Faktotum, mit der Nadel und am Kochherd, mit der Scheuerbürste und dem Bügeleisen! Frau Witte, das war die Hilfe in allen Nöten! Und sie machte alles möglich. Als die Kinder klein waren, lief sie sich fast die Füße wund zwischen den fremden Häusern und ihrem Zuhaus; niemals haben die Kinder Not gelitten, sie waren sauber und satt, so oft man sie sah.

Aber sie hatte es schwer mit ihnen. Manchen Seufzer kosteten sie ihr schon in jungen Jahren. Der eine ihrer Jungen war ein unverbesserlicher Herumtreiber; er schwänzte die Schule; er log; bei einem Diebstahl in einem Delikateßgeschäft haben sie ihn dann einmal erwischt. Von da an war er gebrandmarkt vor den andern. Wie sie für ihn gezittert hat und um ihn gebangt, ihn ermahnt, ihn angefleht, — er schien zum Taugenichts geboren! Das Mutterherz zuckte und blutete, wenn die Rede auf ihn kam. Es waren ein paar dunkle Punkte in seinem jungen Leben, an die sie schaudernd dachte. Zuletzt arbeitete er in einer Fabrik; — aber er hatte des Vaters Neigung zum Trunk geerbt; sie zitterte, wenn sein Schritt auf der Treppe ihrer kleinen, sauberen Armenwohnung hörbar ward.

Vor dem Kommen des Zweiten zitterte sie nicht, er kam nicht zu ihr. Er schämte sich der armen Mutter, hatte ein Mädchen mit Geld geheiratet, hatte ein kleines Weingeschäft in einem feinen Stadtteil, sparte und schaffte und kam vorwärts unter Drängen und Sorgen und Klagen; für die Mutter wenigstens hatte er nur Klagen, wenn die alte Frau ihm ja einmal in den Weg kam oder er ihr. Von tiefer Kränkung war das Herz der Armen voll nach jedem Wiedersehn.

Ach, was können Kinder einem für Herzeleid antun! —

Die Martha! Auch die! Das war ihr beinahe wie ein Todesstoß.

Das hübsche, geweckte und anstellige Töchterchen war ihr ganzer Stolz. Sie hielt es so sauber, so blank, lehrte es Ordnung und Fleiß, predigte ihm Einfachheit, Rechtlichkeit und Anstand. Und die Kleine schien ihr Ebenbild zu werden an Tüchtigkeit; freundlich und lieb und bescheiden war sie dabei, — der Mutter Hoffnung und Freude. Wie wichtig hatte es die Frau, als die Martha eingesegnet wurde! Jeden Sonntag ging sie mit ihr zur Kirche in der Vorbereitungszeit. Fürs ganze Leben sollte diese Zeit Grund legen zu Frömmigkeit und reinem Wandel. Sie arbeitete sich die Finger wund in diesen Wochen. Vom Anständigsten und Besten sollte die Martha alles haben, solide, schöne, feste Sachen, gute Wäsche, ein schwarzes Kleid, das sie lange tragen könnte, feine, schöne Schuhe, ein gutes Gesangbuch, das fürs Leben hielt.

Und noch etwas Extraes sollte es sein. Sie hatte damals gerade so schweren, tiefen Kummer um den Anton, den Taugenichts. So recht tief und fest wollte sie der Martha die Bedeutung ihres Christentum-Gelübdes ins Herz prägen. Zu allen übrigen Gaben kaufte sie ein schönes Silberkreuz, das in getriebener Arbeit die Worte: „Habe Gott vor Augen und im Herzen!“ trug. Das gab sie ihr mit dem Gesangbuch am Einsegnungstag. Die treusten Mutterworte sprach sie dazu. Und das Marthchen hörte sie schluchzend an, gelobte

Digitized by Google

Bravheit und Tugend. Das Kreuzlein hat sie dabei geküßt! —

Ach, dieses Silberkreuz, zu welchem Schmerzenskreuz ist es der Mutter geworden!

Kaum ein Jahr später — — —!

Das Marthchen wuchs so rasch heran, blühte auf wie eine Rose, ward schön über Nacht —

Und so putzsüchtig und zerstreut ward sie auf einmal. Sie war Lehrmädchen in einem Geschäft; hatte einen weiten Weg, war viel auf der Straße. —

Ehe die Mutter sich's versah, war die Martha eine Andre, eine Fremde.

Wie hat die Mutter sie angefleht in ihrer Todesangst! Aber das Mädchen war nicht zu halten. Von Vergnügung zu Vergnügung ging's mit lustigen Freundinnen und Freunden.

Nun schalt die Mutter, schalt Stunden lang, halbe Nächte lang, nachdem sie sich müd und matt gewartet hatte, auf ihr vergnügungssüchtiges, ausgeflogenes Kind. Sie sagte nicht viel zu ihrer Verteidigung, die Martha! Was sie schließlich zu sagen hatte, trug sie dem silbernen Konfirmationskreuze auf.

Das lag, als die Mutter eines Abends von der Arbeit kam, über dem Gesangbuch, mitten auf dem großen leeren Tisch. Und die Kommode, in der Martha ihre Habseligkeiten verwahrt, stand offen und war leer. Der Kleiderschrank, der die beiden guten Kleider des Mädchens barg, war leer. — —

Welche Leere!

Fort! — Verloren! —

Das hat lange gedauert, bis die Frau — wenigstens scheinbar, äußerlich — das überwand, bis sie sich soweit von dem Schlag erholte, daß sie weiterleben mochte, weiterschaffen. Die Schande drückte sie so tief nieder. An keinem seiner Kinder Freude und Ehre zu erleben, wenn man so viel auf Ehre hielt, so gern, so gern brave Menschen groß gezogen hätte!

Tief, bis zu Boden war die Frau gebeugt.

Aber ein Halt war in ihrer Seele.

Unter ihren Vieren war doch ein gutes Kind! Der ferne Sohn, der Weitentfernte, der, den der Vater ungerecht geschlagen, der sie so weich und zärtlich zum Abschied geküßt, der immer weich und zärtlich war, der ihr ein paar Briefe geschrieben aus ferner Welt, die sie wie Heiligtümer hielt, ihr guter Sohn, ihr bestes Kind, der mußte nun ihr Trost sein in diesem unaussprechlichen Herzeleid. Sie wußte nicht, wo er augenblicklich war; er hatte vor Jahren geschrieben, daß er gute Arbeit habe; wenn er reich sei, wolle er heimkehren und ihr gute Tage bereiten.

Zu dem Entfernten flüchteten ihre Gedanken nun. Ihr gebrochener Stolz richtete sich an ihm auf.

Wehmütig war's, wenn sie, von den andern Kindern schweigend, von diesem erzählte, die frühsten Muttererinnerungen ausgrub, sich jedes kleinen Zugs erinnerte, der dieses Kindes Bravheit und Herzensgüte bewies. Ihr bestes Kind, — welche Wohltat war der Gedanke für sie!

Und schließlich kam wirklich die größte Wohltat von diesem Weitentfernten.

Keine Reichtümer, kein Erdenglück! Aber das Beste, was man haben kann in so abgrundtiefem Herzeleid, — ein sehr rascher Tod.

Die Mutter starb an dem unerwarteten Wiedersehn mit dem Abgott ihrer Gedanken. An einem Herzschlage starb sie, still, in der Nacht.

Am Tag vorher war der Heimgekehrte plötzlich in ihre Stube getreten.

Sie war am Nachmittag des Tages noch bei uns, um eine versprochene Arbeit abzusagen. So etwas Verstörtes, Todtrauriges, Zerbrochenes hab' ich nie gesehen! Sie erzählte uns, welche Überraschung sie gehabt, aber als wir nach Näherem fragten, brach sie in Tränen aus, in so heißes, haltloses, jammervolles Weinen.

„War er nicht gut zu Ihnen? Geht's ihm nicht gut?" frugen wir sie bekümmert.

Sie schüttelte nur mit dem Kopf. Ein Schauer überlief sie, ein Entsetzen.

Welch ein Wiedersehn mag das gewesen sein! —

Es hat ihr so rasch das Herz gebrochen, das war noch ein großes Glück, eine große Wohltat!

Wie hätte sie leben sollen, ganz verarmt, ganz enttäuscht, mit dem Wissen, daß auch ihr Bester kein Guter war!

Digitized by Google

Die Frau als Streikende im Lohnkampf.

(Synthetisches und Kritisches auf Grund statistischer Ergebnisse.)

Von

Dr. Robert Michels.

Nachdruck verboten.

Der bekannte französische Historiker Michelet hat einmal gesagt, das Wort „Arbeiterin" auch nur zu hören sei ihm unerträglich. „La femme ouvrière — parole impie, parole infâme!" Michelet aber war ein Ideologe. Durch seinen Ausruf: femme ouvrière — parole infâme klingt kein roher, höhnender Spott, keine herzlose Beleidigung hindurch, sondern gerade umgekehrt, die ganze Wehmut eines über das Elend dieser Welt blutenden Herzens. Wie ist es nur möglich, daß eine Frau Lohnarbeiterin sein kann? Wie ist es nur möglich, daß ein so zartes Geschöpf zu solch' rüden und schweren Arbeiten, wie sie in den verschiedenen Fabriken von ihr verlangt werden, gebraucht, gemißbraucht werden kann? Krampft sich einem nicht das Herz im Leibe zusammen, wenn man nur schon das Wort hört: Arbeiterin, arbeitende Frau!? Das sind die Fragen, welche in Michelets Sentenz liegen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Art und Weise, in welcher der französische Gelehrte das Problem der Arbeiterin zu betrachten versuchte, von einem gewissen engbrüstigen Sentimentalismus nicht ganz freizusprechen ist. Nicht daß die Frau Arbeit tut, ist das Zeichen einer schlechten Gesellschaftsordnung, sondern daß sie Lohnarbeit, und dazu noch zu so unglaublich geringem Entgelt, überdies verbunden mit Überarbeit und Unterernährung, verrichten muß! Daß sie Arbeit tut, auch, ja gerade außerhalb des Hauses, wird bei normaleren Verhältnissen, wie wir sie heutzutage haben, ja, zum Teil selbst heute schon, gerade eine nicht geringe Reihe von realen Vorteilen für sie im Gefolge haben. Die Ausbildung der weiblichen Körperkraft, die durch eine Arbeit unter gesunden sozialen Verhältnissen ermöglicht werden und so die alte Legende von der naturgewollten Schwäche des weiblichen Körpers zu nichte machen würde, ist meines Erachtens einer der Hauptfaktoren für eine gesunde Weiterentwicklung der Spezies homo sapiens. Je mehr Mann und Weib sich — es gilt dies auf physischem Gebiet ebenso wie auf intellektuellem — einander nähern, desto eher und leichter werden sie einander verstehen.

Daß die Frau aber durch die Arbeit vielfach auch moralisch stärker wird, daß sie Selbstverantwortlichkeitsgefühl, Kühnheit, Ausdauer und unter Umständen sogar eine gewisse Angriffsfreudigkeit — alles Eigenschaften, die dem „schwachen Weibe" in der Regel nicht gegeben sind —, vielleicht zum Lohn für mannigfache körperliche Schädigungen und Gefährdungen, miterhält, das kann meines Erachtens durch nichts eindringlicher bewiesen werden, als durch die alleinige Tatsache, daß die arbeitende Frau selbst in Streiks eingreift, ja selbst Streiks ins Werk setzt.

Sozialökonomisch betrachtet, dürfte das Faktum freilich kein Kopfschütteln mehr hervorrufen. Der Kampf um höheren Lohn und sonstige bessere Arbeitsbedingungen ist auf der ganzen Linie entbrannt; neben den Proletarier männlichen Geschlechts ist im Ringen um die Emanzipation ihrer Klasse überall auch die arbeitende Frau getreten, und das wird jeder begreifen, der den Wurzeln der sozialen Kämpfe in der Zeit des Industrialismus auf den Grund gegangen ist.

Desto mehr dürfte die Teilnahme der weiblichen Arbeiterschaft an den Arbeitseinstellungen psychologisch interessieren. Die Fragen: welche Erscheinungsformen

Digitized by Google

nimmt der von den Frauen durchfochtene Lohnkampf an? und wie bewährt sich die Frau im Lohnkampf? sind fraglos von großer Bedeutung für die ganze Frage der Frauenarbeit überhaupt, trotzdem sie, sonderbar genug, bisher meines Wissens noch von niemandem mit genügender Präzision und Wissenschaftlichkeit beantwortet worden sind.

Es wird nun freilich auch im Rahmen dieses Artikels nicht möglich sein, eine „Psychologie der Proletarierin im Streik" zu geben. Aber einige Anhaltepunkte, einige Anregungen zu einer lohnenden tieferen Erfassung dieser Frage möchte ich mir dennoch zu geben nicht versagen. Vielleicht daß sie einmal von anderer Seite aus verwertet werden.

Zu diesem Behufe darf ich wohl ein Land herausgreifen, das nicht nur einen überaus hohen Prozentsatz arbeitender Frauen — verglichen mit den männlichen Arbeitern — besitzt, sondern das sich auch einer verhältnismäßig recht fortgeschrittenen gewerkschaftlichen Organisation erfreut und über dessen hier in Betracht kommende Verhältnisse ich überdies durch Bücher- wie Augenstudien am besten Bescheid weiß: Italien.

In Italien haben die unsagbar traurigen Lohnverhältnisse[1]) — man hat den Durchschnittslohn der in der Industrie beschäftigten Frau auf 1 Lira, den der in der Landwirtschaft beschäftigten Frau auf 80 Centesimi täglich berechnen wollen —, sowie die lebhaftere Gemütsart des Volkes und die Stärke der Arbeiterbewegung ihr Äquivalent in dem, andern Ländern, wie z. B. Deutschland gegenüber, recht häufigen Ausbruch von Lohnbewegungen gefunden.

Beifolgende Tabellen mögen zunächst einmal den nötigen Überblick verschaffen:

Tabelle I.

Geschlecht und Alter der Streikenden.[2])

Jahre	Anzahl der Streiks	Streikende			
		Männer	Frauen	Kinder	Gesamtzahl
1894	109	19 766	3 890	3 939	27 595
1895	126	11 788	5 192	2 327	19 307
1896	210	39 955	34 264	21 832	96 051
1897	217	21 809	38 435	16 326	76 570
1898	256	22 112	9 571	4 022	35 705
1899	259	28 228	11 280	3 686	43 194

Tabelle II.

Erfolg der Streikenden nach Geschlecht und Alter.[3])

Jahr	Anzahl der Streiks	Alter und Geschlecht der Streikenden	Günstig. Ausgang		Kompromisse		Mißerfolge	
			Anzahl der Streiks	Prozentsatz	Anzahl der Streiks	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz
1894 . . .	63	Männer allein . .	24	39 %	19	30 %	20	31 %
	13	Männer und Kinder	3	23 %	2	15 %	8	62 %
	2	Kinder allein . .	2	100 %	—	—	—	—
	4	Frauen allein . .	1	25 %	2	50 %	1	25 %
	1	Frauen und Männer	—	—	—	—	1	100 %
	7	Frauen und Kinder	2	28 %	—	—	5	72 %
	7	Frauen, Männer u. Kinder	1	14 %	3	43 %	3	43 %

[1]) Hierüber näheres in der wertvollen Broschüre von Ersilia Majno Bronsini: „Relazione sul Lavoro delle Donne". Milano 1900. Tipografia Milanese, via Gesù 23, sowie der Bericht von Maria Montessori in „Der Internationale Kongreß für Frauenwerke ꝛc." Berlin 1897. p. 202.

[2]) Entnommen der ausgezeichneten Untersuchung von Arturo Salucci: „La Teoria dello Sciopero." Genova 1902. Libreria Moderna, Galleria Mazzini, p. 70.

[3]) Gina Lombroso. „I Coefficenti della vittoria negli Scioperi", p. 14.

Digitized by Google

Tabelle III.

Geschlecht und Alter der Streikenden nach den Provinzen.[1]) (1896.)

Provinzen	Frauen		Männer		Kinder	
	Anzahl der Frauen	Streiks	Anzahl der Männer	Streiks	Anzahl der Kinder	Streiks
1. Nord-Italien:						
Piemont	1 237	6	1 112	7	135	5
Ligurien	32	1	200	1	—	—
Lombardei	903	8	1 994	16	270	9
Venetien	220	2	1 179	3	46	1
Emilia	—	—	1 047	6	—	—
2. Mittel-Italien:						
Toscana	1 148	1	1 134	4	14	1
Le Marche	—	—	51	?	—	—
Umbrien	—	—	60	?	—	—
Lazio	—	—	2 550	?	—	—
3. Süd-Italien:						
Abruzzi	—	—	930	?	—	—
Campania	350	1	569	1	50	1
Apulien	—	—	50	?	—	—
Basilicata	—	—	—	—	—	—
Calabrien	—	—	—	—	—	—
Sizilien	—	—	8 890	?	3 430	7

Wer die Sprache der Zahlen versteht, der wird umstehender Statistik vieles von Wert entnehmen können. Zunächst zeigt sie uns, daß — genau so, wie eine weibliche Organisation auf gewerkschaftlicher Basis ja wohl nur an den Orten entstehen kann, wo sich die Männer breits vorher zusammengeschlossen haben — auch ein Frauenstreik nur dort zu stande kommt, wo auch die Männer — und zwar immer beträchtlich früher! — es bereits gewagt haben, ihre Arbeit auszusetzen, um sich einen höheren Lohn, eine kürzere Arbeitszeit u. s. w. zu erringen. Wir haben ganze Landschaften, ganze Provinzen vor uns, in welchen Männer streikten, aber Frauen nicht. Und das keineswegs aus dem Grunde, daß es in den betreffenden Landschaften und Provinzen etwa keine arbeitenden Frauen gäbe. Aber es existiert andererseits kein Ort, wo zwar schon Frauen, aber noch keine Männer gestreikt hätten.

Die Deutung dieser Erscheinung ist — leider! — nicht allzu schwer: Die Frau ist, selbst in denjenigen Verhältnissen, in welchen ihr Leben außer dem Hause, ihr Verdienst an Geld sowie vielfach auch die Art ihrer Arbeit selbst sie eigentlich selbständig im Denken, Fühlen und Handeln machen sollte, stets vom Mann abhängig geblieben. Keine Frau wagt sich auf das Glatteis des Lohnkampfes, bevor dasselbe nicht vor ihren Augen vorher durch einen Mann als gangbar erkundet ist. Diese historische Wahrheit läßt nun nicht die Schlußfolgerung zu, daß die Theorie vom Schwachsinn des Weibes nun doch ihre Richtigkeit habe, sondern sie ist soziologisch und historisch vollkommen begreiflich aus der wirtschaftlichen und geistigen Gebundenheit der Frau, besonders aus ihrer immer noch ganz abhängigen Stellung in der Familie. Die bekannte Mailänder Sozialpolitikerin Dr. Anna Kuliscioff, eine Frau, die sich in den in Betracht kommenden Verhältnissen auskennen muß wie wenig andere, bemerkt zu dieser Frage: „Ich glaube, daß die Frauen erst dann, wenn sie die gleichen Löhne wie die Männer errungen haben werden, auch die moralische Kraft finden können, eventuellen Pressionen seitens der Väter, Männer und Brüder zu widerstehen und daß sie dann endlich auch selber, inmitten ihres Geschlechts, jene starke Waffe des modernen Wirtschaftskampfes führen können, welche sich gewerkschaftlicher Zusammen-

[1]) Aus dem Werkchen der oft genannten Dott. Gina Lombroso. „I Coefficenti della vittoria negli Scioperi." Biblioteca della Critica Sociale, Milano 1897, p. 15.

Digitized by Google

schluß nennt, um mittelst ihrer diejenigen Rechte auf die Kultur und auf den Staat zu erringen, welche ihnen heute noch, ebenso wie ihren Männern, aus angeborener Dummheit, Geisteskrankheit oder verbrecherischer Anlage verweigert werden."[1])

Anna Kuliscioff hat recht. Nicht allein die Unselbständigkeit im Denken ist es, welche die Frau daran verhindert, im Lohnkampf als Pionierin voranzugehen, es ist auch die erzwungene Unselbständigkeit im Handeln. Selbst das Ziel der gleichen Verdiensthöhe von Mann und Weib wird eine Wirkung der häuslichen Freiheit des Weibes sein, denn aus der häuslichen Freiheit allein wird sich auch eine größere Aktionsfreiheit für sie im sozialen Leben ergeben. Man denke sich die Einsicht und den Willen der Frauen zum Lohnkampf in einer Gegend, in welcher ihre Väter, Männer, Brüder u. s. w. sich zu dieser Einsicht und zu diesem Willen noch nicht durchgerungen haben, und man wird die Unmöglichkeit der Existenz einer isolierten Frauenlohnbewegung einsehen.

Solange das Fabrikmädchen, falls sich einmal in seinem Kopf die wirtschaftlichen Zusammenhänge klarer darstellen sollten als in dem der sie umgebenden Männerwelt, mit ihrem Wunsch nach zwangsweiser Durchsetzung einer Lohnerhöhung von ihrem Vater, Bräutigam oder Bruder mißverstanden und mit höhnischer Wut als Faulenzerin in die Fabrik zurückgeprügelt zu werden vermag, solange sie noch nicht de facto die freie Verfügung über ihren Arbeitsverdienst hat, sondern ihr Lohn nur als ein Zusatz zum Familienbudget betrachtet wird, welchen man bei der Ungewißheit des Sieges im Lohnkampf nicht aufs Spiel setzen will, solange wird die Proletarierin — es ist hier natürlich nur von Gegenden die Rede, in welchen die Bevölkerung noch auf sehr primitivem sozialen Boden steht! — nie und nimmer eine neue Ära im Kampf um das Leben zu inaugurieren im stande sein. —

Wie aus Tabelle I klar ersichtlich, ist die Frau im ganzen in weit geringerem Maße als der Mann an Streiks beteiligt. Eine Ausnahme bildet bloß das Jahr 1896, in welchem der berühmte Riesenausstand der beinahe 39 000 toskanischen Strohflechterinnen stattfand. Im Jahre 1899 dagegen z. B. standen den 65 % der streikenden Männer bloß 26 % streikende Frauen gegenüber, dem Verlust an Arbeitstagen der Männer = 153 467, bloß 58 493 verlorene Arbeitstage der Frauen.[2])

Die geringere Beteiligung der Frauen an den Lohnkämpfen läßt natürlich nicht darauf schließen, daß sich die Frauen etwa besserer Arbeitsbedingungen erfreuten als die Männer. Es ist bekannt, daß die Frauen im Gegenteil länger und — billiger arbeiten müssen als ihre männlichen Kollegen. In Wirklichkeit liegt die geringere Beteiligung der Frau an den Lohnkämpfen an ihrer — wenn auch in Italien verhältnismäßig recht vorgeschrittenen — geringeren Beteiligung an der gewerkschaftlichen Bewegung. Nicht daß diese immer und bewußt auf den Streik hinarbeite! Sehr mit Recht sieht Gina Lombroso[3]) ein Merkmal für die noch zu geringe gewerkschaftliche Betätigung der Frau auch in dem Umstande, „daß man die relative Seltenheit der Frauenstreiks ja leider nicht auf eine größere Besonnenheit der Frauen zurückführen kann, welche, auf eine starke Organisation gestützt, ihren Zweck, auch ohne zum Hilfsmittel des Streiks zu greifen, durchzusetzen vermöchten". —

Tabelle II beweist zunächst, daß die Teilnahme von Kindern an den Streiks die Aussichten eines solchen sehr verschlechtert. Überhaupt sind die gemischten Lohnkämpfe für die Arbeiter in hohem Grade ungünstig. Der Grund hierfür dürfte vor allen Dingen darin zu sehen sein, daß bei einem Streik von Männern, Frauen und Kindern, oder auch nur von Männern und Frauen, der Familie nicht nur, wie das bei einem Streik der Männer oder der Frauen allein der Fall sein würde, ein — wenn auch bedeutender — Teil des Verdienstes, sondern der ganze Verdienst und damit in

[1]) Dott. Anna Kuliscioff: „Il Monopolio dell' uomo" 2a Edizione. Milano 1894. Biblioteca della Critica Sociale. p. 22.

[2]) Salucci, loco cit. p. 71.

[3]) Gina Lombroso, loco cit. p. 14.

Digitized by Google

den meisten Fällen auch der ganze Lebensunterhalt entzogen und ihr dadurch zumeist jene Widerstandskraft genommen wird, durch welche die Streikenden allein zum Ziele gelangen können. Keinesfalls liegt der schlechte Ausgang der sogenannten gemischten Streiks aber, wie man glauben könnte, an der Uneinigkeit der Geschlechter in ihrem Vorgehen beim Lohnkampf selber. Im Gegenteil hat man grade umgekehrt fast immer eine geradezu bewundernswürdige Solidarität zwischen Männern und Frauen aufweisen können.

Einige Beispiele mögen das Gesagte illustrieren! Als bei dem sich lang hinziehenden Lohnstreit in der Weberei von Casalecchio bei Bologna die Arbeiterinnen, vom Unternehmer mit allen Regeln der Kunst drangsaliert, auf die plötzliche, im Lohnkontrakt ausdrücklich ausgeschlossene Einführung der Nachtarbeit hin die wahrhaftig nicht exorbitante Lohnerhöhung von 20 Centesimi als Entschädigung forderten und als Antwort darauf 22 „Rädelsführerinnen" unter ihnen aufs Pflaster geworfen wurden, worauf hin dann die übrigen 400 Arbeiterinnen empört den Streik beschlossen, da erklärten sich auch sämtliche männlichen Arbeiter der Fabrik, ja selbst die Angestellten, mit ihnen solidarisch.[1]) Das ist ein vereinzeltes Beispiel? Gut! Ich greife aufs Geratewohl ein Exemplar der Frauenzeitschrift „Eva" heraus — es ist die Nummer vom 26. Oktober 1902 — und übersetze die ganze Rubrik: La Donna nel Movimento Proletario.

> Como. Ein böser Streik. — Die Opfer der unüberlegten Agitation für den Zehnstundentag hatten einen lock-out seitens der Unternehmer zur Folge. Acht Arbeiterinnen und ein Arbeiter von der mechanischen Webereimanufaktur wandten sich jedoch an das Schiedsgericht, und der Herr Rosana mußte allen 165 Lire bezahlen für die unterlassene Kündigungsfrist von 15 Tagen.
>
> Maccio bei Como. — Ausstand der Weberinnen. Die Firma Benini & Komp. hat einen Streik von insgesamt hundert Arbeiterinnen an der Maschine und Arbeitern der Handweberei, welche treu zu einander gestanden haben, zu bestehen gehabt.
>
> Die Weberinnen haben gestreikt, weil man bei Einführung des neuen Tarifs nicht mehr im Akkord arbeiten wollte.
>
> Mit Vermittlung des Arbeitersekretärs der Camera del Lavoro zu Como ist der Streik nunmehr beigelegt worden und wird die Arbeit morgen wieder aufgenommen werden, da der neu zu stande gekommene Tarif einige kleine Lohnverbesserungen enthält . . .
>
> Bologna. Weberinnen. Heute früh haben sich ungefähr 300 Hanfflechterinnen in der Sala dei Notai zu einer Sitzung zusammengefunden, um sich über ihre Arbeitsbedingungen zu beraten — müssen sie doch dieselbe harte Arbeit verrichten wie die Männer! — und über die Löhne. —
>
> Nach langer und eifriger Diskussion wurde die Einstellung der Arbeit beschlossen. Die Männer werden fortfahren zu arbeiten, aber, falls der Streik zwischen der Firma und den Arbeiterinnen nicht bald gütlich beigelegt werden sollte, werden auch sie sich höchst wahrscheinlicherweise den streikenden Frauen anschließen.[2])

Die Solidarität zwischen Männern und Frauen ist also eine durchaus kompakte.

Auffallend gering ist die Zahl der Siege der Frauen im Verhältnis zur Zahl der von den Männern errungenen Erfolge.

Es ist zweifellos, daß die streikende Frau einen weit härteren Kampf zu bestehen hat, als der Mann. Zu der ganzen ökonomischen Überlegenheit des Brotherrn gesellt sich noch die ganze Präpotenz des Mannes. Was der Unternehmer der bei ihm

[1]) Argentina Altobelli in der sozialistischen Bologneser Zeitung: „La Squilla" II. Nr. 99. (22. Dez. 1902.)

[2]) „Eva", redigiert von Rina Melli in Genua, II, 70.

Digitized by Google

beschäftigten Frau alles bietet, das würde er sich wohl hüten, seinen männlichen Arbeitern gegenüber zu wagen. Der von mir an andrer Stelle dieser Zeitschrift erwähnte Fall[1]) der Arbeiterinnen der Firma Reghetta in Alessandria dürfte selbst einen Blinden sehend machen. Hier noch ein anderer: In Empoli streikten kürzlich die Flaschenarbeiterinnen (fiascaie). Die Fabrikanten waren über die Frechheit eines Frauenstreiks so entrüstet, daß sie sogar die Hochöfen ausgehen ließen, ein Entschluß, der ihrem Eigensinn sehr viel mehr Geld kostete, als ihnen die geforderte kleine Lohnerhöhung vielleicht pekuniär geschadet haben würde.[2]) Aber man läßt sich doch nicht von Frauenzimmern unterkriegen!

Andererseits verschuldet auch die schlechtere Erziehung, die die Frauen an vielen Orten, mit den Männern verglichen, besitzen, manche ihrer Niederlagen im Lohnkampf. Das geschieht selbstverständlich am meisten dort, wo die Arbeiterbewegung die Massen noch nicht genügend zivilisiert hat: in Süditalien. Wenn wir der nicht immer arbeiterfreundlichen, konservativen Turiner Zeitung „La Stampa“[3]) Glauben schenken dürfen, trug sich zum Beispiel in Fratte bei Salerno (Neapel) folgender Fall zu: Wegen allzu harter Anwendung der reglementarisch festgesetzten Strafen hatten die Weberinnen einen Streik beschlossen. Anstatt sich nun ruhig zu verhalten und den Ausgang des Lohnkampfes mit möglichster Gelassenheit abzuwarten, zogen sie vor die Fabrik und bewarfen dieselbe mit einem dichten Steinhagel. Die Folge davon waren natürlich Arretierungen über Arretierungen, sowie das Einrücken einer Kompagnie Infanterie. Auf diese Weise obrigkeitlich unterstützt, hatten die Unternehmer, nicht ohne Schuld der Arbeiterinnen, gewonnenes Spiel. —

Immerhin glaube ich, hat die Statistik der Gina Lombroso hier die Siegeszahlen der Frauen in den Lohnkämpfen etwas sehr gering bemessen. Wenigstens gibt folgende kleine Nachprüfung von mir für das Jahr 1901 ein ganz anderes Resultat:

Nach einem Bericht des bekannten sozialistischen Sozialpolitikers Dr. Alessandro Schiavi[4]) haben im Sommer 1901 unter anderem folgende Frauen Lohnerhöhungen durchzusetzen vermocht: die Arbeiterinnen des Etablissements Bender und Martiny in Nola (Lohnerhöhung von 30 %), die Arbeiterinnen der Lumpenfabriken in Livorno, der Kerzen- und Seifenfabrik in Lugo, der Zuckerfabrik in Cologna Veneta und die Einpackerinnen in Cecina; von den Landarbeiterinnen die Reismädchen in Verona und auf den Gütern des Herzogs Visconti di Modrone bei Mailand die Festsetzung eines Stundensatzes von 10 Centesimi, die Reismädchen von San Giorgio di Piano die Erhöhung des Tageslohnes auf 1 Lira. Wie man sieht, alles Siege, mäßig dem materiellen, aber großartig dem moralischen Erfolge nach zu urteilen.

Nach einer andren, von der Unione Femminile[5]) in Mailand zusammengestellten Tabelle siegten im Frühjahr 1901 noch folgende weiteren Kategorien von Arbeiterinnen: die Frauen der Webereien in Pisa-Pontecorvo — Lohnerhöhung —, die Weberinnen und Bandnäherinnen in San Giovanni Valdarno — Lohnerhöhung und Arbeitsstundenverminderung —, 35 Weberinnen der Fabrik Belviller in Mailand — Wiederaufnahme zweier grundlos entlassener Gefährtinnen —, die Zigarrenmädchen in Cagliari — Lohnerhöhung —, die Weberinnen in Zarana Bresciano (Coduri) — Lohnerhöhung —, die Waschfrauen in Parma — Lohnerhöhung —, die Spinnerinnen der Firma Moret in Cisan di Valmamarina (Treviso).

Das sind also in wenigen Monaten eines Jahres allein schon 15 von den Arbeiterinnen erfochtene Lohnsiege. Und wie unvollständig werden die Listen sein! —

Noch einige Worte zu Tabelle III! Sie lehrt uns meines Erachtens nichts andres als daß, je mehr wir nach dem Süden kommen, desto weniger die Frau in der Regel befähigt ist, ihr Los selbst zu verbessern oder doch wenigstens zu verbessern

---

[1]) S. „Die Arbeiterinnenbewegung in Italien“ in Heft 6 des IX. Jahrganges.
[2]) „Avanti!“ Nr. 2206 ss.
[3]) „La Stampa, Gazetta Piemontese“ XXXV, Nr. 21 (21. Jan. 1901).
[4]) Alessandro Schiavi: „Sviluppo Capitalistico e Organizzazione Proletaria“ in der Mailänder Halbmonatsschrift: „La Critica Sociale“ XI. p. 325.
[5]) Unione Femminile, Mailänder Monatsschrift für Frauen, I. 9.

Digitized by Google

zu versuchen. Ganz falsch ist der Schluß, den in unbegreiflicher Voreiligkeit Gina Lombroso aus der Tabelle zieht, indem sie nämlich behauptet, dieselbe gäbe „ein sonderbares Bild von der ungleichen Verteilung der Frauen- und Kinderarbeit in den einzelnen Regionen". Um nur ein Beispiel zu bringen: sollte es ihr entgangen sein, daß gerade die Provinz Emilia, die in jenem Jahre zufällig keinen einzigen Frauenstreik aufzuweisen hat, vielleicht diejenige Gegend ist, in welcher die Frauenarbeit in Italien die gewaltigsten Dimensionen erreicht hat? Die Reisfelder, ja das einzige Wort Molinella sollten sie ihres Irrtums überzeugen. Die Interpretation der Statistik ist eben ein gefährliches Ding.

„La femme ouvrière . . . parole infâme" hat einst ein französischer Gelehrter gesagt. „Le donne scioperanti! Avanti! Avanti!" hörte ich einmal in einer italienischen Versammlung Streikender rufen . . . . .

Erwerbstätigkeit.

Aussichten der Frauen im Bibliotheksdienst.

Zu diesem Thema bringt das Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine folgende beachtenswerte Notiz:

„Zum Thema ‚Bibliothekarin' verbreiten die Tagesblätter eine gutgemeinte Notiz, die aber geeignet ist, Erwerb und Beruf suchende Frauen wieder auf diesen so wenig Stellen bietenden Beruf hinzuweisen, und die deshalb einer Einschränkung bedarf. Was mit dem ‚Anfang einer Frauenhochschule für Bibliotheksdienst' bezeichnet wird, ist vielmehr ein 6—8monatlicher Kursus einer fachlichen Vorbereitung für eine ganz beschränkte Zahl von Aspirantinnen auf die Stellung einer Expedientin oder Sekretärin an wissenschaftlichen Bibliotheken, der durch praktische Volontärtätigkeit an Volksbibliotheken moderner Art, also an öffentlichen Bücher- und Lesehallen zur Vorbereitung für eine Volksbibliothekarin ergänzt werden kann, eine Tätigkeit, die vorher oder nachher, je nach Bildungshöhe und Anlage, längere oder kürzere Zeit zu leisten notwendig ist. Das preußische Kultusministerium hat den vorgelegten Lehrplan für eine beschränkte Anzahl von Hörerinnen genehmigt. Das hierdurch bekundete Interesse ist um so erfreulicher zu begrüßen, als es bisher trotz der freundlichen Bemühungen des Leiters der Kurse erst einer der 5 Schülerinnen des 1. Kursus (3 waren bereits vorher beschäftigt, im ganzen hatten 8 teilgenommen) gelungen ist, eine bescheidene Stellung zu finden.

Es mag bei dieser Gelegenheit den Frauenvereinen auch in außerpreußischen Städten ans Herz gelegt werden, an allen Bestrebungen zur Gründung von Volksbibliotheken teilzunehmen, sei es, daß dieselben aus privater Initiative, sei es aus kommunaler Tätigkeit hervorgehen. An allen ‚öffentlichen Bibliotheken' sollte es gelingen, wenigstens eine Assistentenstelle durch eine Frau zu besetzen, nicht nur, um den strebenden, gut vorbereiteten einen ihnen gebührenden Platz zu erobern, sondern weil die spezifische Frauenarbeit der Bibliothek Nutzen zu bringen geeignet ist; erklärt doch ein so guter Kenner des Bibliothekswesens wie Dr. Ernst Schultze in seinem Buche: ‚Freie öffentliche Bibliotheken', daß ‚viele Eigenschaften, die man den Frauen im allgemeinen nachsagt, für die Verwaltung einer Volksbibliothek sehr nützlich sind . . . Ordnungsliebe, Gedächtnis für tausenderlei Kleinigkeiten, die geduldige Art, auch mit langweiligen Tätigkeiten sich abzufinden und ein gewisses Geschick im Verkehr mit dem Publikum'. Auf diesen Punkt möchte das Hauptgewicht zu legen sein und deshalb sollte der Platz im Lesesaal, der zugleich die Auskunft- und Beratungsstelle in Bücherangelegenheiten sein soll, wo immer möglich, von einer Frau eingenommen sein. Darauf hinzuwirken sollten die Frauenvereine im gegebenen Falle nicht unterlassen." B. P.

*

Beschäftigung weiblicher Personen im Eisenbahndienste.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat kürzlich zur Herbeiführung eines gleichmäßigen Verfahrens bei der Annahme weiblicher Personen für den Fahrkartenausgabe-, Telegraphen- und Fernsprechdienst sowie den Güterabfertigungsdienst die folgenden Bestimmungen von allgemeinem Interesse erlassen: Die von den Anwärterinnen zu fordernde gute Schulbildung ist durch eine Vorprüfung nachzuweisen, die sich auf Lieferung eines kurzen deutschen Aufsatzes, Schreiben nach Vorsagen, Rechnen mit gewöhnlichen und Dezimalbrüchen und Erdkunde zu erstrecken hat; diese Vorprüfung kann denjenigen

Digitized by Google

Bewerberinnen erlassen werden, die eine über die Volksschulbildung hinausgehende Schulbildung durch Zeugnisse nachweisen können. Die Dienstanfängerinnen sind innerhalb ihrer sechsmonatigen Probezeit, soweit angängig, nicht nur für den Dienstzweig auszubilden, für welchen sie angenommen sind, sondern auch in den andren für weibliche Personen zugänglichen Dienstzweigen. Nach beendeter Probezeit hat der Eisenbahn-Inspektionsvorstand oder dessen Vertreter durch eine Prüfung festzustellen, ob die Dienstanfängerin die für ihren Dienstzweig erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten besitzt. Ist sie auch für andre Dienstzweige ausgebildet, so hat sich die Prüfung auch auf diese zu erstrecken. Auf Grund dieser Prüfung und des Berichts des mit der Ausbildung betrauten Dienstvorstehers beschließt sodann die zuständige Eisenbahndirektion über die Beibehaltung oder Entlassung der Dienstanfängerin.

*

Über die Aussichten der Frauen im Apothekerberuf bringt der „Tag" folgende Notiz, die anscheinend aus den Kreisen der Apothekenbesitzer stammt und daher wertvoll sein dürfte.

„Der Mangel an Hilfspersonal besonders in Landapotheken ist für die Besitzer sehr empfindlich, und mancher Landapotheker namentlich in Süddeutschland würde sich gerne der Mühe unterziehen, eine Beamten- oder Offizierstochter in seinem Beruf auszubilden, um nach der Lehrzeit eine Gehilfin zu haben. Die Kosten dieser Ausbildung sind nicht hoch. In den meisten Fällen wird sich der Lehrherr in Süddeutschland für die Lehrzeit mit einer Kautionsstellung von 600 bis 800 M. begnügen und sie im dritten Lehrjahr in Form von Taschengeld wieder zurückbezahlen bei freier Verpflegung. Wenn die junge Pharmazeutin das Gehilfenexamen bestanden hat, bezieht sie als Gehilfin ein Jahreseinkommen von 700—1000 M. bei freier Station. So lange die Gehilfin rüstig und gesund ist, kann sie für ihr Alter sorgen und Geld genug zurücklegen. Wenn sie die nötige Energie und die Gaben besitzt, kann sie nach dreijähriger Gehilfinnenzeit das vorgeschriebene Universitätsstudium wagen und nach erlangter Approbation in die höhere Gehaltsklasse (1200—2000 M. bei freier Station) vorrücken. Es ist aber in absehbarer Zeit noch wenig Aussicht vorhanden, daß Damen persönliche Konzessionen zur Führung einer Apotheke erteilt werden, und wohl auch nicht ratsam. Für die jetzt zum Apothekerberuf eintretenden Damen genügt zunächst vollständig die Ablegung der Gehilfenprüfung. Nach meiner Ansicht ist auch diese Prüfung durchaus hinreichend, um als Apotheker die Versicherung geben zu können: den Eltern begabter Töchter braucht es um deren dauernde Versorgung im Apothekerberuf bei den heutigen Personalverhältnissen nicht bange zu sein.

Fr. Bauer (Hockenheim)."

Wir haben die Notiz wörtlich wiedergegeben, möchten aber dazu bemerken, daß die Erteilung von persönlichen Konzessionen auch an Frauen uns als notwendige Konsequenz ihrer Zulassung zu den erforderlichen Prüfungen erscheint und eine Forderung der Gerechtigkeit ist, sobald ordnungsmäßig qualifizierte Frauen darum ersuchen. Wenn auch hier die Frauen nur deshalb und nur soweit herangezogen werden, als Mangel an männlichem Personal vorhanden ist, wäre die Erschließung des Berufs wenig erfreulich.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Mädchenhandel.** In auffallendem Maße haben gerade in der letzten Zeit sich wieder die Nachrichten über Verschleppungen von Mädchen durch Mädchenhändler gemehrt. Zum Teil scheint das ein Symptom der besseren Aufmerksamkeit der Behörden. Aus Triest wird die Verurteilung eines Mädchenhändlers berichtet, der unter dem Vorgeben, sie zu Sängerinnen ausbilden zu wollen, junge Mädchen anlockte, um sie nach Griechenland zu verkaufen. Die unseres Erachtens sehr milde Strafe lautete auf 6 Monate Kerker und Landesverweisung. Der Verurteilte wird also nach sechsmonatlicher Pause sein Geschäft in einem andern Lande wieder aufnehmen. — Das „Deutsche National-Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels" hat bekanntlich auf den Berliner Bahnhöfen seine besondere Aufmerksamkeit auf Warschauer Agenten gerichtet, die Mädchen von Frankreich über Berlin nach Rußland beförderten. Es wird versichert, daß dieser Verkehr infolgedessen wesentlich abgenommen hat. Das wird nun — soweit hier überhaupt eine sichere Feststellung möglich ist — wohl nur bedeuten, daß man sich andre Wege sucht. Das Deutsche Nationalkomitee läßt nun zur Aufklärung etwa verschleppter Mädchen auf Bahnhöfen und Schiffen Plakate aushängen mit der Inschrift: „Dringende Warnung an auswandernde Mädchen! Nimm keine Stelle im Auslande an ohne sichere Erkundigung. Wende dich in Not und Gefahr an den Vorstand dieses Bahnhofs (resp. an

Digitized by Google

den Kapitän dieses Schiffes)." Die betreffenden Vorstände werden natürlich mit Informationen versehen. In den übrigen europäischen Staaten soll dasselbe angeregt werden.

Über die Ausdehnung des Mädchenhandels in den Hafenstädten am Mittelmeer hat kürzlich der Schriftführer des D. N. K., Major a. D. Wagener, persönlich Forschungen angestellt. Die Resultate sind im wesentlichen folgende:

1. Der Handel mit deutschen Mädchen ist in den Häfen des Mittelländischen Meeres von geringer Bedeutung. 2. Auf deutschen Schiffen kommt der Mädchenhandel überhaupt nicht vor. 3. Die beiden bedenklichen Häfen für Deutschland sind Genua und Triest. 4. Die Kontrolle durch die Hafen- und Bahnhofspolizei gibt keine Handhabe zum Einschreiten gegen die Mädchenhändler. 5. Die über genannte Häfen verschleppten deutschen Mädchen werden nicht nach Brasilien und Argentinien, sondern nach Indien und Kapstadt verkauft."

Der Berichterstatter schlägt auf Grund seiner Erfahrungen vor, daß eine Überwachung der Städte Genua, Triest, Neapel, Konstantinopel, Alexandria, Bordeaux und Lissabon durch die Nationalkomitees von Deutschland, Österreich, Italien, Rußland, England, Frankreich und Spanien mit Hilfe besonders angestellter Agenten stattfindet. Auf Grund dieses Berichts hat das englische Nationalkomitee angeregt, eine internationale Sitzung der Nationalkomitees noch für den kommenden Herbst einzuberufen. Der internationale Kongreß wird voraussichtlich in der Schweiz stattfinden. Eine Konferenz des deutschen Komitees wird am 27. und 28. Oktober unter dem Vorsitz des Grafen Keller in Berlin abgehalten werden. Als Hauptaufgabe dieser Konferenz wird die Reform der Strafjustiz in bezug auf den Mädchenhandel bezeichnet. Bis jetzt sind gesetzliche Handhaben, die gegen den Mädchenhändler einzuschreiten ermöglichen, sehr schwer zu finden. Es genügt zur Bestrafung eines Mädchenhändlers keineswegs, ihn mit einem Trupp solcher Mädchen zu betreffen, da alsdann noch keine Anfangshandlung zur Förderung der Unzucht vorliegt, wie sie unser Strafgesetzbuch (§§ 180 und 43) voraussetzt, um ein Einschreiten des Strafrichters zu rechtfertigen. Es müßte daher eine strafgesetzliche Bestimmung in der Richtung geschaffen werden, daß ein jeder wegen Versuchs der Kuppelei bestraft wird, welcher „es unternimmt, Mädchen, um der Unzucht Vorschub zu leisten, anzuwerben". — Eine auf Anregung Frankreichs getroffene, voraussichtlich sehr zweckmäßige Einrichtung ist die neu errichtete Zentralstelle zur Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels, als ein Dezernat bei der Berliner Kriminalpolizei. Die Verhandlungen über die Einrichtung finden auf diplomatischem Wege durch das Auswärtige Amt statt. Wie in Berlin, so wurde auch in Paris und in Wien je eine solche Zentralstelle errichtet. Sämtliche Angelegenheiten, die innerhalb des preußischen Staates mit dem internationalen Mädchenhandel irgendwie in Verbindung gebracht werden können, müssen sofort der Zentralstelle gemeldet werden. Von hier werden behufs weiterer Nachforschungen oder zum Zwecke anderer Maßnahmen die Beamten unmittelbar an Ort und Stelle geschickt. Eine Anzahl von verdächtigen Fällen, die der Zentralstelle gemeldet wurden, sind bereits durch ihre Ermittlungen aufgeklärt worden. Das Berliner Polizeipräsidium ist, wie auch die übrigen in Frage kommenden Behörden, bei den künftigen internationalen Kongressen mit Sitz und Stimme vertreten. Bezüglich der Heranziehung der übrigen deutschen Staaten sind diplomatische Verhandlungen im Gange.

* **Frauenpromotionen.** An der philosophischen Fakultät zu Berlin bestanden drei studierende Frauen die Doktorprüfung, sämtlich cum laude. Frl. Marie Schütte, eine ehemalige Schülerin der Leipziger Gymnasialkurse, promovierte mit einer kunstgeschichtlichen Dissertation über den schwäbischen Schnitzaltar, die Dissertation von Florence Mary Fitsh, einer Amerikanerin, behandelte den Hedonismus bei Lotze und Fechner, und Frau Helene Herrmann, eine Schülerin der Berliner Gymnasialkurse, hatte eine Arbeit über die „psychologischen Anschauungen des jungen Goethe" eingereicht. An der Münchener medizinischen Fakultät promovierte Frl. A. Schüler. Unter den Ehrenpromotionen der Universität Heidelberg betrafen zwei der theologischen Fakultät Frauen, nämlich Margaretha Dunlop Gibson, der Rechte Doktor, und Agnes Smith Lewis, Doktor der Philosophie („die durch Natur, Liebe und Studium eng verbundenen Schwestern, welche die aus dem Sinaikloster und Ägypten beigebrachten, kostbaren christlichen und jüdischen Schriften mit ebenso großem Scharfsinn wie Geduld und Fleiß sorgsam herausgaben, ins Englische übersetzten und dadurch außerordentlich viel zur Erklärung der heiligen Bücher und zur Geschichtsschreibung der altorientalischen Kirche beigetragen und nicht minder durch freigebige Unterstützung zur Begründung einer theologischen Lehranstalt die theologischen Studien gefördert haben").

* **Gymnasialkurse für Frauen** werden in Straßburg im Elsaß im Herbst ins Leben treten. Leiter des Unternehmens ist der durch sein reges Interesse für die Frauenbewegung bekannte Professor Theobald Ziegler. Aufgenommen werden Mädchen, die eine vollausgebaute höhere Töchter-

Digitized by Google

schule absolviert haben oder die entsprechenden Kenntnisse nachzuweisen im stande sind. Das jährliche Schulgeld beträgt 200 Mark. Der Lehrplan ist im wesentlichen der des Realgymnasiums. Anmeldungen nehmen entgegen: in Straßburg: Frau Präsident Curtius (Thomasstaden 1), Frau Direktor Cherbuliez (Hohenlohestr. 6), Frau Ullrich (Ruprechtsauer Allee 6); in Colmar: Frau König-Scheurer (Bartholdistr. 1); in Mülhausen: Fräulein Schaefer (Elisabethstr. 20); in Metz: Frau Oberst Behn (Bischoffstr. 53/55), und endlich der Leiter der Kurse Professor Dr. Th. Ziegler in Straßburg (Odilienstr. 4).

* **Ein Stipendium,** dessen Nutznießung ausdrücklich für Studenten und Studentinnen festgesetzt ist, hat Konsul a. D. Leuthner in Darmstadt der medizinischen Fakultät von Freiburg überwiesen. Das Kapital, das 30 000 M. beträgt, ist die erste Stiftung in Deutschland, an der die weiblichen Studenten Anteil haben.

* **Frauen in der städtischen Armenpflege.** Auf Grund einer Eingabe mehrerer Frauen in Witten behufs Beteiligung an der städtischen Armenpflege ist die städtische Armendeputation der Frage näher getreten und hat sich dahin entschieden, daß die Betätigung der Frauen in der Armenpflege neben der Beschäftigung der Männer mit Freuden zu begrüßen sei, zumal in solchen Fällen, die sich besonders für die Entwickelung der weiblichen Tätigkeit eignen, z. B. Fürsorge für alleinstehende Frauen, Wohltätigkeit bei kinderreichen Familien, Überwachung der Waisen ꝛc. Man verspricht sich von einer derartigen Einrichtung sehr viel, zumal wenn auch die Frauen aus den Arbeiterkreisen sich in den Dienst der guten Sache stellen, wie das in einigen großen Städten bereits mit Erfolg geschieht.

* **Für die Anstellung von Schulärztinnen** tritt Dr. Waldschmidt-Charlottenburg in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift ein. Er weist darauf hin, daß das Institut der Schulärzte sich über Erwarten rasch eingebürgert habe. Man müsse nunmehr weniger danach streben, die Anstellung von Schulärzten obligatorisch zu machen, als deren Funktionen zu erweitern. Den Schulärzten sollten in den Mädchenschulen Schulärztinnen zur Seite stehen. Es sei monströs, daß zur Feststellung der körperlichen Beschaffenheit der Schulmädchen ein Mann in die Schule beordert werde, der im Beisein der Klassenlehrerin die betreffende Untersuchung vorzunehmen habe. Wenn, was zu erwarten sei, die Aufgaben des Schularztes dahin erweitert würden, daß er zum Lehrer der Hygiene wird, dürfte die Tätigkeit medizinisch durchgebildeter Frauen an Mädchenschulen von großem Vorteil sein. Die Schulärztinnen hätten dann den Unterricht in der Körper- und Krankenpflege, Erziehungshygiene, in den Anfangsgründen der Anthropologie wie endlich in der Chemie der Küche zu übernehmen.

* **An der Universität Amsterdam** promovierte als erste Frau in der altklassischen Fakultät Frl. M. S. Baale auf Grund einer Dissertation über die griechische Dichterin Anyte. In der Einleitung der überaus interessanten Dissertation, der eine Neuausgabe der überlieferten Epigramme der Anyte beigefügt ist, gibt Dr. Baale eine Darstellung des Anteils der griechischen Frauen an Kunst und Wissenschaft. Diese Einleitung ist um so wertvoller, als sie einmal im Zusammenhang nachweist, wie groß dieser Anteil tatsächlich gewesen ist. Der Titel der Dissertation lautet: Studia in Anytes poetriae vitam et carminum reliquias.

* **Pflegeschwestern in öffentlichen Schulen.** In New-York ist kürzlich eine Einrichtung getroffen worden, welche der Nachahmung wert erscheint. Es wurden in öffentlichen Schulen Pflegeschwestern angestellt. Jede hat täglich einen Rundgang durch 3 bis 4 Schulen zu machen und sich den Kindern zu widmen, die ihr vom Schularzt zugewiesen werden. Nach Schulschluß sucht sie die kranken Kinder in den Wohnungen auf und steht den Eltern der Kranken mit Rat und Tat zur Seite. Hierdurch wird für die Schule auch eine gewisse Kontrolle dafür geschaffen, daß die Kinder nicht länger als notwendig vom Unterricht fern bleiben.

* **Die Kinderarbeit im Staate New-York** hat durch die neuerliche Gesetzgebung eine wesentliche Einschränkung erfahren. Das neueste Heft des „Labour Bulletin“ registriert folgende Verbesserungen. Das neue Schulgesetz verfügt den obligatorischen Schulbesuch bis zum 14. Lebensjahre, das bisherige Gesetz nur bis zum 12. Den städtischen Gesundheitsämtern wird durch das neue Gesetz das Recht gegeben, weitere Einschränkungen der Beschäftigung von Kindern zu Laufgängerdiensten in Bureaus, Handelsbetrieben und Gastwirtschaften durchzuführen. Ferner dürfen Mädchen unter 16 und Knaben unter 10 Jahren zum Zeitungsverkauf in den Straßen der Großstädte nicht verwendet werden. Die Maximalarbeitszeit von Kindern unter 16 Jahren darf 9 Stunden pro Tag nicht überschreiten. Gleichfalls ein Fortschritt ist in Quebeck (Kanada) zu verzeichnen. Das Schutzalter in gefährlichen Betrieben beträgt 16 Jahre für Knaben und 18 Jahre für Mädchen; in nichtgefährlichen Betrieben dürfen Mädchen nur im Alter von über 14 Jahren beschäftigt werden. (Soziale Praxis.)

Digitized by Google

22. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins,

vom 27.—30. September 1903 zu Cöln a. Rh.

Die Sitzungen der Generalversammlung werden außer den geschäftlichen Berichten folgende Themen zur Besprechung bringen: Die Schule im Kampf gegen den Alkohol; Rechtsschutz für Frauen; Reform auf dem Gebiet der weltlichen Krankenpflege; die Mitarbeit der Frauen in der kommunalen Verwaltung. Eine besondere Sitzung wird der Besprechung der Sittlichkeitsfrage gewidmet sein. Im Anschluß an die Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins wird ein öffentlicher Frauentag veranstaltet werden, der nachstehende Themen zur Verhandlung bringt:

Montag, den 28. September, abends 7½ Uhr, pünktlich:

1. Wie erzieht das Haus für das soziale Leben? Vortrag von Frau Helene von Forster-Nürnberg.
2. Frauenlöhne. Vortrag von Fräulein Alice Salomon-Berlin.

Dienstag, den 29. September, nachmittags 4 Uhr, pünktlich:

1. Soziale Frauentätigkeit im Osten Deutschlands. Vortrag von Frau Marie Hecht-Tilsit.
2. Moderne Sittlichkeitsprobleme. Vortrag von Fräulein Ika Freudenberg-München.

Mittwoch, den 30. September, nachmittags 3 Uhr, pünktlich:

1. John Stuart Mill und die Frauenbewegung. Vortrag von Frau Marie Gothein-Bonn.
2. Die Frau als Bürgerin. Vortrag von Fräulein Helene Lange-Berlin.

Im Laufe des September und Oktober finden noch folgende Frauenkongresse statt: am 11. September tagt der Verband norddeutscher Frauenvereine in Bremen, am 24. und 25. September der Deutsch-Evangelische Frauenbund in Bonn. Der Verband fortschrittlicher Frauenvereine tagt vom 27. September bis 1. Oktober in Hamburg-Altona. Am 2. Oktober findet daselbst die Generalversammlung des Vereins für Frauenstimmrecht statt. Ein ostdeutscher Frauentag wird vom 10. bis 12. Oktober in Bromberg tagen.

Der Frauenbund zum Wohle alleinstehender Mädchen und Frauen zu Frankfurt am Main

berichtet über das Geschäftsjahr 1902, daß das im Jahr 1895 begründete erste Heim des Vereins sich langsam aber stetig weiter entwickelt. Am 1. November 1902 hat der Verein in dem Hause Moselstraße 42 ein zweites Heim eröffnet. In dem ersten Heim können gegenwärtig 58 junge Mädchen Unterkunft finden, im verflossenen Jahre war es stets besetzt, und die Zahl der seßhaften Pensionärinnen hat sich im Verhältnis zu der der Passanten sehr erfreulich gehoben. Von dem Bestreben, das Heim zu einem echten Familienheim zu machen, geben die mannigfaltigen Veranstaltungen, wie musikalische Übungen, Flickabende, Ausflüge, gesellige Vereinigungen, kleine Festlichkeiten und Vorträge, ein beredtes Zeugnis. Auf der V. Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine zu Wiesbaden war der Frauenbund durch seine Vorsitzende, Frau Rommel und die Damen Hessenberg und Friedmann vertreten.

Der Kaufmännische Verein weiblicher Angestellter zu Frankfurt a. M.

(Vorsitzende: Frau F. Bröll) schreitet, wie aus dem uns vorliegenden, neuesten Jahresbericht zu entnehmen ist, rüstig auf der Bahn fort, die er sich zur Hebung des Standes der im kaufmännischen Beruf tätigen Frauen vorgezeichnet hat. In erster Linie dienten diesen Zwecken seine Fortbildungskurse, die aber infolge der Einführung des Fortbildungsschulzwanges auch für weibliche Lehrlinge und Handlungsgehilfen nach Übereinkunft mit dem Schulvorstande der städtischen Fortbildungs- und Fachschulen von diesem übernommen worden sind, der auf Anregung des Vereins sich zur Errichtung fachwissenschaftlicher Abendkurse für nicht mehr fortbildungsschulpflichtige junge Mädchen bereit erklärt hat. Die Stellenvermittlung des Vereins gestaltete sich befriedigend, obwohl auch in ihr der wirtschaftliche Niedergang sich fühlbar machte. Die Bibliothek des Vereins enthält gegenwärtig etwa 600 Bände; die Zahl der Lesenden betrug 83, umgetauscht wurden 1075 Bücher. Die geselligen Vereinigungen finden regelmäßig wöchentlich, einmal im Monat in größerem Umfange statt, im Sommer werden Ausflüge in die Umgegend gemacht, im Winter wird auf den Festen harmlose Fröhlichkeit gefördert. Die Darlehnskasse des Vereins ist im verflossenen Jahre neu gegründet worden. Der Verein unterhält rege Fühlung mit allen ähnlichen Bestrebungen dienenden Vereinen und ist bestrebt, in immer fortschreitender Entwicklung so viel Berührungspunkte nach außen als möglich zu gewinnen.

Digitized by Google

„Die Kristallkugel". Eine altweimarische Geschichte von Helene Böhlau. Verlag von Egon Fleischel. Berlin 1903. Schon im „Sommerbuch" hat Helene Böhlau den mit starken Wirkungen arbeitenden Realismus ihrer großen Romane verlassen und beginnt, ihre Kunst mit ganz eigenartiger Strenge zu stilisieren. In dieser neuen altweimarischen Geschichte bleibt sie auf diesem Wege. Auch hier ruht das dichterische Interesse mehr auf dem einheitlichen Stimmungscharakter des Ganzen als auf Einzelwirkungen. Die „Kristallkugel" ist ein Symbol; zuerst bedeutet sie ganz in sich versunkene, in eigener Schönheit und Kraft ruhende Jugendlichkeit. Wunderschön hat Helene Böhlau in der Beate auf dem Ettersberger Hof solche warme, starke Jugend dargestellt. Der Abend unter der Linde, über den man den schweren, süßen Atem blühender Sommerherrlichkeit hinwehen fühlt, gehört zu dem Stimmungsvollsten, was ihre Kunst uns geschenkt hat. Und eine tiefe Note aus ihrer eigensten Persönlichkeit klingt in dies wehmütige Erwachen der jungen Beate zu ihrem Frauenschicksal, zum „schweren Doppeldasein des Weibes". In unwiderstehlichem Liebesdrang ergreift sie, was ihr zugleich wonniges Leben ist und tiefes Leid. Aber das Leben, nach dem sie verlangt, ist für sie nur zu erkaufen mit Leid. Und auch so erhält sie ihre Seele klar und ganz. „Anders lernen die Weiber denken als die Männer. — — Wie sie ihre Kinder geboren hatte, so auch ihre Gedanken. Jeder war eine schwere Errungenschaft aus dem Kern der Dinge heraus, nicht überkommen, nicht gelehrt, nicht fremd, — aber urlebendig aus ihr selbst geboren und mit Menschenleid gezahlt. Wie sie als alte Frau im Spätsonnenschein saß voller Frieden, war ihre Seele rund wie in erster Jugendzeit, hatte keine Ecken, keinen Riß, an dem Sorge sich hätte einhaken, oder in den sie hätte eindringen können." Zum zweitenmal gleicht ihre Seele der Kristallkugel, die sonnenklar und durchsichtig im Raum schwebt. — „Jede eine Errungenschaft, aus ihr selbst geboren, nicht überkommen, nicht gelehrt, nicht fremd": die Worte möchte man auf Helene Böhlaus Dichtungen anwenden. Das Größte in ihnen ist, daß sie ganz ihre eigenen Wege geht. Ihre Dichtung ist eine neue, selbständige Stimme in der großen Symphonie unsrer Gegenwartskunst, selbständig in ihrem persönlichen Verhältnis zum Menschlichen, und selbständig in ihren künstlerischen Elementen und Mitteln. Wer aber könnte daran eine tiefere Freude haben, als die mit ihrem Evangelium von dem eigenen geistigen Können der Frau noch so viel mehr vom Glauben zehren müssen, als vom Schauen?

„Eine alte Geschichte" von Per Hallström. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Im Inselverlag zu Leipzig 1903. Wie zarte Porzellanmalerei aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, wirkt Per Hallströms Erzählkunst. Die „alte Geschichte" umfaßt einen einzigen Tag und sein Schicksal. Ihre Helden sind die denkbar schlichtesten Menschen, und das Motiv ist nichts als eine ganz unkomplizierte „unglückliche Liebe". Aber ein feines künstlerisches Empfinden für Stilreinheit und eine das Kleinste nicht übersehende, liebevolle Vertiefung in das Wesen der Altväterzeit macht aus dem einfachen Stoff ein Kunstwerk von eigenartigem melancholischen Stimmungsreiz. Wie der Lindenblütenduft, der das kleine Sommeridyll durchzieht, webt diese Stimmung um die Gestalten, den braven eingeschüchterten Magister, die goldlockige Annemarie und die unerbittliche Großmutter, deren Wille so unberechenbar und unwiderruflich ist wie das Schicksal selbst. Das Echte und Zarte, die Lieblichkeit und künstlerische Reinheit der Dichtung wird ihr sicherlich überall Freunde gewinnen, wo man für solche zurückhaltende, vornehme Kunst Verständnis hat.

„Das Glück von Rothenburg" und andere Novellen von Paul Heyse. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Die Novellen dieses Bandes stammen aus dem Anfang der achtziger Jahre. Sie sind darum nicht veraltet. Heyses anmutige, bei aller epischen Ruhe scharf pointierte Erzählkunst wird in gewissem Sinn immer über den Wandlungen des literarischen Geschmacks stehen. Sein feiner, leichter Humor wird seine Wirkung nie einbüßen; seine sichere Kraft, auch tiefere psychologische Probleme zu bewältigen, und die gewandte Technik allen Aufgaben künstlerischer Gestaltung gegenüber gibt ihm etwas in sich Vollkommenes und darum Bleibendes. Das wird das deutsche Publikum auch diesem Novellenband gegenüber beweisen.

„Maja Engell". Von Edith Nebelong. Stuttgart. Axel Juncker Verlag. Die nordische Frauenliteratur jüngster Generation hat eine ihr ganz allein gehörende Mädchengestalt geschaffen: merkwürdig reif und zugleich merkwürdig weltfremd, von leicht erregter Sinnlichkeit und doch rein und keusch, dabei gerade und schlank gewachsen — echte Freiluftpflanzen voll Duft und Kraft. So ist Maja Engell. Die außergewöhnlich talentvolle Verfasserin hat den übermütigen und eigenwilligen Reiz solcher Jugendlichkeit, die sich selbst noch nicht gefunden hat und doch in einem feinen Instinkt für das

Digitized by Google

ihr Gemäße, das Gute und Gesunde sicher dahinschreitet, kraftvoll und lebendig wiedergegeben. Mit der kapriziösen Anmut der Heldin stimmt die graziöse Leichtigkeit der Erzählung, die in feinen und ausdrucksvollen Linien geführte Charakteristik wirksam zusammen. Edith Nebelong gehört sicher zu den Künstlern, in denen die Kraft und Produktivität der nordischen Literatur noch manchen schönen Sieg erkämpfen wird.

„Die Jugendsprache Goethes. Goethe und die Romantik. Goethes Ballade." Drei Vorträge von Stephan Waetzoldt. Zweite vermehrte Auflage. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Leipzig 1903. Die Vorträge zeigen den feinsinnigen Fachphilologen, der zugleich durch die künstlerische Fähigkeit einer fein getönten, plastischen Darstellung auch zu dem Laien spricht, der nicht nur litterarhistorische Einsicht, sondern auch einen ästhetischen Genuß vermittelt. Der erste Vortrag begleitet den jungen Goethe, wie er sich von den flachen, abgegriffenen Worten und Bildern der Anakreontik losringt zu einer Dichtersprache, die neue herrliche Lebenswerte tief und wahr zu fassen vermag. Er führt in den Zusammenhang zwischen diesem sieghaften Kampf um neue Formen und der inneren Entwicklung, der Neuentdeckung der Welt und der Menschen, die der Sturm und Drang bezeichnet. — Den Meister, der aus diesem Ringen längst zu neuer Klarheit gekommen, zeigt dann der zweite Vortrag als Führer einer neuen Jugend: Goethe und die Romantik. Die tiefen Zusammenhänge und die feinen und doch unüberbrückbaren Gegensätze, die das Verhältnis des Goethe der Jahrhundertwende zur Jugend seiner Zeit kennzeichnen, treten klar und lebendig hervor. — Die letzte Studie behandelt die Entstehungsgeschichte von Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. An der kleinen Sammlung wird jeder litterarisch Gebildete viel Freude haben.

„George Sand und ihre Auffassung von Liebe und Ehe." Leipziger Inaugural-Dissertation von Alwin Paul.

Es sei mir verstattet, auf diese äußerst wertvolle Doktordissertation eines jungen Neuphilologen hinzuweisen, die von einer selten eingehenden Beschäftigung mit der Frauenfrage Zeugnis ablegt. Indem sich der Verfasser nicht lediglich auf die litterarische Würdigung von George Sand's Schriften beschränkte, sondern sich in den reichen Ideengehalt vertiefte, der, in gährenden Zeiten stürmisch emporgewirbelt, einen Niederschlag in den Werken dieser genialen Frau fand, ist es ihm gelungen, ein äußerst fesselndes Zeitbild zu schaffen. Er läßt der Sand, deren Erscheinung in der litterarischen Welt so viele ganz entgegengesetzte Beurteilungen fand, auf Grund einer äußerst gewissenhaften, fast lückenlosen Zusammenstellung des umfangreichen kulturgeschichtlichen und litterarischen Materials volle Gerechtigkeit widerfahren. Nach Ausscheidung des Veralteten, des künstlerisch Weitschweifigen oder Excentrischen ersteht uns zunächst die starke subjektive Dichterin, ferner die Frau, die sozial zu denken und zu unterscheiden beginnt, deren an sich wertvolle soziale Anschauungen freilich noch viel des Unrichtigen enthalten — zumeist auf die starke Beeinflussung ihrer revolutionären Freunde Michel de Bourges, Pierre Leroux, Ledru-Rollin und Lamenais zurückzuführen sind. Ganz selbständig aber zeigt sie uns der Verfasser in ihren Ideen über Liebe und Ehe und die soziale Stellung der Frau, denn diese sind „trotz aller anfänglichen und gelegentlich wiederkehrenden Verirrungen viel gereifter und geläuterter als ihre sozialen Anschauungen. Ist dort mehr Schlacke als lauteres Metall, so ist hier mehr lauteres Metall als Schlacke."

In stetig sich steigender Läuterung beginnt nun vor uns aus romantischer Gefühls-Verschwommenheit, übersinnlich sinnlicher Phantasterei heraus mitten in einer gährenden, sittenlosen Zeit der Sand Ideal von Liebe und Ehe emporzusteigen, und es gewinnt allmählich auch immer stärkere künstlerische Gestaltung. Es gipfelt jedoch von allem Anfang an in der vergeistigten Liebe, die durch das Christentum gegangen ist und sich nun nie wieder mit der rein sinnlichen Liebe zufrieden geben kann. Das egoistische sinnliche Begehren ist: „l'amour tel que vous l'avez, fait, misérables hommes! Mais l'amour que Dieu vous avait donné, celui qui de son sein aurait dû passer pur et brûlant dans le nôtre, celui auquel je crois comme à une religion, — celui-là est calqué sur l'amour que Jésus Christ a ressenti et manifesté pour les hommes. C'est un reflet de la charité divine, il obéit aux mêmes lois". (Lucrezia Floriani, 67). Diese Liebe führt auch zu Gott, denn sie ist das heilige Streben der vergeistigten Natur nach dem Unbekannten. (Lélia I, 271.)

Auf der Basis dieser idealistischen Auffassung von der Liebe will George Sand zunächst eine neue Auffassung von dem Verhältnis der Geschlechter zu einander erstehen sehen, und darauf wiederum soll sich eine edlere Art der Ehe, sowie eine günstigere Lage für die Frau in Familie und Gesellschaft und damit indirekt ein besseres Los für die Menschheit überhaupt gestalten. Das alles wird unter zahlreichen kulturgeschichtlichen Rückblicken gewissenhaft an der Hand von George Sands Lebenswerk nachgewiesen und somit der Rein- und Feingehalt aus diesem vielfach verkannten Werk gelöst. Die ideale Seite des Wesens dieser genialen Frau leuchtet sieghaft durch alle Schatten ihrer mitererbten und mit den Schwächen ihrer Zeit belasteten Natur hindurch und gelangt zu immer ungetrübterer Reinheit und Sicherheit, je mehr sie sich der abgeklärten Gelassenheit des Alters naht. „Der Feingehalt ihrer Ideen von Liebe und Ehe ist es gerade" — so schließt der Verfasser, „der, wie wir glauben, das Unzerstörbare, das bleibend Wertvolle und Segenbringende im Werke George Sands sein wird, mag er auch durch die Zeit noch so mannigfach umgeformt und womöglich noch mehr geläutert und geklärt werden."

Wir verdanken ihm nicht nur die Klärung dieser oft verdunkelten Gestalt, sondern einen ernsten, solid wissenschaftlich begründeten Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der Frauenbewegung.

Anna Brunnemann.

„Der Richter". Von Karin Michaelis. Stuttgart. Axel Juncker Verlag. 1903. Wer das außergewöhnlich reiche Talent von Karin Michaelis in seiner Entwicklung verfolgt hat, wird den Schritt zu dem vorliegenden Roman vielleicht begreifen,

Digitized by Google

aber sicherlich bedauern. In überraschender Weise zeigt „Der Richter" wieder, mit welch ungewöhnlich reichen Mitteln die Dichterin arbeitet, welche unerschöpfliche Fülle von Gestalten und Motiven sie beherrscht. Aber die Neigung zum Übertriebenen, zum Spielen mit den allerstärksten Sensationen, die sich in „Ulla Fangel" schon andeutete, feiert im Richter förmlich Orgien. Mit einem raffinierten Gleichmut — der ein ganz andrer ist, als der naive der Sage und des Märchens — berichtet Karin Michaelis von den Bluttaten eines wüsten Geschlechts aus einer wilden Zeit. Die Farben leiht Macterlinckſche Romantik — aber sie sind hier glühender und üppiger. Sie versteht es, jeder Grausamkeit die grausamste Seite abzugewinnen, Züge, die man förmlich körperlich peinigend empfindet, überraschend zu accentuieren und so die Nerven ihrer Leser beständig mit gewaltsamen und jähen Eindrücken zu berühren.

Alles in allem: das Buch ist eine Verirrung, zu der die besondere dichterische Veranlagung von Karin Michaelis leicht führen konnte, von der aber hoffentlich ihr künstlerischer Takt sie zurückbringen wird. Es wäre sehr schade, wenn ihre seltene Kraft durch solche Maßlosigkeit dauernd von den höchsten Zielen ihrer Leistungsfähigkeit abgelenkt würde.

„Meyers großes Konversationslexikon." Sechste gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Dritter Band. (Bismarck-Archipel bis Chemnitz.) Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1903. Der dritte Band der Neuauflage, an die eine Fülle gewissenhafter, tüchtiger Arbeit gewandt ist, steht ganz auf der Höhe der beiden ersten. Artikel wie „Blut", „Bohrmaschinen", „Bronzekunst", „Buchdruckerkunst" u. s. w. zeigen in Text und Ausstattung, wie das Lexikon den verschiedensten Zweigen unseres vielgestaltigen geistigen und wirtschaftlichen Lebens in gleichem Maße gerecht wird. Es vermag auf diese Weise eine Menge von Einzelliteratur über bestimmte Gebiete durchaus zu ersetzen und für weitergehende Interessen die allerbequemste Anleitung zu geben. Bei reger Benutzung erkennt man immer mehr, wie vielerlei es zu bieten vermag.

„Moderne Erziehungsfragen". Briefe einer Mutter. Von Johanna Thimm. Verlag von Leonhard Simion. Berlin 1903. Die Briefe enthalten die Gedanken einer Frau, die mit offenem, klugem Blick ins Leben schaut und die vorurteilsfrei erkannten Aufgaben mit warmem Herzen und frischer Tatkraft angreift. Ihre in einfacher und klarer Form ausgesprochenen Gedanken werden sicherlich manchem die Forderungen der Zeit an die Frau nahe bringen.

„Frauen unter sich". Zwölf Gespräche von A. Hauschner. Dresden und Leipzig 1901. Verlag von Karl Reißner. Eine Schriftstellerin von großem realistischen Talent, aber noch nicht ganz sicherer Schulung, stellt in der schwer zu handhabenden Form von Dialogen Szenen aus dem Frauenleben verschiedenster Stände und Gesellschaftsklassen dar: aus dem Liebhaberatelier, von der Hintertreppe, aus dem Asyl für Obdachlose u. s. w. Szenen dieser letzten Art geraten ihr am besten. Für manche von den andern ist die Dialogform ungeeignet, — es muß zu viel in Klammern gesetzt werden, um die Reden deutlich genug zu machen. Ein scharfer satirischer Zug kennzeichnet das ganze Buch, er hat es eigentlich geschaffen. Die sichere Beobachtung und die außerordentlich lebensfrische Darstellung, die auch bei einzelnen weniger gelungenen Szenen noch hervortritt, lassen von der Verfasserin noch manches Gute erwarten.

„Gasthausreform durch Frauen". Von Wilhelm Bode. Herausgegeben vom Verein für Gasthaus-Reform. Weimar 1903. Im Buchhandel durch W. Bodes Verlag. Preis 60 Pf. Die kleine Broschüre gibt eine Zusammenfassung aller Einrichtungen, die an alkoholfreien Kurhäusern, Restaurants 2c. von Frauen begründet worden sind. Es ist eine gar nicht geringe Zahl, z. T. großartiger Unternehmungen, die sich gut entwickeln. So dürfte die kleine Broschüre dadurch, daß sie Anregung zu gleichem Tun gibt, der Bewegung, in deren Sinn sie verfaßt ist, gute Dienste leisten, indem sie vor allem die Frauen immer mehr in ihre praktische Arbeit hineinzieht.

Odolia.

Denkt verwandelt euch „Odol"
In ein menschliches Idol,
So daß draus getreu zu lesen
Seine Wirkung und sein Wesen,
Würd' es sein wie dieses Bild,
Hold mit Lippen rot und rund,
Weißen Zähnen, frischem Mund, —
Jugendschön und rein und mild: —
Odolia!

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Offene Stellen an Schulen.

1. Für eine höhere Privat-Töchterschule in kleiner Stadt Oberschlesiens werden zum 1. Oktober zwei jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerinnen, die auch in Handarbeit resp. Turnen unterrichten können, gesucht. Außer den technischen Fächern Unterricht in Englisch, Französisch, Geographie und Rechnen. Gehalt 1000 Mark.

2. Für ein vornehmes Pensionat in schöner Gegend Mitteldeutschlands wird zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin, die eventuell auch in Malen und Zeichnen unterrichten kann, gesucht. Sehr gute Sprachkenntnisse Bedingung. 24 Stunden wöchentlich, etwas Aufsicht. Gehalt 1000 Mark bei freier Station.

3. Für eine höhere Privat-Töchterschule in größerer Stadt Ostpreußens wird zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin mit besonders guten französischen Kenntnissen gesucht. Gehalt 1350 bis 1500 Mark, steigend von 4 zu 4 Jahren um 100 Mark. Pensionsversorgung je nach Alter.

4. Zur vorübergehenden Leitung einer höheren Privat-Töchterschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird eine evangelische, geprüfte Schulvorsteherin gesucht. Gehalt 150 Mark monatlich, bei längerem Bleiben 175 Mark. Reise vergütet.

5. Für eine deutsche Schule in Spanien wird zum 15. September oder 1. Oktober eine jüngere (bis 30 Jahre), evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin, die gut Französisch und Englisch spricht, gesucht. 24 Stunden in Deutsch, Französisch, Englisch, Weltgeschichte, Geographie und Handarbeit zu erteilen. Gehalt 2100 Pesetas, ungefähr 1680 Mark.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine adlige Familie auf dem Lande in Mitteldeutschland, im Winter Berlin, sucht zum baldigen Antritt eine erfahrene (bis 35 Jahre), evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 11 Jahren. Sehr gute Sprachkenntnisse und Musik verlangt. Gehalt 1200 Mark, Familienanschluß.

2. Eine Familie auf dem Lande am Rhein sucht zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 2 Mädchen von 12 und 8 Jahren. Gute Sprachen und Musik Bedingung. Gehalt 900 Mark. Familienanschluß.

3. Eine katholische Familie auf dem Lande in der Rheinprovinz sucht zum baldigen Antritt eine erfahrene, katholische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin

Lehrerinnen-Kurse

der

Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin.

SW., Tempelhofer Ufer 2.

Theoretische Fächer: Pädagogik der Fortbildungsschule. Psychologie. Volkswirtschaftslehre. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reichs. Verfassungsrecht.

Kaufmännischer Fachkursus: Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsrecht, französische und englische Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschinenschreiben u. s. w.

Gewerblicher Fachkursus: Wäschenähen, Schneidern, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Zeichnen.

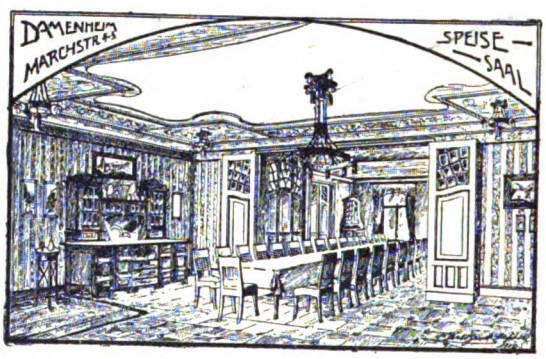
Beginn: Montag, den 12. Oktober. Nachmittagsunterricht.

Sprechstunde: Mittwoch 5—6. Ausführliche Lehrpläne in der Anstalt.

Der Vorstand.

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Sprachkranke Kinder

sind **gründl. Heilunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei **Johanna Lenk,** gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg,** Adami-Strasse 2 I. Beste Empfel.

Dr. and Mrs. Oswald, 49 Blomfield Road, Maida Hill, **W. London,** receive one or two ladies in their cheerful, musical, and intellectual family. Highest References given and required.

Jena. **Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen** Pension. Villa mit grossem Garten. **Dr. math. F. Haft und Frau.**

Familien-Pension I. Ranges

von [21

Elisabeth Joachimsthal

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Paris.

In nächster Nähe der **Sorbonne** und des Luxemburgpalastes finden Damen eine behagliche Pension in der Familie eines franz. Advokaten, gute Verpflegung und zugleich die beste Gelegenheit, sich in der französischen Konversation zu vervollkommnen. Näheres chez **Mme Pasteau. Paris VI rue,** Monsieur le Prince 48.

Digitized by Google

für 2 Mädchen von 14 und 10 Jahren. Gute Musik verlangt. Gehalt 6—800 Mark, Familienanschluß.

4. Eine Familie in größerer Stadt Sachsens sucht zum 1. Oktober eine jüngere, evangelische Erzieherin für ein elfjähriges, nur mittelbegabtes, aber liebenswürdiges Mädchen. Erzieherin muß musikalisch sein, sowie gute gesellschaftliche Formen und angenehmen Charakter haben. Gehalt 800 Mark, voller Familienanschluß.

5. Eine Familie in der Nähe einer größeren Stadt Norddeutschlands sucht zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 1 Knaben von 9 Jahren (nur noch bis Ostern!), 1 Mädchen von 11 Jahren, 1 Knaben und 1 Mädchen von 8 Jahren. Latein dringend erwünscht. Gehalt 600 Mark, mit Latein jedoch mehr. Familienanschluß.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Suche bei hohem Gehalt per 1. Oktober für meine beiden Kinder, 8 jähriger Knabe, 7 jähriges Mädchen,

eine **evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin,**

welche den Knaben im Latein bis Quarta vorbereiten kann. Bevorzugt **Damen von 36 bis 45 Jahren,** welche im Auslande gewesen sind. Gehaltsansprüche, Zeugnisabschriften und Photographie zu senden an

Frau Rittergutsbesitzer Albrecht,
Suzemin bei Preußisch-Stargard
(Westpreußen).

Damenpensionat.
Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.
Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Thale am Harz.
Für Töchter gebildeter Stände gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Haushalt, Handarbeiten, Musik, Gesang, Malen 2c. Sprachen von Ausländerinnen. Pension mit Unterricht jährlich 800 Mark. Referenzen. Prospekte.
Frau Professor Lohmann.

Heimat
für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

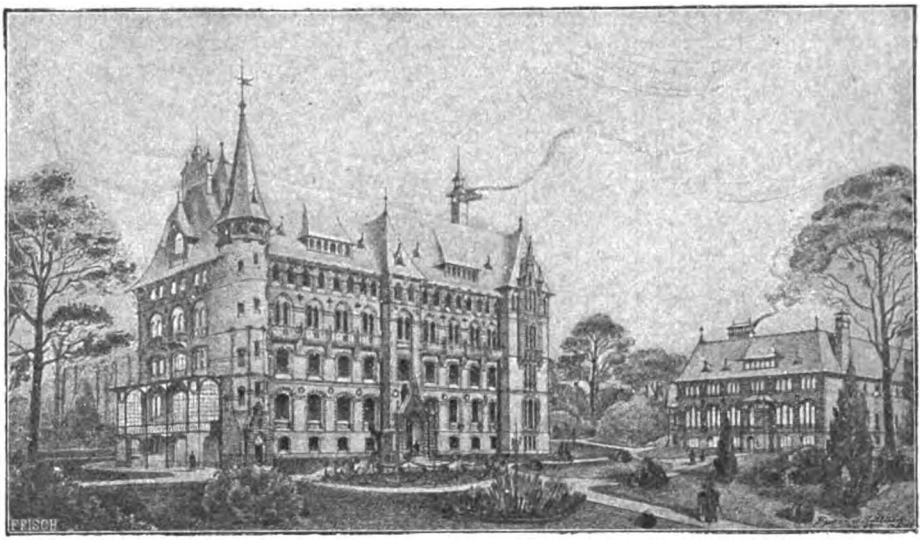
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.

Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 110 435

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google